DAHEIM: EIN DEUTSCHES FAMILIENBLATT MIT ILLUSTRATIONEN

Digitized by Google

2° Per. 4
1,2

fischen ... servato-
... erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

Digitized by Google

<36616425580011

<36616425580011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im April 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 27.**

Künstlers Leid und Freud.

Novelle von H. Marcotin.

Unter den Erfindungen, welche die heutige Gesellschaft charakterisiren, gebührt eine hervorragende Stellung dem jour fixe, welcher, erst vor einigen Jahren in Deutschland eingeführt, doch schon sein Reich fast über alle Klassen erstreckt hat. Wenn man früher jemand bei sich sehen wollte, schickte man ihm eine Einladung, oder wenn er ein Familienfreund war, stand ihm das Haus zu jeder Zeit offen; — jetzt aber, wenn eine Familie bei Verwandten und Bekannten anzeigt, daß ihr jour fixe am Dienstag ist, so soll das natürlich heißen: seid so gut und belästigt mich die anderen sechs Tage mit Eurem Besuche nicht!

Auch der Commerzienrath Gustav Artheim, Inhaber des großen und bekannten Geschäftes G. Artheim und Comp. hatte einen solchen jour fixe auf den Donnerstag jeder Woche festgestellt und seine ausgedehnte Bekanntschaft und die seiner Familie sand sich regelmäßig an diesem Tage sehr zahlreich bei ihm ein.

Nach dem Abendessen theilten sich gewöhnlich die Anwesenden in drei Categorien; die ältlichen Herrn setzten sich au den Spieltisch oder fingen ein Gespräch über Geschäfte, Politik oder die Tagesereignisse an; die Damen gruppirten sich um Madame Artheim — und man weiß, was in den Abendgesellschaften sich die Damen zu erzählen haben; die jungen Leute endlich folgten Hulda Artheim und ihrem Bruder Ernst in das Nebenzimmer, von wo aus bald die Töne des Pianos oder das laute Gelächter, welches gewöhnlich Gesellschaftsspiele begleitet, erschollen. Doch die Theilung, welche am Anfange des Abends immer sehr gewissenhaft vorgenommen wurde, bestand nicht lange, denn manche jung verheirathete Dame fühlte sich unwiderstehlich von den lustigen Klängen des Nebenzimmers angezogen und verließ unter irgend einem Vorwande die ihrem jungen Geiste so ehrwürdig scheinende Matronengesellschaft, um sich zu ihren früheren Gespielinnen zu begeben; oder es war auch mancher junge Ehemann, welchem, was zwar seltner vorkam, die Gesellschaft seiner Frau zu fehlen schien, und der sich zu den Damen begab und gezwungen war, hier eine Pause zu machen, damit es nicht schiene, als wenn er seine Frau, die schon lange im Nebenzimmer bei den jungen Leuten war, suchte. Dann gab es auch die Categorie der Schmetterlinge, welche in keiner der drei Abtheilungen Ruhe fanden und von einer zur andern streiften. Endlich aber besanden sich in der Gesellschaft des Commerzienraths Artheim, wie in so vielen heutigen, junge Leute, welche die Cigarre jeglicher Gesellschaft vorziehen und diesen standen die Zimmer des jungen Artheim zur Verfügung.

Am Abend, an welchem wir den Leser in diese Gesellschaft einführen, schien die Karten spielende Categorie sehr wenig besetzt zu sein und es wurde dem Hausherrn schwer, einige meist aus älteren Herren bestehende Partien zu arrangiren. Desto mehr aber war die Damenwelt vertreten und bei ihr war diese Abwesenheit der Herren das Thema eines sehr belebten Gespräches. Herr Artheim hatte ihnen zwar versichert, daß die meisten dieser Herren der Generalversammlung irgend eines Vereines beizuwohnen hätten und wahrscheinlich oder gewiß später erscheinen würden, doch die Glossen gingen fort, und als eine schon ziemlich alte Dame bemerkte, daß heute das erste Auftreten einer berühmten französischen Tänzerin sei, da war Stoff für den ganzen Abend gefunden, und der Commerzienrath meinte im Herausgehen, daß heute Abend wahrscheinlich mehr als eine ehelliche Scene stattfinden würde, wenn die Herren Gemahle nicht ein unbestreitbares Alibi vorzubringen hätten. Glücklicherweise öffnete bald nachher Hulda die Portieren des Nebenzimmers und meldete den Damen, daß wenn sie geneigt wären, zuzuhören, ihre Freundin Lia Salomon etwas auf dem Klavier vortragen würde, und da Fräulein Salomon als eine Künstlerin ersten Ranges bei der Gesellschaft bekannt war, so stimmten die Damen gerne diesem Vorschlage bei. Im Nebenzimmer besanden sich einige zwanzig junge Mädchen und Herren, die schon ihre Plätze eingenommen hatten und auf die Rückkunft Huldas warteten; und als diese erschien, und ein bejahendes Zeichen machte, erhob sich einer der jungen Leute und bot der neben ihm sitzenden Dame den Arm, um sie ans Klavier zu führen.

In demselben Augenblick beugte sich Ernst Artheim zu seinem Nachbar, einem sehr jungen Menschen, und sagte leise zu ihm:

„Thu mir den Gefallen, Emil, geh in mein Zimmer und sag Hermann Meyer, er möchte vorkommen, da Fräulein Salomon sich hören lassen werde."

Digitized by Google

Der junge Mensch entfernte sich und bald ertönten unter den geübten Fingern des jungen Mädchens die Accorde eines Salonstückes. Emil war fast augenblicklich zurückgekehrt und hatte Ernst leise ins Ohr geflüstert:

„Hermann Meyer läßt sagen, daß er alle Pianistinnen der Welt für eine Banatella gäbe, und da er gerade eine solche rauche, so möge sie in Gottes Namen spielen, er könne sich nicht beirren."

Fräulein Salomon war wirklich eine Künstlerin, denn sie spielte das ausnahmsweise schwere Stück mit einer fabelhaften Fingerfertigkeit und entzückte dadurch das ganze Auditorium, besonders aber den jungen Herrn, der sie ans Klavier geführt und sie jetzt auch wieder auf ihren Platz begleitete, und der seit einigen Monaten mit ihr verlobt war. Sie nahm die Complimente der Anwesenden mit einem freundlichen Lächeln an, jedoch als Huldа zu ihr herantam und sie küßte, sagte sie zu ihr:

„Ich weiß eigentlich nicht, wie ich habe gut spielen können, meine ganze Aufmerksamkeit war auf jene Statuette gerichtet, der Du eine Nische über Deinem Klavier hast einrichten lassen und die, wenn ich nicht irre, eine der neun Musen vorstellt. Sie ist wirklich reizend, hast Du sie geschenkt bekommen?"

„Ja," erwiederte Huldа, „es ist eine Galanterie meines Bruders, und ich habe mich sehr darüber gefreut."

„Frage ihn doch, wo er sie gekauft hat?" sagte die andere, „ich möchte gar zu gerne eine gleiche haben."

„Und würdest Du mir erlauben, sie Dir anzubieten, liebe Lia?" fragte Herr Falk, ihr Bräutigam.

„O, beeilen Sie sich nicht," rief Huldа, „der Werth dieser Statuette liegt nicht allein in der meisterhaften Ausführung des Gedankens, sondern darin, daß sie Hermann Meyer gemacht hat, der nie etwas anderes wie Fledermäuse, Drachen, Satyrn und andere Ungeheuer aus dem Marmor erschafft. Es ist der beste Freund meines Bruders und der hat drei Jahre bitten müssen, ehe Hermann ihm etwas für mich arbeitete, und ich glaube, daß, wenn ich kein junges Mädchen gewesen, und er mir nicht meines Bruders halber sehr gewogen wäre, auch ich irgend eine Spinne oder sonst etwas Schauderhaftes von ihm bekommen hätte."

Lia betrachtete aufmerksam die Statuette.

„Es ist kaum glaublich," sagte sie, „daß derselbe Meißel, welcher diese feinen und anmuthigen Formen gebildet, sich die Aufgabe gestellt hat, nur das Häßlichste, was die Natur hervorbringt, nachzuahmen."

„O!" meinte Huldа, „er ist in seinem ganzen Wesen ein Original, und wenn man alles, was er sagt, im Ernst nehmen wollte, müßte man sich oft mit ihm zanken."

Doch Huldа sah, daß Herr Falk seiner Braut gerne etwas sagen wollte und zog sich zurück, um mit anderen jungen Mädchen zu plaudern. Sie hatte recht gerathen, denn kaum war sie fort, als dieser sagte:

„Ich werde versuchen, den Herrn Meyer zu bewegen, auch Dir, liebe Lia, eine solche Statuette zu machen, es wird wohl nicht so schlimm mit ihm sein; wenn ich ihm einen guten Preis biete, wird er wohl seine Fledermäuse liegen lassen und für klingendes Geld nicht verschmähen, eine Göttin wie die, welche Du wünschest, zu machen."

Lia hob langsam ihre Augen zu ihrem Bräutigam empor und langsam senkte sich ihr Blick wieder zur Erde.

„Ich danke Dir für Deine Aufmerksamkeit, Julius," sagte sie, „aber gib Dir keine Mühe, es würde mir leid thun, wenn Dir Dein Versuch beim Herrn Meyer mißlänge."

„Bah!" erwiederte dieser, „ein Geschäft ist ein Geschäft; Du wirst sehen, Lia! Du verstehst Klavier zu spielen, aber zu handeln verstehe ich."

Wiederum erhob sich der Blick des jungen Mädchen zu dem, welchem sie für das ganze Leben zur Geschäftin bestimmt war, und wiederum senkte sich ihr Blick zu Boden, ohne daß ihr Auge länger als eine Sekunde auf den Zügen ihres Bräutigams verweilt hatte.

Und diese Züge verdienten doch eine nähere Betrachtung, denn Julius Falk erschien beim ersten Anblick als ein wirklich schöner Mann. Rabenschwarze Haare und Bart umrahmten seine regelmäßigen Züge, auf denen ein Ausdruck von Sanftmuth und Heiterkeit so zu sagen stereotypirt war. Er schien den Dreißigern nahe zu sein, hatte jedoch in seinem ganzen Wesen so etwas Leichtfertiges, fast Knabenhaftes, daß man ihm leicht fünf oder sechs Jahre weniger gegeben hätte. Er war Kaufmann, hatte sich seit kurzem etablirt und sollte, wie man sagte, sehr gute Geschäfte machen; auch hatte seine Verlobung mit Lia Salomon seinen Credit bedeutend erhöht, denn diese war eine sehr reiche Waise, deren große Mitgift seinem Geschäfte eine neue Ausdehnung geben mußte.

Diese Verlobung hatte den ganzen Kreis der Bekannten des jungen Paares in Erstaunen gesetzt, denn Fräulein Salomon hatte schon das einundzwanzigste Jahr überschritten, ohne sich entschlossen zu haben, unter der Masse von Anbetern, die ihr oder ihrer Mitgift ihre Herzen zur Verfügung stellten, eine Wahl zu treffen; man hatte lange behauptet, daß es wohl nie ein Kaufmann sein werde, auf den diese Wahl fallen würde; man hatte ihr sogar oft vorgeworfen, zu wählerisch zu sein und ihr prophezeit, daß sie sich, wenn die Zeit der Blüthe vorüber wäre, mit dem ersten Besten begnügen werde. Endlich jedoch hatte Falk den Preis davongetragen; sie hatte sich ihm versprochen, und jene kritisirenden Leute, die nichts zum Schweigen bringen kann, zuckten mit den Schultern und meinten, daß ein schöner Mann nie unverlegt bleibe.

Das junge Brautpaar schien recht glücklich zu sein, und jeder von ihnen gab sein Glück auf eine seinem Charakter angemessene Art und Weise kund: Falk durch eine mehr als gewöhnliche Heiterkeit; Lia durch ein sanftes, ruhiges Lächeln, mit dem sie die feurigen Betheurungen ihres Bräutigams anhörte. Die Brautzeit ist ja ein so herrlicher Frühling, in dem die Blume des zukünftigen Glückes noch in der zartesten Knospe prangt! Man sah, wie sich das junge Paar in jeder Gesellschaft zu isoliren suchte, um wenn auch nur einen Augenblick sich selbst anzugehören, und man that, als ob man es nicht sähe.

„Lia," sagte Falk, als die Umstehenden sich von ihnen entfernt hatten, um ein Spiel zu berathen, „mein liebes, schönes Liachen, Du hast mir heute noch gar nicht gesagt, daß Du mir gut bist."

„Sei vernünftig, Julius," antwortete das junge Mädchen, „es schickt sich wahrhaftig nicht, daß Du mir immer so zur Seite bleibst, komm, laß uns zu jenem Tische gehen, wo Huldа die Plätze zum Spiele vertheilt, komm!"

„O, falte Lia," seufzte der junge Mann, „doch warte, in acht Monaten, wenn wir verheirathet sein werden, sollst Du mir das alles bezahlen!"

Und er ergriff ihre Hand, um sie zum Tische zu führen.

„Du, Lia," rief Huldа ihr entgegen, „Du sitzt neben Herrn Assessor Franz Merkel ... dort oben ..."

„Ich sitze neben meinem Bräutigam," erwiederte Fräulein Salomen, „es thut mir leid, Deine Arrangements zu stören, aber ich thue es nicht anders."

Ein allgemeines Zischeln folgte dieser unerwarteten Erklärung des jungen Mädchens; Huldа schlug die Augen nieder und änderte ihre Dispositionen. Falk aber drückte freudig die Hand seiner Braut, ließ sie aber gleich wieder los.

„Ist Dir unwohl, Lia?" fragte er besorgt, „Deine Hand ist wie Eis."

„Ein wenig Kopfweh," antwortete diese, „es hat nichts zu bedeuten."

Die arme Huldа hatte viel an ihren Dispositionen zu ändern, denn fünf oder sechs junge Herren, und unter ihnen auch ihr Bruder, waren gleich, nachdem die letzten Accorde des Instrumentes verhallt waren, aus dem Zimmer verschwunden und hatten sich in dem des jungen Arkheim bald in eine Wolke von Cigarrendampf eingehüllt.

„Es ist doch ein eigenthümliches Ding mit den Gesellschaftsspielen," sagte Carl Tann, ein dreiundzwanzigjähriger Studiosus beider Rechte, „sie üben auf mich die Wirkung des negativen Poles der electrischen Maschine aus, — sie stoßen ab. Da se eine Stunde zu sitzen und sich den Geist zu martern, um eine recht unsinnige Antwort auf eine noch unsinnigere Frage zu finden; da ist mir wahrhaftig eine schlechtere Cigarre als die, welche Du uns offerirt hast, Ernst, noch zehn Mal lieber."

„Und doch ist es unrecht von uns," erwiederte Ernst, „die armen Mädchen so im Stiche zu lassen; denn wir können uns das Zeugniß geben, daß sie uns sechs von der ganzen Gesellschaft am meisten vermissen werden."

„Bescheidenheit ziert die Jugend," ertönte aus einer von Rauch

Digitized by Google

fast unsichtbaren Ecke des Divans eine mequante Stimme, die sogleich von dem Gemurre sämmtlicher jungen Leute unterdrückt wurde.

„Du darfst gar nicht mitreden," rief endlich Ernst; „daß man Dich nicht vermißt, ist mehr als gewiß. Wenn man in Gesellschaft kommt, um einem Freunde seinen Cigarrenkasten zu leeren, dann freilich kann man seinen Begriff von den Reizen einer Mädchengesellschaft haben."

„Warum seid Ihr denn nicht dageblieben?" antwortete die Stimme, „statt hierher zu kommen und zu lamentiren!"

„Undankbarer!" sagte Carl Tann, „wir kamen, um Dir Gesellschaft zu leisten; und so empfängst Du uns?"

„Wir verließen die Freuden Capuas, um Dich Einsiedler auf Deinem gepolsterten Felsen zu besuchen, und so empfängst Du uns? Undankbarer!" sagte der junge Emil mit vielem Pathos.

„Meine lieben Herren," antwortete die Stimme, welche, wie man es errathen haben wird, dem Bildhauer Hermann Meyer angehörte, „wenn ich allein bin, befinde ich mich in einer mir sehr angenehmen Gesellschaft, woran ich im entgegengesetzten Falle oft Gelegenheit habe, zu zweifeln."

„Eine Erklärung oder eine Genugthuung!" schrien sechs fröhliche Stimmen.

„Sehr gern," antwortete der Bildhauer, „finden Sie es etwa anständig, daß der hier gegenwärtige Ernst Arkheim mich seit drei Viertel Stunden schon hier weiß, ohne mir ein Glas Punsch oder eine sonstige Erfrischung geschickt zu haben? Finden Sie es anständig, daß er mir vorhin jenen pathetischen Knirps, unsern Freund Emil, hergeschickt hat, um mich, der Barbar! zu einer Pianotortur aufzufordern?"

„Es war ja Fräulein Salomea, die spielte," unterbrach ihn einer.

„So," sagte Hermann Meyer, „Fräulein Salomon? Eine mir unbekannte Größe! O, wenn die Regierung sich nicht mit so vielen überflüssigen Dingen beschäftigen und lieber einen ernsteren Blick auf die Marter des gesellschaftlichen Lebens werfen wollte, wie wäre doch vielen geholfen! Cholera, Trichinen und Pianisten sind die Qual unseres Jahrhunderts und die gerechte Strafe für alle unsre Sünden."

„Höre, sage das nicht vor ihrem Bräutigam," meinte einer der jungen Leute, „der würde es übel aufnehmen."

„Also einen Bräutigam hat sie?" fragte der Bildhauer, „Natürlich, so ein gelehrtes Thier muß auch seinen Kornak haben. Wer ist denn der Glückliche?"

„Kennst Du den Apollo der Z . . . Straße nicht?" fragte Ernst, „Du besuchst doch diese Straße so oft."

„Ja," erwiederte Meyer, „dort sind ich meine schönsten Modelle für Satyrn, Faunen und sonstige Ungeheuer; aber Modelle zum Apollo habe ich dort noch nicht gesehen."

„Es ist Herr Julius Falk," sagte Carl Tann, „kennst Du ihn denn nicht?"

„Wenn man vom Wolfe spricht, steht er an der Thür," sagte ein soeben Eintretender.

Ziemlich verblüfft sahen die jungen Leute den so plötzlich Erscheinenden an. Ernst faßte sich jedoch bald und ging ihm mit freundlicher Begrüßung entgegen.

„Fühlen auch Sie, lieber Herr Falk, Heimweh nach einer Cigarre?" sagte er.

„Das nicht," antwortete der glückliche Bräutigam, „aber ich habe die Gelegenheit gefunden, mich unbemerkt aus der Gesellschaft zu entfernen und Sie hier zu stören, da ich gehört habe, daß der Herr Bildhauer Meyer sich in Ihrer heiteren Gesellschaft befindet."

„Befinde," tönte es aus jener Ecke hervor, „hier sitzt Herr Meyer und liest dieser verderbenen Jugend streng die Epistel. Sind Sie gekommen, um mir zu helfen, mein Herr?"

Falk, sichtbar von diesem mehr als komischen Empfang betroffen, näherte sich zögernd dem Tische und sagte:

„Ich wollte mich nur erkundigen, Herr Meyer, ob Sie es wären, der jene Statuette, die Fräulein Hulda über ihrem Klavier hat, gearbeitet haben?"

„Zu dienen," antwortete Meyer, „sie stellt ein gewisses Fräulein Euterpe, Tochter des Herrn Jupiter und seiner morganatischen Gattin Mnemosyne vor, die zu ihrer Zeit eine berühmte Violin-, andere sagen Harfenspielerin gewesen sein soll. Kann ich Ihnen mit etwas anderem dienen?"

Ein anderer, wie der Herr Falk, wäre durch diese Einleitung entweder vollständig eingeschüchtert oder ziemlich beleidigt worden, jedoch der kaufmännische Apollo fuhr ruhig in seinem Gespräch mit dem Künstler fort:

„Meine Braut," sagte er, „wünscht eine solche Statuette zu haben, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir, sobald es Ihnen möglich wäre, eine solche anfertigen könnten; über den Preis werden wir uns schon verständigen."

„Bitte, lieber Emil," sagte Meyer nach einer kurzen Pause, „zieh Dein Taschentuch und verscheuche ein wenig die Wolke, die mir den Herrn verbirgt. So, also Sie sind Herr Falk! Ah! Nun sehen Sie, lieber Herr, es thut mir wirklich leid, Ihren mich so ehrenden Auftrag nicht ausführen zu können, da das letzte Dutzend dieses Artikels verkauft und ich zur Zeit nichts Aehnliches auf Lager habe. Gefälligen späteren Aufträgen höflichst entgegensehend, verbleibe ich achtungsvoll ergebenst Hermann Meyer, privilegirter Euterpenfabrikant."

Ein schallendes Gelächter begleitete die letzten Worte des Bildhauers. Die jungen Gäste Ernst Arkheims schienen ganz und gar vergessen zu haben, daß die Spötterei Meyers ernste Folgen haben konnte und gaben sich der ausgelassensten Heiterkeit hin. Doch Herr Falk war nicht der Mann, irgend etwas Beleidigendes in dem von Hermann Meyer Gesagten zu sehen, er sah es als einen Witz an und auf dem Felde glaubte er, sich mit jedem messen zu können.

„Ich freue mich, Herr Meyer," sagte er, „daß Sie dies geschäftlich behandeln, und mich des von Ihnen gebrauchten Geschäftsstyles bedienend, habe ich die Ehre, Sie zu fragen, welch einen Artikel Sie jetzt vorräthig haben oder in kürzester Zeit liefern können, und Ihrer baldigen Antwort entgegensehend, verbleibe auch ich ergebenst Julius Falk."

„Hurrah!" rief der kleine Emil, „Hermann, Du hast einen würdigen Gegner gefunden . . . Stoß auf Stoß! — Das war recht, Herr Falk!"

Doch Hermann Meyer hatte seit einigen Sekunden fest dem Kaufmann ins Gesicht gesehen und plötzlich ernst werdend — —

„Schweig, Du heulender Zwerg!" sagte er, „und lasse vernünftige Leute ein vernünftiges Wort sprechen. Herr Falk, ich verspreche Ihnen, in acht Tagen eine Statuette zu verfertigen, welche für das Piano Ihrer Fräulein Braut paßt und den Gott der Lieder vorstellen wird. Sind Sie befriedigt? Das Vorhergesagte war Spaß; — was den Preis anbetrifft, so werden wir uns darüber nicht streiten!"

„Da bereiten Sie mir wirklich ein großes Vergnügen," erwiederte Herr Falk; „denn ich muß es Ihnen gestehen, meine Braut glaubte, ich würde eine abschlägige Antwort von Ihnen bekommen. Ich rechne auf Ihr Wort, Herr Meyer, wie Sie auf meine Kasse rechnen können. — Doch verzeihen Sie, meine Herren, meine Braut erwartet mich gewiß mit Ungeduld . . . Ihr Diener, Herr Meyer! Ich empfehle mich, meine Herren!"

Und er verließ das Zimmer: doch kaum waren seine Schritte im Corridor verhallt, als die jungen Leute in ein lautes Gelächter ausbrachen. Hermann Meyer jedoch verlangte Ruhe und sagte:

„Ich begreife Euch nicht! das scheint mir ein sehr ehrenwerther Mann zu sein, der mir eine gute Bestellung gemacht hat; was habt Ihr denn darüber zu lachen?"

„Hermann! Hermann!" sagte Ernst, „Du brütest über etwas Entsetzlichem; Deine Ruhe ist die Vorbotin eines Gewitters; doch ich bitte Dich, Hermann, schone das arme Mädchen, seine Braut; sie ist die beste Freundin meiner Schwester und wirklich ein herzensgutes Mädchen . . ."

„Wenn sie nur nicht so stolz wäre!" sagte Carl Tann.

„Und so hochmüthig!" fügte ein anderer hinzu.

„Und so liebios gegen ihre Verwandten!" sagte ein Dritter.

„Und so verliebt in ihren Bräutigam!" rief ein Vierter.

„Eine Künstlerin, die sich in einen Ellenveiter verliebt, pfui!" schrie der kleine Emil dazwischen.

„Rührende Uebereinstimmung von fünf schönen Geistern!" sagte Hermann Meyer, „doch was geht das mich an? — ich habe dem Herrn Falk einen Gott der Lieder für seine Braut versprochen, und so wahr ich Ich bin, werde ich mein Versprechen halten!" Und nachdem er diese Worte gesprochen, zündete er sich eine frische Cigarre an, nahm ein Album zur Hand, in welchem sich die Photographien sämmtlicher Bekannten Ernst Arkheims befanden, blätterte darin und

Digitized by Google

war bald hinter einer Wolke von Rauch den Blicken seiner immer noch über das Vorgefallene schwatzenden Freunde verschwunden. Eben diese Wolke verhinderte auch Ernst, zu bemerken, daß eins der Portraits des Albums mit vieler Geschicklichkeit aus demselben herausgezogen wurde und in der Brusttasche des Bildhauers verschwand.

Als Herr Falk in den Salon zurückkehrte, schlug Madame Arkheim gerade vor, wie gewöhnlich die Soiree mit Tanzen zu beendigen. Daß dieser Vorschlag mit Enthusiasmus von den jungen Leuten aufgenommen wurde, bedarf wohl keiner weiteren Betheurung. Eine der jungen Damen, welche vergab am Füße zu leiden, setzte sich ans Klavier, und kaum waren die ersten Töne erschollen, als sich auch schon in der Thüre die sechs Flüchtlinge zeigten, welche den Bildhauer seinen Betrachtungen auf seinem gepolsterten Felsen, wie der junge Emil sagte, überlassen hatten und in die Gesellschaft zurückgeeilt waren, sobald sie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß die von ihnen so gefürchteten Gesellschaftsspiele zu Ende wären. Schon hatte der Tanz ununterbrochen eine Zeitlang gedauert, als mehrere der ältlichen Damen die Bemerkung machten, daß es spät wäre und daß man an das Nachhausegehen denken müßte; jedoch Hulda Arkheim schlug einen Cotillon vor, der, als sie die Versicherung gab, daß er höchstens ein halbes Stündchen dauern sollte, auch von den schläfrigsten der Mamas angenommen wurde. In einer der Figuren dieses Tanzes kam es vor, daß ein Herr sich eine andere Dame, als die, deren Cavalier er war, wählen mußte, um mit ihr zu tanzen, und der Assessor Merkel, dem diese Aufgabe zugefallen war, ging auf Fräulein Salomon zu, die den ganzen Abend nur mit ihrem Bräutigam getanzt hatte, verbeugte sich vor ihr und bot ihr seine Hand an. Falk war einen Schritt zurückgetreten, zum Zeichen, daß er seiner Dame gestattete, die Einladung anzunehmen, und diese, obgleich es ihr eine große Ueberwindung zu kosten schien, hatte ihre Hand in die des Assessors gelegt. Der Tanz begann, und als die Paare sich im Kreise drehten, sagte Merkel so leise, daß es seine Tänzerin allein verstehen konnte:

„Sie haben mir geschrieben, Lia, daß Sie Ihre Briefe wieder haben möchten."

„Ja, ich bitte Sie darum," — antwortete diese zitternd.

„Morgen Abend erwarte ich Sie um 10 Uhr im Garten Ihres Hauses, dessen Eingang ich mir zu verschaffen wissen werde," sagte der junge Mann, „und da, am selben Ort, wo ich den ersten und einzigen Kuß, den Sie mir gaben, von Ihnen erhielt, werde ich Ihnen Ihre Briefe wiedergeben, Fräulein Lia —"

„Es ist mir unmöglich, Sie dort zu empfangen," erwiederte das am ganzen Körper zitternde Mädchen.

„Sie wissen, daß, wenn ich einmal einen Entschluß gefaßt habe, er unwiderruflich ist," sagte Herr Merkel, „dort oder nie gebe ich Ihnen Ihre Briefe wieder."

Der Rundtanz war zu Ende und Herr Merkel verbeugte sich tief, indem er seine Tänzerin ihrem Cavaliere wieder zuführte. Bald fingen einige müde Damen wiederum an, nach der Uhr zu sehen, und obgleich Hulda betheuerte, daß die halbe Stunde noch nicht verflossen wäre, so war doch der Wunsch, sich nach Hause zu begeben, so allgemein, daß der Tanz bald endete und die Anwesenden von der Arkheimschen Familie Abschied nahmen. In wenigen Augenblicken waren die Säle leer und auch die Familie sagte sich gute Nacht und jeder zog sich auf sein Zimmer zurück.

Als Ernst Arkheim dem seinen sich näherte, sah er, daß die Lampe noch brannte und wunderte sich, daß, nachdem Hermann Meyer, — wie er glaubte — auf einer Hintertreppe das Haus verlassen, die Dienerschaft das Licht hatte brennen lassen. Leise öffnete er die nur angelehnte Thür und ein unerwartetes Schauspiel bot sich seinen Blicken dar.

Hermann Meyer saß am offnen Fenster, den Kopf auf die Hand gestützt und den Blick auf den Boden geheftet, sein Gesicht zeigte Spuren einer fürchterlichen, inneren Bewegung, seine krampfhaft geballte Faust zerdrückte fast das Taschentuch, welches sie hielt, er schien das Bild stummer, aber unendlicher Verzweiflung.

„Hermann! — um Gottes Willen! — was ist Dir?" rief Ernst, indem er hastig ins Zimmer stürzte.

Der Bildhauer fuhr wie aus einem Traume empor, sah einen Augenblick seinen Freund an, dann schüttelte er einige Male wie verherhaft den Kopf, fuhr mit der Hand über die Stirn und wie durch einen Zauberschlag hatte plötzlich sein Gesicht jenen heitern, unbekümmerten, etwas moquanten Ausdruck angenommen, welchen es den ganzen Abend über gehabt hatte.

„Bist Du unwohl, Hermann?" fragte Ernst weiter, „so antworte doch, ich beschwöre Dich!"

„Narr!" erwiederte dieser mit demselben Tone in der Stimme, in dem er mit Falk gesprochen, „ich hatte Grillen und ward Philantrop; beim Anblicken einer Cigarre dachte ich an die Negersklaven auf Cuba, die mit so vieler Anstrengung und Mühe diesen Tabak zum Gebeihen bringen und," setzte er komisch seufzend hinzu, „die Ihre, den Schweiß meiner schwarzen Brüder zu rauchen, machte mich traurig!"

Ernst ließ seine Hand fahren und trat einige Schritte zurück.

„Hermann," sagte er nach einer kleinen Pause, „Du bist dreißig Jahre alt, ich achtundzwanzig und wir kennen uns seit achtzehn Jahren, und seit achtzehn Jahren sind wir Freunde! — Alle unsere Schulleiden und Freuden haben wir zusammen erlebt, alle unsre Jünglingsträume zusammen geträumt, alle unsre Berufe zusammen beweint; — kennt, Hermann, setze Dich zu mir, um Gotteswillen keinen Witz! nur in diesem Augenblicke keinen, Hermann! — komm, setz Dich, hör mich an, ich habe das Herz zu voll — ich muß es Dir ausschütten."

Und der junge Mann zog den sich sträubenden Freund, dessen sarkastisch aufgeworfene Lippe wahrscheinlich irgend einen Witz, wie Ernst es vorausgesehen, bereit hatte, mit sich auf das Canapee, und indem er seine Hand fest an sich drückte, fuhr er fort:

„Als eines Tages mein Vater uns anzeigte, daß der Fürst ihm einen Titel verliehen, und daß sein Vermögen fest gesichert sei, da kamst Du zu mir, ergriffst meine Hand und mit Thränen in den Augen sagtest Du zu mir: „Ich freue mich, Ernst!" — Als Du später Deine geliebte Mutter verlorst und untröstlich auf ihrem Grabe weintest, befindst Du Dich, Hermann, wer sich auf dem frisch aufgeworfenen Grabe zu Dir setzte und, ohne zu versuchen Dich zu trösten, mit Dir weinte? . . . Als im großen Wettkampfe der jungen Künstler Dir der erste Preis zu Theil ward und die Regierung Dich, um Deine Studien zu vollenden, nach Rom schickte, wen fandest Du an der Thüre des Saales, wo die Kunstrichter ihren Urtheilsspruch gefällt hatten — wer flog Dir zuerst von allen Deinen Bekannten an den Hals und sagte Dir: „ich freue mich, Hermann!" . . . Sieh, Deine Hand zittert in der meinen . . . Du fühlst, wie schön unsere Jugendfreundschaft war . . . wie glücklich sie uns machte! — Dann trennten wir uns auf fünf Jahre, Du sahst Rom, Neapel, Paris, Du kamst als ein großer Künstler wieder, reich an Wissen und Kunst, aber arm an Freundschaft und Herz! — Drei Jahre bist Du jetzt wieder hier, wir behandeln uns wie ein Paar gute Bekannte, aber wo ist unsre Freundschaft? — dahin!! Hermann, ich möchte weinen wie ein Kind, wenn ich daran denke!"

Der Bildhauer machte langsam seine Hand aus der seines Freundes los, und strich ihm, ohne ein Wort zu sagen, damit über die Stirne, sein Blick war sanft, gut und zärtlich.

„Kind!" murmelte er, „Kind!"

„Ja, ich läugne es nicht", fuhr Ernst fort, „ich bin wie ein Kind, und jedes Mal, wenn ich mit den anderen Deine beißenden Bemerkungen, Deine Witze, Deinen Sarkasmus belache, mache ich mir Vorwürfe nachher, . . . fühle ich fast Gewissensbisse, als . . . ich kann Dir das nicht anders erklären, Hermann, als wenn ich einem Unglücklichen, der mir sein Unglück erzählt, ins Gesicht lache. — Nicht wahr? ich bin recht lächerlich, Hermann, aber ich habe mir manches Mal schon vergestellt, daß jeder Deiner Witze eine Maske sei, die Du einer verborgenen Thräne vorbindest."

Hermann Meyer erhob sich plötzlich, er näherte sich dem offnen Fenster und schien einige Male tief Athem zu holen, dann wandte er sich zu Ernst und sagte mit rauher Stimme:

„Schweig mit Deinem thörichten Geschwätz, Ernst! schweig, ich bitte Dich darum!"

Doch Ernst schien die Worte des Freundes nicht gehört zu haben, denn er fuhr mit trauriger Stimme fort:

„Ich weiß, daß ich nur ein gewöhnlicher Mensch bin, und daß ich mich mit aller Kraft meines Willens gegen meine geistestödtenden Beschäftigungen im Comptoir meines Vaters stemmen muß, um nicht in kurzer Zeit ein Mensch wie . . . wie Herr Falk zu werden. Ich

Digitized by Google

Beethoven und Jeannette d'Honrath.
Originalzeichnung von W. Lindenschmit.

Digitized by Google

hoffte auf Dich, Hermann! — die Poesie des Herzens meines Freundes, sein hoher Geist, sein künstlerisches Wirken sollten für mich der Zufluchtsort meines bessern, nicht kaufmännischen Ichs werden. — Ich sah mich getäuscht, das Herz meines Freundes ist mir verschlossen, sein Geist dringt mir kalt ins Mark, und seine Werke machen mich schaudern! — Ja, Hermann, jedes Mal wenn ich vor einem Deiner Ungeheuer vorbeigehe, welche die Kenner so sehr bewundern, dann sage ich mir: Und weiter kommt nichts aus dem Herzen, aus dem Geiste, aus der ganzen Seele Deines Freundes! — Du sollst sehen, Hermann, was aus mir werden wird! — nenne mich schwach, weibisch, feig, wie Du willst, aber wenn Du Dich nicht bald meiner annimmst, Du sollst sehen, noch ein Paar Jahre in der Umgebung, bei der Beschäftigung, und Ernst, — Dein Ernst, Hermann, ist todt, und Du wirst nur noch einen wirklichen Kaufmann, im ganzen, abscheulichsten Sinne des Wortes vor Dir haben, über den Du Witze reißen kannst. . . . O Freund meiner Jugend . . . heute Abend schlägt vielleicht die letzte Stunde unserer Jugend . . . lasse sie nicht unnütz vorübergehen! . . . reiche mir Deine Hand, Deine Künstlerhand, laß mich nicht in der Prosa des Lebens versinken!“ Hermann Meyer stand, die Arme auf seiner breiten Brust gekreuzt, sprachlos vor seinem Freunde; mit tiefer, inniger Rührung blickte er auf ihn; ein schwerer, herber Kampf schien in seinem Innern vorzugehen, ein Gefühl, dessen er nicht Herr werden konnte, schien sich nach und nach, aber unwiderstehlich seiner zu bemächtigen und ihn ganz zu durchdringen. Es war nicht mehr der stachelnde Witz, nicht mehr der beißende Sarkasmus, der seine Lippe aufwarf, es war ein bittrer, schmerzhafter, herzzerreißender Ernst, der sich aus seiner Brust nach und nach Luft zu machen suchte.

„Nun, so werde denn ganz und gar Kaufmann!“ — sagte er mit greller Stimme, „und für wen willst Du denn etwas anderes sein? Ist Dir vielleicht der thörichte Gedanke gekommen, daß Deine Erdenmission wäre, ein Lamm zu sein, das eine Flocke seiner Wolle an jedem Dornenstrauch der Heerstraße lassen muß?“ — Nein, Ernst, enttäuschte Dich! wenn man die Welt tragen will, muß man die Schultern des Atlas haben und ein zerfleischtes Herz hat keinen Platz in Deiner guten, reinen, weichen Brust! — Werde ein gewöhnlicher Mensch, mein Ernst; strebe nicht nach der verbotenen Frucht, sie bringt nur Schmerz und Leid; ein ruhiges Leben, wie Dir das Schicksal bereitet, ist ein Paradies . . . ein beglückendes Paradies . . . suche nicht die Hölle kennen zu lernen; . . . verfündige Dich nicht an dem, der Dir all das Glück zu Theil werden ließ. — Fluch jene Verdammten, welche das Kainszeichen der Kunst und der Poesie, das Deinen schwärmerischen Geist verführt, auf der Stirne haben, es sind die jüngeren Brüder des ersten gefallenen Engels. — O mein Ernst, begehre nicht die unermeßliche Tiefe des Chaos von Leiden und Schmerzen, die heute eines wahren Künstlers Brust verbergen, zu schauen . . . werde Kaufmann! geißlig Kaufmann! ganz Kaufmann! — Ernst! bete Adam Riese an, mein Freund, wenn Du heute ein glücklicher Mensch sein willst; aber lasse um des Himmelswillen die fieberhaften Träume von Kunst und höherem Genusse jenen Narren, die des Lebens wirklichen, tastbaren Genuß nicht kennen wollen, ihn verschmähen, ihn verächtlich von sich stoßen und sich in ihrer Brust eine Hölle bilden, im Vergleich zu der die wirkliche ein Kinderspielzeug ist!“

„Genug! genug!“ — rief Ernst, indem er sich an des Bildhauers Brust warf, „genug! Ohne es zu wollen hast Du mich überzeugt, daß in Dir der Poet, der Künstler, der wahre Künstler noch fortlebt! — o Hermann, ich kann nicht, wie Du, Atlas sein, aber ich kann zu Dir hinaufschauen und denken: Auf jener Höhe, welche die Wolken überragt, schlägt mir ein Herz in warmer Freundschaft! . . . O mein Freund! ist denn alles Schöne in Dir im Schlummer versunken? und ist keine Stimme mächtig genug, um das schlafende Ideal Deines Herzens zu erwecken? Hermann, kann der Gott der Kunst nur Fledermäuse und Crocodile Deinem Meißel entlocken? Du Poet, willst Du denn seinem Deiner Gedanken eine Form geben?“

„Schweig! — schweig!“ — schrie Meyer, „fort von mir, Versucher! . . . wer hat mich Dir verrathen?“

„Hermann!“ — rief Ernst freudig erstaunt, „Hermann, mein Herz täuscht mich nicht, Dein Werk ist vollendet . . . ich fühle es . . . O, diese einzige Freundschaftsprobe! . . . laß mich es sehen . . . der Erste sein, der Dein Werk anstaunt . . . Dich bewundert . . . Dich versteht!“ . . .

Ein grelles Gelächter unterbrach den jungen Mann in seinem Enthusiasmus.

„Komm heute über acht Tage zu mir,“ rief Hermann Meyer, indem er zur Thür hinausstürzte, „und Du wirst sehen!“

Der junge Artheim sank auf einen Stuhl nieder und sein trauriger Blick folgte dem Freunde, den er über den Hof hastig dem Thore zuschreiten sah. . . . „Ueber acht Tage, wenn ich zu ihm kommen werde, — o, ich weiß es im voraus,“ sagte er schmerzhaft, „wird er mir die Carricatur von Julius Fakt als Gott der Lieder zeigen, und mit einem hämischen Lächeln wird er mir sagen: Sieh, das ist die Kunst!“

Ein heftiger Husten unterbrach den jungen Mann, als er sein Taschentuch vom Munde zurückzog, lächelte er traurig:

„Wie gut, daß Hermann fort ist,“ sagte er; „wenn er sehen würde, daß ich Blut huste, würde er sich ängstigen und glauben . . . was ich schon längst weiß . . . daß ich schwindsüchtig bin!“

Er schloß das Fenster und begab sich zur Ruhe!

(Fortsetzung folgt.)

Beethovens Jugendliebe.

Von Ludwig Nohl.

Mit Abbildung.

„Mein geliebter Freund! nimm für heute vorlieb. Ohnehin ergreift mich die Erinnerung an die Vergangenheit, und nicht ohne viele Thränen erhältst Du diesen Brief. Von Deiner Lorchen habe ich noch die Silhouette, woraus zu ersehen, wie mir alles Liebe und Gute aus meiner Jugend noch theuer ist. Ich erinnere mich aller Liebe, die Du mir stets bewiesen hast, z. B. wie Du mein Zimmer weißen ließest und mich so angenehm überraschtest. Ebenso von der Familie Breuning. Kam man von einander, so lag das im Kreislauf der Dinge; jeder mußte den Zweck seiner Bestimmung verfolgen und zu erreichen suchen. Allein die ewig unerschütterlichen Grundsätze des Guten hielten uns dennoch immer fest zusammen verbunden.“

So schrieb am 7. October 1826, also ein halbes Jahr vor seinem Tode, der große Beethoven an seinen alten Jugendfreund, den Medicinalrath Dr. Wegeler in Coblenz, den er nun seit einem Menschenalter nicht mehr gesehen und gesprochen hatte. Dieser war seit dem Jahre 1802 mit eben jenem Lorchen von Breuning verheirathet, deren Silhouette Beethoven, der unruhig hin und herziehende Beethoven, dem bei seinem steten Wohnungswechsel so manches werthvolle Manuscript verloren gegangen war, jetzt seit mehr als 40 Jahren aufbewahrte, und der er selbst, kurz nachdem er seine rheinische Heimat für immer verlassen hatte, Briefe schrieb voller Freundschaft und Dankbarkeit für all das Gute und Liebe, das er in seiner Jugend in ihrem Hause genossen hatte.

Beethovens Kindheit war traurig gewesen, wie denn ja durch das gesammte Leben des großen Mannes ein tragischer Hauch geht. „Sie werden dann einen frühlicheren Menschen an Ihrem Freunde finden, dem die Zeit und sein besseres Schicksal die Furchen seines vorhergegangenen widerwärtigen ausgeglichen hat,“ schrieb er an seine Freundin, als er ihr im Herbst 1793 ein Heft Variationen dedicirte, „als einen Beweis seiner Hochachtung und Freundschaft gegen Sie und eines immerwährenden Andenkens an Ihr Haus.“ Und er fügte hinzu: „Es sei eine kleine Wiedererweckung jener Zeit, wo ich so viele und so selige Stunden in Ihrem Hause zubrachte. Sie und Ihre theure Mutter werde ich nie vergessen. Sie waren so gütig gegen mich, daß mir Ihr Verlust nicht so bald ersetzt werden kann und wird. Ich weiß was ich verloren und was Sie mir waren.“

Digitized by Google

Das Haus der jungen Wittwe des kurkölnischen Hofraths von Breuning war ein sehr heiteres. Ein ziemlicher Wohlstand machte die vortrefflichste Erziehung der nicht unbegabten Kinder möglich, der Verkehr mit manchem gebildeten Hausfreunde erweckte den Sinn für ein edleres Dasein, und so ging durch die geselligen Unterhaltungen und Spiele in diesem Hause bei allem jugendlichen Muthwillen ein ungezwungener, gebildeter Ton und die Fröhlichkeit eines glücklichen Lebens. Es war ein wirklich schönes Daheim, was die Familie von Breuning besaß.

Das Haus des erzbischöflichen Hoftenoristen Johann von Beethoven dagegen war ein ödes und trauriges. Freilich stammte er selbst aus einer nicht übel angesehenen Familie; denn sein Vater, obwohl auch nur Sänger und Komödiant, also einem damals noch verrufenen Stande angehörig, hatte sich doch sowohl durch seine künstlerischen Leistungen wie durch seinen ehrenhaften Charakter die Achtung der Leute zu gewinnen gewußt, war sogar kurfürstlicher Hofcapellmeister geworden und hatte durch ordentliche Führung seines Hauses einen ziemlichen Wohlstand erworben. Sein Sohn Johann nun war zwar auch ein tüchtiger Musikante und hatte auch schon früher eine besoldete Stelle in der Hofcapelle erlangt. Allein die Besoldung war knapp, und als er nun noch eine unvermögende junge Wittwe, die Tochter des kurtrierischen Leibkochs von Ehrenbreitstein, geheirathet hatte und bald hintereinander mehrere Söhne bekam, wurden die Verhältnisse der kleinen Familie immer mißlicher; das geringe Vermögen des verstorbenen Großvaters war bald verzehrt und es trat sogar Noth ein. Allein das wäre noch zu ertragen gewesen, wenn nicht der Vater einem Laster gefröhnt hätte, das zugleich den Frieden des Hauses zerstörte: er liebte den Wein mehr als selbst dem Rheinländer geziemt, und war dann im trunkenen Zustande sehr heftig und gewaltthätig. Darunter litt die sanfte gute Mutter so sehr, daß sich bei ihr bald eine Lungenkrankheit einstellte, der der Tod rasch folgte.

Jetzt fiel noch die ganze Sorge der Ernährung auf die Schultern des sechzehnjährigen ältesten Sohnes Ludwig. Der Vater, der frühe dessen eminente Begabung für die Kunst erkannt hatte, war im Bewußtsein der eigenen Schwäche auch von vornherein darauf bedacht gewesen, diese Talente zum Vortheil der Familie auszunutzen und hatte zum Theil durch eigenen Unterricht, zum Theil durch tüchtige Lehrer, die der Kurfürst bezahlte, den Knaben zu einem ausgezeichneten Clavierspieler heranbilden lassen. Ja, mit fünfzehn Jahren war Beethoven schon kurkölnischer Hoforganist geworden und bald darauf vom Kurfürsten Maximilian Franz, dem Bruder Josephs II, nach Wien gesandt worden, um sich unter Mozart zum vollendeten Künstler auszubilden. Die Krankheit der Mutter aber hatte ihn bald von dort zurückgerufen, und nun begann für ihn, den kaum heranwachsenden Jüngling, die schwere Pflicht der Erhaltung der Familie. Denn der Vater versank von Tag zu Tag mehr in den Sumpf seines Lasters, so daß er sogar seinem Dienste nicht mehr vorzustehen vermochte und darum aus demselben entlassen und in ein kurkölnisches Landstädtchen verwiesen wurde. Doch hatte Max Franz die Gnade, ihm die Hälfte des Gehaltes als Pension zu belassen und die andern hundert Reichsthaler seinem jungen Sohne zu gewähren, „damit er die Schulden des Vaters tilge und seine beiden Brüder erziehe.“ Von diesen bildete er denn auch den einen zum Musiklehrer, den andern brachte er so weit, daß er als Lehrling in die Hofapotheke aufgenommen werden konnte.

Es war natürlich zunächst der Musikunterricht, was dem jungen Hoforganisten als Mittel zum Broterwerb diente, und diese Thätigkeit war es auch wohl gewesen, die ihn in das Haus des Hofraths Breuning brachte. Denn er unterrichtete dort Lenz, den jüngsten Sohn, und das schlanke „Kind Lorchen“ mit den schönen braunen Augen und dem interessanten Geschlechtsausdrucke. Sie war nur um drei Jahre jünger als Beethoven, allein der Ernst des Lebens, der so früh an den jungen Künstler herangetreten war, hatte ihn auch frühe gereift und den angebornen Ernst seiner Seele früh entwickelt und zur Grundstimmung seines Wesens gemacht. So konnte man sich keinen größeren Gegensatz denken, als den jungen Beethoven, der bis dahin nichts als herbes Leid erfahren und nur die Schwierigkeiten des Daseins kannte, im Kreise dieser vom Glück begünstigten Menschen. Dazu nun jenes stolze Selbstbewußtsein, das ihm, der seine geistige Kraft schon früh erkannte und seine Ueberlegenheit über die gesammte Umgebung tagtäglich lebhaft fühlen mußte, obendrein noch der Umstand gab, daß er, so jung er war, ganz allein der Gründer seines Glückes war und nicht blos seines, sondern auch des Glückes seiner Familie! Auch war er für den Umgang mit Menschen schon von Natur wenig geschickt, und das einsame Leben, an das ihn der Vater gewöhnt hatte, als er den Knaben mit strengem Gebot unausgesetzt an die Musikübungen auf seiner Stube fesselte, hatte ihn nur noch zurückhaltender gemacht. „Er war schen und einsilbig, weil er mit Menschen wenig Gedanken wechselte, beobachtete und dachte mehr als er sprach und überließ sich den durch Töne und durch Dichter geweckten Gefühlen und der brütenden Phantasie.“ So berichtet uns einer seiner Jugendgenossen.

So schien er denn freilich ein schlechter Spielgenosse für die frohen Kinder des Breuningschen Hauses zu sein. Allein es war die Frau Hofräthin, die den Gegensatz dieser beiden Elemente zu mildern und den jungen Genius an ihr Haus zu fesseln wußte. Sie kam ihm mit Liebe entgegen, und Liebe — Liebe war es, wonach Beethoven in tiefster Seele sich sehnte und was er seit dem Tode der zärtlich geliebten Mutter nicht mehr genossen hatte. „Sie war mir eine so gute, liebenswürdige Mutter, meine beste Freundin,“ hatte er nach dem Tode derselben einem Freunde in Augsburg geschrieben; „o, wer war glücklicher als ich, da ich noch den süßen Namen Mutter aussprechen konnte, und er wurde gehört, aber wem kann ich ihn jetzt sagen? — Den stummen, ihr ähnlichen Bildern, die mir meine Einbildungskraft zusammensetzt? — So lange ich hier bin, habe ich noch wenige vergnügte Stunden genossen, die ganze Zeit bin ich mit der Engbrüstigkeit behaftet gewesen und ich muß fürchten, daß gar eine Schwindsucht daraus entsteht. Dazu kommt noch Melancholie, welche für mich ein fast ebenso großes Uebel als meine Krankheit selbst ist.“

Allein Frau von Breuning ward ihm in der That eine zweite Mutter, eine wahrhaft mütterliche Freundin. Sie behandelte ihn, den Hörerlichen Knaben, der von Körper fast plump ergauisirt und selbst als Jüngling noch ohne feinere Weltsitten war, mit dem unwiderstehlichen Einfluß, den ein echtes Frauengemüth auf junge Männer hat, und gewann durch ihre Liebe bald die größte Macht selbst über seine Launen und seine Unfreundlichkeit; und wenn es gar nicht mit ihm gehen wollte, ließ sie ihn eben seiner Wege gehen mit den Worten: „Er hat wieder seinen Raptus.“ Sie nahm ihn aber fast völlig als Kind des Hauses auf; er brachte nicht nur den größten Theil des Tages, sondern sogar manche Nacht dort zu. Und „hier fühlte er sich frei, hier bewegte er sich mit Leichtigkeit, und alles wirkte zusammen, um ihn heiter zu stimmen und seinen Geist zu entwickeln.“

Hier nun war es auch, wo die erste Regung des liebenden Herzens über den Jüngling kam. Wir sind freilich wenig darüber unterrichtet; denn unser Gewährsmann erzählt nur, daß eine Freundin Lorchens, ein Fräulein Jeannette d'Honrath, die zuweilen einige Wochen in der Breuningschen Familie zubrachte, sowohl Beethovens wie Stephan von Breunings „erste Liebe“ gewesen sei.

Sie war eine Kölnerin und wird uns geschildert als eine schöne lebhafte Blondine, von gefälliger Bildung und freundlicher Gesinnung, welche viel Freude an der Musik und eine angenehme Stimme hatte. So ist es erklärlich, daß die Jünglinge in anmuthigem Spiel der Zeit, Ballschlagen oder Verstecken sich zuweilengesellen um das Mädchen bewegten und in Beethoven sogar ein tieferes Gefühl für sie erwachte; denn sie verstand ja die ihm angeborne Sprache des Gefühls, die Musik. Aber mochte er auch am Klaviere seine Empfindungen in voller Herrlichkeit ausströmen und seinen Nebenbuhler, der ihn im täglichen Verkehr mit dem Mädchen durch angenehmeres Wesen und zarteres Benehmen wohl übertraf, durch die Enthüllungen seines Genies ganz in den Hintergrund stellen, — das blonde Mädchen schien seine Empfindungen eben so wenig verstehen zu wollen, als die des Freundes. Ja, sie neckte unsern Freund manchmal durch den Vortrag eines damals bekannten Liedes:

Mich heute noch von Dir zu trennen
Und dieses nicht verhindern können
Ist zu empfindlich für mein Herz!

und — reichte ihre Hand einem flotten österreichischen Werbeoffizier in Köln, dem Hauptmann Karl Greth.

Wie sich nun unser junger Titane bei dieser Enttäuschung geberdete, wissen wir nicht; aber wohl erfahren wir, daß solche Vorgänge zuweilen Scenen herbeiführten, die die ganze Melancholie wie

Digitized by Google

den ganzen stolzen Trotz des genialen Jünglings wachriefen. Und zwar wissen wir aus Beethovens eigenen Worten, welche Gewitterstürme seine leidenschaftliche Heftigkeit schon damals in die frohen Spiele seiner Umgebung heraufzubeschwören vermochte. Noch lange, nachdem er die Heimat ganz verlassen, liegt es ihm wie ein Alp auf der Brust, wie er seinerzeit mit den lieben Freunden seiner Jugend umgesprungen.

„Verehrungswürdigste Eleonore! Meine theuerste Freundin," schreibt er am 2. November 1793 von Wien aus an Lorchen; „erst nachdem ich nun hier fast ein ganzes Jahr verlebt habe, erhalten Sie von mir einen Brief, und doch waren Sie gewiß in einem immerwährenden Andenken bei mir. Schon oft unterhielt ich mich mit Ihnen und Ihrer lieben Familie, nur öfters nicht mit der Ruhe, die ich dabei gewünscht hätte. Da war's, wo mir der fatale Zwist noch vorschwebte, wobei mir mein damaliges Betragen so verabscheuungswerth vorkam. Aber es war geschehen, und wieviel gäbe ich dafür, wäre ich im Stande, meine damalige mich so sehr entehrende, sonst meinem Charakter zuwiderlaufende Art zu handeln, ganz aus meinem Leben tilgen zu können. Freilich waren mancherlei Umstände, die uns immer von einander entfernten, und wie ich vermuthe, war das Zuflüstern von den wechselsweise gegen einander gehaltenen Reden hauptsächlich daßenige, was alle Uebereinstimmung verhinderte. Jeder von uns glaubte hier, er spreche mit wahrer Ueberzeugung, und doch war es nur angefachter Zorn und wir waren beide getäuscht. Ihr guter und edler Charakter, meine liebe Freundin, bürgt mir zwar dafür, daß Sie mir längst vergeben haben. Aber man sagt, die aufrichtigste Reue sei diese, wo man sein Vergehen selbst gestehet; dieses habe ich gewollt. Und lassen Sie uns nun den Vorhang vor diese ganze Geschichte ziehen und nur noch die Lehre daraus nehmen, daß wenn Freunde in Streit gerathen, es immer besser sei, keinen Vermittler dazu zu brauchen, sondern, daß der Freund sich an den Freund unmittelbar wende."

Zu solchen Worten bemerkt Lorchens späterer Mann, der uns diesen schönen Brief aufbewahrt hat: „Beethoven war sehr reizbar, folglich leicht aufgebracht. Ließ man jedoch die erste Regung bei ihm stillschweigend verrauchen, so lieh er den Vorstellungen ein offenes Ohr, ein versöhnliches Herz. Die Folge davon war, daß er dann weit mehr abbat, als er gefehlt hatte." — Allein ungleich schöner und wahrer sind die Eingangsworte dieser Skizze, die Beethoven selbst über solche Vorgänge gesprochen hat, und in der That waren es die ewig unerschütterlichen Grundsätze des Guten, die die Freunde zeitlebens verbunden hielten. Wir aber verdanken diesem leidenschaftlichen Ringen mit sich selbst, das auch Beethoven, wie jedem großen Manne, jedem edlen Charakter selbst bei unscheinbaren Anlässen die Seele erfüllt, jene große Reihe der wunderbarsten Tonschöpfungen, in denen der unerreichte Meister die geheimsten Vorgänge der Menschenbrust enthüllt und so manchem Nachstrebenden Trost und Vorbild gewährt.

Menschenhandel und Menschenjagd am weißen Nil.

Während zur Zeit in Nord-Amerika ein furchtbarer Bürgerkrieg für und wider die Menschenrechte der Neger wüthet, tobt in den inneren Gegenden Nord-Ost-Afrikas ein anderer, auf Unterdrückung der schwarzen Race hinzielender Kampf. Im Innern Nord-Ost-Afrikas, an den Quellflüssen des alten Nils, hart an und zum Theil sogar innerhalb der Grenzen eines wohlgeordneten Staatswesens, geschehen Dinge, deren Erkenntniß uns einen Ausruf des Schreckens und der Erbitterung abnöthigen muß.

Schon vor Jahren hat Schreiber dieser Zeilen seine Stimme zu Gunsten der schwarzen Völker Ost-Central-Afrikas erhoben und gegen deren planmäßige Verfolgung durch nichtsnutziges Gesindel geeifert. Aber immer wieder schreit neuvergessenes Blut um Rache, immer noch verhallen der Klageruf und das Todesröcheln gehetzter Schwarzer nicht erhört in Aethiopiens Urserfen.

Das unermeßliche Gebiet des weißen Nils ist es besonders, welches seit etwa zwanzig Jahren mehr noch, denn je, zum Schauplatz wüster Jagd- und Mordzüge gegen schwarze Menschen erkoren worden. Längs der wald- und weidereichen Ufer eben dieses weißen Nils leben zahlreiche schwarze Stämme, die Schillut, Denka, Nuér, Bari, Schir u. s. f., Stämme, die Ackerbau und Viehzucht treibend, schon seit Jahrhunderten eine Art von geordnetem Gemeinwesen pflegten.

Bereits von den Zeiten der ältesten Pharaonen an hatten die Negerstämme am oberen Nil durch räuberische Einfälle ihrer nördlichen, hellfarbigen Nachbarn, Aegypter, Nubier und Sennárier, leiden müssen. Schon seit jenen Zeiten sind ihnen, wie Bilderschrift, Papyrusrollen, arabische Handschriften und mündliche Ueberlieferungen darthun, bei Gelegenheit systematischer Plünderungszüge Angehörige gemordet, geraubt, in die Sklaverei geschleppt worden. Im Jahre 1821 fielen die Türken unter Ismail-Paschas, des kriegerischen Sohnes Mohammed-Alis, Führung in die Südlande ein, unterwarfen das der Ausmündung des weißen Nils benachbarte Gebiet, und gründeten am Zusammenfluß beider Nilquellströme die Stadt Kharthúm. Diese blühete schnell empor. In ihr ließen sich, während der späteren Jahre mohammedanische Osmanen und Aegypter, Nubier und Sennárier, christliche Kopten und Europäer nieder. Unter diesen Colonen des neuerworbenen Gebietes verfuchten die meisten anfänglich wohl ehrlicheren Erwerb, z. B. den Ankauf von Elephantenzähnen aus erster Hand bei den Schwarzen des weißen Nils. Bald aber ward dies den Leuten zu kostspielig, zu zeitraubend und zu wenig gewinnbringend. Man suchte und fand mit der Zeit besser lohnenden Erwerb im Kauf und Raube schwarzer Sklaven.

Hierzu gaben leider die ägyptischen Gewalthaber der im Jahre 1821 eroberten Ländereien, des Beled-Sudán, selbst den Anstoß. Sie mußten nämlich viele Truppen und ein Heer von Beamten besolden. Mit der Soldauszahlung aber stand es, Dank einer unpraktischen, wenig geregelten Finanzverwaltung, zu Zeiten sehr schlecht. Man kam daher zu der Auskunft, großartige Raubzüge in die von heidnischen Negern bewohnten Gebiete zu veranstalten, die Dörfer der Schwarzen niederzubrennen, die Widerstand Leistenden zu erschlagen, und die Ueberlebenden in die Sklaverei zu führen. Dann vertheilte man die so erworbenen Gefangenen unter Soldaten und Beamte, welche sich mit dem Erlös des von ihnen selbst veranstalteten Menschenhandels bezahlt machten. Hauptsächlich wurden die von Nobah-Negern bewohnten Bergdistricte Kordufáns, die südlichen Bergdistricte von Sennár, Fasoglo, Westabyssiniens und die Ufer des weißen Nils, Zielpunkte solcher nur auf Menschenraub gerichteten Züge.

Dadurch ward denn auch das Spekulantengesindel von Karthúm angelockt, sich mit dem klingenden Ertrage der Menschenhetze und des Menschenhandels zu bereichern. Diese Leute wandten sich an den weißen Nil, dessen Anwohner dem türkischen Gesetze nicht unterworfen waren und daher als vogelfrei betrachtet wurden. Türken, Aegypter, Kopten und Europäer rüsteten große Nilschiffe aus, thatenschwerbewaffnete nubische Söldner hinein und fuhren damit in den weißen Nil. Man feilschte hier mit den meist arglosen Negern um deren Handelsprodukte, namentlich Elephantenzähne, Waffen, Geräthe, Felle u. s. w., reichte jenen dafür Glasperlen und kaufte ihnen auch Kriegsgefangene ab. Gaben die Schwarzen das Begehrte nicht gutwillig, so lehrte man sie mit scharfen Musketensalven Nachgiebigkeit. Das rief aber Mord und Todtschlag sonder Gleichen hervor. Denn die Neger, über der Spekulanten Benehmen entsetzt und aufgebracht, leisteten Gegenwehr mit Lanzen, vergifteten Pfeilen und Ebenholzkeulen.

Die Kharthúmer Menschenjäger ersannen im Verlaufe der Zeit gar absonderliche und verzweifelte Mittel, um ihre Ziele zu erreichen. Sie stahlen z. B. den Aliab-Negern Elfenbein und kauften damit den Schir-Negern gefangene Aliabs ab, dann nahmen sie den Schirs das Elfenbein wieder mit Gewalt. Oder es raubten die Spekulanten dem einen Stamme Vieh, besonders Buckelrinder, kauften dafür von irgend einem anderen Stamme Elfenbein, nahmen diesem die in Zahlung gegebenen Rinder wieder und ließen sie durch die ursprünglichen Besitzer mit Elfenbein auslösen. Zum anderen Male ergriffen die Räuber an das erste beste Negerdorf heran, warfen Glasperlen, die Scheidemünze jener Gegenden, ans Ufer und lockten damit Kinder herbei. Dann wurden letztere gefangen genommen. Eilten nun die Väter zum Schutze ihrer Kleinen herzu, so streckte man sie mit

Digitized by Google

Musketenschüssen zu Boden. Wieder griff man dies und jenes Negerdorf nach wohl entworfenem Kriegsplane an, steckte dessen Strohhütten in Brand, erschoß und erstach, was die Waffen ergriffen und bemächtigte sich der Wehrlosen, die dann zu Sklaven gemacht wurden. Man betzte den einen Negerstamm gegen den anderen auf, stand dem einen bei, verkauft ihm durch Gewehrfeuer zum Siege und ließ sich von dem Sieger für die, gehabte Mühe mit Kriegsgefangenen und Rindern entschädigen. Ja man trieb den Verrath so weit, daß man Neger zu Schmausereien einlud, sie durch Darreichung von Geschenken und starken Getränken in Sicherheit wiegte und nachher in Ketten schlug oder in die Schebab spannte, einen Baumstamm, mittelst dessen man in Sudan widerspenstige Sklaven fortschafft. Betrug sich nun ein „schwarzer Hund" halsstarrig, so prügelte man ihn wund, im Wiederbetretungsfalle that man ihn ab. Beim Wassertransporte der Sklaven warf man Schwerkranke lebend in den weißen Nil, den Krokodilen zur Lust. An Weibern und Töchtern der Verrathenen übte man aber die schändlichste Barbarei. O man könnte einen vollen Band mit Aufzählung solcher und ähnlicher Ungeheuerlichkeiten füllen.

Um ihren Geschäften eine Operationsbasis zu sichern, errichteten viele Kharthümer Spekulanten längs des weißen Nils, des Gazellenflusses, und weiter landeinwärts, feste Niederlassungen. Den dazu nöthigen Grund und Boden mußte man schon durch ehrlichen Kauf erwerben. Man baute an solchen Plätzen Hütten nach sennarischem Styl von Stroh, warf ringsherum einen Graben aus und umschloß die Hütten mit Pallisadenreihen oder mit Dornhecken. Ein so umschlossener Platz heißt auf arabisch: Zeribah. Jede Zeribah wurde nun mit fünfzig, hundert und mehr Berberinern (Nubiern) besetzt, denen man Bajonetgewehre, Säbel und Dolche in die Hand gab. Diese Nubier, die den Namen ehrlicher „Asaker, d. h. Soldaten", schändeten, bezogen einen hohen Sold. Bewaffnete Barken, zuweilen sogar leichte Feldstücke an Bord, dienten zur Unterstützung der Zeribahs von der Wasserseite her. Einige Leute der Besatzungen gingen den Elephanten nach und erlegten diese mit schweren Standröhren. Es hat allerdings Zeriben-Besitzer gegeben, wie den Franzosen Alexandre Bayssière u. s. w., welche ihre nubischen Untergebenen nur mit Elephantenjagd beschäftigt, welche nur ehrlichen Erwerb getrieben, die Schwarzen sogar gütig und gerecht behandelt haben. Andere aber, und ihrer ist leider die Mehrzahl, haben von ihren Zeribahs aus mit den berberinischen „Soldaten" Menschenhandel und Menschenjagd im großartigsten Maßstabe ausgeübt und durch die von ihnen veranlaßten scheußlichen Barbarcien dem Andenken ihres Namens ein unauslöschliches Brandmal aufgedrückt. Die Geschichte des weißen Nils wird Menschen, wie Alphonse de Malzac, Nicola Ulivi, Bayssière (nicht der vorhin Genannte), Andrea de Bono (großbritannischer Unterthan, Malteser) und seinen Neffen, den Ali-Abu-Amuri, Kutschuk-Ali und Biselli (Mohamedaner), Schenuda (Kopten) stets als wilde, erbarmungslose Menschenräuber anklagen. Die Herren Bauben, Brun-Rollet, Ambroise und Jules Poncet, sowie noch andere, trifft der Vorwurf eines höchst rücksichtslosen und brutalen Verfahrens gegen die Neger des weißen Niles. Petherick, englischer Consulatsverweser in Khartûm, hat manche, ihm namentlich von der apostolischen Mission für Centralafrika Schuld gegebene Sünde durch unerlaubtes, energisches Auftreten gegen die Sklavenhändler theilweise wieder zu sühnen versucht.

Die geraubten Neger wurden schon unterwegs an sklavenhaltende Uferstämme, wie z. B. die Bagara-Beduinen, abgegeben oder sie wurden auf den Märkten von Khartûm, Sennâr, El-Obeid u. s. w. verschleudert. Bei den Türken sind hübsche, stämmige Negerburschen vom weißen Nile sehr gesucht und werden gut bezahlt; man bildet aus solchen die wohlgedrillten Elitebataillone des sennarischen Korps. Viele Sklaven liefern die den Bicekönige von Aegypten unterworfenen Fürsten der Fungi-Neger und der Abu-Ref-Beduinen in Sennâr, deren Streifzüge gegen die Denka, Berthat, Djumus und andere Stämme fast alljährlich wiederholt werden.

Man kann nicht behaupten, daß der Menschenraub auch stets lohnend sei. Die Unterhaltung der Barken und bewaffneten Söldner kostet nämlich sehr viel Geld, von den Mannschaften sterben manche am Fieber, an der Ruhr u. s. w. und nicht wenige derselben werden von den Negern umgebracht. In ihrer Todesverzweiflung wehren sich die letzteren oft wie rasend und erschlagen ganze Haufen ihrer Widersacher bis auf den letzten Mann. Gelingt indessen ein Fang, so ist der daraus gezogene Gewinn meist recht bedeutend. Diese, wenn auch unsichere Aussicht und der dämonische Reiz des Verbrecherischen locken immer wieder das verwerfene Kharthümer Gesindel zu erneueten Attentaten gegen die Menschheit.

Schon Mohammed-Ali, der berühmte Statthalter Aegyptens, erließ in dem letzten Jahrzehnt seiner Regierung Verbote wider den offiziellen, in Sudan üblichen Menschenraub. Unter seinen Nachfolgern wurde sogar der Menschen handel für ungesetzlich erklärt, und viele der in den ägyptischen Besitzungen befindlichen Sklaven wurden von ihrer Regierung mit Freibriefen bedacht. Im geheimen aber wuchert das Uebel fort. Die Menschenräuber, Mohammedaner sowohl, wie auch christliche Kopten und christliche Europäer, setzen ihre Mord- und Plünderungszüge fort, bestechen die ägyptischen Beamten und schaffen die erbeuteten Sklaven auf Umwegen nilabwärts. In Caire rekrutirt man die stattlichen schwarzen Gardebataillone aus solchen Sklaven und die Regierung achtet schwerlich darauf, woher denn diese ihre Soldaten eigentlich entnommen werden. Scheik Mussa-el-Aklad übernahm in den letztverwichenen Jahren die Lieferung solcher schwarzer Soldaten von Kharthûm aus. Gegenwärtig macht Mohammed-Kher durch die Kühnheit seiner im großartigsten Maßstabe betriebenen Menschenjagden Aufsehen. Mit den kriegerischen Bagara- und Abu-Ref-Beduinen verbündet, überfiel Mohammed-Kher in den Jahren 1861 und 1862 die Schilluk- und Denka-Neger, sengte, brannte und mordete, schleppte tausende in die Sklaverei, und erhielt zum Lohne dafür die Statthalterschaft über die von ihm verwüsteten Districte!

Die apostolische, vom Marienverein zu Wien ausgerüstete Mission für Centralafrika hat sich auf das Entschiedenste gegen Menschenhandel und Menschenraub erklärt. Theilnehmer an diesen Gewerben haben dann dafür auch die Missionare verhöhnt und beschimpft. Ja, es konnten sich gebildete europäische Reisende finden, welche einem der dem anderen Menschenräuber vielleicht für erwiesene Gefälligkeit verpflichtet, derselbenen dieser Kannibalen offen und versteckt in Schutz nahmen und mit ihnen in das unmuthige Geschrei gegen die katholischen Missionare einstimmten.

Im Jahre 1861 mußten der österreichische Consulatsverweser Dr. Natterer und der italienische Consul Lanzoni in Khartûm, nachdem sie energisch gegen den herrschenden Unfug protestirt, vom Dolche und Gifte des Mussa-el-Aklad und Mohammed-Kher bedroht, ihre Station flüchtend verlassen. Durch die österreichische Internuntiatur am Bosporus aufmerksam gemacht, erließ aber neuerlich die hohe Pforte die allerschärfsten Verbote gegen den in ihren afrikanischen Besitzungen stattfindenden Menschenraub. Ismail-Bascha, der derzeitige, von Wohlwollen beseelte Statthalter Aegyptens, hat denn auch daraufhin den neuen Generalgouverneur von Sudan die bündigsten Verhaltungsmaßregeln anempfohlen. Der sudanesische Gouverneur, der gefürchtete Mussa-Bascha-en-Nimer, läßt jetzt durch seine, längs des weißen Nils zu Gontekoro, am Sobat, zu Denab, Kaka, El-Es u. s. w. aufgestellten Soldaten die Raubschiffe anhalten, durchsuchen, deren Kapitäne und Mannschaften festnehmen, auspeitschen oder auch in Ketten stromab schaffen. Dadurch wird allerdings so manchem der Kharthümer Räuber das Handwerk gründlich gelegt werden. Leider aber verfährt Mussa-Bascha inconsequent, indem er selber für seinen Soldatenbedarf Neger einfangen läßt, nun sie in blutigen Kriegen gegen rebellische Stämme des Sennar zu verwenden.

Die europäischen Regierungen sollten nicht müde werden, in Aegypten immer von neuem und ernstlich zur Ergreifung der kräftigsten Maßregeln wider das Raubgesindel am weißen Nile zu rathen. Vornehmlich aber sollten die europäischen Generalconsulate jene Auswürflinge unseres Erdtheils ächten, welche im Innern Afrikas, zur Schande unseres Geschlechtes, schwer erreichbar dem Arme der Gerechtigkeit, ein „crimo permanent" begehen. So nennt der französische Consul Lejean das Treiben am weißen Nil. Das civilisirte Europa müßte seinen Beifall sollen, wenn türkische Schergen an solchen Auswürflingen, unbehindert durch consularische Einmischung, ihre Pflicht thun dürften.

R. Hartmann.

Digitized by Google

Am Orte des Schweigens.

Besuch in einem Trappistenkloster von J. Sessing.

Annuthig, inmitten einer reichen Gegend des Oberelsasses, nicht fern vom Fuße der Vogesen, liegt auf einem sanften Hügel das Trappistenkloster Oelenberg. An einem heiteren Sommermorgen eilte ich mit dem Frühzug gegen Westen, um im Schatten eines der prachtvollen Wälder des St. Amarinerthales behaglich etliche Stunden in süßer Ruhe zu verbringen, sodann aber auf der Rückfahrt bei der Station Lutterbach die Eisenbahn zu verlassen und dem noch fünf Viertelstunden entfernten, seitabwärts gelegenen Kloster einen Besuch abzustatten.

Nachmittags langte ich vor der Pforte an, über welcher groß und deutlich die Worte geschrieben stehen: Solitudo est janua coeli (Einsamkeit ist die Pforte des Himmels). Ringsumn war alles fast lautlos still; der „Mittagszauber" lag auf der weiten Ebene, die sich zu den Füßen des Oelbergs ausbreitet und rheinabwärts ins Unendliche zu verschwimmen scheint; gegen Osten in der Ferne dämmerte der heimatliche Schwarzwald und links in der Nähe ragten die blauen Vogesenberge empor. Wieder und wieder schaute ich hinauf zu der vielsagenden Inschrift über dem Thor, die mir hier — als der eigentliche Grundgedanke und kurze Inbegriff alles Klosterlebens — entgegenstrahlte. Solitudo est janua coeli, mit anderen Worten: „nur im Kloster kannst Du wahrhaft fromm werden!" Durch diese plumpe Uebersetzung hatte ich mir freilich den Zauber jener Worte schnell vernichtet, den Farbenreiz mit grober Hand von ihnen weggewischt, aber es wollte mir alsbald wehe thun, den Stab so rasch gebrochen zu haben; eine leise, bittende Stimme sprach zu mir: Verdirb es nicht! laß es doch stehen, wie es steht: „Die Einsamkeit — sie ist des Himmels Pforte!" Ist sie's nicht? wenn nicht für alle, wenn nicht für Dich, so doch vielleicht für manches verstörte und gejagte Menschenkind, dessen zerrissenes Leben nun eben ein außerordentliches Heilmittel sucht und braucht, an welches Du nicht den Maßstab der gewöhnlichen Seelenbedürfnisse legen darfst. Nimm denn Dein absprechendes Urtheil zurück, gehe Du Deinen Weg und laß andere den ihrigen gehen, wenn Du ihn gleich nicht verstehst!"

Es war indeß Zeit, die Thorglocke zu ziehen und den Eintritt in das Innere des Klosters zu bewerkstelligen. Der Bruder Pförtner in braunem Laiengewand und starkem Knebelbart öffnete freundlich und erklärte sich auf mein Begehren gerne bereit, mich ein wenig umherzuführen. Zuvor aber hieß er mich einen Augenblick in die Pförtnerstube eintreten, an deren Thüre ein Täfelchen hing mit der Aufschrift: „Leiden, Schweigen, Meiden — sind drei edle Dinge." Dies konnte gewissermaßen als nähere Erklärung und Erweiterung jener vorhin besprochenen Worte genommen werden; die süßlockende Jungfrau Solitudo sing hier bereits an, ihren Schleier etwas zu lüften und den nüchternen Ernst ihres Antlitzes dem Neugierigen zu offenbaren. Bald war der Bruder wieder da und wir traten zuerst in den Speisesaal, wo der höfliche Bruder Speisemeister eben das Abendbrot für mehr als hundert hungrige Mägen in schöner Ordnung bereitete. Jedem ward sein Stück gutes Schwarzbrot, ein Stückchen Käse und ein starker halber Schoppen Bier zugetheilt; dies nebst dem Mittagessen, welches um elf Uhr stattfindet, sind die einzigen Mahlzeiten der Oelenberger Trappisten; eine strengere Abtheilung' des Ordens hat sogar blos Eine Mahlzeit um Mittag. Dieselbe besteht bei allen ans Suppe, bereitet ohne Butter oder irgend ein Fett, Gemüse ebenso bereitet, oder Salat mit ein wenig Oel angemacht, oder gekochte Früchte, oder Milchspeise, oder Käse mit Brot und Bier (in anderen Gegenden Wein). Hingegen ist alles Fleisch, Fische und Eier, außer im Krankheitsfall, das ganze Jahr über verboten; in den Fastenzeiten fehlt auch die Milch.

Wenn man nun hört, daß der Trappist jeden Morgen um zwei Uhr (an Sonn- und Festtagen um ein Uhr) das Lager verlassen und in der Kirche eine halbe Stunde lang sein lautes Ave Maria beten, nach demselben eine halbe Stunde in stiller Betrachtung vor dem Sakrament zubringen muß, darauf der Messe anwohnt bis vier Uhr, um sofort über eine Stunde im Kapitelsaal mit geistlicher Lesung zu verbringen; daß er um halb sechs Uhr wieder in die Prim zu gehen hat, von wo es aufs neue in den Kapitelsaal geht zur Anhörung der heiligen Regeln und des Marterbuchs, sowie zum lauten Bekenntniß der begangenen Sünden und Fehler, beziehungsweise zur Selbstpeinigung mit der Peitsche; daß er unmittelbar darauf im Schlafsaal sein Lager in Ordnung bringen muß, bis um halb sieben Uhr das Zeichen zum Anfang der zweistündigen Vormittagsarbeiten gegeben wird, welche auf dem Feld oder in den verschiedenen Werkstätten des Klosters vor sich geht; daß alle vor neun Uhr sich wieder in der Kirche zum Gottesdienst versammeln, welcher bis gegen halb elf Uhr dauert — so kann man den guten Appetit ermessen, mit welchem jetzt der Trappist seine frugale Mahlzeit einzunehmen im Stande ist; man fängt an zu begreifen, was gemeint ist mit „dem edlen Ding: Meiden". Vom Mittagessen bis zwölf Uhr kann sich jeder in der Kirche in der Stille mit sich selbst beschäftigen, um zwölf Uhr ruft die Glocke zum englischen Gruß, worauf in der Sommerszeit eine Stunde Schlafes gegönnt wird; nach demselben wieder Lobgesang in der Kirche und sodann die Nachmittagsarbeit bis gegen vier Uhr; jetzt folgt in der Kirche die stille Vorbereitung zur Vesper und diese selbst, was bis fünf Uhr währt, endlich um fünf Uhr das Abendbrot. Ist das Essen zu Ende, so kann sich ein jeder bis sieben Uhr in der Stille sammeln, worauf alle ins Kapitel zur geistlichen Vorlesung kommen und dann zum Schluß in der Kirche zur Absingung der letzten Tageszeit und zum Salve Regina sich vereinigen. Um acht Uhr im Sommer, im Winter um sieben Uhr beginnt sich alles zur Ruhe.

Diese Tagesordnung gab mir begreiflicherweise manches zu denken und ich verwunderte mich jetzt nicht mehr über die mageren Gestalten der Brüder, sondern eher darüber, daß doch noch ein ziemliches Maß von Gesundheit und Kraft an ihnen zu sehen war. Den Abends fünf Uhr bis zum andern Tag um halb elf Uhr nichts über die Lippen bringen, um zwei Uhr Morgens den Schlaf brechen, streng arbeiten, Psalmen singen „nach Noten" (ich verstehe jetzt diesen sprichwörtlichen Ausdruck), Selbstpeinigung üben, bis der Abt das Zeichen zum Einhalten gibt u. s. w. — das ist ein Leben! Gerne hätte ich noch manche neugierige Frage stellen, über dieses und jenes mich belehren lassen mögen, aber der Bruder Pförtner schien mir nicht dazu der Mann. So entschloß ich mich denn, um eine Unterredung mit dem Abt zu bitten, von dem man mir früher schon gesagt, daß er ein Deutscher (Westfale) sei und eine treffliche Bildung besitze.

Zuvor wollte ich jedoch die übrigen Theile des Klosters besichtigen; wir durchwanderten mehrere lange, schmale Corridore, deren Wände, in ziemlich primitivem Zustand befindlich, mit Crucifixen, Bildern und ascetischen Sprüchen geschmückt waren, stiegen endlich eine steile, enge Treppe hinauf und traten in den großen, hellen Kapitelsaal. Zur Rechten und Linken, die Wände entlang, standen je zwei Reihen niederer Bänke, ohne Rücklehne, auf denen aber der Sitz eines jeden Bruders durch kleine Zwischenbretter abgegrenzt, und der Klostername desselben sammt beigefügtem Wahlspruch verzeichnet war. Es wäre mir interessant gewesen, diese vielen Wahlsprüche der Reihe nach mit Muße betrachten zu können, allein ich fand kaum die Zeit, in der Eile einige wenige Proben mir aufzuschreiben, die hier als charakteristisch folgen mögen:

„Spernere mundum, spernere nullum, spernere se se, spernere se sperni — quatuor isti beant. Die Welt verachten; niemanden verachten; sich selbst verachten; das, daß man verachtet wird, verachten, — diese vier Stücke machen den Menschen glücklich.

„Experientia docere solet, quod — ubi multae contradictiones — ibi major operatur fructus. Die Erfahrung lehrt, daß da, wo sich viele Gegensätze zeigen, eine desto reichlichere Frucht zu erwarten steht.

„Du mußt zuvor zu einem Esel werden, sollst Du göttliche Weisheit besitzen. — (Diktum eines Trappistenabts.)

„Nemo plus agit, quam qui unum agit. Niemand schafft mehr als der, welcher nur Eines schafft. (Ignatius Loyola.)

„Vidi monachos, non sum ego monachos. Ich habe Mönche gesehen, bin aber selbst noch keiner (d. h. noch kein rechter)."

Die ganze Mitte des Saales bildet einen großen, freien Raum; hier pflegen die Büßenden zu stehen oder zu liegen, und die auferlegte Züchtigung sich zu ertheilen, während das Kapitel um sie versammelt ist. Am oberen Ende des Saales befindet sich der erhöhte, pultartige Sitz des Abtes, über ihm gewahrte ich ein wunderschönes Madonnen-

Digitized by Google

gesicht in Oel, das meine Blicke fesselte. Rings an den Wänden waren eine Masse Bilder zu sehen von allen möglichen männlichen und weiblichen Ordenscostümen der Christenheit; chronologische Tabellen mit den Bildnissen aller Päpste; Heiligenbilder, Ablaßurkunden; eine Karte von Palästina; Ansichten etlicher Trappistenniederlassungen; Oelporträts einiger verstorbener Trappistenäbte; endlich eine große Tafel mit dem vollständigen Glaubensbekenntniß und Gehorsamsgelübde der Trappisten. Da übrigens die Oelenberger Niederlassung erst seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts besteht, so fehlte es natürlich an eigentlichen historischen Merkwürdigkeiten, wie sie sich anderwärts in alten Klöstern vorfinden.

Es blieb nun noch der Schlafsaal zu besichtigen übrig. Zögernd verließ ich den Kapitelsaal, denn es gab hier, trotzdem daß das Ganze äußerst einfach eingerichtet war, doch so manches, was mich anzog. Allein mein Führer stand schon an der Thür und schaute wartend nach mir um. Ich folgte ihm Treppen ab, Treppen auf, in einen erst vor ganz kurzer Zeit angebauten großen Flügel des Klosters, der schon von außen durch seine zwei mit imposanten Mauerkronen geschmückte Ecker meine Aufmerksamkeit angezogen hatte; fast in Festungsfaserenstyl erbaut, bildet dieser Flügel einen sonderbaren Contrast mit der übrigens so friedlich und ländlich aussehenden Gebäudemasse. Der neue, aber nicht einzige Schlafsaal nimmt eine ungeheure Länge ein und enthält drei parallel laufende Reihen von Lagerstätten, deren jede von einer hölzernen Bretterwand umschlossen ist. Diese Lagerstätten bestehen aus dem denkbar einfachsten, hölzernen Gestell, einem hart durchnäßten, vier Finger dicken Strohsack, harten Strohkissen ohne Ueberzug, und einem einfachen wollenen Teppich. Die Brüder schlafen hier angekleidet, in ihrer Kutte. Im Ganzen fand ich den Saal sehr reinlich und gut gelüftet; überhaupt bemerkte ich in den verschiedenen Räumlichkeiten des Klosters eine lobenswerthe Reinlichkeit, die sich natürlich nicht in gleichem Maße auf die Kleidung der Brüder erstrecken kann, wenn man bedenkt, mit welcher Art von Arbeit weitaus die meisten den Tag über beschäftigt sind. Man erwartet billigerweise von einem Bauern nicht, daß sein Aeußeres die Woche über ganz ohne Schmutz und Flecken sei, und so drückte ich denn auch bei den arbeitenden Mönchen hierüber ein Auge zu. Erschien mir doch dieses Kloster eben wie ein großer Bauernhof in kirchlichem Gewand, wie eine landwirthschaftliche Oeconomie auf religiöser Grundlage, denn überall gewahrte ich nicht blos braune Laienbrüder, sondern auch „Chorherren" in weißer Kutte mit schwarzem Scapulier, mit der größten Handarbeit beschäftigt! Den einen hatte ich im Hof Mist aus den Ställen führen, den andern die Aekergäule an den Wagen spannen und davonfahren sehen; ein dritter hämmerte an seiner Sense; hier machte einer den Maurer und besserte, mit der Kelle in der einen, dem Kalkkübel in der andern Hand, etwas an einem Gebäude aus; dort stieg einer vom Strohboden einer Scheune auf der Leiter herab. Und hier, von den Fenstern des Schlafsaals aus, konnte ich da und dort auf den umgrenzenden Feldern die Braunen und die Weißen in der Arbeit begriffen sehen, theils am Bach, dessen Bett eben vertieft wurde, theils in den Korn- und Tabaksfeldern; außerdem hatte ich beim Vorübergehen einen Blick in die Stallungen gethan und darin eine schöne Menge Hornvieh entdeckt. Ein ungeheuer reges, fleißiges, landwirthschaftliches Leben — ohne daß man auch nur einen Laut aus dem Munde der Arbeitenden hören kann! Denn alle verständigen sich mit einander durch die Zeichensprache.

Beim Hinausgehen aus dem Schlafsaal fiel mir plötzlich ein, daß ich in früheren Zeiten einmal als dunkle Sage gehört: der Trappist schlafe immer in seinem Sarg und jeden Tag habe er einen Spatenstich an seinem Grabe zu thun! Als ich dem Bruder dies mittheilte, lachte er und versicherte mich, daß man in Oelenberg niemals etwas davon gesehen habe, im Uebrigen könne ich mich ja mit meinen eigenen Augen überzeugen. Wir begaben uns demgemäß aus dem Schlafsaal wieder hinab ins Erdgeschoß und traten durch eine Thüre hinaus ins Freie — auf den Gottesacker. Vor dem marmornen Crucifix, das am Eingang stand, ließ sich der Bruder auf ein Knie nieder und kreuzte die Arme über der Brust zu einem stillen Gebet. Der Friedhof schien mir ziemlich dicht besetzt, besonders mit frischen Gräbern aus jüngster Zeit. Still und stumm, wie im Leben, liegen sie hier bei einander im Tod, für welchen ihnen das Leben ja doch nur eine Vorhalle war! Vom lebenden zum todten Trappisten ist der Abstand fast unmerkbar; der letztere ist nur die Fortsetzung des ersteren und seine Vollendung. So dachte ich und schritt schweigsam hinter dem Bruder her durch die Kreuzesreihen; den gleichen Gang machen täglich alle Brüder des Klosters, paarweise, um die Abendzeit, unter Absingung des fünfzigsten Psalms.

Jetzt waren wir mit unserer Wanderung zu Ende und ich trug dem Bruder auf, meine Karte sammt einer Bitte um Audienz bem „ehrwürdigen Vater" zu überbringen. Bis die Antwort des Abtes anlangte, trat ich wieder in die Pförtnerstube und von ihr aus in ein angrenzendes Zimmer, das mit allerlei käuflichen Sachen angefüllt war; es war dies der Buchladen des Klosters, welchen ein liebenswürdiger, bescheidener Mönch besorgte, der in der gutherzigsten Weise mir über seine Schätze Auskunft gab. Hübsche Gebetbücher und Traktate, Medaillen, Herzchen, Anker, Kreuze u. s. w. — eine kleine Welt von geistlichen Spielsachen! Inzwischen kam der Pförtner zurück mit dem Bescheid, daß ich den Herrn Abt in Bälde in einem nahegelegenen Zimmer sprechen könne und gefälligst dorthin mich verfügen möge, was ich denn auch sogleich that. Fast eine Viertelstunde verging, ohne daß ich in meinem stillen Warten gestört worden wäre. Durchs Fenster, das auf den innern Hof ging, sah ich hie und da zwei Brüder, wie Stumme, durch ihre Zeichen mit einander verkehren. Es machte dieses fortwährende lautlose Deuten und Zeigen sprachfähiger Menschen einen unangenehmen Eindruck auf mich; wenn uns schon die unfreiwillige Sprachlosigkeit als etwas ungemein Peinliches erscheint, so muß die selbstgemachte Nachahmung dieses peinlichen Zustandes ein Unrecht gegen den Schöpfer genannt werden. „Schweigen ist Gold," sagt allerdings das Sprichwort, aber wenn alles in Gold verwandelt würde, wäre dann Gold immer noch das werthvollste Metall?

Eben jetzt hörte ich ein leises Murmeln vor der Thüre, dieselbe öffnete sich und der Herr Abt stand vor mir. Ein freundlicher Mann von mittlerer Größe und gedrungener Gestalt, dessen rasches, lebendiges Auftreten mich keineswegs auf ein Alter von zweiundsechzig Jahren hätte schließen lassen, mit rundem, hellem Gesicht; feinen, klugen, grauen Augen und feinen Zügen; bartlos, das Haupthaar bis auf die dünne Krone abrasirt; in einer gewöhnlichen, aber sehr reinen, weißen Kutte mit schönem, schwarzem Scapulier; ohne andere Auszeichnung, als den Abtsring am Finger. Ich machte ihm meine höflichste Verbeugung und theilte ihm alsbald mit, daß das Interesse an der inneren Einrichtung des Trappistenordens mir den Muth gegeben, den Herrn Abt um Aufschlüsse über einige hierher gehörige Punkte zu ersuchen. Wir setzten uns und schnell war ein lebendiges Gespräch im Gang.

„Mein lieber Herr," — begann der Prälat — „wollten Sie nicht bei uns über Nacht bleiben? Zwei, drei Tage unter uns leben? Denn das ist eigentlich nöthig, wenn man sich einen Begriff von unserem Thun und Treiben machen will!"

„Sehr verbunden, Herr Abt, aber ich werde diesen Abend wieder zurückerwartet und kann so, zu meinem Bedauern, von Ihrer freundlichen Einladung keinen Gebrauch machen."

„Nun — wir können wohl, soweit die Zeit reicht, einiges durchsprechen, allein eigentlich sollten wir zurückgehen auf den h. Benedikt und die Geschichte der Cisterzienser etwas durchmachen, dann erst ist es möglich, unseren Orden richtig zu verstehen; denn was sind wir anders als Abkömmlinge der Cisterzienser und dem Wesen nach Benediktiner? Wir Trappisten wollen die Regel des h. Benedikt genau befolgen, als den besten Weg, um eine Seele zur Seligkeit zu führen. Die eigentliche Triebfeder unseres Lebens ist das Gefühl der Buße. Wer dieses nicht hat — glauben Sie mir! — der kommt entweder nicht zu uns oder geht bald wieder fort. Da habe ich schon einige gute Leutchen hier gehabt, die meinten, sie könnten bei uns gemüthlich etwas Oekonomie treiben, fuhrwerkeln und dergleichen, aber nach drei, vier Wochen wollten sie wieder hinaus!"

„Ich dachte mir aber immer," — entgegnete ich — „zu einem rechten Benediktiner gehöre unter anderem auch, daß er sich dem Studium der Wissenschaften widme und gerade dies scheint aus den Klöstern Ihres Ordens verbannt zu sein?"

„Sehen Sie, mein guter Herr, Sie müssen alle Ihre vorgefaßten Ansichten bei Seite lassen, sonst können Sie niemals klar sehen; das ist ein großer Irrthum, daß das wissenschaftliche Studium zum Wesen des Benediktiners gehöre! kein Wort davon finden Sie in den Regeln des h. Benedikt, keine Spur! Hintennach — ja wohl! — da ist dieses und jenes dazu gekommen, man hat die unruhigen Köpfe

Digitized by Google

beschäftigen müssen; der eine mußte die Väter kopiren, der andere ein Gebetbuch schreiben u. s. w., da entstanden denn die wissenschaftlichen Klöster; späterhin kamen die französischen Oratorianer und die gelehrten Mauriner auf — aber, aber! die Regel des h. Benedikt wurde eben damit auf die Seite gesetzt! Ganz natürlich! Der Gelehrte, der den ganzen Tag über seinen Büchern sitzt, kann nebenher unmöglich die strenge Klosterordnung aushalten: jeden Morgen um zwei Uhr den Schlaf brechen und sich mit der rauhen Kost begnügen, die wir haben! Das Studiren greift die Brust an, da hat man ein Glas Wein nöthig, und guten Wein, und den muß man in aller Ruhe trinken können; man braucht auch sonst kräftige und feine Nahrung, die nicht zu schwer im Magen liegt, sich leicht verdauen läßt: man braucht überhaupt völlige Ruhe, man muß — so zu sagen — sein eigener Herr sein! Nun — das alles geht nun und nimmermehr zusammen mit dem ächten, ursprünglichen Klosterleben! Und dies eben ist der Grund, warum wir in unserem Orden alle ohne Ausnahme, Chorgeistliche wie Laienbrüder, strenge Handarbeit treiben. Wir haben im Haus eine Wollenspinnerei und Weberei, so daß wir alle unsere Kleider selbst fabriciren können; ebenso haben wir eine Schusterwerkstätte, die alle unsere Brüder mit Schuhen versieht (bei der Arbeit tragen aber die meisten Holzschuhe); wir haben eine Brauerei für unsern Bierbedarf, eine Mühle unten am Bach und eine Bäckerei, die uns unser kräftiges Brot liefert; wir haben endlich eine große Oekonomie, in der, es immer alle Hände voll zu thun gibt. Wenn Sie sich nun recht müde geschafft haben, mein lieber Herr, dann schmeckt Ihnen auch die rauheste Kost und es gilt Ihnen gleichviel, ob Sie auf einen Strohsack oder anderswo zu liegen kommen! — — Ebenso ist es auch mit den Gottesdiensten in der Kirche; für uns sind dieselben immer wieder etwas Neues; wenn wir vom Feld oder aus der Werkstatt kommen, da können wir mit aller Andacht unsere Gebete und Psalmen singen; aber mein guter Gelehrter — der hat dann seine Gedanken gewöhnlich noch in der Studirstube, an einem Ohr zupft ihn Horaz, am andern: ich weiß nicht welcher Grieche — und das ist nun eben keine Andacht! Ja, ich bin's gewiß, von dem Tage an, da unser Orden die strenge Handarbeit aufgeben würde, würde er in Verfall gerathen."

Ich dankte dem hochwürdigen Herrn für seine klare Darstellung, stellte aber zugleich die neue Frage: ob der eigentliche Stifter des Trappistenordens, Abbé de Rancé, vielleicht noch etwas Besonderes zu der ursprünglichen Benediktinerregel hinzugefügt habe?

„Neues gar nicht," antwortete er, „er hat eben nur in seinen Reglements die alte Ordensregel streng und bis aufs einzelste hinaus durchgeführt. Von den Cluniacensern und Cisterziensern war dieselbe mehr und mehr gelockert worden, da kam de Rancé und wollte nichts mehr wissen von den herkömmlichen Dispensen und Milderungen, die nach und nach zu offenen Mißbräuchen geführt hatten — er wollte ein wahrer Benediktiner sein. Sie kennen wohl seinen persönlichen Lebensgang? Früher war er Weltpriester und ein lustiger Kamerad gewesen, hatte gegessen, getrunken und allerlei Thorheiten getrieben; dabei besaß er, was weniger bekannt ist, eine wirklich außerordentliche Gelehrsamkeit. Nun geht eines Tages eine gewaltige Veränderung in ihm vor, die Welt ekelt ihn an, er flieht in das Kloster La Trappe, dessen Abt er, dem Titel nach, schon längst gewesen war, und reformirt es nach der Regel des h. Benedikt. Das tiefe Gefühl der Buße, das ihn hierbei antrieb, hat somit unseren Orden gestiftet."

„Unter welchen Umständen," fragte ich weiter, „ist dieses Kloster Oelenberg gegründet worden?"

„Das ging so zu: In der großen Revolution, im Jahre 1793, wurden alle unsere Leute aus Frankreich vertrieben und wanderten dann zum Theil in die Schweiz in die Valle-Sainte, zum Theil nach Deutschland. Die letzteren konnten endlich in Westfalen, in der Nähe von Münster, sich niederlassen. Von unseren Schwestern — denn es gibt auch Trappistinnen — fand eine Anzahl in Köln ihr Unterkommen. Später aber, wie die Ordnung in Frankreich wieder hergestellt war, kehrte unser seliger Vater, Dom Pierre, mit einer Anzahl Brüder und Schwestern ins Elsaß zurück und kaufte sich hier auf dem Oelenberg an. Das war im Jahre 1825 und jetzt zählen wir hier 114 Brüder und 83 Schwestern. Die letzteren leben nach derselben Regel wie wir, nur daß sie natürlich nicht mit Feldarbeit und dgl. sich beschäftigen, sondern eben Handarbeit im Kloster treiben. Das hat freilich seinen Nachtheil, denn die Arbeit in der freien Luft ist es eben, was uns gesund erhält. Sie wissen, das Frauenkloster ist hart neben uns, aber natürlich durch eine strenge Klausur von uns getrennt; doch hilft beide Klöster im Grunde nur eines; wir haben dieselbe Verwaltung und unsere Brüder müssen für den Unterhalt der Schwestern arbeiten. Die Sache ist nun einmal, wie sie ist! mein seliger Vorgänger hat es aber allerdings gegen das Ende seines Lebens bereut, daß er beide Klosterhäuser zugleich unternommen hat; wenn wir heute wieder anzufangen hätten, würden wir wohl nur bei dem Mannskloster stehen bleiben."

„Im großen und ganzen genommen — kann man sagen, daß der Trappistenorden zunimmt?"

„O gewiß! Im ganzen gibt es etwa 3000 Brüder und Schwestern unseres Ordens; in Frankreich bilden wir zwei Congregationen, genannt die von der älteren und die von der neueren Reform; die erstere heißt auch: Congregation von Sept-fons, und die letztere: Congregation von La Trappe; zu der ersteren gehört unser Oelenberg. Wir bekennen uns zu den Regeln des Abbé de Rancé, und die andern nur im allgemeinen zu der Regel des h. Benedikt; der Unterschied ist aber ganz unbedeutend."

„Erlauben Sie mir, Herr Abt, nur noch eine Frage: welche heilsame Einwirkung kann denn der Trappistenorden bei seiner eigenthümlichen Verfassung noch auf die Welt haben? Der Trappist soll nicht predigen, nicht Seelsorge, noch Krankenpflege treiben, noch mit dem Unterricht der Jugend sich abgeben: welches ist dann noch sein Zweck?"

„Mein Herr, die Antwort auf Ihre Frage ist einfach diese: Was die Andern predigen, das wollen wir befolgen. An solchen fehlt es ja nicht, die mit Wort und Schrift die Tugend preisen oder das Evangelium verkündigen, — aber an Thätern fehlt es; und wir möchten eben nur Thäter sein; wir möchten ohne alle weitere Anpreisung der Welt ein gutes Beispiel geben."

Mit bestem Danke für die Freundlichkeit, mit welcher der Abt mir über alles Auffallige gegeben, erhob ich mich jetzt von meinem Sitz; die Unterredung hatte den würdigen Herrn bereits etwas lange in Anspruch genommen und sogar veranlaßt, den Vespergottesdienst, der schon begonnen, theilweise zu versäumen. Unter wiederholten Dankesversicherungen nahm ich Abschied von dem Prälaten; er entfernte sich durch eine Seitenthüre, und ich — der empfangenen Eindrücke voll — eilte, den Rückweg anzutreten. — Durch die reichgesegneten Fluren jener Gegend wanderud, konnte ich nicht umhin, mehr als einmal wieder mich umzuschauen nach der schön gelegenen Trappistenkolonie. An dem goldenen Abendhimmel stieg das Kloster jetzt in dunkeln Umrissen, mit seinen vielen Giebeln und seinen herrlichen Baumgruppen, höher empor; rechts drüben ragten die Bogefen in unvergleichlicher Schönheit, gleichsam durchbaucht von den zartesten Farben. Mit jedem Schritt kam ich nun der lauten Welt wieder näher und näher, schon hörte ich ihren Dampfwagen in der Ferne brausen und dröhnen — und zum letzten Mal blickte ich zurück nach dem stillen Oelberg.

Durch Wald und Haide — dem Waidmann zur Freude.

Von Guido Hammer.

I.

Ein Frühlingstag im Rehgehege.

Thaufrisch, überströmt von den ersten goldigen Sonnenstrahlen eines Maimorgens liegt der erlabte Wald vor uns. Wonnesam umspielt uns die balsamische Luft, die der tausendstimmige Chor der kleinen befiederten Sänger durchhallt, ohne uns darüber den fröhlichen Kuckuksruf überhören zu lassen. Scheint dieser doch uns gleichsam aufzufordern, das Auge weit offen zu halten für all die Herrlichkeit und Pracht in Gottes unendlicher Schöpfung. Aber es bedarf wahrlich nicht erst dieser besondern Mahnung, denn das beseligte Herz schweigt so schon mit voller Hingebung in der bezaubernden

Digitized by Google

Im Rehgebirge. Originalzeichnung von Guido Hammer.

Schönheit einer solchen Natur! Jubelnden Sinnes schreiten wir deshalb tiefer und tiefer in den kühlen Forst hinein, doch heute nicht, um auf der Jagd das tödtende Blei zu entsenden, sondern diesmal nur, um am vollen frischen Leben uns zu erquicken. Schützt doch ohnedies jetzt das weise Gesetz auf Monden alles Wild vor jeglicher Verfolgung, wovon freilich das Raubzeug — unter diesem aber besonders Mosje Urian Reineke — ausgenommen ist. Und als ob die Pardonirten das wüßten, so zutraulich benehmen diese sich jetzt zumeist dem Menschen gegenüber; fromm äugen sie dem Kommenden entgegen und bleiben dicht am Pfade stehen, ihn vorüberwandeln zu lassen.

So begegneten wir heute bereits manchem schmucken Rehe, die nicht fern von uns von den Gehauen in den schützenden Wald einzogen, und weithin konnte man ihre frischen Fährten verfolgen, die sich als dunkle Streifen durch die thaubeperlten Gräfer der Waldblößen kennzeichneten. Mit Hochgenuß sahen wir dem tranten Wilde nach, aber noch mehr freuen wir uns jetzt, als ein altes Reh mit seinen Kitzlein dahergezogen kommt. In toller Lust umspringen die reizend niedlichen Kälbchen die sorgliche Mutter, die, immer wachsam, sofort den warnenden Ruf ertönen läßt, wenn die muntern, harmlosen Sprößlinge sich ihrer schützenden Nähe entziehen. Darauf kehren auch sofort die buntgefleckten Kleinen im Wettlauf zurück, sich an die dadurch beruhigte Alte anschmiegend, oder sie benutzen in kindlicher Begehrlichkeit die kurze Rast, ein Mäulchen voll Muttermilch zu saugen. Nicht lange aber dauert solch idyllische Ruhe; im sausenden Galopp geht's wieder ins Weite, das alte Spiel zu wiederholen. So wechselt das Bild durch fortwährende Beweglichkeit der jugendlichen Springinsfelde und nicht müde kann man es werden, den so lebendigen Scenen zuzuschauen. Dazu flötet von hoch oben, von der äußersten Spitze einer übergehaltenen Tanne herab, die auf dem Gehau steht, eine Drossel, während von den schwanken Zweigen der frischgrünen Birken, die den Pfad säumen, die Goldammern vor uns herflattern, dabei ihre einfachen aber gar so lieben Klänge zwitschernd, die der Volksmund so bezeichnend durch: „wie hab' ich Dich lieb, lieb, lieb, lie—b!“ übersetzt. Aus tiefstem Herzensgrunde erwiedern wir den harmlosen goldgefiederten Sängern ihren tranten Gruß! Aber noch bezaubernder wirkt auf uns der melancholisch süße, unbeschreiblich liebliche Sang der einsamen Haidelerche. Eben schwingt sie sich vom dürren Wipfel einer dunkeln Tanne empor nach dem blauen Aether, dabei ihr seelenvolles Lied aus kleiner Brust entfesselnd. Unwillkürlich folgt das Auge der Lieblichen auf ihrem Himmelsfluge so lange, bis sie in ungemessener Höhe den Blicken entschwindet, während das Ohr noch immer die Stimme der Unsichtbaren vernimmt.

Inzwischen ist die Sonne höher gestiegen, schon haben ihre heißen Strahlen das perlende demantschimmernde Naß, den Thau, aufgesogen, und gern enteilt man den freien, sonnigen Plänen, um wiederum unter das kühlende Laubdach des geschlossenen Waldes zu

Digitized by Google

kommen. Mit Wonne schlürft hier die Bruft den belebenden, frischen Hauch und wir können es uns nicht verfagen, ein Weilchen im heimlichen Schatten einer mächtigen Buche zu rasten. In beseligender Freude richten wir hier, lang ausgestreckt im schwellenden Moose, den Blick empor, wo lichte Wölkchen in ewig wechselnden Formen langsam am klaren Himmelsblau dahin ziehen. Aber erst muß sich der Blick durch das smaragdene Laub der Buchen, welches in den sonnenbestrahlten Wipfeln wie grünflüssiges Gold schimmert, Bahn brechen, ehe er den schimmernden Luftgebilden in schwindelnder Höhe folgen kann. Dabei findet das Auge und auch das Ohr Gelegenheit, all die gefügelten Insekten, die den uns schirmenden Baum wie ihre besondere Welt umkreisen, zu gewahren. Das ist ein Sichtreugen und Auf- und Niedersteigen; ein Summen und Schwirren, daß es nur so eine Lust ist. Dazu schmettert aus dem dichtesten Gezweig ein kecker Finke sein weithinschallendes Lied hernieder, und mit Vergnügen lassen wir das Auge so lange suchen, bis wir den fröhlichen Schelm im dichtesten Blättergewirr entdeckt haben. Lange säumen wir so in unaussprechlichem Wohlgefühl, das uns das Flüstern, Summen und Sirren, das Singen und Zwitschern, sowie der Anblick unserer unmittelbaren Umgebung und des hoch über uns hinziehenden Wolkenspieles gewährt, ehe wir uns entschließen können, das gewählte Ruheplätchen zu verlassen. Endlich raffen wir uns doch empor und nehmen unsern Weg nun durch den vor uns liegenden Grund. Längs des darin rasch hinfließenden vergißmeinnichtgesäumten Bächleins wandeln wir in schattiger Kühle durch Farrenkräuter und andern üppigen Pflanzenwuchs dahin. Wie Pfeile schießen die Forellen in dem klaren Waffer an uns vorüber, während blaue Libellen in den Sonnenstrahlen, die hin und wieder das Thälchen durchblitzen, darüber hingaukeln. Da auf einmal fesselt unsern Blick ein dunkles Augenpaar, das aus dichtem Fichtenunterwuchs und dem losen Blätterwerk überragender Buchen nach uns herüber schaut, ohne jedoch, wie es scheint, uns zu bemerken. Ein stattlicher Rehbock, dessen vor kurzem erst gefegtes Geweih leuchtend das schmucke Haupt krönt, ist's, der gar nicht weit von uns aus dem Grünen hervorlugt. Regungslos bleiben wir stehen, um das liebliche Bild, unsichtbessen vom Naturrahmen seiner Waldumgebung, noch länger genießen zu können, was jedenfalls die leiseste Bewegung unserseits vereiteln würde. Aber so haben wir die Freude, da wir vortrefflichen Wind haben, trotz des unverrückten Herüberängens des aufmerksamen Wildes unerkannt zu bleiben. Wie ausgemeißelt steht der Herrliche da, denn wohl mag er unsern Schritt gehört haben, und dadurch rege geworden, schaut er nun nach der ihm verdächtigen Stelle so unverwandt herüber. Als er sich aber überzeugt zu haben meint, daß keine Gefahr drohe, beruhigt er sich und senkt das zierliche Haupt hernieder, um am Bache die saftigsten Gräser und Kräuter zu äsen; jedoch nicht ohne von Zeit zu Zeit den Kopf von neuem emporzuwerfen, um seine Umgebung zu mustern. Anmuthigen Schrittes wandelt nun das schmucke Geschöpf am Bache hin, denselben dann mit elastischem Schwunge überspringend. Drüben aber das gleiche Treiben. Bald hinter hohen Farnwedeln fast verschwindend spiegelt sich gleich darauf der Freigeborne, tritt er wieder heraus an das Waffer, in dem klaren Naß. So tändelt langsam und unbeirrt der Traute dem Wäfferchen entlang, bis er, durch die Windungen des Bächleins geführt, uns zur Seite gekommen und hier nun plötzlich Wind bekommt. Mit rasch emporgeworfenem Haupte, die Läufte schen zum Sprunge gespannt, steht der jetzt Furchtathmende wohl noch einen Augenblick vor uns; dann aber mit Heftigkeit sich rückwärts wendend und mit hohem, graciösem Satz den jungen Tannenanflug überspringend, flieht er nun am Hange des Thälchens empor, wo man noch auf weithin den Spiegel des Flüchtigen erkennen kann. Dazu schreckt der Aufgejagte, daß es hallend durch den mittagsstillen Wald tönt, und nicht sogleich faßt er Beruhigung, daß er sein schützendes Asyl verlassen mußte, denn noch lange und von weither hört man den Schreckruf des Geflohenen.

Wir aber verträumen am kühlen Quell auf schwellendem Moose den heiß herangekommenen Mittag. Ruhe, heilige Ruhe umgibt uns dabei, denn nicht ein Lüftchen regt im Augenblick das sonnendurchwobene Laub; kein Vogel läßt sich mehr hören — alles, alles scheint zu schlummern. Doch nein! Das nimmer rastende Bächlein murmelt mit leise plätschernd em Wellenschlage seine reizende Melodie, vielbeutig und doch so bereht, daß man mit Wonne der bestrickenden Stimme lauscht. Ist's doch, als verständen wir zuletzt sein Geplauder, als hörte man menschliche Worte und Rufe erklingen, die uns gälten.

Hinlauschend schließen wir die Augen, um uns so ganz nur dem lieblichen Getön hinzugeben, das nun auch noch durch das plötzlich erklingende harmonische Rauschen im Gezweige und in den Wipfeln der Bäume, die jetzt ein leiser Luftzug durchweht, begleitet wird. Und nun umfängt uns, hervorgerufen durch solch sinnberauschendes Gefüster, jene träumerische Ruhe, in welcher die Wirklichkeit mit der Gedankenwelt verschwimmt, bis zuletzt tiefer Schlaf die ermatteten Glieder umfängt, ohne aber das aufgetauchte Traumleben zu behindern, seine Phantome fortzuspinnen, und so zieht, während die müden Lider geschlossen sind, Jungsterlebtes vor das geistige Auge herauf, und längst Geschehenes und Vergessenes spiegelt sich in der Seele wieder. In unfaßlicher Weise verbindet sich so Gegenwart und Vergangenheit, und wohl auch die Zukunft tritt, als im Bunde die Dritte, hinzu, und alle drei weben zusammen wunderbar Phantastisches ineinander; wenigstens sind uns durch dergleichen Traumgebilde schon oft die herrlichsten Waldmärchen erschlossen worden.

So schlummern wir lange auf weichem Pfühle, bis wir durch dumpfes Donnergrollen eines in der Ferne hinziehenden Gewitters und das stärkere Rauschen in den Baumkronen erwachen und erstaunt den getrübten Himmel über uns erblicken. Doch bald tritt die Sonne, die ihren Lauf schon weithin vollendet hat, die volle Herrschaft wieder an. Schon übergießen ihre Strahlen den Wald mit röthlichen Abendtinten und die Schatten ziehen sich lang gestreckt am Boden hin. Rasch erheben wir uns deshalb, um noch den Rest des Tages dem Weiterstreifen zu widmen.

Wieder zeigt sich nun das frühere rege Thierleben, das der hohe Mittag verscheucht hatte. Munter ruft der Kuckuck wieder seinen Namen in die Welt, sowie dessen Herold, der Wiedehopf, sein hehles hup, hup, hup! Weithin tönt auch der herrliche Accord des Pirols, während die kleine Sängerschar, wie am Morgen, den Chor zu jenen hervorragenden Stimmen bildet. So rückt der Abend heran. Die Sonne neigt sich mit rothgoldenem Schein dem Waldsaum zu und überströmt mit ihrer Glut das vor ihr liegende Wipfelmeer, während tief violette Schatten die Thäler bezeichnen, denen bereits lichte Nebel entsteigen. Und nun sinkt die Himmelskönigin vollends hinab in die Waldestiefe, im Scheiden noch die höchsten Bäume mit ihren purpurnen Strahlen küssend. Von diesen herab aber flöten Drossel und Haidelerche den Abendsegen, und in der Ueberfülle des eigenen Herzens drängt es auch uns, dem Schöpfer solcher Herrlichkeit zu danken. Lange stehen wir so in Andacht versunken, daß uns dabei die inzwischen herausgekommene Dämmerung überrascht. Trotzdem erklingt noch lange das Abendlied einzelner Vögel fort, dem sich nun aber auch der schrille Ruf der Eule beigesellt, die mit lautlosem Flügelschlage den im Zickzack umherschwirrenden Fledermäusen nachstellt. Aber auch der Waldfuß von Rehwild erstreut uns noch einmal. Eben zieht ein ganzer Sprung aus dem jetzt so düsteren und schweigsamen Wald auf einen frischen Birkenschlag. Mit vorsichtigem Schritt führt zuerst ein Mutterreh sein Kälbchen heraus, die Ick und in Bogensätzen folgen. Dann ziehen ein Paar Schmalrehe hinterdrein und in kurzem Abstand folgt der bedächtige Bock. Ruhig äset sich nun die ganze Familie auf dem gewählten grasreichen Plan, dabei bald munter untereinander scherzend, bald aber auch mit voller Aufmerksamkeit sich sichernd.

Längst stehen die blinkenden Sternlein am tiefblauen Firmament, die Nebel durchwallen in langen Streifen die thaldurchschnittenen Forsten, und das Ange kann nur schwer noch den Bewegungen des lieblichen Wildes folgen, als wir endlich den Heimweg antreten. Dankerfüllt gegen den Schöpfer aller Dinge begleitet uns die erhebende Freude mit nach Hause, welche der Wald und seine Bewohner jedem empfänglichen Herzen zu allen Zeiten in so reichem Maße gewährt.

Digitized by Google

Am Familientische.

Heine und Rothschild.

Es war, wenn wir nicht irren, im Anfange der dreißiger Jahre, als der Wiener Bankier S. sich in einer Soiree des Herzog Decazes dem Baron Rothschild näherte und ihn sagte:

„Sehen Sie, Baron, jenen jungen blassen Menschen, der dort mit Jemes spricht, er ist der Secretair der Reisebilder und des Buchs der Lieder, einer unserer größten Dichter."

„Was thu' ich damit!" — antwortete der Baron mit Achselzucken.

„Er ist der Neffe von Salomon Heine," sagte S.

„Salomon Heine aus Hamburg? — der große ... unser Salomon Heine?" fragte Rothschild.

„Natürlich," antwortete der andre — „aber er soll sich haben taufen lassen."

„Was thu' ich damit?" — sagte der Baron — „wir haben hier keine Vorurtheile — wir haben jetzt erst eine Revolution gemacht, um die letzten Vorurtheile auszurotten — wir haben Gewissensfreiheit und meine Frau wird bei Hofe empfangen — Stellen Sie mir den jungen Dichter vor — es soll mich freuen, ihn kennen zu lernen — alles, sobald Haus, der Salomon Heine! — Hab' immer die Künste und Wissenschaften protegirt, meine Frau auch! — Stellen Sie ihn mir vor."

Der junge Dichter hatte aber schon Ingres verlassen und sich einer Gruppe angeschlossen, deren Mittelpunkts Scribe war. „Ich gebe Ihnen mein Wort, der Baron Rothschild hat gestern 10 Louisd'or im Whist verloren und hat sie bezahlt, ohne ein Wort zu sagen" ... erzählte ein junger Essayist. ...

„Für große Schmerzen findet man so leicht keine Worte," antwortete Scribe. Man lachte, und in diesem Augenblicke erschien der Bankier S. und bat Heine mit ihm zu kommen, da der Herr Baron ihn gern sehen möchte ... die Anwesenden hefteten mitleidsvolle Blicke auf den jungen Dichter. ...

„Nayez pas peur" — sagte dieser, der die Blicke zu verstehen schien, im Fortgehen.

Wie oft mag wohl der Baron v. Rothschild bereut haben, des deutschen Dichters Bekanntschaft gemacht zu haben? Denn von dem Tage an existirte jemand, der dem Baron und allen seinen Millionen leck die Stirne bot, der den armen Goldlönig jahrelang auf solche mitleidslose Art und Weise behandelte, daß es gute Seelen gab, die sich ins Spiel legten und bei dem sich fast verarmten, verbannten Dichter am Schonung für den nachsichtigen Privatmann unsrer Epoche baten. Selbstverständlich bediente sich der Dichter nur der Waffen seines Genies, um den Bankier lächerlich zu machen, und gewöhnlich that er dies im Beisein des Betheiligten, so daß dieser mehr als einmal seinen Landsmann innerlich verwünschte, ohne jedoch irgend eine Aeußerung zu thun, die ihn dürfte verletzen können, denn seine Furcht war doch größer als sein Zorn! — Und diese Tortur dauerte 10—15 Jahre lang! Es wäre Rothschild gar leicht gewesen, jeglichen Umgang mit Heine abzubrechen — aber alle Journale standen dem Poeten offen ... und er hatte sich schon einmal den Zorn eines Poeten zugezogen — Balzacs, und dieser hatte ihn unter dem Namen des Baron Nucingen in mehreren seiner Romane mit einer Unsterblichkeit von Lächerlichkeit begabt!

Von den hundertern von Bonmots, die Heine auf Rothschild gemacht hat und die in gewissen Pariser Kreisen traditionell geworden sind, wollen wir den Leser die originellsten citiren. Wir müssen jedoch vorweg gegen den Vorwurf, der uns vielleicht treffen wird, eine unschuldige Plauderei in ein Libell verwandelt zu haben, protestiren — wir erzählen nur, was hundertmanche von Parisern wissen — was sogar gedruckt und verösfentlicht worden, wenn wir nicht irren, jedoch wir müssen gestehen, daß ein Gefühl von Wohlthuegen uns beschleicht, wenn wir diese Witzworte lesen, daß ein Dichter — ein deutscher, unglücklicher Dichter den Gebendsinn des „reichsten Million" stolz verachtet hat.

„Sehen Sie, Heine," sagte Frederic Soulié eines Abends, als der Baron in eine Gesellschaft trat und sich ein großer Theil der Anwesenden vor ihm verneigte ... „das 19te Jahrhundert betet das goldne Kalb an."

„Hm!" — antwortete Heine ... „Kalb?... der Baron ist nicht mehr so jung, wie Sie glauben!"

Zufälliger Weise kam eines Abends das Gespräch auf das in Paris so schmutzige und trübe Wasser der Seine. Der Baron sagte, daß er den Fluß wenige Kilometer nach seiner Quelle beobachtet hätte, und daß sein Wasser da klar und hell wie Crystall sei. ...

„Ihr Herr Vater soll auch ein sehr rechtschaffner Mann gewesen sein, Herr Baron," sagte Heine gelassen.

Die Anwesenden bissen sich in die Lippen — der Baron verstand nicht. Der Baron versteht überhaupt immer noch nicht recht französisch, obgleich er doch nun schon seit beinahe 50 Jahren Frankreich bewohnt und mancher rebellische Subjonctif im Munde des Barons hat dem Dichter Stoff zu beißenden Bemerkungen, die für den deutschen Leser jedoch keinen Werth haben, gegeben.

„Neben Sie doch nicht so familiär mit mir" — sagte Heine zu ihm einen Abends — „die Leute könnten mich für Ihresgleichen halten!"

Als er ihm den bekannten Witz seines Bruders erzählte, der, wie man weiß, nach seiner Erhebung in den Freiherrnstand zu dem Herzog von Montmorency gesagt hatte: „Sie sind der erste christliche Edelmann und ich der erste jüdische," antwortete ihm Heine: „und Ihr Bruder war so dernier des juifs" ihre Sehte der Juden, wörtlich — kann aber auch als der schlechteste der Juden verstanden werden).

„Herr Doctor," rief er ihm bei Tische einmal zu — „Sie sind doch ein Gelehrter — sagen Sie mir doch, warum bisher Wein, den wir jetzt trinken, Sacrymae Christi heißt."

„Nichts leichter," erwiederte Heine — „übersetzen Sie doch:

„Thränen weint, wenn reiche Juden solchen guten Wein trinken, während so viel arme Menschen Hunger, Durst und Kälte leiden!"

Der Baron hatte sich einst den Zorn der Constitutionel zugezogen, welcher am nächsten Morgen in zwei kurzen Sätzen sich rächte.... Er zeigte mit röthrenden Worten an, daß der große deutsche Maler Cornelius den Armen in Frankfurt die hübsche Summe von 4000 Gulden geschenkt hätte! ... und weiter unten: „der große deutsche Bankier Baron von Rothschild hat auch gestern den Armen von Paris 500 Franken geschenkt."

Rothschild war wüthend, als er am selben Abend Heine dies erzählte und sich beklagte, daß seine Wohlthätigkeit so wenig Anklang fände! Schließlich bat er Heine, in einem andern Journale etwas darauf zu antworten, was dieser ihm auch versprach. Zwei Tage später schickt er ihm den Figaro, und der Baron liest: „Der Constitutionel zeigt wirklich eine jedes rechte Gemüth empörende Parteilichkeit. All sein Lob ist für die Günstlinge Fortunas; keine Zeile für andre Menschenkinder! Ein Schriftsteller hat sich neulich verhältnißmäßig viel wohlthätiger, als der Baron von Rothschild gezeigt, er hat einem blinden Flötenspieler auf dem pont des arts 10 Centimes gegeben und der Constitutionel hat bis heute seinen Lesern noch kein Wort davon erzählt."

Der Baron hütete sich von da ab, den Dichter zu bitten, zu seinen Gunsten zu schreiben.

„Was thu' ich mit all den faulen Schriftstellern und Künstlern?" sagte der Baron, „wenn ich will, kauf' ich sie buteudweis, denn ich hab' Geld"....

„Wohl möglich," antwortet Heine gelassen — „aber wie werden Sie es anfangen, wenn Sie sie gekauft haben, um sie in einem ganzen Verdienst wieder los zu werden? — Denken Sie an Horace Vernet!" Der Baron wurd blaß und schwieg! — Sein Abenteuer mit Horace Vernet ist nämlich der Alp, der ihn seit langen Jahren drückt! Er wollte sein Bild von dem großen Schlachtenmaler gemalt haben und begab sich in sein Atelier, wo er natürlich, seinem ganzen Charakter gemäß, vor allen Dingen den Preis des Bildes wissen wollte — Vernet sagte ihm, daß er 150 Louisd'or nähme. — Der Baron fängt an zu handeln — der Maler wird ärgerlich und sagt ihm, daß er jetzt sein Bild unter 200 Louis'dor nicht mache — und so geht das Gespräch fort und je mehr der Baron handeln will, je theurer wird das Bild — „500 Louisd'or — oder gratis, schreit endlich Vernet außer sich!"... „Nun denn maler Sie mich gratis!" — sagt der Baron!

Nun kann nicht annehmen, daß es der Gedanke des Barons war, sich wirklich gratis malen zu lassen; Vernet doch verstand es so und warf den Goldlönig zur Thür hinaus! In der Gemäldeausstellung desselben Jahres jedoch sollte der Baron erfahren, wie gefährlich es ist, sich mit Leuten wie Vernet zu erzürnen. Das Meisterwerk des großen Malers, „la prise de la Smala" war ausgestellt — und diejenigen der Leser, welche es kennen, erinnern sich vielleicht der Gestalt eines stehenden Juden ganz im Vordergrund des Bildes, der, eine Hand im geringhin um den Bauch gelegt, zu bekümmern, nur ein paar Geld und Edelsteinen angefülltes Käschen zu retten sucht! — Es ist das Lächerliche Bild des Barons James von Rothschild, das wohl existirt — es befindet sich im Kaiserlichen Schlosse von Versailles, und es hat dem Baron seinen Phrenzig gekostet! und doch gäbe er heute gerne jegliche Summe, daß mit dieses Bild verschwände. Bestreicht wird der Leser die Rache des Künstlers als zu weit getrieben betrachten, aber der Kunkunus des Barons alles geistig hochstehenden Leuten gegenüber ist wirklich so überaus groß, er glaubt sich so sicher, die ganze Welt durch die Macht seines Geldes zähmen zu können, daß er eine solche Lection, wenn sie auch für seine Familie, die sehr ehrenhafte und gebildete Mitglieder zählt, schmerzhaft ist, doch reichlich verdient hat.

Wir haben die Wahl unter hunderten von Bonmots, die Heine auf ihn gemacht hat, eins zu setzen und wir wollen schildern!

Rothschild wendet, wie man weiß, das Palais der Königin Hortense, welches er gekauft und auf dessen Ausschmückung er vier Millionen verwandt hat. Er glaubt geistreich zu sein, indem er jeden Besuchenden fragt: „Comment trouvez vous mon chenil?"...

„Wissen Sie, Baron, daß chenil Hundehütte heißt?" sagte Heine zu ihm. „Nun was will's?"... fragte Rothschild!

„Nun, meine Sie der Name chenil sind? ... wenn Sie so etwas von sich selbst denken, verschweigen Sie es wenigstens."

Seit 1848 hatte Heine alle Beziehungen mit Rothschild abgebrochen und das aus folgendem den Poeten im höchsten Grade ehrenden Grunde. Ein Pamphlet ohne Styl, ohne Geist, in dem Lügen auf Lügen gehäuft waren, war unter dem Titel: „Rothschild I. und seine Dynastie" erschienen, und man konnte das Ziel, welches der anonyme Verfasser zu erlangen suchte, aus den ersten Zeilen schon erraten! Als die Rothschildsche Familie diese Schmähschrift erhielt, sagte der Baron Salomon:

„Nur ein Jude kann diesen Schmutz geschrieben haben — wir haben immer Unannehmlichkeiten mit diesem Volke gehabt."

„Ich gebe 1000 Franken, wenn ich den Namen des Verfassers herausbekomme," sagte der Baron Alphonse.

„Nichts leichter," sagte der große Chef des Hauses, der Baron James, „laß Deine Offerte annonciren, und wenn es ein Jude ist, gebe ich Dir mein Wort, kommt er selbst und holt sich die 1000 Franken Belohnung für seine Schurkerei!"

„Die Menschen sind mir doch zu gemein," sagte der schon kranke Heine, als man ihm diesen Zug wiedererzählte ... „ich denke an jenen Ehrenmann, meinen Onkel ... wenn die Rothschilds wieder herschen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen — laß' ich den Diener hinauswerfen!"

M—n.

Eine merkwürdige Medaille.

Daß die Franzosen Meister in der Stichtigen, aber desto beißenderen Satyre sind, ist unbestreitbar, aber wenigstens vertrauen sie ihre Spöttereien

Digitized by Google

nur dem Papiere an; was wird der Leser von einer Nation denken, die, um ein Sonnet zu verewigen, eine Medaille prägen läßt, und welche andre Nation als die holländische wäre wohl eines solchen trait d'esprit fähig? Noch der für Frankreich so schmählichen Schlacht bei Roßbach erzählt man, daß der Marschall von Soubise, fast an der Spitze seiner Armee, sich während des Gefechtes in der Badewanne befunden habe. Ob diese Thatsache nun wahr oder aus irgend einem witzigen Gehirne entsprungen, ist nicht festgestellt; sogleich aber erschien eine holländische Medaille, welche auf der einen Seite die stiebenden französischen Truppen mit der Unterschrift Roßbach, auf der andern aber den Prinzen von Soubise in der Badewanne darstellte mit der Unterschrift: Dat is o General, wat sieh gewaseche hett. (Das ist ein General, der sich gewaschen hat.)

Herder und seine Gemahlin.

Nicht ohne die innigste Rührung kann man die Beschreibung lesen, die eine Gespielin von ihrem ersten Zusammentreffen mit ihrem späteren Gemahle, dem liebenswürdigen und berühmten Dichter macht!

„Am 19. August," schreibt sie, „predigte er in der Hofkirche. Ich hörte die Stimme eines Engels, und Seelenworte, wie ich sie nie gehört! Zu diesem großen, einzigen, nie empfundenen Eindruck dah' ich keine Worte — ein Himmlischer in Menschengestalt stand vor mir. Den Nachmittag sah ich ihn, kannte ihn meinen Dank und mein Leben! Denn unsere Seelen waren unter Seelen nur Eins und sind Eins geblieben, unser Zusammenfinden war Gottes Werk. Inniger können sich die Seelen nicht zusammen verstehen, zusammen gehören. Er hörte von andern, wie ich meine Geschwister liebte und auch hierin war unser Liebe nur Ein Gefühl, Harmonie, Dank zu Gott. Ich, gewiß hat niemand seine heilige Seele so gefaunt, wie ich! Von diesem Tage an sahen wir uns täglich! Den 2. August feierten wir seinen Geburtstag; da gab er mir seinen ersten Brief! Ach, ich empfing mit diesem Briefe das Heiligste, was diese Erde für mich hatte — seine Liebe; ich konnte nur Gott und ihm danken!"

S—a—w.

Das Alter der Hirsche

ist von jeher ein Gegenstand der mannigfaltigsten Erörterungen und Sagen gewesen. Schon Aristoteles hat den Glauben an die übermäßig lange Lebensdauer dieser edlen und schönen Thiere mit wissenschaftlichen Waffen bekämpft. Indessen ist noch heute die Annahme: der Hirsch erreiche ein fast übernatürliches Lebensalter, in weiten Gegenden allgemein verbreitet. Die Beamten der Wälderkämme, in deren Nähe ausgedehnte Wälder sich über das Land hin erstrecken, kann sich den Hirsch, den König der dunklen Waldgründe, nun einmal nicht anders ausmalen, als mit dem Zeichen hohen Alters versehen, und erblickt auch darin ein Auszeichnung vor den niederen Gethier. Insbesondere ist dies in den schottischen Hochlanden der Fall, wo noch heutzutage eine Art von Cultus für die Jagd herrschend ist. Der berühmte Jäger Sir William Scrope, ein Mann, dessen auch Walter Scott in seinem Tagebuch gedenkt, und der einen großen Theil seines saß unermeßlichen Vermögens der Verbesserung und Betreibung des Waidwerkes bestimmte, hat auch zugleich mehrere Bücher über Hirschjagd heraus. In einem dieser Bücher trat Scrope als Vertheidiger der Ansicht des hohen Alters der Hirsche auf. In den schottischen Hochlanden schweiten, nach seiner Berschcerung, verschiedene sehr alte Exemplare von Hirschen umher. Einer der ältesten war der sogenannte: Simson von Lochtreig. Dieses gewaltige Thier, berichtet Scrope, war vom Capitän Macdonald von Tulloch, der im Jahre 1776 in einem Alter von 80 Jahren starb, während der letzten sünfzig Lebensjahre des Capitäns von demselben häufig gesehen worden. Der Capitän hatte wollte den Simson einen gleichen Zeitraum seines Lebens hindurch gekannt und von seinem Großvater schon auf den uralten Waldbewohner aufmerksam gemacht worden sein. Diese Landleute der Umgegend kannten den Hirsch ebenfalls. Er war schneeweiß, ohne einen Flecken zu haben. Man sah ihn niemals allein und erinnerte sich nicht, daß je ein Schuß auf ihn abgegeben worden sei. Allgemein schätzte man den Simson 150 Jahre alt. Durch irgend einen Zufall ward er von seinem Rudel getrennt und seitdem stets allein, jedoch in so ungeheurem Raume streifend gesehen, daß dem mächtigen Thiere kein Jäger beikommen konnte.

Capitän Macdonald von Tulloch ging eines Tages dem Hirsche S Stunden weit nach und hatte ihn endlich in Schußweite. Er gab Feuer auf den riesigen Waldbewohner und sah deutlich durch sein Fernrohr, daß die Kugel hoch das linke Blatt gefaßt hatte. Der Simson brach zusammen, kam jedoch wieder auf und verschwand bald. Macdonald berichtete nun zwar, er habe den Simson getödtet, doch zweifelte man daran. Dies geschah im Jahre 1775.

Zweiundbreißig Jahre später, im Jahre 1807, wurde der Simson von Lochtreig von Johann Macdonald, dem Bruder des Capitäns, 4 Meilen von Lochtreig, bei — Badenoch erschossen. Als man den Körper untersuchte, fand sich wirklich die im Jahre 1775 auf ihn abgegebene Kugel im linken Blatt einen Zoll unter dem Rückgrad, wo eine vernarbte Wunde als Merkmal jenes Schusses zu erkennen war. Höchst wunderlich war das Geweih gesormt. Die Muthmaßungen über das Alter des merkwürdigen Thieres mögen dahingestellt bleiben; aber in Schottland, welches eine seine Fülle des prächtigsten Wildes besitzt, steht der Glaube an hohe Lebensalter bestimmen fest. Bezeichnend dafür ist ein noch heute bekannter Vers in celtischer Mundart, der ungefähr folgendes sagt:

Dreimal das Alter eines Hundes erreichet das Pferd.
Dreimal das Alter eines Pferdes erreichet der Mensch;
Dreimal das Alter eines Menschen erreichet der Hirsch;
Dreimal das Alter eines Hirsches erreichet der Adler;
Dreimal das Alter eines Adlers erreichet die Eiche.

Einer der ältesten Hirsche in Europa war der bekannte Raphill-Hirsch in Richmond-Park, dem der König Georg III besondre Sorgfalt widmete. Trotz aller Pflege sebte das schöne Thier doch nur einige 30 Jahre. Den Hirschen der schottischen Hochgebirge wird wohl deshalb von den Bewohnern ein so hohes Alter zugeschrieben, weil ihnen wegen des waldigen und gebirgigen Terrains schwerer beikommen ist; in Folge dessen werden die Exemplare häufig verwechselt und jüngere Thiere für ältere, schon früher gesehene gehalten, selbst wenn solche längst verendet sind. Eine Täuschung ist dort um so eher möglich, als das Wild der Hochlande meist gleich gestaltet und gefärbt erscheint.

Philipp II und die Kanonenkugeln.

Während der Belagerung von St. Quentin befand sich der König Philipp II im Lager. Eines Nachmittags unterhielt er sich mit dem Grafen Connetable de Montmorency, welcher als Gefangener der Spanier sehr gut gehalten wurde und mit dem königlichen Hofe verkehrte. Gerade als der König die Worte aussprach: „Ich hoffe, Herr Connetable, Ihr Neffe Coligny wird meine Bedingungen zur Uebergabe der Stadt erfüllen," fuhr eine Kanonenkugel zwei Fuß über den Kopf des Königs hinweg. „Was war das?" fragte Philipp zitternd und leichenblaß. „Eire," sagte lachend der Connetable, „es war ein Parlamentär, den Ihnen mein Neffe sendet." — Das Lob des Königs wurde angenblicklich abgebrochen und außer Kanonenschußweite aufgeschlagen. — Der König hatte diese einzige Kugel bereuen gemacht, daß das Pfeifen der Kugeln für seine Ohren keine angenehme Musik sei. Da die Belagerung sehr langsam vorrückte, ließ er sich beikommen, in den der Courtine von Remicourt gegenüber angelegten Laufgraben zu steigen, um den Arbeitern und Kanonieren Muth einzusprechen. Er hatte für alle Fälle seinen Beichtvater mitgenommen. Letzterer, der Beschichtschreiber der besagerten Stadt, befand sich gerade auf den Wällen. Er bemerkte den König und rief schnell einige Arquebusiere herbei, denen er Philipps Gestalt im Laufgraben zeigte. Sogleich pfiffen mehrere Kugeln dem Könige um das Haupt. Dieser wendete sich zu seinem Beichtvater und fragte: „Mein Vater, wie finden Ihr diese Musik?" — „Eire unangenehm, Eire." — „Ich auch. Ich begreife nicht, wie mein Vater, Karl V., daran so viel Vergnügen finden konnte. Machen wir uns davon." Er ist nie wieder in einen Laufgraben gestiegen.

Raffinirte Grausamkeit.

Dessalines, der berüchtigte Negergeneral auf St. Domingo, besaß eine Dose, nach welcher er, gleich dem Orbalten der Borgeia, über Schuld oder Unschuld, Leben oder Tod entschied. Der Franzose Descourtij sah es mit an, als Dessalines Gericht hielt. Der Angeklagte ward vorgeführt, die Anklage verlesen und der schwarze Wüstherich sichte mit seinen furchtbaren Augen den Unglücklichen starr an. Dann öffnete er seine Dose, welche unwendig mit einem kleinen aus Haut bestehenden Spiegel versehen war, und unterschrieb den daran hängenden Tabak; war dieser feucht, so lief der Tyrann es als ein Zeichen der Unschuld gelten, war er trocken, so mußte der Angeklagte ohne Gnade als Verbrecher oder Aufrührer sterben.

B.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute, den 21. März ferner ein:

Aus Reichenbach in Ostpreußen (An Ostens Segen ist alles gelegen") Thlr. 27. — E. M. Thlr. 10. — Prosessor Lange Thlr. 1. — E. Boethaster Thlr. 3. — W. Lehmann Thlr. 2. — W. Lehmann jun. Thlr. 1., Sammlung in Bonn. — Berlin A. 5. 10 weitere Thlr. 5. — M. Meyer in Danzig Thlr. 10. und Thlr. 10. jährlichen Beitrag. Aus dem Pfarrhause zu Bl. Ostpreußen Thlr. 2. — Pfitt in Bonn Thlr. 1. — G. Nasse in Bonn Thlr. 1. — Fräulein Thewing in Wenningen a. M. Thlr. 1. — v. H. in Aschersleben Thlr. 6. — Pl. Otte in Wildhausen Thlr. 1. — Von einer heiteren Gesellschaft bei Wasserleben durch v. O. Thlr. 4. 10. — Im Leser zu G. in Krausen Fl. 1. 45. — General-Superintendent Dr. Wiesmann in Münster Thlr. 5. — W. H. in Halle a. d. S. Thlr. 1. — E. B. in Bielefeld 20 Sgr. — H. Marcetin Thlr. 2. — A. Weis Thlr. 2. — v. d. Hagen in Drossen Thlr. 5. — R. N. in Dortmund Thlr. 1. — R. N. in Dortmund Thlr. 5. — Beide durch Buchhändler Lesmann. — Pl. in Bielefeld. — Im Leser zu Bonn. — Zeitschreiber in Bonn Thlr. 1. — von Dewitz zu Wussan Thlr. 5. — F. in Münster Thlr. 5. — Graf R. in C. Thlr. 5. — Busch in Bonn Thlr. 1. — Abonnentin M. P. in Augsburg fl. 5. — G. Trompetter Thlr. 1. — von Hofmann-Charpuis Thlr. 1. — J. Klein Thlr. 1. — G. Hammerschmidt Thlr. 1., sämmtlich in Bonn. — Von J. in Siegenburg Thlr. 2. — F. K. in Altona Thlr. 1. — H. Schmithals in Bonn Thlr. 5. — Freiherr von Biebermann in Leipzig Thlr. 1. — Hr. L. Ziemßen in Stargard Thlr. 1. — v. J. in Dresden Thlr. 5. — Gr. in Burgsteinfurt Thlr. 1. — Justizrath Heidkeck in Halle i. W. Thlr. 3. — Betrag unserer vorigen Quittung Thlr. 419. 21½. **Summe: Thlr. 561. 16½.**

Wir machen darauf aufmerksam, daß es mit einer einmaligen Summe nicht gethan ist, sondern daß selbst nach Erreichung des ersten Ziels jede Station mindestens 100 Thlr. Unterhaltungskosten jährlich erfordert. Möchten deshalb besonders bemittelte Freunde der Sache sich nach dem Beispiel in unserer heutigen Quittung nicht mit einer angenblicklichen Gabe begnügen, sondern sich auch zu einer jährlichen Beisteuer verpflichten. Wir werden in einer der nächsten Nummern eine Darlegung der nächsten Ziele, der bedrohtesten Punkte und der zunächst unerläßlichsten Mittel geben. Jetzenfalls hegen wir nach diesem erfreulichen Anfang die feste Hoffnung, daß sich die Bewegung immer weiteren Kreisen mittheilen und daß besonders kein Abonnent des Daheim dabei zurückstehen wird.

Die Redaction.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im April 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 28.**

Künstlers Leid und Freud.

Novelle von H. Marcotin.

(Fortsetzung.)

Fräulein Lia Salomon, die Braut des Herrn Julius Falk, war, wie wir schon vorhin bemerkt hatten, eine Waise; sie hatte ihre Mutter bei ihrer Geburt verloren, und ihr Vater, der sich einige Zeit später wieder verheirathet hatte, war im ersten Jahre seiner zweiten Ehe gestorben. Das Kind, dem eine bedeutende Erbschaft durch den Tod seiner beiden Eltern zugefallen war, wurde von seinem Vormunde, einem Geschäftsfreunde seines verstorbenen Vaters, der Stiefmutter, welche sie sehr zu lieben schien, überlassen; und selbst, als diese sich nach einigen Jahren zum zweiten Male verheirathete, blieb das Kind mit Bewilligung des zweiten Mannes und gegen Zahlung einer ziemlich hohen Pension in den Händen derjenigen, die seit ihren ersten Jahren Mutterstelle bei ihr vertreten hatte. Frau Selling war eine einfache, gewöhnliche Frau, deren gerades redliches Herz nicht fähig war, das ihrer Obhut anvertraute Kind auf irgend eine Art und Weise schlecht zu behandeln, doch da sie bald auch eigne Kinder bekam, so mußte nothwendiger Weise ihre Sorgfalt sich zwischen ihren Kindern und dem fremden Mädchen theilen. Wer kann es einer Mutter wohl verdenken, wenn sie alle ihre Liebe und Aufopferung den eigenen Kindern widmet und das fremde Blut nur bewacht und leitet? In den ersten Kinderjahren zeigte sich dieser Unterschied weniger, obgleich er dem schon als Kind tieffühlenden Herzen Lias manchen Seufzer entlockte und manche ihrer Spielstunden verbitterte. Wenn sie krank war, ließ man die ersten Aerzte der Residenz holen, Krankenwärterinnen wurden angenommen, eine Prinzessin hätte nicht mit mehr Sorgfalt gepflegt werden können, der Vormund bezahlte ja alles. Doch wenn Sara, die älteste Tochter der Frau Selling, sich nur unwohl fühlte, dann stößte schon der geängstigte Blick, der Schmerz, welcher sich so deutlich in den Zügen der Mutter ausprägte, Mitleid ein.

Eines Tages bekam die kleine Sara die Masern, und Lia, welche in ihrem Zimmer spät gearbeitet hatte, um ihre Schulaufgaben zu vollenden, wollte vor dem Schlafengehen noch einmal sehen, wie das Kind sich befände, sie schlich sich leise der Krankenstube zu .... und sah, wie Frau Selling vor dem Bette ihres kranken Kindes saß, ein aufgeschlagenes Gebetbuch vor sich und die Augen voll Thränen; Lia stand fast eine halbe Stunde unbeweglich da und sah zu, mit welch unendlicher Liebe die Mutter ihr Kind anblickte, wie beforgt sie jede seiner Bewegungen erspähte, und wie sie flehend die Augen gen Himmel erhob und ein inbrünstiges Gebet an den Allmächtigen für ihr leidendes Kind sandte.... Sie schlich zurück, ohne ein Wort gesprochen zu haben, sie legte sich nieder und weinte die halbe Nacht. Während sie vorhin so die Mutter am Bette ihres kranken Kindes betrachtete, hatte sie sich plötzlich erinnert, daß auch sie einst die Masern gehabt hätte, und als sie eines Nachts erwachte, hatte sie die Wärterin gesehen, welche sich vor ihrem Bette die Karten legte, und unwillig murrte, als sie aufstehen mußte, um dem durstigen Kinde einen Trunk zu bereiten.

Mit den Jahren nahm dieses Verhältniß immer mehr zu, denn die Familie Selling befand sich in nicht sehr günstigen Umständen, und die hohe Pension, welche die Waise zahlte, war eine Nothwendigkeit zum Unterhalt der zahlreichen Familie geworden. Die Folge davon war, daß man dem jungen Mädchen allen ihren Willen ließ und daß jedes Glied des Hauses alles anwandte, um ihr gefällig zu erscheinen, damit sie nur keinen Grund zur Klage hätte, und ihr nie der Gedanke käme, das Sellingsche Haus zu verlassen, und daß, wenn auch der Vormund die Idee zu solchem Entschlusse einst fassen möge, sie sich ihm doch widersetzen möchte. Daß unter solchen Umständen es eines wirklichen Wunders bedurfte, um die geistige und sittliche Entwickelung des jungen Mädchens zu vollenden, wird der Leser leicht begreifen. Lia erzog sich selbst; ihr schwärmerisches Gemüth erschuf sich Ideale und stellte sich diese Ideale als Modelle vor; sie liebte die Einsamkeit und ihr sehr frühzeitig entwickeltes musikalisches Talent schmückte ihre Einsamkeit mit den herrlichsten Bildern ihrer Phantasie. Niemand leitete ihre Studien und doch lernte sie in allen Wissenszweigen mehr, als ihre Umgebung, ihre Lehrer, sie selbst sogar, es vermutheten, denn es gibt Naturen, die mehr errathen, als erlernen; wie es Pflanzen gibt, welche in freier Luft, ohne alle Pflege, dem Wind und dem Wetter ausgesetzt, herrlich und prangend gedeihen,

Digitized by Google

und so erschuf sich nach und nach das junge Mädchen in sich selbst eine eigene Welt, in der sie lebte, litt und genoß. Doch der Mensch ist nicht geschaffen, um sich selbst zu genügen, und es gibt Stunden, in denen das zu volle Herz überfließt. Auch Lia hatte sich manchmal mit ihrem träumerischen Geiste, mit ihrem von tiefen Gefühlen so überfüllten Herzen in die Außenwelt gewagt ... doch ach! ... jedesmal war sie verwundet und leidend wieder in ihre Einsamkeit zurückgeflohen; jedesmal mußte sie in ihrer Phantasie irgend einen heilenden Balsam für ihre trauernde Seele suchen! Lia hatte alles, was sie sich wünschen konnte; sie war jung, geistreich, schön und reich, doch ihr fehlte das, was für gewisse außerlesene Gemüther alles ersetzt, — Lia war nie geliebt worden! — weder Vater noch Mutter! — weder Bruder noch Schwester! — weder Verwandte noch Freunde!

Niemand hatte der Waise die Arme entgegengestreckt, niemand ihr gesagt: in diesem Herzen kannst Du sicher Deine Schmerzen, Deine Freuden niederlegen! — Und als das Kind zur blühenden Jungfrau wurde, und als in den schlaflosen Frühlingsnächten alle ihre Träume, alle ihre Ideale die Form eines Jünglings annahmen, da zog sie sich noch mehr in sich selbst zurück, denn alle die, welche sie umgaben, waren von ihrem Ideale so weit wie der Himmel von der Erde entfernt! — Lia las lange und viel, und da kein liebendes Auge über sie wachte und sie zu sehen war, ihre Lehrer um Rath zu fragen, so las sie alles, was ihr unter die Hand kam, und wiederum kann man es ein Wunder nennen, daß ihr Geist rein blieb sowohl von Pedantismus, wie von Licenz.

Lia Salomon war neunzehn Jahre alt, als sie den Assessor Merkel zum ersten Male in einer Abendgesellschaft sah, zu der sie ihre Pflegemutter und deren Töchter begleitete, und in welcher jener Kaufmannsstand, der nicht von hunderttausenden, sondern nur von tausenden von Thalern spricht, am meisten vertreten war. Er war den Dreißigern nahe und hatte ziemlich regelmäßige Züge und eine hohe schlanke Gestalt; sein Aeußeres zeigte besonders, daß er den größten Theil seiner Zeit auf dasselbe verwandte und gab ihm unter der kaufmännischen Jugend, die dieser Gesellschaft beiwohnte, einen Anstrich von Eleganz und Aristokratie, die er eigentlich gar nicht besaß. Der Zufall wollte, daß, nachdem das junge Mädchen einen Theil des Abends den faden Complimenten der Vertreter der Herrenwelt in diesem Kreise ausgesetzt gewesen war, sie beim Abendtische neben ihm zu sitzen kam und an der Unterhaltung des vielsach gebildeten jungen Mannes den lebhaftesten Geschmack fand. Als man sich trennte, erbat der Assessor sich von Frau Selling die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen, welche diese gerne ertheilte, und den ganzen Winter über sah er Lia Salomon wöchentlich mehrere Male sowohl in dem Hause ihrer Pflegemutter, wie auch in verschiedenen Gesellschaften, wo beide Eingang hatten. Das ersehnte Ideal des jungen Mädchens schien sich endlich verkörpert zu haben, sie sah einen Mann, wie sie ihn glaubte, getränmt zu haben, hohe Bildung, jugendlich glänzendes Aeußere und inmitten der ausschweifendsten Jugend seinen Worten nach das Modell der strengsten Moral!

Lia liebte, — sie liebte von ganzem Herzen; — und er — er war so aufmerksam, so gefällig gegen sie, er wußte so allen ihren Wünschen zuvorzukommen, daß sie sich wohl selbst eingestehen mußte, daß auch sie von ihm geliebt sei. O wie glücklich, wie unendlich glücklich glaubte sie zu sein! Der Frühling kam und mit ihm der Schmerz, denn sie wußte, daß Herr Merkel sich auf einige Zeit aus der Residenz entfernen mußte und noch war das Wort, das sie fesseln, für ewig fesseln sollte, das süße Wort der Erklärung nicht von ihren Lippen gekommen.

Am Tage vor seiner Abreise bat er sie, einige Augenblicke mit ihm in den Garten zu kommen, wo er ihr etwas Wichtiges mitzutheilen habe; sie folgte ihm gerne, ihr Herz schlug heftig, denn sie ahnte, daß das so lange ersehnte Geständniß endlich erfolgen würde.

„Lia," sagte er, als sie in einer Laube Platz genommen hatten, „Lia, Sie lieben mich!"

Das junge Mädchen wurde sehr bleich ... Etwas wie beleidigter Stolz schien ihr Herz ersticken zu wollen, doch er fuhr fort:

„Sie lieben mich, Lia, ich habe es schon lange bemerkt, und — ich bin ein Ehrenmann — ich muß Ihnen sagen, daß diese Liebe unmöglich ist, denn ich kann und werde nie eine Jüdin heirathen!"

Gleich einer gebrochen Blume sank die Waise auf die Bank zurück — sie hätte so viel sagen mögen, doch es kam kein einziger Laut aus ihrer erstickten Brust.

„Beide werden wir unser Leben lang an die schöne Zeit, die wir zusammen verbracht haben, denken," fuhr er fort, „und ich bitte Sie, Lia, im Namen der Gefühle, die uns beide beseligen, geben Sie mir — uns — eine Rückerinnerung für immer — für ewig an diese Zeit unsrer Liebe. — Einen Kuß — einen einzigen, Lia — den ersten, den letzten dieses Lebens."

Und indem er seinen Arm um sie schlang, drückte er seine Lippen auf die ihrigen.

Als der Assessor aufstand und, ohne ein Wort zu sagen, zur Gartenthür hinausstürzte, da brach die Arme zusammen, und mit einem herzzerreißenden Schrei sank sie ohnmächtig zu Boden. Assessor Merkel jedoch, nachdem er den Garten verlassen, zog ein Taschentuch hervor, wischte den Staub von seinem Anzuge, brachte denselben in vollkommenste Ordnung, nahm eine Cigarre aus einem Etui und begab sich in ein nahegelegenes Kaffeehaus, wo er sich einer fröhlichen Gesellschaft junger Offiziere zugesellte und bald als der heiterste von allen, die tollsten Witze erzählte.

„A propos," sagte plötzlich ein Lieutenant, „wie weit bist Du mit Deinem Judenmädchen?"

„So weit es mir beliebt, mit solchen Liebschaften zu kommen," antwortete der junge Assessor und erzählte mit der größten Ausführlichkeit sein ganzes Verhältniß mit dem Judenmädchen, wie er sie nannte, „es ist nun einmal mein höchster Genuß," schloß er seine Erzählung, „bestimmt zu wissen, daß ich geliebt bin, ... mir zu jeder Zeit sagen zu können: ich brauche nur zu wollen und vier oder fünf junge und schöne Mädchen vergessen für mich alle ihre Pflichten, sind bereit, mir jegliches Opfer zu bringen, in einem Wort, ich liebe nicht, und finde doch ein unbeschreibliches Gefühl von Wollust darin, von Mädchen über alles geliebt zu werden!"

Die Offiziere sahen sich an, sie begriffen den jungen Mann nicht.

„Du bist ein platonischer Don Juan," rief endlich einer.

„Fast getroffen!" antwortete Merkel schmunzelnd.

„Und hat denn dieses Mädchen keinen Bruder?" rief endlich ein schon sittlicher Hauptmann, der wegen der Derbheit seiner Sprache zum Sprichwort geworden war, „der einem Hallunken wie Ihnen die Knochen im Leibe zerbricht?"

Die Offiziere brachen in ein schallendes Gelächter aus, dem der Assessor selbst beistimmte, denn der Hauptmann von Sartorf hatte die Erlaubniß, alles zu sagen.

„Hol mich der Teufel!" fuhr er fort, „Ihr treibt's aber auch gar zu bunt; ich gehe in die Kaserne, die Ställe reviviren; wahrhaftig, die Pferde sind mehr werth, wie Ihr alle!"

Und er erhob sich, um das Local zu verlassen, doch sein Säbel brachte einen Herrn, der einen andern Tisch so eben verlassen hatte und sich entfernen wollte, zum Stolpern. Die jungen Leute drehten den Kopf herum ...

„Guten Tag, Ernst!" rief Herr Merkel.

„Guten Tag!" antwortete dieser, indem er schleunigst das Zimmer verließ.

„Wer ist denn der Tölpel?" fragte brummend der Hauptmann, „der nicht einmal um Entschuldigung bittet — ich habe Lust, ihm nachzulaufen und ihm die Ohren zu ziehen!"

„Lassen Sie es gut sein, Sartorf," sagte der Assessor, „es ist der Sohn des Commerzienrath Arkheim ... ein Freund von mir."

„Schlechte Empfehlung!" brummte der Hauptmann im Herausgehen!

Und Lia! ... O wie schrecklich nagte der Schmerz in ihrer Brust! — o wie rettungslos unglücklich fühlte sich die Arme! — Tage, Wochen lang zweifelte sie an ihrem Schicksal, und als sie endlich nicht mehr zweifeln konnte, ... da wurde sie fast wahnsinnig! ...

Lia vergaß alles, jenen weiblichen Stolz, welchen sie in so hohem Grade besaß, daß er ihr als Hochmuth vorgeworfen wurde, sie vergaß ihn ... sie schrieb an den Unwürdigen Brief auf Brief und er ließ alle Briefe unbeantwortet.

Der Sommer nahte und Lias Gesundheit sank von Tag zu Tag, Aerzte wurden consultirt, verschrieben dies und jenes, endlich, wie gewöhnlich, verordneten sie eine Reise ins Bad.

Hier war es, wo Lia Huldа Arkheim kennen lernte und bald mit Wohlgefallen dem heitern, herzlichen Geplauder des jungen Mädchens zuhörte und auch einige Zerstreuung darin fand. Die Aerzte

Digitized by Google

hatten dies Mal gut errathen, denn auch die ganze Gesellschaft des Badeortes, fast nur aus christlichen Familien bestehend, war eine ganz andere, als die, welche Lia gewöhnlich besuchte, und übte durch den Reiz der Neuheit eine sehr wohlthätige Wirkung auf das seelenkranke Mädchen aus.

Hulda war bald ihrer leidenden Freundin vermassen zugethan, daß sie keinen Tag, ohne sie zu sehen, verbringen konnte, und jedes Mal, wenn eine Ohnmacht sie befiel, was immer das Ende eines krampfhaften Weinanfalles, an dem sie oft litt, war, ängstigte und grämte sie sich, als wenn es ihre Schwester wäre. Sie versuchte alles, um sie zu zerstreuen und freute sich wie ein Kind, wenn solches ihr manchmal gelang. Zu diesem Zwecke hatte sie auch eines Tages alle ihre Freundinnen aus der Residenz bei sich versammelt, und nachdem sie sich mit ungeheurer Vorsicht überzeugt hatte, daß niemand sie hören könne, hielt sie ihnen folgende Anrede:

„Meine Damen! — wenn ein wildes Thier sich in einem Lanfstriche zeigt, dann rotten sich die Bauern zusammen und machen Jagd auf dasselbe; nicht wahr? Sind wir kümmer als die Bauern, meine Damen? nein, gewiß nicht! — und ich bin überzeugt, daß, wenn ich Euch erzählt haben werde, daß ein wildes Thier uns Mädchen in diesen Winter in der Residenz betreben wird, Ihr alle Euch um mich sammeln und mein ehignou als Eure Fahne ansehend, mir folgen werdet zu der Jagd, die ich auf dieses Ungethüm anzustellen gedenke!"

„Und was für ein Ungeheuer ist denn das, Hulda?" fragte ein sechzehnjähriger Backfisch.

„Liebes Kind," sagte die siebzehnjährige Fernande schnippisch, „Du wirst später einmal erfahren, daß die einzigen wilden Thiere, vor denen wir Mädchen uns hüten müssen, die Männer sind."

„Nun hört, liebe Kinder, die ganze Geschichte an," fuhr Hulda fort, „und Ihr werdet schaudern: Neulich saß mein Bruder Ernst ruhig im Kaffeehaus und las eine Zeitung, als er neben sich an einem Tische, wo einige Offiziere saßen, Folgendes hörte: Ein gewisser Assessor Merkel ..."

Unsre Leser werden errathen, welch eine Geschichte Hulda Arkheim ihren Freundinnen erzählte.

Heftige, unerwartete, alle Erwartung übertreffende Unglücksfälle kann man gut mit Giften vergleichen, von denen man eine zu große Quantität genommen hat, entweder sie tödten auf der Stelle wie ein Donnerschlag oder sie richten geringeren Schaden an, als wenn es weniger gewesen wäre.

Da Lia beim Anhören des von Hulda Erzählten nicht augenblicklich dem übermenschlichen Schmerze, der ihre Seele zerreißte, unterlag, so konnte man leicht voraussehen, daß sie ihn ertragen würde, und daß dies in allen ihren hohen Gefühlen so hart gekränkte Mädchen eben hierin eine neue Kraft finden würde, ihr so hartes Geschick mit Ruhe und Würde zu ertragen. Und so war es auch. Lia kehrte ruhig und gelassen nach der Residenz zurück und bereitete sich auf den Augenblick, wo sie den Schändlichen wieder sehen würde, vor.

Mit einer von ihrem schwärmerischen Gemüthe kaum zu erwartenden Standhaftigkeit hatte sich das arme Mädchen gesagt, daß ihr Herzensleben vollendet sei, und daß sie von nun an nur daran zu denken habe, ein gewöhnliches Mädchen, wie alle ihre Freundinnen, zu werden. Mit unerbittlicher Strenge verbannte sie selbst aus ihrem Geiste alle die Ideale, die sie früher angebetet, und schien sich die Aufgabe gestellt zu haben, von jetzt an bis ins Innerste der Prosa des Lebens zu dringen. Ihr Bücherschrank ward verschlossen, ihr Piano nur geöffnet, um irgend eine Polka ihren Freundinnen vorzuspielen; sie besuchte alle Bälle, alle Vergnügungen und, was für sie noch schwerer sein mußte, sie widmete sich gänzlich der Häuslichkeit. Noch weiter wollte sie in der Züchtigung, die sie ihrem Herzen angedeihen ließ, gehen, indem sie ohne Zaudern in die erste Verbindung, welche ihr Vormund ihr vorschlug, einwilligte.

Die Natur schien diesem jungen Mädchen eine wirklich außergewöhnliche Energie gegeben zu haben, denn, ohne daß ihr Herz einen Pulsschlag mehr als gewöhnlich schlug, erfuhr sie, daß Merkel sich mit einer Wittwe verlobt hätte, und als sie ihm in den Soireen des nächsten Winters begegnete, konnte sie ihm kalt ins Angesicht sehen, ohne daß ihre erbleichende Wange den Anwesenden verrathen hätte, daß ein Schlachtopfer vor seinem Henker stehe.

Doch die Natur kann es nicht erdulden, wenn der schwache Mensch sie durch außergewöhnliche Festigkeit des Willens beherrschen will; sie beugt sich eine Zeit lang, doch wehe, wenn sie die Gelegenheit einmal erspäht hat, wo sie vergelten kann! Sie läßt dann den siegestrunkenen Menschen ihre Gewalt eisern fühlen, und unbarmherzig sucht sie ihre kurze Niederlage zu rächen.

Gleichgültig hatte Lia den Herrn Julius Falk als Bräutigam angenommen und sich mit ihm verlobt; gleichgültig hatte sie die feurigen Liebesbetheurungen des jungen Kaufmanns angehört; ein „Warum denn nicht?" von einem gleichgültigen Achselzucken begleitet, war die Antwort auf die beforgte Frage Hulda Arkheims: „Wirst Du auch glücklich sein, Lia?" — Doch als sie Monate lang täglich den, der ihr Gefährte durchs ganze Leben sein sollte, bei sich sah, als sie die unendliche Leere seines Geistes erkannte, als sie begriff, daß sie Hand in Hand mit diesem Manne vom Altar bis zum Grabe zu wandeln verurtheilt sei; da ergriff sie ein unnennbares Gefühl, dem gleich, das ein von unsichtbarer Kraft einem Abgrund zugetriebener Mensch wohl fühlen mag. So spät begriff sie, daß sie das Ziel überschritten, und daß sie, die Unschuldige, sich selbst zu einer Tortur verurtheilt hatte, gegen die alle verborgangenen Leiden nichts waren.

Eine Frau, die über ihren Mann errethen muß!

Unsere Leserinnen werden das Gefühl, welches Lias Herz marterte, verstehen. Auch der Gedanke, daß Franz Merkel im Besitze jener Briefe sei, welche sie ihm in jener Stunde, wo ein liebendes Herz alles vergißt, geschrieben hatte, trug viel dazu bei, um ihr hartes Loos noch härter zu machen!

Zur Zeit, wo diese Erzählung beginnt, hatte Lia zwei große Entschlüsse gefaßt, die, nachdem sie lange in ihrer Seele geheimt, zu einer völligen, ganz ihrem energischen Charakter entsprechenden Reife gediehen waren. Vor allen Dingen wollte sie die Briefe aus den Händen des Assessors wieder haben, und dann ... dann war sie entschlossen, mit dem Schicksale, das sie seit ihrer Geburt verfolgte, Rechnung zu halten. Wie wir es gesehen haben, hatte sie Herrn Merkel einen Brief geschrieben und mit großer Ungeduld seine Antwort erwartet, war jedoch im ersten Augenblicke, erschrocken vor dem Gedanken des ihr gegebenen Rendezvous, zurückgewichen, bald aber hatte sie auch diese Scheu besiegt und ohne Zittern war sie gegen neun Uhr am folgenden Abende in jene Laube getreten, wo sie in einem Augenblicke soviel Wonne und Schmerz durchlebt hatte.

Der Garten der Familie Selling grenzte an der Seite, wo die Laube sich befand, an ein großes Gebäude, welches früher zu einer Fabrik gedient hatte, jetzt aber unbewohnt war mit Ausnahme eines geräumigen Parterrelocals, das, wie man sagte, einem Steinmetz als Niederlage und wahrscheinlich auch als Werkstatt zu gewissen Arbeiten diente, denn man hörte häufig das der Familie Selling sehr unangenehme Geräusch des Meißels. Ein Fenster dieses Locals hatte Aussicht auf den Garten fast ganz in der Nähe jener Laube, war aber beständig durch einen weißen Vorhang bedeckt, der jedoch nicht stark genug war, um nicht manchmal noch spät in der Nacht einen Lichtschein durchschimmern zu lassen.

Eine halbe Stunde hatte Lia in ängstlicher Erwartung dagesessen, als die Thüre des Gartens, welche auf die Straße führte, sich leise öffnete und ein Mann hereintrat, welcher, nachdem er sich einige Augenblicke scheu umgesehen hatte, den geraden Weg zur Laube einschlug. Schon von weitem hatte Lia den Assessor erkannt und sich zu seinem Empfange erhoben. Sie fühlte, daß wiederum die Laube bestimmt sei, die Scene eines verhängnißvollen Augenblickes ihres Lebens zu werden, und sie dankte fast dem Assessor, diesen Schauplatz erwählt zu haben.

„Guten Abend, liebe Madame Falk! oh pardon! ich wollte Fräulein Salomea sagen," sagte der Assessor im Herantreten. „Ich muß Sie benachrichtigen, daß das Dienstmädchen der Frau Selling sehr fahrlässig ist; mein Weg führt mich alle Abend hier vorbei, und ich habe mich überzeugt, daß unter drei Abenden sie wenigstens an zweien vergißt, die Gartenthür zu schließen. Indem ich Ihnen für heute Abend dieses Rendezvous bestimmte, traute ich meinem guten Glücke und Sie sehen, ich habe mich nicht getäuscht, ich fand die Thüre offen."

„Sie versprachen, mir meine Briefe zurückzugeben, mein Herr?" sagte Lia gelassen.

„Wie preßtirt Sie heute sind, liebes Fräulein!" erwiederte der

Digitized by Google

junge Mann mit einem sarkastischen Lachen, „ich habe so lange nicht das Vergnügen gehabt, mit Ihnen ein Stündchen zu verplaudern, daß Sie doch gewiß die Grausamkeit nicht so weit treiben werden, mich im Augenblicke wo ich hereintrete, gleich zu verabschieden."

Lia trat aus der Laube und lehnte sich an einen Baum; ihr ward unheimlich in der nunmittelbaren Nähe dieses Menschen … ein ihr unbekanntes Gefühl von Furcht beschlich sie mit einem Male, und wenn es ihr möglich gewesen wäre, das Rendezvous noch einmal anzunehmen oder zurückzuweisen, sicherlich, sie hätte letzteres vorgezogen.

„Ich bitte Sie um meine Briefe, mein Herr!" sagte sie mit ziemlich unsicherer Stimme.

„Ich scheine Ihnen jetzt Furcht einzuflößen, Fräulein!" erwiederte Merkel mit demselben Tone der Stimme, „früher war dem nicht so! o, wie liebten Sie mich vor einem Jahre, Fräulein! — entsinnen Sie sich, wie im vorigen Winter Ihre Hand in der meinigen in den langen Abenden, die wir zusammen verbrachten, ruhte … wie wir unsre großen Dichter zusammen lasen, und wie Ihre Hand in der meinen bebte, wenn das Wort „Liebe" verkam? … Es ist kaum ein Jahr her, Lia … und wir sind beide verlobt, und werden bald beide verheirathet sein — und Sie mit Herrn Falk! … mit Herrn Falk! …"

Lia war selbst erstaunt, wie ruhig sie war, ihr Blick durchdrang das Halbdunkel, welches sie umgab, und indem er sich fest auf den Assessor heftete, sagte sie sich mit Verachtung: „Und das ist der Mensch, dem Du Dein Leben geopfert!"

„Noch einmal, mein Herr, bitte ich Sie um meine Briefe," sagte sie laut.

„Sie müssen mich auch nicht für gar zu beschränkt halten, mein Fräulein," fuhr der Assessor fort, „Sie haben sich verlobt; … die Liebe, die für mich in Ihrem Herzen wohnte, ist erloschen, … das ist alles recht gut — aber ich habe diese Briefe … Briefe, mein Fräulein, die ich Ihnen verlesen möchte, um Ihnen Ihre verbuchte Liebe ins Gedächtnißzurückzurufen — diese Briefe haben für mich einen unendlichen Werth, Fräulein — ich kann mich so nicht von ihnen trennen!"

Der Assessor hatte sich erhoben, war aus der Laube getreten und hatte sich dem jungen Mädchen, welches einige Schritte zurückgewichen war, genähert. Beide jedoch hatten ein unbemerkbares Geräusch, welches von einem leise geöffneten Fenster zu kommen schien, überhört.

„Sehen Sie, mein Fräulein," fuhr der Assessor mit fester Stimme fort, „hier erbeut ich den ersten Liebeskuß. Ich hätte mich damit begnügt, wenn Sie nicht, um mir zeigen zu wollen, daß Sie das Gefühl, das immer noch in Ihrem Herzen für mich lebt, besiegt hätten, in diese unsinnige Verbindung eingegangen wären! — Franz Merkel, mein Fräulein, nimmt jeden Fehdehandschuh auf; — Sie haben mich provoziert — und jetzt wäre ich ein Thor, wenn ich mich nicht des Vortheils bediente, welcher sich in meinen Händen befindet."

„Aber was wollen Sie denn, um Gottes willen?!" schrie das junge Mädchen, indem sie sich noch einige Schritte zurückziehen wollte.

„Was ich will?" sagte der junge Mann, indem er ihr den Weg vertrat und sie so zwang, sich dem Gebäude, von dem wir vorhin sprachen, zu nähern, „was ich will? … ich will Dich, mein schwarzäugiges Judenmädchen!"

Und ehe das junge Mädchen, das die Gefahr ihrer Lage noch gar nicht begreifen konnte, sich dessen versah, war er auf sie zugesprungen und hatte sie mit Gewalt an sich gezogen …

„Elender! — fort! … Gott, mein Gott! erbarme Dich meiner!" schrie Lia, fast wahnsinnig vor Angst. „Ich rufe um Hilfe! … lassen Sie mich! … Sie! …"

Der Athem verging dem armen Mädchen und schon schien sie einer Ohnmacht nahe, als plötzlich die beiden Arme des Assessors sie losließen und er, wie vom Schlage getroffen, zurückprallte … Ein Mann stand zwischen dem Mädchen und ihrem Verfolger. — Wie derselbe sich mit einem Male da befand, schien beiden unbegreiflich und schon fragte sich die vor Schrecken halbtodte Lia, ob sie der Gefahr entronnen oder in eine andere noch schlimmere vielleicht gefallen sei, als eine ihr gänzlich unbekannte Stimme sagte:

„He, he! Herr Assessor Franz Merkel! fürchten Sie denn gar nicht, daß die Abendluft Ihrem zarten Teint schade?"

„Mein Herr," sagte dieser, „wer sind Sie? … und wie haben Sie gewagt, mich anzufassen?"

„Seien Sie außer Sorgen, lieber Herr Assessor!" antwortete die Stimme, „ich werde mir nachher die Hände waschen! — Aber ich will Sie nicht stören, ich glaube, Sie waren im Begriff, dem Fräulein ein Packet Briefe wiederzugeben — lassen Sie sich nicht stören!"

„Was geht das Sie an?" rief Merkel mit insolenter Stimme, „Sie haben …" Doch er konnte nicht fortfahren, die Hand des Unbekannten hatte sich auf seinen Arm gelegt und er fühlte plötzlich einen so heftigen Schmerz, als wenn der Knochen nach und nach zerbräche — er versuchte, sich gewaltsam loszumachen, jedoch die andere Hand des Fremden ergriff die seinem Arme entgegengesetzte Schulter und drückte beide so heftig zusammen, daß ihm fast der Athem verging … „Lassen Sie sich nicht stören!" fuhr er mit ruhiger Stimme fort, indem er die Schulter wieder losließ, „es ist spät und das Fräulein gewiß müde!"

Der Assessor begriff, daß die herkulische Kraft des Unbekannten ihn ganz und gar beherrsche — er zog die Briefe aus seiner Seitentasche und warf sie auf den Boden.

„Sie lassen ja die Briefe fallen, Herr Merkel," sagte die Stimme, „bitte, heben Sie sie doch auf und bringen Sie sie dem Fräulein!" … Und mit einem wohlbekannten Griffe zwang er den Assessor, sich zur Erde zu beugen und die Briefe aufzunehmen, dann führte er ihn zu der wie im Traume dastehenden Lia.

Schon hatte der Assessor seinen freien Arm ausgestreckt, um dem jungen Mädchen die Briefe zu überreichen, als ihn der Unbekannte wiederum zurückzog und sagte:

„Ich glaube, Sie haben den Hut auf dem Kopfe, wenn Sie mit einer Dame sprechen! — o, Herr Merkel! — Sie! die Blume der Galanterie! … wie ist das möglich?" …

Franz Merkel knirschte mit den Zähnen, aber der Schmerz ward ihm unerträglich, er nahm seinen Hut ab und überreichte das Packet dem jungen Mädchen.

„Wäre es nicht schicklich, lieber Herr Assessor," sagte der Unbekannte gelassen, „daß Sie jetzt das Fräulein um Verzeihung für die vorhin ihr zugefügte Beleidigung bäten? — ihr zum Beispiel sagten, daß Sie ein Schuft wären, oder etwas anderes!"

„Tödten Sie mich!" … wimmerte Merkel, „aber nie werde ich das thun!" …

„O, ich beschöre Sie, mein Herr!" — sagte Lia, „lassen Sie diesen Menschen gehen!"

„Ihre Wünsche, Fräulein, sind Befehle," antwortete der andere, „kommen Sie, lieber Herr Merkel … ich will Sie bis zur Thüre begleiten und Ihnen die Geschichte des Esels erzählen, der sich eine Löwenhaut gestehlen hatte und mit derselben sich in den Wüstenfeiren zeigte und so die Gazellen erschreckte. … Kommen Sie! … Gute Nacht, mein Fräulein! — lassen Sie die Gartenthüre schließen!"

Und ohne den Arm des halbtodten Assessors loszulassen, führte er ihn hinaus bis zur nächsten Ecke, wo er ihn mit einem fürchterlichen Stoße fast bis zur Hälfte des Straßenpflasters faudte.

„Gute Nacht, lieber Herr," sagte er, „schlafen Sie wohl und vergessen Sie den heutigen Abend nicht!"

Der Assessor erhob sich blutend von der Erde und taumelte seiner Wohnung zu. — Der Unbekannte aber ging langsam dem hohen Gebäude, welches den Stellingschen Garten begrenzte, zu, öffnete die Thüre und schloß sie wieder hinter sich. Bald konnte man hören, wie das auf den Garten gehende Fenster sich schloß, und ein Lichtschimmer verrieth, daß der Steinmetz oder wer sonst das Gemach bewohnte, bis lange in die Nacht hinein wachte. Gegen drei Uhr Morgens erst verlosch das Licht und der räthselhafte Bewohner verließ das Haus, welches er sorgfältig verschloß und seine Schritte verhallten bald in einer naheliegenden Querstraße.

Eine Woche war seit dem Vorhererzählten verflossen, als wir Hulda Artheim im eifrigen Gespräche mit ihrer Freundin Lia in letzterer Zimmer finden. Lia ist sehr bleich, ihre Augen sind roth und ihre Züge tragen die untrüglichsten Zeichen von schmerzhaft durchwachten Nächten, von peinlich und angstvoll verbrachten Tagen.

„Lia," sagte Hulda besorgt, „und Du willst keinen Arzt befragen?"

Digitized by Google

Auf dem Wege nach Nördlingen.
Originalzeichnung aus dem Ries von R. Beyschlag.

Digitized by Google

„Ich sage Dir, daß mir der Arzt schon hundert Male gesagt hat, Hulda, er könne mir nichts gegen meinen nervösen Kopfschmerz verschreiben," antwortete Lia, „und da mein ganzes Unwohlsein nur darin besteht, so halte ich es für unnütz, ihn rufen zu lassen; — beunruhige Dich nicht, liebe Hulda, es hat nichts zu bedeuten."

„Aengstigt sich Dein Bräutigam denn nicht?" — fragte Hulda weiter.

„Ach, der gute Julius kömmt drei Mal des Tages," erwiederte Lia, „er ist wie Du, Ihr verwöhnt und verzärtelt mich zu sehr!"

„Und das wird immer so bleiben, meine Lia!" rief das junge Mädchen, indem sie die Hand der Freundin drückte, er der zärtlichste Bräutigam und Gatte, ich immer die treueste Freundin. Bist Du glücklich mit dieser Perspective?"

Fräulein Salomen küßte, ohne zu antworten, die Stirn ihrer jungen Freundin. „Gute, liebe Hulda," murmelte sie endlich, tief bewegt, „ja, ich fühle es, Du bist mir eine treue Freundin." . . .

„Und," ergänzte Hulda, „Julius ein verliebter Bräutigam, der. . . . doch à propos, ich muß Dir eine Geschichte erzählen, die Dir beweisen wird, daß Du ansser uns beiden noch einen bewährten Freund hast, und das ist niemand anders, als mein Bruder Ernst. Denke Dir, Lia, Deinetwegen hätte er sich beinahe mit seinem unzertrennlichen Freunde Hermann Meyer entzürnt."

„Meinetwegen?" — fragte Lia erstaunt; „ich habe den Herrn Meyer ja nie gesehen, obgleich, ich muß es gestehen, es mir oft leid that; denn ich bin eine aufrichtige Bewunderin seines Talentes."

„Das ist ja eben das Komische an der ganzen Geschichte," erwiederte Hulda, „aber höre nur zu! Es war also gestern. . . . Du weißt, daß ein Corridor zu Ernsts Zimmer führt, und Mama hatte mich gebeten, zuzusehen, ob da wohl noch Platz für einige Blumentöpfe wäre, ich ging hin und hörte im Zimmer meines Bruders reden, die Thür war offen und im Spiegel sah ich Ernst und Hermann.

„Thu's nicht, ich bitte Dich," sagte mein Bruder, „ich versichere Dich, das arme Mädchen wird furchtbar darunter leiden, ich kenne sie, glaube es mir, Hermann, Du kennst sie nicht und sie Dich nicht, waram willst Du ihr diesen Kummer bereiten?"

„Ich kann nun einmal die Pianistinnen nicht leiden," erwiederte Hermann, „und ich ahnte, daß von Dir, Lia, die Rede sei."

„Sie hat weder Vater, noch Bruder," antwortete Ernst, „welcher sich ihrer annehmen könnte; . . . thu's nicht, Hermann!"

„Du bist sentimental wie eine Pensionärin!" antwortete der Bildhauer, „hat sie denn nicht einen Bräutigam, der so meisterhaft die Elle zu führen versteht? . . . Ich habe den Pianistinnen und den Kautschuk nun einmal Fehde geschworen, und da ich zwei hier vereint finde, so verdirb mir den Spaß nicht, Ernst!"

Ich konnte nicht hören, was Ernst antwortete, aber Meyer sagte bald darauf:

„Ich achte unter den Kautschuken nur die Materialisten und das aus Erinnerung an meine Kinderjahre, wo ich immer sehr gut bei einem solchen bedient wurde, als ich mir für den Dreier, den mir die Mutter schenkte, Rosinen kaufte. Pianisten und Pianistinnen jedoch haben mich immer das Geld bereuen lassen, wenn ich einmal einen Thaler für ein Billet zu einem Concerte ausgab!"

„Hermann, versprich mir's, daß Du es nicht thun wirst!" sagte mein Bruder nach einer Pause.

„Laß mich zufrieden!" war die Antwort, „nichts kann mich abhalten, es zu thun!"

„Nichts?!" rief Ernst mit bebender Stimme, „nicht einmal der Verlust meiner Freundschaft, Hermann?" . . .

„Eine Pause trat ein . . . dann hörte ich plötzlich, wie Meyer, „o he!" in langsam gedehnten Tone sagte, seinen Hut nahm und sich aus dem Zimmer entfernte, ohne ein Wort zu sprechen. . . .

„Das war doch hübsch, Lia, von meinem Bruder, nicht wahr? aber höre weiter! ich lief schnell die Seitentreppe hinunter und begegnete Meyer noch vor unserm Garten, ehe er auf den Flur trat. Er stand, ohne mich zu sehen, nachdenkend da, plötzlich schlug er sich mit der Hand vor die Stirn, und ich hörte deutlich, wie er sich einen Esel nannte; dann bemerkte er meine Anwesenheit, kam auf mich zu und sagte zu mir:

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun, liebes Fräulein? Wenn Sie Ernst sehen, sagen Sie ihm doch, was ich vergessen hatte, ihm zu sagen, daß mir ein Unglück passirt sei, daß ich nämlich die Statuette, welche Herr Falk bei mir für seine Braut bestellt hat, habe fallen lassen, und daß sie zerbrochen sei! nicht wahr, Sie bestellen es, liebes Fräulein?"

„Und damit ging er! . . . Aber das Beste kömmt noch, Lia. Als ich nachher hinausging, um es meinem Bruder zu sagen, da hättest Du ihn sehen sollen! . . . er war wie ein Wahnsinniger vor Freude, gab mir einen Kuß und sagte, Hermann sei sein bester Freund! — verstehst Du etwas von der ganzen Geschichte, Lia?"

Ein peinliches Gefühl hatte sich Lias während der Erzählung Huldas bemächtigt; sie konnte keinen Sinn in den Worten ihrer Freundin finden, und doch begriff sie ganz gut, daß jemand sie hatte beleidigen wollen, und daß dieses ohne das Dazwischenkommen Ernst Arkheims geschehen wäre, und wiederum fühlte sie ihr Alleinstehen auf der Welt um so grausamer.

„Ich werde mich bei Deinem Bruder bedanken," sagte sie, „ich wette darauf, daß an allem dem mein unsinniger Wunsch, eine Statuette wie die Deine zu haben, Schuld ist! — Herr Meyer ist nicht galant! Doch es gibt eine Art von Künstlern, denen der bloße Name eines Kaufmannes die Nerven angreift."

Es klingelte, und Falk kam, sich nach dem Befinden seiner Braut zu erkundigen. — Er war mißgestimmt, — etwas aufgeregt, und wußte nicht so viel Neuigkeiten wie gewöhnlich zu erzählen. Er entschuldigte sich, sein Versprechen, die Statuette betreffend, nicht halten zu können, er habe diesen Morgen von Herrn Meyer einen Brief erhalten, worin dieser ihm anzeigte, daß durch Zufall die Statuette zerbrochen sei, und daß ihm jetzt die Zeit fehle, eine neue anzufertigen.

„Hast Du den Brief bei Dir?" fragte Lia, „ich möchte gerne die Handschrift dieses Herrn einmal sehen, da es der Zufall noch nicht wollte, daß ich ihn selbst gesehen habe. Zeige mir den Brief doch einmal!"

Falk zog einen Brief aus der Tasche und übergab ihn seiner Braut, und da in demselben Augenblicke Hulda ein Packet Photographien hatte fallen lassen, sie bückte er sich, um ihr beim Auffammeln zu helfen, und sah nicht, wie schrecklich bleich Lia schon beim Lesen der ersten Zeile des Briefes ward, wie, je weiter sie las, desto höher sich ihr Busen hob . . . wie ihre Augen Blitze sprühten, und als sie endlich mit den Worten: „Schändlich! schändlich!" — auf dem Sessel zurücksank, da erst gewahrten sowohl Hulda als Falk, was vorgegangen sei.

Herr Falk stürzte auf sie zu. — „Was ist Dir, Lia? um Gottes willen!" schrie er. . . .

Sie reichte ihm den Brief, kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als auch er einen Schrei ausstieß . . .

„O, mein Gott!" — rief er, „was habe ich gethan! . . . ich habe Dir den infamen anonymen Brief, den ich vorgestern erhielt, statt dessen des Herrn Meyer gegeben!" . . .

Eine peinliche Pause folgte diesen Worten; Hulda war ihrer Freundin zu Hilfe gesprungen und suchte sie durch ihre Liebkosungen zu trösten. Auch Falk hatte eine ihrer Hände ergriffen und that alles, was ihm nur möglich war, um ihr zu beweisen, daß der Inhalt des Briefes auf ihn gar kein Eindruck gemacht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

Land und Leute im Ries von Melchior Meyr.

Mit Abbildung.

Wer auf der Eisenbahn von Nürnberg nach Augsburg fährt, kommt ins Ries bei Oettingen und verläßt es bei Harburg. Er erblickt in guter Jahreszeit die fruchtbare Ebene, die hübsch gelegenen Orte, Schlösser und Klöster, die anmuthigen Kahlen oder bewaldeten Höhen; aber von den landschaftlichen Reizen der Gegend kann er natürlich nicht den rechten Begriff erlangen. Um diese kennen zu

Digitized by Google

lernen, muß man den Gau durchwandern und die Punkte aufsuchen, welche die schönsten Aussichten und Einblicke bieten. Sehr vortheilhaft erscheint das Ries von den südlich und südwestlich gelegenen Anhöhen, zumal bei Abendbeleuchtung, weil hier das terrassenartig aufsteigende Wallerstein mit den fürstlichen Schlössern und dem bräunlichgrauen Felsen, auf dem die alte Grafenburg stand, glänzend hervortritt. Wer sich kurze Zeit in Nördlingen aufhält, der hat einen lohnenden Blick von der nahgelegenen Marienhöhe. Bei Harburg ist der „kahle Bock" zu empfehlen, eine Höhe, wo dem Auge zunächst Thal und Hügel in reizender Abwechslung entgegenschauen und die fernere Ebene gefürzt — kurzweiliger erscheint. Von den höchsten Punkten der Gegend, dem nördlich an das Ries hereinragenden, aber nicht mehr zu ihm gehörenden Hesselberg, dem Nipf bei Bopfingen und besonders auch von dem fürstlich wallersteinschen Schloß Baldern, das gleichfalls außerhalb des Rieses liegt, hat man entsprechend reichere, prächtigere Fernsichten.

Die eigentlich romantische Partie der Landschaft ist das Karthäuserthal. Man geht von Nördlingen südwestlich über die Hügel, auf welchen im dreißigjährigen Krieg die Kaiserlichen gegen die Schweden den berühmten Sieg gewannen, nach dem Dorfe Hürnheim und wandert von da, an den Ruinen Niederhaus und Hochhaus vorüber, in ein enges Thal, das von bewaldeten felsigen Höhen umgeben ist. Am Ende desselben, wo sich diese zusammenschließen, an dem verborgensten Punkt, der im Ries zu finden war, lag ehedem ein Karthäuserkloster, von welchem die kleine gothische Kirche und die Wirthschaftsgebäude noch stehen. Nahe hinter der Kirche quillt die breite, klare Quelle des Forellenbaches, der durch das Thal rinnt und schon in seinem nächsten Laufe Mühlen treibt. Es herrscht in diesem Winkel des Gaues eine Einsamkeit und Stille, die auf den aus der weiten Ebene Hergewanderten doppelt wohlthuend wirkt. Das Grün des herrlichen Laubwaldes und der üppigen Wiese labt sein Auge, und wenn das Thal im Frühling von den Stimmen der Vögel belebt ist, so kann's nicht leicht irgendwo lieblicher und heimlicher sein.

Seitdem man so leicht in Gebirgsgegenden gelangen kann, vor deren Erhabenheit und Pracht alles verschwindet, was in einer Ebene mit mäßigen Höhen zu sehen ist, pflegt man geringschätziger über pittoreske Schönheiten zu urtheilen, wie sie auch das Ries zu bieten vermag. Dennoch glaube ich fühlbar gemacht zu haben, daß ein Bewohner des Gaues, wenn ihn die Natur mit einem empfindenden Auge begabt hat, durch gar manche Anschauung mit Lust und Stolz erfüllt werden kann. Kommt es doch bei aller Schönheit auf das Verlangen und den Glauben desjenigen an, der sie würdigen soll! So hat mir einst ein Berliner den Vorzug der märkischen Landschaft vor der italienischen klar zu machen gewußt und namentlich hervorgehoben, daß jene mehr „Innigkeit" besitze. Nach diesem Beispiel glaube ich die malerischen Reize des Rieses meinerseits aufrecht erhalten zu können.

Ein Vorzug bleibt unserer Ebene unbestritten: sie gehört zu den fruchtbarsten Gelänten in Deutschland. Wie uns ein Kenner sagt, liegt der Grund davon in dem verhältnißmäßig großen Kaligehalt des Lehms, aus welchem die Dammerde entstanden ist. Da indeß, namentlich von der Nördlinger, unlängst prächtig erweiterter Schranne hinweg, bedeutende Mengen Getreide ausgeführt werden, so möchte die Ergiebigkeit auch dieses Bodens endlich nachlassen, wenn man versäumte, durch kalihaltigen Mineraldünger und Phosphate den Ausfall zu decken.

Es ist nicht leicht, den eigentlichen Rieser, d. h. den Stamm, der den Grundstock der Bevölkerung bildet, im Unterschied von seinen Nachbarn zu charakterisiren. Ich muß immer wieder darauf zurückkommen, daß die schwäbische Natur und zwar nicht zu ihrem Nachtheil, hier einige fränkische Elemente in sich aufgenommen hat. Etwas „Feinfühlenderes" wollte ein Künstler, mit dem ich einmal die Gegend durchwanderte, in dem Landvolk erkennen. Und wenn in der That dem schwäbischen Stamm besonders eigen ist, was man „Gemüth" nennt, aber nicht immer die entsprechende Offenheit, so darf sich der Rieser, wie ich glaube, eines aufgeschlossenen Gemüthes rühmen. Er hat zur schwäbischen Innerlichkeit etwas von der fränkischen Artigkeit und fröhlichen Hingebung erworben, und gewisse starre, zornmüthige, rechthaberische Exemplare kommen hier seltener vor, als im Stockschwabenland. Bei seinem Bestreben, zu gefallen, einen guten Eindruck zu machen, tritt in dem Bewohner oft eine gewinnende, natürliche Herzlichkeit hervor. Die Stimme zumal der Frauen und Mädchen bekommt durch heitre Gutmüthigkeit einen honigsüßen Klang; und wenn dies freilich unter ähnlicher Voraussetzung in allen Ländern und Sprachen der Fall ist, so kenne ich doch verschiedene Gauen unsres Vaterlandes, wo mir der Ton auch von schönen Lippen theils trockener, theils rauher gellungen hat.

Die Rieser Landbevölkerung ist fleißig en amore, sparsam und strebsam. Die Einzelnen trachten emporzukommen an Besitz und allmählich auch an Cultur. Sie halten in ihrer Erscheinung auf Anstand, zeigen aber zum eigentlichen Prunk, im Unterschied von südlicher angesessenen Bauern, nur wenig Neigung. Von dem reihen Uebermuth, zu dem sich die Reichen annech in Niederbayern hinreißen lassen, findet sich hier keine Spur.

Die Kleidung kann der geborne Rieser, der dieses schreibt, nicht anders als hübsch finden, zumal jetzt, wo die Wandelungen, denen sich auch der Anzug des Landvolks nicht ganz entziehen kann, beim weiblichen Geschlecht offenbar zu einer größeren Zierlichkeit geführt haben, indem die Form glücklicherweise über die Masse den Sieg davon trug.

Die wahre Tracht der Dorfleute ist die festtägliche. Wer an einem Werktag auf der Eisenbahn durch die Ebene fährt und die Leute bei der Feldarbeit sieht, macht sich von der Kleidung leicht einen falschen und namentlich von der weiblichen einen viel zu unvortheilhaften Begriff. Es sind der Mehrzahl nach Mägde und geringer Leute Weiber und Töchter, die er auf dem Acker erblickt, und diese haben in Sommer- oder Herbstzeiten bei nicht immer ganz reinlicher Beschäftigung ihr unscheinbarstes Gewand und überdies nur die unentbehrlichsten Stücke davon an. Die Mannsbilder, wenn sie den Schaufelhut behalten, haben an warmen Tagen doch mehrfach schon die Lederhosen mit den langen Zwickhosen vertauscht; und wo dies nicht der Fall ist, erblicken wir öfters das uniformirende blaue Fuhrmannshemd. Da mangelt denn freilich nicht nur Schönheit, sondern auch Eigenthümlichkeit!

Man muß die Leute an Feiertagen schauen, wenn sie in die Kirche gehen, oder Nachmittags, wenn sie lustwandeln und sich besuchen, in Nördlingen oder einer andern Stadt des Gaues, namentlich aber beim Tanz auf Hochzeiten und Kirchweihen, — dann wird man die vollständige und richtige Vorstellung bekommen.

Der Bauerbursch, wenn er im Staat ist, trägt eng anliegende, mafellos schwarze hirschlederne Hosen und hohe, über's Knie hinaufgehende, ebenfalls eng anliegende Stiefel. Die Weste oder das „Leible" ist meist von Manchester, schwarzen oder buntem, und ganz zugeknöpft, das Halstuch von Seide und großentheils von dem liegenden Hemdkragen bedeckt. Bei feierlichen Gelegenheiten wird der schwarze Barchentkittel angezogen und der gleichfarbige Schaufelhut aufgesetzt, welcher hinten spitz und vorn so aufgekrämpft ist, daß er im ganzen doch eine Art Dreieck bildet. Da der wenig gebrauchte, wollige Barchentrock tuchähnlich erscheint, so ist nicht zu verkennen, daß der wohlgewachsene Bursch in ihm ein stattliches Ansehen hat, und man begreift, wie leicht das liebende Bauernmädchen die Meinung erlangt: schöner und „fürnehmer" könne man überhaupt nicht aussehen!

Zur festtäglichen Unterhaltung, zum Gang ins Wirthshaus oder auch „über Feld" vertauscht der junge Mann den Kittel mit der Juppe (Jacke) und den Hut mit der Pelzkappe. Bei der Juppe war sonst auch Manchester beliebt; und es läßt sich nicht läugneu, daß dunkelgrüner oder schwarzer mit versilberten Knöpfen sich gar schön ausnahm. Gegenwärtig zieht man dunkelblaues Tuch vor, und der Bursche braucht nicht eben reich zu sein, um sich dazu seines anzuschaffen. Die Pelzkappe ist sich gleich geblieben. Den Pelz liefert die Fischotter, der vordere Theil, der die Stirne bedeckt, überragt den andern und ist um so höher, je mehr der Mann gilt oder gelten will. Denkt man sich eine solche Kappe — von dunkelgrünem Sammt mit seidener Quaste, den der Pelz umrahmt — statt auf-, nämlich ein wenig aufs rechte Ohr gesetzt, und gibt man dem Burschen den braunen, reich mit Silber beschlagenen Ulmer Pfeifenkopf in den Mund, so leuchtet ein, daß er auch in dieser Verwandlung nicht nur seiner Geliebten, sondern jedem sehem wohlwollenden Auge gefallen muß.

Offenbar nimmt sich fo Einer neben dem einen und andern dörflichen Handwerker, der sich städtisch kleidet, aber nach Schnitt und Qualität des Stoffes natürlich hinter seinem Muster zurückbleibt, ungleich vortheilhafter aus. Denn ihm ist alles angepaßt; auch die blaue Jacke sitzt ihm gut, und die bäuerliche Gestalt entspricht ihrem Ideal, während jene andere manches zu wünschen übrig läßt.

Digitized by Google

Der Anzug des Buben und des ältern Mannes ist im wesentlichen derselbe. Zu bemerken haben wir, daß die Höchststehenden des Rieser Landvolks, die wohlhabenden Müller, Wirthe und einzelne vornehme Bauern, statt des Barchentrocks einen Tuchrock tragen und einen etwas breitkrämpigen, niedern, runden Hut. Statt der Fischotterkappe bedienen sich jetzt auch viele einer Art städtischer Wintermütze mit schwarzem Pelz und manchesternem Zipfel. Wenn diese im ganzen zweckmäßiger sein mag — so stattlich, wie die althergebrachte, ist sie nicht; denn diese sitzt dem Bauer wie eine Krone auf dem Kopf!

Gehen wir nun zu dem anziehenderen Theil unserer Aufgabe fort und sehen wir auch das schöne Geschlecht an.

Daß die Zahl der Röcke in neuerer Zeit eine Reduction erfahren hat, ist angedeutet. Gegenwärtig möchte das elegante Rieser Bauernmädchen niemals über drei Röcke anhaben, den Unterrock mit eingeschlossen; ja vielleicht begnügen sich manche gar mit zweien! Der Unterrock ist einfach roth; der obere hat zwei und mehrere Farben, meist aber ist rother oder auch blauer Grund schwarz betupft oder gemodelt. Der Stoff ist Wolle, und das Gewand läuft von der Taille, wo es eingehaftet ist, über die Hüften bis gegen die Knöchel hinab. Ist nun dieser Rock um vieles länger als der ihrer Dachauer oder auch Altenburger Standesgenossin, so fühlt sich das Rieser Bauernmädchen doch als „Kurzrockete" gegenüber der Städterin, die sie als „Langrockete" von sich unterscheidet.

Die Schürze, die einen nothwendigen Theil des ländlichen Anzugs bildet, tritt in allen Farben und Stoffen auf: in weißer Leinwand, in gemodeltem oder gestreiftem Kattun und in meist einfarbiger (schwarzer oder brauner) Seide.

Die Fußbekleidung bilden weiße oder dunkelblaue Strümpfe (es versteht sich, daß jene festlicher sind!) und ausgeschnittene Schuhe, die der Schuster nicht nuzierlich zu machen weiß. Die Strümpfe sind unter dem Knie mit hübschen Bändern gebunden oder eingehäckelt.

Die Gewandung des Oberkörpers anlangend, so bildet das Hauptstück ein Kittel — oder eine Variation, Spenzer — von Kattun oder Wollenzeug. Derselbe hat im Lauf der Zeit mancherlei Veränderung erlitten. Früher waren die Aermel eng anliegend und der Rückheil endete in der Mitte in eine für zierlich gehaltene Auszadung, „Hundsnase" genannt. Beides ist jetzt beseitigt. Der Zierschnitt am Rückende ist bescheidener, und die Aermel sind gegen die Schulter hin weiter geworden. Das Letztere dankt man vielleicht der vor Jahrzehnten aufgekommenen Damenmode weitausgebauschter Oberärmel. Das Landvolk, obwohl in seiner Tracht am conservativsten, hat doch einen praktischen Blick; und als jene Bauschärmel an Städterinnen und Pfarrerstöchtern sichtbar wurden, leuchteten sie der Bäuerin ein, die sich sagte: „Auf diese Art sieht man was gleich, wenn man gleich nichts ist!" Demgemäß wurde von den Vornehmsten am ländlichen Kittel eine Nachahmung beliebt, die nun in die richtigen Grenzen zurückgegangen scheint.

Der Kittel ist vorn zugehaftet oder zugeknöpft. Den Hals umgibt ein schwarzer „Budel" aus verbundenen Seidensträngen. Das Halstuch — an Festtagen von Seide — war früher so angethan, daß es auf dem Rücken eine Art Dreieck bildete, dessen unteres Eck angeglatt war. Besonders nobel war es, in der Mitte desselben eine Blume eingestickt zu haben. Jetzt wird es städtischer behandelt und leichter umgeschlagen, aber so, daß es mit der übrigen Kleidung nicht in Widerspruch geräth. Hie und da ist schon eine Art Shawl aufgetaucht, dessen Enden um die Taille geschlungen werden.

Der charakteristische Kopfputz der Rieserinnen ist das althergebrachte Häubchen; in seiner Einfachheit so wohlstehend, daß sie klug genug waren, es festzuhalten. Es bedeckte früher das Hinterhaupt, und flgte sich den Linien desselben und des abschließenden Haarbundes oder „Schoppels" an; jetzt ist es möglichst weit nach hinten gerückt und sitzt, recht kokett, fast ganz auf dem Haarbund. Hinten befindet sich ein ovales „Bödele", das an den feinsten silbern oder golden ist. Sonst besteht das festliche aus schwarzem Atlas und ist mit gleichfestigen Bändern unter dem Kinn festgeknüpft. Die Haare waren früher gegen die Mitte des Oberkopfes, wo das Häubchen sie bedeckte, gleichmäßig zurückgestrichen; jetzt sind sie meist rechts und links heruntergekämmt und in einer geschwungenen Linie hinters Ohr gezogen, was freilich mehr putzt und mit der Verfeinerung der ganzen Tracht in Harmonie steht. Alte Bauern beklagen sich aber, daß man jetzt nicht selten auf die Magd warten müsse, weil sie eben „ihr Haar mache"!

Bei feierlichen Anlässen, namentlich auf Hochzeiten, trägt man immer noch die sogenannte Spitzenhaube, an der nämlich die unmittelbare Kopfbedeckung rabähnlich von Spitzen umgeben ist, die an einem Drathgestlecht aufgespannt sind. Auf dem Hinterkopf sich erhebend, von einer Schulter zur andern gehend, verleiht dieser Heiligenschein von Spitzen, die nicht ganz senkrecht stehen, sondern von der eigentlichen Haube, wo sie angenäht sind, zum äußersten Drath hin, einen eleganten Schwung in einer Wellenlinie nehmen, dem stattlichen Weib ein imposantes Ansehen, um so mehr, wenn unter dem Kinn geschlungen, breite und lange Atlasbänder die Brust herabwallen.

Jede Rieserin, die es nur einigermaßen vermag, hat nicht nur einen gewöhnlichen und einen festlichen, sondern auch einen farbigen und einen schwarzen Anzug. Der letztere dient bei den Protestanten nicht nur zur Trauer, sondern auch zum Kirchgang an den höchsten Feiertagen.

Hier ist zu bemerken, daß die Kleidung der Katholiken von der protestantischen mehrfach abweicht. Im Ganzen zeigt jene mehr helle, diese mehr dunkle Farben; wie denn der Sommerhut der Katholikin gelb und grünbebändert, der ihrer protestantischen Landsmännin schwarz ist. Die hellrothe Weste hat der katholische Bursch mehr beibehalten, der protestantische fast ganz fallen lassen, wogegen dieser den Schaufelhut bewahrt, den der katholische Bursch mit dem niedern runden Hut vertauscht hat. Auch in der Form des Frauenhäubchens treffen wir auf Abweichungen. Das „Bödele" des katholischen ist breit und gleichmäßig eben, fast ein „Boden" zu nennen, während das ovale protestantische etwas ausgerundet erscheint. — Müssen wir den katholischen Strohhut angenehmer finden, als den protestantischen, so möchte dagegen das protestantische Häubchen vor dem katholischen den Vorzug verdienen.

Wenn es der Rieserin warm wird, sei es durch die Sonne oder beim Tanz, und sie den Kittel auszieht, so wird mit dem Hemde das „Veible" sichtbar. Selbiges ist bei festlicher Kleidung möglichst hübsch: feines Wollenzeug, Manchester, Atlas. Auch in Leibchen und Hemdärmeln ist übrigens die Rieserin züchtig verhüllt und außer Gesicht und etwas Hals nur der sonnverbrannte Vorderarm zu sehen. Daß das Hemde beim Tanz das ländlich feinste ist, begreift sich; auch kommt es natürlich vor, daß die sichtbaren Theile feiner sind, als die verborgenen. Denn die Welt will betrogen sein, das weiß auch das Bauernmädchen; und wenn's schön herauskommt, ist im Grunde nichts dagegen einzuwenden!

Töchter und Söhne wenig bemittelter Söldner und Dienstboten trugen früher an den Fingern silberne Ringe; jetzt dürften diese kaum mehr vorkommen. Wer es irgend vermag, trägt goldene Ringe, die bei den Reichen von jeher gebräuchlich waren. Auch die Ohrringe, wo sie vorkommen, sind von Gold.

Zu den regulären Vergnügungen des Rieser Landvolks gehört der Gang nach Nördlingen, welches für die meisten Dörfer die „Stadt" vorzugsweise ist. Es ist gleich angenehm, ob man am Samstag auf den Markt geht oder am Sonntag in eines der dortigen Wirthshäuser. Am Markttag fähret der Bauer sein Getreide und sonst verkäufliche Frucht in die Stadt, das rüstige Mädchen oder Weib trägt entweder in einem Korb auf dem Kopf, oder in einem sogenannten „Donaugretzen" (mit gemeelter Wachsleinwand überzogen und zierlich mit rothem Leder beschlagen) am Arm, Eier, Butter, Schmalz und Gestügel zu Kauf; und es ist ein gar anmuthiges Bild, wenn eine hübsche Dirne mit einer wohlgenährten Gans in dem runden Korb dahinschwebt und das getragene Thier behaglich die schöne Landschaft betrachtet, ahnungslos, daß es das letzte Mal sein werde. Die Gesichter der Männer und Weiber sind auf diesem Gang immer besonders freundlich, denn man löst Geld, ist und trinkt besser als gewöhnlich, und kauft sich schöne und gute Sachen für den Hausgebrauch ein. Beim Begegnen grüßt man sich mit Herzlichkeit, und der galante Bursch, der einen Wagen lenkt, versäumt nicht, eine gehende Bekannte zum Aufsitzen einzuladen. Den jungen Fußgängerinnen sagt man übrigens nach, daß sie in ihrem Korb auch bessere Strümpfe und Schuhe mitbringen, um sie vor dem Stadtthor mit den geringern zu vertauschen, in denen sie gekommen sind. Diese Art, Sparsamkeit mit Eleganz am rechten Orte zu verbinden, ist zu sehr im Charakter des Volks, als daß ich die Notiz für erfunden halten möchte.

Digitized by Google

Seit etlichen Jahren trifft der Bauer seines Gleichen zu Nördlingen auch als angesessene Bewohner, und zwar in einer Lage, die man beneidenswerth finden kann. Wohlhabende Landleute, die den Hof abgegeben haben, kaufen sich jetzt Häuser in der Stadt, wo sie von heruntergekommenen Handwerkern verhältnißmäßig billig zu haben sind, und führen sodann ein Leben, wie im goldnen Weltalter. Sie schlafen viel, arbeiten wenig und vertreiben sich die überflüssige Zeit mit Spazierengehen, Trinken und Tarockspiel. Man nennt sie „Pensionäre". Die Leute haben sich aber selbst pensionirt, zehren von gewonnenem Gute und pflegen über ihr jährliches Einkommen nichts zu verbrauchen. Auch junge Bauern kaufen sich jetzt in die Stadt; aber sie thun es natürlich, um dort zu arbeiten, Ackerbau oder ein Wirthsgeschäft zu treiben. Als ich, um meine Kenntniß der Gegend durch neue Studien zu erweitern, diesen Herbst von München wieder ins Ries ausflog und an einem heitern Tage Nördlingen besuchte, hörte ich von dem hohen Thurm ein feierliches Stück blasen. Eine Städterin, die ich nach der Ursache fragte, deutete auf einen ländlichen Hochzeitzug, der vom Reinlinger Thor gegen die Hauptkirche sich bewegte. „Ja, die Bauern!" sagte das hübsche Handwerkerkind mit einem launigen Ausdruck von Mißgunst; „da kriegen wir jetzt immer mehr herein! — Sie haben eben jetzt das Geld!"

Es ist einfache historische Wahrheit, wenn ich sage, daß ich (falls ich überhaupt Schriftsteller wurde!) zur poetischen Darstellung des Rieser Landvolks berufen war. In dem Gau — und zwar in dem schönen Dorf Ehringen, das zwischen Wallerstein und Nördlingen liegt, — geboren, einer angesehenen Bauernfamilie entstammt, hab' ich das Leben des dortigen Landvolks nicht nur in meiner Jugend genau kennen gelernt, sondern mich auch bis auf den heutigen Tag mit ihm im traulichen Verkehr erhalten. Da ich der allgemeine „Freund" der Rieser gewesen bin und noch bin, so war es auch nicht mehr als billig, daß ich endlich auch ihr Novellist wurde.

Schon als Knabe hatte ich ein Auge für die charakteristischen Züge des Dorflebens. Ich war übrigens so glücklich organisirt, daß ich von allem, was ich sah, begläubt wurde, indem ich ihm entweder sein Schönes oder sein Lustiges abgewann. Als Gymnasiast in den Ferien empfand ich die Poesie der Wirklichkeit so lebhaft, daß ich meine Beobachtungen eifrig niederschrieb, zum Zwecke dichterischer Verwendung. 1829, in meinem neunzehnten Jahre, entwarf ich die erste Dorfgeschichte, die ich 1832 ausführte und 1835 drucken ließ. Es ist dies das ländliche Gedicht „Wilhelm und Rosina", in Hexametern und acht Gesängen. Eine „Dorfgeschichte" nenne ich es jetzt, weil ich darin die wirklichen Rieser Bauern und ihre wirklichen Sitten schilderte. Die Ausführung ist jugendlich; aber die Treue der Zeichnung und die Wärme des Gefühls haben dem Werkchen doch Freunde und einzelne günstige Stimmen in kritischen Blättern gewonnen. Wie man jetzt darüber urtheilen möge — daß ich nicht nöthig hatte, zur poetischen Abschilderung meiner Landsleute durch andre novellistische Darstellungen angeregt und gar dieser Darstellungen Nachahmer zu werden, das beweist schon die Existenz dieses Idylls.

Es währte lang, bis die „Verhältnisse" es mir gestatteten, meine „Erzählungen aus dem Ries" auszuführen. Wie sie vorliegen, darf ich sagen, daß ich das Landvolk mit einer Treue geschildert habe, die Hand in Hand geht mit der Aufgabe des Poeten. Die Kritik hat denn auch fast einstimmig hervorgehoben, daß sie die unverfünstelte Realität in künstlerischer Gestaltung bieten, und das Publikum hat sie von allen meinen Arbeiten am freundlichsten aufgenommen.

Wie viel aber der Ethnograph thun kann, das Wesen eines Volksstammes anschaulich zu machen, der Poet kann mehr thun. Denn er allein kann die Menschen vorführen, daß sie ihr Innerstes enthüllen, und er allein kann die Leser zwingen, die Regungen dieses Innersten mitzufühlen. Der Ethnograph wird von Lust und Leid immer nur die Möglichkeit bezeichnen können; der Poet erweckt Lust und Leid selber, und das schönste Glück, das in seinen Worten aufglühen kann, läßt er lebendig erstehen in der Seelen derer, die ihm folgen. Die Poesie ist hier, wie überall, die Ergänzung der Wissenschaft.

War es nun für das Rieser Landvolk doch eigentlich schon kein Unglück, daß sich ein Schriftsteller gefunden hat, der es der deutschen Lesewelt aus Herz zu legen vermochte, so steht ihm jetzt noch das offenbare Glück bevor, daß ein Meister der Genremalerei sie den Theilnehmenden leibhaftig vor Augen stellen wird. Karl von Enhuber, der mit dem Novellisten in dem Gau seine Jugend verbracht hat, ist eben daran, zu den Erzählungen eine Reihe von Compositionen auszuführen, die dem Publikum in Photographien vorgelegt werden sollen. Die bis jetzt vollendeten Bilder haben den wärmsten Beifall der Kenner erworben, und der Antheil der deutschen Kunstfreunde wird nicht ausbleiben.

Ich glaube nicht, daß ich dem Titel meiner Arbeit unrecht gethan, indem ich schließlich die Aufmerksamkeit noch auf die Freunde richtete, die sich zur poetisch-artistischen Abspiegelung des Gaues verbunden haben. Sie haben beide zu den „Leuten im Ries" gehört, und sind beide stolz darauf, „aus dem Ries" zu sein.

Die Gefangenen unserer zoologischen Gärten.

Zoologische Gärten haben zunächst den Zweck, dem Studium der Zoologie durch unmittelbare Beobachtung der Natur nachzuhelfen, die Kenntniß der Thiere durch lebendige Anschauung in eindringlichster Weise zum Gemeingut aller zu machen und dem Menschen Ehrfurcht für die Natur, Achtung vor der Wissenschaft und Liebe zu seinen Mitgeschöpfen einzuprägen.

Die Behandlung der Gefangenen in zoologischen Gärten, nicht durch Spekulation, sondern durch Lust und Freude an den Thieren entstanden, ist auf Liebe zu denselben gegründet. Niemand kann hier auf eine gedeihliche Wirksamkeit rechnen, der nicht mehr wäre als Thierkenner und nicht zugleich Thierfreund, bis zu dem untersten Wärter hinab. Die beste Pflege, sowohl in Bezug auf Wohnung, als in Bezug auf Nahrung und sonstige Behandlung, ist unsern Gefangenen garantirt; zumal sie nicht blos, wie in Menagerien, zur Schau gestellt, sondern in ihrem Thun und Treiben beobachtet werden sollen. Wirklich scheinen die meisten die Beschränkung ihrer Freiheit zu verschmerzen, und manche wenigstens dann, wenn sie von frühester Jugend schon an den Zustand der Gefangenschaft gewöhnt waren. Bei einigen hat es bis jetzt nicht gelingen wollen, sie, alt eingefangen, an ein künstliches oder überhaupt ans Futter zu bringen. Bei mehren ist es ein Kunststück, welches erst durch viele mißglückte Versuche erlernt werden muß. Manche dieser Thiere sterben lieber den Hungertod, als daß sie in Gefangenschaft Nahrung zu sich nehmen und würgen die ihnen in den Schlund gestopfte Nahrung wieder heraus. Christian Wagner in Oldenburg, der unsere zoologischen Gärten mit nordischen Vögeln versorgt, hat eine eigne Methode, halsstarrige Fischfresser, vor allen die Sägetaucher, ans Futter zu bringen. Er legt ihnen einen Gummiring um den Hals, um auf diese Weise das Wiederausspeien der eingestopften Fische zu verhindern; nach einigen Tagen bringt er ihnen auch andere Fleischnahrung bei, und nach zehn Tagen schon haben sie sich in ihr Schicksal gefügt, werden zahm und fressen aus eignem Antriebe, so daß sie des Gummiringes nicht mehr bedürfen.

Die meisten Gefangenen der zoologischen Gärten, haben sie einmal den Schmerz über den Verlust der Freiheit überwunden, werden so heimisch, daß ihnen, so scheint es, nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Sie gebeihen, gefallen sich in den Ausdrücken der größten Behaglichkeit, wie sie sich beim Vogel durch Gesang offenbart und haben oft eine zahlreiche Nachkommenschaft. Die Reihe derjenigen Thiere, deren Zucht in der Gefangenschaft gelungen, hat sich durch die Bestrebungen der zoologischen Gärten außerordentlich vergrößert. Gewiß ist es keine überschwengliche Hoffnung, wenn man behauptet, daß die Züchtung der weitaus meisten in zoologischen Gärten gepflegten Thiere mit der Zeit noch glücken muß. Ich erinnere nur an die Straußze, deren Zucht, nachdem sie in Algier gelungen, in St. Donato bei Florenz mit Erfolg versucht wurde, in Marseille eine Nachkommenschaft von 26 Stück ergab und schließlich in einigen Gärten Deutschlands ein günstiges Resultat theils schon gehabt hat, theils wenigstens verspricht.

Nur wer vermag zu sagen, wie viele Thiere, deren wider-

Digitized by Google

haariges Wesen und empfindsame Natur bislang nur in dem Freileben gedeihen zu wollen scheint, früher oder später unsre zoologischen Gärten bevölkern werden. Ja noch mehr: wer weiß zu sagen, ob unsre Nachkommen nicht dereinst neben dem Rehhuhn und dem Rothhuhn die Wachtelhühner Virginiens und Kaliforniens, neben dem europäischen Birkhuhn das doppelt gefügelte Haidenhuhn Nordamerikas sagen, und bald ohne Zweifel wird auf unsern öffentlichen Teichen, wie das bereits in zoologischen Gärten zu sehen ist, neben dem weißen Schwan der schwarze Bruder Neu-Hollands sich wiegen.

Durch die vieler Orten entstehenden Vereine, die sich zur Aufgabe gestellt, werthvolle fremde Thiere bei uns heimisch zu machen, durch die seg. Akklimatisationsvereine, werden im Laufe der Zeit die Reihen unsrer Haus-, Jagd- und Luxusthiere wesentlich bereichert werden. Vielleicht gedeihet der feine Ton dereinst, Galawagen nur mit dem buntgestreiften Zebra zu bespannen, und unsre Feinschmecker werden sich darauf legen müssen, neben den pommerschen Gänsen die ägyptischen und kanadischen herauszuschmecken und vom Beefsteak ein Zebrasteak gebörig zu unterscheiden.

Bei Vorsicht und Geduld fügen sich die Thiere auch ziemlich fremdartigem Klima, ja ändern soweit ihre Natur, daß sie, gewöhnt vielleicht im Sommermonat Dezember ihrer Heimat Hochzeit zu machen, allmählich den Jahreszeiten der Fremde sich anbequemen und unsern Frühling als die geeignetste Zeit anerkennen. Jahrelang habe ich verschiedene afrikanische Finkenarten gepflegt und mehre derselben zur Fortpflanzung gebracht. Einige nisteten Sommer und Winter hindurch, so daß die Nachkommenschaft eines einzigen Elternpaares 26 Stück betrug. Heute noch brütet auf meinem Zimmer ein Pärchen jener herrlichen Neuholländischen Wellenpapageien Brut auf Brut seit August 1863, also nunmehr bereits $1^1/_2$ Jahr. Dieses einzige Paar hat in diesem Zeitraum ohne Unterbrechung 10 Bruten gemacht, einige 50 Eier gelegt und 42 Junge kräftig und gesund groß gezogen. Es dürfte doch wohl als ein untrügliches Zeichen ihres vollsten Behaglichkeitsgefühls zu deuten sein, wenn sie, vergessend der traulichen Schlupfwinkel und naturwüchsigen Brutstätten der Heimat hinter dem Drahtgitter mit einem pappernen Nistkästchen sich begnügen.

In Deutschland zählen wir ungefähr 20 Hausthiere. Von diesen sind ursprünglich nur 5 in Deutschland heimisch: Rind, Schwein, Gans, Ente und Taube. Die übrigen wurden erst aus fremden Ländern bei uns eingeführt und haben sich nach und nach vollkommen unserm Klima angepaßt oder, wie man sagt, sich bei uns akklimatisirt. Als jüngste Erwerbung dieser Art sind der Puter oder Truthahn zu nennen und verschiedene neue Hühnerracen (Brahma-Putra, Cochinchina ꝛc.) und unter den Jagdthieren das in England bereits verwilderte nordamerikanische Wachtelhuhn.

Von den meisten der in zoologischen Gärten gefangen gehaltnen Thieren kann man sagen, daß ihr Schicksal besser ist, als das ihrer Brüder in der Freiheit; wenigstens droht ihnen hier nicht das Beil des Schlächters, noch das Messer der Köchin, nicht die Waffe des Jägers noch das Recht des Stärkern, nach welchem sich die Thiere gegenseitig zum Opfer fallen. Es droht ihnen hier nicht die Gefahr, zum ewigen Einerlei schwerer Arbeit verurtheilt oder den Geschossen feindlicher Kriegsscharen als Schlachtopfer entgegengeführt zu werden. Sicherlich dürften z. B. Kameele und Dromedare der zoologischen Gärten ihre Gattungsgenossen draußen nicht beneiden um das Geschick, Centnerlasten monatelang durch Wüsten und Steppen unter Entbehrungen zu schleppen, denen manches Glied der langen Karawanenreihe erliegen muß. Manches Thier freilich scheint den Verlust der Freiheit nicht ganz zu verschmerzen und bei einigen gebietet die Sicherheit, sie in engem Gewahrsam zu halten; immer aber wird ihr Loos noch unendlich besser sein, als das ihrer Brüder in Menagerien. Ich erinnere nur an Bären, Löwen, Tiger, die sich in unsern Zwingern größerer Freiheit und mancher Annehmlichkeiten erfreuen, welche ihnen in Thierbuden nicht gegönnt werden können.

Wir glauben ein großes Gewicht darauf legen zu müssen, daß durch nähere Bekanntschaft mit den Thieren, wie sie die zoologischen Gärten vermitteln, der zumeist aus Unkenntniß entspringenden Lieblosigkeit mancher Menschen gegen die Thiere, wie dem eben dadurch bestärkten Abscheu gegen einzelne Geschöpfe am gründlichsten gesteuert wird.

Die Reihe dieser verläumdeten und verkannten Thiere ist heute noch beschämend groß. Nicht jeder, der Bildung zu haben vermeint, dürfte wissen, daß er bei uns eigentlich nur ein einziges Thier als giftig zu fürchten hat, die Kreuzotter nämlich. Unterschiedslos wird auf alles zugeschlagen, was Schlange heißt oder selbst nur scheint, und mit gleicher Befriedigung kehrt der Sonntagsjäger heim, der einen Bussard, diesen unersetzlich nützlichen Mäusevertilger, erlegt hat. Und sind es denn nur die Thorflügel der Bauerngehöfte, an denen man die ebenso nützlichen Eulen angeheftet findet?

Was hat unser armer Igel verbrochen, daß die Menschen ihn fliehen oder mißhandeln? Er thut keinem von uns das Geringste zu. Leide, säubert Gärten, Feld und Scheuer von allerlei lästigem oder schädlichem Ungeziefer und zeigt sich bei näherer Bekanntschaft als ein ganz harmloser, drolliger und wirklich gemüthlicher Bursche. Ueberhaupt macht liebliche Behandlung Seitens der Menschen manche Thiere erst unliebenswürdig. Ein andauernd gehaftes, verfolgtes und mißhandeltes Thier wird gerade wie der Mensch in derselben Lage je nach dem Charakter, furchtsam und scheu, trotzig und unbändig, mißtrauisch und hinterlistig. Jedes höhere Thier ist empfänglich für Freundschaft, das eine mehr, das andre weniger. Und gewiß so manche, die in dem übeln Geruche gänzlicher Unzugänglichkeit und Bildungsunfähigkeit stehen, würden bei näherem und freundlicherem Verkehr Seitens der Menschen früher oder später eine günstigere Beurtheilung erfahren. Je klüger ein Thier ist, desto erfolgreicher weiß es sich den Nachstellungen seiner Bedränger zu entziehen und wird listig und scheu, trotzig und selbst schadenfreh. Dergleichen böse Eigenschaften von Eltern auf Kinder und Kindeskinder vererbt, steigern sich nothwendig nach und nach zu einem Wesen, welches den Träger desselben nur noch verhaßter und dessen Verfolgung gerechtfertigt erscheinen läßt.

Einsiedler und Zellengefangene entwerfen mit Begeisterung und Liebe von dem einzigen Gefährten ihrer Einsamkeit, einer Ratte oder einem Mäuschen, Charakterbilder, die uns einen tiefen Blick in die eigentliche Natur dieser Thiere gestatten, und zu deren Erkenntniß zu kommen wir nur verhindert werden durch kindische Furcht eines-theils, aber auch durch unerbittliche Verfolgung, die freilich gerade diesen beiden gegenüber sehr gerechtfertigt ist.

Jung aufgezogen können viele dieser Verhaßten zu wahren Lieblingen des Menschen werden, oder besser gesagt, der liebreichen Behandlung entsprechend den guten Kern ihres Wesens entfalten. Es ist jedenfalls nicht nöthig, die bekannten Beispiele jung aufgezogner Füchse, Wölfe, Marder, Wiesel und selbst größerer reißender Thiere anzuziehen; doch kann ich mir nicht versagen, meiner gezähmten Lieblinge zu gedenken: eines Igels, der alle Furcht vor Menschen abgelegt hatte und an einer großen Festtafel auf einem Teller, allerlei Obst des Desserts verzehrend, von Hand zu Hand die Runde um den Tisch machte; ferner einer Fischotter, die ihrem Schutzherrn wie ein Hund folgte und endlich eines Iltis, der, während ich diese Zeilen schreibe, neugierig aus den Falten meines Rockes hervorguckt. Aber auch hier zeigt sich der Charakter der Thiere höchst verschieden. Der gezähmte Igel war unterschiedslos gegen jeden Menschen zutraulich, der Iltis aber weiß nicht nur zwischen bekannten Personen zu unterscheiden, sondern zeigt sich gegen Fremde ebenso vorsichtig und abwehrend, als er gegen seine Erwählten zutraulich und harmlos ist.

Auf den Galopagosinseln — so berichtet der englische Naturforscher Darwin — sind Spottvögel, Finken, Fliegenfänger, Tauben und Raubvögel so arglos gegen den Menschen, daß man sie mit der Mütze oder dem Hute fangen kann. Darwin lag auf der Erde und hielt eine Trinkschale in der Hand; ein Spottvogel setzte sich auf den Rand derselben und nippte ganz unverständlich von dem Wasser und ließ sich mit dem Gefäß vom Boden aufheben. Einem andern Reisenden setzten sich Turteltauben auf Hut und Arme, so daß sie ganz einfach mit den Händen ergriffen wurden.

Wie gefürchtet hat sich der Mensch den Thieren gemacht, daß sie vor Thieren ungleich größer und gewaltiger als der Mensch, weit weniger sich scheuen! Wie sein aber unterscheiden Jagdthiere den harmlosen Ackersmann und den tückischen Städter oder gar den bewehrten Jägersmann! Manche Thiere sind so furchtsam geworden, geworden durch den sie unerbittlich verfolgenden Menschen, daß er sich ihnen, wie z. B. den Trappen, kaum anders auf Schußweite nahen kann, als in der harmlosen Kappe einer Bauersfrau mit dem Tragkorb auf dem Rücken oder im Versteck auf einem mit Stroh maskirten Wagen. Und ist nicht selbst das Wild, auffällig besonders der furchtsame Lampe, außer der Jagdzeit viel zutraulicher? So

Digitized by Google

hat der Mensch mit seiner Vernichtungswuth das Wesen sehr vieler Thiere nicht zu ihrer Empfehlung umgeschaffen. Ein guter Theil der übeln Eigenschaften, die wir an dem und jenem Thiere bemäkeln, muß so recht eigentlich als unser Werk, die ganz nothwendige Folge unseres Verhaltens zu ihnen gelten.

So kann im Laufe der Zeit ein immer und ewig verfolgtes Thier, durch Generationen hindurch gewitzigt, furchtsam oder tückisch werden, dessen Urahnen vielleicht zutraulich und ohne Falsch waren. Ungroßmüthige Vierfüßer oder Vögel würden über die Pfiffigkeit ihrer Enkelchen in gerechtes Staunen gerathen und sich über die turnerhafte Behendigkeit der Nachkommen verwundern, aber in ihrer Einfalt sich gewiß auch entsetzen über die Verschlechterung der Sitten, grade so wie in der Menschenwelt.

Manche Thiere sind unglücklicherweise von der Natur geistig und körperlich vernachlässigt, haben auch nicht Gelegenheit gehabt, in der Schule des Lebens durch Verkehr mit Menschen gewitzigt zu werden. Sie vermögen ihren Bedrängern nicht erfolgreich genug auszuweichen; theils weil sie so dumm sind, ihren gefährlichsten Feind nicht zu kennen, theils weil sie zu langsam und unbehilflich sind, um ihm zu entgehn. Wohnen die unglücklichen Schlachtopfer überdies auf dem für sie vielleicht unüberwindlich eingegrenzten Raume einer Insel, so ist deren gänzliche Vernichtung unzweifelhaft. Und schließlich ist der Naturforscher glücklich, wenn er einzelne Knochen des untergegangenen Thieres oder auch die Trümmer eines Eies aus dem losen Sande herausklaubt oder in der Rumpelkammer eines Museums Kopf oder Bein des Verschollenen ausstöbert. Was er durch Sichtung der märchenhaft aufgeputzten Erzählungen der Eingeborenen, die so glücklich sind, Zeitgenossen des verschollenen Thieres sich nennen zu dürfen, gewonnen, damit müssen wir uns über das unwiederbringlich Verlorne trösten.

Zu diesen Verschollenen gehört aus der Familie der Vögel: der Riesenvogel Neuseelands, ferner die Dronte, ein Bewohner der Insel Mauritius und der Brillenalk, ein pinguinähnlicher Vogel der Felsenklippen Islands. Dem ganzen Kleeblatt war auf jenen entlegenen Inseln nicht Gelegenheit geworden, den unerbittlichen Feind alles Geschaffnen kennen zu lernen und sich in den Künsten der List zu üben. Obendrein geistig und körperlich schon von Natur stiefmütterlich bedacht — keiner von den dreien vermochte zu fliegen — auf Inseln als ihren Wohnsitz gewiesen und noch dazu durch Fleisch oder Dunen den Menschen lockend, konnten sie ihrem endlichen Schicksal nicht entrinnen. Aus den Reihen der Sänger sind, in geschichtlicher Zeit wenigstens, nur zwei Thiere gänzlich verschollen. Zuerst der Urstier, jedenfalls der Stammvater einiger unserer zahmen Rinderracen, der noch zu Caesars Zeiten in Deutschland lebte und dessen Reste in den oberflächlichen Schichten der Erde uns aufbewahrt sind.

Das Nibelungenlied gedenkt seiner:

Darauf schlug er wieder
Einen Wisent und einen Elt,
Starker Ure viere
Und einen grimmen Schelt*).

Das jüngst verschollene Säugethier ist das nordische Borkenthier oder die Seekuh. Der Naturforscher Steller hat sie noch 1741 bei Kamtschatka beobachtet. 1768 soll die letzte Seekuh getödtet worden sein. Jetzt existirt von dem 80 Ctr. schweren Thiere nur noch das Bruchstück eines Schädels, das einzige was die Petersburger Akademie durch namhafte Preisversprechungen zu retten vermochte, und eine nur die Umrisse des Thieres roh wiedergebende Skize.

Diesen bereits ausgestorbenen Thieren reihen sich aussterbende an. Das Schicksal jener mahnt uns zur Erhaltung der letzteren nach Kräften zu wirken. Soweit die frevelnde Hand des Menschen Schuld hat an dem nahen Verhängniß jener Thiere, mag diese Aufgabe der zoologischen Gärten als Sühne gelten für die von uns an ihnen begangenen Sünden.

Von den im Aussterben begriffenen Thieren ist in vorderster Reihe der Wisent des Nibelungenliedes zu nennen, auf welchen sich der Name seines einstigen Mitbewohners Europas, des Urstier oder Auerochsen, vererbt hat. Schon der Altvater Linné führte ihn als Auerochsen im Systeme ein, und die falsche Bezeichnung ist ihm bis heute geblieben, nachdem man längst den Irrthum eingesehen. Dieses gewaltige Thier bevölkerte einstmals die Waldungen aller Gauen unsres Vaterlandes. Der letzte Auer Deutschlands erlag im vorigen Jahrhundert der Kugel eines preußischen Wildtiebes. Jetzt hat sich das Thier in einen entlegenen Winkel Europas als letzte Zufluchtsstätte gerettet. Hier, in dem nordischen Urwalde des lithauischen Dorfes Bialowicz, ist dem Auerochsen oder Wisent durch das Machtgebot der russischen Czaren die Freiheit gegönnt und das Bestehen seines Stammes durch die strengsten Strafen gewährleistet. Der ganze Wald, mitten auf der Haide gelegen, ist einer Insel vergleichbar, deren Gestade zu überschreiten die gehegten Thiere keine Versuchung fühlen. Ohne diese günstige Lage des Asyls und ohne jenen kaiserlichen Schutz würde in ganz Europa gewiß schon längst der Auer verschwunden und nur noch in den Wäldern des Kaukasus zu finden sein.

Das mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verbundene Einfangen, natürlich junger Thiere, geschieht äußerst selten und nur auf ausdrücklichen Befehl ihres Schutzherrn. Nur für den zoologischen Garten in Amsterdam, für die Königin Victoria und für die Menagerie zu Schönbrunn wurden Auerochsen im Bialowiczer Walde eingefangen. Der Kaiser von Oesterreich erhielt ein wirkliches Paar der seltnen Thiere zum Geschenk, und von diesem einen Paar stammen die sämmtlichen Auerochsen der deutschen Thiergärten. Auch der Stier im Pflanzengarten zu Paris, dessen Ankunft alle Berichterstatter in freudiges Staunen versetzte, stammt aus derselben Quelle zu Schönbrunn. Aber auch von hier werden lediglich Stiere abgegeben. Nur der zoologische Garten zu Köln ist durch besondres glückliches Ungefähr von Schönbrunn aus mit einem wirklichen Paar allerdings noch junger Thiere bedacht worden. So ist es möglich, daß mit der Zeit zu der bisher einzigen Bezugsquelle der Auerochsen noch eine zweite sich gesellt.

Ein andres mehr und mehr zurückgedrängtes Thier ist das Elen oder Elk. Unsre ältesten Heldenbücher gedenken seiner als eines über ganz Deutschland verbreiteten Jagdthieres. Heutzutage hat es bereits ganz Europa geräumt bis auf Ostpreußen, Litthauen und Skandinavien, wo es nur unter dem besondern Schutz strenger Regierungsgesetze sein Dasein fristet. Sonst würde es vielleicht nur das weite Sibirien seine Heimat nennen können. Unsres Wissens ist von allen zoologischen Gärten Europas nur der Hamburger im Besitz eines Elen und zwar eines Weibchens*). Ohne die Bemühungen der italienischen und französischen Regierung würde der europäische Steinbock vielleicht schon gänzlich verschwunden sein. Eben dasselbe Schicksal droht dem Biber, wenigstens in Deutschland, wo er nur vereinzelt an der Elbe, der Donau und einigen Nebenflüssen sich findet**).

Eine Menge andrer Thiere: Wildkatze, Luchs, Wildschwein ꝛc. werden mehr und mehr zurückgedrängt und dürften schließlich nur noch in Thierparks und zoologischen Gärten, wenigstens in kultivirten Ländern, zu finden sein.

Wie nothwendig es aber ist, unsre einheimischen Thiere in zoologischen Gärten nicht zu vernachlässigen, wird jeder glauben, der daselbst hören muß, wie Edelhirsche und Damhirsche verwechselt, letztere für Gemsen gehalten werden, wie das Wildschwein als Stachelschwein präsentirt wird u. s. w.

Die interessantesten der im Aussterben begriffnen Vögelgattungen sind die Kiwi-Kiwi Neu-Seelands, straußartige Vögel mit langem Schnepfenschnabel. Sämmtliche Mitglieder der Familie haben, wie jene bereits ausgestorbenen Vögel, das Unglück, der Flügel zu ermangeln und Insulaner zu sein. Nur wenige Bälge einzelner Arten dieser Gattung werden in europäischen Museen aufbewahrt. Lebend ist wohl nur einer dieser Schnepfenstraußе und zwar ein einzelnes Weibchen nach Europa gekommen, welches im zoologischen Garten zu London bereits seit 1852 leider vergeblich auf einen Gesellschafter und Ehegenossen wartet. Trotz der bedeutendsten Versprechungen ist es der zoologischen Gesellschaft nicht gelungen, ein

*) Den Wisent und Elk werden wir noch kennen lernen. Der Schelt ist der Riesenhirsch, dessen letzte Nachkommen gegen Ende des 9ten Jahrhunderts in Irland gelebt haben mögen. Mehr als doppelt so groß wie unser Edelhirsch, trug er ein Geweih, gegen welches die bewunderten Stangen des nordamerikanischen Wapiti zwerghaft erscheinen.

*). In neuester Zeit sollen in Köln drei Elenthiere angekommen sein.

**) Von allen zoologischen Gärten kann nur der Berliner einen lebenden europäischen Biber aufweisen.

Digitized by Google

zweites Exemplar zu erlangen. Es steht zu befürchten, daß diese Vögel bereits zu den ausgestorbenen Thieren zählen und daß dem letzten vom Stamme der Kiwi-Kiwi im zoologischen Garten zu London vielleicht auch schon die Frist gemessen ist. Solche durch Menschenhand oder durch Naturgesetze dem Untergang zueilende Thiergeschlechter thunlichst zu erhalten, fällt den zoologischen Gärten als schönste Aufgabe zu. Sie öffnen sich den Bedrängten als sichere Zuflucht, suchen sie zu vermehren und ermöglichen unsern Enkeln lebendig zu schauen, was ihnen außerdem vielleicht nur die Museen als Mumie zeigen würden.

Wie verschiedenartig die Ziele der zoologischen Gärten sind, die Kenntniß der Thierwelt zu erweitern, neue Haus-, Jagd- oder Luxusthiere zu erobern oder gefährdeten Geschlechtern ein Asyl zu bieten, immer wird die Freiheit der Insassen einem edlen Zwecke geopfert gelten.

Zoologischer Garten, Breslau. Dr. Schlegel.

Der Schloßbrand zu Braunschweig.

Große Ereignisse treffen den Menschen meist unvorbereitet! Dies galt im vollen Sinne von dem am Abend des 23. Februar stattgehabten Brande des Braunschweiger Schlosses, und wenn man auch mit einigem Rechte sagen kann, daß man auf derartige Ereignisse stets vorbereitet sein sollte, so ist es doch mehr zu bedauern als zu tadeln, wenn man sich von Anfang an über die Gefahr täuschte und in Folge davon zögerte, dem Uebel sogleich mit den äußersten Mitteln zu steuern. Bedenkt man zugleich, daß die Rücksichten auf den fürstlichen Bewohner des Schlosses und auf die bei ihm versammelten Ballgäste hiudernd auf das erste Einschreiten wirkten, indem man so lange zögerte, die ganze Größe der Gefahr anzuerkennen, bis die Schnelligkeit der Verbreitung des Feuers, dann allerdings mit einem Male leider zu spät, alle Rücksichten und Ueberlegungen über den Haufen warf, so wird man milder über die etwa vorgekommenen Versäumnisse urtheilen und sich mit Unwillen von Meinungsäußerungen abwenden, deren Tendenz mit jener widerwärtigen Tadelsucht zusammenfällt, die alles besser gemacht hätte, und in jedem Verfall die Gelegenheit ausspürt, die bestehenden Verhältnisse zu verunglimpfen und zu beweisen, wie schlimm die Welt berathen sei, so lange sie nicht auf die unfehlbare Weisheit solcher Splitterrichter achtet.

Die Brunonia vor dem Brande.

Braunschweig ist im allgemeinen ein ruhiger Ort. Selten wird die Aufmerksamkeit der Außenwelt auf das im stillen Einerlei dahinfließende Leben des Fürsten und der Bevölkerung der Stadt gelenkt. Um so größeres Aufsehen erregte dies Ereigniß, welches unerwartet die Blicke auf den halb vergessenen Welfensitz lenkte; man erinnerte sich der obwaltenden Verhältnisse und es konnte nicht fehlen, daß mysteriöse Auspielungen auf den Zusammenhang dieses unheilvollen Verfalls mit dem Schicksal des erlöschenden Herrscherstammes in die Welt gesandt wurden. In Braunschweig selbst bewirkte derselbe nur eine herzliche, lebhafte Aeußerung der gegenseitigen Anhänglichkeit zwischen Fürst und Volk, und da die Zerstörung des Schlosses nur eine theilweise war, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach in kurzer Zeit der Herzog dasselbe wieder beziehen können und jene fatalistischen Phantasien, die allerdings gerade hier vielen geeigneten Stoff vorfanden, zerfallen in ihr Nichts. Es war ohne Zweifel ein schmerzlicher Anblick, als das schöne Gebäude, die Zierde der Stadt, von den gierigen Flammen ergriffen wurde, und erschütternd wirkte der Fall der großartigen Brunonisgruppe, aber das Schloß wird neu erstehen und auch die Brunonia hoffentlich später wieder darauf prangen; wir können daher in der Hoffnung auf diese Wiederersteh ung Trost suchen und uns mit Fassung und Ruhe das Ereigniß zurückrufen, dessen momentane Wirkung allerdings eine tief ergreifende war.

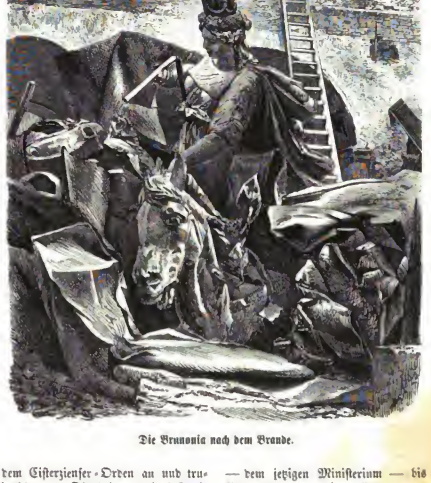
Besonders niederschlagend mußte der Anblick des brennenden Schlosses auf diejenigen Bewohner Braunschweigs wirken, welche am Abend des 6. September 1830 Zeugen jener Feuersbrunst waren, die dem Herzog Karl zu seiner Flucht aus dem angestammten Lande leuchtete und in Folge deren das alte Schloß dem neuen prachtvolleren Bau weichen mußte. Uebrigens weiß auch schon die frühere Geschichte der Stadt Braunschweig von großen Schloßbränden zu berichten. So ist namentlich eine Feuersbrunst denkwürdig, welche im Jahre 1251 bei der Vermählung einer Tochter des Herzogs Otto mit dem römischen Könige, dem Grafen Wilhelm von Holland, ausbrach und die damalige Residenz, die Burg Dankwarderode, zerstörte. Dieses Feuer ist nicht nur deshalb bemerkenswerth, weil es so rasch um sich griff, daß kaum die fürstlichen Personen gerettet werden konnten, sondern es vertrieb auch die Herzöge aus der Stadt Braunschweig nach Wolfenbüttel, wo sie so lange residirten, bis Herzog Karl der Erste im Jahre 1754 wieder nach Braunschweig übersiedelte und dort jenes Schloß bezog, welches dann 1830 dem Feuer erlag.

Wenn man annehmen wollte, daß der erwähnte Brand der alten Burg Dankwarderode keine mysteriöse, aber eine ganz reale Bedeutung hatte, so dürfte man im Hinblick auf die damaligen Verhältnisse vielleicht nicht zu viel wagen. Das gewaltig aufblühende Bürgerthum sah mit Groll auf die Residenz des Herzogs, dessen Anwesenheit in der Stadt den dünkelhaften herrschbegierigen Rathsherren ein Dorn im Auge war. Ganz nach ihrem Sinne war es dagegen, wenn die Herzöge später von Wolfenbüttel kommen mußten, um sich von der Stadt huldigen zu lassen. Bei solchen Gelegenheiten konnte die reiche Stadt dann so recht ihre Anmaßung hervorkehren: bald ließ der Rath den Herzog stundenlang vor den Thoren harren, weil die Schlüssel verlegt seien, bald verweigerten sie die Huldigung gänzlich. Nahm dann später einer der Herzöge, weil die

Digitized by Google

Burg nicht mehr in wohnlichem Zustande war, im Hause des Bürgermeisters oder bei einem der Rathsherren Wohnung, so boten sie um so mehr alles auf, ihm ihren Reichthum prunkend zu zeigen. Alles, was die Herzöge unternahmen, fand bei den Geldsäcken der reichen Hansastadt Widerspruch. Sie wollten kein Militär, weil sie nicht einsahen, zu was es nütze sei, sie jagten den Drucker Lucius, dem Herzog Julius im Seitenflügel der Burg eine Buchdruckerei errichtet hatte, zur Stadt hinaus, weil sie keinen Vortheil für die Stadt in solchen Einrichtungen sahen. Dagegen übten sie in der Stadt selbst das rohseste Willkürregiment, namentlich wenn es galt, den Herzog zu ärgern, wie dies die grauenhafte Verurtheilung und Hinrichtung des Hennig Brabant zeigt, der des Einverständnisses mit Wolfenbüttel verdächtig war. Was das materielle Wohl heben konnte, war ihnen willkommen — von der geistigen und sittlichen Entwicklung hielten sie nicht viel, und nach der Reformation mußte namentlich die Religion gar oft der Deckmantel ihrer egoistischen Zwecke sein. Verurtheilten doch die Predikanten den unglücklichen Hennig Brabant als Teufelsbeschwörer im Auftrage des Rathes von der Kanzel herab.

Der plumpe Uebermuth der Bürger verhinderte später den Wiederaufbau der Burg und Herzog Rudolf August faßte im Jahre 1671 den Beschluß, ein anderes Gebäude in der Stadt als eigenes Absteigequartier zu erwerben. Er kaufte den sogenannten „grauen Hof", welcher an derselben Stelle stand, wo jetzt das herzogliche Schloß sich erhebt. Dieser graue Hof existirte schon zu Heinrichs des Löwen Zeit, und zwar war er von ihm aus Dankbarkeit für Dienste, die ihm die Tempelherren im gelobten Lande erwiesen, für diesen Orden erbaut worden. Im dreizehnten Jahrhundert kaufte das Kloster zu Riddagshausen den Tempelherren diesen Hof ab, um für die Klosterwirthschaft ein Vorwerk zu haben. Die Mönche zu Riddagshausen gehörten dem Cisterzienser-Orden an und trugen über grauem Gewande ein schwarzes Oberkleid, weshalb sie die grauen Mönche und ihre Höfe die grauen Höfe hießen. Wahrscheinlich war der Braunschweiger graue Hof schon zum Theil von einem der früheren Herzöge angekauft worden, der es lästig fand, bei den Rathsherren zu Gaste zu sein, und Herzog Rudolf August vergrößerte nur das Gebäude durch den Ankauf aller dazu gehörigen Theile, die er dann zu einem Ganzen ausbauen ließ. Dieses provisorische Absteigequartier wurde von Herzog August Wilhelm im Jahre 1721 zu jenem stattlichen Schlosse umgebaut, welches bis 1830 die Wohnung der braunschweigischen Herzöge war. In seiner äußeren Form wich das alte Schloß wesentlich von dem später, unter dem jetzigen Herzoge Wilhelm vom Hofbaurath Ottmer erbauten Prachtgebäude ab. Es hatte ein mittleres corps de logis — dessen Ausbau unter dem Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand, dem Großvater des jetztregierenden Herrn, geschah — mit zwei schräg davon abstehenden Flügeln, deren unterer Theil laubenartige Durchgänge bildete.



Die Brunonia nach dem Brande.

Dieses alte Schloß, welches etwas über hundert Jahre stand, war der Schauplatz zweier interessanter historischer Fälle. Erstens beherbergte es den König Jerome auf der Rundreise durch seine Staaten — was vielleicht einer Possenscene ähnelt — und dann besuchte der Herzog Friedrich Wilhelm, der Vater unseres jetztregierenden Herzogs, dasselbe, als er auf dem heldenmüthigen Zug nach England eine Nacht vor den Thoren Braunschweigs zubrachte, — gewiß ein wahrhaft tragischer Moment, in welchem sich die Gefühle des tapferen vertriebenen Fürsten, der hier zugleich sein trauriges Schicksal als Gatte und Vater beweinen mußte, zum bittersten Schmerze steigerten.

Die Umstände, welche den Aufstand im Jahre 1830 und damit zugleich die Zerstörung des alten Schlosses veranlaßten, sind allgemein bekannt und Herzog Karl, der bis vor kurzer Zeit in Paris lebte, jetzt aber im Haag (Gravenhagen) wohnt, sorgt von Zeit zu Zeit dafür, daß das Andenken an die Excentricitäten und Launen seiner verschrobenen Natur in der Oeffentlichkeit nicht erlischt. Herzog Wilhelm ließ darauf von dem Hofbaurath Karl Theodor Ottmer das prachtvolle Schloß errichten, welches soeben von einem so traurigen Schicksale heimgesucht wurde. Ottmer war im Jahre 1800 zu Braunschweig geboren und starb daselbst im Jahre 1843. Außer mehreren anderen öffentlichen Bauwerken hat er namentlich auch die Berliner Singacademie geschaffen, ein Gebäude, welches leider durch seine Umgebung versteckt ist, aber zu den schönsten architektonischen Schöpfungen der neueren Zeit gehört. Während der Bau des Braunschweiger Schlosses eifrig betrieben wurde, wohnte der Herzog anfänglich auf dem vor der Stadt gelegenen kleinen Lustschlosse Richmond, dessen Name an seine Erbauerin, die Großmunter des jetzigen Herzogs, eine englische Prinzessin, mahnt. Später wohnte er in dem sogenannten Bevernschen Schlesse in der Stadt — dem jetzigen Ministerium — bis im Jahre 1837 das neue Prachtgebäude soweit vollendet war, daß der rechte Flügel bewohnt werden konnte. Ottmer hatte früher für den Herzog Karl im Parke zu Richmond ein zweites Lustschloß, Neu-Richmond, erbaut, dessen spitze Thürmchen jeden Reisenden, der mit der Eisenbahn Braunschweig berührt, aus dem Grün der darumstehenden Bäume entgegenwinken. Dieses Gebäude ist seit der Flucht des Besitzers unbenutzt geblieben und im Innern bereits vielfach vom Zahne der Zeit benagt.

Das Braunschweiger Residenzschloß liegt an der belebtesten Straße der Stadt, dem Bohlwege, und gewährt von dort aus einen wahrhaft imposanten Anblick, wir sagen gewährt, denn auch jetzt noch, nach der Katastrophe, ist die Fronte des Gebäudes nur wenig verändert und die 400 Fuß lange und die zur Ballustrade 80 Fuß hohe Façade macht noch immer denselben großartigen Eindruck. Die Seitenfronten sind 215 Fuß lang und die leider am meisten beschädigte Seitenfronte des rechten Flügels, wo die Wohnräume des

Digitized by Google

Herzogs sich befanden, war besonders reich an architektonischen Ausschmückungen. Während die Hauptfacade mit dem prachtvollen Mittelbau einen feierlichen Eindruck macht, trug diese Seitenfacade mit der großen Freitreppe mehr den Charakter eines heiteren Sommeraufenthaltes, dem kann auch die Gartenanlagen, welche sich davor ausbreiten, entsprachen, während der geräumige Schloßhof vor der Hauptfronte ganz vorzüglich zu dieser paßt. Der Bau soll mehr als eine Million gekostet haben. Seltsamerweise ist der linke Flügel im Innern nie völlig vollendet worden. Hätte Herzog Wilhelm sich verheirathet, so würde die vergrößerte Hofhaltung allerdings diese Räume auch nöthig gemacht haben.

Das Verhältniß zwischen dem jetzt regierenden Herzoge und seinem Lande war zu allen Zeiten ein sehr gutes. Auf die fortwährenden Aufregungen, welche die maßlosen Launen des Bruders in Stadt und Land hervorgerufen hatten, wirkte die ruhige Haltung Herzog Wilhelms doppelt wohlthuend. Stadt und Land erfreuen sich des besten Wohlergehens, und die Zeit schleicht gleichmäßig dahin — aber, wenn sie auch schleicht, so muß sie doch einmal zu einem Ziele kommen, dessen Herannahen man nicht mit Freudigkeit sieht. Mit verstärkter Anhänglichkeit suchen daher die Stände des Landes dem Herzoge ihr Wohlwollen zu zeigen und es stört sie nicht, daß die passive Haltung des hohen Herrn auch bei Gelegenheiten, wo diese Anhänglichkeit recht lebhaft zum Ausdruck kommt, sich nie verleugnet. So gab denn auch das Jubiläum der 25jährigen Regierungsperiode die Veranlassung zu einer Aufmerksamkeit von Seiten der Stände, indem sie beschlossen, das herzogliche Schloß durch die Aufstellung einer plastischen Gruppe, darstellend die Brunonia auf einem Siegswagen von vier Pferden gezogen, zu schmücken. Die Ausführung dieses Planes wurde in großartigem Maßstabe unternommen. Der geniale Rietschel entwarf das Modell und der Braunschweiger Howald führte das Werk in getriebener Arbeit aus. Das Ganze kostete mehr als 70,000 Thaler und war erst im Herbste 1864 aufgestellt werden. Man konnte mit Recht sagen, daß sowohl das Schloß wie die ganze Stadt durch dieses Meisterwerk ihre schönste Zierde erhielten. Das feurige Leben in den vier prachtvollen Rossen und die imposante Ruhe in Kopf und Figur der Brunonia verfehlten nicht, in jedem Beschauer den Eindruck eines wahrhaft erhabenen Kunstproductes hervorzurufen. Wenn daher irgend etwas für die Restauration des Brandschadens zu befürchten steht, so betrifft es dieses plastische Werk, denn Howald hat in ihm nicht nur die Gedanken Rietschels ausgeführt, sondern er that dies in jener potenzirten Weise, welche die reproducirenden Künste weit über die bloße sklavische Nachahmung der Composition stellt. Ob er nun beim besten Willen jene günstige Stimmung wiederfinden wird, die ihn bei der Herstellung des verlorengegangenen Werkes begeisterte, muß abgewartet werden. Howalt hatte, überwältigt von seinen Empfindungen, kurz vor dem Falle der Brunonia den Schauplatz des Unglückes verlassen und ein heftiger Krankheitsanfall folgte der gewaltigen Anfregung; jetzt aber soll er mit großer Freudigkeit von der bevorstehenden Erneuerung der Gruppe sprechen. Möge der Segen künstlerischer Weihe darauf ruhen!

Man kann auf den Braunschweiger Schloßbrand auch den Spruch anwenden, daß große Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen. Schon mehrere Tage vor dem Ausbruch des Feuers wurde Brandgeruch verspürt, aber — unsre Zeit ist gar zu klug, und wo sich die Spur eines romantisch-mystischen Zusammenhanges zeigt, da kommt die Wissenschaft mit der Laterne und beweist, daß alles ganz natürlich zuging. So zeigt sie denn auch, daß es sich hier nicht um geisterhafte Vorboten handelte, sondern daß die Heizröhren schon Tage vorher das Holz, dem sie zu nahe gelegt waren, zu verkohlen begonnen hatten, bis endlich an dem verhängnißvollen Abende irgendwo sich eine Flamme entwickelte. Die Heizröhren waren nämlich mehrere Tage vor dem Hofballe stärker in Anspruch genommen worden, um die Festräume, welche das ganze Jahr nur ein, höchstens zwei Mal benutzt werden, zu erwärmen.

Der Herzog hatte sich um halb neun Uhr aus seinem Schreibzimmer in den Ballsaal begeben und dort war die Lust im vollen Gange. Mehrere fremde Offiziere, namentlich diejenigen vom preußischen Regimente des Herzogs, welches in Osbersleben stationirt ist, waren anwesend. Als sich das Gerücht verbreitete, daß es in den Zimmern Sr. Hoheit brenne, glaubte man, im Hinblick auf die ungestörte Heiterkeit des hohen Herrn selbst, es handle sich nur um ein unbedeutendes Gardinenfeuer oder dergleichen, dessen man bald Herr werden könne. Bald begann jedoch der Rauch sich in den Corridoren zu verbreiten, die Sturmglocke läutete und die Löschmannschaft bemühte sich, das Feuer zu unterdrücken. Nach einiger Zeit schien dies wirklich zu gelingen, als eine unberufene Hand, in der Absicht, dem Rauche einen Ausgang zu eröffnen, die Fenster der Zimmer, neben denen es brannte, aufriß und dadurch dem Feuer Zug verschaffte. Sogleich schlug eine hohe Flamme aus den Fenstern und die Gefahr wurde offenkundig. Der Herzog verließ mit seinen Gästen den Saal und verweilte selbst im Schloßhofe bis gegen 12 Uhr in der Nacht. Es fehlte an Equipagen und die Damen mußten größtentheils zu Fuße ihre Behausungen aufsuchen. Das Militär wurde requirirt, die Alarmtrommel gerührt und alle Löschapparate zur Stelle geschafft. Man suchte mit redlicher Anstrengung das Möglichste zu leisten, aber verschiedene beklagenswerthe Mißstände begünstigten die Fortschritte des entfesselten Elementes. Das ganze Gebäude hatte keine einzige tüchtige Brandmauer und das massenhafte Gebälke unter dem Dach war zur Abhaltung der Feuchtigkeit getheert. Mit rasender Schnelligkeit fanden daher die Flammen ihren Weg unter dem Dache. An Wasser war Mangel. Die Oker, von welcher nur ein sehr kleiner Arm hinter dem Schloßhofe vorbeifließt, war zugefroren, die Wasserleitung im Schlosse war nicht sogleich zu benutzen, Schrauben waren nicht aufzufinden, Schläuche in unpraktischem Zustande, kurzum das Feuer wuchs und wuchs, bis endlich der größte Theil des Gebäudes lichterloh brannte.

Von Anfang an war das Schicksal der Quadriga, die in majestätischer Ruhe auf dem brennenden Gebäude prangte, der Gegenstand vieler Befürchtungen und je näher die Gefahr rückte, um so gespannter richteten sich die Blicke auf sie hin. Nach und nach stürzten im Innern des Ballsaales, unter der Kuppel, die Gallerien und Ballustraden krachend zusammen, auch die zierliche Einrahmung der Plattform, auf welcher Howalts Werk stant, stürzte herab. Nun begann das Kupfer am Boden zu schmelzen und es leckten bunte Flammen an dem schönen Standbilde empor. Langsam schmolzen die Füße der Pferde und das ganze Werk begann sich nach und nach zu senken. Da mit einem Male brach der Boden, der es trug, und nachdem ein heftiger Ruck vorhergegangen war, stürzte die herrliche Quadriga donnernd in den Ballsaal, der einem colossalen Glutofen glich.

Alle Anwesenden starrten tief ergriffen auf diesen Fall. Es war nicht jenes verwirrend aufregende Gefühl, welches die Zuschauer erfaßt, wenn es sich um Menschenleben handelt, und dennoch hatte jeder eine Art von tiefem Schmerz, als sei ihm ein theures Wesen entrissen. Aber mit dem Sturz der Brunonia, der nach 11 Uhr erfolgte, hatte auch das Feuer seinen Culminationspunkt erreicht. Die Feuerwehr von Wolfenbüttel war zu Hilfe gekommen und die Mißstände der hiesigen Löschanstalten waren zum Theil gehoben worden, auch war es gelungen, das Wasser besser zu erreichen. So wurde es möglich, den linken Flügel großentheils zu retten. In den brennenden Theilen wüthete das Feuer noch die ganze Nacht hindurch. Gegen vier Uhr Morgens brach das Gewölbe unter dem Ballsaal und die Brunoniagruppe fiel in den Durchgang des Mittelbaues. Dort liegt sie noch: ein unförmlicher Trümmerhaufe von geschmolzenen und zerbrochenen Kupferplatten, aus denen der Kopf des einen Pferdes und der ganze obere Theil der Brunonia hervorragt. Die Einwirkung des Feuers ist jedoch auch auf diese erhaltenen Theile so stark gewesen, daß sie kaum wieder zu verwenden sein dürften. Die Haltung der Brunonia, die sonst so siegesgewiß und erhaben war, ist jetzt merkwürdigerweise vornübergeneigt, so daß die Figur in der That den Eindruck macht, als betraure sie ihren Fall.

Wenn man nun sagt, daß das schöne herzogliche Residenzschloß nur noch eine Ruine sei, so ist dies nicht buchstäblich zu nehmen. Von der hinteren Seite gesehen, bieten der rechte Seitenflügel und die Rotunde allerdings einen traurigen Anblick und auf das Innere der früheren Wohngemächer des Herzogs läßt sich die Bezeichnung im vollsten Sinne anwenden. Dagegen bedarf die Hauptfacade nur geringer Ausbesserungen und der linke Flügel würde in wenig Wochen wieder zu beziehen sein, wenn er überhaupt ausgebaut gewesen wäre. Bis zum Herbste hofft man diesen Theil völlig so weit eingerichtet zu haben, daß der Herzog einziehen kann. Ueberhaupt macht sich, im Gegensatz zu der früher erwähnten Zerstörung der Burg Dankwarderode, jetzt das Streben bemerklich, den Herzog um jeden Preis in Braunschweig festzuhalten — ein Beweis dafür,

Digitized by Google

daß die Anschauungen der heutigen Bürger Braunschweigs durchaus nicht mit denen ihrer Vorfahren übereinstimmen. Schon am Tage nach dem Brande begaben sich Deputationen nach Richmond, wo der Herzog sich nothdürftig eingerichtet hatte, um ihm ihre Theilnahme zu bezeugen und die Hoffnung auszusprechen, daß der linke Flügel des Schlosses in sehr kurzer Zeit ihm zur Dispositiion gestellt werden könne, worauf er denn auch mit derselben Erwartung antwortete. Der Herzog war unmittelbar nach dem Brande in einer bedauernswerthen Lage und wäre er nicht von Kindheit auf an Bereinsamung gewöhnt, so hätte er sich gerade in dieser Zeit recht verlassen fühlen müssen. Alle Gegenstände, die er im täglichen Leben gebrauchte, waren verbrannt: Wäsche, Kleider, Toilettegegenstände aller Art. Er mußte den Mantel und die Mütze eines seiner Adjudanten nehmen und schlief die Nacht des Brandes in Richmond angekleidet, da man das Schlafzimmer nicht genügend erwärmen konnte. Trotzdem bewahrte er seine ganze Heiterkeit und fremde sich namentlich über die Erhaltung einiger ihm liebgewordener Gegenstände. Was ihn besonders betrübte, war der Verlust des Bildes seiner frühverstorbenen Mutter. Nach dem Brande wurde der Schutt, der sich in den von ihm bewohnt gewesenen Räumen aufgehäuft hatte, durchgesiebt und man fand außer einer Summe gemünzten Geldes noch viele Pretiosen, darunter auch die Diamanten von fremdherrlichen Orden. Ein feuerfester Schrank war ausgegraben worden: darin war das Geld gerettet, die Papiere und verschiedene kostbare Insignien vernichtet.

Der Wiederaufbau des Schlosses ist nun bereits definitiv beschlossen, und in der That ist die Zerstörung keine so totale, daß es zu rechtfertigen wäre, wenn ein so reiches Land gezögert hätte, den Prachtbau völlig wieder herzustellen. Für den Sommer wird der Herzog — wie er dies alljährlich gethan hat — für einige Zeit in seinen Schlössern zu Sibyllenort, oder bei Wien und in Benedig residiren und dann wieder in das hiesige Schloß einziehen.

Wie bereits erwähnt, entstand nach dem Brande ein großes Geschrei über den ganzen Herzang und die Versäumnisse dabei, bis sich zuletzt die Behörden veranlaßt sahen, eine klare Darlegung des Sachverhalts zu geben. Trotzdem dauert das Geschrei fort. Wahrscheinlich würden die hochweisen Raisonneurs, wenn es nach ihren Meinungen gegangen wäre, einige Menschenleben geopfert und doch nichts gerettet haben.

Adolf Glaser.

Am Familientische.

Ein Trauring.

Es ist ein schlichter Ring, ein kleiner Goldreif, inwendig mit wenigen abgeschliffenen Buchstaben und Zahlen bezeichnet; man erkennt noch die Jahreszahl 1788, denn da wurde er Wilhelminen von dem Manne ihrer treuen Liebe am Altare gereicht. Sie war noch immer eine anmuthige, liebliche Erscheinung, aber die Jahre der ersten blühenden Frische waren lange dahin. War sie doch schon genau in der Mitte des siebenjährigen Krieges geboren, also schon neunundzwanzig Jahre alt. Seit zehn Jahren war sie verlobt, aber ihr Vater, ein steifer alter Freiherr aus einem der Altesten und vornehmsten Hannoverschen Geschlechter, wollte die Verbindung nicht zulassen. Zwar auch Wilhelm von H., Wilhelminens Verlobter, war aus einem alten Hause, besaß ein Paar hübsche Güter und gehörte zur Lüneburgischen Ritterschaft, aber der Vater wollte zum Schwiegersohn einen vornehmeren Mann und vor allem keinen Offizier. Und doch hatte er neben drei Söhnen neun Töchter. Alle Bitten und Thränen der reizenden Töchter glitten an ihm ab.

Der alte Freiherr war ein wunderlicher, strenger, unduldsamer Mann, der es nicht vergessen konnte, daß vor vielen Jahrhunderten sein Haus einmal dem Welfenhause Rang und Macht bestritten hatte. Noch immer lebte er auf seinen reichen Gütern wie ein kleiner Fürst, mit einer glänzenden Haushaltung, zahlreichen Dienerschaft und prächtigem Marstall, befehlshaderisch, despotisch gewaltsam. Nicht einmal zu der, wenige Schritte von dem Herrnhause entfernten Kirche, die er jeden Sonntag besuchte, ging er zu Fuß. Jedesmal bestieg er dazu die vergoldete Gloskutsche, bespannt mit sechs selbstbar angeschirrten Pferden und begleitet von rothgekleideten Läufern und Pagen. Wenn er nicht eben andere beschäftigt war, mußte ihm Tag und Nacht vorgelesen werden, entweder abwechselnd von seinen Kindern, oder von einem Kammerdiener, und hörte man mitten in der Nacht zu lesen auf, so erwachte er. Einst hatte Wilhelmine bis lange nach Mitternacht vor seinem Bette gelesen, sie war todtmüde und glaubte, der Vater schliefe nun ganz fest. Sie wiederholte daher die Worte: „die Juden haben einen langen Bart“ eß mit der Stimme der Vorlesenden, allmählig immer leiser murmelnd, stand dabei auf, zog sich langsam nach der Thür zurück und dachte so fortzukommen. Als sie es aber eben ganz leise zum letzten Mal gethan hatte, hörte sie die Hand auf dem Thürdrücker hatte, fuhr der Vater empor und rief mit strenger Stimme: „Was haben die Juden?“ Und so mußte sie zitternd und erschöpft wieder zum Vorlesen zurückkehren, bis sie abgelöst wurde. — Das sind Familienstraditionen.

Zehn Jahre hatte Wilhelmine in treuer Liebe geduldig ausgeharrt und sich abgehärmt. Es erbarmte alle Geschwister. Da gingen sie eines Tages sämmtlich zu dem Vater, fielen vor ihm auf die Kniee nieder und flehten ihn unter Thränen an, dem Jammer der Schwester ein Ende zu machen. Das erweichte den stolzen Mann und er gab nach, aber heftig und unwillig.

Als Wilhelmine den Trauring von ihrem Geliebten empfing und mit ihm zog, sammelten sich in Paris die ersten Wetterwolken der Revolution. Während aber dort, weit jenseits der Rheines, das Gewitter losbrach, seine Stürme immer wilder tobten, den Thron des Königs umstürzten, Paris und ganz Frankreich mit Blut überschwemmten und das Haupt des edlen, aber schwachen und unfähigen Königs auf dem Schaffott abschlugen, — während dieser Zeit lebte Wilhelmine das süßeste häusliche Liebesleben mit ihrem trefflichen Gatten und beide genossen den wohlverdienten Lohn gehuldiger Treue. Zwei Knaben und ein Töchterchen belebten schon das glückliche Haus und das vierte Kind trug Wilhelmine unter dem Herzen, als die Herrscher Europas, entsetzt vor dem königsmörderischen, blutigen Gemetzel in ihrer Mitte, sich zum Kriege gegen die französische Republik verbanden. Da mußte mit den Englisch-Hannöverschen Truppen unter dem Herzog von York auch der glückliche Gatte mit hinauszichen ins Feld. Es war ein schweres, bitteres Scheiden; aber was hoffte man nicht?

Wilhelmine mit den Kindern blieb auf dem Gute zurück, und die zarte Frau übernahm dessen ganze Bewirthschaftung mit allen Mühen und Sorgen. Briefe auf Briefe liefen ein und versicherten sie von dem Wohlergehen des theuren Mannes; aber wie oft blickte sie mit Angst und Sehnen auf den Trauring an ihrem Finger! Da geschah es, gegen Ende Juli 1793, daß sie bei häuslichen Verrichtungen, bei denen sie immer selbst mit Hand anlegte, in einem Nebenhause des Gutes beschäftigt, plötzlich den Trauring an ihrer Hand vermißte. So eben hatte sie ihn noch gesehen, er konnte ihr jetzt erst abgeglitten sein. Sie suchte, sie ließ suchen, alles in dem Hause ward umgekehrt und durchstöbert. Umsonst, der Ring war nicht wieder aufzufinden, und ein ahnungsvoller Schrecken überkam sie. Vergebens suchte sie tage- und wochenlang unter steigender Bangigkeit, denn auch die Briefe auf dem seitdem bleiben aus. Da traf die Nachricht ein, daß der treue Gatte vor Valenciennes am 27. Juli nach tapferem Kampfe gefallen sei. Und nun suchte sie nicht weiter.

Aus der ihrämenreichen Wittwentraner richteten Mutterreue und Muttersorge sie allmählich wieder auf, und vom Unglück gereift, nahm sie sich der Bewirthung der Güter und der Erziehung der Kinder mit allen Kräften an. Sieben Jahre lang erleichterte ihr dies wenigstens der Frieden in dem Heimatlande. Aber mit dem Anfange des neuen Jahrzhunderts war es auch damit vorbei. Die Revolution hatte den ruheloseu gewaltigen Krieger ausgeboren, der ganz Europa verwirrte und zu unterwerfen sich anschickte. Auch das ruhige Hannöversche Land wurde in diese Verwicklungen hineingezogen. Zuerst wurde es von den Preußen besetzt, die es im folgenden Jahre wieder räumen mußten. Im nächsten Jahre überzogen es die Franzosen, und zwei Jahre darauf abermals die Preußen, denen es Napoleon zuschcete. Aber schon nach einem Jahre schlug er sie wieder hinaus und sog das Land die Jahre als französische Provinz aus. Dann wurde es an das neu errichtete Königreich Westphalen abgegeben. Welche Jahre der Bedrückung, der Angst, der Sorgen für die Mutter und Wittwe! Und noch nicht genug. In demselben Jahre, als Napoleon nach Rußland dem furchtbaren Gottesgericht entgegenzog, brannte das ganze Gut ab sammt seinen Nebengebäuden, nur die Grundmauern des alten Wohnhauses blieben stehen. Mitten unter den Kriegsdrangsalen des Jahres 1813 mußte man es gehaut werden. Das Wohnhaus bedarf seinen früheren Platz, die Nebenhäuser wurden verlegt und der Platz, auf dem sie gestanden hatten, in Feldland verwandelt.

Endlich mit der Zeit des Westfriedens trat auch eine Zeit der Ruhe für die alternde Frau ein. Die Tochter war verheirathet, die Söhne waren herangewachsen und übernahmen die Güter, aber obgleich die Mutter sich auf eine stille Wohnung im oberen Theile des Hauses zurückgezogen hatte, tastete doch ihr thätiger Geist nicht, und überall geist sie thätig und hilfreich in die Wirthschaft ein. Auch da noch hatte sie Jahre des Kummers und der Sorgen, aber auch viele jungen vorüber. Von all ihren Kindern wuchsen ihr Enkel entgegen, von der Tochter sogar literkel.

Obgleich auch noch im hohen Alter eine zarte feine Gestalt, war sie doch noch körperlich kräftig, immer thätig, überallhin theilnehmend, gottesfürchtig und menschenfreundlich, eine der liebenswürdigsten Greisinnen, die man sehen konnte. Alle ihre Geschwister hatte sie überlebt, und wie hatte sich sei ihrer Jugend die Welt verwandelt! Nun hatte sie bereits ihr siebenundsiebzigstes Jahr begonnen, da wies ihr einst Tags vom Felde eine sonderbar gestaltete Aehre ins Haus gebracht, die durch einen Ring hindurchgewachsen ist. Sie schneidet den Ring los, reinigt ihn, und erkennt ihren, vor längst als vierzig Jahren verlorenen Trauring. „Ich weiß,“ schried sie ihrer Tochter, der sie diese Geschichte sogleich mittheilte, „ich weiß, was mir dieser Ring bedeuten soll. Euer Vater schickt ihn mir. Er ruft mich zu sich hinüber.“

Und in demselben Jahre ist sie gestorben.

Jetzt trägt den Ring ihre Enkelin, dieselbe, durch die sie noch Urenkel gesehen, und auch diese ist schon Großmutter. . . . . r.

Digitized by Google

Die Grenzer.

Es ist ein merkwürdiger Gürtel, mit dem Kaiser Ferdinand I seine christlichen Länder zum Schutz gegen räuberische Einfälle einzelner Türkenhorden umgab. Von den Gestaden des adriatischen Meeres bis zu den Felshöhen der Transsylvanischen Alpen ist jeder „Grenzer" Soldat vom 18. bis zum 60. Jahre, und besindet sich durchschnittlich zwei Drittheile des Jahres im Dienst, wodurch er seine Steuern und Abgaben bezahlt für den Grundbesitz, den er und seine Familie als Lehngut vom Kaiser erhielten.

Die Organisation der Grenzer ist patriarchalisch-militärisch. Der Familienälteste, Hauswater genannt, ist das anerkannte Oberhaupt, welcher alle Geschäfte überwacht, die Posten und Dienstthuende eintheilt, für die Bedürfnisse der Familie — die Bestellung des Ackers, die Zucht des Viehes — sorgt, wie jeder andre Landmann, und bei feindlichen Einfällen, oder bei der Verfolgung von Räubern, der Hauptmann und Anführer seiner geschlossenen Schar ist.

So lange die Zahl der Mitglieder einer Familie nicht achtzig übersteigt, bleibt sie unter der Obhut eines Hauswaters; wird sie zahlreicher, so ist es der erlaubt eine neue Kolonie zu gründen, wozu der Kaiser ein neues Lehn (30 bis 50 Morgen Landes) bewilligt.

Die Tracht des Grenzers, wenn er auf Posten ist, besteht aus einem langen, gelblichgrauen Bauernrock, worüber Patrontasche und Säbel getragen werden; als Kopfbedeckung dient ein breitgekrämpter Bauernhut. Als ich die Grenzländer der Donau besuchte, besanden sich an Bord unsres Schiffes mehre höhere Offiziere, vielleicht auf einer Inspectionsreise, wobei die Grenzposten benachrichtigt schienen; — denn alle ohne Ausnahme traten ins Gewehr und salutirten, sechs bis acht Mann auf jedem Posten. Dieser Dienst nimmt täglich 5000 Mann in Anspruch, unter gewöhnlichen Verhältnissen; — herrscht aber die Pest in der Türkei, so werden die Posten verstärkt, oft verdoppelt, und alsdann besindet sich ein Drittheil der gesammten männlichen Bevölkerung im Dienst. Dermöge dieser Organisation kann binnen 12 Stunden eine kriegsgewohnte Armee von fast 80,000 Mann in Bewegung gesetzt werden, und eben diese rohen Kriegssöhne haben schon oft Schrecken durch Europa getragen, wo man vor den Panduren und Kroaten ebenso zitterte wie vor den blutgierigen Türken, gegen welche sie den Nachbarländern heute Schutz gewähren!

Diese ganze militärische Grenzmacht ist in siebzehn Infanterie-Regimenter und ein Husaren-Regiment getheilt, wozu noch ein Bataillon Tschaikisten von 900 Mann kommt, Grenzmarinesoldaten, welche in kleinen Kanonenbooten auf der Donau, Save und Theiß kreuzen.

Franz Lorenz.

Eine feine Lehre.

Der französische General Petit wollte in einer deutschen Stadt eine Karte des Landes kaufen. Der Kunsthändler sagte ihm, sie seien schon alle vergriffen, indem die Soldaten sie in Beschlag für alle vorgekauft hätten. Der General wunderte sich darüber und um sich von der Wahrheit der Aussage zu überzeugen, fragte er den Grenadier, der bei ihm die Ordonnanz hatte, ob er eine Karte des Landes habe? „Ja", entgegnete der Grenadier, indem er die Karte überreichte. Nachdem der General solche besehen hatte, gab er sie dem Grenadier zurück, der dabei mit feinem Lächeln bemerkte: „Meine Karte ist wohl von der Ihrigen sehr verschieden?" — „Wie so?" fragte der General. — „Auf der Ihrigen, mein General, sind keine Schlösser, auf der meinigen nur Bivouacs." Seit dieser feinen Lehre erlaubte sich der General nicht wieder, sich von seinen Truppen zu entfernen, sondern theilte das Ungemach der Witterung mit seinen Untergebenen.

Colberger Papiergeld vom Jahre 1807.

Nachdem Gneisenau durch Cabinetsordre vom 11. April zum Commandanten von Colberg ernannt worden war, und mit gewohnter Energie sich auf dem ihm anvertrauten Posten heimisch gemacht hatte, setzte er einen schlüsslich an Geld zur Anschaffung von Armaturgegenständen aller Art. Von Königsberg war solches nicht zu erlangen und Gneisenau daher zu Anleihen bei Colbergs wohlhabenden Einwohnern gezwungen. Er erhielt Capitalien, die nach Prüfung Biographie des spätern Feldmarschalls bis zum Ende der Belagerung sich auf etwa 96,000 Thaler beliefen. Anfange Juni suchte er sich auch durch Verfertigung von 100,000 Thaler Papiergeld im Zwangscours zu helfen. — Da es damals in Colberg keine Druckereien gab, so wurden Packpapierbogen mit Schreibpapier überklebt, in kleine viereckige Stücke geschnitten und von Schülern des Lyceums mit schwarzer, rother und blauer Dinte, je nach dem verschiedenen Werthe als 8, 4 und 2 Gutegroschen bezeichnet, durch Glieder des Magistrats, Bürgervorsteher und Kaufleute unterschrieben und auf der Rückseite durch Gouvernementsstempel beglaubigt. Diese Geldscheine wurden zwar Anfangs von den Schauzuhetern und auch sonst ungern genommen, doch dienten sie zur Erleichterung des kleinen Verkehrs und die davon ausgegebenen 5,200 Thaler, später als Anbenken und Seltenheit häufig aufbewahrt, waren Anfang 1808 gänzlich wieder eingekauft.

Während der Belagerung Colbergs, die von circa Mitte März bis zum 2. Juli sich erstreckte, sollen nach Angabe des feindlichen Generals Loison 25,940 Kugeln, Bomben und Granaten gegen die Stadt verschossen worden sein.

F. F.

Ein sehr auffallendes und merkwürdiges Ereignis

fand am Tage nach der Ermordung Heinrichs IV zu Paris statt. Der Bataille-Sergeant des großen Königs, Jacques Dominique, welcher in allen Kämpfen an der Seite seines Herrn gefochten und bei Ivry ein Bein verlor, ging über die Straße in der Straße Fromenerie, wo Ravaillac seine teuflische That vollbracht hatte. Plötzlich überfiel den alten Soldaten eine so gewaltige Betrübnis, daß er in Thränen ausbrach, ein convulsivisches Zittern schüttelte seinen Körper, er vermochte nicht mehr zu stehen und ward in ein nahegelegenes Haus gebracht, woselbst er wenige Minuten darauf verschied. Seine Rüstung wurde laut Befehl des Magistrats vom Paris um Thurme von Ecumenville aufgehängt, durch Zufall neben dem Fenster des Zimmers, in welchem Heinrich IV die erste Zusammenkunft mit der schönen Gabriele d'Estrées gehabt hatte.

Eine der rührendsten Grabschriften des Alterthums

hat man in neuerer Zeit bei Rom auf dem Grabsteine eines siebenjährigen Mädchens gefunden. Der Vater widmet die Gedenktafel der kleinen Entschlafenen und ruft zum Schlusse aus:

Erde, drücke sie nicht!
Sie hat auch Dich nicht gedrückt.

B.

Luftwederei.

Aus Luft Steine zu machen und Häuser zu bauen, wie Ehren-Münchhausen vorschlägt, ist allerdings bis heute noch nicht gelungen, und die Luftschlösser haben ebenfalls keinen langen Bestand. Aber die Luft, ähnlich dem Dampfe, zu fesseln und einzuzwängen, um sie zum Betriebe von Maschinen zu verwenden, damit hat man in neuerer Zeit erfolgreiche Versuche gemacht.

Ericson war der erste, welcher diese Idee verwirklichte. Er machte sich anheischig, große Schiffe mittelst zusammengedrückter (comprimirter) Luft zu schnell wie Dampfschiffe zu bewegen. Der Versuch ist bis jetzt noch nicht gelungen, auch es werden zur Zeit in Amerika, wo man mit technischen Erfindungen am rüstigsten fortschreitet, Maschinen mittelst zusammengedrückter Luft nur mit zwei bis vier Pferdekraft in Betrieb gesetzt.

Einen bedeutenden Fortschritt hat kürzlich der Engländer C. W. Harrison auf diesem Gebiete gemacht, indem er den Webestuhl so einrichtete, daß derselbe, statt durch Dampf — was schon als ein bedeutender Fortschritt angestaunt wurde — durch die Luft in Thätigkeit gesetzt werden kann.

Aber fragen wir zunächst, welche Vortheile das Weben mittelst zusammengedrückter Luft gegen das bisherige Verfahren bietet.

Was die ökonomische Seite betrifft, so gehören zuerst zur Erzeugung des Dampfes Steinkohlen, welche jetzt unnöthig sind. Sodann muß der eiserne Picker, welcher in Verbindung mit einem gestweideten Lederriemen das Webeschiffchen hin und her wirft, fast ganz gestellt werden, um gehörig arbeiten zu können: Dies Oel macht nicht unerhebliche Kosten. Ferner muß in den Arbeitsräumen eine hohe Temperatur herrschen, damit das Oel nicht gerinnt, sondern flüssig bleibt. Endlich ist auch das Oel leicht geneigt, unher zu spritzen, und den Zeug zu beschmutzen, in welchem Falle der Weber Arzug an seinem Lohne erleidet.

Mittelst man dagegen Luft als treibende Kraft an, so vermeidet man alle die eben angegebenen Ausgaben und Verluste.

Der Erfinder des neuen Verfahrens, C. W. Harrison, wirft das Webeschiffchen mittelst kleiner Luftstöße hin und her, während die übrigen Theile des Webestuhls zur Zeit noch durch Dampf bewegt werden.

Das neue Verfahren ist folgendes:

Die Luft wird mittelst einer Pumpe in eine Reihe von unter dem Fußboden befindlichen Röhren, welche sämmtliche Webestühle speisen, gestoßen; jeder Webestuhl ist mittelst eines biegsamen Rohres, welches die zusammengepreßte Luft in den Webeschiff-Kasten hineinläßt, mit einer jener Röhren verbunden. Sobald nun die erforderliche Quantität Luft zugeführt worden ist, schlägt das Schiffchen gegen die gegenüber befindliche Seite des Webestuhls, von wo es auf gleiche Weise zurückgestoßen wird. Diese Schlagen kann so regulirt werden, daß in einer Minute zweihundertundfünfzig bis sechzig Schläge erfolgen, während beim gewöhnlichen Dampfwebestuhl durchschnittlich nur einhundertundachtzig Schläge in der Minute möglich sind.

Es hat dies neue Verfahren also auch den Vorzug größerer Schnelligkeit; so hat man berechnet daß, ein Dampfwebestuhl in einem Jahre eilftausendeinhundert Ellen webt, während die zusammengepreßte Luft die Hervorbringung von dreiundzwanzigtausendeinhundert Ellen ermöglicht. Man berechne nun den Mehr-Ertrag von sämmtlichen Webestühlen eines Landes, wie z. B. Großbritannien, welches sünfhundertsausend Dampfwebestühle haben soll, und man wird finden, daß, wenn alle diese in Luftwebestühle umgewandelt werden, in einem Jahre viele Millionen Ellen Stoff mehr als jetzt gewebt werden können. Das wird ein Segen für Jene sein, welche den Fabrikant gut ertragen kann, da er ja bedeutend an Unterhaltungskosten spart, das aber manchem armen Hausvater, der die Seinigen kaum dürftig zu kleiden vermag, gut kommen wird.

Hierzu kommt noch, daß die Herstellung des Luftwebestuhls wohlfeiler, als die des jetzigen, und die Arbeit einfacher und leichter ist. Auch in gesundheitlicher Hinsicht ist die Harrison'sche Erfindung von großem Gewichte, da der Oelgeruch fortfällt, und an Stelle der bisherigen schwülen Temperatur in den Arbeitsräumen ein stets reiner Luftstrom tritt. Endlich hört auch bei dem Luftwebestuhle das unangenehme Geräusch auf, welches die Dampfmaschine verursacht.

Das Weben mittelst zusammengepreßter Luft bietet also vor der jetzigen Methode die Vorzüge der Wohlfeilheit, größerer Leistungsfähigkeit und einer reinen Atmosphäre, in welcher sich die Arbeiter bewegen.

A. W—z.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im April 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 29.**

Künstlers Leid und Freud.

Novelle von H. Marcotin.

(Fortsetzung.)

Nach und nach kam Lia wieder zu sich und schien alle ihre frühere Energie wieder gewonnen zu haben. Sie erhob sich, versuchte zu lächeln, und es gelang ihr, einige Augenblicke später von den gleichgültigsten Dingen zu sprechen. Als nach einiger Zeit Falk und Hulda von ihr Abschied nahmen, sagte sie zu ersterem:

„Ich danke Dir, Julius, für den Beweis von Achtung und Liebe, den Du mir gegeben hast, indem Du den schändlichen Verläumdungen dieses Briefes gegenüber es für unnöthig gehalten hast, von mir irgend eine Erklärung zu verlangen.“ Kaum wareu jedoch der junge Mann und seine Begleiterin aus dem Hause, als die erheuchelte Ruhe von Lias Antlitz verschwand, und bald zeigte ein Thränenstrom, der ihren Augen entfloß, wie sehr sie gelitten hatte und noch litt. Sie zog den Brief, den Falk nicht den Muth gehabt hatte, ihr wieder abzufordern, aus der Tasche und las ihn noch einmal. Er lautete:

„Mein Herr! Obgleich anonyme Briefe gewöhnlich als eine Schändlichkeit betrachtet werden, so gibt es doch Fälle, wo der Schreiber nur zwischen Verschweigen des Inhaltes oder seines Namens die Wahl hat. Jemand, der Ihrem ehrenwerthen Charakter völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt, sieht mit Bedauern, wie eine abgefeimte Kokette Ihr Herz täuscht und Ihren festen Glauben an Sie mißbraucht. Man kann Ihnen die Versicherung geben, daß Fräulein Salomen, Ihre Braut, Abends in ihrem Garten mit einem ihrer früheren Liebhaber Rendezvous hat, und daß es am vorigen Sonnabend bei einer solchen Gelegenheit zu einer sehr unangenehmen Scene zwischen diesem und einem neueren Geliebten, der sich unverhofft eingefunden hatte, gekommen ist. Sie, mein Herr, der Dritte im Bunde, haben die Ceremonienvisiten bei Tage; für andere, Glücklichere wie Sie, sind die Abendstunden bestimmt. Würden Sie mit Geschicklichkeit versuchen, Ihre Fräulein Braut über diese Scene zu befragen, würde es ihrer anerkannten Verstellungskunst vielleicht nicht gelingen, Sie länger zu täuschen!“

Länger als eine Stunde saß Lia, starr den Blick auf das vor ihr liegende Blatt Papier geheftet; was sollte sie jetzt thun? Ihr erster Gedanke war, ihrem offnen Charakter getreu zu bleiben und Falk ihr ganzes Verhältniß mit dem Assessor Merkel zu erzählen; jedoch, wenn er begriffe, daß sie ihm die Liebe, welcher jener Erbärmliche ihr einzuflößen gewußt hatte, nie geben könnte und dann mit ihr brechen würde: dann hätte der Schreiber jener Zeilen seinen Zweck erreicht; das Geheimniß, welches ihr Herz fast zerzehrte, wäre veröffentlicht — denn sie wußte, daß Falk nichts zu verschweigen fähig war. Oder er führe fort, so zu handeln, wie er es bis jetzt gethan und ihr nach dem Geständniß seine Liebe nicht zu entziehen und dann . . . dann würde sie dem Gedanken, der unwillkürlich in ihr aufsteigen würde, Falk sei ihres Vermögens wegen so edelmüthig gewesen, nicht widerstehen können und durch diesen Verdacht würde der in ihrem Herzen schon nicht sehr hochstehende Bräutigam noch tiefer sinken. Zuletzt aber war der Gedanke, daß sie, Lia Salomen, mit allen ihren hohen Gefühlen sich vor einem ihr unebenbürtigen Geiste wie der des Herrn Falk demüthigen sollte, ihr unerträglich.

Sie war noch zu keinem Entschluß gekommen, als sie in den Garten hinunterging, um einige Augenblicke freie Luft zu schöpfen und zu versuchen, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Man weiß, was man in einer Haupt- und Residenzstadt mit dem Namen „Garten“ zu bezeichnen pflegt, . . . ein zwischen zwei oder drei Häusern eingezwängter Raum, bis zu dem die Sonne kaum einige Stunden des Tages sich einen Weg zu bahnen im Stande ist, um kümmerlichen Pflanzen eine Art von Pseudo-Vegetation zu geben, in dem aber, eben durch seine Lage, der Wind ein leichtes Spiel hat, da er sich in den umgebenden Häusern wie in einem Trichter zusammenrottet, um in wenigen Minuten sein Zerstörungswerk zu vollenden. Ein solcher Wind hatte in der vergangenen Nacht gehaust, und Lias Garten bot das traurige Schauspiel der Verwüstung dar. Ihre Lieblingsblumen waren geknickt, — junge Pflanzen entwurzelt, die schwächlichen Bäumchen ließen erschlafft ihre jungen Zweige hangen, — die Wege waren voll von Blättern, abgerissenen Blumen und Knospen; — kurz, der Garten, in dem das junge Mädchen Erholung und Zerstreuung zu suchen gekommen war,

Digitized by Google

stimmte ihren gebeugten Geist nur noch trauriger, noch verzweifelter. Sie sann wiederum lange und ernst über ihr Schicksal nach; — sie hatte sich vor Wochen ihr Bett gemacht, daß, wenn sie wieder die Briefe aus den Händen des Assessors haben, sie mit Gewalt die Fesseln zu sprengen suchen würde, welche ihr Leben fast unerträglich machten, — jetzt aber ging auch dieses nicht, denn sie war verrathen — schändlich verrathen! — — — Aber von wem? — War es der Assessor Merkel, welcher jenen Brief geschrieben? — war es jener geheimnißvolle Fremde, dem sie so viel zu danken hatte, und mit dem sich ihr Geist seit einer Woche so viel beschäftigt hatte? — oder war es eine dritte Person, welcher der Zufall ihr Geheimniß verrathen?

Eine Welt von Gedanken sauste in dem wirren Kopfe des armen Mädchens, . . . niemand, der ihr rathen, — niemand, der ihr helfen konnte, — niemand, der zu ihr gesagt hätte: „Verzweifle nicht, Lia! habe Muth! . . . ich bin ja da!“ . . .

Unwillkürlich streckte sie die Hand aus — und ihre Hand erfaßte eine vom Sturme halbgeknickte Rosenknospe, die zwar noch an ihrem Stengel hing, aber schon die deutlichsten Zeichen der Verwelkung an sich trug! . . . Herbe Thränen entstürzten ihren Augen — das Schicksal hatte ihr ihr eigenes Bild gezeigt!

Vielleicht werden einige unserer Leser und den Vorwurf machen, daß wir alle unsre Mühe daran gesetzt haben, ihnen ein zerrüttetes Mädchenherz darzustellen, ohne ihnen die Hülle, welche dieses Herz umschließt, zu beschreiben. Wir fühlen, wie gerecht dieser Vorwurf ist, aber eben so sehr fühlen wir unsere Ohnmacht, dem Wunsche des Lesers nachzukommen. Ihm sagen, daß diese Hülle würdig des Herzens, welches in ihr schlug, war; ihm sagen, daß ihr Wuchs schlank, ihre Haare schwarz, ihre Augen dunkel, ihr Mund klein, ihre Gesichtszüge fein und regelmäßig, ihre Hände und Füße klein und zierlich, so wie ihre ganze Erscheinung die einer vollkommenen Schönheit war; — ihm nur das zu sagen, genügte uns nicht — ihm aber jenen unbeschreiblichen Reiz, welcher das junge Mädchen wie eine Art von Nimbus umgab, zu schildern, ist eine unmögliche Aufgabe für unsere Feder, und wir müssen darauf verzichten. In jeder ihrer Bewegungen, in jedem ihrer Worte, im Ton ihrer Stimme, in ihrem Gange, in ihren Gesten, in ihrem Lachen und Weinen lag so etwas Eigenthümliches, Fremdartiges, nie Gesehenes, Bezauberndes und doch so gar nicht Erklärstelles, daß es leicht begreiflich ist, daß sie der Feinde gar viele haben mußte, denn die Welt verzeiht die Ueberlegenheit nicht! — Nur ihre Gedanken, nur ihre Handlungen wollen wir dem Leser in dieser Erzählung (authentischer, als er es wohl glauben wird) schildern — er möge uns unsere Unfähigkeit verzeihen und sich des italienischen Sprichwortes entsinnen: „In der Malerei darf keine Mittelmäßigkeit sein — lieber k e i n Bild, als ein nicht gelungenes!“

Lia stand gesenkten Hauptes vor dem Rosenstock, dessen geknickte Knospe sie zwischen ihren Fingern hielt, als plötzlich ein Geräusch sie aus ihren kummervollen Träumen weckte. Ihr Blick schweifte einen Augenblick im Garten herum, ohne irgend etwas zu finden, das dieses Geräusch verursacht haben konnte; als jedoch ihr spähendes Auge sich jenem Fenster nahte, welches, wie wir weiter oben gesagt haben, auf die Wohnung des geheimnißvollen Steinmetzen im Nebenhause ging, konnte sie sich eines plötzlichen Schreckens nicht erwehren.

Im Rahmen des geöffneten Fensters zeigte sich das Bild eines Mannes, der die Arme auf der Brust gekreuzt, einen . . . unbegreiflichen Blick auf das junge Mädchen heftete . . . Er konnte den Dreißigern nahe sein, konnte sie auch überschritten haben, denn mehr als eine Furche durchzog seine breite Stirn, auf der die bittern Kämpfe des Lebens in deutlicher Schrift ihre Zeichen gelassen hatten. Dunkelbraune lange Haare und Bart gaben seinem Aeußeren jenes Künstleransehen, welches bei gewissen Leuten nur eben darin besteht, bei ihm aber als etwas Nothwendiges, zu seiner ganzen Erscheinung Gehörendes erschien. Seine Gesichtszüge waren in diesem Augenblicke sanft und weich, aber man begriff ganz gut, daß es nur e i n e s Gedankens bedurfte, um ihnen den Ausdruck der höchsten Energie zu geben. In seinen Augen, die jetzt so räthselhaft auf das junge Mädchen geheftet waren, brannte ein alles umfassender Blick, welcher nur aus einer außergewöhnlichen Seele zu kommen vermochte.

Lia hatte den ihren weggewandt . . . jetzt wandte sie ihn wieder jenem Fenster zu, jedoch eine Secunde hatte genügt, um dem Gesichte des Fremden einen völlig verschiedenen Ausdruck zu geben. Tiefe, innige, herzzerreißende Verzweiflung lag plötzlich auf seinem blassen Gesichte, — seine Hand war über seine Stirn gefahren, als wenn sie einen verzehrenden Gedanken verjagen wollte, seine Augen ruhten noch immer auf dem jungen Mädchen, aber ihr Blick war wie von Thränen verhüllt, — dann wandte er sich um, und Lia sah durch das geöffnete Fenster eine lebensgroße Statue aus weißem Marmor und . . . sie stieß einen Schrei des Erschreckens aus . . .

Die Statue stellte ein junges Mädchen in hüblicher Tracht vor, die, gesenkten Hauptes und mit vor Schmerz und Wehmuth fast geschlossenen Augen, eine verwelkende Blume betrachtete!

Der Fremde wandte sich zu ihr.

„Nicht wahr, mein Fräulein,“ — sagte er — „das ist ein merkwürdiger Zufall?! So träumte ich vor Jahren . . . und im Augenblicke, wo ich meinem Traume eine Form gegeben, sehe ich ihn lebend vor mir stehen; . . . und“ — setzte er beißend lachend hinzu — „muß sehen, wie die Wirklichkeit mich und mein elendes Machwerk verspottet, denn was ist jener Marmorschmerz im Vergleich zu den herben Thränen, die ich auf Ihren Wangen sah?“

Doch Lia war wie erstarrt . . . . die Stimme! . . . . sie konnte sich nicht täuschen, sie hatte sie schon einmal gehört! . . . . wo? . . . . wann? . . . . ihr Geist verwirrte sich; . . . . doch als der Ton des Spottes aus den Worten des Fremden erklang, — da sah ihr der Schleier von den Augen.

„O, mein Herr!“ rief sie, „ich muß Sie sprechen . . . . muß Ihnen sagen . . . . o, ich bitte, beschwöre Sie, gestatten Sie mir nur einen Augenblick Unterredung!“

Mit einem leichten Sprunge aus dem kaum einige Fuß hohen Fenster war der Unbekannte im Garten und näherte sich Fräulein Salomen. Diese erwartete ihn nicht, sondern ging auf ihn zu, ergriff des Erstaunten Hand, drückte sie voll Herzlichkeit, und Thränen in den Augen, aber das Haupt mit einer unbeschreiblichen Bewegung voller Würde und Anmuth erhebend, sagte sie:

„Ich danke Ihnen, mein Herr! — ich danke Ihnen . . . . o, wie glücklich bin ich, daß Gott mich Sie hat finden lassen, um Ihnen zu danken!“

„Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein!“ sagte der Künstler, indem er aufmerksam die vor sich Stehende betrachtete, „ich begreife nicht, wie ich diesen so herzlichen Dank verdient haben könnte!“

Lia schlug die Augen nieder.

„Entsinnen Sie sich nicht mehr des vergangenen Freitags? — des Assessor Merkel? . . . .“ murmelte sie halblaut.

Eine Pause folgte diesen Worten des jungen Mädchens; hätte sie die Augen aufzuschlagen gewagt, sie hätte einen mitleidslosen Blick gefühlt, der kalt auf ihr ruhte.

„Wir wollen beide so wenig als möglich an diese unangenehme Scene denken,“ sagte endlich der Fremde mit ruhiger Stimme, „ein jeglicher an meiner Stelle hätte dasselbe gethan . . . . Beruhigen Sie sich, mein Fräulein! . . . . Daß Sie auf meine Verschwiegenheit rechnen können, bedarf keiner Versicherung!“

Lia Salomon hob stolz den Kopf empor — es lag nichts in den Worten des Unbekannten, das sie hätte unangenehm berühren können, und doch fühlte sie sich getroffen, als wenn sie beleidigt worden wäre.

„Gestehen Sie mir ein, mein Herr,“ sagte sie bitter lächelnd, „daß die Welt, in der wir leben, gar komische Begriffe hat! Sie wollen schweigen, und ich muß Ihnen dafür danken, wenn wenn Sie es nicht thäten, wäre ich entehrt. Sie haben ein Schlachtopfer aus den Klauen seines Henkers errettet . . . . und Sie müssen Ihre That verschweigen, als wenn Sie sich ihrer zu schämen hätten. . . . . Sie wollen so wenig wie möglich daran denken? . . . . O, ich begreife! . . . . Sie sind ein Ehrenmann, Sie haben nicht müßig zusehen können, wie ein Mann ein Mädchen zu mißhandeln versuchte — natürlich, das konnten Sie nicht! — aber nachdem Sie Ihre ritterliche That vollbracht, suchen Sie so wenig wie möglich daran zu denken; sie läßt Ihnen keine befriedigende Rückerinnerung . . . . denn wer weiß? vielleicht ist das Mädchen auch nicht ganz ohne Schuld an alledem. . . . . Sie können sich nicht denken, daß ein Mann sich soweit erniedrigen würde, wenn das Mädchen durch ihr gekettes Wesen ihm nicht eine Art von Recht dazu gegeben hätte. . . . . Sie thaten es, es war Ihre Pflicht; Sie bereuen es nicht, doch Sie suchen es so viel wie möglich zu vergessen!“

Digitized by Google

Lia hatte diese Worte in fieberhafter Aufregung gesprochen, und ohne daß sie es bemerkte, liefen ihr die Thränen über die Wangen.

Der Fremde stand unbeweglich vor ihr; seine Blicke schienen bis in das Innerste des jungen Mädchens eindringen zu wollen. . . . .

„Sie müssen viel, sehr viel gelitten haben, Fräulein," sagte er, „um die Fähigkeit erlangt zu haben, einen so tiefen Blick in das menschliche Herz zu thun . . . . alles, was Sie mir sagten, ist wahr, ich suche mich nicht zu vertheidigen, alles das dachte und fühlte ich noch . . . . vor einigen Minuten!"

„Gewiß," antwortete Lia, „wenn man jenen Scharfblick, von dem Sie sprechen, nur durch Leiden erringen kann, dann habe ich ein Recht darauf!"

Der Unbekannte schwieg einige Augenblicke.

„Wollen Sie mir noch einmal Ihre Hand geben, mein Fräulein?" sagte er, indem er die von Lia ihm dargereichte Rechte ergriff und in der seinen drückte. — „So, jetzt haben Sie mir verziehen! und jetzt, wenn Sie es wünschen, wollen wir von jener mir unbegreiflichen Scene vom Freitag Abend sprechen."

Doch jetzt, wo der erste Ausbruch ihres beleidigten Stolzes vorüber war, jetzt war Lia mit einem Male wieder das junge Mädchen geworden, welches schüchtern und schamhaft mit keiner seiner Herzensergießungen sich in die Außenwelt wagt. Sie wurde feuerroth und stotterte einige unverständliche Phrasen. Der Fremde schien wohl zu fühlen, was in dem jungen Mädchen vorging, und er suchte so schnell wie möglich einen Vorwand zu finden, um die Unterredung zu ändern.

„Nicht wahr, mein Fräulein," sagte er, „es ist, wie ich es Ihnen schon vorher sagte, ein merkwürdiger Zufall, daß ich Sie in derselben Stellung wie meine Statue sehen mußte, mit demselben Schmerze im Gesichte, derselben halb verwelkten Blume in der Hand. . . . . Doch Sie sind glücklicher, Fräulein . . . . schon haben andere Gefühle Ihrem vorigen Schmerze den Platz geräumt. Wer weiß, ob nicht in einigen Tagen, Wochen, Monaten das zufriedene Lächeln des Glückes auf Ihren Lippen wieder erscheinen wird; — doch meine Statue — immer und ewig wird ihr thränenschwerer Marmorblick das Schicksal anklagen und sagen: „Verlorene Jugend, verlorenes Leben!"

Lia hob langsam ihren Blick zum Fremden empor . . . . er war strahlend vor Wehmuth und Schmerz.

„Sie sind Künstler und achten die Menschen nicht!" sagte sie, „Sie glauben nur an die Ewigkeit der Marmorthränen . . . . o, mein Herr! seien Sie nicht ungerecht gegen die Töchter Adams, sie können auch ewige Thränen weinen! So geschieht auch Ihr Meißel sein mag, werfen Sie ihn fort, mein Herr! er wird niemals ein tiefes Leid, das eines Mädchens Herz erdrücken kann, nachzuahmen fähig sein. . . . . Was mag wohl der Grund der Thränen Ihrer Statue sein? . . . . o, über die Künstlereitelkeit, die glaubt, daß nur sie wahre Schmerzen erschaffen kann!"

„Es ist die Tochter Jephtas, des Richters in Juda," sagte der Künstler, „ihr Vater hat sie dem Lenker der Schlachten als Opfer versprochen. Sie weiß, daß sie sterben, das Leben, welches ihr so schön erscheint, verlassen muß, doch hat sie sich eine kurze Frist ausgebeten . . . . nicht um den Kelch des menschlichen Genusses bis zur Neige zu leeren . . . . nein, um weinen zu können . . . . sie will nicht all die Thränen, die ihr Herz enthält, mit ins kalte Grab nehmen . . . . Laß mich auf die Berge gehen, sagte sie zu ihrem Vater, laß mich zwei Monate lang meine Jugend beweinen . . . . und dann thue an mir, wie Du dem Herrn versprochen hast! . . . . "

„Und das ist alles?" . . . . rief Lia . . . . „o, mein Herr! . . . . glauben Sie denn nicht, daß es Mädchen gibt, die ihrem Vater zu Füßen gefallen wären und gerufen hätten: O, wie danke ich Dir, Vater! . . . . verzieh keine Stunde, keine Minute! . . . . schnell das Schlachtmesser . . . . stoße zu, Vater! — Jehovah ist ein gütiger, ein erlösender Gott! . . . ." Und sie sank auf eine ihr nahestehende Bank und bedeckte ihr von Thränen gebadetes Gesicht mit beiden Händen.

Der Künstler sprach kein Wort — was er beim Anblick dieses vor Verzweiflung vergehenden, herrlichen Mädchens fühlte, wußte er selbst nicht; . . . . ihm schwindelte. Er, welcher der Schönheit einen Cultus gewidmet hatte, einen Künstlercultus, er konnte sein Auge nicht von diesem Meisterwerke des Schöpfers abwenden; er, der Mann, der immer bereit war, wie wir es schon gesehen haben, den Unterdrückten zu beschützen, er sah hier ein tiefes, bodenloses Unglück und er fragte sich, ob, wenn er sein ganzes Leben, sein Wirken, seine Kraft, seinen Einfluß und sein Streben daran setzte, es ihm nicht gelingen würde, einen heiteren Glücksstrahl in diese gefolterte Seele zurückzuführen. . . . . Ein stolzes Lächeln war die stumme Antwort auf seine stumme Frage . . . . er fühlte sich so stark, so mächtig . . . . er fühlte, wie seine Manneskraft ihm wie Sprakuserwein in den Kopf stieg; er hätte in diesem Augenblicke eine Welt zermalmen können, um der Leidenden zu helfen.

„Fräulein," sagte er, „glauben Sie an Gottes Vorsehung?"

Lia kreuzte ihre Arme auf ihrer Brust und erhob ihren thränenschweren Blick gen Himmel. . . . .

„Ich habe weder Vater noch Mutter gekannt," sagte sie, „weder Bruder noch Schwester. Seit meiner frühesten Jugend war mein Leben ein Gewebe von Schmerz und Leid, das von Tag zu Tag dichter und fürchterlicher wurde; . . . . die Freuden der Kindheit sind spurlos an mir vorübergegangen, die Freuden meiner Jugend: . . . . ich habe nur leiden gelernt und doch . . . . doch danke ich Dir, mein Gott, daß Du für alle Leiden mir Schmerzen einen Sinn in mir erweckt hast, der mich über alles Irdische erhebt, mich tröstet und mich stärkt! . . . . Auch ich bin Künstlerin, mein Herr, das Land der Ideale ist auch mein Vaterland, in dem ich Schutz und Hilfe gegen die Verfolgung und gegen die Ungerechtigkeit der Außenwelt finde! . . . . Ob ich an Gottes Vorsehung glaube? — ich weiß es nicht! . . . . Ich bete meinen Schöpfer in Demuth und in Liebe an, ich verherrliche in meinen Träumereien den Gedanken an ihn, der mein Herz bewohnt, und wenn mein Geist bei ihm verweilt, dann fühle ich nicht, wie bitter der Kelch des Lebens ist!"

Der Fremde fuhr mit der Hand über die Stirn . . .". es lief ihm wie ein Fieberschauer über den ganzen Körper.

„Als Sie vor einer Woche der größten Gefahr nahe waren," sagte er, „da stand ich plötzlich, ich weiß eigentlich selbst nicht wie, zwischen der Gefahr und Ihnen; als heute die Verzweiflung sich Ihrer gänzlich zu bemächtigen drohte, da fiel Ihr Blick auf mich; . . . . und als wir einige Augenblicke mit einander gesprochen, — o, ich glaube mich nicht zu täuschen — da hatten Sie mir schon mehr Vertrauen gezeigt, als dem ältesten, erprobtesten Ihrer Bekannten. — Glauben Sie an Gottes Vorsehung, mein Fräulein?"

Lia war aufgestanden und hatte die Hand des Unbekannten ergriffen, sie sah ihm frei und offen ins Gesicht.

„Ja!" sagte sie mit tiefer, feierlicher Stimme, „ich glaube an Gottes Vorsehung, und ich wohne Gott beleidigen, wenn ich seinen Fingerzeig nicht erkennen wollte; er hat mir eine Stütze geschickt, die ich mit Dank annehme. . . . . Nehmen Sie," fuhr sie fort, indem sie den anonymen Brief aus der Tasche zog, „und lesen Sie, mein Freund!"

Jener Mann, der vor einigen Tagen einen andern an demselben Orte fast zermalmt hatte, jener Mann, dessen Gliederbau wohl als das Ideal der männlichen Kraft anzusehen war, wurde roth wie ein sechzehnjähriges Mädchen, als Lia ihn ihren Freund nannte und mit zitternder Hand ergriff er den Brief, welchen sie ihm darreichte. . . . .

Er las, und nachdem er gelesen, starrte er einen Augenblick vor sich hin.

„Ein Ihnen unbekannter Feind muß diese Scene belauscht haben," sagte er, „und," er warf noch einmal einen Blick auf den Brief, „sie Ihrem Herrn Bräutigam, um Ihnen zu schaden, mitgetheilt haben."

Lia lächelte vorwurfsvoll.

„Sie wollen mich schonen," sagte sie, „Sie glauben nicht, was Sie sagen. Ihr erster Gedanke war, daß der Schändliche, um sich zu rächen, selbst den Brief geschrieben hätte; Ihr zweiter . . . ." Lia schlug die Augen nieder, „o, ich weiß nicht, was ich rede," sagte sie, „aber rathen Sie mir, was soll ich thun?"

Der Fremde sann einen Augenblick nach. . . . .

„Wollen Sie mir versprechen, sich einige Tage lang gänzlich passiv zu verhalten?" sagte er, „und sich so viel wie möglich zu zeigen, alle Ihre gewöhnlichen Gesellschaften zu besuchen, so viel Visiten wie möglich zu machen, kurz dem Schreiber, er möge sein wer er wolle, den Wahn zu benehmen, daß Sie sich fürchten. Was Ihren Herrn Bräutigam anbetrifft, so müssen Sie am besten wissen, was Sie zu thun haben . . . . es ist mir unmöglich, Ihnen hierin einen Rath zu

Digitized by Google

ertheilen, doch wenn es ein Mann ist, den, wie ich glaube, Ihr Geist, Ihr Herz erwählt hat, so wird er schon wissen, was er zu thun hat."

Lia schlug erröthend die Augen nieder, unwillkürlich verglich sie den Herrn Julius Falk mit dem Manne, der vor ihr stand .... und kaum war sie fähig, die Scham, welche ihr Herz empfand, zu verbergen.

„Ich werde Ihren Rath befolgen," sagte sie, „ich verspreche es Ihnen."

„Noch eins," sagte der Unbekannte, „es ist vor allen Dingen nöthig, daß ich den Namen derjenigen kenne, die mir ihre Sicherheit anvertraut hat .... es ist nothwendig, Fräulein, sonst würde ich nicht so indiscret sein. Ich bin Bildhauer und heiße Hermann Meyer!"

Lia stieß einen Ruf des freudigsten Erstaunens aus. ....

„O, gewiß," sagte sie, „die göttliche Vorsehung hat das so gefügt; seit so langer Zeit und fast bei jeder Gelegenheit hörte ich von meinen besten Freunden Ihren Namen; noch vor einer Stunde äußerte ich den Wunsch, Sie kennen zu lernen .... auch Sie werden wahrscheinlich von mir sprechen gehört haben, — ich bin Lia Salomen!"

Leichenblässe lagerte sich plötzlich auf dem Gesichte Meyers .... ein gewaltiger Schmerz schien sich in einem Augenblicke seiner Seele bemächtigt zu haben .... doch nur einen Augenblick dauerte der Kampf .... er erhob den Kopf wieder und ergriff Lias Hand.

„Seien Sie ruhig, mein Fräulein," sagte er, „jetzt können Sie ganz ruhig sein, in einigen Tagen ist jour fixe im Artheimschen Hause, ... da werde ich Sie wieder sprechen und Ihnen Waffen gegen Ihre Feinde bringen. .... Leben Sie wohl, Fräulein Salomen .. .. vertrauen Sie Ihrem Freunde!"

Und mit Leichtigkeit war er durch das Fenster in sein Atelier zurückgeklettert und hatte, nachdem er Lia noch einmal gegrüßt, das Fenster geschlossen.

Gesenkten Hauptes, jedoch eine ihr ungewohnte Ruhe im ganzen Wesen und fast ein Lächeln auf den Lippen kehrte Lia auf ihr Zimmer zurück .... sie öffnete ihr Piano, und die vollen klaren Accorde, die ihre Seele ihren Fingern eingab, zeigten am besten, daß ein heller Lichtstrahl in diese von Schmerz und Leid seit so langer Zeit verdunkelte Seele gefallen war.

Hermann Meyer hatte sich auf einen Stuhl geworfen und starrte vor sich hin! ....

„Die von Assessor Merkel Getäuschte!" — murmelte er endlich — „die Braut des Herrn Julius Falk! .... die von meinem besten, einzigen Freunde Ernst Geliebte! .... denn ich täusche mich nicht .... er liebt sie! .... und ich .... ich, der Deus ex machina, der dieses von Menschenhänden zerrüttete Verhältniß wieder in seine gehörige Ordnung bringt .... und dann? .... dann" — rief er, plötzlich aufspringend und seinen Meißel ergreifend — „dann wieder zu Dir! .... Nur die Kunst kann und darf in meinem Herzen als unumschränkte Gebieterin herrschen! .... Zu Dir, Du Tochter Jephtas! .... die Du mich so vorwurfsvoll ansiehst, weil ich Dich einen Augenblick vergaß! .... Nein, fürchte nichts .... Du bist meine Geliebte! .... lasse mich die Thränen jenes Erbarmens trocknen .... und dann wieder zu Dir! — wieder ganz Dein!"

Und in fieberhafter Aufregung begann er seine Arbeit, doch bald begriff er, daß es unmöglich wäre, sie lange fortzusetzen, — er sah nach der Uhr, es war zwei, und da er erst um fünf Uhr einen Besuch in diesem Atelier erwartete, beschloß er auszugehen, um zu versuchen, im Gewühle der Menschen die ihm nöthige Ruhe wiederzuerlangen.

Hermann Meyer war, wie unsre Leser vielleicht aus dem Vorhergegangenen schon begriffen haben werden, ein äußerst begabter Künstler, und als solcher nicht allein in seinem Vaterlande, sondern auch in jener eigenthümlichen Künstlerrepublik, in der die hohen Geister eines jeglichen Landes Bürgerrechte haben, rühmlichst bekannt. Seine weiten Reisen und seine anhaltenden Studien hatten dem jungen Mann in dieser Welt einen Ruf erworben, wie sehr wenige und diese erst nach langjährigen Ringen erwerben; und da er das Glück gehabt hatte, von seinen Eltern ein, wenn auch nicht bedeutendes, doch seine Unabhängigkeit für immer sicherndes Vermögen zu erben, so konnte er sich ganz und gar seinem hohen Berufe widmen. Auch seinem Charakter mußten sogar seine Gegner die vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen, und er schien einer von den wenigen zu sein, die von dem Anathema, welches in der heutigen Gesellschaft auf dem Namen eines Künstlers ruht, befreit waren. Er wurde zu allen Gesellschaften eingeladen, doch, wir müssen es gestehen, man sah es gern, wenn er diese Einladungen nicht annahm; denn die Gastgeber begriffen ganz wohl, daß sie mit ihm nicht so umgehen konnten, wie gewöhnlich mit Künstlern, die als eine nothwendige Ausschmückung zu jedem Feste gehören, die aber auch nur als solche dienen, und die Ehre, die man ihnen erweist, sie einzuladen, mit Unterhaltung der Gesellschaft bezahlen müssen. Herrmann Meyer war nicht geschaffen, dieses Handwerk zu treiben; er bewegte sich in einem Salon wie ein vollkommener Gentleman, aber es gab nur wenige der Anwesenden, die er als seines Gleichen betrachtete und als solche behandelte. — Der Leser muß die Bemerkung gemacht haben, daß in unsren heutigen Gesellschaften ein jeder versucht, ein Wort mitzusprechen, wenn von Kunst, Musik oder Literatur die Rede ist, und er muß gewiß schon oft jene armen Märtyrer, von denen wir vorhin sprachen, bedauert haben, welche mit einem stereotypirten Lächeln die unsinnigsten Bemerkungen hinzunehmen und scheinbar darauf einzugehen gezwungen sind, wenn sie sich nicht für immer die Thüre jenes Salons selbst verschließen wollen. Mit Hermann Meyer durfte es niemand wagen, über Kunst eine Unterredung anzufangen, denn seine beißenden Antworten hätten dem Fragenden bald eine jegliche Lust zum Fortsetzen genommen. Ueberhaupt waren seine Bekanntschaften mit wenigen Ausnahmen nur auf einen Kreis von sehr jungen Leuten, welche er die zukünftige Generation nannte, beschränkt, und als man ihn einmal darüber zur Rede stellte, hatte er geantwortet:

„Es ist selten, daß der Egoismus und die Gewinnsucht so tiefe Wurzeln in einem jungen Manne, wie bei einem ältereu geschlagen haben." Kurz, Herr Meyer war nirgends gern gesehen, denn überall wo er sich zeigte, mußte bald der Schein, welcher dem heutigen socialen Leben eigenthümlicher wie irgend einer andern Epoche ist, verschwinden, und der Wahrheit, so häßlich sie auch immer sein möchte, den Platz räumen. Daß er sich durch dieses Betragen eine Anzahl von Gegnern und sogar Feinden erworben hatte, ist leicht erklärlich; doch war zu seinem Glücke in seiner ganzen Lebensart nichts, was den geschworenen Feinden des Künstlerthums hätte zum Angriff dienen können. Sein Lebenswandel war ruhig und ordentlich, und seine Gewohnheiten hätten sich frei und offen der strengsten Kritik unterwerfen können. — Daß er ein Spötter war, unterlag keinem Zweifel, aber das war ein Fehler — und weiter nichts —; daß er seit einiger Zeit die seltsame Laune zeigte, nur Carrikaturen und Ungeheuer zu arbeiten, das war eigenthümlich, gewiß! — aber er behauptete, daß dieses sein Genre sei, und daß, wenn er nicht Poesie genug im Herzen habe, um irgend einen sterbenden Ajax oder sonstige mythologische Scenen aus dem Marmor zu erschaffen, dies doch seine Schuld nicht sei.

Es gab jedoch Leute, die bei alledem ungläubig mit dem Kopfe schüttelten, — die Hermann in seiner Jugend gekannt hatten und die nicht begreifen konnten oder wollten, daß der Baum, den sie so herrlich prangend aus der Erde schießen und sich entwickeln gesehen hatten, nur solche bittere Früchte zu tragen bestimmt sei.

Ernst Artheim war der erste, welcher seinen Freund zwang, die Maske, welche sein ganzes Wesen bedeckte, ein wenig zu lüften, und wir haben gesehen, wie der Künstler sich hatte hinreißen lassen, ihm das Versprechen zu geben, ein dem Publikum unbekanntes Werk ihm zu zeigen. Ernst hatte die ganze Woche lang das große Atelier, in dem Hermann und seine Schüler arbeiteten, besucht, hatte überall herumgespähet und nur die gewöhnlichen Arbeiten gesehen. Vergeblich hatte er seinen Freund an das gegebene Versprechen erinnert; dieser hatte ihm einen angefangenen Medusenkopf, ein wahres Meisterwerk von Schrecken und Schauder, gezeigt und achselzuckend gesagt, daß das alles wäre, was er zu erschaffen fähig wäre. Täglich war Ernst wiedergekehrt, — täglich glaubte er in irgend einem Winkel des geräumigen Ateliers ein verborgenes Meisterwerk zu finden, und als er sich fest überzeugt hatte, daß Hermann wirklich kein anderes Werk begonnen habe, da schalt er sich einen exaltirten Thoren und faßte den Vorsatz, da es doch einmal nicht anders wäre, seinen Freund als einen gewöhnlichen Menschen zu betrachten und für die Zukunft seinen Glauben an den hohen Werth dieses Freundschaftsbündnisses aufzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Tod des Feldwebel Probst auf Schanze V.
Originalzeichnung von C. Hünten.

Zum 18. April.

An der Sturmcolonne Spitze
Steht die elfte Compagnie,
Aus den Augen sprühen Blitze
Zornesmuthge wie noch nie;
Lüstern nach des Ruhmes Kranze
Sucht der Blick die nahe Schanze.

Festen Schrittes, jung und blühend
Tritt ein Jüngling aus den Reihn,
Ruft in heilgem Feuer glühend:
„Heut laßt mich den Ersten sein
Und mit todesfreudgem Wagen
Hoch voran die Fahne tragen!"

Horch! zum Angriff tönt das Zeichen
Und die Fahne zeigt die Bahn;
Ob die Kugeln pfeifend streichen,
Muthig stürmt der Held voran,
Auf der Schanze steht er droben,
Hat das Banner hoch erhoben.

Wie er laut das Hurrah! wettert
Trifft ihn einer Büchse Schuß,
Daß dem Arme, der zerschmettert,
Das Panier entsinken muß;
Doch es faßt's der Bietgetreue
Mit der Linken fest aufs neue.

In den Boden will er's pflanzen
Stolz des Sieges sich bewußt,
Doch der Feind aus nahen Schanzen
Trifft ihn mitten in die Brust.
Und er wankt und noch im Sinken
Sehn ihn die Kam'raden winken.

Ach, der Gruß des Todeswunden
Gilt dem greisen Elternpaar,
Gilt der Braut, für die gebunden
Schon das Hochzeitkränzlein war,
Gilt dem meerumschlungnen Strande
Und dem deutschen Vaterlande.

Mit ihm sinkt die Fahne nieder,
Die er heldenfreudig trug,
Und bedeckt die blutgen Glieder
Als ein köstlich Leichentuch,
Schwarz wie Flor am Grabesbügel,
Weiß wie reine Engelflügel.

Julius Sturm.

Digitized by Google

Einem Briefe des Zeichners unsres Bildes, welches genau die Localität und die Porträts der Kämpfer wiedergiebt, entnehmen wir folgende zuverlässige Einzelnheiten über den Tod des braven Feldwebels.

Als ich daran ging, den Tod des Feldwebels Probst bei Schanze V für Sie zu zeichnen, schreibt er, durchstöberte ich zunächst meine Skizzenbücher nach dem nöthigen Material und fand bald das Erwünschte, an Ort und Stelle aufgenommen; dann setzte ich mich mit dem Unteroffizier Daniel vom 64sten Regiment in Verbindung, der im Auftrag der Avancirten der Compagnie kurz nach dem Sturm seinem Cameraden Probst ein einfaches aber edles Denkmal gesetzt, indem er brieflich dem Bruder des Gefallenen dessen Tod auf dem Felde der Ehre anzeigte und dabei dessen ruhmvolles Verdienst in schlichter soldatischer Weise schilderte.

Ein Hauptmann des Garde-Grenadier-Regiments Augusta, einer der Wackersten, welche dem Namen dieses Regiments durch den Sturm auf Schanze VI einen europäischen Klang verschafften, sagte mir: „Möcht' ich doch wissen wer der Tapfere war, der ganz vorn, die Sturmfahne in der einen Hand, den Säbel in der andern, seinen Leuten weit voraus auf die Schanze V losging, auf der Communication zwischen V und VI sein Panier aufpflanzte und wie ein Wüthender in die Dänen einhieb. — Ich sah ihn kurze Zeit darnach aber nicht wieder."

Die Antwort des Unteroffiziers Daniel, welche ich auf mein Schreiben erhielt, setzte mich in den Stand, diesem Augenzeugen mitzutheilen, daß der Wackere unser Feldwebel Probst war. Der naturgetreu und von ehrlicher Soldatenfeder erzählte Hergang rief in mir sofort die Erinnerung an die blutigen Stätten hervor, die Zeuge dieser Catastrophe gewesen waren.

Das ganze Feld zwischen Schanze V und VI, der eigentliche Schauplatz dieses Ereignisses, war von Bomben und Granaten buchstäblich zerrissen und glich einem riesigen, durchwühlten Anger. Die Communication selbst, auf der Probst die Sturmfahne aufpflanzte, ein einfacher Erdaufwurf mit 5—8 Fuß tiefen Gräben dahinter, zum Theil bombensest mit Balken und Erde eingedeckt, hatte seitwärts eingeschnittene Sitzplätze, wie Chorstühle in einem Dom. Diesen Stätten sah man an, daß ein verzweifeltes Ringen auf Leben und Tod hier stattgefunden hatte. Der Boden und die Seiten dieses Grabenlabyrinthes waren bedeckt mit Montirungsstücken aller Art, mit aufgerissenen Tornistern, Rasirspiegeln, hölzernen dänischen Löffeln, blutigen Tüchern und Leinwandfetzen, Gebetbüchern, Commißbrot, Granatsplittern und Blutlachen, es war ein gräßlicher Anblick. — Eine Mütze hob ich mir auf, in deren Schirm eine preußische Spitzkugel mit voller Wucht eingeschlagen war — der arme Däne, der dabei lag, ein alter Reservist, hatte den Schuß über dem linken Auge und starrte den Himmel mit entsetzlichem gläsernen Blick an.

Doch nun lassen wir den Unteroffizier Daniel reden:

„Der Feldwebel Probst, die Sturmfahne in der Hand, befand sich bei dem Zuge, welcher die Schanze von der linken Seite angriff. Ungeachtet des stärksten Feuers der Dänen erreichte er das Glacis links vor der Schanze. Hier war ein Laufgraben zur Verbindung der Schanze V und VI aufgeworfen, darinnen erwarteten uns die Dänen. Hier pflanzte der Feldwebel seine Fahne auf, mit der Rechten schwang er seinen Säbel und hieb wild auf die anstürmenden Feinde ein. Da wurde der Brave im linken Fuß verwundet und sank in die Knice, aber noch einmal erhebt er sich, auf seine Fahne gestützt, und ruft Hurrah! — Da springt eine Däne vor, setzt dem Feldwebel das Bayonett auf die Brust und schießt ihn nieder. — Inzwischen sind aber unsere Leute herangekommen, der Füselier Herrmann, als der Erste, schlägt den Dänen, welcher noch das Bayonett auf den Feldwebel gezückt hält, mit einem kräftigen Kolbenschlag zu Boden, so daß der Kopf des Dänen ganz breit geschlagen ist. Wohl an 15 Dänen sprangen auf und kreuzten ihre Bayonette mit unsern Leuten, wodurch sich ein heißes Gefecht entspann, in dem keiner weichen wollte; in einem Augenblick aber waren die Dänen niedergemacht. Unser tapfrer Feldwebel lag durchbohrt von zwei Schüssen und einem Granatsplitter, welcher den gerollten Mantel und die Brust des Braven zerissen hatte, zu unsern Füßen."

In einer der nächsten Nummern bringen wir von demselben Künstler einen andern heldenmüthigen Zug aus den Reihen der österreichischen Waffenbrüder. D. Red.

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän Werner.

Abfahrt.

Es ist ein kalter, trüber Novembermorgen. Der nasse Nebel dringt mit eisiger Kälte bis auf die Haut und läßt jeden, den nicht unabweisliche Geschäfte zum Ausgehen nöthigen, das behagliche Zimmer aufsuchen. Nur am Bollwerk des Hafens herrscht reges Leben. Eine Menge Boote befördern Passagiere zwischen dem Lande und Sr. Maj. Fregatte „Seestern", die seefertig in der Mitte des Hafens liegt. Der „blaue Peter", das Zeichen der Abfahrt, weht vom Vortop, die Boote sind eingesetzt und nur ein Kutter, sowie des Capitäns Gig sind noch zu Wasser. Ersterer liegt bemannt längseit, um die Taue loszumachen, letztere am Bollwerk, um den Capitän zu erwarten.

Der erste Offizier mißt mit ungeduldigen Schritten das Hinterdeck. Dieselben sind seit einer Stunde an Schnelligkeit und Größe in geometrischer Progression im Wachsen und können als Barometer für seine Gemüthsstimmung dienen. Er wartet mit Schmerzen auf die Ankunft des Capitäns und wünscht in Ermangelung eines andern Gegenstandes, an dem er sich Luft machen kann, alle männlichen und weiblichen Besucher zum Kuckuk, die sich über die Fallreepen drängen. Sie kommen, um hier noch einem Bekannten die Hand zu drücken oder dort einen zärtlichen Abschied zu nehmen. Einzelne führt auch wohl ein schwacher Hoffnungsschimmer an Bord, daß die weichere Stimmung der Gemüther beim Abschiede von der Heimat für mögliche Bezahlung ihrer Rechnungen sich günstig erweisen möge.

Was gehen jedoch alle diese Motive den ersten Offizier an? Er hat keine Verwandte, die ihm die Hand drücken, keine Braut, die mit nassen Augen an seinem Halse hängt. Ebensowenig hat er aber auch unbezahlte Rechnungen und für ihn existirt daher nur das Factum, daß jeder Besuch eine Portion Schmutz mehr auf das sorgsam geschenerte Schiff schleppt, — der größte Kummer, der einem ersten Lieutenant widerfahren kann, namentlich aber unserm Freunde, dem mit dieser wichtigen Charge auf Sr. Maj. Fregatte „Seestern" bekleideten Capitän-Lieutenant Kurzspleiß.

Er ist der vollendete Typus eines Seemanns. Jedermann an Bord weiß dies und achtet ihn deshalb. Im Dienste ist er sehr streng und kein Freund von vielen Worten. Kadetten und Mannschaft fürchten ihn und selbst die Offiziere treten unwillkürlich nach Backbordseite, wenn er am Steuerbord spazieren geht und die Zahl seiner Schritte 120 in der Minute übersteigt. Er ist Junggeselle und ein entschiedener Weiberfeind. Seine einzige Liebe ist sein Schiff. Er hält es wie einen Putzkasten und jeder Fleck ist ihm ein Dorn im Auge. Sein Schiff ist seine Welt; mit der andern hat er abgeschlossen, als der blaue Peter gehißt wurde. So lange die Reise dauert, geht er freiwillig nur in Gesellschaft des Großmastes von Bord.

„Kattbleck!" ruft er dem diensthabenden Steuermannsmaat zu, der sich seit einer Viertelstunde vergebens bemüht, die Gläser des Fernrohrs mit dem Zipfel seines feuchten Halstuches zu reinigen.

„Zu Befehl, Herr Capitän-Lieutenant!" erwiedert dieser den Hut lüftend.

„Noch nichts zu sehen?"

Digitized by Google

„Nein, die Gig liegt noch an der Treppe.

„Hol der Henker die Gig,“ brummt Kurzspleiß und nimmt seinen Marsch wieder auf.

„Zu Befehl,“ entgegnet der Unteroffizier, dem diese Phrase geläufig ist, wenn er mit Vorgesetzten spricht und nimmt die fruchtlosen Reinigungsversuche wieder auf.

In der Batterie erblickt man die verschiedensten Gruppen. Mit Ausnahme der Posten ist die Mannschaft wegen der nassen Witterung unter Deck gepfiffen und tummelt sich in der Batterie oder im Hängemattendeck. Weinende Mütter und Bräute, besorgte Väter und Brüder, lustige Kameraden von andern Schiffen, unbezahlte Schneider und Waschfrauen, die vergebens nach ihren losen Schuldnern fragen und suchen, wogen durch einander und bieten ein buntes Bild von lebhafter Färbung. Hier bringt eine zärtliche Großmutter ihrem Enkel, einem neu eingestellten Schiffsjungen, einen Korb mit Leckereien, die er sich bis zu seinem Geburtstage, der in den Mai fällt, verwahren soll. Sie gibt ihm gute Regeln auf den Weg, deren hauptsächlichste darin bestehen, sich vor nassen Füßen zu hüten und nicht auf die Masten zu klettern. Während der Junge mit halbem Ohr auf die allerdings schwer auszuführenden Ermahnungen hört, schielt er mit fürsternen Blicke nach dem Korbe und führt im Geiste eine neue Kalenderordnung ein, bei der der zehnte Mai unmittelbar auf den fünfzehnten November folgt.

Dort läßt sich eine nutrösliche Putzmacherin von ihrem Geliebten, dem Bottelier, zum fünfzehnten Male den Schwur der Treue wiederholen. Der Bootsmann ohrfeigt einen Offizierburschen, der mit einer Kanne heißen Kaffees gegen ihn läuft und ihm die Füße verbrennt, während der Krankenwärter auf den Kochsmaat schimpft, der die Krankensuppe mit Seewasser gekocht hat. Ein halbes Dutzend Schiffsjungen jagt hinter ein Paar Schweinen, die ihrem Behälter entsprungen sind und quiekend den Leuten zwischen den Beinen durchfahren.

Hinter dem Großmast spazieren in lebhafter Unterhaltung begriffen, die „Badegäste“. Zu ihnen gehören alle diejenigen Bewohner der Offiziermesse, welche keine Seekrankheit verspürt sind, wie Aerzte, Prediger ꝛc. Mehrere von ihnen machen ihre erste Reise und es harren ihrer noch manche Unbequemlichkeiten. Ihre Unbekanntschaft mit dem Leben an Bord, die für jeden Nichtseemann lästige Schiffsetikette, die vielfachen neuen Erscheinungen geben reichlichen Stoff zu Neckereien Seitens der Seekente und bringen die Badegäste häufig in tragikomische Situationen.

Am lebhaftesten unter ihnen gerirt sich Dr. Salome, der sehr gern disputirt. Er ist früher noch nicht an Bord gewesen und weiß daher nicht, daß es gegen die Regeln der Etikette verstößt, laut zu sprechen. Heute bei so ungewöhnlichen Verhältnissen macht ihn jedoch noch niemand darauf aufmerksam.

„Gig kommt,“ meldet Kattblod dem wachhabenden Offizier und belohnt sich für diese Anstrengung mit einem frischen Stück Tabak, welches ihm das Aussehen gibt, als leide er an einem Zahngeschwür.

Der Wachhabende überbringt die Meldung dem ersten Offizier, auf dessen Schritte dieselbe sehr mäßigend einwirkt, läßt die Fallreepstreppe in Ordnung bringen und die Seefoldaten in das Gewehr treten. Die Pfeife des wachhabenden Bootmannsmaats ertönt mit einem endlosen Triller in die Großluke hinunter und dem Signal folgt eine Todtenstille im ganzen Schiff.

„Seesoldatenwache an Deck, Fallreepsjungen!“ ruft der Unteroffizier im kräftigsten Baß, daß es im fernsten Winkel des Schiffes verständlich wird. In fliegender Eile stürzen die Gerufenen auf das Deck und Jedermann an Bord weiß aus dem Commando, daß der Capitän kommt, da nur vor diesem die Wache in das Gewehr tritt.

Jetzt ist die Gig an Bord, der erste und der wachhabende Offizier stehen mit Hut und Säbel am Fallreep, der Bootsmann pfeift die Seite, die Wache faßt das Gewehr an und der Capitän betritt das Deck. Alle Anwesenden lüften ehrerbietig die Kopfbedeckung und ein freundlicher Gruß des allseitig geliebten und geachteten Führers dankt für die erwiesenen, wenngleich ihm zustündigen Honneurs.

„Ist das Schiff klar?“ wendet er sich an den ersten Offizier.

„Klar zum Ankerlichten!“ erwidert dieser.

„Dann bringen Sie heute gefälligst das Schiff unter Segel, Capitän-Lieutenant Kurzspleiß, und sagen mir, wenn der Lootse von Bord geht; ich muß noch einen Bericht fertigen.“

„Zu Befehl,“ erwidert der Angeredete, vertauscht seinen Hut mit der Dienstmütze, legt den Säbel ab und besteigt die Commandobank. Ein Cadett wird in die Messe geschickt, die Offiziere von dem bevorstehenden Manöver zu benachrichtigen und diese begeben sich ungesäumt auf ihre verschiedenen Stationen. Der Bootsmann mit seinen Maaten hat sich bereits an den Luken postirt, als das Commando erschallt: „Alle Mann auf, klar zum Ankerlichten.“

Sechs scharfe Pfiffe schrillen und sechs furchtbare Bässe wiederholen unisono den gegebenen Befehl, der wie ein elektrischer Schlag auf die Mannschaft der Fregatte wirkt. Alles stiegt mit Windeseile die Treppen hinauf, die Topsgasten entern in die Marsen und das Gangspill wird bemannt. Das Musikcorps holt seine Instrumente, um mit lustigen Klängen das Aufwinden des Ankers zu begleiten und Jedermann nimmt den für dies Manöver angewiesenen Posten ein.

„Kutter weg, Leinen los!“ commandirt der erste Offizier.

„Zu Befehl,“ antwortet die jugendliche Stimme des bei dem naßkalten Wetter fast verklommenen Bootscadetten. Der Kutter rudert nach den Pfählen, wirft die Taue los und wird darauf mit der Gig an den Krahnen aufgehißt.

„Licht Anker, Fremde von Bord!“ folgt nun als zweites Commando.

Die Musik spielt eine heitere Weise, die Matrosen marschiren in gleichmäßigem Takte um das Gangspill und die schwere Ankerkette hebt sich Glied für Glied aus dem Wasser.

Unterdessen drängen sich die Fremden, die je nach ihrem Alter und Geschlecht mehr oder minder freundlich vom Stabswachtmeister zum Fortgehen ermahnt werden, über das Fallreep in die Boote. Hier und dort stiehlt sich ein einzelner von seiner Station, um ein letztes Lebewohl zu sagen und die Vorgesetzten wenden den Kopf, um diesen Bruch der Disciplin nicht zu bemerken. Manche Thräne entquillt dem Auge der scheidenden Mutter, deren geliebter Sohn sich jetzt auf unbestimmte Zeit dem tückischen Meere anvertraut; mancher schmerzliche Seufzer entringt sich der Brust bei dem Gedanken, daß er ihr vielleicht für immer entrissen wird.

Und wer in dem Buche des Schicksals zu lesen vermöchte, der würde sehen, wie so mancher kräftige Jüngling, der jetzt in heiterm Jugendmuthe der Heimat Lebewohl sagt und mit fröhlichem Blick in die Zukunft schaut, nimmer zum Vaterhause zurückkehren wird. Er würde sehen, wie er fern von all den Seinen, am fremden Strande zur ewigen Ruhe gebettet wird, hingerafft von dem tödtlichen Hauche eines giftigen Klimas, ohne daß eine liebende Hand sich kühlend auf seine brennende Stirn legt und seine glühende Zunge mit einem Tröpfchen Wasser letzt. Oder wie die Wogen ihn als Opfer fordern und seine Gebeine, statt in geweihter Erde, auf tiefem Meeresgrunde bleichen, bekränzt von Korallen und weißem Sand!

Doch fort mit den traurigen Bildern! Die Fremden sind von Bord und das letzte Boot stößt ab. Ein gellender Pfiff unterbricht die Musik und den taktmäßigen Marsch der Matrosen am Spill.

„Der Anker ist auf und nieder,“ rapportirt der Offizier auf der Back und das Commando „Segel los!“ ist die Antwort auf diese Meldung.

Im Nu wimmelu die Wanten von Blaujacken. Wetteifernd sucht jeder dem andern vorbeizulaufen, wobei die Matrosen das bequeme Seldatenlaufen aus Ehrgefühl verschmähen und den mühsamen Weg um die Marsen vorziehen. Bald drängt sich auf den Raaen Kopf an Kopf. Im Umsehen sind die Beschlagleisinge gelöst und auf „Fallen Segel!“ entfalten sich die weißen Leinwandmassen in den Lüften. Die Mars- und Bramsegel werden gesetzt, die Raaen ins Kreuz gebraßt und eine gewaltige Segelfläche bedeckt jetzt die Takelage des Schiffes, wo vor einer Minute dem Auge sich nur schmale Linien symmetrisch gestellter Raaen boten. Zugleich sind auch die Mannschaften schon wieder an Deck gekommen und nur die in den Marsen postirten Matrosen, die Topsgasten, bleiben oben. Die Musik beginnt wieder zu spielen, der Anker wird vollends gelichtet, der Klüver gesetzt und das Schiff beginnt sich langsam zu drehen. Die Hintersegel füllen, die Borraaen werden umgebraßt und bald schwellen alle Segel in hauchiger Rundung. Vor dem Bug kräuselt sich schäumend das Wasser, das Schiff gehorcht dem Ruder

Digitized by Google

und der treibenden Kraft des Windes und schneller und schneller durchschneidet sein scharfer Kiel die Fluten.

Da wimmelt es noch einmal in den Wanten von Blausacken, da drängt sich noch einmal Kopf an Kopf in der Takelage. Diesmal geschieht es jedoch ohne Commando; es ist eigener Impuls und drei donnernde Hurrahs, als letzter Abschiedsgruß an die Heimat, hallen dem Lande zu, das sich mit wachsender Schnelligkeit entfernt. Schon sind die Züge der am Ufer Stehenden nicht mehr zu erkennen, das Wehen weißer Tücher bildet noch die einzige Brücke der Gedanken zwischen Schiff und Land, doch bald verschwindet auch dies im Nebel.

Der Wind ist günstig; Felder, Dörfer, Auen fliegen mit Blitzesschnelle vorüber und die Fregatte schießt durch die schmutziggelblichen Wellen des Flusses, als zöge eine geheimnißvolle Macht sie zu den crystallhellen Ausrufnen des Oceans. Jetzt wird das äußerste Feuerschiff passirt. Als letzter verlorener Posten des Landes schwebt es einsam auf den Gewässern zur Gesellschaft nur den Sturm und die Möven, die schreiend seine kahlen Masten umkreisen.

„Segler voraus!“ ruft der Ausguck auf der Vormarsraa und die Fernröhre richten sich auf das gemeldete Schiff. Noch ist es nur als schneeweißer Punkt am dunklen Horizonte zu unterscheiden, denn die Sonne ist endlich durchgebrochen und hat den Nebel verscheucht, der im Westen als blauer Streifen sich lagert. Bald jedoch wächst das Fahrzeug schnell empor und wird an seiner Flagge als Lootsenkutter erkannt, der den Lootsen der Fregatte aufnehmen soll.

„Klar zum Brassen!“ commandirt der erste Offizier. „Vor- und Kreuzraaen an den Wind, Ruder in Lee.“ Die Raaen fliegen längsschiffs, der „Seesteru“ gehorcht wie der Bügel dem Ruder und sein Kielwasser beschreibt einen großen Bogen. Der jetzt mehr von vorn einkommende Wind beginnt durch das Takelwerk zu pfeifen und legt die Fregatte schief. Spritzwasser schlägt über den Bug und das Tauwerk reckt sich und knackt, als ob es seine Stärke probiren wollte. Der Gegendruck des dafgelegten Großmars- und Bramsegels bringt jedoch das Schiff bald zum Stillstande. Es liegt beigedreht am Winde und treibt langsam seitwärts ab. Das Boot des Lootsenkutters kommt auf die Seite, der Lootse steht am Fallreep und nimmt die ihm zur Besorgung anvertrauten Briefe entgegen. Jetzt springt er in das Boot; mit dem Winken der Hand und „Glückliche Reise“ zerreißt das letzte Verbindungsglied mit dem Lande. — Die See ist jetzt die neue Heimat; Wasser und Himmel, so weit das Auge reicht. Noch mancher sieht dem scheidenden Boote nach und wirft einen letzten langen Blick nach der Richtung, wo als grauer Streifen das Land sich unter dem Horizonte senkte. Eine Thräne zittert an den Wimpern und stiehlt sich langsam an der gebräunten Wange herab.

In der Batterie steht ein alter Unteroffizier mit grauem Haar und schaut gedankenvoll durch die Kanonenpforten auf die vorbeirauschenden Wellen. Ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust, aber er gilt weder dem Lande noch den Zurückbleibenden, sondern dem Schiff. „'s ist Freitag,“ murmelt er leise, „und Freitagsegeln bringt nimmer etwas Gutes.“

„Brasst voll!“ ertönt es von der Commandobank und abermals fliegen die Raaen herum. Der „Seesteru“ wird vor den Wind gebracht und geht wieder ruhiger durch die Wogen, die ihr schmutziges Gelb bereits mit hellem Smaragd vertauscht haben und deren schäumende Köpfe den blitzenden Gischt am schlanken Bug der Fregatte emporschleudern. Der erste Offizier übergibt das Commando dem wachhabenden, nachdem die Untersegel gesetzt und die Freiwache unter Deck gepfiffen ist und versügt sich in die Cajüte des Capitäns.

„Der Lootse ist von Bord,“ meldet er.

„Ich danke Ihnen, ich komme sogleich an Deck, steuern Sie indessen West-Nord-West!“

Wo die Vögel im Winter bleiben.

So lautet die von „einigen Lesern des Daheim“ an mich gerichtete Frage, um deren „begründete“ Antwort man bittet. Ich könnte mich kurz fassen, wenn der oder die Frager Schalke wären, und etwa sagen: „da bleiben die Vögel, wo sie alle Bedingungen ihrer Existenz vorgefehen finden“; oder auch, weniger gelehrt klingend: da, wo sie ihre genügende Nahrung finden.“ — Und diese Antwort wäre allerdings kurz und rund, wie die Frage, und „begründet“ obendrein. Denn daß hinreichende Nahrung die erste Bedingung des Lebens, die eigentliche Existenzfrage ist, werden wohl die wißbegierigen Frager nicht in Abrede stellen, woraus denn, — da die Fledermäuse nicht mehr ganz zu den Vögeln gerechnet werden, — also mit einiger Sicherheit zu schließen sein dürfte, daß die Nahrungsverhältnisse die hauptsächlichste, wo nicht einzige Ursache des verschiedenlichen Winterverbleibs der Vögel seien.

„Weßhalb sollten denn aber auch diese Frager gerade die Absicht haben, welche die „Leute von Nebraska“ vielleicht nicht einmal hatten, als sie den großen Alex. v. Humboldt durch eine ganz ähnliche Frage über den „Winterverbleib der Schwalben“ arg in Verlegenheit setzten? So frug ich mich, faßte die Feder und den Vorsatz, so ausführlich zu antworten, als es die Redaktion, die Wissenschaft und jeglicher Sinn der Frager zulassen oder erheischen. Außerdem kann ich doch wenigstens von manchen meiner Lieblinge reden, mit denen zu reden dieser häßliche lange Winter noch immer hindert.

Ja, wo bleiben sie, die lieben Boten des Frühlings, die sonst um diese Jahreszeit schon Garten, Wald und Flur belebten? Zügelt die Vorahnung der ausnahmsweisen Unwirthlichkeit ihrer Heimat, die heiße Sehnsucht nach ihrem Daheim? Lauschen und harren sie jenseits der Alpen rings an den Küsten des Mittelmeeres der linden Lüfte, welche die lange Starre dieses Winters brechen sollen? Sind einige der allzu ungeduldigen Vorzügler frost- und hungerschaudernd zu ihnen zurückgekehrt, und haben von den Schneeglöckchen und Märzveilchen berichtet, die unter der Schneedecke seufzen oder im schneidenden Ostwinde erstarren? O bleibt nur noch wo ihr seid! Ihr seid vorläufig dort besser aufgehoben, als in eurer Heimat, die ihr jetzt kaum erkennen würdet. „Ja, aber wo sind sie denn? Wo verweilen sie während des Winters, unsere Schwalben, Nachtigallen, Grasmücken, Rohrsänger, Pirols, kurz alle unsre Sommervögel?“

Zunächst wo sie nicht bleiben! Also nicht im Schlamm und Wasser unserer Teiche, wie man das von den Schwalben Jahrhunderte lang behauptet hat und noch hin und wieder behauptet, oder in Baum- und Felshöhlen mit den Fledermäusen in Erstarrung liegend.

„Du hast aber davon, als von einer durch glaubwürdige Zeugen bewährte Thatsache reden hören, daß man beim Schlämmen der Teiche „ganze Klumpen von Schwalben im Schlamme gefunden, die, in der Stubenwärme aufgethaut, munter davon gestiegen?“ — „Du hast es selbst gesehen?“ — Wirklich und mit Deinen eigenen, wachen Augen?“

Ich hatte einmal bekannt werden lassen, wie mir viel daran gelegen sei, aus dem Munde eines Augenzeugen über diese „Thatsachen“ berichtet zu werden. Da wird mir ein solcher bezeichnet. Ich schreibe ihm. Er antwortet, daß er das Faktum als solches nöthigenfalls gerichtlich beeidigen wolle. Als es damit Ernst werden sollte, hatte er das „Faktum“ von einem „sehr ernsthaften und glaubwürdigen Manne“; auch war es nicht „im Winter“, sondern „im Herbste passirt“, ꝛc.

Doch genug von solchen Bürgschaften! Auch stehen dem negativen Beweise, „daß im Schlamme oder sonstwo bei uns überwinternde, d. h. wieder aufgelebte Schwalben oder andere Vögel noch von keinem Naturforscher beobachtet worden sind“, die sehr positiven zur Seite, daß eine solche Ueberwinterung aus physiologischen Gründen unmöglich“ und „daß Ahnung und Aukunft der Schwalben und andrer Zugvögel dieselbe sind jenseit des Mittelmeeres exakt genug beobachtet wurden.“ Man kann es ja allzährlich oft genug sehen, wie sich z. B. die Schwalben tagelang vor ihrem Wegzuge zusammenscharen, kleinere oder größere Flugübungen mit ihren Jungen anstellen, auf den Dächern der Kirchen oder hoher Häuser rasten, und Zeitpunkt und Art und Weise des Wanderzuges zu berathen und zu beschließen scheinen. Da sind eines Morgens die vertrauten Scharen verschwunden und andre an ihre Stelle getreten. Daß es andre sind, fremde aus nördlichen oder nordöst-

Digitized by Google

lichern Gegenden eingewanderte, man erkennt es sofort an der auffallenden Unbekanntschaft mit den speciellen Oertlichkeiten, wenn sie auch dieselben erhabenen Sammelplätze der hervorragenden Dächer zum Berathungsraume und dieselben Rohrteiche zur Nachtruhe aufsuchen. Nach längerer oder kürzerer Rast machen sie neuen Zuzüglern Platz, bis die letzten Züge aus dem höchsten Nordosten mit einzelnen Nachzüglern durch sind.

Inzwischen sind unsre Gäste wohl bereits am Strande des Mittelmeeres angelangt, immer von Station zu Station, wie sie ihnen von den Weggehenden geräumt wird, vorrücken gegen Südwesten hin. Angekommen an der Küste heißt es aber „günstigen Wind“ abwarten und sich kräftigen zum weiteren Fluge. Hier längs der ganzen Küste des Mittelmeeres versammeln sie sich denn nun auch zu größern Scharen, als wir sie im innern Lande beisammen sehen, und zu Millionen hat man sie an der Küste von Algier ankommend beobachtet, wo sie sich nach kurzer Erholung weiter und weiter ins Innere des großen, kompakten Festlandes verbreiten, das ihnen allen einen riesigen, reich besetzten Tisch bietet — aber freilich keine Heimat!

In ähnlicher Weise organisirt sich der Zug der meisten Wandervögel, wenn sie nicht, wie viele Arten und ganze Familien, einzeln oder in Familien und kleinern Gesellschaften wegziehen. Nur lassen sich diese Vorgänge bei den Städte und Dörfer bewohnenden Schwalben, sowie bei den menschenliebenden Störchen, bei den Kranichen und andern größern oder bekanntern Arten leichter beobachten.

Für die große Masse unserer Zugvögel ist also Afrika bis zum Aequator hinab, und vielleicht darüber hinaus, das gastliche Winterquartier. Dr. A. Brehm, Dr. R. Bierthaler und andere Ornithologen wußten viele unserer in Afrika überwinternden Vögel sehr gut von den dort heimischen derselben Arten zu unterscheiden, die sie längs des Nil bis Nesseres hin theilweise bei ihrer Ankunft wie bei ihrem Rückzuge nach Europa beobachten konnten und denen sie manches Mal „Grüße an die Heimat“ mitgaben.

Aber nicht alle Arten gehen gleichweit in diesen Erdtheil hinab; ja nicht einmal alle über das Mittelmeer hinüber. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Arten und Individuen bleibt in den nördlichen Küstenländern des Mittelmeerbeckens zurück: in Griechenland, der Türkei, Italien, Südfrankreich und der Pyrenäen-Halbinsel. So überwintern z. B. viele Sumpfschnepfen-Arten in den Sümpfen und Marennen dieser Länder und längs des Meeresstrandes. Andererseits gehen auch viele Strandvögel längs den Küsten Afrikas bis über den Aequator hinaus. Am weitesten nach Süden hin scheinen diejenigen Arten zu wandern, welche — vorgeschobene Posten der Tropenwelt auch im brillanten Kleide — am spätesten zu uns kommen, nicht gar weit nördlich gehen und am frühesten wieder abziehen, z. B. der Pirol, die Blauracke, der Bienenfresser; während umgekehrt die weit in den Norden unseres Erdtheils verbreiteten Arten früh ankommen, spät abziehen und nicht so weit in den Süden Afrikas vorzurücken scheinen, so daß man im allgemeinen aus der Zeit der Ankunft und des Wegzuges auf die Grenze der nördlichen Heimat sowie des südlichen Winteraufenthaltes schließen kann.

Die große Mehrzahl unserer Zugvögel wird aus solchen Sippen und Arten gebildet, welche an animalische Nahrung gebunden sind. Alle Reptilienfresser — Natternadler, Störche ꝛc. — müssen ein Klima aufsuchen, wo Schlangen, Eidechsen und Frösche nicht nöthig haben, sich vor dem Froste im Schooße der Erde und des Wassers zu verkriechen. Ebenso die Fischfresser — mit Ausnahme des schönen Eisvogels, der offne Gewässer in unserm Vaterlande aufzufinden weiß — und diejenigen Arten, welche sich an Fluß, Teich und Sumpf von Wassergewürm, Insektenlarven und dergl. nähren. Auch viele Raubvogelarten, die hauptsächlich an die Zugvögel gewiesen sind, wandern mit diesen aus, und jagen in Egypten wie daheim, ihre Heimatsgenossen. Daß alle jene Insektenfresser, welche ihre Beute vorzugsweise oder allein im Fluge erhaschen, aus unsern winterlichen Fluren auswandern müssen, liegt auf der Hand. Wird es doch den Schwalben, Seglern, Fliegenschnäppern an naßkalten Sommertagen oft schwer genug, ihr Leben kümmerlich zu fristen durch jene wenigen Fliegen, Mücken, Schnecken, welche sich vor der rauhen Witterung nicht sicher genug versteckt haben. Aber auch Sämerei fressende Vögel sind gezwungen, schneelose Klimate aufzusuchen, wenigstens solche Arten, welche die Sämereien vom Erdboden aufzusuchen gewohnt sind, z. B. unsere Wildtauben und manche Finken- und Ammerarten, während sie in schneeloser Wintern gänzlich oder mindestens so lange hier bleiben, als eine volle Schneedecke ihnen nicht die Möglichkeit der Ernährung raubt.

Von den Raubvögeln bleiben diejenigen Arten zurück, welche vom Raube größerer Thiere oder solcher leben, welche gleichfalls hier bleiben: Adler, Habicht, Sperber und die meisten Eulen finden auch im Winter reichliche Nahrung bei uns, wo es an Hasen, Wald- und Feldhühnern, Tauben, Sperlingen, Ammern, Meisen und Mäusen nicht mangelt; oder wissen sich, wie die nichts verschmähenden Allesfresser: Raben, Krähen, Elstern in Weiler, Dorf und Stadt durchzubringen. Von den mitteleuropäischen vier Würgerarten bleibt nur die eine — der große Würger, die Geißel der Meisen — bei uns zurück, während die übrigen drei nächstverwandten Arten zeitig und tief nach Afrika hineinwandern.

Daß nicht die Kälte an sich, sondern der durch dieselbe bedingte Nahrungsmangel es ist, welcher die Zugvögel von uns vertreibt, das beweist auch das Zurückbleiben mancher Insektenfresser, und merkwürdigerweise der kleinern und kleinsten unter ihnen. Die beiden Goldhähnchen-Arten, der Zaunkönig, der Baumläufer, sämmtliche sieben Meisenarten — mit Ausnahme der Beutel- und Bartmeise, die eine andere Nahrungsweise haben — ferner der Kleiber und sämmtliche Spechtarten streichen nur umher (Strichvögel), ohne auszuwandern. Aber sie nähren sich auch meist oder allein von solchen Insekten und deren Puppen, Larven und Eiern, welche sie an den Stämmen, Aesten und Zweigen der Bäume aufzufinden oder unter deren Rinde hervorzuholen wissen. Gerade sie gehören deshalb auch, weil sie Sommer und Winter hindurch rastlos jeden Zweig und jede Rindenspalte und Höhlung durchspähen, zu den nützlichsten aller Vögel, und sind recht eigentlich die Aufseherinn unserer Gärten und Wälder. Wie viele Millionen Ringelraupeneier allein mögen durch diese Raupen- und Larvenpolizei alljährlich vertilgt werden! Freilich werden sie zuweilen auf knappe Kost gesetzt, wenn nach starkem Reif Thauwetter oder Regen eintritt und neuer Frost die Zweige und Aeste mit einer Eisrinde überzieht. Doch ist das ein seltener und nie allgemeiner Fall. Die stärkeren Aeste bleiben doch theilweise frei, und es sieht sie nicht eben an. Selbst bei starkem Froste habe ich eine solche bunte Schar von Meisen, Baumläufern u. s. w. unter Ausführung eines Buntspechtes gar lustig und wohlgemuth Garten und Wald durchstreifen sehen, und vom sonnebeglänzten Schneestock herunter schmettert der kleine Zaunkönig im December und Januar sein helles Lied.

Wo endlich unsere Standvögel bleiben, das weiß Jedermann. Zieht doch der Schneewinter manche Feld- und Waldvögel, das Rankzeug eingeschlossen, mitten in die Städte und Dörfer, vor die Scheuern, auf die Düngerstätten, in die Vieh- und Futterställe, ja vor die Fenster, wie das dieser Ertrawinter recht oft und recht lange gethan. Wurde ich doch noch vor einigen Tagen gefragt, was das für schöne goldgelbe, fremde Vögel seien, die der strenge Winter zu uns auf die Straße gebracht. Und doch nistet der Goldammer, — denn ein solcher war's — sicher in dem Gartenzaun des Fragers.

Wäre übrigens die Frage der Ueberschrift etwas allgemeiner gefaßt, so ließe sich noch manches über unsre Wintergäste, sowie über die Zugvögel anderer Länder und Welttheile sagen. Vielleicht frägt einmal einer darnach.

Ende März 1865. Dr. E. Baldamus.

Hinauf zum Großglockner.

Es war ein warmer Sommerabend, als ich mich dem reizenden Heiligenblut näherte, und zwar als schlichter Fußgänger und ganz allein.

Da ich von Bad Gastein schon vor Tagesanbruch aufgebrochen war und vierzehn Stunden zurückgelegt hatte, war ich todtmüde, aber in mir glühte Alpenlust und Alpensport, und der Gedanke, morgen

Digitized by Google

eine der schwierigsten Fahrten auszuführen zu sollen, die der Alpensteiger kennt, war mir ein treibender Sporn. Frischen Muthes wanderte ich vorwärts und erreichte Heiligenblut in zwei Stunden. Das kleine Wirthshaus war überfüllt von Touristen aller Nationen und nur nach langem Hin- und Herreden gelang es mir, von dem ganz außer Fassung gebrachten Wirthe noch ein Unterkommen zu erlangen.

Heiligenblut ist das höchste Dorf in Deutschland. Es besteht aus ungefähr zwölf zerstreuten Hütten nebst einer schönen gothischen Kirche und den dazu gehörigen Pfarrhäusern. Es liegt in dem wilden Thale der Möll, aus dessen Hintergrunde sich die riesigen Formen des Großglockners und des Rauriser Tauern erheben.

Vor allem lag mir am Herzen, Erkundigungen über die Möglichkeit oder Thunlichkeit einer Großglocnerbesteigung einzuziehen, und da mir der Pfarrer als die geeignetste Person zu diesem Zweck empfohlen wurde, machte ich demselben gegen Abend einen Besuch. Ich traf ihn grade bei seinem Abendbrot, wozu er mich freundlich einlud. Sein Essen mundete mir jedoch besser, als seine Rathschläge; er that alles Mögliche, um mich von der Fahrt abzuhalten, da dieselbe mit unverhältnißmäßigen Gefahren und großen Kosten verknüpft sei. Er sagte mir, daß von 121 Versuchen, die während 17 Jahren gemacht worden seien, nur fünf geglückt wären. Bald waren es heftige Stürme gewesen, bald Mangel an physischer und moralischer Kraft, die das Unternehmen scheitern machten. Als er jedoch sah, daß mein Entschluß felsenfest stand, hielt er ebensowenig wie mit seinen Warnungen mit seinem guten Rath hinter dem Berge und ich habe mich gut dabei gestanden.

In meine kleine Herberge zurückgekehrt, fand ich in der allgemeinen Speise- und Rauchstube eine ungarische Familie, die mich, als ich eintrat, freundlich grüßte. Zwei hübsche junge Mädchen schienen sich ungemein über das Fremdenbuch zu amüsiren, und man merkte ihnen an, daß sie nur mit Mühe ein lautes Lachen unterdrückten. Ich setzte mich in einiger Entfernung von ihnen an einen Tisch und bemerkte, wie sie mich mit mitleidigen Augen anschauten. Entweder mochte meine schon bekannt gewordene Absicht, den Glockner zu besteigen, oder auch mein in Folge der Unterredung etwas niedergeschlagenes Aussehen eine sympathische Saite in dem Herzen einer der jungen Schönen angeschlagen haben, denn kurz nachdem sie ihrem Vater etwas zugeflüstert hatte, stand letzterer auf und trat, sich selbst als Graf K. vorstellend, auf mich zu mit der freundlichen Einladung, das bereits aufgetragene Abendbrot mit ihm zu theilen.

Ohne weitere Umstände nahm ich die freundliche Einladung an. Das bereits erwähnte Fremdenbuch lag noch auf dem Tische, und zwar gerade zwischen den beiden Damen. Ich erbat mich, einiges daraus zu übersetzen und verschaffte mir so die Gelegenheit, an dieser angenehmen Stelle Platz nehmen zu dürfen.

Unter den vielen Namen fanden sich auch die von Herrn und Frau Franz Joseph, besser bekannt unter dem Titel Kaiser und Kaiserin von Oesterreich, welche auf ihrer Hochzeitsreise einige Tage hier zugebracht hatten. Die Kaiserin hatte sich mit großer Naivetät zuvor erst eine Linie punktirt, um grade zu schreiben, welches sich andere junge Damen, beiläufig bemerkt, als probates Recept empfohlen sein lassen mögen.

Nach ein Paar gemüthlich verbrachten Stündchen wollte ich mich zur Ruhe begeben. Das kleine Eckchen, welches ich mit Mühe von dem Wirth zugestanden erhalten hatte, befand sich in der Speisekammer des Wirthshauses, wo ich in Gesellschaft von Schinken und Würsten behaglich einschlief.

Als ich andern Tags in der Frühe heraustrat, prangte mir ein herrlicher Morgen entgegen. Von Muth und Begeisterung beseelt, entschloß ich mich, noch denselben Tag die Besteigung des Glockners zu wagen. Ich ging sogleich zur Wohnung meines gestern schon auf Rath des freundlichen Pfarrherrn engagirten Hauptführers Lachner. Dieser, nachdem er mir guten Morgen geboten hatte, that mir die Ehre an, mich seiner Tochter vorzustellen und zwar bewerkstelligte er dies in der That auf eine äußerst primitive Weise, indem er dem Mädchen seine schwere Hand mit einer solchen Wucht auf die Schultern schlug, daß es fast in die Knie sank, und mit kräftiger Stimme zu ihr sagte:

„Lug, der Herre da geht mit mir die Berg hinauf, gib e'mal a Kußerle." Gehorsam schien jedoch keine ihrer hervorragenden Tugenden zu sein, denn schleunigst entwischte sie durch eine Thüre, die durch unverkennbare Spuren als Zugang zu einem Kuhstall gekennzeichnet war.

Lachner gab mir eine Liste von verschiedenen Sachen, mit denen ich mich zu versehen hatte, z. B. großen, mit spitzen Nägeln beschlagenen Schuhen, einem grünen Schleier gegen das Blenden des Schnees und dergleichen. Sodann musterte er meine ganze Persönlichkeit von oben bis unten, doch hiermit noch nicht zufrieden, befühlte er jetzt alle meine Glieder und Muskeln, um ihre Leistungsfähigkeit zu prüfen. Er schien mit dem Resultat der Untersuchung zufrieden, denn er nickte vergnügt mit dem Kopfe; aber meine Handschuhe! Die wollten ihm gar nicht behagen, denn er betrachtete sie mit höchst verdächtigen Augen. Damit auch er seine Vorrichtungen treffen könnte, verließ ich ihn mit der Verabredung, daß wir uns um vier Uhr Nachmittags zum Abmarsche bei dem Wirthshause treffen wollten.

Heiligenblut mit dem Großglockner.

Meine Absicht den Glockner zu besteigen war mittlerweile im ganzen Dorfe bekannt geworden. Ueberall wo ich mich blicken ließ, kamen die Leute an die Thüren gelaufen und die Bemerkungen, die ich rechts und links hören mußte, waren eben nicht gerade die schmeichelhaftesten, weshalb man mir erlauben möge, die Veröffentlichung derselben zu unterlassen.

Endlich schlug es vom Thurme vier Uhr. Als ich vor das Wirthshaus trat, fand ich dort das halbe Dorf versammelt, worunter auch der Pfarrer und meine drei Führer, Pichler, Lachner und Kramser waren. Als es mir schien, daß ich der gaffenden Menge genug gethan hätte, machten wir uns nach einem allgemeinen Händeschütteln auf den Weg. Aber der ganze Troß, worunter auch die ungarische Familie, lief hinten nach. Am Ende des Dorfes wurde abermals ein Händeschütteln vorgenommen.

Nun mit meinen Führern allein gelassen, kam es mir erst vor,

Digitized by Google

als ob ich wirklich auf dem Wege sei. Den Ufern der Möll folgend, bewegten wir uns allmählich in der Richtung des Großglockners hin und erreichten nach etwa fünfstündigem Marsche durch die mittlere Alpenregion, welche dem Berggewohnten nichts Besonderes darbot, die erste Ruhestation, die Ochsenhütte, ein kleines Obdach, 6240 Fuß über der Meeresfläche gelegen, woselbst wir wenige Stunden der Ruhe pflegten. Bald nach Mitternacht wurde ich von Lachner geweckt und nach einem kleinen, in der Geisterstunde eingenommenen Imbiß setzten wir beim Scheine der Laterne unseren Weg in die eigentliche Bergwelt fort. Die Nacht war schön und klar, die Sterne funkelten in seltener Pracht; die magischen Lichter, welche unsere Laternen auf die Felsen warfen, ließen die grotesken Formen derselben in märchenhaften Gestalten erscheinen. So gingen wir einer hinter dem andern schweigend weiter, unsere Schatten hüpften auf und nieder mit den Bewegungen der Laterne, die ganze Situation versetzte mich in eine traumhafte Aufregung. Siehe, da erhebt sich plötzlich vor uns in der Mitte des Pfades eine gespenstige weiße Riesengestalt; zwar bin ich kein Geisterseher, ich muß jedoch gestehen, daß sowohl ich als meine Führer einen Augenblick stockstill stauden. Die weiße Nebelgestalt war der Staub eines temperären Wasserfalles. Das anhaltend warme Wetter hatte den Schnee in den höchsten Regionen geschmolzen, und die angesammelten Wasser stürzten sich von einer ungeheuren Höhe gerade über unsern Pfad in den Abgrund hinunter. Unser Weg führte grade durch diesen Staubbach hindurch und wir mußten uns daher nolens volens zu diesem kalten Bade bequemen. Der ohnehin schon gefährliche Weg wurde durch das herabfallende Wasser eben nicht gerade verbessert, und wir waren deshalb froh, als wir glücklich an der andern Seite angekommen waren.

Seitdem wir die Ochsenhütte verlassen hatten, war das Thermometer plötzlich unter Null gefallen. Wir waren an der unteren Grenze der Gletscher angekommen; der Schutt der Moränen war hartgefroren und unsere Bärte und Haare ganz weiß bereift, so daß wir wie ehrwürdige Greise aussahen. Bedächtig schritten wir über die Gletscher vorwärts, zumal sich neuerdings mehrere Spalten gebildet hatten, welche umgangen werden mußten. Die Dicke des Gletschereises hat hier, nach einer im Jahre 1848 von Schlagintweit angestellten Berechnung, die Mächtigkeit von 1342 Fuß. So ging es weiter bis zur Scharte, einem mit Schnee, Eis und Felsgeröll gefüllten Hohlwege. Auf dem Wege dahin mußten wir mehrere Eisspalten vermittelst darüber gelegter Leitern passiren. Ich machte mir das Vergnügen, mich über eine Spalte auf die Leiter hinzulegen und langsam eine brennende Laterne in den Abgrund hinabzusenken; der Anblick, der mir zu Theil wurde, ist nicht mit Worten zu beschreiben, das klare, durchsichtige Eis schimmerte in allen Farben des Regenbogens, die sich in der untersten Tiefe des Crystallpalastes in dunkles Blau auflösten, während das Flämmchen der Laterne in dem zauberischen Halbdunkel wie ein Irrlicht auf und nieder hüpfte und Tausende von Reflexen aus den transparenten Wänden der phantastischen, unterirdischen Gemächer lockte.

Allmählich brach der Tag an; die Sonne, welche sich nun vor unseren Augen entfaltete, wurde in wachsender Schönheit immer herrlicher. Im Osten noch glänzten die Gösnitzer Berge dem vorrückenden Tageslichte entsprechend in wundervollen, immer lebhafter werdenden Farben, und während wir einen Augenblick still standen, die großartige Aussicht zu genießen, hörten wir in zart verhallenden Tönen die aus der Tiefe kommenden Klänge der Kirchglocken in Heiligenblut, welche die Dorfbewohner zum Morgengebet riefen; auch wir knieten nieder zum Gebet. Viele tausend Fuß erhaben über allen menschlichen Wohnungen, in der stillen Einöde von nackten Felsen und Eisfeldern, wanderten die Blicke meilenweit über einförmige Schneeflächen, wo noch immer die blauen Schatten der Nacht lagerten, während die höchsten Spitzen des Großglockners, scharf hervorragend in den tief ajurnen Himmel, von dem Schein der aufgehenden Sonne mit den zartesten Tinten rosenfarbener Seemuschelr angehaucht waren. Gegen Tyrol zu offenbarten sich in herrlicher Bestimmtheit die ganze Kette der Alpen vom Zillerthale bis zum Oertler, ja man konnte die scharfen Profile der weit entfernten Berge von Graubündten in der Schweiz genau mit den Augen verfolgen, während das Tiefland noch in Nacht gehüllt war.

Die höchste Großglocknerspitze.

Doch von Kärnthen und Salzburg her erhoben sich schwarze, verhängnißvolle Wolken und jagten schnell zu uns herüber. In wenig Augenblicken war das ganze prachtvolle Panorama verschwunden, die entgegengesetzten Luftströmungen kämpften mit einander, bald standen wir in den dichtesten Nebel gehüllt, bald zerrissen die Schleier, die sich über die vor uns liegende Welt ausgebreitet hatten. Jetzt erfaßte uns das Wetter mit den Armen des Sturmes, wir schienen in die Nacht zurückgesunken, ein Hagelschauer kleiner Eisstückchen rieselte mit solcher Behemenz über unsere Häupter dahin, daß wir deutlich den klingenden Schall vernahmen, den sie im Aneinanderprallen von sich gaben.

Ermüdet und beinahe außer Athem erreichten wir endlich die Adlersruhe, einen kühn vorspringenden Felsen, der, von schützenden

Digitized by Google

Wänden umgeben, eine erwünschte Zuflucht gegen den Sturm gewährte. Hier warteten wir über eine Stunde, und als endlich die Sonne durchbrach, schien der Großglockner plötzlich so nahe vor uns, daß es mir vorkam als ob ich einen Schneeball hinüberwerfen könnte, obwohl wir doch noch weiter als zwei Stunden von ihm entfernt waren.

Wir hatten keine Zeit zu verlieren und machten uns daher alsbald wieder auf den Weg. Bald gelangten wir zu einer Stelle, welche durch ihre eigenthümliche Formation uns in Gedanken bis zur Erschaffung der Welt zurückversetzte; wir konnten uns des Eindruckes nicht erwehren. Es war eine ungeheure Felskluft, welche von der Natur, wie es schien, durch zwei mächtige, zufällig da hineingefallene Felsblöcke überbrückt war; der gefährliche und schwindelnde Weg führt dicht an einem Wasserfalle her, der durch den finstern Abgrund der Felsschlucht sich seine Bahn sucht.

Glücklich an der anderen Seite angelangt, erreichten wir endlich nach einer Stunde angestrengten Steigens den eigentlichen Anfang des Eiskegels des Großglockners. Starr und kalt erhebt sich derselbe bis zu einer Höhe von 2000 Fuß, und zwar so steil, daß der Schnee an einigen Stellen nicht haften kann und das schwarze Angesicht des nackten Riesen hindurchblickt.

Die Steigeisen wurden nunmehr angelegt und Kramser, der jüngste der Führer, machte jetzt den Beginn der eigentlichen Besteigung, indem er als tapferer Vorposten vorauskletterte, um Stufen für uns in den Schnee zu hauen. Zum Glück hatte es, trotz des warmen Wetters unten im Thal, in diesen Regionen kürzlich bedeutend geschneit, wodurch die Ersteigung einigermaßen erleichtert wurde, indem noch lockerer Schnee das feste Eis bedeckte und uns festeren Fuß fassen ließ. Es wurde mir ein Seil um den Leib gebunden, welches Pichler, immer einen Schritt mir voranschreitend, mit nerviger Hand festhielt. Und so ging es in den ausgehauenen Stufen aufwärts.

Das Thermometer war etwas gestiegen, und die Luft nicht unangenehm. Die Ersteigung der ersten Spitze ist überhaupt mehr ermüdend als gefährlich, — wenigstens für jemanden, der nicht an Schwindel leidet — und in $^3/_4$ Stunden hatten wir dieses erste Ziel erreicht. Es war $^1/_2$ elf Uhr Morgens, das Thermometer abermals um 3 Grad gestiegen. Lachner und ich legten uns auf den Schnee um von den gehabten Anstrengungen auszuruhen. Die beiden andern Führer aber trafen die Vorbereitung zur weiteren Besteigung; in einer halben Stunde war alles fertig.

Sie hatten einen starken Alpenstock in den Schnee getrieben und zwei Seile daran befestigt; das eine derselben nahm Lachner in seine Hand, während mir das andere um den Leib geschlungen und von Kramser, der zu diesem Behuf bei uns zurückgeblieben war, festgehalten wurde. Es ist nämlich die erste Spitze von der zweiten höheren, durch einen etwa 62 Fuß breiten Abgrund getrennt, der jedoch von einem durch Eis und Schnee gebildeten steilen Zwischengrat überbrückt wird. Dieses ist die gefährlichste und schwierigste Stelle der ganzen Besteigung. Lachner und ich setzten uns auf den Schnee und rutschten einer dicht hinter dem andern auf einer steilen Schneefläche etwa 80 Fuß hinab um zu jener Brücke zu gelangen, die andern Führer folgten uns von ihren Alpenstöcken unterstützt. Nun mußten wir über den 21 Fuß langen Grat, der auf seiner Oberfläche nicht mehr als zwei Fuß, ja an einigen Stellen nur 15 Zoll breit ist, ohne daß rechts oder links sich eine Erhöhung befände. Auf der einen Seite blickt man in eine Tiefe von 2740 Fuß, an der andern gähnt ein Abgrund so tief und schauerlich, daß ich mich schon vor Betretung der Brücke an die Felsen lehnen mußte um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden. Doch das Vertrauen auf meine Führer, die sich bisher so tüchtig bewährt hatten, hielt meinen Muth aufrecht. Jetzt überschritt Pichler mit einem Strick versehen vorsichtig den Grat, während Kramser stehen blieb, um den Strick festzuhalten. Nun wurde der Strick straff angezogen, und bildete auf diese Weise eine Art von Geländer, welches zum Anhalten über diesen schwindelnden Pfad dienen konnte. Lachner trat nunmehr auf den engen Pfad voran, ehe er jedoch weiter schritt, wandte er sich nochmals nach mir, um einen prüfenden Blick auf mich zu werfen. Ich aber, genau in seine Fußstapfen tretend, mit der einen Hand mich an seinem Gürtel, mit der andern an jenen Strick anklammernd, weder zur Rechten noch zur Linken blickend, gelangte so in wenigen Sekunden glücklich hinüber.

Jetzt hatten wir noch die zweite Spitze zu ersteigen, welche 280 Fuß höher, aber noch bei weitem steiler ist, ja an einigen Stellen fast senkrecht abfällt, so daß die schwarzen, nackten Felsen hervortreten. Drei dieser Stellen konnten nur mit Hilfe unserer Leiter erklommen werden; die auch hier in den Schnee gehauenen Fußtapfen gaben meinen Tritten Halt, zumal der hinter mir gehende Führer dabei meine Ferse auf höchst praktische Weise vor dem Ausgleiten sicherte.

Gegen 11 Uhr hatten wir alle Gefahren und Mühseligkeiten überwunden, alle Schwierigkeiten siegreich bestanden, denn wir befanden uns jetzt auf der höchsten Spitze des Berges, dem höchsten Punkte Deutschlands: 12,280 Fuß über der Meeresfläche. Die Luft war schneidend, fein und kalt, aber in diesem Momente so still, daß eine angezündete Wachskerze ohne Bewegung darin brannte. Das kleine Plateau, worauf wir standen, war beinah rund, und maß nur 9 Fuß im Durchmesser. Auf allen Seiten stürzt der pyramidalische Kegel steil in die unabsehbare Tiefe, ich glaube der Glockner ist der spitzeste Gipfel, der jemals erstiegen wurde.

Für alle Gefahren und Mühen sahen wir uns reichlich belohnt, wir gedachten ihrer nicht weiter, als sich die unbeschreibliche Schönheit dieses Anblickes vor unsern Augen entfaltete. Im ersten Momente erschien mir alles verworren und wie im Traume schweiften meine Augen über die zu meinen Füßen liegende Welt. Wonnetrunken folgten meine Blicke den weißen Wölkchen, die durch die reinen Lüfte segelten. Ich fühlte mich in meine Kinderjahre versetzt, wo mir meine Mutter erzählte, diese Wölkchen seien die Lämmer des Himmels, über welche die Engel zu wachen hätten. Hier war ich nun mitten unter ihnen, aber ich fühlte wohl, daß ich selbst weder ein Lamm noch ein Engel war; dies schien das himmlische Völkchen auch zu wissen, denn obschon grade auf uns zukommend, so daß ich sie beinahe mit Händen hätte greifen können, wichen sie doch plötzlich dem Berge aus, als ob sie über die fremden Gäste, die so ungeheten in ihre Einsamkeit sich eindrängten, erschrocken gewesen wären.

Gegen Süden hin schweifte das Auge über Gebirge und Thalgründe fernhin bis zum Adriatischen Meer. Gegen Norden ließen sich die weitgestreckten Ebenen des bairischen Flachlandes bis zu den waldreichen böhmischen Gebirgen hin verfolgen. Im Osten zeigten sich die zackigen Spitzen der bairischen Hochgebirge in wunderbarem Formenreichthum, während der riesige Ortler nach Westen zu wie ein Wächter der nerischen Alpen dastand. Dort ragte der Großvenediger aus einem Meer von Wolken hervor und badete sein silbergraues Haupt in den tiefblauen Himmelslüften. Um uns herum in nächster Nähe gewahrte das Auge nichts als einförmige Felder von Schnee und Eis, in denen alles Leben erstorben schien, ein Anblick der wunderbar mit den hundertfach abgestuften Färbungen der Fernsicht contrastirte. Keine menschliche Sprache ist reich genug, von diesem Panorama je ein auch nur annähernd entsprechendes Bild zu entwerfen.

Zwei Stunden, die wir in dieser verklärten Welt zugebracht hatten, verschwanden mir so schnell, daß sie mir wie der Traum eines kurzen Augenblickes vorkamen und nur mit dem größesten Widerstreben konnte ich mich entschließen den Rückweg anzutreten.

Abends um 7 Uhr kamen wir glücklich und wohlbehalten wieder nach Heiligenblut hinunter. Der Pastor, welcher uns durch das Fernrohr beobachtet hatte, kam uns mit dem ganzen Dorfe entgegen. Wir wurden mit großem Jubel empfangen und so war ich denn einmal im meinem Leben der Held des Tages gewesen!

A. W.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

beläuft sich die Summe der bis heute eingegangenen Gaben auf ca. 700 Thlr. Die Quittung folgt im nächster Nummer.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Kornig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wiltig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im April 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 30.**

Die nächsten Ziele des Rettungswerkes zur See.

In dem Aufrufe des Daheim zur Förderung unseres deutschen Rettungswesens wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß dieser Gegenstand beim deutschen Volke offenes Herz und offene Hand finden würde. Unsere Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Bis zu diesem Augenblicke sind bei der Redaction 820 Thlr. Beiträge eingegangen. Das ist ein schöner Anfang; er zeugt davon, daß Humanität und Mitgefühl im Herzen unseres Volkes wach und stets bereit sind, mit der That dort zu helfen, wo es Noth thut.

Die obige Summe reicht bereits hin, um die Ausführung des Rettungswerkes zu beginnen. Es ist deshalb an der Zeit, mit den Grundzügen des Planes, nach dem die Sicherung unserer Küsten erzielt werden soll, vor die Oeffentlichkeit zu treten und unseren Lesern ein klares Bild von dem zu geben, was zunächst dafür zu geschehen hat.

Allein die preußische Ostseeküste hat eine Länge von 111 deutschen Meilen, in deren Nähe eine jährliche Schifffahrtsbewegung von über 15000 Fahrzeugen stattfindet. Es ist daher nur natürlich, daß jährlich eine bedeutende Zahl Strandungen stattfindet, bei denen eine Menge kostbaren Gutes und noch kostbarerer Menschenleben verloren geht. Die Zahl der im Jahre 1864 an dieser Küste vorgekommenen Strandungen beläuft sich auf 67. Der bei weitem größte Theil dieser unglücklichen Schiffe wird durch die Gewalt der Elemente an die Küste geworfen und ist dem Verderben geweiht, wenn ihnen nicht vom Lande aus mit eigens dazu construirten Apparaten Hilfe geleistet wird. Diese Hilfsmittel bestehen aus Rettungsbooten, mit denen ich bereits in Nr. 18. dieses Blattes unsere Leser bekannt zu machen gesucht habe, und aus Raketenapparaten. Letztere sind für den Fall, daß das Boot bei besonders schweren Stürmen die Brandung nicht überwinden kann, dazu bestimmt, mit Hilfe einer Rakete ein Tau über das gestrandete Schiff zu feuern und dadurch die Mannschaft in einem daran hin- und hergezogenen Rettungsstuhle an das Land zu schaffen. Unsere meistens flach auflaufenden Küsten bedürfen auf den einzelnen Rettungsstationen sowohl Boot als Raketenapparat.

Schon seit zehn Jahren besitzen wir an der preußischen Küste 19 von der Regierung eingerichtete Stationen, die theils mit Booten, theils noch mit Mörsern (Raketen sind eine neuere Erfindung) ausgerüstet sind. So dankenswerth diese staatlichen Einrichtungen sind, so reichen sie einerseits nicht aus und können andererseits dem beabsichtigten Zwecke nicht in der Weise dienen, wie man erwarten sollte. Um dies zu erklären, führe ich an, was ich bereits an einem andern Orte über das Rettungswesen zur See in Bezug auf diesen Punkt gesagt: „Wo es sich darum handelt, die Rettung von Menschen mit eigener Lebensgefahr zu bewirken, liegt es in der menschlichen Natur, äußerliche vom Staate durch Anstellung und Gehalt auferlegte Pflichten in den geringst zulässigen Grenzen zu erfüllen. Soll dies zweckentsprechend in äußerstem Maße geschehen, so müssen innere Motive mitwirken: Menschenliebe, Selbstverleugnung und Aufopferungsfähigkeit, Eigenschaften, welche keine Bezahlung von Seiten des Staates, wohl aber der Gemeinsinn und die Unterstützung der öffentlichen Meinung zu erwecken vermag, wenn das ganze Volk an dem Rettungswesen thätigen Antheil nimmt, die Mittel zu den Apparaten schafft und die Thaten der Bootsbesatzungen nicht nur mit Gelt belohnt, sondern ihnen auch auf geeignete Weise ein dauerndes und ehrendes Andenken der Nation bewahrt." Den Beweis für diese meine Ansicht glaube ich dadurch liefern zu können, daß in England, wo das Rettungswesen bis zum Jahre 1850 von der Regierung reformirte, in 26 Jahren 6716 Personen, dagegen seit 1850 bis zum Schlusse des vorigen Jahres, also in nur 15 Jahren, während welcher Zeit das Rettungswesen in den Händen des Volkes ruht, 7580 Personen den Wellen entrissen sind. Ebenso haben die vorhandenen Rettungsanstalten an unserer Ostseeküste fast gar nichts geleistet, während die seit 1861 an unsern Nordseeküsten entstandenen drei Vereine bereits 70 Menschenleben gerettet haben, obwohl sie erst über 12 Stationen verfügen und die ganze gefährliche Westküste von Schleswig-Holstein noch jedes Apparates entbehrt.

Außerdem befinden sich auf den oben angeführten 19 preußischen Stationen nur 4—5 Boote, die den Anforderungen genügen, welche man gegenwärtig an ein wirksames Rettungsboot stellen muß. In dieser Beziehung hat die Technik in der Neuzeit die wichtigsten Verbesserungen geschaffen und um glückliche Erfolge zu erzielen, müssen deshalb neue Boote beschafft werden.

Digitized by Google

Um die Ostseeküste zunächst so weit zu sichern, als dies in menschlicher Macht steht, bedürfen wir 35—40 Stationen, deren vollkommene Einrichtung 70—80,000 Thlr. beanspruchet, während die Kosten ihrer jährlichen Unterhaltung sich nur auf 4—5000 Thlr. belaufen.

Hauptsächlich sind es jedoch drei Punkte unserer Küste, die der Schifffahrt besondere Gefahr bringen, wo die meisten Strandungen stattfinden und wo eine baldige Abhilfe Noth thut. Diese Punkte sind Leba, Rügenwalde und Treptow. Als ich im Daheim die Sache anregte, die von der Redactien mit so warmem Interesse aufgenommen und gefördert wurde, hatte ich diese drei Punkte zunächst im Auge. Die eingegangenen Beiträge reichen fast schon hin, um auf Leba die erste vollständige Bootsstation einzurichten; nach dem in letzter Zeit so reichlichem Zufinsse von Beiträgen, nimmt die Redaction mit Sicherheit an, binnen kurzem die Summe voll machen zu können. Die Kosten eines aus der Hamburger Fabrik zu beziehenden Rettungsbootes von 30 Fuß Länge aus canellirtem Eisen mit vollständigem Inventar, Transportwagen, Schuppen und Aufstellung betragen circa 1000 Thlr; hält die thatkräftige Theilnahme noch weiter an, so soll gleich der Raketenapparat dazu angeschafft werden, dessen Kosten sich auf ungefähr 7—800 Thlr. stellen, so daß die vollständig eingerichtete Station 18—1900 Thlr. beanfpruchet. Ist dies erreicht, so soll die nächste Anschaffung von weiter einlaufenden Geldern des Daheim ein Raketenapparat für eine brave, bewährte friesische Station sein. Mit der Einrichtung der ersten Bootsstation kann und soll schon in nächster Zeit vorgegangen werden, da es von größter Wichtigkeit ist, daß wenigstens die drei erwähnten Küstenpunkte noch vor den Herbststürmen gesichert werden. Immerhin fehlen zur Erreichung dieses ersten Zieles aber noch 180 Thlr. (abgesehen von den 800 Thlr. zu dem unumgänglich nöthigen Raketenapparat) auf deren baldiges Zusammenkommen ich jedoch zuversichtlich hoffe, da der Leserkreis des Daheim mit einem so schönen Beispiel vorangegangen ist und ohne Zweifel auch ferner ein reges Interesse für einen so edlen und humanen Zweck bewahren wird. Es sind mir außerdem auch von andern Seiten so günstige Aussichten auf Beiträge eröffnet, daß ich schon jetzt die Erwartung aussprechen darf, in diesem Jahre noch mehr als drei Punkte mit Apparaten ausgerüstet zu sehen.

In Stettin habe ich zu diesem Zwecke die Bildung eines Rettungsvereines für die Ostseeküste angeregt. Mein Vorschlag ist dort mit der größten Bereitwilligkeit und dem freundlichsten Entgegenkommen aufgenommen werden und wenn die eigentliche Constituirung bis jetzt noch nicht stattgefunden hat, so ist dies Schuld von nicht zu umgehenden Formalitäten, denen der Verein nach den bestehenden Landesgesetzen unterworfen ist und deren Erfüllung immer eine gewisse Zeit beanspruchet. Ich darf jedoch hoffen, daß die Constituirung in wenigen Wochen stattfinden wird.

Bis dahin haben die Herren Capitän Schwartz und Nüske, Experten der preußischen Seeversicherungsgesellschaften in Stettin, sowie ich selbst die Leitung der Sache in die Hand genommen und alle Vorbereitungen getroffen, um sie möglichst zu fördern. Sobald der Verein constituirt ist, werden wir ihm die Fortführung des unter so günstigen Auspicien begonnenen Werkes übergeben und dürfen bereits jetzt dem Publicum die Zusicherung geben, daß die Sache dann in guten Händen ruhen, auf das Zweckmäßigste eingerichtet und energisch gefördert werden wird.

Um die Wirksamkeit der einzelnen Stationen möglichst zu erhöhen, ist es sehr wünschenswerth, sie in gewissem Grade unter eine einheitliche Oberleitung zu stellen, damit die gegenseitigen Erfahrungen ausgetauscht und benutzt und die Stationen nach einem gleichen System eingerichtet werden. Außerdem wirkt eine solche Zusammengehörigkeit auch in anderer Weise höchst nützlich, um das Interesse des Volkes und der Beitraggeber stets rege zu halten. Es ist nicht nur wünschenswerth, sondern nach den mir zugegangenen Mittheilungen sehr wahrscheinlich, daß einzelne Stärke ganze Stationen errichten und unterhalten werden. Es kann dann leicht der Fall eintreten, daß solche Stationen — in Jahren seine Gelegenheit zu Rettungen haben. So erfreulich dies nur sein kann, wird die natürliche Folge eines solchen Falles doch immer ein Erkalten des Interesses von Seiten der Beisteuernden sein. Sobald jedoch ein gemeinsamer Verband sämmtliche deutsche Rettungsstationen umschließt, werden die auf einem Punkte ausgeführten Rettungen, sei dieser bei Memel oder an der Ems, jedem Geber die gleiche Genugthuung gewähren und das ganze Volk interessiren. Ich habe deshalb zu diesem Zwecke mit den Vorständen der drei Vereine an der Nordseeküste Verbindungen angeknüpft und bei ihnen das größte Entgegenkommen gefunden. Nach Constituirung des Stettiner Vereines wird eine Zusammenkunft von Delegirten der vier Vereine stattfinden, welche darüber berathen werden, bis zu welchem Grade eine gemeinschaftliche Leitung des deutschen Rettungswesens nöthig und thatsächlich ist.

Das schöne Werk verspricht demnach einen gedeihlichen Fortgang und wenn auch noch bedeutende Summen erforderlich sind, um es zur Vollendung zu bringen, so dürfen wir uns doch der Hoffnung hingeben, daß die stets wachsende Theilnahme des deutschen Volkes für das Rettungswesen bald die nöthigen Mittel herbeischaffen wird. Möge nur ja die Gebelust nicht erkalten, denn das Errungene reicht kaum für den ersten Anfang, möge das Beispiel vielmehr jedem, der dies liest, ein Sporn nicht zu schlaffer Sympathie sondern zu opferwilliger Nachahmung sein, — die Redaction ist fort und fort bereit, Gaben entgegen zu nehmen. Vor allen Dingen ist ein guter Anfang gemacht und eine Station bereits so gut als geschert. Sie wird den Namen „Daheim“ tragen und hoffentlich manchen braven Seemann aus der kalten Flut erretten, um ihn seinen Lieben wiederzugeben. Aber schon jetzt statte ich allen edlen Gebern, welche sich an dem Unternehmen betheiligt und dazu beigetragen haben, die erste Rettungsstation aus der Mitte des Volkes an unserer Ostseeküste in das Leben zu rufen, im Namen meiner Fachgenossen meinen innigsten Dank ab. Gott wird sie dafür segnen und ihre That in unseren Herzen eine bleibende Stätte der dankbarsten Erinnerung finden.

Werner, Corvetten-Capitän.

Künstlers Leid und Freud.

Novelle von H. Marcotin.

(Fortsetzung.)

Die Scene, die Hulda ihrer Freundin erzählt, hatte jedoch beider Beziehungen auf einen solchen Spannpunkt getrieben, daß eine Erklärung nothwendig geworden war, zumal da Ernst wohl begriff, daß Meyer, indem er seinem Wunsche, Lia nicht zu kränken, nachgegeben, ihm ein großes Opfer gebracht hatte.

Am Tage, wo die verlassene Lia so unerwarteter Weise einen Freund und Beschützer gefunden hatte, war Ernst in Hermanns Atelier gekommen, um mit ihm zu sprechen, hörte aber hier, daß dieser hinterlassen hätte, im Falle er ihn besuche, möge man ihm sagen, er wünsche ihn nach vier Uhr im Café X* zu sprechen. Der junge Mann machte sich noch einige Gänge und schon gegen drei Uhr befand er sich am besagten Orte. Es war in diesem Kaffeehause, wo die ganze fashionable Jugend sich gewöhnlich in den ersten Nachmittagsstunden einfand, um die Neuigkeiten des Tages zu erfahren und sich über die Vergnügungen des Abends zu verständigen.

Die erste Person, welche der eintretende Ernst bemerkte, war der Assessor Merkel, welcher mit einem Offiziere an einem Tische saß und eifrig zu sprechen schien. Er hatte einen Arm in einer Binde, und ein schwarzes Heftpflaster zeigte, daß er auch im Gesichte verletzt sei. Ernst, obgleich er eine wohlbegründete Antipathie gegen den Assessor fühlte, konnte dennoch nicht umhin, da dieser das Haus seiner Eltern besuchte, ihn zu grüßen und sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Schlecht, wie Sie sehen,“ erwiederte Merkel, „doch jedes

Digitized by Google

Uebel hat seine gute Seite, ich werde meine Eitelkeit, ein guter Reiter zu sein, wohl aufgeben müssen. Sehen Sie, lieber Arkheim, wie mich der Schimmel meines Onkels zugerichtet hat!"

„Es hat doch nichts zu sagen?" fragte Ernst höflich.

„O gar nichts," erwiederte der Assessor, „doch der Schimmel soll mir's bezahlen!" setzte er grimmig lachend hinzu. Ernst grüßte und setzte sich an einen andern Tisch, bestellte eine Erfrischung und nahm eine Zeitung in die Hand. Merkel hingegen fuhr fort, sehr eifrig mit dem Offizier zu sprechen.

„Es bleibt mir unbegreiflich," sagte dieser, „daß Dein Beobachter Dir noch keine Nachricht gebracht hat."

„Mir auch," erwiederte der Assessor, „aber ich gebe Dir die Versicherung, daß er nach Sonnenuntergang schon in sein Versteck kriecht und es erst am hellen Tage verläßt. Seit vorigen Freitag ist der Kerl nicht wieder zum Rendezvous gekommen ... Was soll ich thun? ... wirst Du mir endlich Recht geben, wenn ich Genugthuung für die mir zugefügte schmähliche Beleidigung bei dem Mädchen selbst suche?"

„Höre Franz!" sagte der Offizier, indem er sich den Schnurrbart kräuselte, „Du kennst mich seit langen Jahren und weißt, wie ich über Deinen ganzen Liebeskram denke. Wahrhaftig, ich hab's mir immer gedacht, daß es einmal so kommen würde, — und unter uns gesagt, hast Du es auch ein bischen verdient. Das Mädchen gibt Dir ein Rendezvous — sagst Du — und Du nimmst es an; statt sie aber dort zu treffen, findest Du einen andern Galant der Dame, der Dir das Fell vollhaut; ... ja, sieht Du, lieber Junge, das ist die Wiederholung einer alten Geschichte, und als ich im vorigen Jahre in Paris war, hörte ich sie im Théâtre français von Fräulein Rachel. Ich sage Dir, süperbes Frauenzimmer, Franz! — das Stück hieß Andromaque und ist von Racine — Augen hat sie — wie brennende Kohlen! ..."

„Geh zum Teufel mit Fräulein Rachel! oder rede vernünftig!" rief Merkel ärgerlich.

„Nun, sei doch gekränkt!" fuhr der Offizier gelassen fort, „es kommt alles zur rechten Zeit in dieser Welt; nur der Tag, wo Papa den Wechsel schickt, — der kommt immer zu spät. In dem Stücke bist Du der Sohn des Achilles, — Dein Andromächen heißt Hermione und jener Cuidam mit den groben Fäusten heißt Orestes. Sieh, in der Tragödie kämft Du schlimmer davon, denn der Orestes sticht Dich todt ... also kannst Du noch zufrieden sein ..."

„Bist Du toll oder hast Du zu viel getrunken?!" rief Merkel. Doch ohne sich im geringsten stören zu lassen, fuhr der Offizier mit der größten Ruhe fort:

„Eigentlich bist Du auch in der Tragödie nicht so schlimm daran, denn wenn Du leben geblieben wärest, wären doch alle Deine Pläne vereitelt gewesen ... Du wolltest Dich nämlich in dem Stücke mit einer gewissen Andromache verheirathen — die Wittwe des Trojanischen Hectors, besinnst Du Dich: „Will sich Hector ewig von mir trennen?" ... ja, nun sieh, — wärest Du am Leben geblieben, hättest Du Dich wahrscheinlich auf den Kopf stellen können, und Du hättest die Wittwe, wenn sie von Deinem früheren Verhältnisse mit Fräulein Hermione etwas erfahren, doch nicht zur Frau bekommen! Nimm Dich in Acht, Fränzje! Fran von Fahrsdorf, Deine Zukünftige, ist eifersüchtig wie zehn Hermionen ... Verstanden? ... Aber die Rachel hättest Du sehen sollen — ich sage Dir ... noch nicht dagewesen!"

„Du bist ein närrischer Kauz, Ferdinand," sagte Merkel, „hast aber so ganz Unrecht nicht. Du selbst gabst mir den Rath, einen Spion aufzustellen, um meinen Nachfolger ausfindig zu machen."

„Ganz recht," erwiederte der Offizier, „und hätte Dein Dummkopf ihn ausfindig gemacht, so hättest Du zu ihm gehen und ihm etwa Folgendes sagen müssen: „Mein Herr — aber Franz, wenn Du etwas Pathetisches sagen willst, setze nicht einen Fuß vor den andern, wie sie das hier zu Lande thun — nicht mehr Mode, mein Junge! — in Paris immer Hacken beim Pathos auf derselben Linie, wie beim Stillgestanden!" — „Mein Herr, des Nachts gelten die Fäuste, — bei Tage die Klingen — ich fordere Sie!" — nur bei solchen Sachen keine Phrasen, Franz! — kurz, bündig, aber Pathos."

„Nun und jetzt ... was räthst Du mir jetzt?" fragte Merkel.

„Jetzt," erwiederte der andere, „kann ich Dir nur einen Rath geben, bade Deinen Arm tüchtig mit Zinkwasser und trinke keine erhitzenden Getränke!"

„Also Du weißt mir nichts zu rathen? ... Wie wäre es denn, wenn ich statt meines mir unbekannten Nachfolgers mir den Bräutigam als dessen Stellvertreter auserwählte und ihn mit den Liebesabenteuern seiner Heißgeliebten bekannt machte?"

Der Offizier sah den Assessor von oben bis unten an.

„Trinke sogar keinen Kaffee mehr, Franz," sagte er, „er erhitzt Dich zu sehr — Du hast in diesem Augenblicke eine Gemeinheit gesagt ... die ... die ... trink Zuckerwasser, Franz!"

„Aber zum Henker!" rief jener, „ich kann doch dabei nicht stillschweigen, und obgleich ich jenem Hundskerl auch tüchtig das Fell durchgegerbt habe, so genügt mir das doch nicht, und wenn ich ihn nicht finde, soll doch der Bräutigam — der Apollo Julius Falk, wie sie ihn nennen, — die ganze Zeche bezahlen!"

Schon seit einigen Minuten hatten die beiden Freunde vergessen, daß sie sich an einem öffentlichen Orte befanden und die Stimme mehr als gewöhnlich erhoben, so daß Ernst, der nicht weit von ihnen an einem andern Tische saß, unwillkürlich die ganze Geschichte mit angehört hatte; er fragte sich, ob dies wohl dasselbe Judenmädchen sein möge, dessen Leidensgeschichte er bei einer ähnlichen Gelegenheit gehört. Die Berachtung, welche er seit jener Zeit gegen den Assessor fühlte, wuchs von Wort zu Wort der beiden Freunde; wie ward ihm aber, als er den Namen Julius Falk hörte und erkannte, daß die so schmählich Geschändete die war, welcher er im Innersten seines Herzens einen heiligen Altar errichtet hatte.

Bebend vor Wuth war er aufgesprungen und war im Begriff, auf den Schändlichen loszustürzen und ihm eine jener Beleidigungen zuzufügen, die sich nur mit Blut abwaschen lassen, als eine Hand sich auf seinen Arm legte und eine wohlbekannte Stimme ihm ins Ohr flüsterte:

„Man berührt einen solchen Schurken nur mit dem Stocke, mein Ernst."

Hermann Meyer war es, welcher durch eine andre Thür in das Kaffehaus getreten war und den letzten Theil der Unterredung des Assessors Franz Merkel mit dem Lieutenant Ferdinand von Trenkow mit angehört hatte und zur rechten Zeit gekommen war, um einen Eclat zu verhüten. Er zog Ernst neben sich nieder, indem er sich so setzte, daß er den beiden Herrn den Rücken zukehrte und suchte ihn zu beschwichtigen.

„Aber Du weißt nicht, von wem dieser Schuft redet!" sagte Ernst, indem er mit den Zähnen knirschte.

„Von Fräulein Lia Salomon," sagte Meyer, „ich weiß es so gut wie Du, sei ruhig, Ernst! ... ruhig ... höre zu, was der würige Herr weiter sagt!"

„Ich muß mich rächen, Ferdinand," sagte Merkel, der ganz und gar vergaß, wo er sich befand, „und da ich keinen Mann vor mir finde ... nun wohl, so soll das Mädchen für alle bezahlen! ... O," fuhr er fort, indem er mit der gesunden Faust auf die marmorne Platte des vor ihm stehenden Tisches schlug, „sie soll es fürchterlich büßen!"

Hermann Meyer mußte seine ganze Kraft anwenden, um den vor Wuth schäumenden Ernst ruhig auf seinem Platz zu halten.

„Ist das Dein fester Vorsatz, Franz?" fragte der Lieutenant ernst.

„Fest wie ein Fels!" schrie jener.

„Kellner!" rief der Offizier, „tragen Sie mir mein Glas Punsch dort an jenen Tisch! ... Herr Assessor Franz Merkel, je suis votre serviteur!"

Und mit festem Schritte ging er, vom Kellner gefolgt, bis zur andern Ecke des Lokals ...

Merkel griff hastig nach Hut und Stock und stürzte zur Thür hinaus. Ernst und Meyer standen beide auf.

„Was thun?" rief Ernst verzweifelt, „wer weiß, was jener Schändliche gegen das arme Mädchen im Schilde führt!"

„Gar nichts!" erwiederte Meyer gelassen, „komme Du mit mir, ich will Dir etwas zeigen ..."

„Aber vielleicht kann er direkt zu Lia," rief Ernst.

„Komm nur, komm!" erwiederte der Bildhauer, „wir werden auch nicht weit von ihr entfernt sein!"

Und eilenden Schrittes erreichten sie das zweite Atelier Meyers, welches allen seinen Freunden unbekannt war, und in dem er seit langer Zeit einen großen Theil des Tages und auch der Nächte verbrachte.

„Wo führst Du mich hin, Hermann?" fragte Ernst, als er sah, daß der Bildhauer eine Seitenthüre des unbewohnten Hauses öffnete.

Digitized by Google

„Nach einem Orte, wo Du Fräulein Salomons Fenster genau beobachten kannst!“ antwortete dieser.

Beide traten in das Atelier … Hermann Meyer hatte sich auf einen Schrei des Erstaunens gefaßt gemacht, den Ernst beim plötzlichen Anschauen seiner Statue ausstoßen würde …

Ernst sah die arme Tochter Jephtas nicht einmal, — er stürzte athemlos an jenes Fenster, welches auf den Sellingschen Garten ging …

„Ja, Du hast Recht, Hermann!“ rief er, „dort ist ihr Fenster … hier unten ist der Garten, in dem sie wahrscheinlich mehrere Stunden des Tages verbringt! …“

Meyer lächelte bitter … ohne zu antworten, warf er sich auf ein Canapee und betrachtete sein Werk …

Endlich wandte sich Ernst um und fragte:

„Und was werden wir jetzt thun?“

Hermann antwortete nicht …

„Hast Du einen Plan, Hermann? — wir müssen das Mädchen retten — ich rechne auf Dich!“

Hermann erhob den Blick zu seinem Freunde …

„Ich begreife nur nicht,“ sagte er, „daß Du Dich von Herrn Falk hast überhelen lassen; — hättest Du vor einigen Monaten direkt um ihre Hand angehalten, ich bin überzeugt, daß Du sie erhalten hättest und nicht jener frisirte Gott der Z* Straße.“

„Was redest Du, Hermann?“ rief Ernst zitternd.

„Du mußt sie seit langer Zeit, — seit dem ersten Augenblicke, da Du sie sahst, lieben,“ fuhr Hermann fort, „Du bist doch eine ganz andre Partie, als Herr Falk …“

Ernst ward bleich wie ein Todter … er sank auf einen Stuhl.

„Hermann … um Gotteswillen! … was ich in der innersten Tiefe meines Herzens verbarg — wer hat es Dir verrathen?“

„Narr!“ sagte Meyer, indem er mit den Achseln zuckte, „ich begreife nur nicht, daß ich es nicht schon längst gemerkt hatte; ich muß Dich sogar darob um Verzeihung bitten oder Du mich, denn wären wir wie vor Jahren mit unsern Herzensergießungen Hand in Hand gegangen … wer weiß, Du wärest vielleicht schon nahe daran, sie die Deine zu nennen! so müssen wir wieder von vorne anfangen; — denn Ernst,“ fuhr er fort, indem er aufstand und die Hände seines jungen Freundes ergriff, „jetzt, wo ich weiß, daß Dein Lebensglück auf dem Spiele steht, kannst Du Dir wohl denken, daß ich … Unmögliches möglich machen werde, um Dir den Weg des Glückes zu bahnen!“

Ernst warf sich an die Brust des Freundes … er konnte keine Worte finden … schweigend umarmte er ihn, doch der tiefe Schmerz, der sich auf seinen Zügen gelagert hatte, entging dem Bildhauer nicht.

„Muth! mein Ernst,“ sagte er, „wer wird denn gleich sich so der Verzweiflung hingeben! — Du sollst sehen, wie wir zum Ziele gelangen werden … Haha! … der Assessor Merkel und Herr Julius Falk … sind das etwa Gegner für Ernst Artheim und Hermann Meyer?! …“

„Und Lias Liebe! — wer gibt mir die?“ fragte Ernst mit kaum hörbarer Stimme.

„Ich, wahrhaftig!“ rief Meyer, „ich werde ihr so viel von Dir erzählen, werde ihr Dein Herz, das ich besser als Du selbst kenne, so herrlich vorstellen, daß sie nicht anders können wird, als Dich lieben … Muth, mein Ernst, Muth!“

„Du sucht mich einzuschläfern, Hermann … Und mein Vater … seine Einwilligung zu meiner Verbindung mit einer Jüdin!“

„Ich, ich!“ rief der Bildhauer, „er ist mir äußerst gewogen. Ich halte ihm eine lange Rede, verspreche ihm viermalzwanzig Statuen für die neue Börse, die alle wie Menschen aussehen sollen, aber nicht wie die, welche das Lokal bevölkern. So sei doch gescheidt, Ernst! rege Dich nicht so auf … es wird alles gut werden …“

Ernst entwand sich den Armen des Künstlers.

„Und wenn Deine Freundschaft alle Hindernisse besiegt haben wird,“ sagte er mit tiefer, ernster Stimme, „kann wirst Du auf eins stoßen, das Du nie zu beseitigen im Stande sein wirst … nie — hörst Du, Hermann? — nie!“

„Und darf ich wenigstens den Namen dieses unübersteigbaren Chimborasses wissen?“ erwiederte jener lächelnd.

„Mein fester, unumstößlicher Vorsatz, mich nie … und am wenigsten mit Lia Salomon zu verheirathen.“

Hermann blieb einen Augenblick sprachlos …

„So sehr ich auch meinen Geist folterе,“ sagte er, „ich verstehe Dich nicht!“

„Erlasse mir die Erklärung, mein einziger, mein bester Freund!“ erwiederte Ernst gerührt, „der Zufall wird sie Dir vielleicht bald geben. „Jetzt, wenn Du mir einen Dienst erweisen willst, für den ich Dir noch auf meinem Todtenbette danken werde, denke daran, das arme Mädchen aus den Klauen jenes Ungeheuers zu retten!“

Hermann sah seinem Freunde lange ins Auge, — dann drehte er sich plötzlich um … er furchte die Stirn … er war unzufrieden mit sich selbst, mit einem Gedanken, der mit Pfeilesschnelle sein Gehirn durchkreuzt und all sein Blut ihm in die Wangen getrieben hatte … mit einem unaussprechlichen Blick betrachtete er seine Statue … dann wandte er sich wieder zu dem jungen Artheim und sagte:

„Du bist ein Narr! — lasse vernünftige Leute für Dich sorgen, Ernst. Mit dem Assessor Merkel werde ich schon fertig werden, darüber lasse Dir keine grauen Haare wachsen … übrigens habe ich es schon dem Fräulein Salomon selbst versprochen.“

„Wo hast Du sie kennen gelernt?“ fragte Ernst erstaunt.

„Vor einigen Stunden, — dort im Garten,“ antwortete Meyer, „und schon nennt sie mich ihren Freund.“

Ein Blitz schoß aus den Augen Ernsts …

„Ich kenne sie schon seit einem Jahre.“ sagte er, „sie ist die beste Freundin meiner Schwester und noch nie habe ich von ihren Lippen ein solches Wort gehört …“

Ein tiefer Seufzer entfuhr der Brust des Unglücklichen, sein Kopf fiel auf seine Brust und seine Augen wurden feucht …

Meyer begriff, daß er die Unterredung andern müsse …

„Du bist aber auch der unhöflichste Mensch der ganzen civilisirten Welt,“ sagte er, „und es geschieht Dir ganz recht; schon seit einer halben Stunde befindest Du Dich in Gesellschaft einer Dame und hast sie noch nicht einmal angesehen … Schau her, Ernst, das Werk, welches mir Jahre gekostet hat und das in einigen Tagen vollendet sein wird!“

Und er ergriff die Hand des Freundes und führte ihn an eine Stelle, von wo aus der Wiederschein der einbrechenden Dämmerung die Statue mit einem matten Roth beleuchtete …

Ernst war wie von einem religiösen Schauer ergriffen! … Wortlos stand er einige Augenblicke da … Nie hatte er etwas Aehnliches gesehen, — gefühlt! Sein Athem stockte … seine Augen wurden feucht — er drückte krampfhaft des Bildhauers Hand …

„O, mein Freund! — wie groß bist Du,“ rief er endlich, indem er sich in seine Arme warf und ihn mit aller Kraft an sein Herz drückte. „Und Du liebst mich — der Erschaffer jenes Meisterwerkes ist mein Freund, er nennt mich seinen Freund — o Hermann!… Gott vergelte Dir diesen Augenblick, er ist der glücklichste meines Lebens!“

Und wiederum heftete er seinen Blick auf die Tochter Jephtas — und schaute sie lange — lange an, — und schien sich fast zu berauschen — und konnte sein Auge nicht von den edlen Schmerzenszügen des weinenden Marmorbildes trennen!

Auch Hermann fühlte sich bei dem Enthusiasmus seines Freundes glücklich, — er bereute es nicht, ihn in das Geheimniß seiner Arbeit eingeweiht zu haben … er hatte alles vergessen, … er fühlte sich seit langer Zeit zum ersten Male recht innig glücklich.

Doch plötzlich ließ Ernst seine Hand fahren, — schien einen Augenblick furchtbar zu leiden, sein Gesicht wurde feuerroth — seine Züge verzerrt, — seine Hände krampfhaft geballt … und mit einem Male entrang sich seiner Brust ein mehrere Minuten lang dauernder, furchtbarer Husten!

Hermann führte ihn erschreckt zum Canapee … reichte ihm ein Glas Wasser und bald hatte sich der Anfall gelegt … Doch …

„Um des Himmels willen!“ schrie er plötzlich mit schreckhafter Stimme, „ich sehe Blut auf Deinem Taschentuche, Ernst! … Ernst, was ist das? … sprich! … Du hustest Blut! …“

Ernst lächelte traurig …

„Weißt Du nun, Hermann,“ sagte er, „warum, wenn es Dir auch gelänge, alle Hindernisse zu besiegen, ich doch nicht Lia zur Gefährtin annehmen kann?!“

Der Bildhauer stand erstarrt da!

Digitized by Google

Prinz von Arenberg bei Orversee.
Originalzeichnung von E. Hünten.

Unsre Leser werden sich gewiß jenes jungen Mannes entsinnen, welcher in der Soiree des Arkheimschen Hauses, der sie am Anfange dieser Erzählung beigewohnt hatten, ihnen unter dem Namen „der kleine Emil“ vorgestellt worden war, und welcher durch die mit seiner kleinen Gestalt gar nicht in Harmonie stehenden hochtönenden Phrasen die Spöttereien Hermann Meyers herausgefordert hatte.

Dieser kaum achtzehnjährige junge Mann war von seinem Vater bestimmt worden, irgend ein Fach zu studiren, und der gute Vater hatte ihm die Wahl gelassen, sich selbst dasjenige Fach, welches er für seine Neigungen am geeignetsten hielt, auszuwählen, und Emil hatte erklärt, — daß er nicht studiren wolle! Der Vater, dessen Abgott dieses einzige Kind war, hatte ihm den Kaufmannsstand vorgeschlagen, — Emil war drei Schritte von seinem Vater zurückgewichen … und hatte ihm ein pathetisches „Niemals!“ zugerufen. Darauf war der Vater nach und nach zur Landwirthschaft, — zum Beamtenstand, — zum Militär, — zur Marine und zu jeglicher Carriere, die einem jungen reichen Manne offen steht, übergegangen und hatte immer dieselbe Antwort von seinem Sprößlinge erhalten. Der gute Herr schien sich aber gar nicht darüber zu wundern, er bildete sich ein, die geheime Neigung seines Sohnes zu kennen; da diese Neigung jedoch allen seinen Principien zuwider war, er sich aber selbst eingestehen mußte, daß, wenn sein Emilchen darauf beharre, er nicht genug Energie haben würde, es ihm zu verweigern, so hatte er sich von vorne herein in eine unvermeidliche Niederlage gefunden; jedoch, wie ein braver General, ehe er die ihm anvertraute Festung übergibt, alle seine Munition verschießt, hatte er seinem Sohne alle möglichen Carrieren angeboten, und als er endlich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß alles vergeblich wäre, da glaubte er seine Pflicht erfüllt zu haben und ergab sich, — d. h. er erlaubte mit einem herzzerreißenden Seufzer seinem Sohne, ein Künstler zu werden!

Aber wie ward dem Rentier Gottlob Wilhelm Wergmann, als

Digitized by Google

sein Sohn Emil auch dieses mit einem gedankenschweren Kopfschütteln verweigerte! …

„Aber in aller Welt!“ rief er, unfähig sich länger zu mäßigen, „was willst Du dummer Junge denn eigentlich werden?! …“

„Gar nichts! lieber Vater,“ antwortete Emil bescheiden.

Der Rentier stand ohne Worte da, er mußte sich verhört haben …

„Was?“ rief er.

„Gar nichts!“ wiederholte der kleine Emil.

Das war zu viel! — die Bombe platzte und ein heiliges Millionen …, begleitet von einem vor Unwillen fast unverständlichen Gewitter von Kraftausdrücken ertönte durch die Stube, daß die Fenster davon zitterten …

Wie inmitten des Orkans der Capitän eines Schiffes unbeweglich den Mast umklammert und in die entfesselten Elemente schaut, so stand Emil, an einen Lehnstuhl gelehnt, und ließ mit der steifsten Ruhe eines Spartiaten das Unwetter über seinem Haupte ausbrechen; — als er aber merkte, daß jene Kraftausdrücke an Fülle zu verlieren anfingen, daß Worte an Stelle der Ausrufungen getreten waren, daß in einem Worte dieser Aequinoctialsturm bald ausgetobt haben würde, und daß ein Sonnenstrahl, obgleich mühsam, sich durch einen Riß des schwarzen Firmamentes einen Weg brach, — da ergriff er von neuem das Steuer seiner Barke und die berühmte Phrase des großen Augustus dem Verschwörer Cinna gegenüber paradirend, sagte er mit feierlichem Tone:

„Nimm einen Stuhl, Papa, und höre mir zu!“

Der Rentier, dessen Corpulenz ungeheuer bei diesem Zornanfalle gelitten hatte, ergriff, innerlich seinem Sohne für seine Aufmerksamkeit dankend, diese Gelegenheit, sich, ohne sein väterliches Ansehen zu verletzen, ausruhen zu können; doch da er ein geschworener Feind der Stühle war, die, wie er sagte, von den Möbelfabrikanten, damit sie mehr daran verdienen, so abscheulich klein gemacht werden, so warf er sich auf das neben ihm stehende Canapee und lieh den Worten seines Erben ein aufmerksames Ohr.

Dieser räusperte sich und begann:

„Du bist der Sohn eines Schornsteinfegers, lieber Vater …“

„Schornsteinfegermeisters,“ verbesserte der Rentier.

„Schornsteinfegermeisters,“ fuhr Emil fort, „hast das Maurerhandwerk erlernt, bist Meister geworden, hast Häuser gebaut, mich erzeugt und Dir 10,000 Thaler Renten erworben. Glaubst Du, daß ich mich schäme, der Enkel dessen, der den kleinen Kindern Furcht eingejagt, und der Sohn dessen, der den Maurergesellen früher Kalk zugetragen und jetzt rechtlich erworbene 10,000 Thaler Renten hat, zu sein? — Wahrhaftig nicht, mein Vater; — neulich habe ich es erst meinem Freunde, dem berühmten Bildhauer Meyer erzählt, und er hat mir freundschaftlich geantwortet, daß ich zu allem dem nicht fähig wäre, weder einen Schornstein zu fegen, noch ein Haus zu bauen, noch mir 10,000 Thaler Renten zu schaffen …“

„Ein sehr vernünftiger Mensch!“ murmelte Herr Wergmann.

„Ich sagte also, daß ich mich meiner Abkunft gar nicht schäme,“ fuhr Emil fort, „aber ich füge hinzu, lieber Vater, daß es jetzt auch Zeit ist, daß irgend jemand daran denke, dem Namen, den Du und der Großvater durch Fleiß und Rechtlichkeit rein von jeglichem Flecken erhalten habt, einen gewissen Glanz zu geben und Euren Lieblingswunsch zu erfüllen, mit der Frucht Eures Fleißes das Leben zu genießen und glücklich zu sein. — Ich, lieber Vater, fühle mich ganz und gar dazu berufen, diese Rolle zu spielen und Deinen Renten, indem ich sie mit Anstand und Eleganz Dir verzehren helfe, die ihnen gebührende Ehre zuzuweisen. Ich sagte Dir vorhin, ich wolle gar nichts werden und Du hast mich vielleicht falsch verstanden, ich wollte nur sagen, daß ich mich unfähig fühle, ein bestimmtes Fach zu ergreifen, bei seiner Erlernung meine besten Lebensjahre zu vergeuden und dann mich der Chance auszusetzen, es doch zu nichts zu bringen. Da ich Dank Deinem Fleiße ein unabhängiges Leben führen kann, so bitte ich Dich, mir zu erlauben, meinem Hange nachzugehen und Encyclopädist zu werden …“

Herr Wergmann sperrte den Mund auf …

„Was ist denn das für ein neues Gewerbe?“ sagte er, einigermaßen beruhigt, daß sein Sohn doch wenigstens etwas werden wollte.

„Encyclopädist, mein Vater, ist ein Mensch, welcher von jeglicher Branche des menschlichen Wissens soviel lernt, als es ihm möglich ist, und seinen Geist mit Kenntnissen so ausschmückt, daß ihm nichts fremd ist. — Wenn man sich diesem Studium hingibt, um Carrière zu machen, so ist es schwer, zu etwas zu kommen; wenn man aber reich ist und es nur der Liebe zum Wissen halber treibt, so ist und bleibt man ein beliebter Mann, der sich in jeglicher Gesellschaft zeigen kann, und dessen Vater, sei er nun Maurer oder Schornsteinfeger gewesen, von den Leuten geachtet und beglückwünscht wird, so viel Sinn für höheres, geistiges Wirken gehabt zu haben, aus seinem Sohne nicht dies oder jenes, sondern einen wirklich begabten Menschen im weitesten Sinne des Wortes gemacht zu haben! … Ich hoffe, mein Vater, daß Du Dir und mir die Freude nicht versagen wirst, aus dem Namen Wergmann einen der ersten Namen unseres Landes, nicht des Geldes, — sondern des Werthes dessen halber, der ihn trägt — zu machen!“

Emil hatte seine Rede beendet, — und Herr Gottlieb Wilhelm Wergmann war besiegt! Der Gedanke, der Vater eines kleinen Wundermenschen zu werden, hatte ihn berauscht, — er hatte seinem Sohne carte blanche gegeben, zu werden, was er wolle und hatte ihn nur gebeten, ihm das Wort Encyclopädist auf ein Stück Papier zu schreiben, damit er es auswendig lernen und sich an dem Erstaunen der Stammgäste des von ihm besuchten Bierhauses ergötzen könne, wenn er ihnen erzählte, daß sein Sohn ein solcher Mensch sei.

Und seit einem Jahre hatte sich Emil Wergmann wirklich … aber mit der größten Ruhe … diesem von ihm erfundenen Fache gewidmet. Jedoch hatte er neben seinen socialen Standpunkt als Encyclopädist ein andres Gewerbe, welches unsern Lesern vielleicht lächerlich erscheinen wird, das er selbst aber als das ernsteste seines ganzen Lebens betrachtete. Emil Wergmann hielt sich für ein bevorzugtes Werkzeug der Vorsehung und hatte als solches eine unbegrenzte Hochachtung vor sich selbst. Es war ihm der einiger Zeit gelungen, ein ertrinkendes Kind zu retten, und der Gedanke, vielleicht durch seine Kühnheit einen zukünftigen Wohlthäter der Menschheit am Leben erhalten zu haben, berauschte ihn dermaßen, daß er sich von jetzt ab vornahm, sich, so viel er konnte, zwischen das Schicksal und die Menschen zu stellen. Als es ihm später einmal gelungen war, einer in die tiefste Noth gesunkenen Handwerkerfamilie durch Unterstützung, guten Rath und Empfehlungen wieder emporzuhelfen, — da wuchs diese Ueberzeugung bei ihm fast zu einer fixen Idee und die erste Folge davon war, daß er sich mit vielem Eifer seinen mannigfaltigen Studien hingab; die zweite aber, daß er sich um gar viele Dinge bekümmerte, die ihn nichts angingen. Glücklicherweise verlor er bei der hohen Rolle, die er sich selbst in der Weltregierung zuertheilt hatte, weder seine angeborene Heiterkeit, noch die Gutmüthigkeit, die den Grundzug seines ganzen Charakters bildete, und obgleich er alle mögliche Gelegenheit aufsuchte, seinen Mitmenschen so nützlich wie möglich zu sein und durch seine Einmischung „den Lauf des Schicksals zu ihren Gunsten zu ändern“, wie er sich ausdrückte, so wußte er sich doch immer zur rechten Zeit zurückzuziehen, wenn er zu begreifen anfing, daß diese Einmischung in fremde Verhältnisse den betreffenden Personen nicht mehr angenehm zu sein schien. Freilich that er dies nie, ohne jene Unseligen von ganzem Herzen zu bedauern, die den Fingerzeig, den ihnen die Vorsehung in seiner mikroskopischen Person sandte, nicht erkannten, ja sogar wegstießen!

Es war ihm in den letzten Tagen eine bemerkbare Unruhe im ganzen Wesen des Herrn Julius Falk, den er manchmal besuchte, um die in seiner Fabrik aufgestellten Webestühle zu besichtigen (ein Encyclopädist muß ja alles kennen) aufgefallen; da er diesen Herrn jedoch nur ziemlich oberflächlich kannte, so hatte er es nie gewagt, irgend eine Aeußerung darüber fallen zu lassen. Auch Ernst Arthelm, den er fast täglich traf, sah in den letzten Tagen bleicher und verstörter als gewöhnlich aus, und als er ihn darüber befragte, erhielt er zur Antwort, daß in der letzten Zeit die Arbeiten im Comptoir seines Vaters ihn so häufig bis in die späte Nacht beschäftigt hätten, daß es nicht zu verwundern sei, wenn er angegriffen aussähe.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Erinnerung an Oeversee.

(Mit Abbildung.)

Eine kleine Visitenkarte mit einem Empfehlungsgruß, die ich lieben Freunden verdanke, war das Material, welches mich bald nach meiner Ankunft im Hauptquartier Haderslebens zu einem Besuche bei dem berühmten k. k. Generalmajor von Nostitz, der mit seiner Brigade die schönsten Lorbeeren dieses Feldzuges gepflückt hatte, ermuthigte. Die Aufnahme, die mir von diesem Herrn wurde, wird mir stets unvergeßlich bleiben. Sofort stand mir alles zu Gebot; zur künstlerischen Benutzung wurden Mannschaften und Pferde, Geschütze und Rüstwagen bei jeglichem Wetter vorgeführt und treu an meiner Seite war immer mein Fremnt, der Hauptmann v. A., Stabschef der Brigade Nostitz, gleichviel ob im schmelzenden Schnee oder im fegenden eisigen Ostwind. Der liebevollen Aufnahme bei dem Regiment Belgier, wo mich Hauptmann v. S., der bei Oeversee die 1. Division des Regiments geführt und nur nur durch ein Wunder mit heiler Haut davon gekommen war, in einem von Kugeln durchlöcherten Leibrock empfing, erwähne ich nur mit wenigen Worten, obgleich ich dort in kurzen Augenblicken reiches Material für lange Jahre gesammelt habe.

Aber zu den stattlichen ungarischen Husaren zog's mich unwiderstehlich hin. Freund v. A. ließ satteln und wir ritten hinaus zu den Lichtensteinern, wo wir die Grafen A. und L., Rittmeister in diesem Musterregiment, trafen. Der erste, der mir als Gegenstand einer Studie vorgestellt wurde, war ein so charakteristisches Husarenexemplar, sein rüstiger Schimmel ein so treffender Typus, daß ich sofort beschloß, ihn ins Skizzenbuch einzureihen. Das Arbeiten im Freien mitten im Februarschnee hatte allerdings seine Beschwerden, indessen fand ich bei dem interessanten Stoff die Zeit um so mehr kurz, als die Offiziere, welche mich ab und zu mit theilnehmendem Interesse umstanden, mich aufs angenehmste unterhielten.

Als ich den Abend bei Fran Petersen wie gewöhnlich unter den Offizieren des Hauptquartiers und der Brigade Nostitz saß und das Album die Runde machte — was stellenweise bei einer hervorragenden Aehnlichkeit dieses oder jenes im Laufe des Tages croquirten Kriegskameraden die Bemerkung: „Ganz des Offrieß" unter schallendem Beifallsgelächter hervorrief — trat der junge Fürst L. an mich heran und bat mich, wenn es mich nicht störte, ihn doch hinausbegleiten zu wollen, der Prinz Arenberg wünsche mein Album zu sehn. Oben angelangt und den Herren, meistens vom Regiment Windischgrätz-Dragoner vorgestellt, bemerkte ich sofort, daß bei weitem das Hauptinteresse des Prinzen sich auf den heute aquarellirten Husaren und auf seinen alten Schimmel richtete. „Ganz der Freund Lippert!" rief er aus. Der Husar hieß allerdings Emmerich Lippert, was aber der „Freund" damit zu thun hatte, war mir unverständlich. Ich erfuhr es sofort.

Prinz Louis von Arenberg, Rittmeister im Regiment Windischgrätz-Dragoner, einem der ältesten und berühmtesten der ganzen österreichischen Armee war für den Feldzug dem Hauptquartier des Feldmarschalls v. Wrangel attachirt; auf dem Vormarsch von Schleswig nach Oeversee war er bei der Brigade Nostitz, als die Kavallerie der Brigade, 2—3 Schwadronen des Regiments Fürst Lichtenstein Husaren No. 9, zum ersten Anprall auf die dänische Stellung am Jankelmarker See hinter dem Kirchdorfe Oeversee vorgaloppirte.

Der ritterliche Prinz, nebenbei bemerkt, durch und durch ein perfekter Sportsman, vor Eifer glühend, endlich einmal Dänen an die Klinge zu bekommen, stellte sich an die Spitze der Attacke. Bis auf siebzig Schritt ungefähr jagte diese ausserlesene Reiterei an einen Knick links der Chaussee heran; eine wohlgezielte Salve von einigen, dicht Mann an Mann hinter diesem Knick gedrängten dänischen Compagnien begrüßte sie. Aber der Zweck des Angriffs war erreicht, man wußte, daß hier die dänische Position war und daß sie gehalten werden sollte, wahrscheinlich um der in Eile retirirenden Armee etwas Vorsprung zu gestatten.

Ueber 20 Mann und Pferde lagen vor dem Knick, unter den Vorderstern der Prinz. Sein vorzügliches Rennpferd war von einer dänischen Kugel gefallen. Als Lippert das sah, sprang er von seinem Schimmel herunter, bot ihm dem Prinzen an und half ihm aufsitzen. Ein Händedruck und der Prinz jagt zu der Truppe, während Lippert das Gewehr eines gefallenen Infanteristen ergriff, mit den Reuner-Jägern vorging und tüchtig mit der Kolbe unter den Dänen aufräumte.

Der brave Soldat erhielt für seine aufopfernde That die Tapferkeitsmedaille und der Prinz von Arenberg setzte ihm eine Leibrente aus, die ihm eine sorgenlose Zukunft gewährt. Dem Prinzen verehrte der Feldmarschall Wrangel als Ersatz für sein gefallenes Pferd einen edlen Schimmelhengst. Das Schönste ist aber das Freundschaftsband, welches den Rittmeister und Prinzen mit dem Husaren seitdem verband. Lippert fand während des ganzen Feldzuges offenes Haus bei dem Prinzen; er früshstückte bei seinem Freunde, besuchte ihn, wenn er aus den Kriegsquartieren beurlaubt werden konnte, und es war für jedes Soldatenherz ein erhebendes Gefühl, die beiden ganz zutraulich mit einander sprechend einhergehen zu sehen.

Für seinen Prinzen geht aber auch Lippert durchs Feuer, und schon die Art, wie er mir Modell stand, als er sich dachte: „Das läßt sich mein Prinz zum Andenken an mich malen", konnte mir dies beweisen. Zwei bis drei Stunden zu Pferde sitzend in der schärfsten Ostluft im fußtiefen, halbgeschmolzenen Schnee hielt er unausgesetzt sein muthiges, ungarisches Auge auf mich gerichtet, verwandte keine Miene, sein Glied — „Ruhen Sie doch aus!" — „Nix nöthig," erwiederte er; das Pferd sing an vor Kälte am ganzen Leibe zu zittern (was ich auch bis dahin noch nicht an seines Gleichen bemerkt hatte), wollte den warmen Stall aufsuchen, des Husaren eiserne Schenkel klemmten es aber wie in einem Schraubstock fest und schnaufend gab es gewungen diese Unabhängigkeitsregungen wieder auf. Ich mußte ihm gestehen, daß er ein ebenso gutes Modell als ein wackrer Husar sei.

Dem Prinzen sah ich später noch, als wir uns in den Trancheen vor Düppel wiedertrafen, am weißen Paletot sehr deutliche und unwiderlegbare Spuren dieser Episode von Oeversee an.

E. H.

Alter und Ursprung des Menschengeschlechtes.

Von Friedrich Pfaff.

Was einer auch von der Bibel denken mag, als etwas höchst Merkwürdiges wird er es doch anerkennen müssen, daß in ihr so bestimmte Aussagen über den Ursprung und das Alter des Menschengeschlechts zu einer Zeit niedergelegt wurden, wo eine Naturwissenschaft noch gar nicht bestand, ja Jahrtausende früher, ehe diese auch nur daran denken konnte, ihrerseits etwas zur Erforschung dieser Dinge beizutragen.

Die gesammte Menschheit stammt von einem einzigen Paare und dieses Paar erschien auf der Erde als das letzte aller belebten Wesen. Dies ist in Kürze die Aussage der Genesis.

Wie verhält es sich nun mit den bis jetzt gewonnenen Resultaten der Naturforschung über denselben Gegenstand? So nahe verwandt mit einander auch die Frage nach der Abstammung und die nach dem Alter des Menschengeschlechtes ist, so wenig haben sie doch beide gleichzeitig die Naturforscher beschäftigt: bis in die neueste Zeit war es fast ausschließlich nur die nach der Abstammung der Menschen von einem Paare, welche der Gegenstand ihrer Thätigkeit nach

Digitized by Google

dieser Seite hin war. Sie nahmen allgemein an, daß geologische Beweise vorlägen, aus denen hervorgehe, der Mensch sei wirklich nach allen Erdumwälzungen als letztes Erzeugniß der Schöpfung erschienen.

In die Sprache des Naturforschers übersetzt, lautet nun die Frage nach der Abstammung also: Können alle Menschen von einem einzigen Paare abstammen oder nicht?

Angesichts der vielen doch nicht so unerheblichen Abweichungen im Baue des Schädels, der Hautfarbe, der Beschaffenheit der Haare u. dgl., welche die verschiedenen Völkerstämme, mit einander verglichen, darbieten, war es und ist es die Aufgabe der Naturforschung nachzuweisen, daß diese Veränderungen nicht so bedeutend sind, daß sie nicht im Laufe der Zeiten unter dem Einflusse der so verschiedenen Verhältnisse des äußeren und inneren Lebens der einzelnen Völker sich hätten entwickeln können, ferner, daß es keine wesentlichen (spezifischen) Unterschiede sind, welche die verschiedenen Menschenmassen trennen, daß dieselben nicht größer sind, als wir sie bei Thieren einer Art, die entschieden von einem Elternpaare abstammen, nach verschiedenen Generationen auch finden. Es muß, um es kurz zu sagen, nachgewiesen werden, daß die Menschen alle zu einer Art (species) gehören.

Auf diese Weise die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Abstammung von einem Paare nachzuweisen, lag nun zunächst den Anatomen und den Zoologen ob.

Für den Anatomen löst sich jene eine Frage in vier Unterfragen auf, die alle erst gründlich beantwortet werden müssen, ehe ein sicherer Ausspruch von ihm über jene Hauptfrage erfolgen kann, nämlich: 1) Wie weit weichen überhaupt die sämmtlichen Völkerstämme unter einander im Bau und auch in Funktionen des Körpers von einander ab? 2) Wie verhält es sich mit den Uebergängen zwischen den von einander verschiedensten Rassen, finden solche in der Art statt, daß wir nirgends scharfe Trennungen machen können, oder nicht? 3) Wie groß sind in ein und demselben Volke die Abweichungen von dem allgemeinen Typus, und welcher Art sind dieselben? 4) Welche Veränderungen lassen sich im Lauf der Zeiten an ein und demselben Volke mit Sicherheit nachweisen, welchen Einfluß haben veränderte Lebensweise, anderes Klima u. dgl. auf einzelne Stämme wirklich ausgeübt?

Namentlich in Beziehung auf die unter 3 und 4 aufgeführten Fragen hat man vielfach Beweise aus dem Thierreiche zur Hilfe genommen. Da der Zoologe Gelegenheit hat, an Thieren Beobachtungen und Experimente anzustellen, die sich mit Menschen natürlich nicht anstellen lassen, so hat man die Erfahrungen über Veränderlichkeit der Thiere, welche sicher von einem Paare abstammen, und deren Steigerung durch mehrere Generationen hindurch meist mit in dem Streite über die Möglichkeit der Abstammung der Menschen von einem Paare benutzt, um auch für den letzteren solche Abweichungen als möglicherweise im Laufe der Zeiten entstanden und durch Erblichkeit festgehalten darzustellen.

Der Streit über diese Frage, der unter den Naturforschern ausbrach, wäre wohl kein so erbitterter geworden, wenn nicht eben gerade in dem Worte Gottes darüber eine so bestimmte Aussage gemacht wäre, für manchen Grund genug, das Gegentheil anzunehmen und zu verfechten. Es hat lange gedauert, bis der Kampf ein weniger leidenschaftlicher wurde und die Ueberzeugung sich Eingang verschaffte, daß mit dem bis jetzt gesammelten Materiale der Anatomen und Zoologen sich ein sicherer Beweis für die Abstammung der Menschen von einem Paare nicht führen lasse, aber eben so wenig der Gegenbeweis. Vergegenwärtigen wir uns nur noch einmal, welche Menge von anatomischen Untersuchungen über alle Völkerrassen erst angestellt sein müssen, ehe ein sicherer Ausspruch gethan werden kann, so begreifen wir, daß noch ganze Generationen von Anatomen vollauf zu thun haben werden, bis dies möglich ist, und bis jene vier oben genannten an den Anatomen zu richtenden Fragen vollständig beantwortet sein werden.

Die Theilnahme an dem Streite der beiden Parteien ist dann auch in dem gebildeten Publikum erkaltet, was sehr natürlich ist, wenn man mit der Antwort auf die den Gegenstand des Streites bildende Frage auf so ungewisse Zeit vertröstet wird. Erst neuerdings hat sich die Aufmerksamkeit wieder mehr diesem Gebiete zugewandt, indem ganz unerwartet die bisher als abgemacht angesehene Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts zu einer wichtigen Streitfrage wurde, und Befunde bekannt wurden, aus denen das Vorhandensein von Menschen schon in einer früheren geologischen Periode, also auch eine mehrfache Menschenschöpfung von tüchtigen Naturforschern gefolgert wurde. Sehen wir nun zu, wie es sich damit gegenwärtig verhält.

Wenn man die verschiedenen auf und über einander geschichteten Gebirgsarten, welche mit wenigen Ausnahmen Reste von Pflanzen und Thieren eingeschlossen enthalten, näher betrachtet, so bemerkt man bald, daß diese organischen Wesen, die, weil sie meistens in Stein verwandelt sind, Versteinerungen genannt werden, ganz und gar verschieden sind von den jetzt lebenden, wenn sie ihnen auch sehr ähnlich erscheinen und in denselben Klassen, Ordnungen und Familien des Thier- und Pflanzenreiches wie diese, untergebracht werden müssen. Man erkennt nun ferner aus dem Aufeinanderfolgen und der Lagerung dieser Versteinerungen, daß von den ältesten Zeiten der Erde an bis auf die jetzigen ein mehrfacher Wechsel im Thier- und Pflanzenreiche stattgefunden habe, und hat darnach in der Geschichte der Erde verschiedene Hauptperioden unterschieden, deren jede eine ganz besondere ihr ausschließlich eigenthümliche Generation von Thieren und Pflanzen enthielt. Alle diejenigen Bildungen von Gesteinen, welche in einer solchen Periode entstanden, zusammengefaßt nennt der Geologe eine Formation. Unmittelbar unserer jetzigen Periode der Erdgeschichte voran ging eine, welche den Namen der tertiären erhalten hat. In Beziehung auf die in ihr lebenden Thiere ist sie von den früheren dadurch ausgezeichnet, daß darin zum ersten Male in größerer Menge die verschiedenen Ordnungen der Säugethiere auftraten, zuerst in Formen, von denen heute nicht einmal mehr die Gattungen vertreten sind, dann dieselben Gattungen, wie wir sie jetzt noch auf der Erde finden, aber in von den jetzt lebenden verschiedenen Arten. Der Höhlenbär, der Höhlenlöwe, die Höhlenhyäne wie sie genannt wurden, weil sie vorzugsweise in den Höhlen unserer Kalkgebirge sich finden, sind ganz andre Arten als Bären, Löwen und Hyänen, wie sie irgend ein Land noch jetzt beherbergt. Mit ihnen zusammen, so nahm man allgemein an, gab es keine Menschen, diese gehören eben der jüngsten Periode allein an.

Beweise gegen die Richtigkeit dieser letzten Sätze glaubte ein Lütticher Naturforscher, Schmerling, in den Höhlen seiner Umgebung gefunden zu haben. Nach allen Seiten dieselben mühsam durchsuchend entdeckte er nämlich in ihren Tiefen nicht selten menschliche Gebeine unmittelbar neben denen jener ausgestorbenen tertiären Säugethiere. Beide fanden sich in ganz gleichem Zustande unter Trepptsteindecken neben einander gelagert und in Lehm gehüllt, die Menschenknochen bald unter, bald über denen jener Thiere, zusammen auch mit Gegenständen menschlicher Kunst auf ihrer frühesten Stufe der Entwicklung aus Stein gearbeitet. Er veröffentlichte seine Untersuchungen 1833 und 34 in einem größeren Werke und zog aus ihnen den Schluß, daß Menschen auch schon zur Tertiärperiode gelebt hätten.

So lange diese Befunde vereinzelt dastanden, konnte man dagegen einwenden, daß dem Nebeneinanderliegen der Menschen und jener Thierknochen nicht nothwendig auch ein Zusammenleben derselben vorausgegangen sein müsse, daß ja ganz wohl beide aus anderen, getrennten Ruhestätten durch Flüten hierher eingeschwemmt worden seien. Aber allmälich häuften sich ähnliche Fälle immer mehr; einzelne ließen jenen Einwand gegen den Schluß auf die Gleichaltrigkeit des Menschen und der tertiären Thiere nur als eine höchst gezwungene und ebenso unwahrscheinliche Auskunft erscheinen, und jetzt, können wir sagen, ist es für jeden Unbefangenen entschieden, daß der Mensch mit jenen Thieren in der That zusammenlebte. Wir wollen nur einen der Befunde, der dies unzweifelhaft feststellt, etwas näher betrachten.

Am Nordabhange der Pyrenäen bei Aurignac fand man am Fuße einer Felsenwand fast völlig verschüttet von Geröll eine kleine Oeffnung, die zu einer Grotte führte, welche knstroll verschlossen war durch eine senkrecht gestellte große Steinplatte. In ihr fand man 17 menschliche Skelete, Waffen und Schmuck der rohesten Art, erstere aus Stein, Horn und Knochen gefertigt, letzterer aus Muscheln, Knochen und Zähnen großer Raubthiere gebildet.

Mit ihnen zusammen traf man Gebeine von Höhlenbären und Hirschen, an ihren Enden angebrannt, sonst unversehrt. Nach Hinwegräumen des Gerölles zeigte sich der Boden vor der Höhle geebnet, darauf ein roher Herd von Sandsteinen und ringsumher verschiedene Lagen von Asche und Kohle mit angebrannten Knochen ähnlich denen in der Höhle, aber mit deutlichen Spuren der Benagung

Digitized by Google

durch größere Raubthiere. Im weiteren Umfange fanden sich auch Knochen der letzteren, namentlich von den Höhlenhyänen und Bären, von Mammuthen, Hirschen, aber auch von Wölfen und Füchsen eine zahlreiche Gesellschaft ausgestorbener wie lebender Thiergebeine.

Welch ein Bild liefern uns diese Gebeine, deuten wir sie uns mit Fleisch und Blut umgeben und uns zu ihnen zurückversetzt in jene Höhle! Auf dem Herde lodert ein mächtiges Feuer und beleuchtet eine Schar in Felle gekleideter Wilder mit Streitaxt und Speer, Bogen und Pfeilen, aber kein Glanz der Waffen trifft unser Auge, denn nur Stein oder Knochen sind die Schneiden und Spitzen, nirgends entdecken wir auch nur ein Stückchen Metall. Alles ist in emsiger, aber geräuschloser Thätigkeit, Holz bringen die einen, das Feuer unterhalten die andern, diese zerlegen den mächtigen Bären, jene braten ihn sorgsam am Feuer, im Hintergrunde heben kräftige Arme die gewichtige Platte von dem Eingang der Grotte. Nur eine Gestalt in der Mitte sitzt regungslos auf der Matte, es ist der Todte, zu dessen Leichenfeier wir gekommen.

Nun ist alles zum letzten Werke bereit. Durch das geöffnete Thor, durch das wir nur unbeutlich beim Aufflackern des Feuers im Grunde der Höhle aneinandergereihte Gestalten erkennen, wird der Todte in gleicher Stellung gebracht, zu Waffen und Schmuck für ihn fügen sie noch die eben vom Feuer genommenen Stücke des Bären. Nun kehren die Träger ohne ihre Last aus der Höhle wieder, sorgsam wird die Felsplatte wieder vorgesetzt, daß kein wildes Thier die stillen Bewohner der Grotte verstehe. Kurze Zeit weilen sie noch beim Mahle, von dem der Todte das Beste erhalten, dann zieht die Schar wieder hinab ins Thal, einsam und stille ist es um die Behausung der Todten und um das verglimmende Feuer. Doch nicht lange, so wird es wieder lebendig, da und dort rauscht es durch die Büsche, funkelt es durch die Zweige, gierigen Blickes sammeln sich die Hyänen um die Reste des Mahles; kurzes Geheul und Geknurre, das Krachen der Knochen unter ihren mächtigen Kiefern unterbricht noch eine Zeitlang die Ruhe der Nacht, dann herrscht ringsumher Stille und Dunkelheit.

Wann war es aber, daß das alles geschah, wann zum letzten Male öffnete und schloß sich das steinerne Thor jener Höhle? Ihre stummen Bewohner sagen uns davon nichts, nur die Thatsache sprechen sie aus, daß mit ihnen die ausgestorbenen Geschlechter der Höhlen-Hyänen und Bären, der Löwen und Mammuthe diese Thäler und Berge bewohnten.

Nicht immer sind aber Thatsachen nur einer Deutung fähig. In unserem Falle liegen uns zwei nahe, die wir in folgende Fragen kleiden können: Lebte der Mensch schon mit jenen tertiären Thieren? oder lebten diese ausgestorbenen Ungeheuer noch mit dem Menschen? Ist das Menschengeschlecht älter, oder jene Thiergattungen jünger, als man dachte?

Wo finden wir nun die Antwort auf diese Fragen? Unsere natürliche Ehrenit bricht an jener Höhle mit dem letzten Begräbnisse in ungewisser Vorzeit ab; sehen wir zu, ob sie sich nicht anderswo weiter fortsetzt und einen zusammenhängenden Faden der Erzählung von jenen Zeiten bis zu den unsrigen liefert. Und in der That, der Faden ist gefunden; aus dem Grunde der Schweizer Seen herausgezogen spinnt er sich fort unabgebrochen bis auf unsre Tage. Wer hätte das geahnt, daß auf den schwarzen morschen Pfahlresten, vor wenigen Jahren zum ersten Male auf dem Grunde des Züricher Sees bemerkt oder beachtet, sich nach kurzer Zeit schon die Geschichte der Urbewölkerung unseres Welttheiles sicher begründen ließe, die mit ihren Urkunden, die sie in Höhlen und Gräbern wie zwischen jenen Pfählen unter den schweigenden Wassern hinterlassen bis in jene ältesten Zeiten der Mammuthe hinauf- und bis auf die unsrer nächsten Vorfahren herabreicht? Es würde hier zu weit führen, auch nur in gedrängter Kürze das mitzutheilen, was emsige und scharfsinnige Forschung über dieses Urvolk, das seine Hütten vorzugsweise nahe an den Ufern der Seen ins Wasser auf viele eingerammelte Pfähle erbaute, schon an das Licht gebracht hat. Für unsern Zweck genügt es, zwei Punkte hier zu erörtern, nämlich das Alter und das Herkommen dieses Volkes. Sehen wir zunächst auf das Ende seiner Geschichte, so finden wir die deutlichsten Beweise, daß es befriegt, unterworfen, aus seinen Pfahlbauten verdrängt wurde durch die Celten, welche mit ihren bronzenen Waffen bald Herr wurden über diese Urbewohner des westlichen und mittleren Europas, welche keine Metalle kannten, ihre Geräthe und Waffen nur aus Holz, Stein und Horn oder Bein verfertigten. Eine ältere Bevölkerung als diese kennen wir nicht, die ältesten Spuren und Reste menschlichen Daseins stimmen auf das genauste überein mit denen aus der Zeit der Pfahlbauten, die auch die „Steinperiode" genannt wird. Dieselben Geräthe, aus Stein und Horn, dieselben Waffen und Instrumente, dieselbe Art des Begräbnisses, nach welcher die Todten in zusammengekauerter Stellung in Höhlen oder kleinen von Steinplatten umgebenen Räumen unter der Erde bestattet wurden und soweit es die nicht gut erhaltenen Schädel zu bestimmen erlauben, auch dieselbe Form des Kopfbaues findet sich gleichmäßig bei allen den ältesten Bewohnern Belgiens, Frankreichs und der Schweiz, wie auch bei denen des Nordens von Europa. Da sie in ununterbrochenem Zusammenhange herabreichen bis auf die Celten, so ist damit erwiesen, daß jene ältesten Menschenreste nicht einer früheren Periode der Erdgeschichte, sondern unserer jetzigen angehören, daß also auch jene jetzt ausgestorbenen großen Säugethiere noch mit dem Menschen zusammen lebten, daß diese Thiere jünger sind, als man früher glaubte.

Zu einer etwas schärferen Bestimmung der Zeit, wann jene Urbevölkerung lebte, reicht uns wieder die naturhistorische Forschung hilfreiche Hand.

Bei Villeneuve am Genfer-See hat der Eisenbahnbau auf 1000 Fuß Länge bis zu 30 Fuß Tiefe die Anschwemmungen des Flüßchens Tinière durchschnitten. Deutlich kann man drei Lagen früher angebauten und cultivirten Bodens nachweisen in 4—10 und 19 Fuß Tiefe unter der jetzigen Oberfläche. Durch die in denselben aufgefundenen Reste menschlicher Kunst ließ sich erkennen, daß erstere von den Römern, die mittlere von den Celten, die unterste von den Menschen aus der Steinperiode herrühre. Nimmt man nun an, daß das Maß der Anschwemmungen dieses Flüßchens sich in allen Zeiten gleich geblieben sei, so findet sich als das Maximum der Zeit zwischen uns und der Steinperiode 7000 Jahre.

Die Thiele erlandt eine ähnliche Berechnung aus der Größe der Einschwemmungen oder richtiger aus der Verkleinerung des Sees durch dieselben. Nimmt man auch hier wieder an, daß dieselbe stets sich gleich geblieben, so findet man, daß seit der Bewohnung der Pfahlbauten in jener Gegend bis auf unsere Tage 6750 Jahre verflossen sein mögen.

Der zweite Punkt, den wir noch kurz besprechen wollen, ist das Herkommen dieser Urbevölkerung. Auch hierüber können wir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schon nähere Auskunft geben. Jenes alte Volk ist aus Asien eingewandert. Ueberstehen wir nämlich alle die Orte, an welchen sich dieselben Gräber mit demselben Inhalte finden, wie sie die Steinmänner der Schweiz ihren Todten errichteten, so führen uns dieselben immer weiter nach Osten bis in die ältesten Substructionen Babylons. Schon hat man auch in den bayrischen Seen Spuren der Pfahlbauten entdeckt, und es ist wohl zu erwarten, daß wie die Spuren des Todes auch die des Lebens jenes alten Volkes sich immer weiter und weiter nach Osten werden verfolgen lassen. Auch die Mineralogie weist uns auf Asien, als auf das Heimatland jener alten Bewohner hin. Unter ihren Waffen und Geräthen fand man nämlich auch solche aus einem Asien eigenthümlichen sehr harten Mineral, dem Nephrit, gefertigt, der dort noch jetzt, wenn auch nicht zu Waffen, so doch zu Griffen an denselben vielfach verwendet wird. Auch dieser Besund spricht dafür, daß jene Stämme aus Asien zu einer Zeit ausgewandert seien, in der auch dort die Metalle noch unbekannt waren.

Ganz auf dieselben Resultate führen auch die Untersuchungen nordischer Forscher über die Urbevölkerung der skandinavischen Länder. Die hinterbliebenen Reste stimmen völlig mit den in Mitteleuropa und namentlich in der Schweiz gefundenen überein, auch hier kann man die Zeit der Bronzewaffen vor der jetzigen, die das eiserne Zeitalter mit Recht genannt werden kann, unterscheiden, vor dieser wieder eine Bevölkerung nur mit Stein- und Horngeräthen, nach allem, was man von ihnen gefunden, derselben Geschlechts wie die Schweizer Steinmänner. Wahrscheinlich gleichzeitig mit ihnen sind sie aus Asien, hervorgebrochen, auch zu ihnen hin leiten dieselben Spuren, wie zu den Urbewohnern der Schweiz, auch für sie haben wir keinen Grund, ein höheres Alter anzunehmen.

So finden wir, daß auch die neuesten Forschungen und Entdeckungen den Aussagen der Bibel nicht widersprechen. Sie bestätigen vielmehr die alte Wahrheit, daß der Mensch das jüngste Geschöpf sei und daß sein Geschlecht von Asien aus sich über die Erde verbreitet habe.

Digitized by Google

Ein Churfürstlicher Besuch gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Victor von Strauß.

Gestrenger, Edler, Vester,
insonders liebwerthester Herr Bruder!

Nach Wünschung Göttlichen Segens und alles Guten zuvoran, berichte mich bei dem Herrn Bruder nicht allein für die angenehmen Gratulationes zu stattgehabter fröhlicher Hochzeit Seiner beiden Nichten, meiner Töchter, sondern auch für das angenehme Geschenke des stattlichen Wildschweins in meine Haushaltung, als welches mir und Seiner Frau Schwester, meiner Frau Ehelieblichen, eine sonderbare Ergötzlichkeit verursachet, maßen dem Herrn Bruder nicht unbewußt, daß Schwarzwild in meinen Wildern nicht anzutreffen, auch nicht aufkommen will, weiß nicht, ob um mangelnder Aesung willen oder aus anderen bewegenden Ursachen, so ich denn zu unterschiedlichen Malen mit nicht geringen Kosten etliche Stücke lebendig Schwarzwild beigeschaffet und ausfetzen lassen, welche aber jedesmal wieder ausgetreten und sich gänzlich verloffen, also daß ein solch Wild bei mir zu halten, dazu eine annunthige Saubatz zu begehen, mir aus dem Kopf schlagen müssen.

Dermalen aber der Herr Bruder meine Frau Ehelieb̈ste in Seinem Schreiben befraget, welche Bewantnüß es damit gehabt, als nehmlich nicht mit den Sauen, sondern mit der Verheurathung Seiner zwo Nichten, wieweiten auch dieser Umstand mir viel Kopfzerbrechen gemacht hat und gar ärgerlich gewesen um des Geldes und entbehrten Vergnügens willen, was nehmlich die Sauen anbelangt; als habe nicht unterlassen wollen, darüber weitläuftigen Bericht zu geben, wie es damit zugegangen, sowol mit Verlöbniß, als mit Heurath und aller Confusion, so sich dabei ereignet; maßen Seine Frau Schwester Gänsefedern besser zu rupfen, als zu führen weiß, und es mit dem Schreiben gar kümmerlich steht. Halte auch dafür, daß solches besser Unsereinem, dazu Priestern, Doctoribus und Gelehrten anstehe und einer so feinen, klugen und verständigen, dazu allezeit geschäftigen Hausfrauen, welche der Haushaltung mit allen Ehren und Geschicklichkeiten nunmehro an die dreißig Jahre löblich vorgestanden, schier unnöthig und zeitverderblich sey.

Was nun zum Ersten das Verlöbniß anlangt, so hat sich solches also zugetragen.

Der Herr Bruder wird wol gehört haben, wasmaßen Seine Churfürstliche Gnaden etliche Tage vor Weihnachten mit großem Schwarm von Hofgeleit, Jägern und Hunden, auch Pferden und Leuten in mein Haus gefallen, alse, daß wir viel Noth gehabt, so viel Volks geziemend unterzubringen, mußten auch der Pferde und Leute sowie Jäger und Hunde das meiste Theil zu den Bauern auf die nähesten Dörfer verlegen. War aber Ursach dieses ehrbaren Besuches, daß S. Churfürstl. Gn. etliche Meilen von hier gejaget, dabei mit dem Pferde gestürzet und sich dabei am Beine Schaden gethan, also daß Dieselben den weiten Weg nach Dero Haupt- und Residenzstadt gescheuet und lieber auf eine Woche oder zwo bei einem stattlichen Edelmann einkehren wollen, um daselbst die Heilung allererst abzuwarten, und hatten S. Churf. Gn. dazu mein Haus und Hof erwählet, dieweil Sie mir und den Meinigen vor Andern sonderlich gewogen, auch verhoffetes, daß unsere Liebe und Huld solche Beschwer am gernesten übernehmen würden. Welches alles mir S. Churf. Gn., nachdem Sie mit vielen Umständen vom Sattel und ins Haus gebracht waren, gar artig zu wissen thaten. Ich antwortete darauf: „Gnädigster Herr Churfürst! Dieweil in meinen jungen Jahren so manchen glück-, unterweilen auch unglücklichen Ritt zu Dienst und Ehren des Churfürstlichen Hauses gethan, so kann mich nichts Schöneres erfreuen, dann daß Ew. Churf. Gn. Ihren unglücklichen Ritt zu Ehren meines Hauses haben wenden wollen, und werden ich und meine Frau Ehelieb̈ste nach Kräften thun, um Ew. Churf. Gn. die Schmerzen vergessen und den Aufenthalt lustig zu machen. Sollte aber bei der großen Eile, womit wir alles zurichten müssen, dieß oder das mangelhaft seyn, sintemal der vorausgesandte Ew. Churf. Gn. Läufer uns so hohen und weitläufigen Besuch erst vor etlichen Stunden angesagt, so wollte bitten, darüber in Gnaden ein Auge zuzudrücken." Worauf Sr. Churf. Gn. Narr einen artigen Schimpf machete und meinte, wenn wir nur von dem guten Pflaster hätten, das in der Gurgel mit Faßdauben aufgestrichen werden müsse, so werde sich der durchleuchtige Patiente schier erholen, sich auch aller Mitleidenten Schmerzen bald legen, und würden wir die Ehre dieses Besuchs so lange genießen, als solche Apotheke im Keller vorhalten wolle zu Minderung irdischer Leiden. Darüber lachten S. Churf. Gn. als ein fröhlicher Herr, unerachtet Ihrer Schmerzen, und sagten zu meiner Ehelieb̈sten, obwol Sie wüßten, daß eine so berühmte Hausfrau sich mit Ehren aus allen Ungelegenheiten zu ziehen wisse, so hätten Sie doch befohlen, guten Vorrath an Wildpret, Fleisch, Fisch, auch Mehl und Zugemüse herbeizuführen, um bei solchem feindlichen Einfall in Küch und Keller der tapferen Hausfrau etliche Hilfsvölker unterzuthun. Da nahm der Narr mit seltsamen Geberden seine Kappe vom Kopf und steckte sie in den Busen, und als S. Churf. Gn. fragten, warum er das thue, sagte er: „Bei Eurem Schaden und Schmerzen, Gevatter, sprecht Ihr so witzig und handelt so unwitzig, dieweil Ihr hier in Kälte und Zugwind stehn bleibt, daß ich fürchte, Ihr wollt meine Kappen gegen Euren Churhut eintauschen, brachte sie verwahren in Sicherheit." Da lachten Sr. Churf. Gn. abermal und meinten, wenn Gott nicht jedem seinen Beruf befohlen, so möchten Sie solchen Tausch schon eingehn und würden sich dabei besser stehn, als der Narr. Derselbe aber habe einen guten Rath gegeben und möge sich dafür seine Belohnung in vorgenannter Apotheke einzuholen lassen, derweilen Sie sich unter meinem Geleit wollten in die für Sie bereiten Gemächer bringen lassen. Welches denn solchergestalt geschah, daß mir S. Churf. Gn., nach untergelegten Kissen, auf einen Armstuhl gesetzet und von Etlichen des Gefolges die große Steintreppe hinaustragen ließen, wo Sie in die Gemächer mit den schönen braunbart Tapezereien eingelegt wurten. Sie hießen mich darnach auf gar höfliche Weise gehen und blieben mit Etlichen Ihrer Vertrautesten alleine. Will auch alsbald hier erwähnen, daß nicht lang hernach Medicus und Feltscheer eintrafen und nach untersuchetem und verbundenem Sr. Churf. Gn. Beine Ihre Meinung dahin abgaben, daß der Schaden gänzlich ungefährlich, auch kein Bruch vorhanden sey, bei ziemlicher Ruhe Heilung fürzlich in Aussicht stehe, und S. Churf. Gn. derweil immer einen guten Trunk thun mögen, maßen Sie Ihrer Gewohnheit nichts abbrechen sollten.

Mittlerweil hatte mit sonderbarem Wohlgefallen vernerket, daß im Geleit unsres gnädigsten Herrn auch meine ehemaligen beiden Mündel, die Junker Hans und Engelbert von Rüthe, eingetroffen, welche vorzeiten lang in meinem Hause gewesen, nachdem sie ihre liebe Eltern an der großen Pest verloren, wie dem Herrn Bruder nicht unwissend. Und ist Junker Hans, nachdem er etliche Jahr auf hohen Schulen gewesen, S. Churf. Gn. Geheimschreiber beigegeben, wegen seiner guten Wissenschaft, auch geschwinden Geistes, derweil Junker Engelbert einen Beseblich über die Hatschiere erhalten; S. Churf. Gn. sind aber beiden Junkern sonderlich zugethan um ihres Vaters seligen willen, welcher vor langen Jahren den gnädigen Herrn noch als ganz jungen Fürsten aus großer Fährlichkeit errettet. Denn da derselbe seinen ersten Kriegszug gethan und sich von seiner lustigen, hitzigen, ungestümen Gemüthsart zu weit in die feindlichen Haufen treiben lassen, war es geschehen, daß der junge Fürst mit Etlichen vom Adel nach tapferem Widerstande war gefangen worden und sollte weggeführet werden, als der von Rüthe mit einem tapferen Fähnlein strachs Lauf̈s nachjaget und mit großer Gefahr Leibs und Lebens auch vielen schweren Wunden den jungen Fürsten herausbante und wiederum in Freiheit setzete. Und hat mir S. Churf. Gn. zum öftern erzählet, daß, als er den von Rüthe darnach mit herzlicher Dankbarkeit umarmet, derselbe ihn unwirsch angefahren und gesprochen: „Junger Herr, junger Herr! wenn Ihr nicht lernt den Ungestüm zu Maße bringen, so wird's Euch mehr treue Männer kosten, denn Euch nütze ist. Eins Fürsten Leben sind viele Leben, und wer es so vermessentlich in Gefahr bringt, taugt zum Kriegsknecht, aber nicht zum Herzog." — Welches Wort S. Churf. Gn., wie Sie sagten, nimmer vergessen und dem ehrlichen Manne eben so verdanketen, wie seine tapfere Handlung. Auch hatten Sie mir, da ich die beiden Junker zum ersten Mal als junge Edelknechte mit an Hof führete, gnädig versprochen, des Vaters Treue an den Söhnen zu vergelten, so sie bei erlangten Jahren sich desselbigen werth er-

Digitized by Google

weisen würden. Welches denn auch gnädiglich, wiewol mit aller gezieuenden Strenge geschieht. War mir aber die Anwesenheit der beiden Junker sonderlich um deswillen gar willkommen, weil sie alle Hausgelegenheit, auch Hof, Leute und Bauern kannten, und mir und meiner Frau Ehelieblten trefflichen Beistand thun konnten, so viel Volks sammt Rossen und Hunden wol einzulegen, was bei der strengen Winterkälte nicht leichtlich zu schaffen war. Halfen aber treulich und williglich, alle daß mit eintrechender Finsterniß alles an jenem Ort war. Darnach so gingen wir selbdritt und thaten einen guten frischen Trunk im Keller, allwo wir den Narrn ganz vollgepfeffen beim Kellermeister trafen, sang, schwätzte und narrete und allerlei unsres und des fremden Volks stund herum und lachete welche wir wegtrieben an ihre Dienste und darnach in den großen Rittersaal gingen, wo die vom Adel sichs wolseyn ließen und allerlei Kurzweil trieben.

Als es nun kam gegen Nachtessens Zeit, fandten S. Churf. Gn. Botschaft mit Gebeiß, daß Sie wollten zu Ihrer Ausmunterung in etlicher Gesellschaft zu Nacht speisen, und sollten darzu meine Frau Ehelieblte und beeden Töchter, auch ich selbsten mit andern guten Gesellen, darunter auch die beiden von Räthe, in Ihrem Gemache zum Mahle kommen, und wiewol solches mir und meiner Frau Ehelieblten etlichermaßen hinderlich war, der vielen Gäste, auch Hauslevte halber, so freuten wir uns doch der Ehren und kleideten uns dazu gar sauber an, wie denn ich sammtene Niederkleider anthat, dazu ein neu seiden venedisch Wams mit breitem Hatekragen, so mir meine Aeltelte gestickt, hing auch mein schönstes Schwert darüber, und meine Frau Ehelieblte kam in ihrem Hochzeitkleide von gerissenem Sammet mit güldenen Kettlein; so hatten sich auch die beeden Mägdlein gar zierlich geschmücket; und sahen wir alle so ehrbar und lustiglich aus, als ob wir an Hof gingen, welches auch geschah, wiewol in unserm Hause; worüber auch S. Churf. Gn., als Sie im Aruhstuhl hereingetragen wurden, gar fröhliche und artige Scherzreden vorbrachten und sonderlich den beeden Mägdlein unnütere Dinge sagten, worüber dieselben vielmals roth wurden. Es war aber in dem Gemache ein Tisch für zwölf Personen zugerichtet, und da wir uns setzeten, nahmen S. Churf. Gn. meine Frau Ehelieblte zu Ihrer Rechten und mich zur Linken, Ihnen gegenüber aber saß der oberste Jägermeister und hatte zu seinen Seiten die Mägdlein, und wußte sich Junker Hans zur Marie, Junker Engelbert aber zur Gertrud zu setzen. Und wiewol das junge Volk gar schweigende saß und redeten wenig mit einander, so wars doch ein stattlich und fröhlich Abendmahl, dabei S. Churf. Gn. Ihre Schmerzen gänzlich vergaßen, rühmeten auch Ihren Medicum und Feldscheer, wie säuftlich Ihnen der Verband thue, und ward manche tapfere und lustige Rede, auch manicher gute Trunk gethan. Nachdem aber S. Churf. Gn. die Angen zum öftern zwischen den beeden Mägdlein hin und her gehen lassen, ihnen auch zieuliche Scherzreden gesagt, auf welche sonderlich die Marie in aller Ehrbarkeit mit geschwinden Antworten bereit war, neigeten Sie Ihr Haupt zu mir, redeten leise und sprachen: „Mein lieber Wirth! Dieweil ich weiß, daß die beiden Junker von Räthe sind Eure Mündel gewesen, und ist Euch wol bekannt, daß sie gutes Gemüths, geschickt und tapfer sind, auch in guten Umständen stehn, dazu ich noch ein Mehres fügen will, als will mich bedünken, sie schicketen sich gar wol für Eure beeden Jungfräulein, und sollten wir zu insteheudem Churfeste ein paar Pärlein daraus machen." Worauf ich gleichermaßen leise antwortete und sprach: „Gnädigster Herr Churfürst! Die beiden Junker ständen mir zu Eidamen wol an, habe selbst auch zum öftern schon solche Gedanken geheget, auch sind ihnen die beeden Mägdlein, wie ich oftmals vermerket, gar wol zugethan, weiß aber nicht, ob die Junker schon solche Gedanken gepflegen." Da antworteten S. Churf. Gn. eben leise und sprachen: „Wißt Ihrs nicht, so weiß ichs. Denn sie haben auf dem Wege heimlich davon zu einander geredet, das hat der Narr beherchet und hat mirs gestedt, allein daß er nicht zu sagen wußte, welche sich der Haus ausersehen und welche der Engelbert. Redet zu niemand davon, auch nicht zu Eurer Hausfrauen, denn ich habe mir einen trefflichen Scherz ersonnen, aber beachtet mir die beiden Pärlein, wie sie sich halten und zu einander wollen, daß Ihr mir solches in nähesten Tagen sagen könnt." Das versprach ich nun zwar, gefiel mir die Sache auch aus der Maßen wol, war mir aber ganz verdrießlich, daß ich dabei Rathes und Beistands meiner Frau Ehelieblten entbehren sollte, sintemal mir zum Oftern vorkommen, daß ichs bereuet, wenn ich ohne derselbigen guten Rath und Besprechung ein Ding unternommen, es sey denn in geschwinden und fährlichen Länften und was tapferlich Mannswerk anlangete. Es ward aber noch manches geredt, sonderlich von dem edlen Waidwerk, und klagete, daß sich bei mir die Sauen nicht halten wollten, worauf S. Churf. Gn. lacheten und sagten: „Was wollt Ihr darüber klagen, daß Euch die fremden Keuler die Sauen wegholen? das ist der Welt Lauf und muß sich mancher Wildwmeister darein finden." Als wir aber anfingen trunken zu werden, ermahnete der Medicus welcher im Gemache anwesend, S. Churf. Gn., nicht ferner zu zechen, sintemal der Schaden sonst könne bös werden, worauf Sie schalten und meineten, wozu Sie denn Medicum und Feltscheer hätten? Wenn Sie mit Hunger und Durst sich selbst curiren sollten, so brauchten Sie noch Tränklein, noch Salben oder Pflaster. Worauf der Medicus artig erwiderte: „Wenn die Kranken dem Arzte nicht helfen, so kann auch der Arzt den Kranken nicht helfen." Da sügeten sich S. Churf. Gn., wünschenden aus allen eine gute Nacht und ließen Sich in Ihr Schlafgemach tragen. Se gingen denn meine Frau Ehelieblte und die Mägdlein in ihre Gemächer, wir andern aber in den Saal, wo mit denen, se zurückgeblieben noch mancher Becher geleeret und mancherlei Schimpf getrieben wurde, und darnach weiß ich nicht, wie ich zu Bette kommen.

Anderen Tages bei Zeiten (die Tage waren aber kurz) kamen Wagen mit genug Vorrathe an Speisen und Wein, auch ein Tafelmeister und ein paar Köche, also daß uns nun wohl gehelfen war und sonderlich meiner Frau Ehelieblten die Sergen abgingen. Auch wurden auf das Fest scheu der Gäste weniger, maßen S. Churf. Gn. allen denen Ihres Hofs, so daheim Weiber und Kinder hatten, geboten, nach Hause zu reiten und dafelbst die Weihnachten zu feiern. „Denn," sagten Sie, „hat mir der Teufel solch Bad bereitet meiner Sünden halber nach Gottes Willen, so ists genug, daß ich selbst Schmerzen habe, und solleus nicht auch noch meine Getreuen sammt Weibern und Kindern haben, so sie darum der Christfreude am eignen Tisch müßten entbehren. Würde ich doch auch nicht wollen allein hier sein, so mir Gott nicht mein lieb Gemahl hinweggenommen und meine jungen Fürsten nicht im Auslande wären. Denen aber, die bei mir können oder müssen bleiben, will ich selbsten Bescheerung halten." Also sprach der gnädige Fürst, welcher, ob er wohl gar gestreng und zornig sein kann, so etwas nicht nach seinem Willen geschieht, was auch ein Jedermann fürchtet, dennoch auch lieblich und frischen Herzens ist und Jeglichem seine Lust und Freude herzlich gönnet. Zogen demnach nicht wenige unsrer Gäste zumal Rossen und Knechten davon, und kamen bald viele Kisten und Kasten mit Christgaben für die, so dablieben.

Ich aber in den nähesten Tagen hatte ein gar scharfes Auge auf die beiden Junker und meine Mägdlein, denn wie die von Räthe lange Zeit unsre Hausgenossen gewesen, also waren sie auch mit meiner Frau Ehelieblten und uns allen ganz vertraut, gingen und kamen, thaten und sprachen, wie wenn sie noch zu uns gehörten und erzeigten sich in allen Dingen gar treulich und schicklich, also daß ich mir liebere Eidame nicht wünschen können. Sah aber bald, daß, so Junker Hans und die Marie, oder Junker Engelbert und die Gertrut zu einander trafen, daselbst kein rechts Wesen war, sondern so Junker Hans der Marie etliche Worte gleich als heimlich zutuftert, wandt sich das Mägdlein abe, macht ein unlustig Gesicht, oder that als hätt sie ein Stöpsel in Ohren, und so Junker Engelbert zur Gertrud nahet, so lachet dieselbe alls in sich hinein, redt auch wohl gar zaghaftiglich ein Wörtlein, mein Junker aber, dem sonst das Maul nicht zugewachsen und der bei Seinesgleichen, will nicht sagen viele, aber tapfere und geschwinde Reden zu geben weiß, stund als ein Stock dabei, luckte sie an, schluckt als weil er reden, und wußte dennoch nichts fürzubringen. Fanden sich aber Junker Engelbert und die Marie beisammen, da mangelts nicht an lustigen hitzigen Reden, lacheten gegen einander, waren frisch und freudiglich; desselbigen gleichen Junker Hans und die Gertrud hatten sein tüchtiglich ihr Gespräche und horcheten eins auf des andern Wort, erzählten einander und vertrugen sich gar fittig. Also war Conclusio: Junker Hans will um die Gertrud freien und Junker Engelbert um die Marie, und dünkte mich solches auch ganz wohlgethan, angesehen eins Jeglichen Complexion, Gemüthsart, Stand und Gewohnheit. Solchs am Morgen vor Weihnacht hinterbracht ich Sr. Churf. Gn. besenter, worüber Dieselben ganz aufgeräumt wurden, sagten mir auch was Sie vorhätten und was ich sollt thun so uns so und lache-

Digitized by Google

ten wir viel darüber. Auch hießen mich S. Churf. Gn. an Ihrem Tische niedersitzen, allwo Papier, Tinte und Federn, und da Sie denn in der Poeterey und Meistersang wohl erfahren, dictirten Sie mir etliche artige Reimen in die Feder, welche sollt der Narr lernen und in seinem Kopfe behalten, daß er sie zur rechten Zeit auffagete, und habe ich das Blättlein darnächst aufbewahret. Denn S. Churf. Gn. wohl wußten, daß ich von jungen Jahren her in studiis nicht gänzlich unerfahren, auch eine wackere Handschrift übete, so ihm das Junker Hans von Räthe gerühmet.

(Schluß folgt.)

Häusliche Kunstarbeiten.

Von A. v. Zahn.

Man hat irgend einmal die Frage: „Was ist ein Dilettant?“ dahin beantwortet: „der die Kunst zum eignen Vergnügen und zu anderer Qual betreibt;“ — und wenn an jedem paradoxen Wort ein Körnchen Wahrheit ist, so wollen wir auch diesem harten Ausspruch zugestehen, daß er in fünf von zehn Fällen Recht hat, wenn es sich um den Dilettantismus unsrer Gegenwart in der bildenden Kunst handelt. Glücklicherweise sind Stift und Farben stumm und ein friedliches Dunkel verbirgt in verstaubten Rollen und Mappen die zahllosen Sünden, welche unsre jugendlichen Kunstjünger und Kunstjüngerinnen in den Jahren begehen, auf deren Programm der wöchentlich zweistündige Zeichnenunterricht als Bestandtheil der höheren Bildung steht. Auch haben die Früchte des Fleißes gewöhnlich den einen Zweck, bei Eltern, Onkeln und Tanten zu gefallen, reichlich erfüllt, und sie thun eben niemant etwas zu Leide als — einem für Kunst empfänglichen Auge, das ihnen ungerufen begegnet. Denn ist es freilich betrübend, wenn immer und immer wieder in den Prüfungsausstellungen der Schulen sich die Wahrnehmung aufdrängt, wie unter dem Titel „Kunst“ eine Beschäftigung getrieben wird, welcher keine Muse ihren ernst-weihevollen Blick gegönnt, und wie die praktischen Früchte solches Dilettantenthums gerade das entbehren, was in ihnen hätte reifen sollen, den Sinn für das Schöne.

Schmuckkastendeckel.

Diesen trüben Wahrnehmungen gegenüber wollen wir nicht vergessen, daß der große Entwicklungsgang der neueren deutschen Kunst einen vielseitigen Zug nach dem Genuß des Bildlichschönen im Volke hervorgerufen hat, — und den im Dunkeln tappenden Dilettantismus begrüßen wir in diesem Sinne als ein immerhin günstiges Zeichen wachsenden Interesses. Nur ein Jahrhundert rückwärts blickend, welchen Contrast müssen wir constatiren! Als Gellert unsere Urgroßeltern überzeugt hatte, daß man „früh lernen soll, das Nützliche dem Schönen vorzuziehen“ — damals ward auch der bildenden Kunst im Volke gründlich der Garaus gemacht. Man lebte noch unter dem unschätzbaren Vortheil eines einheitlichen Baustils, der allem Kunstgewerbe sein zwar monotones aber doch künstlerisches Gepräge ließ, die Maler verstanden noch sämmtlich zu malen (was sie heutzutage zum größeren Theil nicht können), es gab auch einen trefflichen Meister der volksthümlichen Kunst, Daniel Chodowiecki, der cum grano salis der Ludwig Richter des achtzehnten Jahrhunderts heißen darf, aber — man werfe nur einen prüfenden Blick gerade in die von ihm geschilderten Lebensumgebungen, in die Wohnungen seiner schlanken und zierlich coëstümirten Gestalten — sie sind wüste und leer von allem, was Form heißt, und diese Form war verloren mit der letzten Tradition des Rococo. Von da an gestaltete sich die Kunst auf eigne Hand. In kleinen Kreisen vollzieht sich und wird ihrem Wesen nach verstanden die wunderbare Regeneration der römisch-deutschen Schule, die architektonischen Bestrebungen im antiken wie im romantischen Stile — aber es waren große Thaten auserwählter Geister, nicht Thaten eines Volkes. Wohl verbindet die Erhebung des Nationalgefühls sich mit den Erscheinungen der bildenden Kunst, aber ein neuer Stil konnte nicht daraus entstehen. In den dreißiger Jahren beginnt mit dem Aufblühen der Düsseldorfer Schule die einseitige Popularität der Malerei und der vervielfältigenden Künste. Tausende von Oelbildern, hunderttausende von Kunstblättern wandern vermittelst der Kunstvereinsverloosungen in die Häuser des Bürgers. Man wird Kunstfreund für einige Thaler jährlich und gewinnt abwechselnd Madonnen, Landschaften und „Großvaters Geburtstag“ ꝛc., dabei aber erhebt sich was wir „Geschmack“ nennen, nicht über die niedrigste Stufe. Häuser, Möbel, Tapeten, weibliche Arbeiten — alles in formloser Mannigfaltigkeit, stilwidrig und häßlich. Der „Heirathsantrag auf Helgoland“ in Cauevas gestickt ist das richtige Emblem und Banner gewisser Erscheinungen im „Kunstsinne der Kunstvereine“. Inzwischen bereitete sich daneben mancher Umschwung zu gesünderen Zuständen.

Von dem glücklichen Einfluß der großen monumentalen Kunstunternehmungen zu schweigen, erlebte der Kunstsinn des Volkes eine wesentliche Förderung durch die immer steigende Achtung vor dem Guten der Vergangenheit. Hierin sind wir denn in der That „bessre Menschen“ als unsre Vorfahren. Was hat zuerst die Renaissance und die Zopfzeit von mittelalterlichen Denkmalen, dann der Neu-Classicismus von allem Vorhandenen ruinirt und verfallen lassen, und was hat namentlich der moderne Staat durch seine antikünstlerische Bureaukratie hierin verbrochen! Nicht als ob etwa keine dergleichen Sünden mehr vorkämen; — es ließe sich genug erzählen, aber

Digitized by Google

es ist doch nicht mehr der allgemeine Zug der Zeit, alles niederzureißen und einzuschmelzen, wenn irgend ein Nützlichkeitsgrund dafür aufzufinden ist; von Staatswegen geschieht viel in allen deutschen Ländern, daß mindestens die Kunstdenkmale des öffentlichen Besitzes geschützt werden, und wenn wir seufzend zusehen, wie der Bürger sein prächtiges Giebelhaus, die getäfelte Ehrenstube, den zierlich gemeißelten Erker kaltherzig zerstören läßt, um einen nüchternen neuen Kasten an die Stelle zu setzen — so bleibt doch der Trost, daß wenigstens, was Bewegliches von altem Zierrath und schönem Geräth sich erhalten, nicht mehr achtlos in den Winkel geworfen wird, weil das Spürauge des wandernden Antiquitätenhändlers dergleichen ans Licht zu ziehen und zur Freude des Sammlers — leider meist des ausländischen — an sein hauptstädtisches Schaufenster stellt.

Wir freuen uns aber besonders, wenn hier und da auch in der Familie der Sinn und die Theilnahme für ein schönes altes Möbel den Sieg über verkaufslustige Nützlichkeitstheorie davonträgt, das wäre denn ein kleiner Schritt zum Heimischwerden der Kunst im Hause; — ein andrer geschieht mit der Verbreitung, welche das bessere Element auf dem Gebiet vervielfältigender Künste gewonnen hat. Man kann sagen, daß von Anfang dieses Jahrhunderts bis in die ersten vierziger Jahre alles, was von illustrirendem Schmuck der Literatur — und darin liegt der eigentliche Maßstab für den Geschmack des großen Publicums, — aus Licht kam, nichts getaugt hat. Von einem Nachfolger Chodowieckis war keine Rede; der hannöversche Ramberg, ein unerfreulicher Manierist, war der beste aller der zahlreichen Taschenbuchskupferverfertiger. Das Schlimmste zog in den dreißiger Jahren ein, als die „prachtvollen englischen Stahlstiche“ Mode wurden, die heutzutage noch nicht ausgestorben sind. Damals war — ein ächtes Zeichen einer Zeit, in welcher man den Virtuosen die Pferde ausspannte und im Theater Wohl und Wehe der Staaten verkörpert sah — die Manie der „weiblichen Schönheiten“ in der Kunst auf der Tagesordnung, und es konnte kaum ein belletristisches Unternehmen ohne schmachtende Augen in Stahlstich erscheinen. Aus diesem Verfall rettete die Heilkraft der ernsten Kunst, welche den wiederbelebten Holzschnitt wählte, um in zahlreichen mustergültigen und herzerfreuenden Schilderein ins Volk zu dringen. Wir nennen Einen für alle, Ludwig Richter! — und sind so frei, ein Blatt Pfennigmagazin von Anno 30—40 neben diese Daheim-Nummer zu legen, um hier einmal fröhlich einen Riesenschritt zum Bessern zu constatiren. Auch ein drittes ist nicht zu vergessen. Seitdem Franz Kugler sein Handbuch der Kunstgeschichte herausgab, ist das wissenschaftliche Interesse beschränkter Kreise, in welchen bis dahin die Theilnahme an den geschichtlichen Erscheinungen der Kunst sich concentrirte, zu einer ganz enormen Betheiligung der Gebildeten an diesen Interessen angewachsen; und zur guten Stunde kam die Photographie hinzu, um jedem von Süden heimkehrenden Reisenden eine Mappe voll treuer Lichtbilder der klassischen Kunstwerke zum anregenden Mitgenuß für die Daheimgebliebenen mitzugeben.

Wenn es denn also lebhaft und von vielen Seiten vorwärts geht, warum sollte nicht die häusliche Kunstübung auch die Wege finden, auf welchen sie an den großen ernsten Zielen der Kunstthätigkeit mitzuwirken vermag?

Wenn wir die Dilettanten der bildenden Kunst classificiren, so müssen wir zwei Rangstufen scheiden, die Selbständigen und die Unselbständigen. Zu den ersten zählen natürlich die Künstler und Künstlerinnen unter den Dilettanten, die sich vom Berufskünstler dadurch unterscheiden, daß sie „zum Vergnügen“ arbeiten, in der Stufe der Ausbildung sich jenen aber gleichstellen. Dann erkennen wir diese Classe des Kunstrangs gern allen zu, welche im Stande sind, ein gutes Porträt oder eine landschaftliche Studie ordentlich zu zeichnen oder zu malen, und ihnen allen sollen keine Rathschläge gegeben werden, sie mögen in tüchtigen Künstlern strenge Meister oder berathende Freunde finden. Unsre guten Wünsche richten sich vielmehr an die große Zahl der „unselbständigen“ Dilettanten, an diejenigen, welche am Ende des Unterrichts die Flügel nicht soweit gewachsen fühlen, um selbst ins Kunstgebiet zu flattern. Wie viele von ihnen haben ein hübsches Talent jahrelang sorgsam gepflegt und sehen sich schließlich — den ewigen Lithographien unsrer Zeichenschulhefte gegenüber — von der Lust zum Weiterarbeiten verlassen? Ist es denn auch der Mühe werth, einen Kopf von Julienne à deux crayons oder eine sogenannte Calamische Lithographie, deren Original kaum einen Thaler kostet, in sechs Wochen mühsamer Arbeit zu copiren um das Product all dieses Fleißes, am welchem nur die Fertigkeit der Hand geübt wird, zu freudlosem Dasein in Glas und Rahmen oder in die Mappe zu befördern?

Photographie-Album.

Ganz nahe liegt die Brücke, die nach unserm Dafürhalten zu einem gesunden Hand in Handgehen der Kunst mit den praktischen Bedürfnissen des Hauses hinüberleitet.

Die Mehrzahl unsrer Dilettantinnen der höheren bildenden Kunst sind gleichzeitig eifrige Pflegerinnen des „Kunstgewerbes“ in weiblichen Arbeiten. Aus einer Fülle von Mustern, die „Bazar“, „Victoria“ und andre Blätter reichlich bieten, aus den Vorräthen der Tapisseriegeschäfte werden die Vorbilder ausgewählt, nach denen Welle, Zwirn, Perlen und Seide ihre Kreuzchen, Näthe u. s. w. zu den zahllosen Artikeln der Stickereimanufactur sich gestalten. Wäre es nun nicht erfreulich, die im Zeichenunterricht gelibte Hand dazu brauchen zu können, aus den vorhandenen Motiven mit richtiger Erkenntniß der Gesetze, von denen alle Schönheit abhängt, selbst das Vorbild zusammenzustellen oder selbst die Form zu erfinden, deren Ausführung alsdann mit ganz anderem Bewußtsein der persönlichen Theilnahme an der Arbeit erfolgen kann, als wenn es sich eben nur um die Accuratesse des Nachbildens und das Nichtverzählen der Stiche handelt?

Solche Kenntnisse zu erwerben ist aber weder sehr leicht noch unerreichbar schwer; — es bedarf dazu nur der einigermaßen verständigen Anleitung zum Studium und zur Nachbildung des Ornaments, wie wir mit einem eingebürgerten und nicht zu ersetzenden Fremdwort, die auf architektonischer Grundlage beruhenden, theils frei erfundenen, theils an natürliche Motive sich anknüpfenden verzierenden Formen bildender Kunst nennen.

Digitized by Google

Alles was hier eben über Mängel der moderneren weiblichen Arbeiten gesagt wurde, hat schon seit Jahren lebhafte Bestrebungen zum Besseren hervorgerufen, und mit großem Erfolg hat man, namentlich für den Schmuck der Kirche, die einfach wirksamen Flächenmuster des Mittelalters wieder ausgestellt. Ebenso sehr ist es nicht an zahlreichen Vorbildern in dem stylvollen Farben- und Formenspiel des Orients. Beide Richtungen seien zur Bildung des decorativen Geschmacks angelegentlich empfohlen; ein feiner künstlerischer Sinn wird von selbst Maß im Allerthümlichen oder Bizarren zu halten wissen und nach und nach von selbst auf solche Formen kommen, welche dem durchgehenden Charakter einer geschmackvollen modernen häuslichen Einrichtung entsprechen.

Von diesem Gebiete lenken wir nun noch einen kurzen Blick auf die Herstellung solcher häuslichen Kunstarbeiten, deren Zierde nicht in weichen Stoffen, sondern durch Zeichnung und Malerei auszuführen ist, und also auf dem gebundenen Stil, wie er sich für Canevas, Tuch ꝛc. ziemt, zu freieren Formenbewegungen fortschreiten mag. Wir möchten hierauf die Aufmerksamkeit vornehmlich aller derer lenken, welchen die Ausbildung der Hand und des Auges, wie sie der gewöhnliche Zeichnenunterricht erzielt, eine Thätigkeit auf dem Felde bildender Kunst gestattet, ohne daß sie sich berufen und befähigt fühlen, in selbstständig künstlerischer Arbeit etwas Befriedigendes zu leisten. Anstatt der ewigen Nachbildung von Vorlegeblättern und der Herstellung von Geschenkzeichnungen zweifelhaften Werthes steht ihnen eine wirklich fruchtbringende und selbständig werthvolle Kunstarbeit offen, wenn sie sich nur entschließen, aus dem Gebiete der eigentlich „zeichnenden Kunst“ in das Feld des Kunstgewerbes herab- — oder sagen wir es lieber ganz offen — hinaufzusteigen! Und zwar geschieht dies eben vermittelst einer verständigen Pflege desselben Kunstzweiges, der bei den weiblichen Arbeiten in seiner Weise zur Anwendung kommt, der Ornamentik.

Die der Architektur zugehörige und eigne Formenwelt der Verzierung gilt als das Element der Arbeiten, die wir im Sinne haben, festzustellen; zugleich aber die Grenzlinie zu ziehen zwischen ornamentalen Kunstarbeiten in eigentlicher Bedeutung und denjenigen Zeichnungen und Malereien, die man als willkürliche Zierrathe von allerhand Luxus- und Gebrauchsgegenständen anwenden mochte.

Offenbar haben wir auf dem Gebiete der bildenden Kunst, das die drei Zweige der Baukunst (Architektur) Bildnerei (Plastik oder Sculptur) und Malerei (mit den Nebenzweigen der zeichnenden und vervielfältigenden Künste) begreift, ein Ganzes vor uns, dem alle Darstellung der Schönheit in sichtbaren Formen zugehört oder wenigstens verwandt ist.

Jeder fast sich leicht, daß das Wesen der Malerei und Plastik in dem Schaffen bildlicher Darstellungen — dort auf der Fläche, hier in körperlich-runden Formen — besteht, daß alle diesen beiden die Mannigfaltigkeit des natürlichen Organismus, — Menschen- und Thierwelt mit der umgebenden landschaftlichen Natur — als Darstellungsstoff gegeben ist. Was soll aber als das Wesen der Architektur gelten? Wir dürfen schon unsern deutschen Ausdruck „Bau-Kunst“ nicht brauchen ohne damit viel zu wenig zu sagen, denn im Bauen, dem Schaffen der Räume für das geselline leben des Menschen, liegen wohl die höchsten Aufgaben dieser Kunst, aber es kann auch — man denke nur an so manchen Wohnhaus-, Fabrik- oder Casernenbau — ohne alle Spur von Kunst diesem Bedürfniß genügt werden. Auf der andern Seite breitet sich der ganze Reichthum der Kleinkunst, des Kunstgewerbes in Geräthen, Gefäßen, Stoffen u. s. w. mit dem Anspruch aus, als Verwandtschaft der Architektur berücksichtigt zu werden und wenn der flüchtige Blick oberflächlicher Betrachtung schon herausfinden wird, wie eine Kette von leisen Verwandlungen die Zierformen des eigentlichen Bauwerks, an Säulen, Gebälk, Bekrönungen, Füllungen, u. s. w. hinüberleitet zu ihren Verwendungen in andern Stoffen, so lehrt die Kunstgeschichte, daß in den Kleinkünsten, welche schmückend die ersten Culturbedürfnisse der Völker verschönern, gerade die Quellen für die architektonische Formenwelt zu suchen sind, daß aus Geflechten, Geweben und Nähten die Elemente der ornamentalen Kunst hervorgegangen, und daß der mächtige Steinbau, in welchem alle architektonische Wirkung gipfelt, die Belebung seiner Formen zurückzuführen hat auf die schlichten Arbeiten, an denen der frische Kunsttrieb jugendlicher Völker sich zuerst geübt. Wir erkennen aus dieser bedeutsamen Verbindung — als das gemeinsame Kunstelement von Architektur und Kunstgewerbe die Verklärung des Zweckdienlichen zum Schönen, und dürfen getrost, diesen Grundsatz festhaltend, in die Fülle der künstlerischen Erscheinungen hineingreifen, um über das Bedürfniß hinaus jeden zu den drei Hauptströmen bildender Kunstthätigkeit Anschluß zu erhalten. — Wer bäte nicht den Zauber empfunden, der aus den anspruchslosen Formen einer gemalten griechischen Thonvase heute so lebendig uns anweht, als da sie der Töpfer noch wohlgelungenem Brande freudig zur Hand nehmen mochte! Nun lasse man nur das Auge dem anmuthigen Zug der Gefäßumrisse mit dem Bewußtsein folgen, wie im Fuß die zusammengefaßte Kraft des Tragens, im Körper die schwellende Ausdehnung zur Aufnahme des Inhalts, im Hals die Einziehung zu sicherem und bequemem Ausguß in glücklichsten Formenausdruck gegeben ist, wie dann die Palmettenkränze, Flechtbänder und Streifen der Ornamente das Umfassende, Zusammenhalten, Auffreben und etwa in der Einziehung des Halses in sinniger Verknüpfung aufwärts und abwärts gekehrter Blüthen das Ein- und Ausgießen bedeutsam bezeichnen. Soweit die Verschönerung des Zweckmäßigen durch plastisch und gemalte Formen; — die selbstständige Kunst tritt im eigentlichen Vasenbilde, wo der neutrale Raum des Bauches eine verzierende Bezeichnung besonders Zweckes nicht verlangt, hinzu; — auch hier aber nicht ohne sich an die Fläche des Gefäßes anzuschmiegen und durch Wahl der einfachen Farben dem Charakter des mattglänzenden gebrannten Thones treu zu bleiben.

Wir können hier keinen Ueberblick über die formalen Bedingungen ornamentaler Kunst, sondern nur eine Anregung zum Nachdenken für unsre Dilettanten geben, denen wir noch immer ein zweifelndes und zaghaftes Bestreben anzusehen glauben, ob sie denn wirklich sich nichts vergeben, wenn sie von Landschaften, Köpfen und gar Figuren sich zu Verzierungen wenden sollen. Mögen sie es einmal auf praktische Versuche ankommen lassen, zu denen wir schließlich einige Fingerzeige geben wollen.

Wir sagten schon, daß es nichts Neues ist, häusliches Geräth mit künstlerischen Arbeiten zu verzieren. Es gibt Ofenschirme, Zeitungsmappen ꝛc. mit eingerahmten Zeichnungen unter Glas, man malt Blumen oder zeichnet kleine Genrebilder auf allerlei Holzgeräth, das dann lackirt wird, oder man benutzt dazu die Abziehbilder, mit welchen „Jedermann ohne die geringsten Vorkenntnisse in zwei Stunden die schönsten Malereien herstellen kann.“

Zu allen diesen Dingen wird der Künstler selten ein vergnügtes Gesicht machen, denn diesen schon verhin getennzeichneten „willkürlichen Verzierungen“ fehlt die Vorbedingung architektonischer Schönheit, der wir unerbittlich alles Ornament unterordnen, Anschluß an das Zweckdienliche und an den Stoff des zu zierenden Gegenstandes. So häßlich es ist, gestickten Figuren Glasaugen aufzunähen, die dann die weiche Fläche störend unterbrechen, so gehört in Kästen, Schränke ꝛc. keine Stickerei und kein Papier, keine zerbrechliche Glasplatte auf Tische, keine getrockneten Blumen auf Schreibmappen, sondern man verziere den Stoff mit Beibehaltung seiner eigenthümlichen Oberfläche. Vor allem empfiehlt sich das dauerhafte, branchbare und leicht zu behandelnde Holz zu künstlerischem Schmucke. Unzähliges Geräth häuslichen Lebens bietet seine Flächen zur Verzierung dar und im Material selbst liegt die Aufforderung, die schönen Werke kostbarer eingelegter Holzarbeit, mit ihren harmonisch zusammenstimmenden Tönen von Ebenholz, Mahagoni, Jacaranda, Nuß, Ahorn u. s. w. mit bescheidener Beifügung von Metallen und Elfenbein, nachzubilden. Umrahmt von einfachen Flächenarabesken, wie sie namentlich die Frührenaissance Italiens in mustergültiger Weise geschaffen, und in solchen Gliederungen eingefaßt, welche sich den eckigen oder runden Formen der zu verzierenden Platte anschließen, mag dann eine Füllung von figürlichen Darstellungen, Blumen, Wappenbildern u. s. w. auch in andern als Holzfarben eingefügt werden, auch sie werden, aber immer am besten wirken, wenn sie aus der Fläche der nachgeahmt- eingelegten Arbeit nicht herausspringen. Wir können versichern, daß auf keinem Material sich angenehmer arbeitet, als auf der mattgeschliffenen Ahorn- oder Birnbaumfläche, welche ein schwacher Mastixüberzug zur Aufnahme der Wasserfarben vorbereitet; auch das gemeine Tannenholz mag mit Leimwasser überstrichen zur Zierde von ländlichen Stubenthüren, Schränken, Wandgetäfel und Truhen Holzmalerei in einfach kräftiger Zeichnung tragen und wird, mit Wachs gebohnt, seinen meteeln oelfarbegestrichenen Verwandten nicht mehr gleichen, da es die in allem künstlichen „Holzanstrich“

Digitized by Google

unnachahmliche feine Zeichnung der natürlichen Faserung durch die fein aufgetragene Wasserfarbe schimmern läßt, und sich nicht unter der stumpfen, Holz, Blech, Pappe und Stein gleich verdeckenden Oelfarbenhaut versteckt. Die Technik des Malens bietet, wie gesagt, nicht die geringste Schwierigkeit. Die Zeichnung muß natürlich vorher in der Größe des Originals auf Papier in soweit ausgeführt werden, als das Ornament sich nicht wiederholt. Nachdem alsdann auf dem Gegenstand selbst mit seinen Bleistiftlinien die Mitten der Flächen bezeichnet sind, überträgt man vermittelst des Durchzeichnenpapiers die Umrisse auf das Holz, umzieht dieselben mit der Feder in der Farbe des Ornaments oder des Grundes (ersteres wenn dunkle Verzierung auf hellem Grund steht, letzteres im umgekehrten Falle) und trägt dann die Farben selbst mit dem Pinsel auf. Daß große Sauberkeit und Achtsamkeit Grundbedingung für das Gelingen solcher Arbeit ist, versteht sich von selbst; Flecke sind nicht ohne Schaden für die Gleichmäßigkeit der Oberfläche zu entfernen, und es ist besser, bei eintretenden Unglücksfällen die angefangene Arbeit vom Meister Tischler unbarmherzig wieder abschleifen zu lassen, um dann auf reiner Fläche mit frischen Kräften und größerer Vorsicht von neuem zu beginnen.

Daneben bieten sich mancherlei andre Materialien dar. Papier, aber nicht mit der gefährlichen Glasscheibe verdeckt, sondern ebenfalls in seiner natürlichen Oberfläche sichtbar gelassen und etwa durch Leinwandunterspannung und matten Firnißüberzug geschützt, eignet sich zum praktischen Material für Ofen- und Wandschirme; Thonwaaren lassen sich, wenn man nicht einen geschickten Töpfer zur Hand hat, welcher die Schmelzfarben liefert, auch mit Wasserfarben, die ein matter Firniß befestigt, ansprechend verzieren, Scheiben von mattem Glas in Ampeln, Thüren, Fenstern ꝛc. erhalten eine anmuthige Abwechselung durch Aufmalen von Mustern in durchsichtigem Lack auf die rauhe Seite, und endlich kann auf Marmor- und Kalkfeinplatten (Solenhofer Lithographirschiefer) durch Aetzen eine dauerhafte Verzierung leicht hergestellt werden, indem man das Muster, wozu die Kunst des Orients besonders viel anmuthige Band- und Arabeskenverschlingungen geliefert, mit Asphaltlack auf die Steinplatte malt und dieselbe nach völligem Trockenwerden in eine schwache Auflösung von Salpetersäure in Wasser taucht, bis die freigebliebene Steinfläche etwa $^1/_8$ Centimeter vertieft erscheint. Uebung macht hier den Meister, so gut als anderswo. In kurzem: der Stift und Pinsel des Dilettanten findet allerlei Mittel und Wege, ohne besonderen technischen Apparat die Flächen von tausenderlei Gegenständen des häuslichen Gebrauchs zu verzieren und dieselben zu selbstständig werthvollen Kunstarbeiten zu erheben, wenn Form und Stoff in ihrem vollen Rechte bleiben. Erscheint für das letztere eine ganz kurze Andeutung, welche die eigene Erfahrung alsbald vervollständigen wird, hinreichend, so ist das erstere natürlich nur mit Liebe für die Sache, einiger Begabung und hingebendem Fleiß zu erlernen, indessen der Hilfsmittel auf diesem Wege gibt es viel! Hat man einmal in öfterer Betrachtung schöner Kunstarbeiten aus den Zeiten des Alterthums, des Mittelalters und der Renaissance, wie sie die Kunstsammlungen unserer Residenzen, die Ausstellungen der größeren Antiquitätenhändler enthalten, das Auge für den Reiz der einheitlich stilvollen Behandlung empfänglich gemacht, so wird in der Fülle der modernen Erzeugnisse das Gute und Künstlerische leicht erkannt und zum anregenden Vorbild eigenen Arbeitens werden. Alsdann läßt aus den zahlreichen Bilderwerken ornamentalen Inhalts, nach dem jedesmaligen Bedürfniß sich vieles zur Nachbildung wählen, und schließlich wird es ja leicht sein, den Rath architekteuisch gebildeter Künstler (leider sind das nicht alle Zeichenlehrer) da zu erbitten und nutzbar zu verwenden, wo die eigene Kraft nicht ausreichen will, eine gegebene Aufgabe durch richtige Auswahl aus vorhandenen Motiven zu lösen.

Der Verfasser hat seit einer Reihe von Jahren versucht, Entwürfe für mancherlei häusliche Kunstarbeiten theils vorhandenen Mustern nachzubilden, theils selbst zu erfinden und gibt in beifolgenden Zeichnungen ein Schmuckkästchen und einen Bücherreihband zur Ausführung in Holzmalerei*); — doch sollen dies eben nur Anregungen zu selbstständigem Schaffen werden, denn darin beruht die größte Freude für den Dilettanten, zu bestimmten Veranlassungen ein Werk zu schaffen, das in seinem künstlerischen Schmuck den persönlichen Antheil des Urhebers offenbart und durch Einfügung von Namenszügen, Sprüchen, Daten u. s. w. für den Empfänger einen erhöhten Werth erhält.

Solche Arbeit wird dann recht zu einem sinnigen Schmuck des Hauses; und der Freude an einem solchen kleinen Erzeugniß von bedrenneter, kunstgeübter Hand mag leicht ein umfassenderes Interesse für die bildende Kunst in ihrer praktischen Verwendung hervorgehen und dem beschränkten Umfang im kleinen die Aussicht auf segensreiches Mitwirken an der gemeinsamen großen Aufgabe, in deren Dienst alle Kunst steht, eröffnen. In diesem Sinne sei denn allen kunstbefremdeten Lesern eine geneigte Erwägung dieser Zeilen zu eignem Nachfolgen oder zu weiterer Anregung im Freundeskreise empfohlen und wir wünschen herzlich, daß schon am Erfolg der ersten Versuche sich das alte Sprüchlein erproben möge:

Kunst bringt Gunst.

*) Eine Sammlung derartiger Entwürfe mit beschreibendem Text erschien unter dem Titel „Musterbuch für häusliche Kunstarbeiten“ bei Georg Wigand in Leipzig.

Am Familientische.

Vertheidigung eines Taubenschlages.

Im Jahre 1705 mußte sich Mirandola, von dem Grafen Königsegk mit großer Bravour vertheidigt, den Franzosen ergeben. Der Prinz Eugen, welcher mit 18,000 Mann die Etsch passirt hatte und bis an den Mincio vorgerückt war, um den Platz zu umstehen, konnte bei der Uebermacht des Feindes kein Treffen wagen und mußte, bis zur Ankunft von Verstärkungen aus Deutschland, in abwartender Stellung verharren. Ein bedeutender Cavallerie-Posten wurde den Garda-See aufwärts bis Riva vorgeschoben; zu gleicher Zeit hielt man alle Schiffe, deren man habhaft werden konnte, an, um die Infanterie und Artillerie nach Salo überzuschiffen. Nach der Landung an diesem Orte ließ Eugen die sehr vortheilhaft gelegenen Höhen durch 5000 Mann besetzen und verschanzen. Ein Gleiches geschah mit den bei Guardo liegenden, gegen Brescia zu abfallenden Hügeln. Der französische General Vendome beschloß die kaiserliche Armee, deren Cavallerie über Riva erst später eintreffen konnte, sofort anzugreifen, als er aber Eugens feste Stellung recognoscirt hatte, stand er davon ab und bezog den Kaiserlichen gegenüber ein verschanztes Lager, übergab seinem Bruder Philipp das Commando und ging nach Piemont.

Philipp Vendome, der wohl einsah, daß ernsthafte Unternehmungen gegen Eugen nicht ausführbar seien, begnügte sich, fortwährende Neckereien zu ersinnen und suchte der kaiserlichen Armee die Zufuhren abzuschneiden, um den Prinzen zur Rückkehr über den Gardasee zu zwingen. Er bemächtigte sich deshalb der Hügel von Guardo, so wie eines Landhauses, das in der Nähe des sich in die Chiese ergießenden Baches lag, über welchen die Kaiserlichen eine Brücke geschlagen hatten. Prinz Eugen bemerkte bald den Fehler, den er begangen und befahl das Landhaus wieder zu nehmen, von dessen Besitz als Vertheidigungspunkt eines Uebergangs zur Fouragirung, die Subsistenz der Armee zum großen Theile abhing. Die Franzosen hatten sich in der Nacht dieses Hauses, das Bellmiche genannt, mit 4 Compagnien Infanterie bemächtigt. Das Gehöft umschloß eine Mauer, innerhalb derselben standen: das Wohnhaus und zwei Wirthschaftsgebäude. Die Franzosen hatten logisch bedacht, daß der Feind Artillerie machen werde, den wichtigen Platz zurückzuerobern, weshalb sie in den Mauern überall Schießscharten anbrachten, um den Gegner kräftig zu empfangen. Mit der Wegnahme des Hauses war der Prinz Alexander von Würtemberg beauftragt.

Er ließ tausend Mann Infanterie in der Nacht gegen das Thor vorrücken. Man versuchte dasselbe einzurennen, allein die Franzosen empfingen die Angreifer mit einem treffsich unterhaltenen Gewehrfeuer. Einige der Vertheidiger hatten sich, mit einem großen Pulvervorrath versehen, in ein Gebäude begeben, dessen unterer Theil zu einem Hühnerstalle, der obere zu einem Taubenschlage bestimmt war. Dieses Taubenhaus erlangte während des Gefechtes große Wichtigkeit. Die Anfangs sinnig gemachten Kaiserlichen rückten wieder vor und waren endlich bis in den Hofraum gedrungen. Das Erdgeschoß des Hauses wurde von den Franzosen nach blutigem Kampfe geräumt, dagegen entstand ein hartnäckiges Gefecht um den Besitz des Speichers, der oberen Räume und des Taubenschlages, welcher aufs tapferste vertheidigt wurde. Als bereits sämmtliche Gebäude eingenommen waren, hielten die

Digitized by Google

muthigen Vertheidiger des Taubenschlages ihre Stellung noch immer fest, und hinderten durch ihr Gewehrfeuer die Kaiserlichen an der Besitznahme des Hofes. Prinz Eugen, der nicht zweifelte, daß ein Corps von tausend Mann wohl ein Gehöft erobern werde, erhielt die Meldung von der Wegnahme des Hauses bis auf die oben bezeichneten Punkte. Der Prinz von Würtemberg, erstaunt über die Tapferkeit der Franzosen, sieß ihnen ehrenvolle Bedingungen anbieten, welche sie mit einem neuen Gewehrfeuer erwiderten, darüber verstrich die Zeit, und Bendome von dem Vorgange unterrichtet konnte frische Truppen heranziehen; in Folge dessen mußte der Prinz von Würtemberg das Unternehmen aufgeben und sich mit einem Verluste von 500 Todten und Verwundeten zurückziehen. Bendome fand von der Besatzung, die über 200 Todte hatte, nur noch 14 Mann vor. Sieben davon steckten in dem Taubenschlage, den sie, bis der Succurs herankam, heldenmüthig vertheidigt hatten. Er belohnte die Tapfern reichlich. Prinz Eugen gab die Stellung, die zu unsicher ward, auf und marschirte, indem er ein Scheinmanöver machte, in der Nacht durch den Engpaß bei Osseto. B.

Ein Urtheil über Gebrauch und Nutzen des Thees aus dem 17. Jahrhundert.

Baldäus, ein berühmter und sehr verdienter holländischer Missionar auf der Insel Ceylon, erzählt in seiner „Beschreibung der Küsten Malabar und Coromandel 1672“ und auch, was die damaligen Niederländer in Ostindien über Gebrauch und Nutzen des Thees urtheilten. Wir geben den Bericht ganz wörtlich, aber etwas gekürzt:

„Die beste Thee kommt aus China. Sie wird aber nunmehr auch durch ganz Indien gebraucht und selbst in unserm Vaterland ist sie allbereit sehr gemein worden. Gewiß ist es, daß die Thee viel Kräfte und Tugenden an sich hat, sie vertreibet zumahl Schläfrigkeit und Faulheit, macht nüchtern und frölich, vertreibet und verhindert die Trunckenheit, entleget das Haupt und Gehirn von schweeren, ungesunden Däuspen, die dem Verstand zu seinen Verrichtungen hinderlich sind. Sie ist habet sehr gut für diejenigen, welche mit dem Kopf arbeiten müssen und den sie selbst auch den Nachtschlaf aus den Augen halten. Der Geschmack von der Thee ist etwas bitter und nicht sehr angenehm, als man zum erstenmahl davon trinckt, doch man gewohnet leichtlich daran, so daß man auch hernach nicht wol davon lan lassen. Der Türckischen Cauwa (Kaffee) und der Chocolate aus Hispanien und Mexico will man gleichfalls die Kraft der Thee zuschreiben: allein die Erfahrung lehret uns, daß die Cauwa die Galle zu sehr entzündet, die Chocolate zu viel nähret und in setzen zeiten das Gebüt anfecket, da die Thee einer viel gemäßigtern Natur und Eigenschaft ist.

„Es ist unter unsern Leuten und sonderlich dem Frauenvolk ein großer Mißbrauch der Thee, nicht allein weil sie zu viel getrunken wird, sondern dies ist zumahl auch eine üble Gewohnheit, dieselbe alsofort auf einen vollen Magen zu gebrauchen. Es ist auch eine große Tobtheit, daß man bey der Thee Zuckerkand gebraucht: dann solches zu nichts anders dienet, als die Galle zu erwecken.

„Man schreibet der Thee eine Kraft zu, die überflüßigen Feuchtigkeiten wegzunehmen: allein so sie übermäßig gebraucht wird, vertruchnet sie auch zu sehr, und macht frühzeitig alte Männer und Weiber. Die Thee, als sie noch frisch und sich erst gesötzet, hat solche Kraft zwar ich selbst in Indien befunden habe, daß, wann man 4 oder 5 Bescherlein davon getrunken, sich alle Gliedmaßen regen und das Haupt leicht wird. Weiters vertreibet die Thee das Hauptweh und Schwermüthigkeit; sie muß fleißig und wol verwahret werden in Flaschen von Zin oder Bley lieber dann in Glas; man muß sie bey keiner Leinwand oder Büchern setzen, auch nicht an eine feuchte Maur, es ist besser, daß sie von Männern als Frauenpersonen hantiret werde. Die Thee mit ihrem Gebrauch und Mißbrauch ist nicht allein in China und Japan gebleiben, sondern auch zu uns übergesetzet und wird darin viel vertahn. Manchmal bezahlet man in Holland süre Pfund bis 24 Gulden, doch dann ist sie auch von der besten.

„Die gute und beste Thee hat schier einen Geruch wie frisch Heu, alzeit wol so lieblich. Wofern sie zwey- oder dreymahl warm Wasser hat vertragen und zimlich kräftig bleibet, ist es ein unfehlbares Zeichen, daß es von der besten Sorte ist. Die Thee, nachdem sie im Wasser gebrauchet ist, wird von unserm Volk zu Schiffe, mit Essig, Baumöhl und Pfeffer zugerichtet, alß für Salat gegessen und ist nicht unbillig von Geschmack. Die sei dann genug von der Thee und ihrem Gebrauch und Misbrauch.“ W. G.

Die Literatur auf dem französischen Throne.

Das „Leben Caesars“, Napoleons III neuestes Werk, bildet überall das Tagesgespräch. Ein Literat auf dem Throne! aber keineswegs der erste. Frankreichs Herrscher sind bereits mehrmals seine Vorgänger gewesen, freilich meist mit geringem Erfolge. Schon im Jahre 1651 erschien eine liederseßung des ersten Buches der Commentare Caesars u. d. T.: „Guerre des Suisses, traduite du premier livre des Commentaires de Jules César, par Louis XIV, Dieu-Donné, roi de France et de Navarre.“ Aber Louis XIV war auch nicht der erste französische Monarch, der sich an Julius Caesar gewagt hatte. Ihm war Heinrich IV vorausgegangen, der das ganze Werk übersetzte. Wird es dem jetzigen Beherrscher der Franzosen vergönnt sein, das begonnene Werk zu vollenden?

Als Frankreich noch ein deutsches Reich, ein Reich der Franken war, versuchten sich seine Fürsten bereits mit der Feder. Das erste königliche literarische Werk war freilich kein sehr ruhmvolles. König Chilperich war es, der eine sehr schwache Abhandlung über die Dreieinigkeit schrieb und sich mit noch geringerem Erfolge in dichterischen und philologischen Darstellungen versuchte. Unser Karl der Große, der in manchen französischen Geschichtswerken fälschlich als Franzosenkönig angeführt wird, sammelte unsere alten Heldenlieder und begann eine deutsche Grammatik zu entwerfen. Robert II war nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Musiker, er dichtete mehrere lateinische Hymnen, welche noch jetzt in der katholischen Kirche gesungen werden, und componirte die Melodien dazu. Es wird erzählt, daß seine Gemahlin Constantia ihn eines Tages im Scherze bat, doch auch etwas zu ihrem Andenken zu dichten. Er entwarf darauf die Hymne: „O constantia martyrum“ (O Beständigkeit der Märtyrer), was die Königin, die nicht lateinisch verstand, für ein ihr zu Ehren geschriebenes Gedicht hielt. Der durch seinen Aberglauben, wie durch seinen Geiz übelberüchtigte Louis XI soll zu den wenig erbaulichen Cent Nouvelles nouvelles einige beigetragen haben. Der galante Franz I. war ein Dichter. Ein ganzer Band von seinen Poesien befindet sich handschriftlich in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. Auch Louis XIII schrieb Sonnette und componirte die Musik dazu. In dem Geschmack der Zeit besang er Madame de Hautefort als Amaryllis:

Tu creois, o beau soleil!
Qu'à ton éclat rien n'est pareil;
Mais quoi! tu pâlis
Auprès d'Amaryllis!

Sonst war Louis XIII freilich mehr Märtyrer, Pfaffenknecht und Landwerth als Schriftsteller. Louis XIV schrieb, außer der verhin erwähnten Uebersetzung, noch ein Buch: „Mémoires historiques, politiques et militaires,“ aber viel Werth hatte auch das nicht, da seine Erziehung von seiner Mutter und Mazarin so vernachlässigt worden war, daß — wie sein Kammerdiener, La Porte, erzählt — ihm nicht einmal die Geschichte Frankreichs vorgelesen werden durfte.

Louis XV schrieb eine kleine Abhandlung über den Lauf der europäischen Flüsse und druckte dieselbe höchst eigenhändig. Sie bestand aus 62 Seiten und enthielt durchaus nur allgemein bekannte Dinge. Im Jahre 1766 erschien eine Beschreibung des Waldes in Compiègne von Louis, nachher Louis XVI, verfaßt von dem unglücklichen Fürsten im Alter von zwölf Jahren. Louis XVIII beschrieb eine Reise von Paris nach Coblenz, die im Jahre 1823 veröffentlicht wurde — eine an Ungenauigkeiten und Irrthümern überreiche Schrift. Bekannt ist es, daß Napoleon I viel geschrieben hat. Seine Werke sind zuerst unter dem Titel: Oeuvres de Napoléon Bonaparte 1821—22 erschienen. R. K.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute den 8. April ferner ein:

Max Stern in Mannheim Thlr. 3. Hauptmann Lange in Berlin, durch Buchhändler Matthies Thlr. 1. v. Baumbach zu Sentra Thlr. 3. Ein Kaufmann im Hohenlohenschen Thlr. 1. J. Thiele in Sonnenburg Thlr. 2. Aus Coswig, „von einem Mädchen, welches gern mehr geben möchte“ Thlr. 2. Zwei Lesezimmers des Daheim in Augsburg Thlr. 1. 24. Gr. Domprediger Lange in Halberstadt Thlr. 2. Landrentier Gerlach in Halberstadt Thlr. 2. Pf. Feder in Petkus Thlr. 1. v. d. G. in Coblenz Thlr. 1. P. Trinius in Voigtsdorf Thlr. 2. Teichhauptmann von Hauswirth in Breslau Thlr. 5. Pf. Backs in Keuschberg Thlr. 1. G. B. in Lange Thlr. 2. Frau von Hummen in Endenich Thlr. 5. Notar Schüller in Bonn Thlr. 1. Geh. Räthin von Rappard in Bonn Thlr. 1. Professorin Bleek in Bonn Thlr. 1. Frl. von Kreyfelt in Bonn Thlr. 1. Durch einen Abonnenten des Daheim in Stavenhagen Pfannkuch Thlr. 20. 10 Gr. A. in L. 1 Thlr. Silbergulden. Frau Mumm in Bonn Thlr. 10. S. G. in Rommerdy Thlr. 1. Pf. Schultze in Wusterhausen Thlr. 1. Pf. Berger in Peetzen bei Bückeburg Thlr. 1. Aug. Thurneysen in Paris, durch die Französische Buchhandlung Fred. Bo. Dr. Körner in Frankenberg Thlr. 1. B. C. Postz. Ichtershausen Thlr. 1. Th. Pixis in München Thlr. 5. Ertrag einer Sammlung in der Privat-Lutterrich-Anstalt von Frl. P. von Gayette in Hirschberg Thlr. 9. Pf. O. K. in B. Thlr. 1. Justizrath Bachmann in Bielefeld Thlr. 1. Dr. Seinecke in Hannover Thlr. 1. Pf. Bolkening in Jöllenbeck Thlr. 2. Fanny Wiltens in Saarbrücken Thlr. 6. K. & S. in Galose Thlr. 2. Pf. Korsch in Mohrungen Thlr. 1. 5 Gr. Sp's in Remagen 20 Gr. Die Pfarrer von Wesen I & II in Unna Thlr. 5. Ungenannt aus Kuchen Thlr. 1. 15 Gr. Ludwig Stolp zu Cammin Thlr. 1. 10 Gr. Von einem Daheimleser am Mittelrhein das Dombaulos Nr. 117,720 mit dem Wunsch vieler Nachfolge und daß Gott die Hand der Cölner Waisenknaben lenken möge zur Ziehung eines hohen Gewinns für die deutsche Rettungssache. Amtsrathin Morgenstern in Eisleben Thlr. 3. Thonfleeausseher Flamme in Halle Thlr. 1. Aus Brandenburg Thlr. 2. Aus Hessen Thlr. 5. Pf. Arensleb in Cöln Thlr. 1. P. von Reder zu Cammin Thlr. 2. 15 Gr. Ger.-Rath Kisker in Cleve Thlr. 5. Pf. Fröhdorf in Pritzag Thlr. 1. Diaconus Dr. Raathmann in Heiligenstadt Thlr. 1. O. Siebke in Kettwig Thlr. 5. Abonnent in Chemnitz Thlr. 2. In Langenberg gesammelt von Gustav Hermann Thlr. 104. 24 Gr. M. Brede in Leipzig Thlr. 3. Ewald in Leipzig Thlr. 2. Betrag unsrer vorigen Quittung Thlr. 561. 17 Gr. Summa Thlr. 825.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im April 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 31.**

Künstlers Leid und Freud.

Novelle von H. Marcotin.

(Fortsetzung.)

Als das junge „Werkzeug des Schicksals“ auch in den Zügen Hermann Meyers eine auffallende Aenderung, so wie in seinem ganzen Wesen etwas Fieberhaftes bemerkte, als er in einer ganzen halben Stunde keine einzige jener beißenden Bemerkungen, welche derselbe sonst unaufhörlich auf der Zunge hatte, äußern hörte ... da begriff Emil Wergmann wohl, daß bei ihm etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein mußte, um diesen Mann, den er wie einen Coloß betrachtete, so gänzlich aus seiner ihm eigenthümlichen Lebensart gebracht zu haben. Er hätte sich niemals getraut, eine Frage an ihn zu richten, — als er aber Hermann und Ernst einmal über die Straße gehen und ihr eifriges Gespräch, so wie ihre eigenthümlichen Blicke nach allen Richtungen hin sah — da wurde es ihm klar, daß an dem ihm unbekannten Vorgefallenen seine beiden Freunde betheiligt sein mußten. Solch eine Gelegenheit, seine Erdenmission auszuführen, war ihm noch nie geboten worden. Er fühlte für Ernst Arheim eine aufrichtige Freundschaft; — aber Hermann! ... Hermann war für ihn, wie für alle seine jungen Bekannten und Schüler ein wirkliches Idol und wurde von ihnen, besonders aber von Emil, mit einer Art von Cultus verehrt. Auch begriff der junge Mann ganz gut, daß, um Hermann Meyer zu erschüttern, etwas Unerhörtes vorgefallen sein mußte, und daß, wenn es ihm gelänge, in diesem Verhältnisse eine Rolle, vielleicht eine hilfreiche Rolle zu spielen, es gewiß die bedeutendste seines ganzen Lebens sein würde. Emil gab sich ganz seiner neuen Aufgabe hin, er öffnete in den folgenden Tagen kein Buch, besuchte keine Vorlesung mehr, aß und schlief fast nicht mehr und brachte in einem Worte seine ganze Zeit damit zu, den beiden Freunden Hermann und Ernst nachzuspüren. Bald hatte er einen ganzen Vorrath von Erfahrungen eingezogen, die ihm aber zu nichts weiter dienten, als seinen Geist noch mehr zu verwirren, ihm aber täglich die festere Ueberzeugung einflößten, daß im Leben seiner Freunde sich etwas Unerhörtes vorbereite. Es war ihm leicht gewesen, jetzt, wo er sich die Mühe gab, sich darum zu kümmern, zu erfahren, daß Meyer ein zweites Atelier hatte, in dem nur Ernst der Zugang gestattet war; — auch daß Hermann und Ernst zusammen den ersten Arzt der Residenz besucht, und daß letzterer lächelnd, doch der Bildhauer leichenblaß nach einiger Zeit dessen Wohnung verlassen hatte, auch das wußte er. Dann war es ihm aufgefallen, daß, als er einmal Meyer und den Assessor Merkel in freundschaftlichem Gespräche im Kaffeehause gesehen, Ernst vorbeigegangen war und alles aufgeboten hatte, damit die beiden ihn nicht bemerkten. Endlich jedoch glaubte er einen Leitfaden für dieses Labyrinth gefunden zu haben, als er den Namen Lia in beider Gespräch zufällig hörte. Nun kam ihm auch das auffallende Betragen des Herrn Falk in den Sinn, — und es wurde ihm klar, daß das Drama zwei Personen mehr hatte, — den Kaufmann und seine Braut.

Jetzt beschloß Emil Wergmann seine Thätigkeit zu entfalten. Es mag lächerlich erscheinen, aber es lag etwas eigenthümlich Rührendes in der Erscheinung dieses kleinen, schwächlichen, jungen Mannes, der auszog, — einen Hermann Meyer zu beschützen. Er zeigte sich fast gar nicht mehr im Hause seines Vaters, — brachte seine Zeit auf der Straße und in Kaffeehäusern zu; — besuchte Meyer, Ernst, Falk und auch die Sellingsche Familie und verfehlte vor allen Dingen nicht, sich am jour fixe im Arheimschen Hause einzufinden.

Wiederum führen wir, wie vor drei Wochen unsre Leser in die Salons des Herrn Gustav Arheim ein und weisen ihn auf die Beschreibung, die wir am Anfange dieser Erzählung zu geben versucht haben, zurück, denn die jours fixes haben noch den Vortheil, sich einander so ähnlich zu sehen — so wohl in den Personen, als in den Unterhaltungen der Gesellschaft, — daß wenn man in der ganzen Saison zwei oder drei derselben besucht hat, man ebenso bewandert ist, als wenn man ihnen wöchentlich beigewohnt hätte. Wiederum spielten die ältlichen Herren Whist, — wiederum plauderten die Damen und wiederum ward ihr Geplauder durch die Anzeige Huldas, daß Fräulein Salomon spielen würde, unterbrochen.

Eine merkwürdige Veränderung war seit der letzten Woche in diesem jungen Mädchen vorgegangen, eine Veränderung, die fast einem jeden aufgefallen war, — sie strahlte von Schönheit und

Digitized by Google

Jugend, ein Hauch von Ruhe und Glück schien über ihrem ganzen Wesen zu schweben und gab ihm einen unbeschreiblichen Ausdruck von reizender Anmuth.

Nicht so erschien der Bildhauer Meyer, der sich fast eine halbe Stunde schon mit ihr unterhalten hatte; — in seinen energischen Zügen waren die Spuren einer furchtbaren geistigen Bewegung deutlich sichtbar, — er war bleicher wie gewöhnlich, der Ausdruck seines Auges hart und gebieterisch, — doch hätte ein aufmerksamer Beobachter gar bald die Bemerkung gemacht, daß stürmische, nur mit Gewalt unterdrückte Gefühle in der Brust des Künstlers hausten, denn seine Unterlippe bebte oft und seine Finger zuckten krampfhaft, wenn er mit der Hand über seine bleiche Stirn fuhr.

Ernst Artheim ... war erkältet, er hustete häufig ... und lächelte, wenn er Hermann ansah. Auch er hatte sich mit Fräulein Salomon an diesem Abende unterhalten, — hatte sie oft schmerzhaft und lange angesehen, hatte sie aber plötzlich verlassen müssen, da er stark hustete.

Herr Falk war weniger oft bei seiner Braut, — er unterhielt sich viel mit dem Assessor Merkel, der ihm in einem Rechtsstreite guten Rath ertheilte, aber nicht unterließ, von Zeit zu Zeit einen zufrieden lächelnden Blick auf Fräulein Salomen zu werfen.

Emil Wergmann spielte den aufmerksamen Beobachter, — Hulda war unruhig, ohne zu wissen warum.

Fräulein Salomen erhob sich und ging allein aus Clavier, Emil machte die Bemerkung, daß diesmal Herr Falk sie nicht, wie er es gewöhnlich that, dahin begleitete.... Noch eine überraschende Bemerkung machte er, aber er glaubte sich zu täuschen ... Lia hatte, bevor sie sich aus Instrument setzte, einen pfeilschnellen Blick durch das Zimmer schweifen lassen, und dieser Blick hatte einen Moment auf dem mit gefurchter Stirn dastehenden Bildhauer geruht.

Lia begann, und bei den ersten Tönen schon wurde die Aufmerksamkeit der Zuhörer lebhaft erregt.... Es lag etwas so Fremdartiges, Erhabenes in der Musik, die sie vortrug, daß niemand zu athmen wagte.... Es tönte wie verwirrtes Schlachtengetobe, — wie Todesgeschrei, — wie Verzweiflung ... dann wieder wie Triumph und Siegeshymnen ... dann plötzlich erklangen die Töne kaum hörbar, obgleich sie mit fieberhafter Schnelle hervorströmten ... dann müßtenende Schreckensaccorde, wie herzerstarrende Verzweiflung ... endlich jedoch schien die Wahe wiedergekehrt zu sein und ein melodienreiches Adagio, so süß, so klangvoll und doch so thränenschwer, daß fast keiner der Anwesenden zu athmen wagte, entigte diese ungewöhnliche Composition.

Kaum erscholl ein Bravo, als die Künstlerin sich erhob, doch Erstaunen und Rührung lagen auf jedem Gesichte.

Hulda war wiederum die erste, welche, und dieses Mal mit Thränen in den Augen, die Freundin umarmte....

„Gute, liebe Lia!“ rief sie, „wie schön hast Du gespielt! Doch von wem ist diese mir gänzlich unbekannte Musik?“ Lia erhob den Blick, und wiederum sah Emil, wohin sie ihn richtete.

„Ich selbst bin die Componistin,“ antwortete sie.

Eine gewisse Hausfrau rümpfte die Nase, und sagte etwas zu ihrer Nachbarin, einer alten, mürrischen Dame, von Strümpfestopfen und Suppekochen....

„Und welchen Namen hast Du Deiner Composition gegeben?“ — fragte Hulda weiter.

„Die Tochter Jephtas!“ antwortete Lia mit zagender Stimme. Wären nicht aller Anwesenden Blicke auf Lia gerichtet gewesen, der Anblick Hermann Meyers hätte Mitleiden eingeflößt, seine Knie schlotterten, sein Gesicht war leichenblaß. Er begriff, er fühlte, es war ein Geständniß, das ihn beraubte, er wußte sich von Lia geliebt ... aber Ernst? ... Ernst, sein Ernst?

Er wandte den Blick — ein Schreckensschrei entfuhr seinen bleichen Lippen ... Ernst lag ohnmächtig in einem Armstuhle.

Auch der kleine Emil war fürchterlich erregt ... er hatte Alles beobachtet und er fing an — zu begreifen.

Den Kopf in die Hand gestützt und einen sorgenschweren Blick auf die vor ihm liegende Correspondenz gerichtet, saß Herr Julius Falk in seinem Comptoir in der X ... straße. Sein sonst so heiterer Blick war von quälenden Gedanken getrübt. Der Brief, den er so eben erhalten, enthielt einen harten Schlag für sein jung aufblühendes, kaufmännisches Glück. Die bedeutende Firma E. B. Förster in New-Orleans hatte ihre Zahlungen eingestellt, und die ersten Berichte sprachen von einer Dividende für die Gläubiger von höchstens zehn Procent. Es war ein harter Schlag für ihn, zumal da er wohl begriff, daß wahrscheinlich dieser Bankerott eine Art von geschäftlicher Crisis hervorrufen und mehr als ein Fallissement auf dem Platze verursachen würde. Er blätterte in seinen Büchern, ließ seinen Buchhalter rufen, besprach sich lange mit ihm und kam zu der traurigen Gewißheit, daß er in einigen Tagen eine bedeutende Summe von Wechseln zu bezahlen habe, und daß in Folge des amerikanischen Bankerottes ihm die Fonds dazu gänzlich fehlen würden. Herr Falk trug seinem Buchhalter auf, sich zu erkundigen, in wessen Händen die fälligen Wechsel sich befänden, und nachdem dieser ihn verlassen, versiel er von neuem in sein voriges Grübeln.

Es war dies nicht das Einzige, was ihn beunruhigte, Lias Betragen hatte sich seit einiger Zeit gegen ihn gänzlich geändert, sie war so ungemein nervös, daß sie sogar, wenn er ihre Hand berührte, zurückschrak. Sie hatte ihn gebeten, sie nicht so oft zu besuchen, denn sie wolle fleißig Musik studiren, und jedes Mal, wenn er auf ihre so lange verschobene Hochzeit anspielte, wurde das junge Mädchen dermaßen aufgeregt, daß er sich entfernen und sie allein lassen mußte. — Was hatte das alles zu bedeuten? und dann, obgleich er sich selbst das Gegentheil behauptete, war jener anonyme Brief ihm doch nicht aus dem Gedächtniß entschwunden, und die so genauen Details desselben marterten gar oft seinen Geist. Er hatte in der letzten Zeit zwei neue Bekanntschaften gemacht, oder war vielmehr mit zwei Personen, die er vorher nur oberflächlich kannte, viel umgegangen und hatte sich gern und oft mit ihnen unterhalten; und beide, wahrscheinlich ohne es zu wollen, hatten viel dazu beigetragen, seinen schon unruhigen Geist noch mehr zu verwirren. Der eine, der Assessor Merkel, erzählte ihm die furchtbarsten Geschichten von den jungen Mädchen der Residenz, und obgleich er nie einen Namen nannte, nie etwas erzählte, was im geringsten auf Lia angewandt werden konnte, so sagte sich Falk, der den anonymen Brief nicht vergessen konnte, dennoch, daß ein Mensch, der die chronique scandaleuse der Stadt so gut kenne, ihm die beste Auskunft zu geben fähig sein würde, wenn er den Muth hätte, sich ihm offen anzuvertrauen. Der zweite Freund, Emil Wergmann, schürte auf eine andere Art und Weise das glimmende Feuer seines Mißtrauens an, indem er ihm allerlei Geschichten von unglücklichen Ehen erzählte und mit vielem Pathos erklärte, daß das größte Unglück für einen Mann das sei, wenn seine Frau geistig über ihm stehe, und daß er lieber eine mit den schlimmsten Eigenschaften belastete Xantippe heirathen möchte, als eine Frau, mit der er nicht wenigstens auf gleicher Geisteshöhe stehe! — Hätte ein anderer dies dem Herrn Falk gesagt, so hätte er es sicherlich für eine Anspielung gehalten, aber der kleine Emil? ... Es war die Wahrheit im Munde der Unschuld! ... Herr Falk biß sich in die Lippen und schwieg. Als jedoch diese Erzählungen unter verschiedenen Formen sich oft wiederholten, zwang er den scheinbar verwirrten jungen Mann ihm zu gestehen, daß er in vielen Gesellschaften über Herrn Falks Zukunft die traurigsten Prophezeihungen gehört hätte, denn obgleich Fräulein Salomen überall geliebt und geachtet sei, behauptete man doch, daß es ihr unmöglich werden würde, Herrn Julius Falk das häusliche Glück, welches man ihm von ganzem Herzen wünschte, zu bereiten. Wiederum biß er sich in die Lippen, versuchte einen Witz über die guten Seelen zu reißen, die sich seiner so liebreich annahmen, und war den ganzen Tag über verstimmt.

Jetzt kam zu Lias unbegreiflicher Kälte, zu des Assessor Merkels Betrachtungen über junge Mädchen und zu Emils Einflüsterungen noch die geschäftliche Crisis, welche ihn in diesem Augenblick und unter diesen Umständen um so schmerzhafter traf.

Nach einer halben Stunde ungefähr kam der Buchhalter zurück und berichtete, die besagten Wechsel befänden sich in den Händen des Commerzienrathes Artheim.

Herr Falk athmete auf.

„Nun, so werde ich mit meinem Freunde Ernst sprechen,“ sagte er, „und er wird seinem Vater unsre Lage vorstellen!“

„Das trifft sich um so besser,“ sagte der Buchhalter, „da der Herr Commerzienrath heute früh nach London abgereist ist und seinem Sohne Prokura ertheilt hat.“

Herr Falk nahm Hut und Stock.

Digitized by Google

„Man muß nie Zeit verſäumen," ſagte er, „ich gehe gleich zu ihm!"

Als er in die geräumigen Büreaus des großen Geſchäftshauſes trat und nach Ernſt fragte, ſah er alle Commis der Firma ſich eifrig mit einander unterhalten, und die Worte „Bankerutt, Verunkreuung, Cataſtrophe" klangen nicht angenehm an ſein Ohr.

Ernſt ſaß im Nebenzimmer, den Kopf in die Hand geſtützt und ſchien eifrig nachzudenken. Er war in der letzten Zeit ungeheuer heruntergekommen und ſchon zeigte die unerbittliche Krankheit, die in ſeiner Bruſt wüthete, die deutlichſten Spuren auf ſeinem Geſichte.

„Wie geht es Ihnen, lieber Arkheim?" ſagte Falk, „ich habe Sie ſeit jenem Abende in Ihrem Hauſe, wo die Hitze Ihnen ein Unwohlſein verurſachte, nicht wiedergeſehen."

„Ziemlich gut . . . ich danke Ihnen!" erwiederte Ernſt, „es hatte nichts zu bedeuten."

„Ich komme, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten," fuhr Falk etwas verlegen fort, „und da Sie mir bis jetzt ein ſo außergewöhnliches Wohlwollen in Ihrem Hauſe bewieſen haben, ſo hoffe ich, daß Sie meine Bitte nicht abſchlagen werden."

„Ich ſtehe zu Ihren Dienſten!" antwortete Ernſt.

Herr Falk fing an, ihm ſeine ganze commercielle Stellung, die durch den amerikaniſchen Bankerutt erſchüttert war, auseinander zu ſetzen und entete, indem er um Verlängerung der fälligen Wechſel auf ſechs Monate bat.

Beim Anfange ſeiner Erzählung war das Geſicht des jungen Arkheim wie gewöhnlich wohlwollend geblieben, — doch ein plötzlicher Gedanke hatte ihm bald einen ganz verſchiedenen Ausdruck gegeben, und als der Bräutigam Lias ſeine Bitte hervorgebracht hatte, antwortete ihm Ernſt kalt:

„Ich bedaure, Herr Falk; — aber es iſt ganz unmöglich!"

Dieſer ſchien wie vom Schlage getroffen.

„Aber warum, Herr Arkheim?" rief er, „für ein Haus wie das Ihrige iſt das ja eine Kleinigkeit!"

„Es iſt unmöglich, Herr Falk!" ſagte Ernſt.

„Wenn Sie kein Vertrauen zu mir haben," fuhr der Verzweifelte fort, „ſo werde ich die Garantie des Herrn Windberg, des Vormundes meiner Braut zu erlangen ſuchen, der mir ja in einigen Monaten das Dreifache des Betrages dieſer Wechſel als Mitgift bei meiner Heirath auszuzahlen hat."

„Auch dieſes würde das Unmögliche nicht möglich machen," antwortete Ernſt gelaſſen, „jedoch Sie ſcheinen noch von nichts unterrichtet zu ſein?"

„Wovon?" fragte Falk.

„Man ſagt, daß Herr Windberg von dem Bankerutt E. B. Förſters zwei Tage früher als wir alle gewußt habe, denn ſeit vorgeſtern Abend iſt er verſchwunden! Seine Paſſiva ſollen ungeheuer ſein und die Activa unbedeutend. — Es thut mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, Herr Falk, daß man mit ziemlicher Gewißheit behauptet, das Vermögen des Fräulein Salomon ſei von dieſem untreuen Vormunde gänzlich ſeinen Spekulationen gewidmet und darin untergegangen; — und dieſe Behauptungen gewinnen eine Gewißheit durch den Umſtand, den ich Ihnen garantiren kann, daß das Vormundſchaftsgericht auf ſteckbriefliche Verfolgung des Flüchtigen angetragen hat."

Man kann ſich vorſtellen, was im Innern des Herrn Julius Falk vorging. Leichenblaß ergriff er ſeinen Hut und wandte ſich der Thüre zu.

„Ich bin verloren!" murmelte er, „und gehe direkt aufs Gericht, mich inſolvent zu erklären."

Schon hatte er die Klinke der Thür in der Hand, als Ernſt gelaſſen ſagte:

„Es gäbe vielleicht noch ein Mittel, dieſes zu verhindern!"

Herr Falk ließ die Klinke wieder los und ſchaute auf.

„Kommen Sie in dieſes Cabinet, Herr Falk," fuhr Ernſt fort, „dort ſind wir ungeſtörter und ich kann es Ihnen erklären!"

Eine halbe Stunde ſpäter trat Herr Falk ſehr verſtört aus dem Cabinet des jungen Arkheim, ſchrieb einen Brief an deſſen Pult und hörte, wie Ernſt ſeinem ihn erſtaunt anſehenden Buchhalter Ordre gab, die Wechſel des Herrn Falk auf ein Jahr zu prolongiren.

„Ich danke Ihnen, Herr Arkheim!" ſagte Falk, nachdem er ſeinen Brief geendet, „Sie haben die Ehre meiner Firma gerettet."

„Ich habe Ihnen vielleicht das Leben gerettet!" antwortete der junge Mann ſehr ernſt."

Herr Falk verließ ihn, ohne ihm verſtanden zu haben.

Auf der Straße traf er den Aſſeſſor Merkel, der ihm eine ſkandalöſe Geſchichte von einem jungen Mädchen erzählte, welches einem ihrer früheren Anbeter ein Rendezvous in ihrem Garten gegeben habe und da von einem andern ihrer Liebhaber überraſcht worden ſei, worauf ſich die beiden Herren tüchtig durchgeprügelt hätten.

„Was das Hübſcheſte an der ganzen Geſchichte iſt," fuhr Herr Merkel fort, „iſt, daß die Dulcinea ihrem erſten Galan jetzt wieder geſchrieben hat, um ihm auf morgen Abend ein Rendezvous in demſelben Garten zu geben."

„Und wird er hingehen?" fragte Falk mit erwartungsvollem Blicke.

„Gewiß!" erwiederte Merkel, „aber er wird ſich von einigen Freunden begleiten laſſen, damit, wenn ſein Nebenbuhler wiederum die Chance hat, ihn zu überraſchen, und vielleicht in Geſellſchaft, . . . denn es kann recht gut ſein, daß die ganze Geſchichte nur auf Betrug ausgeht, . . . ſo wird die Partie doch gleich ſein!"

„Und könnte ich mich den Freunden dieſes Herrn anſchließen?" fragte Falk, „ich bin ſehr begierig, einmal einer ſolchen Scene beizuwohnen."

„Sehr gern!" ſagte Herr Merkel, „ſeien Sie morgen Abend um 8½ Uhr im Café X . . . , dort werden Sie das Weitere erfahren."

Die beiden Herren trennten ſich . . .

„Deſto beſſer," murmelte Herr Falk, höhniſch lachend, „ſo wird man doch nicht ſagen, daß ich es des Geldes halber gethan habe!"

Der Aſſeſſer Merkel hatte wirklich von Lia Salomon ein Billet erhalten, das folgendermaßen lautete:

„Mein Herr, ich muß Sie ſprechen! Vieles, alles hängt davon ab, daß ich Sie ſpreche! — Ich erwarte Sie morgen Abend um 9 Uhr in der bewußten Laube! — Sie werden die Thüre des Gartens offen finden!

Lia Salomon."

Er war beim Leſen dieſes Billets wie aus den Wolken gefallen. Sein erſter Gedanke war, daß Herr Falk auf Anrathen Lias ihm eine Falle geſtellt habe, und deshalb hatte er ſeiner Meinung nach den Geniestreich ausgeführt, ihn ſelbſt davon zu benachrichtigen; doch bald überzeugte er ſich, daß er ſich getäuſcht hätte, und er beſchloß, das Project, welches er dem Herrn Falk erzählt hatte, wirklich auszuführen; — d. h. mehrere ſeiner Freunde zu bitten, ihn zu begleiten und ihm im Nothfalle Hilfe zu leiſten; und da er Emil Wergmann, welcher ſeit einiger Zeit überall zu ſehen war, gerade traf, ſo bat er auch ihn, ſich am nächſten Abende um 9 Uhr im Caffeehauſe einzufinden und erzählte ihm in wenigen Worten, um was es ſich handelte. Emil verſprach zu kommen, nahm ſich aber vor, Ernſt oder Hermann von alle dem Nachricht zu geben.

Am Nachmittage deſſelben Tages hatte Lia ihrer Freundin Hulda einen Beſuch verſprochen und Ernſt hatte ſeine Schweſter gebeten, ihn gleich zu benachrichtigen, wenn ſie gekommen wäre, da er ihr einige Mittheilungen zu machen hätte. Gleichzeitig hatte er zu Hermann Meyer geſchickt und ihn bitten laſſen, ſich ſchleunigſt zu ihm zu begeben.

Der Bildhauer trat einige Zeit nachher in des jungen Kaufmanns Büreau.

„Ich ſtelle Dir den Chef der Firma Arkheim und Co. vor!" ſagte Ernſt zu dem Eintretenden; „mein Vater iſt heute morgen nach London gereiſt, ich weiß eigentlich nicht recht, warum? und hat mir zum erſten Male Prokura gegeben. Ich bitte Dich deshalb, mich mit dem mir gebührenden Reſpect zu behandeln! Du ſcheinſt Dich ja gar nicht zu wundern, Hermann!"

„Nun, wenn's Dir Vergnügen macht," antwortete der Künſtler, „will ich mich wundern! Aber war das der Grund, daß Du mich ſo eilig zu Dir beſchieden haſt?"

„Davon ſpäter! — doch ſage mir, was haſt Du denn eigentlich geſtern mit meinem Vater ſo eifrig zu beſprechen gehabt, daß Du ihn an der Börſe aufgeſucht haſt?"

„Ich werde Dich zum Direktor der geheimen Polizei vorſchlagen, doch en attendant werde ich Dir keine Antwort geben. Kinder müſſen nicht neugierig ſein!" antwortete Meyer, indem er ſich auf einem Stuhl niederließ.

Digitized by Google

„Weißt Du, daß Herr Windberg davon gelaufen ist?“ sagte Ernst.

„Wer ist dieser Herr?“ fragte Hermann.

„Ihr Vormund!“

„So und warum?“

„Er hat Bankerott gemacht, und . . . Hermann, wir müssen uns auf einen neuen Schlag bereiten, der das so hart geprüfte Mädchen trifft, ihr ganzes väterliches Vermögen, welches dieser — Schuft verwaltete, ist verschwunden.“

Hermann saß einen Augenblick sprachlos da . . . dann sagte er gelassen:

„Das ist ein Unfall, — aber kein Unglück, lieber Ernst! Herr Falk hat ein blühendes Geschäft, und“ —

„Herr Falk wollte schon heute seine Zahlungen einstellen, wenn ich ihm nicht seine Wechsel prolongirt hätte. Der kann sich Glück wünschen, daß mein Vater in London ist, denn er hätte es wahrscheinlich nicht gethan. — Was thun, Hermann?“

Meyer sann einige Augenblicke nach, — er schien einen Entschluß gefaßt zu haben, — doch plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. . . .

„Aber wenn Lia keine Mitgift hat und Herr Falk schlechte Geschäfte macht, so“ . . .

„So wird er die Partie zurücgehen lassen,“ ergänzte Ernst. „Er hat es sogar schon gethan: sieh hier den Brief, den er mich gebeten hat, seiner Braut zu übergeben.“

Hermann nahm den Brief und las; — es waren einige höfliche Bedauerungsphrasen, die kurze Schilderung der finanziellen Catastrophe, die an demselben Tage alle beide betroffen und endlich hieß es, daß unter solchen Umständen jeglicher Gedanken an eine Verbindung aufgegeben werden müßte. Hermann lächelte kalt, verächtlich, nachdem er die Epistel gelesen und sah seinen Freund fragend an! Ernst erwiederte seinen Blick und beide schwiegen.

„Das thut mir wirklich leid,“ sagte Hermann, „denn das stürzt alle die von mir geschmiedeten Pläne um.“

„Welche Pläne, Hermann?“

„Ja, ich sehe schon, ich muß beichten, da ich Dich doch nicht überraschen kann. So höre denn: seit langer Zeit quält mich ein Gedanke, ein Wunsch, der in meinem Gehirn fast zur fixen Idee geworden ist. Ich gebe Dir eine halbe Ewigkeit Zeit, diesen Wunsch zu errathen, und Du wirst doch nie zum Ziele gelangen. Gib Dir also keine Mühe, ich will's Dir lieber gleich sagen; — ich habe Lust, eine Reise um die Welt zu machen.“

„Bist Du verrückt?“ rief Ernst.

„Ich weiß nicht!“ antwortete Hermann mit jenem Tone, der vielleicht gegen seinen Willen wie Spott klang, und den er sehr oft annahm, wenn er seinen Zuhörern sein Innerstes zu verbergen suchte, den er aber seit den letzten Ereignissen Ernst gegenüber gänzlich abgelegt hatte; — „ich weiß nicht, aber ich langweile mich ungeheuer in diesem commerciellen Jahrhundert, und da meine Rechnung mit Freund Merkel bald abgeschlossen sein wird, unsre Freundin ihrer Ehe ohne Hindernisse entgegensehen konnte, so hielt ich den Augenblick für geeignet, meine Caprice zu verwirklichen und meine Reise zur Ausführung zu bringen.“

Ernst hörte seinem Freunde mit dem größten Erstaunen zu. . . .

„Und willst mich allein hier lassen?“ . . . sagte er endlich.

„Ueble Gewohnheit, das Unterbrechen, Ernst!“ sagte Hermann.

„Höre doch geruhig zu. Der große Arzt, den wir neulich Deines rebellischen Hustens halber besuchten, erzählte mir später von den Wundern, die eine lange Seereise auf einem Segelschiffe, das ruhige, einförmige Schiffsleben, und das beständige, monattange Einathmen der Seeluft auf solche Brustcatarrhe ausüben, und als ich ihm anzeigte, daß ich eine solche Reise zu unternehmen beabsichtige, rieth er mir dringend, Dich zu bewegen, mich zu begleiten!“ Ernst fing an zu begreifen . . . Thränen traten in seine Augen.

„Ein anderer,“ fuhr Hermann fort, „wäre zu Dir gegangen und hätte Dich gefragt, ob Du dazu Lust hättest, aber ich wußte im voraus, daß Du ja sagen würdest, wenn ich Dir vorstellen würde, daß ich gerne bei einem Unternehmen, wo tausende von Gefahren meinem Leben drohen, meinen besten Freund zur Seite haben möchte. Ich begriff, daß die größte Opposition vom Herrn Papa kommen würde, darum suchte ich ihn gestern an der Börse auf. Es scheint, daß ich ein großes Redner talent besitze, und es ist ein himmelschreiendes Unrecht, daß ich nicht schon lange Deputirter bin! Kurz, Dein Vater ging bald darauf ein, zumal da ihm der große Arzt, den . . . den wir zufällig auf der Straße trafen, sagte, daß dies das . . . einzige, ich meine das sicherste Mittel wäre, Deine Gesundheit wiederherzustellen. Er versprach mir, in London für uns alles zu besorgen, damit wir am Ende des Monats nach Otaheiti absegeln können, bat mich aber, Dir nichts davon zu sagen, und ich hätte auch mein Wort gehalten, wenn diese Catastrophe mit Lia . . . doch halt . . . mein Junge! — eine süperbe Idee! ! ! — ja so geht's . . . Du hälst um Lias Hand an, verliebst Dich mit ihr, wir machen die Reise, ich bin der Mentor, der Dich vor den Reizen der Calypso Pomars Königin von Otaheiti warnt, ich halte Dir täglich drei lange Reden über Tugend, noch langweiliger, wie die im Fénelon, oder doch wenigstens ebenso langweilig, Du kehrst geheilt zurück, heirathest Lia! . . . Hurrah, Ernst, meine Idee ist herrlich, ich bin ein verloren gegangenes, diplomatisches Genie, ich bin zufrieden mit mir selbst und votire mir eine Dankadresse!“

Es war ein eigenthümlicher Anblick, der dieser beiden Herzensfreunde, von denen der eine den andern und vielleicht sich selbst zu täuschen suchte! Ernst weinte still, und da Hermann ihm nicht ins Gesicht zu sehen wagte, so bemerkte er es nicht.

Er dagegen! — O wie furchtbar mußte der Orkan sein, welcher in seinem Innern wüthete, um jene blühende, kräftige Mannsgestalt in einigen Tagen so zu beugen! — Seine gerötheten Augen verriethen schlaflose Nächte, sein bleiches Gesicht die fieberhafte Aufregung, welche in seiner Brust wüthete! — Ernst ging auf ihn zu, küßte ihn unter Thränen und flüsterte leise in sein Ohr:

„Und was soll aus Eurer Tochter Jephtas werden, wenn Vater und Mutter sie verlassen?“

Ein Schauder durchfuhr Hermann.

„Guter, lieber Freund . . . nein, mehr wie Freund —! Bruder meiner Seele . . . soll ich Dir übersehen, was Du mir vorhin gesagt?“ fuhr Ernst fort, „Du weißt ebenso gut, wie ich, daß ich schwindsüchtig bin, und der Arzt hat Dir gesagt, daß diese Seereise das letzte Mittel ist, mich zu retten! — Du hast es für Deine Pflicht gehalten, meinen Vater davon in Kenntniß zu setzen . . . ich konnte und durfte es nicht, denn meine Worte hätten wie eine Anklage geklungen im Ohre dessen, der mich zwang, jener unglücklichen Kaufmannscarriere mich zu widmen, die Schuld an meiner Krankheit ist. Ich hätte ein thätiges Leben führen müssen, der Comptoirstuhl hat mich getödtet. — O, wie von Herzen verzeih' ich meinem guten Vater . . . wie viel muß er jetzt leiden! Und Du! — Du wolltest Deine Carriere, Deine Kunst . . . Dein geliebtes Atelier, in dem Du Dir eine neue Welt erschaffst, alles wolltest Du aufgeben, um dem sterbenden Freund ein treuer Begleiter zu sein! . . . O, wie wohl fühlt man sich, Hermann, wenn man sich so geliebt weiß! ! — Noch mehr wolltest Du mir opfern, Hermann; — Deine Liebe sogar! . . . e schweig, schweig, ich weiß alles, Du liebst sie . . . und Lia liebt Dich . . . Du weißt es und ich gleichfalls, seit neulich Abends . . . wie konnte es auch anders sein! — Ihr mußtet Euch lieben! — Hermann, auch das Glück wolltest Du mir opfern, und damit ich auch ja nicht bemerkte, daß Dein zerfleischtes Herz verblutete, zwangst Du Dich zum Spaße! — Sieh mich an, Hermann, um meinen letzten Tagen einen Traum von Glück zu bereiten, wolltest Du Dein ganzes Leben hingeben, denn Deine Liebe ist Dein Leben! Ich kann das Opfer, das Du mir zu bringen gedachtest, nur tief und heilig fühlen, aber ich muß Dich fragen: War das recht? Hälst Du so wenig von meinem Herzen? Hälst Du mich für so eigennützig? — Höre mir zu, Hermann, wende nicht den Kopf ab, ich will Deinen Vorschlag annehmen, ich will die Reise unternehmen, will bis zum letzten Augenblick dem bleichen Todesengel seine Beute streitig machen, aber bevor ich den Fuß aufs Schiff setze, muß ich Dich mit ihr vereint wissen. . . . Keinen Einwand! — ein Sterbender kann befehlen, und ich will es!“

„Aber Du liebst sie, Wahnsinniger!“ rief Hermann.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus dem Geißbubenleben.
Originalzeichnung von H. Jenny.

Digitized by Google

Der Geißbub.

Lebensbild aus den Schweizeralpen von August Feierabend.

(Mit Abbildung.)

Juhe, der Geißbub bi — ni — ja!
G. J. Kuhn.

Der sinnige Wanderer, welcher auf seiner Schweizerreise Land und Leute gründlich kennen lernen will, muß früh und spät auf den Beinen sein, und Aug und Ohr wohl offen halten. Dann aber sieht er auch vieles, was tausenden der bequemen Touristen entgeht, die auf den gewohnten Pfaden des rothen Reisehandbuchs sehr oft gedankenlos unser schönes Schweizerland durchziehen. Hat er sich mit dem ersten Schein des jungen Tages schon vor Betglockenzeit aus den Federn gemacht, und durchpilgert rüstigen Fußes eines unserer romantischen Alpenthäler, so tönet langgedehnt, einfarbig, hohl, bald ferner, bald deutlicher, aber doch von den Lüften weich modulirt und abgerundet, ein Hornruf ihm entgegen. Da ertönt verschiedenartiges Glockengeläute, bald in einander schwimmend in accordleser Tonfülle, dann plötzlich laut anschwellend. Er steht verwundert still und lauscht den ungewohnten geisterhaften Klängen in der feierlichen, frischen Morgenstille, die unbestimmt und zauberhaft daher tönen und ihn als ein wunderbarer, neuer Reiz der Alpenwelt anziehen und fesseln. Er biegt um eine Felsenecke, und vor sich erblickt er auf der Straße den Geißbub mit seinem „G'hütti"*) Geißen. Auf den wiederholten Hornruf öffnen sich links und rechts längs dem Thalweg, wie von selbst, die niedrigen Stallthüren, und herausstürzen laut meckernd, voll kühner Wanderlust, die neckischen Geißen, und setzen in leichtem Sprunge über die Hecken, um zur gewohnten Herde zu stoßen. Und weiter ziehend schwillt das „Gehütti" immer mehr und mehr, zu vierzig bis fünfzig Stück, und verliert sich allmälig in dem Schluchtengewirr der Felsen zu den steilen Fluhbändern hinan, von denen herab das freudeschmetternde „Juhu" des Geißbuben als unwichtiger Alpengruß dem fremden Wanderer entgegentönt.

Der Geißbub gehört ebenso zum Bilde unserer Alpenwelt, wie der Donner der Lawinen und das Alpenglühen, wie die flüchtige Gemse und der verwegene Wildheuer. Er ist mit seiner neckischen Herde oft das einzige belebende Element hoch oben in den einsamen und zerklüfteten Felsenwüsten der Alpen. Wohin der Senn nimmermehr seine Kühe zu treiben wagt, weil Weg und Steg verschwunden sind, und die spärliche Kräuterdecke nur in zerzausten Fetzen am verwitterten Gesteine hangt, dort klettert ohne Bedenken der kecke Geißbub mit seiner muntern Ziegenschar hinan, und wenn er da droben steht auf dem jähen Felsenvorsprung, und hinabschaut in den tiefen Abgrund, und „in die Thäler all hinab," wie Uhland in seinem Berglied singt, und nun sein heller „Trätnerruf"**) so rein wie Glockenklang von Felsen zu Felsen widerhallt, da fühlt der muntre Bub sich höher und reicher als selbst der Erbe eines Königthums. Und dennoch ist er meist der ärmste Bub im ganzen Thal. Entweder hat er seine Eltern nie gekannt, oder ist ihm der Vater früh gestorben, oder auch die Mutter, oder ist er wohl darfuß der bösen Stiefmutter entlaufen, und dann als Verdingkind um das niedrigste Angebot von geizigen Leuten angenommen worden. Roth und Entbehrung haben ihn nicht verweichlicht, wohl aber früh selbstständig gemacht. So ist er schon mit zwölf Jahren zum Geißbub vorgerückt, und das will was heißen in dem abgelegenen Bergthal. Er besorgt nun sein Amt entweder auf eigene Rechnung, indem er von Haus zu Haus seine Kunden wirbt, und um wenige Franken Lohn auf das Stück Ziege die Hut von Anfangs Mai bis Ende Herbstmonat besorgt. Oder er bekömmt von dem Bauer, bei dem er verdingt ist, einen Jahreslohn von wenig Franken, ein neues Hirthemt, ein Paar Zwilchhosen, einen abgetragenen Filzhut und derbleuzägelte Holzschuhe; und dafür thut er den mühe- und gefahrvollen Dienst bei schlechtem wie bei gutem Wetter. Die freie Gottesnatur zieht ihn an ihrem mütterlichen Busen groß, tränkt ihn mit reiner Aetherluft, und läßt ihn erstarken bei seinem gefährlichen Beruf, den er mit Lust und Liebe spielend übt. Aufgeschossen wie ein wildes Reis, hängt sein Herz an der nährenden Mutter, und schwelgt in Genüssen, die andere Menschen nicht ahnen. Durch tägliches Verweilen in der Wildniß und bei steter Uebung im Felsenklettern hat er es zu einer außerordentlichen Gewandtheit, Kühnheit und Festigkeit gebracht; da wo man glauben sollte, kaum eine Maus könnte über das schmale Felsenband hinüberschlüpfen, gespweige denn ein Menschenfuß Raum gewinnen, da späht mit sicherm Blick und rascher Entschlossenheit der Geißbub für sich und seine Ziegen Wege aus. Flink wie die wilde Katze klettert er pfeifend und johlend an den Abjähen herum. Hoch oben auf der scharf abgeschnittenen Spitze des Säntis sah ich vor Jahren einen Appenzeller Buben in weitem Sprunge über die spiegelglatten vom Wetter abgeschliffenen Felsenplatten hinfliegen und sich dann verzengraate über dem gähnenden Abgrund hinstellen, daß mir bei dem Anblick fast Sehen und Hören verging. Das Kletterbedürfniß läßt dem Geißbub keine Ruhe. Der Schwindel ist ihm unbekannt. Er ist mit Geißmilch „aufgesäugt", und Geißmilch gibt Berggeschick und Klettermuth. So lehrt der alte Volksglaube in den Schweizeralpen. Wie die Gelenkigkeit seiner Glieder, so übt der Geißbub auch seine Sinne. Die Schärfe seines adlerartig scharfen Blickes gränzt aus Märchenhafte. Auf stundenweite Fernen erspäht er auf einem Felsenvorsprung die Wachtgeiß der Gemsen und ihr Rudel, das in der Nähe sorglos weidet. Auch sein Gehör ist fein, wie das des Thieres der Wildniß. Die Geißbuben bei uns in der Schweiz werden insgemein die verwegensten Wildheuer und die leidenschaftlichsten und frechsten Gemsenjäger. Die ernste Schule des harten Lebens stempelt sie gar bald zu felsenfesten Männern. Aus dem sonnenverbrannten und verwitterten Gesichte strahlt die ruhige und entschlossene Thatkraft der Helden aller Zeiten. Keck schaut der Geißbub unter dem zerrissenen, oft formlosen Filzdeckel in die weite Welt hinaus, und mißt den Fremdling mit dem herausforderuten, festen Blick, in dem das ausgeprägte Bewußtsein liegt, daß er im Begreifen sich als König der Geißen fühlt.

Schwer fällt es, von ihm eine Antwort herauszubringen. Klingt gar die Anfrage seinem Ohre fremdländisch, dann nimmt sein Lächeln meist einen höhnischen Ausdruck an; es spielt wie fernes Wetterleuchten um seinen Mundwinkel und zuckt über die Stirn, als ob er sagen möchte: „Ihr Gimpel aus der Fremde, was wollt Ihr bei mir da droben?" Drängt Ihr ihn gar zu einer Antwort, so dürft Ihr für derben Spott nicht sorgen. Das Mißtrauen gegen fremde Leute ist ihm angeboren. Muth und Entschlossenheit zeigt der Geißbub in allen Lagen seines gefahrvollen Berufes. Von Jugend an hat er sich gewöhnt, den feindlichen Elementen Trotz zu bieten und sich durch nichts überraschen und erschrecken zu lassen. Die gefährlichsten Feinde der ihm anvertrauten Herde sind die Stoßvögel, nämlich die Steinadler und Lämmergeier. Mit ihnen liegt der Geißbub stets in unversöhnlichem Vernichtungskampfe. Hat er das Nest eines solchen Ränders ausgekundschaftet, dann setzt er Leib und Leben dran, die junge Brut zu verderben. Unsere Alpen sind allenthalben reich an Beispielen der frechsten Wagstücke von Geißbuben, die Nester von Stoßvögeln angenommen haben. Aber auch den Alten gegenüber stellt der Geißbub seinen Mann, wenn sie es wagen, auf ein Herdenstück herabzustoßen. Mit eisenbeschlagenem Stocke und mit wuchtigen Steinen, wie unser Bild es darstellt, setzt er sich kurz entschlossen dem aus unsichtbaren Höhen, wo er so eben nur noch wie ein kleiner schwarzer Punkt geschwebt, wie der Blitz herabfahrenden Räuber entgegen, und besteht meist siegreich den heißen Kampf. Ein Beispiel hiervon ereignete sich vor fünf Jahren gegen Ende Juli auf der Schafalp im Gemeindsgebiete von Klosters im Prättigäu. Dort hütete ein vierzehnjähriger Knabe, Namens Jann Guler, seine Herde. Er hatte schon früher einigemal einen großen Stoßvogel über dem Weidplatze kreisen sehen, und paßte deshalb sehr behutsam auf. Da sieht er plötzlich eines Tages seine Thiere aufgeschreckt auseinanderfahren, und in der nächsten Sekunde stürzt mit gewaltigem Geräusch ein völlig ausgewachsener Adler hernieder und

*) „G'hütti", in der Schweizermundart so viel wie eine Herde Schmalvieh; zugleich auch der Begriff der niedrigsten Volksklassen.

**) Träntnen heißt im Kanton Schwyz der Lockruf des Geiß- und Handbuben, wobei er sich die Fingerlinger in die Ohren steckt.

Digitized by Google

verfolgt ein halbausgewachsenes Zicklein, das sich in die Legföhren flüchtet. Der Knabe rasch entschlossen wirft sich mit hochgeschwungenem eisenbeschlagenem Bergstecken rasch ins Gebüsch, in welchem sich der Raubvogel völlig verstrickt hat, so daß er augenblicklich von der Gewalt seiner Flügel keinen Gebrauch machen kann. Hier hämmerte sodann der Geißer mit solchem Nachdruck auf den königlichen Vogel los, bis er seinen Schlägen endlich erlag.

Nicht weniger Muth und Kühnheit entwickeln unsere Geißbuben, wenn irgend die eine oder die andere Ziege sich „verstiegen" oder „verjuckt" hat. Wo nämlich nur irgend eine grüne Stelle auf schmalem Felsenvorsprung lockt, da springen die verwegenen Thiere von Absatz zu Absatz keck hinab, bis sie nicht mehr weiter aber auch nicht mehr rückwärts können. Das so „verstellte" oder „verjuckte" Thier zu lösen, ist nun des Geißbuben lebengefährliche Aufgabe. Dazu sucht er in der nächsten Alpenhütte, wo er ohnehin wie zu Hause ist, bereitwillige Hilfe. Der Senn bindet ihm ein festes Seil um den Leib und läßt ihn über den Felsen hinunter. Hat endlich der Geißbub das Thier wirklich erreicht, so kommt nun erst das Lebensgefährliche des Unternehmens. Auf schmaler Felsenkante muß er die Ziege ergreifen, an sich ziehen und über dem schaurigen Abgrund schwebend, auf die Schultern laden, und so sich mit ihr heraufziehen lassen.

Und bei allen den Gefahren, Mühsalen und dem erbärmlichen Lohne noch die Entbehrungen der kümmerlichsten Lebensweise! — Ein Stücklein steinhartes Brot und Käse, mitunter ein Paar Aepfel, die in der Kapuze seines Hirthemds stecken, sind die Gerichte seiner Mittagsmahlzeit. Hat er Durst, so zieht er die erste beste Ziege herbei, legt sich unter ihr Euter, und melkt sie in den offenen Mund hinein, daß es schäumt. Sehr früh am Morgen zieht er, ob's regnet oder schneit, im Sommer jeden Tag ins Gebirg hinauf, und während er hier seine Geißen nach Belieben laufen läßt, verträumt er irgend an einem bequemen Plätzchen auf dem Bauche liegend, im süßen Nichtsthun den Tag. Rückt der Mittag heran und erhitzt mit seiner sengenden Glut die Felsenwände, dann sucht der Geißbub mit seiner Herde unter einer wohlbekannten Wettertanne Schatten und Kühlung. Gegen hereinbrechende Hochgewitter flüchtet er sich in Höhlen und Felsenschluchten. Gegen Schnee und Regen schützt ihn blos ein alter Sack, den er über die Schultern wirft. Die Unbilden der Witterung vermögen nicht, seinen heiteren Sinn zu trüben. Abends, wenn die Sonne hinter die Berge sich heruntersenkt, ruft sein Horn und der helle „Dräntuerruf" das muthwillige Volk der Ziegen mit vollen Eutern zur Sammlung, und jede hat ihren Namen, auf den sie hört. Dann treibt er heim, den alten Filz gewöhnlich mit seltenen Alpenblumen geschmückt, und so frisch und gesund wie er am Morgen ausgezogen. So gehts vom „Lanzig"*) bis zum Spätherbst fort. Oft verunglückt mitunter auch eine Ziege, die etwa durch einen fallenden Stein getroffen wurde. So fand ich einst im Murdethal am späten Abend den Geißbub neben einer auf der Erde liegenden Ziege jammernd am Wege stehen. Ein fallender Stein hatte ihr das Schenkelbein gebrochen. Er wollte das hilflose Thier nicht verlassen und bat mich, vom nächsten Hause, das etwa eine Viertelstunde entfernt war, ihm Hilfe zu schicken, was dann auch geschah.

Das ist das Leben des Geißbuben in unsern Bergen.

*) Lanzig, schweizerisch Frühling.

Ein Tag in Bayerns erster Realschule.

Von K. Schneider.

Ein Schulexamen ist an und für sich schon — nicht blos für einen Pädagogen von Profession — ein freundliches Bild, das den Geist zu beschäftigen vermag, denn es liegt in demselben ein gutes Stück Zukunft vor unseren Augen halb enthüllt; wenn es nun vollends in einem alten Nürnberger Klostersaal abgehalten wird und das Täfelwerk, die kleinen Fenster und der dunkle Oelanstrich des Zimmers uns auf der nüchternen Gegenwart in die Lieblingszeit unserer Poeten zurückversetzen, so lassen wir uns schon einen Augenblick aufhalten, um zuzuhören.

Es war eine Realschule, genauer gesagt, ein Realinstitut, das in der herbstlichen Zeit des Jahres 1809 seine Prüfung ablegte. Der Vater der Anstalt, ihr Schöpfer war kein Geringerer als Meister Schelling. Nach den großen Triumphen, die er als Jüngling schon in Jena gefeiert hatte, war ihm in München eine glänzende und einflußreiche Stellung geworden. In Gemeinschaft mit Niethammer und Roth ging er den vort aus an eine Umgestaltung des gesammten höhern Unterrichtswesens in Bayern. Da sollten denn „neben den Gymnasien, wo die alte streng philologische Zucht wieder eingeführt wird, zwei polytechnische Schulen oder wie man sie zu nennen gedenkt, Realinstitute zu Nürnberg und Augsburg errichtet werden, bestimmt zur Bildung solcher Köpfe, die für Natur und Kunstideen treibendes Talent haben: für künftige Chemiker, Physiker, Naturforscher überhaupt und Künstler. — Dadurch, daß diese Schulen dem freilich nothwendigen Gymnasialpedantismus in gewissem Betracht entgegengesetzt sind, werden sie schon von selbst ein freieres, höheres Leben gewinnen." So instruirte Schelling selbst. Demnach steht die damalige Realschule Bayerns als ein Kind der Romantik vor uns; ein freierer, idealerer Zug noch sollte durch dieselbe gehen, als durch das Gymnasium; sie war als eine höhere Form des Unterrichtes gedacht und gewiß nicht für den unmittelbaren Dienst des praktischen Lebens bestimmt.*)

Den nächsten Beruf zur Pflege der Anstalt hatte der Schulrath zu Nürnberg, den wir auf dem Bilde, wie es uns vorschwebt, eben im ernsten Gespräch mit dem jungen Rector, einem Jünger Schellings, sehen. Er schüttelt den Kopf zu dem, was sich da vor ihm begeben hat. In den achtzig Jahren, mit denen er gesegnet worden ist, hat Eberhard Paulus sich nicht immer damit begnügt, das Haupt zu Schellings Worten und Thaten zu schütteln. Schärfer konnte kein Gegensatz gefunden werden, wie zwischen dem Altmeister der Naturphilosophie und dem Vater des sogenannten Rationalismus vulgaris, auf dessen fittenreinem Leben ein einziger Flecken liegt, ein Werk des Hasses gegen Schelling, zu dem er sich noch als Greis hat verleiten lassen. Damals stand sein Greell gegen ihn, der sich von der Zeit ihrer gemeinsamen Lehrthätigkeit in Jena herschrieb, in seiner Blüthe. Der Erfinder und Apostel der natürlichen Wundererklärung, durch den Krieg und andre Verhältnisse aus seiner gelehrten Thätigkeit herausgerissen, nicht blos zum Dienst der Alten verurtheilt, sondern auch noch genöthigt, einer Verwaltung zu dienen, deren Geist er bekämpfte, fühlte sich in Nürnberg sehr unglücklich und seine Untergebnen empfanden das. Dazu meinte nun der wunderliche Mann, es bestehe in Deutschland eine große mächtige Obscurantenverschwörung und er sei dernsen, ihr zu begegnen. Es kann nichts Nüchterneres ersonnen werden als seine Vorträge waren — aber man darf auch nicht unbillig sein. Paulus war der Sohn eines Geistlichen, den sein Mysticismus um sein Amt, dessen düstres Wesen den reichbegabten Sohn um seine Jugend gebracht hatte. Es war ihm ein Blick in die tiefen sittlichen Gefahren religiöser Ueberspanntheit, durch die er selbst als Knabe und Jüngling gegangen war, aufgethan worden, vor dem er entsetzt ins andre System umsprang. Jetzt hatte die üppige Frische des jungen Rectors für ihn etwas Herausforderndes und er würde wohl auf Tod und Leben mit diesem begeisterten Anhänger seines Gegners gekämpft haben, wenn er lange genug in Nürnberg geblieben wäre.

Ein hochgewachsner schöner Mann, aus dessen Auge mehr der Dichter, als der Gelehrte redet, dabei mild und offen in seinem ganzen Wesen, ein geborner Lehrer, wenn je einer geboren worden ist, steht

*) In Preußen waren es „Schulen von überwiegend realistischem Charakter. Den Namen hatte zuerst der Diakonus Semler in Halle gebraucht. Er gründete daselbst 1738 eine „von K. preuß. Regierung des Herzogthums Magdeburg und von der Berlin. K. Soc. der Wissenschaften approbirte mathematische, mechanische und ökonomische Realschule." Dieselbe hatte nur kurzen Bestand. In Berlin stiftete Joh. Jul. Hecker 1747 die erste Realschule." (Wiese, das höhere Schulwesen in Preußen.)

Digitized by Google

der Gescholtene vor seinem Vorgesetzten; fast aber scheint dessen hartes Wort den freiern heitern Ausdruck aus seinem Angesichte zu bannen. Der neun und zwanzigjährige Mann, der durch einen kühnen Schritt Schellings, wie er heute auch nicht mehr möglich wäre, aus einem praktischen Arzte ein Schulrector wurde, hat schon viel erfahren, gelitten und gearbeitet. Meine freundlichen Leser errathen es wohl schon, daß ich von Gotthilf Heinrich Schubert rede und verzeihen es, wenn ich ihneu in einigen Zügen die Geschichte seiner Jugend wieder vorführe.

Eines Predigers Sohn und Enkel, war Schubert in dem kleinen Pfarrhause zu Hohenstein im sächsischen Erzgebirge aufgewachsen. Seines Vaters Eltern waren Krämersleute gewesen, deren Handelsbücher auch nicht überall Cenfur paffirt hätten. Als nämlich Mutter Schubert starb, fand man einen guten Theil der Außenstände so notirt: „die arme Frau am Wasser"; „der alte Mann am Eckstein" u. dgl. Es war der Wunsch der guten Frau gewesen, daß ihre Erben nicht etwa härter verführen als sie gewohnt war; darum hatte sie einen Riegel vorgeschoben. Schuberts Vater war ein Mann von besonderm Ernste; daß er den Muth und die Kraft hatte, Opfer zu bringen, bewies er seinem Schwiegervater, dem Pfarrer Werner. Diesem war in seinem Sohne sein Amtsgehilfe gestorben. Da entschloß sich der alte Schubert sein eignes Pfarramt in Cunzeuau aufzugeben und mit Weib und Kind in das Hohensteiner Pfarrhaus zu ziehen, um dem alten Herrn Kindespflicht zu leisten. Vierzehn Jahre lang hat er dort in Geduld ausgeharrt und sich als Wehrung mit den Seinigen an einer nach Norden gelegnen Stube genügen lassen. Aber seines Weibes frommer Sinn, ihr Fleiß und ihre Ordnung, besonders aber ihre immer gleiche Heiterkeit machten ihm den engen Raum zu einer Stätte des seltensten Glückes. In diesem Zimmer ist Gotthilf Heinrich Schubert geboren worden; dort hat er seine erste Kindheit verlebt; an dem festen männlichen Sinn seines Vaters hat sich der feinige emporgerankt, die Mutter, sowie liebe Schwestern haben edlen Samen in sein junges Gemüth gelegt; und Mutter Natur hat auch nicht an ihm gekargt, weder in dem, was sie ihm in die Wiege mitgegeben, noch in den Umgebungen, in die sie ihn versetzte. Vor Menschen schüchtern bis zur Albernheit, sonst muthig bis zur Verwegenheit, bald der Eherführer der seinen Märchen lauschenden Mitschüler, bald die Einsamkeit suchend und pflegend, in der er seine Kinderreimne ausspinnen konnte, bald dem alten Bergmann zuhörend, der ihm nicht nur von den Erzen im Schoße der Erde, sondern auch von den Kobolden erzählte, die dort ihr Wesen hätten und von dem „andern Gesicht", das den Bergmann warnt, wenn ein „böses Wetter" droht, bald eine Sammlung von Blumen, Steinen, Vogelfüßen anlegend, bald sich an Herrichtung eines Besuchs versuchend, wird das Kind zum Knaben. Leichter Humor führt ihn schon damals über ernstere Umstände hin, und da er ins Wasser gefallen ist und glücklich aufs Trockne gebracht wird, ruft er: „Das kommt einst in meine Lebensgeschichte." Er hat Wort gehalten. Seinem Lernen setzten sich widrige Verhältnisse entgegen und es wurde ihm saurer gemacht als nöthig war, bis ihn eigner kräftiger Entschluß zu den Füßen Böttigers führte, welcher damals unter Herders Auspicien das Gymnasium zu Weimar leitete und dort die Liebe zu den Alten, durch sie zur Wissenschaft überhaupt in manchen jungen Geist pflanzte, der nachher dem deutschen Vaterlande Frucht getragen. Freriep, de Wette, K. Benedict Hase sind aus seiner Schule hervorgegangen. So sehr wurde Schubert dort von dem Unterricht ergriffen, daß er einen armen Mitschüler von dem Gymnasium zu Greiz, das er vordem besucht hatte, zu sich nachrief und ihn von seinem Kostgeld — wöchentlich einem Thaler — unterhielt. In Weimar sah er die großen Dichter, welche damals das deutsche Land mit dem Ruhme ihres Namens erfüllten; Einem aber, der ihn vor allen anzog und von dessen Geist er auch zuerst seine Richtung empfangen hat, versuchte er sich zu nahen. Herder empfing von den Primanern Weimars als Ephorus des Gymnasiums, alljährlich eine Arbeit, nach freier Wahl des Schülers. Die Besseren mühten sich Monate, Semester lang an solcher Probe. Die Stunde, in der Herder die Hefte zurückgab, war eine überaus feierliche, die Beschämung für denjenigen, der seine Arbeit ohne jedes Wort der Ermunterung zurückerhielt, eine sehr große. Schubert nahm sich ein Thema, dessen Wurzeln in Herders „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" lagen und dessen letzte Form wir in seinem großen Werke: Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" finden, den Zusammenhang der sinnlichen mit der übersinnlichen Welt. Es gelang ihm, sich durch seinen Aufsatz bei Herder einzuführen; er kam in dessen Haus, wurde ein Schüler des Vaters und ein Freund der Söhne.

Ueberdoten wurde der Einfluß, welchen der mächtige Theologe auf den jungen Schubert übte, erst als dieser schon die Theologie quittirt hatte und in Jena Medicin studirte. Dort wurde er Schellings Jünger. Auch dem merkwürdigen Physiker Ritter trat er nahe, dessen ganzes Leben sich in die Studien des Galvanismus verwandelt hatte, und welcher durch seine Schriften, wie durch seine von einer außergewöhnlichen Anmuth gehobne persönliche Anregung eine Wirksamkeit übte, die um so weniger ahnen ließ, daß er bald zu den verschollenen Existenzen gehören würde, als auch sein äußeres Leben der wärmsten Theilnahme würdig war. Schubert hatte, so versichert er, von Vater und Großmutter die Gabe des Traumes geerbt, und trug deshalb schon immer einen Sinn für die Nachtseite der Natur in sich. Den nun hat W. Ritter in ihm großgezogen. Nur dem Namen nach war Schubert Mediciner geworden und weil es eben damals keinen andern Titel gab, unter dem man die Natur studiren mochte. Sein ganzes Herz gehörte deren Erforschung und schon waren von ihm die ersten Schritte zu einer Reise nach Afrika gethan, als zwei schwarze Augen und der Glockenklang einer Mädchenstimme ihn ans Ergebirge fesselten. Wer Henriette Mühlmann, Schuberts erste Gattin auch nur aus seiner Biographie kennt, mag das begreifen und wird den jungen Arzt nicht schelten, der 23jährig sofort nach seiner Habilitation in Altenburg in die Ehe tritt „mit Gott und 100 Thlr. Schulden."

Viel Noth, viel Freude, mancherlei getäuschte Erwartungen, kurz die ganze Reihe von Erfahrungen, durch welche der Mann zu gehen hat, der sein Lebensschiff dem ungewissen Meere Preis gibt, hatte Schubert in Altenburg durchzuleben. Er machte Versuche, sich sein Brot mit der Feder zu verdienen und warf einen zweibändigen Roman aufs Papier, den er nach seinem eignen Ausspruch geschrieben, aber nie gelesen hat. Ein wunderliches Kind seiner Zeit mögen diese „Kirche und die Götter" gewesen sein. „Wahnsinn, Gefängniß, Geisterspuck kamen genügend darin vor; ferner eine gewaltige Wasserflut, darauf so schöne Gruppen und Baldungen von Cedern, Cypressen, Obstbäumen mit Blüthen und Früchten heruntrieben, daß es Jammerschade um ihren Verderb war. Jünglinge und Jungfrauen, Greise und Kinder streckten ihre Hände und Köpfe aus den Wogen hervor; grüuende Auen mit Sommerpalästen und Hütten ragten, zum Theil halb zerrissen, über die Strömung heraus; nutzbares Vieh in ganzen Herden mit mancherlei Gewürm kämpfte mit den Wellen, über denen die kleinen Gedichte, die dem überflutenden Texte eingefügt waren, wie muntre Vögel herumflogen. Aber alles ging in der grausamen Ueberschwemmung zu Grunde." So urtheilte ein Zeitgenosse über das erste vergessne Werk des spätern Virtuosen in der Volksliteratur. Doch der Roman that seine Schuldigkeit; er trug 90 Thlr. Honorar ein und von diesen ließ sich ein Weilchen leben. Außerdem wurde eine medieinische Recensfranstalt mit Artikeln versehen, die ein wenig mehr Mühe machten, denn es mußten sehr viel Autoren hingeschlachtet werden, ehe ein Druckbogen gefüllt ward, der dann mit 4 Thlr. honorirt wurde. Daneben unternahm unser Freund die Herausgabe einer Bibliothek spanischer und italienischer Literatur, unterrichtete an Privatinstituten in der italienischen Sprache und heilte wohl auch einen Kranken, wenn dessen Angehörige sich zu ihm verirrten. Das war ein Proletarierleben, wie es im Buche steht und aus dem nur die glücklichsten Naturen sich herausarbeiten.

Dieß fühlte Schubert zu einer Zeit, da die äußere Noth ihn gerade nicht drängte, so lebhaft, daß er seine Zelte abbrach und noch ein Mal zur Schule zog. Sein Weib im Arme, den Ueberschuß aus dem Verkauf seiner Möbel in der Tasche, aber auch das Gefühl seiner inneren Kraft und etwas mehr als eine Ahnung von dem, der ihn stark machte, im Herzen, zog Gotthilf Heinrich Schubert in Freyberg ein, wohin der Glanz von Abraham Werners Namen eine Zahl der besten deutschen Jünglinge zusammenführte. Werner, der Linné der Steine, dessen Bedeutung uns auch Humboldt achten lehrt, hatte in dem Thal und den umgebenden Höhen Freybergs eine natürliche Bergakademie entdeckt; er hatte durch eignes Suchen, durch Kaufen und Tauschen eine Mineraliensammlung zu Stande gebracht, der keine

Digitized by Google

Hochschule eine ebenbürtige an die Seite stellen konnte. Und mitten unter seinen Schätzen, von denen er sich nur schwer trennte, saß der Bergesalte und ließ sich von seinen Schülern suchen. Sie kamen zu lernen und zu hören, zu fragen, zu produciren, und jeder Zeit fanden sie ihn freundlich und zur Lehre geneigt. Von diesem stillen Erdenwinkel ist manche gewaltige Anregung ausgegangen und vieles Große, was Geologie und Geognosie geleistet haben, hat seine Wiege in Freyberg. Auch Schubert hat dort viel empfangen, wozu wir auch die innige Herzensverbrüderung mit Karl von Raumer rechnen mögen, die für sein ganzes inneres und äußres Leben Bedeutung erlangt hat. Auch hat er von dort sein erstes wissenschaftliches Werk, den grundlegenden Theil seiner schon erwähnten Ahnungen ausgehen lassen. Da aber der Zweck seines Freyberger Aufenthaltes erreicht war und er eine neue Heimat zu suchen hatte, richtete er sein Auge auf Dresden. Obgleich er jetzt schon ein Töchterchen beim neuen Umzuge mitzuführen hatte, fühlte er sich doch so sehr als Student, daß die Kunst- und Bücherschätze der Hauptstadt ihm zu lockend wurden. Auch war in Dresden Frieden, und Gelehrte, wie Dichter und Künstler verschiedener deutscher Lande waren dahin zusammengeströmt. Viel von seiner Gewandtheit im Schriftstellerthum, den leichten Fluß seiner Feder, den belletristischen Zug selbst, der sich ihm tief eingeprägt hat, mag Schubert in Dresden empfangen haben. Auch seinen literarischen Ruhm hat er dort begründet und seinem Namen einen so eigenthümlichen Ausdruck gegeben, daß bis zu diesem Tage eine große Menge von Literarhistorikern ihm gerecht geworden zu sein meinen, wenn sie der „Ansichten von der Nachtseite der Natur“ gedenken. Diese waren aus Vorlesungen entstanden, die er vor einem gebildeten Publikum gehalten hatte, und so wenig sie dem heutigen Geschmack oder dem Standpunkt irgend welcher wissenschaftlichen oder kirchlich-politischen Partei zusagen mögen, so sehr entsprechen sie den Bestrebungen, die damals tonangebend waren.

Während Schuberts Name in allen Zeitschriften genannt ward und die Großmuth seines Buchhändlers zum ersten Male in seinem Leben die Nahrungssorgen von seiner Schwelle verscheucht hatte, war es ihm schwarz vor den Augen geworden, der Boden wankte unter seinen Füßen. Nicht nur, daß er am Ausgange des dritten Jahrzehntes seines Lebens stand und Weib und Kind, aber weder einen gesicherten Erwerb, noch für die Zukunft irgend welche sichre Aussicht hatte, auch die Sterne seines innern Lebens waren ihm dunkel geworden. In dieser Noth, deren er sich an einem bestimmten Abende recht lebendig bewußt ward, hat er mit Inbrunst gebetet und sich mit Leib und Seel' und allem in die Hand seines Gottes gelegt. In derselben Nacht ist Schelling, der schon lange bemüht war, einen Rector für das Nürnberger Realinstitut zu finden, auf seinen Namen gekommen, und wie nach einem Rettungsanker hat Schubert nach der Berufung gegriffen. Im Frühjahr 1809 ist er in Nürnberg eingezogen und hat frisch und froh sein Werk begonnen. Er meinte auch treulich gearbeitet zu haben und war recht stolz auf die großen Stücke aus den Nibelungen, aus Gudrun und dem Parzival, die seine Schüler bald nach den Werken, bald nach dem Sinne herzusagen wußten.

Seine Collegen waren buchstäblich von allen vier Himmelsgegenden her und aus den verschiedensten Lebensstellungen gekommen. Der muntere Pfaff war ein äußerst begabter Mathematiker und wäre nach Schellings Worte zu europäischem Rufe gelangt, wenn er in seiner beständig jung bleibenden um die Welt und ihre Ehren unbekümmerten frohsinnigen Lebensweise sich die Zeit gegönnt hätte, den kostbaren Demant, den er in sich trug, zu schleifen und brillant zu machen. Nach Nürnberg war er von Petersburg aus gekommen. Sein College Johann Arnold Kanne schien es darauf angelegt zu haben, eine Illustration zu dem Ausspruch Göthes zu geben: „An dem Realinstitut zu Nürnberg sind aber seltsame Käuze zusammen.“

Einer in kindlicher Glaubensinnigkeit verlebten Jugend war in Kanne eine Zeit gefolgt, da er sein ganzes Herz an die Sprachen und Sitten der Alten hingab, und auch wohl seinen Sinn mit schönen Bildern künftiger literarischer Größe erfüllte. Aber ein Mann von raschen Entschlüssen hatte er die Bücher dem Vulcan geopfert und war 1805 der österreichischen Werbetrommel gefolgt, um den Erbfeind und seine große Armee aus dem deutschen Reiche zu treiben. Kaum war er Soldat geworden, als die beiden Kaiser Frieden schlossen; da ward ihm der Soldatenrock etwas eng. Er fand auch Mittel und Wege ihn wieder mit dem Gewande des Friedens zu vertauschen und versuchte nun die Götter zu versöhnen, indem er sich ihnen mit verdoppelter Kraft überließ. Es erschien seine Mythologie der Griechen und Römer; unmittelbar darauf schrieb er auch seine „älteste Urkunde der Geschichte“. Die damals durch Creuzer vernehmlich getragne sinnbildliche Auffassung des ganzen Alterthums war in letzterem Werke auf die äußerste Spitze getrieben; allen bis dahin geltenden Maximen der Alterthumswissenschaft war offen Hohn gesprochen, so daß es uns nicht wundern mag, daß die Censurbehörde, die ja selbst Schuberts „Ahnungen“ bedenklich gefunden hatte, nicht in den Druck der Schrift willigte. Der bejahrte Autor ließ ein drittes Buch aus. Mit dem Manuscript kam er nach Berlin, um es zu verstehern, ließ sich aber wiederum, dies Mal um der preußischen Armee zu folgen, zum Kriegsdienst locken und wurde französischer Gefangner. Er desertirte, schlug sich bettelnd durch das Land und erfuhr, daß man auch von Almosen „leben könne“. Doch solches Treiben war unbehaglich; darum trat er nochmals in österreichische Dienste. Indessen hatten Anstrengung und Hunger auch seinen riesenstarken Leib übermocht und er war schwer erkrankt. In einem Kloster zu Linz ward ihm Pflege und Theilnahme — zu guter Stunde, denn eben hatte seine „älteste Urkunde“ den Weg vom Schreibpult des Censors durch die Druckerei ins Publikum zurückgelegt und natürlich einiges Aufsehn erregt. So wunderlich die Vermuthung des Pater Anselmus war, der gelehrte Philologe und der fieberkranke Füsilier könnten eine Person sein; sie erwies sich als wahr und nicht lange währte es, so half ihm die allgemeine Theilnahme zum ehrenvollen Amte. Er zog von Linz nach Nürnberg.

Während nun Schubert sich und seine Collegen gegen den Schulrath vertheidigt, Pfaff fröhlich plaudert und Kanne in sich versenkt dasteht, unterhalten sich drei Greise über die Zukunft der Schule. Wir erkennen in ihnen Tobias Kießling, jenen frommen Kaufmann, der sein Geschäftsreisen als Arbeiten der innern Mission ansah, lange bevor dieses Wort gekannt war und der im Frankenlande in der Zeit des dürrsten Unglaubens vielen ein Führer zu den lebendigen Wasserquellen geworden ist. Neben ihm steht der Pfarrer Schöner, ein zweiter Tauler. Er war der Lieblingsprediger der Bürgerschaft. Bei einer Weihnachtsrede wurde er so gewaltig von dem Worte, das er sprach, ergriffen, daß er die Kanzel verlassen mußte. Als er sie nach ziemlich langer Pause wieder betreten hatte, ging die Klage durch die Stadt: der Schöner ist ein Pietist geworden. Seine sonst gesuchte Kirche ward leer, sein Umgang gemieden, keiner seiner Amtsbrüder stand zu ihm; achtzehn Jahre lang dauerte das; er wankte nicht; jetzt war er schon nahe daran den Sieg zu gewinnen. Der dritte im Bunde stand freier zum Worte Gottes und doch noch tiefer darin. Ihn hatte nur die wärmste Theilnahme für Schubert hergeführt. Dieser hat aber dafür auch dem alten Rosenbäcker Matthias Burger im dritten Bande seiner Selbstbiographie ein so schönes Denkmal errichtet, daß wir nur jeden, der das treue Bild eines Mannes, der in vollem Frieden steht, kennen lernen will, bitten, es dort zu suchen.

Unser Rector weiß, daß in dieser Gruppe der Stab nicht über ihn gebrochen wird; er ist darüber ruhig; aber viel gäbe er darum, konnte er den Sinn, in welchem der ältere Amtscollege und Nachbar, der Director des Gymnasiums über ihn wohl spricht. Ein Recht zu urtheilen hat der gewiß, denn in seinem größeren Hause ist alles spiegelblank und seine Anstalt hat gestern brillirt; doch ist er kaum zu fürchten, da er ja dem jungen Freunde jeder Zeit mit Rath und That treulich beigestanden hat. Zudem war Georg Wilhelm Hegel in seinem persönlichen Umgange so liebenswürdig und theilnehmend, daß man in demselben sogar seine hohe Ueberlegenheit vergaß, welche Schubert doch so tief empfand, daß er ihm das Zeugniß gibt, er sei ihm Muster und Vorbild gewesen, nach geistiger Reife habe er sein Vater sein können. Der Trost dieses ehrenhaften Gelehrten wird dem tief Verletzten wohl gethan haben.

Inzwischen fiel noch ein andrer Tropfen Balsam in seine Wunden; denn Freiherr von Lerchenfeld, der spätere Finanzminister und Vertraute König Ludwigs, der hart gescholtene und hoch erhobene Förderer der königlichen Prachtbauten wohnte als Gouverneur von Nürnberg dem Examen bei und erhob sich, da Paulus am bestigsten über die Wiederbelebung der geschmack- und formlosen, zum besten Glück vergessenen mittelalterlichen Dichtungen schalt, um in aller Aeglosigkeit eben für den Vortrag derselben zu danken.

Digitized by Google

Nur noch einen Blick auf die davoneilende Schuljugend. Es sind Söhne aus den besten Familien der Stadt in ihrer Mitte, wie Karl von Tucher und der spätere Heermeister von Mittelfranken, Johann Sigismund von Haller; wie die beiden lebensfrischen Jungen dort: Wilhelm von Peller und Hans von Imhof, die es nicht ahnen mögen, daß ihnen schon nach drei Jahren die Schneefelder Rußlands zum Ruhebette werden sollten. Es sind vielversprechende Angesichter, die schelmisch auf ihre Lehrer zurückschauen — und man frage die Chemiker und die Physiologen, ob Dr. J. F. Engelhardt und Andreas Wagner dem Nürnberger Realinstitut Ehre machen.

Der Vorhang fällt über mein Augenblicksbild; aber was willst Du damit? fragt man. Nun ich meine, nach Nord und Süd, nach Ost und West sind die hier auf kurze Frist vereinigten Personen in die verschiedensten Lebensstellungen auseinandergegangen, keiner ohne bestimmte Wirkung von seinem Nürnberger Aufenthalt empfangen zu haben, keiner ohne Saamen mitzunehmen, den er anderwärts ausstreute. Am deutlichsten wird das an den Rectoren.

Hegel, dessen hohe Verdienste man über den Unarten seiner Schüler nicht übersehen darf, der zudem in Heidelberg viel frischer war als in Berlin, nahm nach jenem Orte die Eindrücke und Erfahrungen von Nürnberg mit. Seine Philosophie trägt ihre Spuren. Seine Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen, seine aufrichtige Verehrung für wahre Frömmigkeit, wie er sie an den drei Greisen geschaut hatte, mögen von dort stammen. Schubert nennt Burgers Bibliothek selbst sein „Brothaus"; er hat aber nicht blos die Richtung für sein weiteres Leben in Nürnberg erhalten, auch Arbeit hat er dort gelernt, und Maß und Zucht des Geistes, huldsam ist er geworden, daß seine ganze Erscheinung eine Friedenspredigt für die zerrissne Kirche wurde und jeder Zeit hat er für jedes ernste sittliche Streben, für jede tüchtige lautere Wissenschaftlichkeit Achtung gehabt. Das war sein Nürnberger Theil.

Vom Haselnußblatte.

Gegrüßt bist Du Haselstrauch vom Freund der Natur, gegrüßt zu jeder Zeit des langen Jahres!

Im Winter, wenn ringsum noch alle andern Pflanzen schlafen, öffnet die Hasel schon die Schuppenblättchen ihrer niedlichen Blütentrauben und wie Goldstaub fliegt der Pollen heraus. Neugierig schauen aus den Blattknospen daneben die purpurrothen Narben der Samenblüten hervor und die Goldkörnchen lassen sich auf ihnen nieder. Es ist eine ächt deutsche Natur, der Haselstrauch, er braucht sehr lange Zeit, ehe er seine Frucht fertig bekommt, er fängt aber auch deßhalb frühzeitig an und scheut Wind und Wetter dabei nicht. Bereits im Sommer treibt er die Staubblüten fürs nächste Jahr als dünne Lämmerschwänzchen hervor und legt in den Knospen der Blattwinkel daneben die Samenblüten an. Länger als zwölf Monate währt es, ehe der Kreislauf vom ersten Erscheinen dieser Blüten bis zur Fruchtreife vollendet ist. Bedarf ja auch der ganze Strauch mindestens sechs Jahre, ehe er bis zum Blühen und Fruchttragen kräftig genug ist.

Im Mai sprossen die breiten Blätter hervor: verkehrteirund, vorn zugespitzt, am Grunde herzförmig, ringsum scharfsägezähnig.

Siehe da den kleinen feuerrothen Käfer mit schwarzem sonderbarem Kopfe. Es ist ein Rüsselkäfer, der Haselblattwickler (Dicktopf), der hier auf dem Blatte herumspaziert! Was will er beginnen? Er betrachtet das Haselblatt nach der Länge und Breite, links und rechts, wie ein Schneidermeister das Zeugstück zu einem Wams. Jetzt beginnt das Käferlein nicht weit vom Blattgrunde quer durch das Blatt zu schneiden. Die winzig kleinen Freßzangen müssen als Scheere dienen. Der Schnitt geht durch die eine ganze Blatthälfte, dann durch die Mittelrippe und zuletzt noch durch einen Theil der zweiten Blatthälfte. Es währt eine gute Zeit, ehe der kleine Gesell mit seiner Arbeit zu Stande kommt. Aber das Hauptkunststück folgt noch. Der Käfer faßt die losgeschnittene Blatthälfte und rollt sie mühsam zusammen zu einer Tüte. Um sich dabei festhalten zu können und die Elasticität des widerspenstigen Blattes zu besiegen, nagt er in die Blattmasse Vertiefungen, etwa eine Linie lang. In diese greift er mit den Fußklauen ein. Nicht selten aber schnellt das Blatt wieder zurück, wirft wohl dabei gar den Käfer vom Strauche herunter. Er läßt sichs nicht verdrießen, kriecht bedächtig wieder hinauf und fängt die Arbeit von neuem an. Endlich ist die Blattrolle fertig, die Zähne des Blattes sind künstlich in einander verschränkt, so daß sie geschlossen bleiben. In das Innere der Rolle legt das Thierchen 2 oder 3 winzige Eier. Die Würmchen, welche aus diesen entstehen, schmausen das Blatt und werden groß davon, puppen sich in der Rolle ein und kommen dann als neue Käfer zum Vorschein, die sofort das Wickelgeschäft an andern Haselblättern beginnen.

Ein Stückchen weiterhin spaziert auf demselben Haselzweig auch ein braungrauer Käfer, ein Vetter des Blattwicklers. Er ist jedoch noch viel kleiner als jener, sein Rüssel haardünn, sehr lang und gebogen. Es ist der Haselnuß-Rüsselkäfer, der die unreifen Haselnüsse auffucht.

Diese sitzen zu zwei oder drei bei einander. Ihre Schale ist noch saftig und weich, ihr Kern noch milchig und zart. Sie sind rings umfällt von dem grünen Näpfchen, das sich nach oben in zerschlitzte Blattgebilde verlängert.

Der Käfer arbeitet mit sichtbarer Anstrengung ein haardünnes Loch mit seinem Rüssel durch die Schale der Nuß bis in den Kern. Dann legt er ein Ei an die Oeffnung und schiebt es mit Hilfe des Rüssels in das Innere der Nuß. Die Käferlarve, welche dem Ei entschlüpft (Kosak), lebt dort im Nußkern wie der Mann im Pfannenkuchenberg mitten in ihrer Speise. Sie wächst mit dem Kern um die Wette und hat ihn meist zur Hälfte oder zu drei Viertheilen verzehrt, wenn sie bereits ihre volle Größe erlangte. Die ausgefressene Nuß hat währenddem aber ihre Schale gehärtet und den Räuber eingemauert. Zugleich ist sie locker geworden und fällt früher vom Busch als die unverletzten Nüsse. Der Käferwurm muß sich aus seinem Gefängniß herausfressen. Er gräbt sich dann in die Walderde ein, verpuppt sich darin und kommt im nächsten Frühjahr als neuer Käfer zum Vorschein.

Es fällt Dir auf, daß hier die Unterseite des Haselblattes mit weißlichem Staub übergegen ist. Prüfst Du diesen Ueberzug mit bewaffnetem Auge, so erkennst Du ein ganzes Saatfeld kleiner Gewächse. Pilze haben sich dort niedergelassen und wuchern in größter Ueppigkeit. Ihre Samenzellen (Sporen) wurden wahrscheinlich vom Winde herzugetragen, drangen durch die, dem bloßen Auge nicht erkennbaren Poren öffnungen des Blattes und lebten von den Säften des letztern wie das Getreide vom Ackerland. Sie bildeten ein Netzgewebe aus feinen weißlichen Fäden und auf diesem dann gelbe und schwärzliche Kügelchen, Hänschen von Fortpflanzungszellen, letztere zerstreuen sich bald und erobern in wenig Tagen neue Blätter des Strauches.

Ein Haselnußblatt ist eine Welt im kleinen. Es trägt seine eigne Vegetation und ernährt seine besondere Thierwelt. Milben und andre winzige Wesen finden dort Speise und Trank. Fällt endlich im Herbst das Blatt nieder zum Boden, so zersetzt sich's allmälig zu guter Walderde. Der Forstmann schätzt den Haselbusch als einen vorzüglichen Bodenverbesserer.

Willst Du nun noch dem Treiben der muntern Eichhörnchen, der Haselmäuse, Zieselmäuse und Waldmäuse lauschen, denen der Haselstrauch im Herbst zum Erntefeld wird? Du wirst stundenlang dem muntern Treiben der flinken Kletterer zuschauen können, wie sie behende den Segen des Strauches einsammeln. Die einen Nüsse verspeisen sie sofort in possierlichster Weise, die andern tragen sie nach ihren Verstecken und sparen sie auf zum Wintervorrath.

Der Haselstrauch bietet dem Naturfreund einen reicheren Schatz interessanter Belehrung, als sich in Kürze erzählen läßt. Gehe hinaus zum grünen Busch und siehe es selbst! Du wirst Dich ergötzen.

Hermann Wagner.

Digitized by Google

Was in meinen Nistkästchen nistet.

Von Dr. E. Baldamus.

Schon vor mehr als 25 Jahren brachten mich die allbekannten „Staarenkästchen“ auf den Gedanken, es möchten wohl auch kleinere Höhlenbrüter (in Baum- und Mauerhöhlungen nistende Vögel) sich an geeignete, künstliche Nistkästchen gewöhnen, und darin, besonders in Ermangelung passender, natürlicher Nesthöhlen, ihr Daheim aufrichten. Gedacht und versucht! Und siehe da, schon der erste Versuch gelang: ein Kohlmeisenpaar besah sich das ziemlich einfach hergerichtete und an einem Apfelbaume des Gartens aufgehängte Kästchen von allen Seiten, schlüpfte durch die Oeffnung, nachdem es vorsichtig und wiederholt hineingespäht, in das Innere, kam unter lebhaftestem Zwiespruch heraus — wieder hinein, und trug bereits am folgenden Tage unter lustigem „pink, pink“ Nestmaterial herbei.

Zehn Jahre später hatte ich einen Garten, der kaum 100 Schritt von einem der vogelreichsten Auewäldter lag. Alle Bäume darin wurden mit Nistkästchen versehen, und zwar so, daß sie mit leichter Mühe abgenommen und wieder (an einen Nagel) aufgehängt werden konnten. Es war bereits April, und doch hatte ich die Freude, noch in demselben Frühling mehre der Kästchen von Meisen, Rothschwänzchen, Feldsperlingen, besonders aber von einem Vögelchen in Besitz genommen zu sehen, welches im Walde meist in ziemlicher Höhe in engen Baumhöhlen nistend, sich meiner genauern Beobachtung bis dahin entzogen hatte. Dies liebliche, rastlos und ganz hübsch singende, in Atlasweiß und Sammetschwarz (das Männchen) gekleidete, muntere, kecke und doch ganz zutrauliche Vögelchen zog sofort mein volles Interesse und meine ganze Liebe an, und drängte meine sonstigen Lieblinge, die nützlichen und lustigen Blau-, Sumpf- und Kohlmeisen, denen ich Schaaf- und Baumwolle zur Auswahl des Neststoffes hingelegt, so ziemlich in den Hintergrund. Aber das reizende Pärchen verdiente auch mein Interesse wie meine Liebe. Das von ihm erwählte Kästchen hing in einem Apfelbaume zufällig so, daß ich von meinem Bette aus dasselbe mit der Eingangsöffnung vor Augen hatte. Nun weckte mich das Männchen allmorgendlich mit seinem frischen, kecken Waldgesange, den es stets zuerst in der Eingangsöffnung dieses Nistkästchens stehend anstimmte — zuerst anstimmte vier Jahre hintereinander in der Morgenfrühe der ersten Aprilage, zweimal am vierten nach seiner nächtlichen Wiederkehr aus Centralafrika! — Als es im fünften April nicht mehr wiederkehrte — eine Beute der alle „piccoli uccelli“ (kleinen Vögel) verschlingenden Italiener — oder des stürmischen Mittelmeeres — oder irgend eines afrikanischen Falken — da war es mir, als ob der Frühling nur halb so schön sei! Und als ich in verflossenem April von Städtern und Landleuten vielfach gefragt wurde, was das nur für allerliebste kleine, schwarz und weiße Vögel seien, die plötzlich in ihren Gärten erschienen und auf allen Chausseebäumen zu schauen seien, da hätte ich allen sagen mögen, und habe es manchem gesagt: „Das ist ja der liebliche schwarzköpfige Fliegenfänger (Muscicapa atricapilla), der vier Jahre lang in einem meiner Nistkästchen gebrütet, nachdem er aus seinen Winterquartieren unter dem Aequator zurückgekehrt; der so zutraulich wurde, daß das brütende Weibchen zuletzt keinen Fluchtversuch mehr machte, wenn ich den Deckel des Kästchens abnahm, um hineinzuschauen, oder dieses selbst mit dem Vogel auf mein Pult stellte, sondern ruhig fortbrütete. Derselbe Vogel, dessen eben vollbefiederte Jungen ich in demselben Nistkästchen in mein kleines Zimmer bringen konnte, in dem zwei große Naturforscher unserer Zeit — Prinz Charles Lucian Bonaparte und der berühmte Direktor des Leydener Museums, Prof. Dr. Hermann Schlegel — über Art, Einheit oder Verschiedenheit von Muscicapa atricapilla und luctuosa discutirten, und sich dabei auf die Verschiedenheit und Einheit des Jugendkleides beriefen, nicht entfernt ahnend, daß ich Eltern und 6 Sprößlinge — diesmal wirkliche „Dii ex machina,“ ihnen so unmittelbar vor Augen stellen könnte, und zwar nicht Kabinetsmumien, sondern wie beide sie nie in solcher Nähe gesehen, lebendig! Ich vergesse nimmer des Eindrucks, den diese Ueberraschung hervorbrachte.

Vergiß aber Du, nachsichtiger Leser, die lange Abschweifung vom Thema! Es ist schlimm, wenn ich so unversehens auf meine Lieblinge komme, und dies Vogelpaar hat seine eigene Geschichte in meinem Herzen.

Außer diesem bevorzugten Lieblinge nisteten nun noch in meinen Kästchen regelmäßig: Kohlmeisen, Blaumeisen, Sumpfmeisen, Garten-Rothschwänze und die beiden Sperlingsarten (Haus- und Feldsperling), soweit sie geduldet wurden; ferner in anders construirten Kästen Haus-Rothschwänze, gefleckte Fliegenfänger und einmal der stets bewegliche und fröhliche Harlekin des Waldes, die Specht meise. In der Nähe von Nadelholz werden sicher auch die beiden übrigen deutschen höhlenbrütenden Meisen, Hauben- und Tannenmeise, die Nistkästchen annehmen. Selbst Wendehals, Wiedehopf, und ein und die andre Spechtart dürften in geeigneten Kästen ihr Nest einrichten.

Und was Nutzen habe ich davon?

Muß denn nun gerade alles auf den „Nutzen“, den Vortheil hinausgehen?

Die Separation hat so gedacht, so gehandelt. Ich habe gerade nichts gegen die Separation, die sich vielfach nützlich erwiesen: aber daß sie und ihr Gefolge stellenweise alle Kopfweiden und sonstige alte Bäume, die vorzüglichsten Nisterte der Höhlennister, ausgerodet und ausgerottet, ist doch nicht ganz hübsch und auch nicht ganz klug von ihr! Wo es wirklich geschehen, sind Nistkästchen für Garten und Plantage und selbst für den jungen Wald recht nöthig, wenn Blätter und Blüten und Früchte auf Strauch und Baum gedeihen sollen. Gerade die Familie der Meisen und ihre Verwanten sind die emsigsten Rauperer, und vertilgen die böse Brut zu Millionen schon in den Eiern. Wo sie keine passende Niststelle, d. h. natürliche oder künstliche Höhlung finden, da ziehen sie sich weg, und überlassen das Raupern dem klugen Menschen, und finden dafür bei ihrem flüchtigen Herbst- und Frühlings-Striche reich gedeckte Familientafel. Zahlen beweisen, und ich könnte mit recht hübschen, exakten Zahlen aufwarten über den täglichen Bedarf so eines kleinen Vögelchens an Raupeneiern, Blattläusen, Fliegen und ähnlichem Gezieser. So viel ist gewiß: der Gärtner, der Landmann schützt sich selbst durch den Schutz der nützlichen Vögel!

Und dann, abgesehen von Nutz und Schutz, gibt es denn was Lieblicheres, Interessanteres, ja Erhebenderes als die Beobachtung der kunstfertigsten aller Erdengeschöpfe, — der daulbarsten zugleich — bei der Wiege ihrer fröhlichen Kinder?

Der Frühling naht: richte sie ihnen ein, lieber Leser! Und hast Du auch nur ein Gärtchen mit einem Dutzend Bäumen, liegt es nur nicht gerade inmitten einer lärmenden Großstadt — und selbst dort sucht und findet mancher Vogel seine Heimat — so kannst Du sicher sein, es findet sich dort bald, wenn auch nicht gleich im ersten Jahre, ein Pärchen ein, das Deine Gastfreundschaft annimmt und — ist's ein Meisenpaar — gar reichlich vergilt.

Aber nun will ich Dir auch sagen, wie ich meine Nistkästchen und Nistlöchern eingerichtet habe. Es sind deren zweierlei: eigentliche Kästchen mit einem engen Eingangsloche, und solche mit einer oder zwei ganz oder halb offenen Seiten. Diese sind für den gefleckten Fliegenfänger — vulgo: grauer Fliegenschnäpper —, und den Hausrothschwanz bestimmt; vorn offene oder mit einer zollbohen Leiste am Boden versehene Kästchen von 7 bis 8 Zoll Länge, 5 bis 6 Zoll Breite und 4 bis 5 Zoll Höhe; die Hinterseite steht einige Zoll über und ist oben mit zwei Löchern zum Aufhängen versehen, Fig. 2. Fast lieber nehmen beide Vogelarten diese Kästchen an, wenn auch noch eine Seite offen bleibt, die dann gleichfalls die niedrige Rankleiste erhält. Fig. 1. Man befestigt diese Kästchen unter einem Dache, wenn es nicht zu hoch ist, oder an einer Mauer in eine Höhe von 10 bis 20 Fuß, am liebsten auf der Ost- oder Südseite des Gebäudes, oder in etwa gleicher Höhe dicht an einem starken Baumstamme, wohin freilich nur die Fliegenschnäpper gehen.

Die andere Art Nistkästchen, für Staaren (Spechte, Wiedehopfe, Wendehälse) Meisen, Gartenrothschwänze u. s. w. bestimmt, ist von unter sich gleicher Construktion, aber verschiedener Größe.

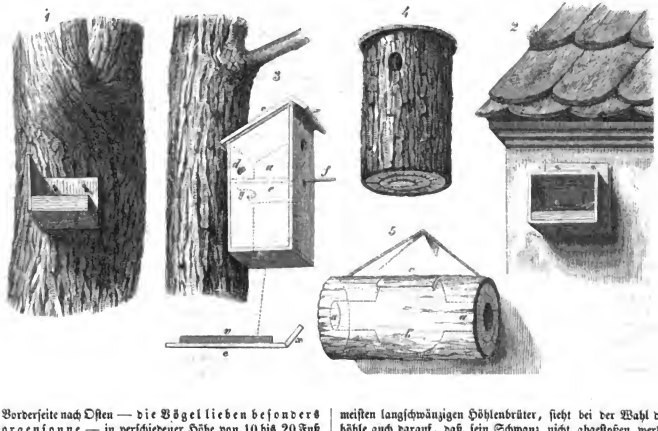
Digitized by Google

Die kleine Zeichnung Fig. 3 wird leicht alles verständlichen: a sind die Seitenflächen, oben abgeschrägt, 9 bis 10 Zoll hoch, 4 bis 5 Zoll breit; von gleicher Höhe und Breite ist die Vorderseite b; die Hinterseite, die bei d ein Loch zum Anhängen an einen Stift oder Nagel hat, ist gegen 2 Zoll niedriger. Der Deckel c, mit einem zollbreiten Vordache, x, und einem Falze, v, ist zum Abnehmen, wenn man will. In der Mitte der Vorderseite, ungefähr 3 Zoll von oben, ist das kreisrunde, 12 bis 15 Linien im Durchmesser haltende Eingangsloch gebohrt, das bei verschiedenen Kästchen innerhalb dieser Durchmessermaße variiren mag, sogar von 11 bis 16 Linien bei der angegebenen Größe der Kästchen. Einige Zoll darunter kann man noch ein Sprungholz, f, anbringen. Will man außerdem noch einen Zwischenboden, e, einlegen, der hinten einen zwei Zoll großen Ausschnitt, g, haben muß, und das darunter gebaute Nest gegen Katzen u. s. w. schützen soll, so mag man's thun; ich habe indeß gefunden, daß die Vögel oft auf diesen Zwischenboden das Nest anlegen, diesen also überflüssig machen. Man hängt diese Kästchen womöglich an einen stärkern Stamm des Baumes, ähnlichen Instruments aushöhlt, das Eingangsloch bohrt und dann beide Hälften mit Drahtstiften wieder zusammennagelt. Die untere Oeffnung schließt man mit einem Stück Holz, die obere mit einem über ein Brettchen genagelten Stück Baumrinde (Berke) Fig. 4.

Daß übrigens diese „natürlichen" Brutthöhlen lieber angenommen würden, als die sogenannten „künstlichen", habe ich wenigstens nicht beobachtet. Immerhin mag man es indeß mit beiden versuchen.

Einer besondern Art Nistkästchen für einige in der Gefangenschaft nistende ausländische Vögel muß ich indeß noch erwähnen.

Mancher der sich dafür interessirenden freundlichen Leser ist vielleicht im Besitz eines Pärchens des reizenden neuholländischen Wellen-Papageys, Melopsitacus undulatus, und hat sich wohl darüber gewundert, daß dasselbe trotz großem und hellem Käfig und Nestmaterial nicht hat brüten wollen. Aber dieser liebenswürdige, sanfte und schöne Vogel ist eben auch, wie fast alle Papageyen, ein „Höhlenbrüter", und solche verlangen eine ihnen zusagende Höhlung für ihre Nestanlage. Unser Vogel nun, wie die



mit der Vorderseite nach Osten — die Vögel lieben besonders die Morgensonne — in verschiedener Höhe von 10 bis 20 Fuß und darüber. Ein stammfarbiger, matter Oelfarben-Anstrich schützt die Kästchen und gibt ihnen ein natürlicheres Aussehen.

Die Kästchen für größere Vögel, Staare, Wiedehopfe, Spechte — die letztern werden nur in größeren Gärten und da, wo sie sich überhaupt aufhalten und sonst keine passenden Nistplätze finden, die Kästchen annehmen — sind im Verhältniß zur Körpergröße von größeren Dimensionen. Man lasse auch hier solche von verschiedener Größe: Höhe der Vorderseite 12 bis 15 Zoll, Grundfläche (im Lichten) 6, 7 und 8 Zoll, Durchmesser des Einganges $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll — die gesammten Maße sind rheinisch — anfertigen, damit die Vögel, die oft eigensinnig und wählerisch sind, auch eine Auswahl haben.

Anstatt dieser „künstlichen" Kästchen kann man auch „natürliche" anwenden: ausgehöhlte Baumaststücke von verschiedener Stärke und Höhe, nach Verhältniß der oben angegebenen Maße. Man kann sie sich leicht selber anfertigen, indem man das Aststück der Länge nach in zwei Hälften spaltet, diese mittelst eines Rundmeißels oder meisten langschwänzigen Höhlenbrüter, sieht bei der Wahl der Nisthöhle auch darauf, daß sein Schwanz nicht abgestoßen werde, und sucht in der Freiheit nur solche Höhlen aus, die weit genug sind oder noch einen Ausgang haben. Bietet man ihnen eine solche, so kann man sicher sein, daß die lieblichen Vögelchen, bei passender Nahrung, Temperatur ꝛc. bald Anstalt zum Nisten machen, und im Käfige Junge erziehen, wie das mehrfach bereits in England, Frankreich, Italien und Deutschland geschehen. Fig. 5. zeigt eine solche, waagerecht zu befestigende Brüthöhle mit Aus- und Eingang, a, erweitertem Nestraum, b, und abnehmbarem Deckel, c, was alles nach dem Vorhergehenden keiner weitern Beschreibung bedarf; selbstverständlich müssen Röhren und Nestkessel dem Vogel vollen Raum bieten. Einige Sägespäne, in den Nestkessel gestreut, dienen den Eiern als Unterlage, da die Papageyen anderweite Neststoffe nicht verwenden.

Dem weiter hierauf Bezüglichen öffnet das gastliche Daheim vielleicht später einmal seine Spalten zu einem Artikel über Acclimatisation der Vögel.

Digitized by Google

Ein Churfürstlicher Besuch gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Mitgetheilt von Victor von Strauß.

(Schluß.)

Darnach so mußten meine Frau Ehelieb̃ste und die Mägdlein auf S. Churf. Gn. Gemach sieben zierliche Weihnachtsbäume aufschmücken mit Wachslichtlein, Aepfeln und Bändern, auch Goldflittern, welche waren für die fünf vom Adel, so bei S. Churf. Gn. geblieben, dazu für die beiden Junker von Rüthe. Ehbevor aber S. Churf. Gn. daselbst zurichteten, ließen Sie sich in meiner Frau Ehelieb̃sten Gemach tragen, allwo auch ein Christkindlein brennete, und des Herrn Bruders Richten Etliches bescheret ward nach Hauses Brauch. Es hatten aber S. Churf. Gn. hinzugefüget etliche Stück brabanter Seiden, kostbar von Art, dazu güldene Spänglein mit edelen Steinen, und sagten, das solle schier bereitet werden zu Hochzeitkleidern für die Jungfräulein, maßen sie des fröhlichen Tages balde sollten genießen, denn es sich wol zieme für ein christlich Haus, der heiligen Kirchen Brauch nachzugehn, welche auch gar bald nach dem Christfest leje die Hochzeit zu Cana; worüber die Mägdlein nicht wenig roth wurden. Meiner Frau Ehelieb̃sten verehreten S. Churf. Gn. ein schön Stück gerifenen Sammet und mir ein trefflich spanisch Mäntelein, dazu eine güldene Ehrenkette, daran eine große Münzen hänget mit Churf. Gn. Bildniß. Nachdem wir uns für alle die Fürstliche Verehrungen gar ziemlich bedanket, forderten S. Churf. Gn. mich und die beeden Mägdlein allein auf Ihr Gemach, daß wir sollten die Bescheerung der Edelleute Ihres Geleits zurichten, welches auch in Beisein S. Churf. Gn. geschah. Es half aber der Narr dabei, nicht ohne manchen artlichen Schimpf. Es waren aber hinter den Bäumlein unsrer Junker ein paar Leinwand gespannet von der Decken herab, und sagten, als die Lichtlein alle brenneten, S. Churf. Gn.: „Darnach es sich nicht wol fügen will, daß ehrbare Jungfrauen sichtlich da stehen, so ich meinen Edelleuten bescheeren thu, als wollen die beeden Jungfräulein, bis solches geschehen, hinter die Leilachen treten.“ Worüber bei mir lachete, jedennoch nichts vermerken ließ, sondern S. Churf. Gn. Meinung ernsthaft beitrat, die Mägdlein hein Händen nahm, hinter die zwo Leinwand führete, da Still stehn hieß und wieder hervor kam. Hatte aber, wie wirs zuvor beredet, die Gertrud gestellt hinter das Bäumlein des Junker Hans, und die Marie hinter des Junkern Engelbert seins. Da sprachen S. Churf. Gn. zum Narren: „Nun eil, Kunze, hol uns die Edelleut herein, daß wirs alles vollenden, ehe denn die Lichtlein abbrennen, und heiß auch die werthe Hausfrauen mitkommen.“ Und da der Narr gethan, wie ihm geheißen, kamen die Edelleut herein, darunter die zween Junker, neigeten sich ehrbarlich, und führte der Narr Jeden zu seinem Bäumlein und Tischlein, that dazu auch einen lustigen Spruch zu Jedermanns Ergötzen. Es war aber meine Frau Ehelieb̃ste nicht mit hereinkommen, welches mich etlichermaßen verdroß, sintemal es S. Churf. Gn. ausgedrückten Willen nicht gemäß war, und fürchtete ein Unwetter. Dieselben merketens aber nicht sogleich. Als nun der Narr die zween Junker von Rüthe einen jeden an sein Bäumlein bracht, schwang er sein Kolben, fing seinen Spruch an und sagte:

Nu merk auf, edle Herrn und Frauw,
Was ihr allhie soll Wunders schaun!
Denn sintemal der heilige Christ
Zur Hochzeit Kanä kommen ist,
Thät er uns freier Weis bekannt,
Wie wol ihm g'fall der Ehestand.
Drum wolln auch sein Churfürstlich Gnaden
Die zween Junker zur Hochzeit laden,
Da mit zwe ehrlen Jungfrauleen
Sie selbst die Brautgam sollen seyn.
Weil aber Christen Brauch nicht ist,
Hochzeit halten am heilgen Christ,
Will mans drut auch so weit nicht treiben
Und soll als heim Verlöbnis bleiben.
Ob Ihrs nun trag thut und nicht gern,
Ihs doch Befehl von Eurem Herrn,
Nach Herrn Gedot thut jeder Ritter,
Obs ihm auch saur schmeckt oder bitter.
So thut dieß schwer Stück Arbeit nun,
Das Euch Eur Churfürst heißet thun.
Und halt alleit hoch, lieb und werth,
Was Euch Sein Gnad zum Christ bescheert.

Zoge damit der Narr eine Schnur, daß die Leilachen zurückfuhren, und stunden dahinter die Mägdlein ganz schwitzern und als mit Blut begossen. Der Narr aber sagt weiter:

Wolauf, Herrn Junker! Tapfer drein!
Ich denk, es soll Eur Tod nicht syn;
Und wärs, so streitt ein guter Held,
Wohin sein Feldhauptmann ihn stellt.
Herr Hans, geht Jungfraun Gertrud an,
Küßt und umfaht sie als ein Mann!
Als drauf, Herr Engelbert! Und die
Umfaht und küßt Eur Braut Marie!
So geschieht Eures Fürsten Will.
Nun, schön Jungfräulein, haltet still!

Dabei gab der lustige Narr einem Jeden einen Ruck in die Schultern nach den Mägdlein zu, und war es allen Gegenwärtigen eine große Ergötzlichkeit zu sehen, wie die Mägdlein die Farben wandelten und hin und her ruckten, als wollten sie in den Boden sinken, die beiden Junker aber zaudernd und zage stunten und bald auf die Mägdlein sahen, bald auf S. Churf. Gnaden. Welchen aber Säumens und Harrens gar bald zu viel ward, also daß Sie auf Ihrem Armstuhl vor Ungeduld hin und her rucketen und unwirsch heraussahen: „Bey Leib und Blut, Ihr Junker! schämt Ihr Euch nicht, daß Ihr auf solch preißliche Gestattung vor den holdseligen Jungfrauen stehet als die Katz vorm heißen Brei? Hätt Euer Vater seliger also Euch sehen zappeln von einem Bein aufs ander, wie die scheuen Roß vor der Brücken, ich wähn, er würd Euch mit einer guten Maulschellen Eurer Pflicht gemahnt haben, und wandelt mich schier die Lust an, Vaters Stelle an Euch zu vertreten. Sollts mir nicht unleidlich seyn, junge Leut um mich zu haben, die so faul, kalt und strohern, sich gleich als eine Vogelscheuch in Wicken drehn, so man ihnen die schönesten Jungfrauen im Kanz zu Brünten verlobet und sie selbige umfahen und küssen heißt?“ — Auf welche heftige Rede meine Junker sich ein Herz fasseten und gehorsamlich thaten, wie S. Churf. Gn. befohlen, also daß ein Jeglicher sein zugewiesen Bräutlein umfing und küsset, wiewol in solcher Weis, als wären die Mägdlein ein Stück glühent Eisen, drau man sich kunnt das Maul verbrennen, so denn auch die Mägdlein tötten, als gelts zur Pönitenz gehn, und ließen ihnen die Zähren über die Backen laufen. Da ich aber wahrnahm, daß S. Churf. Gn. abermal darüber ergrimmeten, sich schüttelten, hin und her rucketen, sahen finster drein und wollten losfahren, als legte mich ins Mittel und sagte: „Gnädigster Herr Churfürst, ich wähn, es sey der Liebhabenten Art und Natur, daß sie nicht wollen noch mögen vor den Leuten thun, darnach sie doch eine unmäßige Begier treibt, und meine, was den Pärlein vor der weggezogen Leinwand so hart antommt, wärd ihnen hinter derselben abgangen seyn wie der Katz das Mausen.“ Worüber S. Churf. Gn. lacheten und durch solche Fröhlichkeit wieder versöhnet wurden, wie Sie denn leicht beweglichen Herzens sind, und sagten: „Da sollt Ihr Recht haben, mein werther Hauswirth; wiewol ich meine, ich und Ihr hätten zu unsern Zeiten lustiger zugriffen, so uns solchs wäre geboten; weiß auch nicht, was wir heut noch thäten, unsern Jahren zu trutz, und sollt mich gar nicht reuen, könnt ich an eins der Junker Stelle treten. Mags aber wol leiden, so junge Leut gegen einander etlichermaßen blöde und nicht so unverschamt und frei sind, dann sich damit ein lauterer Wandel anzeigen thut. Wolan nun, mein Ritter, bringt uns die beiden Pärlein, daß wir sie ordentlicher Maßen verleben!“ — Worauf die jungen Leute schier beherde zu S. Churf. Gn. führete, als welche einem Jeden von ihnen ein gülden Ringlein an die Finger steckten und dabei sprachen: „Also sollt Ihr wissen: beringt, beringt! und könnt nun nicht mehr von einander, je Ihr ehrbare Junggesellen und Jungfrauen seyd. So sollt Ihr auch wissen, sintemal Medicus und Feldscheer sprechen, daß wir vor heiligem Dreikönigsfest doch nicht würden heimreiten können, auch der Jungfräulein Ausstattung, als der Vater sagt, allbereit zugerichtet in Schreinen und Läden lieget, als soll die Hochzeit Beider ausgerichtet werden auf den Tag vor dem ersten Sonntag nach Epiphanien, so in der Kirchen geprediget wird von der Hochzeit zu Kana, und wollen wir bis über solchen Tag hinaus hier ver-

Digitized by Google

weilen und unsre gänzliche Heilung abwarten, auf daß wir der Hochzeit beiwohnen.

Inmittelst meine Frau Eheliebste hereingetreten, solchs alles gehört, große Augen gemacht und den Kopf geschüttelt; welches, als S. Churf. Gn. gewahreten, riefen sie: „Potz Leib und Blut, hätt unsre edle Hausfrau uns nicht lassen warten, bis die Lichtlein schier herabgebrannt, so hätt sie mägen Zeugin seyn, wie sie zu Ihren zwo Töchtern noch zween Söhne kriegt hat, hätt auch mögen zu rechter Zeit Einspruch thun, maßen es anjetzo zu spät." Worauf meine Frau Eheliebste sprach: „Wann solchs also der Junker und der Mägdlein eigner Will und Wahl, dazu Ew. Churf. Gn. Wolgefallen, so will ich nicht dreinreden, hätts aber nicht so gedacht. Weil ichs aber seh mit meinen Augen, nicht weniger, daß es meines Herrn und Gemahls Meinung ist, so will den Junkern, welche mir so lieb seyn als eigene Söhne, meinen mütterlichen Segen geben, dazu Gottes Gnad und alls Gute wünschen, als eine Mutter aufs beste kann." Und traten ihr die Zähren in die Augen, ohn Zweifel bedenkende, daß sie so bald sollt die lieben Mägdlein weggeben, welches auch mir gar beweglich war, allermaßen uns auch zur Hochzeit fehlen sollt unser lieber Sohn, als welcher in Holland bei den Generalstaaten zu Kriegsdienst weit weg war und noch ist, wie dem Herrn Bruder nicht unwissend. Es traten aber herzu alle, die darwaren, wünschten den jungen Pärlein viel Glück, Freud und langes Leben, lobeten S. Churf. Gn. seltsame und lustige Weis, den Junkern zu bescheeren, und bedanketen sich für was Sie ihnen zum heiligen Christ verehret. Da aber die Brautleut noch immer versonnen und gleich als betäubt stunden, riefen S. Churf. Gn. dem Narrn und sprachen: „Kunze, mein Junge, hast du nicht ein Liedlein oder zwei, die beginnende Unlust in Lust zu verkehren?" Da thät der Narr einen Affensprung vor den jungen Leuten und sung:

Wolauf ihr Narren all mit mir,
Nicht lacht der langen Ohren!
Wollt Gott, ich wär ein Narr allein,
Der ist noch mehr geboren;
Und hätt ich aller Wünsch Gewalt,
So wüßt ich, was ich wünschen sollt
Nach eines Narren Sinne.

Und sprach: „Es möcht nicht weit seyn, was ich wünschen wollt, und wärs nicht rothes Gold, so wärs ein Mündlein roth, da küßt ich mich zu Tod. Dünkt mich aber schier, solch ein Narr sey ich allerme hier, denn ich schau ihrer vier, sinds in andrer Manier." Und sung abermal:

Mein Herz hat sich gesellet
Zu einem Blümlein fein,
Das mir wol gefället,
Durch Lieb so leid ich Pein.
Ho, he! Warum solt ich trauren
Nu rühret mich der Mai;
Schlag, schlag, schlag auf mit Freuden!
Mein Trauren ist entzwei.

Welchs Liedlein er so seltsam sung, daß Jedermann mußte lachen und auch die Brautleut so ernsthaft nicht konnten bleiben. Wandte sich drauf zu S. Churf. Gn. und sprach: „Sagt mir doch, Gevatter, ist denn der heilige Christ nicht auch für die Narren kommen?" Worauf S. Churf. Gn.: „Ja, mein Kunze, erst recht für die Narren, denn er von den Weisen und Klugen dieser Welt nicht wollt wissen." Da sagte der Narr: „So wundert mich schier, Gevatter, daß er seinen Sinn hat also gewandelt, sintemal er heute allein die Weisen und Klugen bedacht, des Narren aber schier vergessen." Worauf hinwieder S. Churf. Gn.: „Sollts so nun nicht Ruthenstreiche haben, Gesell, daß du solchs dem heiligen Christ und mir zutraust? Da hast du eine neue Kappen, welcher Du sollt Ehre machen! Greif aber zuvor in den Grund, ehe Du sie aufsetzest." Zoge dabei eine neue bunte Schellenkappen mit langen Ohren aus den Taschen und gab sie dem Narren, welcher, als er hineingriff, holete etliche blanke Dublonen heraus, steckte sie vergnügt ein, bedankete sich in Narren Weis, und ließ darnach sein alte und seine neue Kappen ein gar kurzweilig Kampfgespräch führen, uns allen zu vielem Ergötzen.

Darnach so saubten S. Churf. Gn. alle andern hinweg und ließen sich in ein ander Gemach tragen, allwo mit Ihnen allein zu Nacht speisen mußte und leereten wir dabei noch etliche gute Becher. Es sprachen aber S. Churf. Gn. viel Gutes von meinen beiden Junkern, gelobten auch, so sie ferners würden sich treu, redlich und tapfer halten, ihnen Ehren und alles Gute nicht mangeln zu lassen. Darnach so erzähleten Sie als ein sonderbarer Liebhaber der Sternekunst viel von Ihrem Hof-Astrologo, Dr. Schürlin, und meineten, ein weiser Mann solle sich nichts unternehmen, ohne denn zuvor die Sterne befraget zu haben, ob Zeit und Stunde glückeverheißend oder bedrohlich sey, wie es Sie denn noch immer gereuet, so Sie der Constellationi und dem Rathe der Philosophorum nicht gefolget. Hätten auch zu diesem Jagdzuge die Sterne befragen lassen, wo Ihnen dann wäre zur Antwort geben, Sie würden auf St. Thomas Tag eine Fährlichkeit außzustehn haben, doch mit dem Leben davonkommen, als auch eingetroffen, darnach aber könnten Sie leichtlich allerhand Verkehrtes thun und Verwirrung anrichten, würden aber auch fröhliche Leute machen und mit Hochzeiten zu thun kriegen. Sintemal nun auch dieß in Außsicht, wollen Sie desto mehr Berstands und Fürsicht gebrauchen, um sich vor Verkehr- und Verwirrung zu hüten, maßen gleich nach dem Fest etliche Ihrer Churf. Gn. Räthe sollten herauskommen, mit denen Sie hohe und weltläuftige Sachen zu bedenken. Sie wollten auch, ich sollt Ihnen Tag und Stunde meiner Geburt aufschreiben, so wollten Sie mir meine Nativitatet aufstellen lassen, worauf aber sagte: „Gnädiger Herr Churfürst! Wann es gleich hoch zu loben, daß ein so großer Fürst aller Wissenschaft und Kunst brauchet, um nicht fehlzugehn oder in Unfall zu gerathen, so ersehe doch, daß Ew. Churf. Gn. zum Ersten dennoch eignen Verstands und Fürsicht noth haben, das Andre aber nicht meiden konnten, wiewol Sie es zuvor gewußt. Also bedünkt michs einen schlichten Ritter genug seyn, daß er allzeit Verstands und Fürsicht weislich gebrauche, als ich denn auch zu thun nicht ohne Frucht mich fleißige, Unfalls aber und Glücks von Gott zu gewarten, der Beides schickt. Hätt aber der allmächtige Gott gewollt, daß wir das Zukünftige sollten zuvor wissen, so würd ers uns ohn Zweifel so wol zu wissen thun, als er Störchen und Schwalben anzeigt, wann der Winter kommt; gleichwie uns auch wol kund, daß so wir Sünd und Unrecht begehn, alzeit die Strafe zukünftig, so wir aber seinen Willen thun, auch der Lohn nicht ausbleibt. Worau mir will für dieß Leben, welches nicht mehr wird lang seyn, begnügen lassen." Da lobten S. Churf. Gn. meine Antwort, wollten aber, ich solle die hohe Wissenschaft nicht verachten; denn, sprachen Sie, hätte mir mein Astrologus nicht die dräuende Fährlichkeit vorangezeigt, so würde wol Medicum und Feldscheer am warmen Ofen haben sitzen lassen, als welche zur Heilung verwundter Eber und Hirsche mir im Walde nicht Noth waren. Als sie aber nun gleich zur Stellen, so zeiget sich klärlich, daß solches zum Segen war und die Astrologia keine verbotene fürwitzige Kunst. Da sagt ich: „Welches auch nicht meine Meinung, ansonst sie Ew. Churf. Gn. nicht würden treiben noch beschützen." Also redten wir, bis die Aerzte kamen, S. Churf. Gn. Bein zu verbinden, worauf Ihnen eine gute Nacht wünschete und zu den Andern in den Saal ging. Die beiden Junker von Rüthe waren aber nicht daselbst, maßen sie mit ihren Bräutlein bei meiner Frau Eheliebsten saßen. Da aber noch Durst verspürete, auch mir die andern guten Gesellen wegen der Verlöbnisse hart zusetzeten, so ward mit ihnen noch mancher gute Trunk gethan und weiß wiederum nicht, wie ich hin in mein Bett kommen.

Andern Morgens, als am h. Christtage, gingen wir alle im nächsten Dorf zur Kirche, wohin auch S. Churf Gn. als ein gar andächtiger Herr, Abmahnens unerachtet, sich hatten tragen lassen und dem Gottesdienste mit großer Andacht beiwohneten, auch nach dem Schluß den Priester kommen ließen und ernstlich ausschalten, daß er in seiner Predig Ihrem Beispyn zu viel Ehre gethan, so doch an solchem Platz die Ehre Gott alleine gebühre, sonderlich an einem so gnadenreichen Tage. Schicketen aber doch dem ganz betretenen Priester darnach etliche Maaß Wein ins Haus, auf daß er des gehabten Schreckens sollt vergessen. Als wir aber über den harten Frost S. Churf. Gn. wiederum heimgeleitet, hörete mit vieler Verwunderung, wie daß meine Frau Eheliebste sich bei denselben gleich als heimlich eine besondere Audienz erbat, und hießen auch S. Churf. Gn. sie alsbald mit hinaufkommen. Welchs auch geschah. Da sie aber zurückkommen, schickete sie die zwei Brautpaare zu S. Churf. Gn., lachet und sprach zu mir: „O Jürgen, Jürgen! was vor Noth würdet Ihr Männer in der Welt anrichten, so wir Weiber nicht wären." Worauf mich bedachte, was geschehen sein möcht, es aber nicht ausfinden konnt, auch meinete, es werde wol kein groß Ding

Digitized by Google

seyn, maßen sie dazu lachete, und fragete, was mir denn beikommen. Meine Frau Ehelieblte aber wiederum gelachet, mich angesehn, den Finger gegen mich geschüttelt und gesagt: „Jürgen, Jürgen! Aber dieweil mirs von S. Churf. Gn. ist verboten worden, darf ich nichts sagen, und wird die Stund kommen, da du dich schier verwundern sollt über dich selbs." Da sagt ich: „Um des Verbots willen so frage ich nicht weiter und ist mir genug, daß du dazu lachest, sintemal es dann weder ein Unglück weder eine Schmach seyn darf." Ging also davon und ließ ruhen, hatt auch kein Arg, was es seyn möcht.

Als aber die Festtage vergangen, daran wir fleißig die Kirchen besucht, hernach auch sehr fröhlich gewesen, famen benebst andern Edelleuten S. Churf. Gn. Räthe und Geheimschreiber und ward unser Haus wiederum sehr voll, also daß sich Jedermann gar enge mußt behelfen und das Volk und die Rosse alle mußten auf den Dörfern liegen. Weil nun S. Churf. Gn. viel arbeiteten und mein und andrer Edelleut nicht bedurften, als zogen wir jeglichen Tag zur Jagd hinaus, sintemal es ziemliches Jagdwetter, erlegeten auch genugsam Wildprets aller Art, also daß uns nicht hätte gemangelt, ob auch nicht allezeit Verrath genug auf S. Churf. Gn. Geheiß wäre herbeigeführet worden; und verdroß mich nur, daß ich mich in meinen Forsten einer fröhlichen Sanjagd allerdinge entschlagen mußte. Meine Frau Ehelieblte und die Mägdlein aber hatten gar viel zu schneiden und zu nähen und zu bereiten, auf daß zu Samstag nach heiligen Dreikönige die Hochzeit wol könnte ausgerichtet werden, derohalben ich sie auch wenig habe; wo hergegen meine Junker von Räthe von Jagd deromalen nicht viel wollten wissen und des meisten Theils Zeit bei den Weibern verbrachten, weiß nicht, ob zu sonderbarer der Arbeit Förderniß. Inmittelst aber unser durchleuchtiger Herr allgemach genas, also daß wir durften der Hoffnung sein, er werde am benannten Samstage auf seinem Rosse allbereits mit zur Kirchen können reiten. Auch hörten wir S. Churf. Gn. zum Oestern mit Ihren Räthen von weitem harte schelten und toben, so denn fährliche und kestbare Sachen Kanf. Majestät und gesammten Reichs in Lüften schwebeten, darzu etlicher Städt und Landschaften Unruh im eigenen Land, welches alles doch bedenklich und S. Churf. Gn. vielen Unmuth schaffete, sonderlich aber der Unterthanen Aufstand, und sagten S. Churf. Gn. eins Abends zu mir — wir saßen aber mit Etlichen am Wein und war am Festtage der heiligen drei Könige, daran S. Churf. Gn. auch die Kirchen besuchet, von aller Arbeit, als einem Christen ziemet, geruhet, herzegezen der Bauren Aufzug, welche als die drei Könige verkleidet ankommen, auch Spruch gesagt und Liedlein gesungen, mit vielem Ergötzen angesehen, gnädig angeredt, auch wol beschencket; sagten demnach am Abende zu mir beim Wein: „Mein lieber Ritter, es sind der viel die mich neiden, dieweil ich Land und Leute, auch ziemlich Gewalt hab, dazu weltlich Pracht und Ehren, Schloß und Roß und was meinem Stand gebühret als des heiligen Römischen Reiches Churfürsten; wollt aber, sie wüßten, wieviel Noth, Sorg und Arbeit, dazu Gewissen und Verantwortung mir mein Stand machet, und ist nicht das Mindest, daß ich täglich soviel Räuber und Diebe, auch Aufrührer und Mörder muß hängen, köpfern, rädern und viertheilen lassen, auf daß meine frommen Unterthanen möchten ein geruhiges und stilles Leben haben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, kommt auch noch Zank und Zwietracht, Krieg und Kriegesnoth dazu, und alles schreiet mich an; wollet auch Ihr Ritterschaft und Stände Euren eigenen Kopf haben und machet mir viel Noth und Beschwer. Ich mein', wer das alles bedächt, der sollte Reides wol ablassen. Käm aber daher ein weiser Mann, der weder Fürst weder Unterthan wär, müßt aber wählen Eins zu werden; so er nun beides vollkömmlich kennete, sorg ich sehr, er würde meinen Churhut wol ungefordert lassen, denn es leichter und seliger ist Unterthan zu seyn, als Oberkeit." Also sprach der edele Fürst und machet mir solches viel Gedanken. Es waren auch in den Tagen viele reitende Boten und Läufer ab und zu gangen, also daß man wol gespüret, daß hohe und gefährliche Dinge umgingen.

Am Freitag aber nach h. Dreikönigen schicketen S. Churf. Gn. Ihre Räthe und Ihres Gefolgs einen Theil nach Ihrer Residenz voraus, maßen Sie am Montage darauf nachfolgen wollten, welches auch Medicus und Felbscheer nicht widerreden; und war uns solches hoch vonnöthen, sintemal selbigen Freitags etliche Edelfrauen, auch Jungfräulein, meinen Mägdlein zum ehrlichen Brautgeleit, angeritten kamen, welche Gemaches bedursten, so ihnen nu konnte zugerichtet werden. Es kamen aber die Edelleut, meine guten Freund und Nachbarn erst Samstags in der Früh. War aber ein linder heller Frost. Und als alles wol vorbereitet, jeglicher auch aufs beste geschmücket, wie denn mich selbsten mit dem neuen spanischen Mäntelein und der güldenen Ehrenketten gezieret, die frischen Bräutlein aber in ihren fertigen Seidenkleidern und Spänglein als ein paar Engelein anzusehen; als stiegen wir allesammt zu Rosse und ritte der leutselige Herr zwischen den zwo Bräutlein, etliche Edelknecht und Ritter voraus, hernach aber die beiden Junker von Räthe, trefflich angethan, und war ein großer, stattlicher, auch ehrbarer Zug. In der Kirche aber waren im Mittelraum für S. Churf. Gn., auch für uns und die Gäste Stühle und Bänke gesetzet, und saß meine Frau Ehelieblte zu S. Churf. Gn. Rechten, ich aber zur Linken. S. Churf. Gn. aber und meine Frau Ehelieblte schaueten mich zu öfteren Malen gar aufgeräumt und seltsam an, also daß ich nicht wußte, was sie au mir hatten. Da nun der Priester vorm Altar stunde und hatte schon Etliches gerebt, und die beiden Pärlein stunden gar geschmuckt allbereit vor ihm, da schauete von Ohngefähr auf, sahe die Mägdlein an und erschrak, daß michs zusammennickel, dieweil ich sah beim Junker Hans stehen meine Tochter Marie und beim Junker Engelbert meine Tochter Gertrud, vermeinet, es hätten die beiden Junker vor hitzigem Eifer, zum Priester hinzutreten, die Mägdelein verwechselt ohn daß sies vermerket, dünkete mich solchs gar ungeschickt Ding, stund auf, fiel dem Priester in die Red und rief: „Mein Pfarrherr, mein Pfarrherr, was machet Ihr? Haltet ein, daß Ihr nicht die unrechten Brautleut zusammenfüget!" Worauf in der Kirchen ein groß Rumor entstund, Etliche lachten, Einer sprach dies, der Ander das, der Priester innehielt und mich ansahe, jedennoch die beiden Pärlein sich nicht rückten noch rühreten, S. Churf. Gn. aber mich beim Mäntelein griffen, auf den Stuhl niederzogen, und kaum das Lachen verbeißend, zu mir sprachen: „Machts nicht schlimmer, mein lieber Ritter, denn Ihrd allbereits gethan und uns selbsten irregeführt am h. Christabend. Denn nicht also stund der beiden Junker, auch der Jungfräulein Sinn, wie Ihrs uns dazumal berichtet, sondern solchergestalt, als sie nunmehr beisammen stehn; welchs auch die jungen Leut noch selbigen Abends Eurer werthen Hausfrauen offenbaret. Solchs hat sie uns am h. Christtag nach dem Kirchgang heimlich kundgethan, worauf wir allsofort der Liebhabenden Leide getröstet. Euch zur Straf aber, dieweil Ihr nicht besser der Leutlein Sinn erkundet, haben wir solchs Euch anzuzeigen, gespart auf diese Stunde. Nun haltet Euch still, und laßt den Priester fort machen!" Worüber mich eines Theils schämt, eines Theils lachen mußt, also daß die Beweginß in meinem Inneren gar vermindert ward, aber stets blieb und stille schwieg. S. Churf. Gn. aber, nachdem Sie zu mir gesprochen, stunden auf, wandten sich um, schaueten gar ernstlich die Gegenwärtigen an und erhuben die Hand; da ward es ganz stille und regete sich keiner mehr. Kehreten sich drauf zu dem Priester und sprachen mit lauter Stimme: „Fahret fort, mein würdiger Pfarrherr! Es war nur ein Irrthum von dem werthen Ritter." Ging also die Trauung weiter vor sich, und ward Junker Hans von Räthe getrauet mit der Marie, die Gertrud aber mit Junker Engelberten, lief nun auch alles ab in allen Ehren und Würden. Und als wir vor der Kirchen wieder zu Roß gestiegen, ritte jeder der beiden Junker neben seiner angetrauten Jungfrau, ich aber mußt neben S. Churf. Gn. reiten und lachten Dieselben viel über den guten Schwant und Streich, so Sie mir gespielet; und dieweil doch alles ein so gut Ende genommen und besser, denn ichs vor meinen Irrthum verdienet, als lachete von Herzen mit. Es sprachen aber auch S. Churf. Gn. also: „Nu seht Ihr, mein guter Ritter, daß Ihr nicht sollt Astrologiam verachten, denn Dr. Schürlin mir wol zuvorgesagt, daß ich würd um jene Zeit in Verkehrtheit gerathen und Verwirrung anrichten, als auch sattsam geschehen. Freut mich nur, daß solchs nicht sich in hohen Sachen und Weltshändeln zugetragen. Dünkt mich aber, es müßten Eure Aspecten darin noch bedenklicher gestanden haben, denn die meinigen, maßen es ein gut Stück länger gewähret. Daß Ihr aber gemeinet, ohn des Himmels Zeichen allein zu vertrauen Eurem Verstand und Fürsicht, zeiget sich nun, daß solchs allein ein gar breblich Rohrstäblein, wieweil wir nicht genug können Gott danken, daß er uns solche Lehr geben hat lustiger Weis und nicht trauriger Weis, maßen sie uns das meiste Theil also ertheilet wird, daß nicht viel zu lachen dabei. Ihr sollt aber auch Eurer werthen Hausfrauen danken, welche ist ein gar verständig Weib, auch von scharfen und klugen

Digitized by Google

Sinnen, daß sie Euch so bald ist vorkommen und Euern verworrenen Werg glatt gesponnen." Da tritt ich etliche Schritt in Gedanken, mußt dann aber laut lachen, stimmal mir in Sinn kam das blöd verdrückt Wesen der beiden Junker, auch der Mägdlein, am h. Christabend, antwortet aber drauf S. Churf. Gn. und sprach: „Es ist mir doch kein ärger Possen gespielt sei vielen Jahren! Was aber Ew. Churf. Gn. sagen von meiner Frau Eheliebsten, so ist nicht allein das wahr, sondern auch noch viel mehr, und mein ich, daß selch ein Weib nicht zu finden sey in Ew. Churf. Gn. ganzen Landen. Soll mir auch nicht wiederum beigehn, etwas zu thun ohn ihren Rath und Beispruch, wie denn ohne dieselbigen auch damals nicht meine Conclusio würde gefaßet haben, wo es mir Ew. Churf. Gn. nicht ausdrücklich verboten."

Ritten also fröhlich heim, und da die zwölfte Stunde schier herannahet, trieben S. Churf. Gn. zum Mittagsmahl, welches denn auch mit viel Pracht und Ehren ward in dem großen Saal abgehalten, und hatten S. Churf. Gn. den jungen Paaren ein stattlich zinnern Tischgeräth und jedem drei silberne Schüsseln in die Eh verehret, davon wir auch zu Ehren S. Churf. Gn. aßen. Dieselben wurden aber auf Ihrem eignen silbernen Tischgeräthe bedienet, und stund hinter Ihrem Stuhl der Narr, machet viel Schwänke, Possen und Kurzweil und erhielt dafür aus S. Churf. Gn. Händen manchen guten Bissen gereicht. Es ward aber tapferlich gegessen und noch mehr getrunken, und hatten S. Churf. Gn. Ihre sonderbare Lust daran, was sich mit den zwein jungen Ehepaaren zugetragen gar kurzweilig zu erzählen. Es währete aber die Hochzeit nur diesen und den nächsten Tag, an welchem, als dem Sonntage, auch alle zur Kirchen gingen, und ging alles gar trefflich und sittiglich zu, ohne daß etliche meiner guten Freund in der Trunkenheit Streit anfingen, wo aber S. Churf. Gn. alsbald dazwischenfuhren und ihnen nicht unsanfter die Köpfe wuschen. Am Montage drauf aber, zeitig am Morgen, machten S. Churf. Gn. Ihren Abschied mit all Ihren Eheleuten, Geleit und Volk, und mußten auch unsre zween Ehdam mit unsern lieben Töchtern von uns scheiden, welches mit vieler Bewegniß geschahe, sowol unser, der Eltern, als der zwo jungen Eheweiber. Ob wir nun wol die Hochzeit nicht so lang, als in einem edelen Hause ziemlich ist, konnten ordentlichermaßen feiern, so ließen sich doch unsre Freund und Nachbarn, nachdem die andern davon geritten, gütlich bewegen, noch vier oder fünf Tage mit uns zu feiren, zu essen, zu trinken und fröhlich zu sein, denn dazu durch Sr. Churf. Gn. Vergunst Vorraths genug an Speisen und sonderlich an Wein herbeigeführet war, angesehn des großen Raums, den S. Churf. Gn. Geleit und Volk in unsern eigenen Vorräthen für den Winter gemachet.

Solchs alles habe dem Herrn Bruder auf sein Anfragen wollen vermelden, und ist, als ich vermeine, schier ein Büchlein worden, allermaßen dieß schon aufm zwölften Blatt schreibe. Ist mir aber, solchs weitläuftig zu erzählen, eine rechte Herzstärkung gewesen, denn es jetzo, nach der Mägdlein Weggang, gar still und einsam im Hause worden, auch die Jagdzeit zu Ende und nichts mehr zu erlegen, denn einmal einen Rehbock, dazu Fischse, auch etwan ein Welf. Von unserm Sohne aber, dem Junker in Holland, haben wir kürzlich Briefe erhalten und geht ihm gut, welchs uns auch von den jungen Weibern aus der Residenzstadt ist gemeldet worden, und sintemal es Gott zu Lob und Dank auch Seiner Frau Schwester, meiner Eheliebsten, gleich als mir, nach Wunsche geht, so habe nichts zu klagen, denn daß die groben Bauern so gar schwerlich zu regieren sind, keine Sauen in meinen Wältern hab, und gegen dem Frühjahre ein Geringes vom Zipperlein spüre. Seine Frau Schwester lässet Ihn grüßen und mahnet mit mir an Sein versprochen Besuch.

Befehle damit den Herrn Bruder unter göttlichen Schutz und Obhut.

Am Familientische.

Als Kaiser Joseph II. im Jahre 1770 zu Prag war, besuchte er auch das dortige englische Fräuleinsstift, um über die, von der großen Kaiserin Maria Theresia dort zur Erziehung unterhaltene, bedeutende Anzahl von Generals- und Offizierstöchtern der Kaiserin Mutter Bericht erstatten zu können. Sobald er das Institut und die versammelten jungen Damen gesehen, ließ er jede derselben vor sich kommen. Nachdem er sie um ihre Namen befragt, sagte er stets: „Erbitten Sie sich eine Gnade." Die meisten baten um weibliche Kost, was denn auch der Kaiser im Namen seiner Mutter versprach, und zugleich die Gesuche in einem ihm vorliegenden Verzeichniß bemerkte. Ein Fräulein erschien jedoch vor ihm und bat um die Erlaubniß: Nonne werden zu dürfen. Der Kaiser sah die schöne Dame betroffen an. „Wollen Sie nicht heirathen?" sagte er. „Nein, Ew. Majestät." „Ich gebe Ihnen einen Offizier, einen Hauptmann, einen General." „Nein und abermal nein," war die Antwort. „Und wenn ich Sie selbst zur Frau nähme?" „Auch dann nicht, Majestät." „Sie können Ihr Noviciat sogleich antreten," sagte Joseph ärgerlich und drehte ihr den Rücken.

B.

Die alten Wärter des Jardin des Plantes zu Paris erzählten eine Anecdote aus den Zeiten der Invasion durch die alliirten Truppen, welche fast ebenso haarsträubend als komisch ist, und deren Wahrheit sie verbürgten. An einem schönen Nachmittage befanden sich unter vielen andern Besuchern der Bärengrube mehrere kurmärkische Landwehrmänner der Besetzungsarmee vor jenem Behältniß. Einer der Krieger neckte die Bären fortwährend dadurch, daß er seine Mütze in die Hand nahm und mit dem Deckel derselben gegen das Gitter schlug, wobei er sich über die Stangen lehnte. Plötzlich fiel zum allgemeinen Jubel die Mütze in den Bärenzwinger. Einer der Pelze lief herbei und beroch sie, da er aber keine Eßwaare fand, ging er brummend wieder hinweg. Der Landwehrmann verließ den Zwinger, und zum Entsetzen aller Letzte er mit einer Gartenleiter wieder, die er trotz der wüthendsten Depeschen in den Zwinger hinabließ. Dann stieg er über das Geländer und auf der Leiter in den Graben hinab. Starr vor Entsetzen sahen alle, Deutsche, Franzosen, Engländer ꝛc. zu. Aber — mochten die Bären verblüfft über den seltenen Besuch oder zu träge sein — genug, der neue Ritter Desorges holte die Mütze, ohne angegriffen worden zu sein, aus der Mitte der Bestien heraus. Als er oben glücklich anlangte, ertönte ein lautes Bravoschreien für den tollkühnen Waghals, in welches namentlich die Franzosen einstimmten. Allen Abmahnern hatte der Soldat immer nur erwidert: „I, wo were ich denn meine Mütze bei di Bester lassen?"

B.

„Der Bien muß"

ist so sehr als politisches Sich- und Spottwort gebraucht und mißbraucht worden, daß man sich kaum mehr seines naiven Ursprungs erinnern würde, wenn uns nicht G. Büchmann in seinem Citatenschatz des deutschen Volkes das Andenken daran aufgefrischt und bewahrt hätte.

In Düsseldorf studirte nämlich in den vierziger Jahren ein russischer Maler. Er liebte sein Rußland über alles, und fand daselbst alles besser, schöner und größer, als anderswo; in einem Gespräche mit dem bekannten Andreas Achenbach sagte einmal die russischen Bienen. Der deutsche Künstler stellte ihm sogleich scheinisch durch die Frage: Wie groß denn in Rußland die Bienenstöcke seien? eine Falle. „Nicht größer, als hier," antwortete der Ausländer. „Aber wie kommen die Bienen da hinein?" fragte Achenbach weiter. Der Russe besann sich nicht lange und antwortete mit drastischer Handbewegung: „Der Bien kann nicht, aber er muß" zum großen Jubel der Anwesenden. Das Wort gab zu launtgen artistischen Darstellungen erst in den „Düsseldorfer Monatsheften," dann in den „Fliegenden Blättern" Anlaß und verbreitete sich so über ganz Deutschland.

F. L.

Zur Notiz.

Wir bitten dringend, verloren gegangene Nummern, ganze Quartale ꝛc. niemals direkt von uns, sondern stets von der Buchhandlung oder dem Postamt zu beziehen, von woher man das Daheim bekommt. Aufträge, einzelne oder mehrere Nummern pr. Nachnahme zu schicken, können wir aus nahcliegenden Gründen durchaus nicht ausführen. Jedes Postamt ist verpflichtet, nicht gelieferte Nummern auf Reklamation nachzuliefern; anderslautende Wünsche werden wir also zu unserm Bedauern stillschweigend unberücksichtigt lassen müssen.

Die Expedition.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Mai 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 32.**

Künstlers Leid und Freud.

Novelle von H. Marcotin.

(Schluß.)

„Ja," erwiederte Ernst, „und darum mußt Du ihr Gatte werden, denn das Glück, das Du ihr geben kannst, — Hermann, ich schwöre Dir bei unsrer Freundschaft, und wenn ich mich auch nicht verloren fühlte, — ich hätte Lia Salomon nie geheirathet, denn ich fühle mich nicht fähig, ihr das Glück zu geben, das sie träumt und verdient! Du vor allen bist dazu erschaffen, Du liebst sie, wie Du lieben kannst . . . zandre nicht, Hermann, eine eitle Generosität soll das Werk einer höheren Hand nicht stören! — Nicht wahr, Du willigst ein?"

Hermann Meyer ließ seinen Kopf auf die Schulter Ernst Arheims sinken . . . er weinte, „Du bist der edelste, der beste der Menschen, Ernst," sagte er, „Lia soll glücklich werden und ich . . . ich . . . o verzeih mir Ernst, wenn ich Dir von meinem Glücke spreche; aber Du weißt wie glücklich ich sein werde!"

Ein Diener trat in diesem Augenblicke herein und meldete, daß Fräulein Salomon so eben das Haus betreten hätte.

„Komm Hermann," sagte Ernst, „wir haben Eile."

Beide traten einige Augenblicke später in Huldas Zimmer, wo das junge Mädchen gerade ihre Freundin bewillkommnete.

„Wünschen Sie mir Glück, meine Herren, und auch Du, Hulda," rief sie, „ich bin ein armes Mädchen! Herr Windberg hat mir ein neues Leben auferlegt, jetzt bin ich frei! — denn ich bin arm!"

„Und Julius, Dein Bräutigam?" rief Hulda besorgt.

„Schon heute morgen habe ich ihm sein Wort zurückgegeben," erwiederte Lia, „ich hab' ihm geschrieben, daß ich unter keiner Bedingung einwilligen würde, meine Armuth an seine Zukunft zu ketten!"

„Und vielleicht in demselben Augenblicke schrieb er diese Zeilen," sagte Ernst, indem er ihr Falks Brief übergab.

Lia las ihn ohne die geringste Bewegung, sie athmete frei auf, als sie ihn beendet!

„Wie viel Dank bin ich dem Herrn Windberg schuldig!" sagte sie.

„Hulda," rief Ernst nach einer kleinen Pause, „ich habe Dir etwas mitzutheilen — eine Bestellung, die mir Papa für Dich zurückgelassen hat — entschuldigen Sie, Fräulein Salomon — wir werden in einem Augenblicke wieder hier sein."

Und er zog seine erstaunte Schwester mit sich fort. Hermann und Lia blieben allein.

All ihr Blut stieg in Lias Wangen, als sie Hermann Meyer auf sich zukommen sah — er setzte sich neben sie aufs Sopha und sah sie an — sie hob ihr Auge zu ihm empor und reichte ihm ihre Hand.

„Ich weiß, was Sie mir sagen wollen, Herr Meyer," sagte sie, „Sie wollen mich daran erinnern, daß ich Sie meinen Freund genannt, und jetzt, wo das, was die Leute Unglück nennen, mich trifft, sind Sie der erste, der mir seine Dienste anbietet — ich danke Ihnen! — und wenn es Ihnen Freude macht, es zu wissen — so setze ich hinzu: ich erwartete Sie auch."

Hermann drückte die ihm dargebotene Hand in der seinen — dann sagte er mit tief bewegter Stimme:

„Ich kenne Ihr ganzes Leben, Lia — alle Ihre Leiden haben ein Echo in meiner Brust gefunden — doch habe ich Ihnen noch nie von meinem Leben, von meinen Leiden gesprochen!"

Lia lächelte sanft . . .

„Der Künstler, der seine Meisterwerke der Welt verbirgt, wie er die Fülle seines Geistes und die Poesie seines Herzens unter der Maske des Sarkasmus verbirgt, braucht der denn sein Leben zu erzählen? Sie müssen die Menschen, welche die Kunst nicht verstehen und würdigen können, verachten — und das, Herr Meyer, ist das größte Elend."

„Fast hätten Sie mich errathen, Lia," meinte Meyer, „fast . . . meine Misanthropie ist schon über das Stadium des Verachtens hinaus — ich bekümmere mich nicht mehr als Künstler um das Publikum — ich werfe seinem materiellen Instinkte scheußliche Larven hin — und nur für mich träume ich — nur für mich allein bin ich Künstler — für die Welt bin ich ein Geschäftsmann, welcher gemeißelten Marmor verkauft."

Digitized by Google

„Fürchten Sie nicht, an die Grenzen der Ungerechtigkeit zu kommen?“ fragte Lia. „Es gibt auch . . .“

„Ja, es gibt ein edles Herz, welches in Ernst Arthelms Busen schlägt, eine Seele voll Poesie und reinem Gefühle — die Ihre, Lia — und ich habe Ihnen beiden die Hand gereicht und habe Sie beide Freunde genannt, — bin ich ungerecht? — ist es meine Schuld, wenn, so weit meine Bitte reichen, ich keinen dritten finde, dem ich diesen theuren Namen zu geben im Stande wäre?“

Lia schwieg. — „Und Ihr künstlerischer Ruhm,“ sagte sie endlich, „jener Ruhm, der höchste, der reinste, der niemanden eine Thräne kostet und so viele beglückt?“

Die Stimme Hermanns zitterte merklich, als er sagte: „Ich habe in einem großen französischen Dichter gelesen: Die, welche an der Brust einer geliebten Frau sterben, an deren Seite ihr Leben zum Paradiese wurde, wie müssen die jene traurigen Narren bedauern, welche ihr Leben in dem Suchen nach Ruhm und Unsterblichkeit vergeudet und verloren haben?“

„Könnte man nicht beides vereinigen?“ fragte Lia schüchtern.

„Die Ruhmsucht ist eine eifersüchtige Geliebte,“ sagte Meyer, „sie will ganz — und allein herrschen!“

„Und der Ehrgeiz?“

„O nein, dieser finstere Geist soll nicht über meine Schwelle kommen,“ rief Meyer, „man sagt, er erzeuge alles Große, alles Herrliche — es mag sein — aber ich will ihn nicht kennen!“

„Wie viel müssen Sie gelitten haben,“ sagte Lia nach einem kurzen Stillschweigen, „Sie, dessen Seele von Poesie überströmt, Sie, der die Kunst um ihrer selbst willen, und nicht des Gewinnes und des Ruhmes halber, den sie bringt, liebt! — O jetzt erst begreife ich, warum Sie, wie mir Hulda gesagt hat, die Pianisten nicht leiden können!“

„Ich bedaure sie, wenn sie Künstler sind,“ unterbrach sie Hermann, „denn, wenn sie gezwungen sind, ihre heiligsten Herzensergießungen an eine Gesellschaft, in der im glücklichsten Falle sich Einer befindet, der zu ahnen fähig ist, daß das Gefühl, welches den Tönen entströmt, die Seele des Künstlers mit all ihren blutenden Wunden, mit all ihren verzehrenden Thränen, aber auch mit all ihren berauschenden Freuden ist, zu vergeuden — o gewiß, dann bedaure ich sie, dann sind sie meine Brüder und Schwestern — aber im entgegengesetzten Falle fallen sie für mich in die Categorie der Krämer — nur anstatt Wolle oder Tuch zu verkaufen, handeln sie mit Tönen!“

„Wir haben aber auch unsere Produktionen für das Publikum, wie Sie Ihre Ungeheuer,“ erwiederte Lia lächelnd, „es sind die Salonstücke . . . eine Art von harmonischen Turnübungen!“ . . .

„Ich möchte Sie einmal spielen hören, Lia,“ sagte Hermann nach kurzem Nachdenken.

„Ich möchte einmal Ihre Cartons — Ihr mir so nahe gelegenes Atelier mit allen Ihren Kunstgeheimnissen sehen.“

„Es sind meine Seelengeheimnisse, Lia,“ antwortete Meyer.

Wiederum schwiegen beide. — Lia sing an, sich zu fragen, warum denn eigentlich der Künstler seine geheimsten Gefühle ihr so offen und frei entdeckt, und die Antwort, die sie sich nicht geben wollte, aber doch . . . ahnte, rief wiederum das Blut in ihre Wangen.

„Haben Sie schon einen Plan für Ihre Zukunft gefaßt?“ fragte Meyer.

„Nein,“ antwortete das junge Mädchen, „ich wollte vor allen Dingen Ihre Ansicht darüber hören!“

Meyer stand auf und machte einige Schritte im Zimmer — dann wandte er sich wieder zu ihr:

„Lia,“ sagte er, „ich habe so eben meinem Freunde Ernst mein Wort gegeben eine Gefährtin zu erwählen, ehe er eine lange Reise antritt . . .“

Lia ward sehr bleich . . . „Sie wird sehr glücklich sein, die welche Sie Ihrer Liebe für würdig halten,“ sagte sie.

Der Bildhauer ergriff ihre Hand . . . „Sind Sie sehr glücklich, liebe Lia?“ fragte er.

Das junge Mädchen legte die Hand aufs Herz — ihr Haupt senkte sich auf ihren Busen und kaum hörbar murmelte sie:

„Bin ich auch einer solchen Liebe würdig?“

Hermann verstand nicht.

„Sie kennen mein vergangnes Leben . . . Sie wissen alles,“ stotterte sie.

„Und dieser Kuß verzeiht alles,“ rief er, indem er sie in seine Arme schloß und seine Lippen auf die ihren drückte.

„Armes Kind, das in seiner liebesdürren Jugend sein Herz betrügen ließ! . . . hättest Du eine liebende Mutter . . . einen Vater gehabt, es wäre nicht geschehen — und was geschehen ist, verzeihe ich, — ich der allein das Recht dazu hat!“

Lia lag an seiner Brust — so wohl, so ruhig, so vertrauensvoll ihr Herz war so voll von dieser Liebe, daß ihr die Worte versagten.

Sie dachte an Merkel und sie fragte sich, welch eine Art von Gefühl es denn eigentlich gewesen wäre, das sie für den Schändlichen empfunden und sie konnte nur Hermann Recht geben; es war das Liebesbedürfniß, welches sie geseelert hatte und dem sie unterlegen war! O gewiß! hätte sie eine liebende Mutter gehabt, nie würde es einem Merkel gelungen sein, sich in ihr Herz zu stehlen . . . Und dann Julius Falk! . . . O wie schämt sich die Arme!

Sie weinte still an der Brust des Künstlers, und er, der ihre Thränen sah und deren Ursache gar wohl begriff, er schwieg — er küßte die Thränen aus ihren Augen und sagte mit leiser, aber doch für das Herz Lias so süßer Stimme: „Ich liebe Dich, Lia . . . ich liebe Dich.“

Schon seit einigen Minuten standen Ernst und Hulda in der Thür, Ernst ruhig, ja glücklich lächelnd, Hulda schamhaft erröthend, denn ihr Bruder hatte ihr schon vorher alles erklärt! . . . doch die Glücklichen sahen sie nicht, hörten sie nicht, die Welt war für sie verschwunden.

Endlich trat Ernst vor — „Du bringst mich in eine sehr große Verlegenheit, Hermann,“ sagte er. „So eben ist mir eine Zuschrift zugegangen, die die Erneuerung meines Vaters zum provisorischen Vermund des Fräulein Salomon enthält, und da ich seine Procura habe, wäre es meine Pflicht, Euch meinen Segen zu ertheilen . . . doch kennt, mein Hermann, kennt!“

Meyer flog ihm um den Hals — Lia lag in Huldas Armen . . . „Bist Du glücklich Lia?“ fragte diese . . . „O! unendlich!“ war die Antwort!

Spät trennten sich die Glücklichen — sie gaben sich ein Rendezvous am nächsten Abende in Hermanns Atelier, wo ein Schurke bestraft werden sollte.

Als Ernst sich allein sah, faltete er andächtig die Hände: „O mein Gott,“ sagte er, „Du siehst was ich leide, nimm mein freudenleeres Leben sobald wie möglich zu Dir — aber o mein Gott, segne die Geliebten meines Herzens — segne Lia — segne Hermann!“

Emil hatte den ganzen Tag die Vorbereitungen beobachtet, welche der Assessor Merkel zu dem Rendezvous des folgenden Abends gemacht hatte; er hatte gesehen, wie die größten unanvais sujets seiner Bekanntschaft eingeladen waren, um in einem gewissen Augenblicke zu erscheinen und vielleicht einen thätigen Antheil an der so vorbereiteten Scene zu nehmen, und obgleich sein Blut in Wallung gerieth, suchte er sich doch zu mäßigen bis zu dem Augenblicke, wo ihm die unerläßbare Ueberzeugung ward, daß anderseits Hermann und Ernst sich gleichfalls nicht unthätig verhalten würden, und daß, wenn sie die geringste Ahnung von den Plänen des Assessors hätten, es leicht bis zum Aeußersten kommen könnte.

Hier war ihm der Weg, den er einzuschlagen hatte, genau vorgezeichnet: er mußte es verhüten! mußte alles Mögliche anwenden, damit dieses fatale Rendezvous nicht zu Stande käme und somit eine Catastrophe vermieden würde! Aber wie dies anfangen? Emil sann lange nach — endlich kam er zu einem Entschlusse und nachdem er ihn gefaßt, begab er sich ins Café X. Wie er gehofft, fand er hier Herrn Merkel, inmitten einer fröhlichen Gesellschaft, unter denen sich auch einige Mitverschworenen des kommenden Abends befanden. Emil setzte sich so nah er konnte neben Herrn Merkel und nahm einen eifrigen Antheil an der Unterhaltung.

„Und wann ist Deine Hochzeit, Franz?“ fragte einer der Anwesenden.

„Gegen Weihnachten,“ antwortete dieser.

„Da werden sich gewiß Ihre Gläubiger freuen,“ sagte Emil lachend.

Digitized by Google

Der Assessor sah ihn von der Seite an. „Wie kommen Sie darauf?“ sagte er.

„Es ist meine Meinung,“ antwortete jener, „daß jedesmal, wenn ein junger Mann eine Wittwe in den Dreißigern heirathet, Schneider und Schuster einen Festtag haben —“

„Erstens mein kleiner Mann,“ sagte Merkel piquirt, „ist Frau von Fahrsdorff erst achtundzwanzig Jahre alt.“

Emil pfiff ein bekanntes Spottlied.

„Und dann,“ fuhr Merkel fort, „scheint es mir, daß Sie einen sehr intimen Umgang mit Handwerkern haben müssen um ihre Schuldbücher zu kennen.“

Emil stimmte, ohne zu antworten, ein andres Lied an.

„Was mich übrigens auch nicht wundern würde,“ sagte Merkel weiter, „da, wenn ich nicht irre, Ihr Vater Maurer oder Schornsteinfegergeselle gewesen oder noch ist ...“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Emil plötzlich ernst werdend.

„O weiter nichts,“ sagte Merkel, „als daß die Nacieren der Väter sich auf die Kinder vererben, und daß die Herren Maurergesellen ...“

„Die Gewohnheit haben einen groben Kanz wie Sie hinter die Ohren zu hauen,“ ergänzte Emil.

Der Assessor sprang wüthend vom Stuhle. „Sie würden mir Rechenschaft geben,“ rief er ... „wenn ...“

„Ein Paar Ohrfeigen werde ich Ihnen geben,“ schrie Emil — und ehe er noch den Satz vollendet, hatte er schon seine Drohung ausgeführt und die Spuren seiner fünf Finger zeigten sich deutlich auf dem Gesichte des Assessors.

Wie ein Tiger stürzte dieser auf den jungen Mann los, doch Emil hatte schon einen Stuhl ergriffen und hielt ihn dem Wüthenden entgegen, auch einige Herren der Gesellschaft waren aufgesprungen, warfen sich zwischen beide und trennten sie.

„Wäreſt Du nicht ein dummer Junge,“ schrie Merkel, „so solltest Du mir diese Beleidigung blutig bezahlen ...“

„Sie bekommen ja das Fieber, wenn Sie einen Säbel sehen,“ rief Emil höhnisch lachend, „und erst gar eine Pistole — da fallen Sie ja in Ohnmacht beim bloßen Knalle!“

Mehrere Herren, welche unangenehme Scenen an einem öffentlichen Orte vermeiden wollten, legten sich zwischen beide und suchten sie zu beruhigen; es wäre ihnen auch vielleicht gelungen, wenn Emil seine Spöttereien hätte aufgeben wollen, jedoch der junge Mann war unerschöpflich und seine beißenden Worte ließen den Assessor kaum zu Athem kommen.

„Aber so fortern Sie doch den Schreihals,“ sagte einer der Bekannten Merkels, „dann wird er vielleicht stillschweigen.“

Fast ohne es zu wollen wurde der Assessor Merkel hingerissen, dem jungen Manne eine Forderung zu überjenden, und fühlte sich wenig angenehm überrascht, als Emil sie mit der größten Bereitwilligkeit annahm und auch seine Beleidigungen augenblicklich einstellte. In demselben Augenblicke traten der Hauptmann v. Sarteff und der Lieutenant v. Trenkow in das Caffeehaus und Emil wandte sich an diese mit der Bitte ihn zu sekundiren.

„Was ist denn der Grund dieses Duells?“ fragte der Hauptmann.

„Er hat meinen Vater beleidigt,“ erwiederte Emil gelassen.

„So?“ sagte Trenkow, „ich glaubte, er hielt es nur mit den Töchtern ...“

Emil gab seinen Sekundanten die Freiheit, jegliche Bedingung anzunehmen, nur stellte er die einzige, daß der Zweikampf am nächsten Morgen stattfände, da er am folgenden Tage eine Reise anzutreten gedenke. In wenigen Augenblicken war alles arrangirt und bestimmt, daß das Duell am nächsten Morgen in einem nah der Stadt gelegnen Gehölze stattfinden, und daß die Waffe die Pistole sein sollte.

Obgleich wir dem Leſer nicht mit Bestimmtheit versichern können, daß Emil in dieſer Nacht mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe ſchlief, ſo fanden ihn doch die beiden Offiziere, als ſie zu ihm kamen, ſeit einer Stunde ſchon bereit.

„Schießen Sie gut?“ fragte Trenkow als ſie im Wagen ſaßen.

„Ich muß zu meiner Schande geſtehen,“ antwortete Emil, daß ich vielleicht drei Mal in meinem Leben eine Piſtole in der Hand gehabt habe!“

„Aber —!“ ſchrie der Offizier, „Merkel iſt ja ein ausgezeichneter Schütze.“

„Was geht das mich an?“ ſagte Emil.

„Mein kleines Kerlchen,“ ſagte Sarteff, „ich ſehe Sie voller Muth und Kaltblütigkeit, aber worauf rechnen Sie denn bei dieſem Duelle, wenn Sie nicht ſchießen können? ...“

„Auf die Vorſehung!“ antwortete Emil feierlich.

Die beiden Offiziere ſahen ſich an — Trenkow murmelte etwas Unverſtändliches.

Kaum hatten ſie zehn Minuten im beſagten Gehölze gewartet, als auch Merkel mit ſeinen beiden Sekundanten ankam. Es wurden alle Anſtalten getroffen und nachdem ein letzter, jedoch fruchtloſer Verſöhnungsverſuch gemacht worden war, ſtellte man die beiden Gegner auf fünfundzwanzig Schritt einander gegenüber. Schon wollten die Sekundanten das übliche Signal geben, als das Geraſſel eines in voller Carriere daher kommenden Wagens ſie einen Augenblick davon abhielt. Der Wagen hielt auf der Chauſſee an und eine Dame bahnte ſich einen Weg durchs Gebüſch und erſchien inmitten der Verſammelten.

„Andromache!“ ſchrie Herr v. Trenkow.

Herr Merkel war äußerſt verwirrt, als er ſeine Braut erkannte, die ruhigen Schrittes bis in die Mitte des Terrains ging, dort ſtehen blieb, ihren Schleier zurückwarf und mit völlig gelaſſener Stimme folgende Worte ſprach:

„Herr Aſſeſſer, in der vorigen Woche, einige Tage nach Ihrem Sturze vom Stimmel, beſuchte mich der Bildhauer Meyer, deſſen Vater ein Schulfreund des meinen geweſen war, und hielt es für ſeine Pflicht mir auseinanderzuſetzen, daß ich im Begriff wäre, mich mit einem — Schurken zu verheirathen.“

„Madame! ...“ ſchrie Merkel, außer ſich vor Wuth.

„Ich muß Ihnen geſtehen,“ fuhr Frau v. Fahrsdorff fort, „daß Sie mich dermaßen bethört hatten, Herr Merkel, daß ich keine Silbe von dem mir Geſagten glaubte, da aber mein verſtorbener Gemahl Staatsanwalt geweſen war, hatte ich von ihm gelernt, wie man die Leute ausforche. Bald gelang es mir zu erfahren, daß Fräulein Lia Salomon die von Ihnen Verſeelte wäre — ich ging zu ihr, gewann ihr Vertrauen und erfuhr alles — dann beſuchte ich das Atelier des Herrn Meyer, ſah auf welche Art und Weiſe er Sie bei einer unverantwortlichen Handlung ertappt hatte, und erfuhr, daß der Schimmel Ihres Onkels ſogar von Ihnen verleumdet worden wäre, da Sie die Spuren von Mißhandlung, die Sie mit einem gewiſſen Stolze zeigten, nur dem Arme Meyers zu verdanken hatten.“

Herr v. Trenkow brach in ein ſchallendes Gelächter aus ... „Unbezahlbar!“ rief er.

Merkel ſtand feuerrot da und ſchlug die Augen zu Boden ... er ſtampfte mit dem Fuße und knirſchte mit den Zähnen.

„Ich bat Fräulein Salomon,“ fuhr Frau von Fahrsdorff fort, „Ihnen ein andres Rendezvous zu geben, wo Sie mich und die ganze Geſellſchaft, die dieſes Fräulein beſucht, gefunden hätten, und wo ich Ihnen das, was Sie jetzt von mir hören, vor einer zahlreichen Geſellſchaft zu ſagen gedachte. Geſtern Abend ſpät erfuhr ich jedoch, daß Sie ſich heute duelliren ſollten, und da ich fürchtete, daß man Sie tödtlichſchießen könne, ohne daß Sie erfahren, was ich von Ihnen denke, ſo bin ich früh aufgeſtanden und hierhergekommen!“

„Herr Bergmann hat Sie vielleicht hierher beſchieden um das Duell zu verhindern,“ ſagte Merkel, der beſchaft ſein wollte und nur eine Dummheit vorzubringen im Stande war!

Frau v. Fahrsdorff wandte ſich an Emil — „Glauben Sie wirklich, mein Herr, daß dieſer Menſch einen Schuß Pulver werth ſei?“ ſagte ſie.

„Ich ſtehe zu ſeiner Verfügung,“ antwortete Emil, indem er ſich verbeugte, „denn ich habe ihn geohrfeigt.“

„Nun denn meinetwegen!“ erwiederte die Dame, indem ſie ſich zurücktzog ... „Ihr Männer ſeid alle etwas verrückt!“

Von neuem wurden die Gegner von den Sekundanten einander gegenüber geſtellt ... eine angſtvolle Stille erfolgte und ... „Feuer!“ rief der Hauptmann v. Sarteff.

Die Kugel ſauſte einen Zoll breit beim Ohre Emils, der feſt wie ein Fels ſtand, vorbei ...

„Aber in aller Welt! Sie haben ja nicht geſchoſſen, Bergmann,“ rief Trenkow.

Digitized by Google

„Frau von Fahrsdorff hat Recht," antwortete Emil ruhig, „dieser Mensch ist keinen Schuß Pulver werth!"

Unsere Erzählung ist beendet — denn alles, was noch folgt, ist leicht zu errathen! — Einen Monat später fand die Hochzeit des Bildhauers Meyer und Lia Salomens statt, und an demselben Tage reiste Ernst Arkheim nach Southamplon, von wo er eine Woche später auf einem Schiffe, das sein Vater eigens für ihn hatte einrichten lassen, seine Rettungsreise unternahm. Doch ach, — das Leben dieses edlen Menschen war, wie er selbst sagte, seit seiner Geburt ein Gewebe von Leid und Weh. In einer furchtbaren Sturmesnacht, in einer jener Nächte, die zu beschreiben jede Feder unfähig ist, und von denen nur die sich einen Begriff machen können, die einen Sturm in der Gegend des Aequators erlebt haben — in einer solchen Nacht erklärte sich ein Leck am Bord des Schiffes, welches Ernst nach den Sandwichs-Inseln trug! ... Am nächsten Morgen war der Himmel blau und heiter, die Wellen ruhig und spielend ... jedoch das Schiff war zerschellt ... und nur einige hier und da wogende Bretter zeigten an — daß der Ocean ein Opfer mehr gefordert und erhalten hatte!

Emil Wergmann wurde Ende des Jahres noch eine Waise, aber vor seinem Tode hatte sein Vater, nachdem die Duellgeschichte den Kreis durch die Stadt gemacht, seinen Sohn, um ihm ein Zeichen seiner Zufriedenheit zu geben, majorennisiren lassen. Emil beweinte aufrichtig den guten alten Herrn, der ihm sein Leben so süß gemacht hatte, fuhr fort, die Encyclopädie zu studiren und der Vorsehung als „Werkzeug" zu dienen.

Herr Falk konnte am Ende des Jahres seine Wechsel im Arkheimschen Hause einlösen, eine reiche Partie hatte ihm dazu verholfen. Seine Ehehälfte war von der polnischen Grenze, hatte eine sehr sorgfältige polnische Grenzerziehung erhalten, und obgleich ihr Wuchs nicht untadlig war — denn die gerade Linie, welche man vom Scheitel des Menschen senkrecht bis zur Erde zieht, und die gewöhnlich zwischen den beiden Hacken endet, fiel bei der jungen Madame Falk einige Zoll links vom linken Fuß! — so überzah doch Herr Falk diese Kleinigkeiten, sie hatte ja 30,000 Thlr. Mitgift. — Auch ihre deutsche Aussprache war eigenthümlich, und sie construirte Phrasen, die der Construktion ihrer Taille glichen ... „Mein Engelchen," nannte Herr Julius Falk sie am Tage nach ihrer Hochzeit. — „Was Du bist," erwiederte die junge Frau selig lächelnd.

Hulda Arkheim verheirathete sich einige Jahre später mit ihrem Cousin, der das Geschäft ihres Vaters übernahm! ... Sie war glücklich!

Es ist Abend, aber einer jener Abende, die wir in Deutschland gar nicht kennen, ein Abend, wo jedes lebende Wesen den Blick gen Himmel erhebt und seinem Schöpfer dankt, daß er ihm das Leben gegeben, denn das Leben ist so schön unter dem florentinischen Himmel!

In dem geräumigen Saale eines Palastes von Fiesole ist das Fenster geöffnet und zeigt dem Blicke am Fuße des Hügels Florenz, die Blumenstadt, die Stadt der Mediceer mit seinen hunderten von Palästen, mit seinen Gallerien, mit seinen tausenden von unsterblichen Meisterwerken der Kunst.

Ein Mann sitzt im Lehnstuhl am offenen Fenster, neben ihm, den Kopf an seine Schulter gelehnt eine junge Frau, auf ihrem Schooße ein schlafendes Kind ... zu den Füßen des Mannes ein großer weißer Hund von jener sardinischen Gebirgsrace, die sich nach und nach ganz verliert.

Sie sitzen schon lange da, sie starren in die vom Milliarden von Leuchtkäfern erhellte Nacht; sie sprechen kein Wort ... woran mag der Mann wohl denken, indem er sich plötzlich leise zu seiner Gefährtin beugt und seine Lippen auf ihre weiße glatte Stirne legt?

„Weißt Du, Lia, welch ein Jahrestag heute ist?" fragte der Bildhauer nach einer kleinen Pause.

„Heute vor fünf Jahren sah ich Dich zum ersten Male im Sellingschen Garten," antwortete Lia, „wie warst Du so blaß, Hermann!"

„Und Du, Lia, Du wolltest sterben," murmelte Meyer, „und heute" ...

Hermann Meyer — der große Bildhauer — dessen Künstlergenie in den letzten Jahren eine solche Höhe erreicht, daß man von allen Enden der Welt auf ihn schaute als auf den, welcher die Kunst zu einem neuen Glanze führen sollte, Hermann Meyer saß einen Augenblick sprachlos da ... dann suchte sich sein Haupt, und eine Thräne zitterte in seinen Wimpern.

Lia verstand wahrscheinlich den Grund des peinlichen Gedankens, der ihn quälte, denn sie legte ihr Gesicht auf seine Brust und ergriff seine Hand. ...

„Gott hat ihn von seinen Leiden befreit," murmelte sie.

Beide sahen sich lange in die Augen ... und ihre Lippen vereinten sich zu einem Kusse. Jedoch eine dritte Person sollte sie bald in ihren Liebesbezeugungen stören ... die kleine Ernestine war aufgewacht, und leise sich erhebend, ergriff sie des Vaters Kopf mit dem einen Arm und ihr Mündchen zwischen beide schiebend. ...

„Ich auch," sagte sie.

Bilder aus dem Alterthum.

I. Die Stadt Athen im Zeitalter des Perikles.

Von Dr. Oskar Jäger.

Wenn man sich in der Geschichte der Zeiten und Völker umsieht und sich die Frage vorlegt, wann und bei welchem Volk in der kürzesten Zeit auf dem kleinsten Raum die größte Menge geistiger Besitzthümer geschaffen worden sei: so wird man — mit einer einzigen Ausnahme, die sich jeder Vergleichung entzieht — keinen Augenblick anstehen können, diesen Preis der Stadt Athen in den fünfzig Jahren, welche zwischen den großen Schlachten des zweiten Perserkrieges und den Anfängen des peloponnesischen Krieges liegen, zuzuerkennen. In einem Zeitraum, welcher nicht länger währte als eines Mannes Kraft, wurden hier mit den Mitteln einer Stadt, die nicht mehr Menschen zählte als heutzutage Hamburg, in einer spärlich von der Natur bedachten Landschaft, die nicht umfangreicher ist, als ein mäßiges deutsches Fürstenthum, auf den verschiedensten geistigen Gebieten in Wissenschaft und Kunst, in Geschichte, Dichtung, Philosophie, Beredtsamkeit Werke geschaffen, an deren trümmerhaften Resten noch nach Jahrtausenden das geistige Leben der edelsten Nationen und ihrer erlesensten Geister sich immer aufs neue belebt und entzündet. Das Leben dieser Stadt in dieser Zeit führen wir in seinen wichtigsten Bezügen im Folgenden der Nachsicht unserer Leser vor.

Ein athenischer Bürger, der in jenen Tagen von 480—430 v. Chr. von einer Seereise nach Hause zurückkehrte, sah sich noch ehe er die Stadt selbst erreichte, schon mitten in jene zukunftsvolle Thätigkeit hineinversetzt. Hatte er die Südostspitze der attischen Landschaft, das Vorgebirge von Sunium (Cap Colonna) umfahren, so sah er von dort noch in weiter Ferne bei hellem Sonnenschein den Speer der Athene Promachos erglänzen, deren Kolossalbild, vom ersten Künstler damaliger Zeit geschaffen, eine der vielen Zierden seiner heimischen Akropolis ausmachte. Wenn das Schiff zwischen hundert anderen seinen Weg weiter verfolgte, so sah er sich in den Gewässern, welche durch den herrlichsten aller Siege, den miterfochten zu haben er sich selbst vielleicht rühmen konnte, den bei Salamis, für alle Zeiten geweiht waren; und je näher er dem Hafen kam, desto dichter drängte sich die Menge der Fahrzeuge, welche von fern und nah dem Mittelpunkte des ionischen Bundesreichs, der großen Handelsstadt Athen zustrebten oder mit den Schätzen derselben beladen

Digitized by Google

Auf dem Markte von Athen.

Originalzeichnung von Albert Kretschmer.

Digitized by Google

fremde Küsten suchten. Er sah die Getreideschiffe vom Bosporus, von Aegypten, Sicilien, andere brachten Wein von den Inseln, Bau- und Nutzholz von Thracien, Macedonien, Cypern; große Ladungen von Fischen von den Küsten des schwarzen Meeres, von Byzanz und Sinope herkommend; Kupfer von Cypern und Cubba; feine Tuche von Milet, von Kos, von Tarent; ägyptische Leinwand und Prachtgewande aus dem Orient; Salben und wohlriechende Oele aus Cypern, Cyrene, Ephesus; andere hatten feines Backwerk aus Sicilien, dem klassischen Lande der Kochkunst, andere phönicische Datteln, oder das berühmte Arzneimittel von Cyrene, das heilkräftige Silphion geladen; andere führten Sklaven aus Phrygien oder den thracischen und scythischen Ländern. In entgegengesetzter Richtung sah er andere fahren: sie führten Erzeugnisse des attischen Bodens oder attischen Kunstfleißes: Oel, Honig, Feigen, Töpferwaren und Trinkgeschirre, Lampen, Leberarbeiten, Schreibbücher, gemünztes Silber, Bücher und wohlverpackte Kunstwerke. Das Schiff wandte und fuhr in den Piräus ein. Die hier und dort liegenden Wachschiffe, die Kriegsflotte, von der ein namhafter Theil dort ankerte, die rege Geschäftigkeit auf den Werften, das Arsenal, die neuen Werften, an denen er der Reihe nach vorüberfuhr, zeigten, daß der Staat die Mittel besaß, seine Bürger und ihren Handel auch an den entferntesten Küsten zu beschützen, und wie der Fremde, an den Werften vorbeigekommen, bei den Hallen ans Land trat, so konnte er schon in diesen Räumen, wo jene überseeischen Produkte gegen eine Lagermiethe aufgespeichert waren, auch die Thätigkeit der umsichtigen Markt- und Hafenpolizei gewahren, welche der Staat zu üben wußte. In diesen Hallen und ihrer unmittelbaren Nähe waren die Amtslokale der Hafen- und Zollbeamten, ebendort das Digma oder Börsengebäude, wo die Kaufleute zusammenkamen, wo die Proben der Waaren ausgelegt, die Geschäfte gemacht, die Handelsgerichte abgehalten wurden. Hatte er die Inschriftstelne, die Zollgrenze, passirt, so trat er in die eigentliche Piräusstadt, die geräuschvoll — belebt, wie nur immer ein Hafenplatz, mit ihren geradlinigten neuen Straßen von dem Fort Munychia und den gewaltigen Mauern, die sich rings um die buchteureiche Halbinsel zogen, überragt wurde. Zwischen hohen Mauern, deren lange Linie, von Thürmen unterbrochen, den Blick begränzte, legte man den $1^1/_2$ stündigen Weg nach der Stadt zurück, deren glänzende Burg mit ihren Tempeln vor den Blicken des Heimkehrenden lag. Durch das piräische Thor passirte er die Mauer des Themistokles: zur Linken den Hügel der Pnyx, den Platz der Volksversammlungen, gelangte er auf den Markt, den Mittelpunkt, in welchem das Leben der Stadt während eines großen Theils des Tages sich concentrirt. Auf diesen Platz, der von Tempeln und Hallen eingefaßt, von den Platanen, welche Cimon angepflanzt hatte, beschattet war, und den ganzen Stadtheil zwischen der Pnyx und dem Areshügel mußte der Fremde kommen, der athenisches Leben kennen lernen wollte. Es fehlte hier niemals an allen jenen bunten, sprechenden, komischen Scenen und Zügen, welche der Besuch eines großstädtischen Marktes jedem, der die Landesart kennen lernen will, so interessant machen. Schon die Mannigfaltigkeit der hier zum Detailverkauf ausgelegten Waaren bot einen vergnüglichen Anblick dar: hier Backwerk zu Pyramiden geschichtet, dort einheimische und ausländische Obstarten, samische Aepfel, Granatäpfel und Mandeln von Naxos oder Cypern, Quitten von Kreta, euböische Nüsse (Kastanien); an einem andern Orte stand Geflügel zu kaufen, böotische oder thessalische Gänse; der megarische Bauer trieb seine Schweine herbei oder bot seinen Lauch und seine Zwiebeln oder was er sonst von Gemüse dem kargen Boden seines Ländchens abgewonnen, zum Verkaufe. Hier schlichtete einer der „Marktwächter" einen Streit, der allzu lebhaft zu werden drohte, dort verhaft einer der „Getreidehüter" einem betrogenen Käufer, dem das Mehl mit falschem Gewichte dargewogen worden war, zu seinem Rechte: besonders lebhaft aber ging es auf dem Fischmarkte zu, wo das Hauptnahrungsmittel der athenischen Bevölkerung in reichlichster Auswahl zu haben, wo das zudringliche Feilschen und die grobe Abweisung zu Hause war; und bei den Kranzbinderinnen, mit denen die leichtfertige männliche Jugend sich manche Freiheit erlaubte. Denn Frauen sah man überhaupt wenige und seine von Rang: daß eine freie Bürgerin von Stande ihre häuslichen Bedürfnisse selbst auf dem Markte eingekauft hätte, wäre im alten Athen ebenso unerhört gewesen, wie es heute in London und Newyork ist.

Dagegen sah man die Sklaven nach allen Richtungen den Markt durcheilen: hie und da folgt einer seinem Herrn zu den Tischen der Wechsler, um dort eine größere Summe für einen so eben gekauften Mistklaven etwa flüssig zu machen, dann schickt der Herr ihn nach Hause, um sich noch mit Bekannten über alles das zu unterhalten, was die stets von den mannigfaltigsten Interessen bewegte Stadt dem lebhaftesten, gesprächigsten und neugierigsten aller griechischen Stämme darbot. „Gibt es etwas Neueres?" war hier die häufig gehörte Frage: es war der Markt der allgemeine und tägliche Versammlungsort der freien Männer, und wie jetzt in den großen Städten nach der Börsenstunde, so rechnete der Athener nach der Zeit, wo der Markt sich füllte, voll war, sich allmälig wieder leerte und auflöste. Für den Fremden war hier Gelegenheit, in wenigen Stunden Art und Volk der Athener kennen zu lernen: wenn ihm das Glück gewogen war, konnte er hier auch den großen Mann, der damals die Geschicke des Staates lenkte, den Perikles, auf einem seiner wenigen Gänge — wenn er entweder in das Rathshaus, das gleichfalls am Markte lag, hineinging oder daselbe verließ — erblicken: die Geschworenen sah er geschäftig ihren Sitzungslokalen zueilen, welche in derselben Nachbarschaft sich befanden. Das ganze Volk sah er gewissermaßen hier auf dem Marktplatze versammelt und leicht fragte er in der durch gefälligen Sinn und feine Sitte ihrer Bewohner ausgezeichneten Stadt sich zurecht, wie er gehen müsse, um einen Bekannten zu treffen, der ihn in die Bartstube bei den Hermen oder zu „den Bäckerinnen" bestellt habe; schärfte doch ein humanes Gesetz den Athenern ausdrücklich das Zurechtweisen der Irrenden ein. Auch wer etwa abseits von dem Marktgewühl Geschäfte zu machen, Neuigkeiten zu erfahren, oder seine Zeit zu verplaudern begehrte, der mochte ohne erst mit dem Ringe an die Thür zu klopfen, in eine der nahen Werkstätten eintreten, die Bartstube oder die Heilbude, den Salbenladen oder die Schusterwerkstätte, welche in der gastlichen Stadt den Müßigen gerne aufnahmen. Unter der buntbewegten Menge den böotischen oder megarischen Bauern an seiner Tracht oder seiner platten und ungehobelten Sprache zu erkennen, war nicht schwer: aber wer schärfer zusah, der mochte leicht an Gang und Haltung, und wer den Gesprächen der müßigen Gruppe zuhörte, an der seinern und gewandteren Art zu sprechen, ja an den Gegenständen der Unterhaltung selbst, den freigeborenen Athener erkennen, der unter großartigen Eindrücken aufgewachsen seit lange gewohnt war, die Angelegenheiten eines großen Staates wie seine eigenen zu behandeln.

Der Krieg der Verbrecherwelt gegen die Gesellschaft.

Zur Warnung.

Es ist tief zu beklagen, daß unter den Angriffen des Gaunerthums, das sein verbrecherisches Netz geheimnißvoll um die Gesellschaft schlingt, an vielen Punkten Deutschlands, mitten im tiefsten Frieden, das Bewußtsein der Sicherheit so gut wie verschwunden ist. Namentlich die großen Städte, deren bewegtes und vielgestaltiges Treiben dem Diebstahl nicht nur das fruchtbarste Terrain öffnet, sondern deren Getümmel und deren Schlupfwinkel denselben auch den sichersten Schutz bieten, sind zum Theil in solchem Maße die Tummelplätze des Verbrechens geworden, daß man nicht ohne Schmerz und Scham dieser Entsittlichung, die immer tiefer um sich frißt und immer größere Scharen in ihren Abgrund zieht, gedenken kann. Es ist ein Irrthum, die Schuld davon ohne weiteres der Polizei zurechnen zu wollen. Auch die thätigste, die schärfste, die intelligenteste Polizei kann nur das Umsichgreifen des Uebels beschränken, in seiner Wurzel dasselbe überwinden kann sie nicht. Diese Ueberwindung muß durch ganz andere Aktionen geschehn, an denen Staat, Kirche, Schule und Gesellschaft in gleichem Maße sich zu betheiligen haben. Auf die Erörterung derselben können wir an dieser Stelle nicht eingehn.

Digitized by Google

Hier wollen wir einer anderen Erwägung Raum geben. Wenn das Publikum so oft und viel über den Schaden klagt, der ihm durch Diebstahl zugefügt wird, wenn in den großen Städten jedes Tagesblatt die trübseligen Fälle proklamirt, die in den letzten vierundzwanzig Stunden vorgekommen, wenn in Zeitungen und durch Plakate allwöchentlich namhafte Belohnungen für Ermittelung von Diebstählen ausgesetzt werden, wenn die Gerichtsverhandlungen voll sind von immer neuen und jedesmal unerhört scheinenden Zeugnissen des wuchernden Verbrechens, wenn alle Bestrafungen sich fruchtlos erweisen und Frechheit und Verschmitztheit über Gesetze, Gerichte und alle sittlichen und bürgerlichen Ordnungen triumphiren: dann findet die Frage wohl Recht und Raum, ob auch Jedermann, der vor Schaden sicher sein will, selber das Seine thut, um sich vor Schaden zu schützen. Wir irren sicherlich nicht in der Annahme, daß die trotz aller Erfahrungen im Schwange gehende Sorglosigkeit und die ehrenwerthe Unbekanntschaft eines großen Theiles des Publikums mit den Künsten des Diebstahls sehr wesentlich dazu beiträgt, denselben Thür und Thor zu öffnen. Und wenn das Sprichwort auch behauptet, daß man durch Schaden klug wird, so läßt sich doch nicht absehn, warum man nicht auch ohne Schaden klug werden kann. Die Kunde der Verhältnisse wird dazu beitragen, daß man Vorsicht lerne und die Augen rechtzeitig aufthue. Offne Augen vor dem Diebstahle sind besser, als offene Augen nach demselben, und schließlich hilft alle Sicherheitspolizei wenig, wenn man nicht selbst zur eigenen Sicherheit das Seine thut. Einige Fingerzeige, die hierzu dienen können, werden daher, wie wir hoffen, willkommen geheißen werden.

Zunächst ist zu bemerken, daß die leichte Construktion der Häuser, die in unsern großen Städten zu erheblichem Theil auf Speculation gebaut werden, den gewaltsamen Diebstahl nur zu sehr erleichtert. Der Bauherr hat nichts im Auge, als für ein möglichst geringes Capital ein Gebäude herzustellen, das ihm möglichst viel Miethe einträgt. Dasselbe erhält eine ansehnliche Frontseite; an Ornamenten wird nichts gespart, denn je stattlicher das Haus, um so bessere Wuchergeschäfte lassen sich mit ihm machen; aber wie stark das Mauerwerk ist, ob Fenster, Thüren, Läden einem versuchten Einbruche auch nur den geringsten Widerstand entgegenzusetzen im Stande sind, ob die leichten Fabrikschlösser nicht vielmehr den Dieb einladen, sie mit dem einfachsten Werkzeuge zu öffnen, daran wird nicht gedacht. Was liegt auch dem Spekulanten daran? Es sind ja nur die Miether, deren Eigenthum aufs Spiel gesetzt wird, und die mögen für sich selber sorgen! Die alten einfachen Bauordnungen, welche vorzüglich auf eine derbe und solide Construktion der Häuser hinwiesen und das Bürgerhaus als eine Burg des Familienlebens hinstellten, sind uns leider abhanden gekommen oder nach dieser Seite hin wenigstens in hohem Maße abgeschwächt worden. Dazu kommt, daß unter dem Einfluß der Concurrenz, welche den gesammten modernen Verkehr beherrscht, die alte Kunst des zünftigen Handwerks in Abnahme gekommen, ja zum Theil so gut wie geschwunden ist und der billigen, leichten, fabrikmäßigen Arbeit das Feld geräumt hat. Niemand hat unter den Erfolgen dieses Kampfes zwischen Handwerk- und Fabrikarbeit mehr gewonnen, als der Räuber; denn was ist der Einbrecher — oder der „Schränker", wie er mit seinem Gaunerlitel sich nennt, — anders, als der Räuber unserer modernen civilisirten Welt? Lassen sich doch die Zusammenhänge zwischen jenem alten und diesem modernen Räuberwesen auch historisch nachweisen.

Sodann läßt der Bürger es heutzutage allzusehr an der rechten Bewachung seines Hauses fehlen. Er verlangt alles von der Polizei und thut nicht das Seine. Die unmittelbare Betheiligung des Bürgerthums an der Fürsorge für die öffentliche Sicherheit, die in früheren Jahrhunderten eine starke Stütze des Bürgerwohles war, hat so gut wie ganz aufgehört. Der Bürger, der sein Haus ohnehin nachlässig gebaut hat und es dann noch nachlässig verschließt, fordert vom Staate, daß dieser für die nächtliche Sicherheit desselben sorgen solle. Was er selber dazu thut — und er thut so wenig als möglich, — das geschieht in der Regel lässig und unvollständig genug. Bei schlecht eingerichteter Nachtwache, nicht nur in großen, sondern auch in kleinen Städten, regiert daher der Dieb mit seiner schlauen und verwegenen Kunst, und wenn, wie ein Kenner dieser Nothstände mit Recht klagt, ein einziger alter, stumpfer, halb blödsinniger Hirtenknecht für erbärmlichen Lohn sich dazu hergibt, einige Male des Nachts in der Dorfgasse auf- und abzugehn, dann ist es kein Wunder, wenn der Bauer Ach und Weh schreit, daß Scheunen und Ställe ihm geleert sind. Zumal in größeren Städten sollte man weder bei Tage noch am Abend und bei Nacht seine Wohnung ganz leer lassen. Mindestens ein Erwachsener müßte allezeit zu Hause sein und für die Bewachung der Wohnung mit Gewissenhaftigkeit sorgen.

Die Vergnügungslust, die so oft die ganze Familie aus dem Hause lockt, ist eine große Förderung des Verbrechens. Der Dieb speculirt auf sie. Wenn die Herrschaft zu Theater, Tanz und allen möglichen Ergötzlichkeiten aus dem Hause geht und oft erst spät Nachts wieder heimkehrt, dann hält der Dieb seine Ernten. Der Sonntag ist daher in seinem Kalender roth angestrichen. Mit dem Schwinden des häuslichen Sinnes und des eingefriedigten Familienlebens hält, auch aus diesem Grunde, das Anwachsen der Verbrechen gleichen Schritt. Manche Familie beruhigt sich zwar, wenn sie ihrer Wohnung den Rücken kehrt, damit, daß sie ja die Dienstmagd zu Hause läßt und auch an der Schwelle wird derselben eingeschärft, daß sie uns Himmelswillen gut Acht haben und die Wohnung bewachen solle. Allein wie viel heutigen Tages den Dienstboten zu trauen ist, weiß Jedermann. Die Magd wartet oft nur, bis die Herrschaft den Rücken gekehrt hat, um die Thüre zu schließen und ihre eigenen Wege zu gehen. Und wenn sie auch nur einen ganz kleinen Besuch bei den Nachbarn Dienstmagd macht, die auch just allein ist, weil auch ihre Herrschaft in der Komödie oder auf Tanz ist, — eine Stunde, eine halbe Stunde reicht vollkommen hin, daß die Wohnung erbrochen und ausgeleert wird. Ja in einer Viertelstunde ist das gethan. Uebrigens hat die Magd schon seit ein Paar Tagen gewußt, daß die Herrschaft nicht zu Hause sein wird, und hat ihren Liebsten bestellt und in Hut und Schleier macht sie mit ihm eine kleine Promenade; wenn die Herrschaft ihr Plätzr hat, warum soll sie nicht das ihre haben? Und ist es recht zu verlangen, daß sie häuslich sei, wenn die Herrschaft unhäuslich ist? Oder es findet sich gar ein Courtisan ein, der vor der Hausthüre sich mit der Magd in ein höchst anziehendes Gespräch einläßt und unter geschickten Vorwande sie eine kurze Weile von der Thüre fortzuschwatzen weiß, während der Kamerad des gauner haften Schwätzers, der das Gelingen dieses Manövers an der Straßenecke abgewartet, den günstigen Augenblick benutzt und in die verlassene Wohnung eindringt. Die Dienstboten selbst, an der die schlechten Herrschaften hundertfach mit verschuldet sind, hängt aus engste zusammen mit dem Umschlagreisen des Diebstahls und der Unsicherheit des Eigenthums, — und wenn nun gar noch Dienstboten mit den Dieben unter einer Decke stecken, dann hat die Schurkerei völlig ihr gewonnenes Spiel.

Wenn das Publikum sich vor Schaden sicher stellen will, so muß es in besonderem Maße auf die Einleitung und Verbereitung des Diebstahls Acht haben, welche der Gauner mit dem Kunstausdrucke „Baldowern" bezeichnet. Unter Baldowern versteht er das Auskundschaften einer Diebstahlsgelegenheit. Ist diese Gelegenheit erkundet, dann genügt das handwerksmäßige Oeffnen von Thüren und Schränken und die Schnelligkeit des Zusammenraffens und des Davongehens. Aber das Erspähen und Auskundschaften ist eine Kunst. Schlauheit, Scharfsinn, Beobachtungsgabe sind in gleichem Maße erforderlich, um diese Kunst mit Erfolg zu treiben. Der geriebene „Baldower" ist gefährlicher als der Ausführer des Diebstahls. Der Baldower ist Schauspieler, Spion, Gauner in einer Person. Mit der Glätte des Weltmannes, mit dem Scharfblicke des Polizisten weiß er alle Wege des Verkehrslebens zu betreten, alle Rollen zu spielen, mit hundert Augen zu sehn und aus allen Umständen, auch den scheinbar geringfügigsten, seine Combinationen zu machen.

Für Lokalitäten, für Menschen, für Dinge muß er einen gleich scharfen Blick haben. Er ist der Psychologe, der Topograph, der Statistiker des Gaunerthums. In kurzer Zeit kennt er Ortschaften und Häuser mit ihren Einrichtungen, Ordnungen, Schlupfwinkeln. Kommt er in eine Stadt, so hat er durch geschickte Unterhaltungen im Wirthshause alsbald ausspeculirt, wer die Leute sind, bei denen es etwas zu holen gibt, und wie es mit der Polizei bestellt ist. Das Adreßbuch wird ihm sofort eine wichtige Fundgrube. Er kennt Namen und Wohnungen kennen und sieht, was für Leute in jedem Hause zusammenwohnen. Manche Gauner führen die nöthigen Listen schon bei sich; denn was einer weiß, das weiß alsbald eine ganze Schar. Die Gaunerherbergen, die Gefängnisse, die Arbeits- und Correktions-

Digitized by Google

häuser sind zugleich die Börsen, an denen der Austausch solcher nützlichen Kenntnisse in großem Maßstabe sich vermittelt. Will man nicht Schaden leiden, so sei man gegen Fremde, die unter irgend einem Vorwande unerwartet die Wohnung zu betreten suchen, behutsam, und unter Umständen weise man sie möglichst kurz und bündig ab. Coupertens, die allerhand Schriften, Journale und heftweise erscheinende Romane ausbieten, zu denen man wo möglich noch eine schlechte Lithographie als Preis hinzu empfangen soll, — Unbekannte, die nach unbekannten Personen oder nach Wohnungen fragen kommen, welche etwa zu vermiethen sein sollen, — arme Reisende, die gern ein Paar Stiefel haben möchten, — Bettler, die auf ihre verkrüppelten Arme Geschäfte machen, — Blinde, die mit sehenden Augen von einem Kinde sich führen lassen, — Taugenichte, die mit meisterhafter Gewandtheit Sprache und Gehör zu verbergen und durch Mienenspiel und Handbewegungen die Hilflosigkeit der Taubstummen zu copiren wissen: man sehe zu, ob nicht mancher unter ihnen ist, der nur einmal auf dem Hausflur, in dem Entree, in der Küche sich umsehn will. Im Nu hat er die Lage der Zimmer, die Stellung der Schränke aufgefaßt. Ist die Magd so unvorsichtig, ihn auch nur eine Minute an der geöffneten Thüre oder innerhalb der Wohnung allein zu lassen, um etwa der Herrschaft Meldung zu geben, so wird schnell in Wachs ein Abdruck vom Schlosse genommen, und vielleicht auf der Stelle ein silberner Löffel, oder was sonst zu erwischen ist, eingesteckt. Es ist mehr als schmerzlich, daß Vertrauen und Wohlthätigkeit, der wir sonst in jeder Weise das Wort reden möchten, um des Mißbrauches willen, der mit ihnen getrieben wird, in nothwendige Schranken sich zurückziehen und daß wir zur Sicherung des Hauses dasselbe in eine Art Vertheidigungszustand setzen müssen. Aber für viele Fälle ist das in der That unerläßlich. Mägde sollten die strenge Anweisung von ihrer Herrschaft erhalten, daß sie zweifelhafte Leute niemals ohne weiteres die Küche oder ein Zimmer betreten lassen, und daß sie, falls dies dennoch geschähe, dieselben unter keinen Umständen auch nur einen Augenblick allein lassen. In jeder Küche müßte eine Klingel sein, durch welche die Magd in solchen Fällen der Herrschaft, falls sie einen Zudringlichen nicht allein los werden kann, ein Zeichen zu geben im Stande ist. Und auf dies Zeichen müßte womöglich eine männliche Person sofort der Magd zur Assistenz erscheinen, nicht die Frau, am wenigsten ein Kind, damit schnell, verständig und energisch erledigt werde, was zu erledigen ist. Bittende frage man nach Namen und Wohnung, und ziehe dort Erkundigung nach ihnen ein, dann wird man nicht nur vor Täuschungen sich möglichst sicher stellen, sondern, wo wirkliche Noth vorhanden ist, in ganz anderer Weise zu helfen im Stande sein, als mit dem Almosen, mit dem der Bettler abgefertigt wird. Für alle Fälle ist es zweckmäßig, wenn Leute der erwähnten Art auf der Stelle die Erfahrung machen, daß ein Mann im Hause ist. Sehr zu empfehlen ist übrigens die Art kleiner Glasgucker an den Thüren, die, ohne daß die Sicherheit der Thüre irgendwie gefährdet wird, es möglich machen, sofort zu constatiren wer draußen ist, wenn die Hausklingel gezogen wird; und ebenso die kleinen Ketten an der Innenseite der Hausthüre, die von der Wand zur Thüre reichend, ein theilweises Oeffnen der Thüre möglich machen, ohne daß der draußen Stehende eindringen ist im Stande wäre. Aber diese Ketten dürfen nicht schwach und müssen sicher befestigt sein, sonst werden sie gelegentlich von gewaltthätiger Hand gesprengt. Man darf auch, im Vertrauen auf sie, die Thüre nicht unverschlossen lassen, wenn man es nicht erleben will, daß ein auf Diebstahl abgerichtetes Kind die Thüre öffnet und, falls gerade niemand gegenwärtig ist, unter der Kette durchkriecht und nach vollzogener Auskundschaftung oder nach vollzogenem Diebstahl ebenso wieder verschwindet.

Selbstverständlich kennt der Gauner alle Jahrmärkte und Messen, denn sie bieten ihm zu seinen Geschäften die beste Gelegenheit, und jeder Eisenbahnzug, der zur Frankfurter oder zur Leipziger Messe Scharen von Kaufleuten hinführt, bringt auch die Scharen der Diebe, wie die der liederlichen Frauenzimmer mit, die häufig mit einander zu gemeinsamen Geschäften sich die Hand bieten. Welch eine verhängnißvolle Rolle gerade jene Frauenzimmer dabei spielen, wollen wir hier nur andeuten; ausführen dürfen wir das an dieser Stelle nicht. Ebenso wie die Messen, kennt der Spitzbube auch die Hebungs- und Zahlungstermine, zu welchen Pächter, Förster, Kassenführer und andere Beamte größere Summen bereit halten; er weiß auf Woll- und Kornmärkten, welche Banquiers vorzüglich viel Geld zum Zahlen stehen haben und wer davon Geld mit in die Heimat bekommt; er erspäht, wer mit der Post und den Dampfschiffen Conianten empfängt und weiß wo eine Hochzeit nahe ist und wo die Aussteuer dazu liegt. Hat er selbst das nicht ausgekundschaftet, so haben es seine Genossen und Bekannten gethan, meistens am Orte oder in der Nähe wohnende Gaunerwirthe, alte, abgestumpfte, zum Stehlen nicht mehr taugliche Subjekte und deren Sippschaft. Mit Sorgfalt wird dann erspäht, wie viele männliche und weibliche Bewohner das zu bestehlende Gebäude hat, wie die Tagesordnung dort ist, wenn man zu Mittag speist und ob man Abends frühe oder spät zu Bette geht, ob unruhige kleine Kinder in der Familie sind, oder alte Leute, die an Schlaflosigkeit leiden; ob Widerstandswaffen zur Hand sind, wo die Schlafzimmer liegen, wo Knechte und Mägde schlafen, ob Hunde im Hause oder in dessen Nähe sind, ob und was für Nachtwächter am Orte sind, ob junge oder alte, u. s. w. Man meine auch nicht, daß der Auskundschaftung eines Diebstahls die Ausführung desselben immer auf dem Fuße folgt; oft liegt lange Zeit zwischen beiden, bisweilen verstreichen Jahre, damit jeder Verdacht schwinde. Man ersieht sich eben den rechten Zeitpunkt. Um so vorsichtiger muß man sein.

Schon oben erwähnten wir, daß beim Baldowern häufig in indirekter Weise ein Anfang des Diebstahls gemacht wird; man nimmt einen Wachsabdruck von einem Schlüssel oder vom Schlüsselloch; ist die Gelegenheit gut, so zieht man auch einen Schlüssel ab und nimmt ihn mit. Von irgend einem Fenster wird ein Ueberfallhaken abgehängt, eine zum Einsteigen gelegene Fensterscheibe wie durch Zufall oder Ungeschicklichkeit eingestoßen, damit man bald darauf den frischen Kitt der neu eingesetzten Scheibe um so leichter mit dem Messer lösen könne; ein Hund wird vergiftet, Entfernungen werden mit dem Auge oder Schritte gemessen. Zu möglichster Sicherung des Unternehmens wird unmittelbar vor Ausführung des Diebstahls ein Genosse der Schandthat abgesandt, um noch einmal genau nachzusehn und die Situation zu prüfen. Durch einen Scheinangriff wird erprobt, ob kein Hinderniß im Wege steht; es wird leise an Fenster, Thüren oder Wand geklopft, ob niemand wach ist, ob kein Hund bellt. Steht alles gut, so wird rasch Hand aus Werk gelegt; steht es bedenklich, so hat man die Möglichkeit des Rückzugs. Natürlich sucht man denselben zu decken. Es werden ein oder mehrere Posten ausgestellt, um jede Störung fern zu halten. Diese Posten stehen versteckt oder offen. Nähern sich Menschen, von denen eine Störung zu gewärtigen ist, so werden dieselben, wenn es möglich ist, durch Unterhaltung beschäftigt oder mit List auf einen andern Weg gelenkt. Dienstmägde sucht man bisweilen am andern Ende des Hauses in irgend ein zärtliches Gespräch zu verwickeln, bis die That ausgeführt ist und man sich in unbefangenster Weise entfernt. Ist Noth an Mann, dann wird ein verabredetes Zeichen gegeben, mit Schnalzen, Rufen, Pfeifen oder wie sonst, und eiligst die Flucht ergriffen. Man sieht, es ist ein vollkommener Krieg, der gegen die Gesellschaft und ihre Sicherheit geführt wird, und darum gewinnt die verwerfene Macht, die diesen Krieg führt, in so vielen Fällen die Oberhand, weil man ihre Taktik nicht kennt und sorglos sich ihr selber in die Hände liefert.

In den obigen Charakteristiken sind wir zum Theil den lehrreichen Darstellungen des Verbrechens gefolgt, die Dr. Avé-Lallemant in seinem Werke vom „deutschen Gaunerthum“ gibt (4 Bände, Leipzig 1858). Dasselbe liefert sehr werthvolle Beiträge zur Gesellschaftskunde unseres Volkes und verdient nicht nur von denjenigen gekannt zu werden, die durch ihren Beruf mit jenen Entartungen und Nachtgestalten des Lebens in Berührung gebracht werden. Aber selbst auf festem und sittlichem Grunde steht, wird auch solchen Erscheinungen gegenüber weder der Trostlosigkeit eines absoluten Mißtrauens, noch der Hoffnungslosigkeit verfallen, sondern vielmehr in den Ernst der Frage hineingeführt werden: wie ist solches schmachvolle Verderben zu überwinden?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein dankbares Volk.

Von **Conrad Bleibtreu.**

Am 10. October v. J. herrschte unter den mehr als 100000 Einwohnern von Cork, der zweiten Stadt Irlands, eine ungewöhnliche Aufregung. Tausende und immer neue tausende von Stadt und Land, festlich gekleidet, fluteten durch die Straßen und Gassen der altirischen Stadt nach der vornehmsten und belebtesten, der St. Patrickstraße und zwar nach der Stelle hin, wo die schöne St. Patrickbrücke sich mit drei steinernen Bogen über den zwischen hohen Ufern hinfließenden Lee schwingt. Hundert Schritte von dieser Brücke, über welche die meisten Fremden in die Stadt kommen, wartete ein endlich vollendetes Standbild auf seine feierliche Enthüllung, zu dem tausende von festlich gekleideten Leuten aus der Nähe und Ferne wallfahrteten.

Es war das Standbild eines einfachen katholischen Ordensgeistlichen, des Paters Theobald Mathew. Die Leser des Daheim kennen den Mann aus der mit einer so wohlthuenden Herzenswärme geschriebenen lebensvollen Schilderung Julius Rodenbergs*), des gründlichen Kenners von Land und Leuten in Irland, der grünen „Insel der Heiligen," die er von einem Ende zum andern mit dem scharfen Blick poetischer Anschauung und theilnehmender Liebe durchwandert hat. Da hören wir von dem treuen Sohne Alt-Irlands, der sein so reich begabtes und doch so elendes, neben manchen andern sittlichen und socialen, unverschuldeten und verschuldeten Schäden in unersättlicher Trunksucht entsetzlich verkommenes Volk so heiß und beständig bis zu seinem letzten Athemzuge geliebt hat. Hundertausenden ist dieser edle Mann durch seine volksthümlich gewaltigen, von der feurigsten Menschenliebe überströmenden Predigten wider den Branntwein ein Aufweder und Führer zu einem neuen Leben in Gottesfurcht, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Zucht geworden. Freilich haben sehr viele das Gelübde auf die Dauer nicht gehalten, das sie einst in dem allgemeinen Sturm der Begeisterung, welcher das leichtbewegliche und entzündliche Irenvolk ergriff, in die so gern ausgestreckte Hand des Mäßigkeitsapostels ablegten, aber doch hat er im ganzen Lande, das er Jahre lang rastlos mit unbedecktem Haupte in Hitze und Kälte, in Sturm und Regen, auf wohlbekannten Pfaden über Berg und Thal, durch Haiden und Moräste durchpilgerte, unauslöschliche Segensspuren hinterlassen und zu der unleugbaren socialen und sittlichen Erhebung des Irenvolks wesentlich beigetragen. „Man kann," sagt Kohl, der 1842 Irland bereiste, „eine solche Veränderung den schwarz in weiß durch Pater Mathew bei ganz Irland annehmen."

Mathew stand 1838, damals 48 Jahre alt, in Cork an einer kleinen Kirche als Geistlicher. Hier, in einer ächtirischen Stadt mitten im Strom und Sumpf ächtirischer Sünde und Noth, fing er im April desselben Jahres an, gänzliche Enthaltung vom Branntwein — und weil er es unter den dortigen Verhältnissen für nothwendig hielt — auch von Bier und Wein zu predigen. Der anfangs verspottete und verlachte, aber unerschütterlich ausharrende Prediger, der nach drei Monaten bereits 500 Leute zur Ablegung des Mäßigkeitsgelübdes gebracht hatte, mußte bald darauf aus seiner Kirche, weil sie die Masse der Zuhörer nicht mehr fassen konnte, in eine große Kirche ziehen, und als diese auch zu klein wurde, auf dem Markte predigen. Nach wenigen Tagen zählte sein Bereiu 50000 Mitglieder.

Darum wurde gerade Cork für die Errichtung des Standbildes gewählt. Cork war aber nur die Vertreterin Irlands, dem Irland setzte dieses Standbild dem uneigennützigsten Menschenfreunde und Wohlthäter, der seit den altersgrauen Tagen St. Patricks, des frommen volksthümlichen Apostels Erins, auf seinen grünen Fluren gewandelt hat.

Es war ein schönes Fest, das am 10. October 1864 in Cork gefeiert wurde. Kein Mißton störte es; es gab an diesem Tage dort keine Parteien, keine Reibungen der verschiedenen religiösen und politischen Richtungen, keine Katholiken und Protestanten, keine Grünen und Orangisten, keine keltischen Irländer und sächsischen Engländer mit ihrem vielhundertjährigen Rassenhaß und Rassenkrieg, sondern nur ein einziges dankbares, fröhliches, festlich gehobenes Volk. „Kein rohes Wort wurde gesprochen, keine Hand zornig aufgehoben, keinem die geringste Beleidigung zugefügt," ruft ein Berichterstatter in einer Corker Zeitung aus, der es aus täglicher Erfahrung weiß, wie schnell des Iren Blut sich erhitzt, wie leicht seine Faust sich ballt und Messer oder Pflasterstein ergreift, wie wild er in seinem Hasse, zumal in seinem Nationalhasse ist. Das Volk, das da in unübersehbarer Menge durch die Straßen wogte, hielt sich bei all der ihm eigenthümlichen unbefangenen Fröhlichkeit, der es sich hingab, doch in anständiger Zucht und Ordnung, in einer Art heiliger Ehrfurcht vor dem großen, verehrten und von allen so herzlich geliebten Todten, dem so viele im Haufen nächst Gott ihr und der Ihrigen ganzes Erdenglück, die Wiederherstellung und Stärkung ihrer einst vom Branntweintrinken zerrütteten Gesundheit, ihr geschertes Auskommen und ihren häuslichen Frieden verdankten. So war denn auch im Festzuge, in den Wimpeln, Flaggen, Bannern der verschiedenen städtischen Gilden und Gewerkschaften 2c., in den Inschriften und Kränzen nichts Unedles; vielmehr machte alles einen würdigen und malerischen Eindruck. Und alle Stände waren hier vertreten, vom Mayor der Stadt in seiner prächtigen Amtstracht an bis zum ärmsten Lastträger; neben den katholischen Priestern sah man anglikanische Prälaten und Geistliche der verschiedenen Dissidentengemeinschaften, die auch dem christlichen Menschenfreunde in der Mönchskutte ihre Huldigung darbrachten. Die Enthaltsamkeitsvereine waren natürlich besonders im Zuge vertreten, und auch aus England waren Abgeordnete derselben übers Meer herübergekommen, sie J. Taylor von London als Abgeordneter der National Temperance League.

Als Pater Mathew am 8. December 1856 starb, hatte man in Irland sofort den Entschluß gefaßt, ihm ein Denkmal zu errichten. Eine aus Männern von allen politischen und kirchlichen Richtungen zusammengesetzte Commission hatte es in die Hand genommen, bald war die erforderliche Geldsumme aufgebracht und der Gemeinderath von Cork stellte jeden beliebigen Platz der Stadt zur Verfügung. Der irische Bildhauer, der das Standbild begonnen, starb über seinem Werke, welches dann Foley vollendete. Das Standbild ist von Erz, acht Fuß mit dem Fußgestell hoch. Pater Mathew ist in dem Augenblicke dargestellt, da er die Menge segnet, der er eben das Mäßigkeitsgelübde abgenommen hat. Die eine Hand hält die Falten des großen Mantels umfaßt, die andere, ein wenig ausgestreckte Hand scheint er zum Segnen erheben zu wollen. Das lange Oberkleid und die enganschließenden „hessischen Stiefel" geben ein getreues Bild der wohlbekannten Kleidung. Vom Gesicht wird gerühmt, daß es Mathew nicht allein treffend ähnlich ist, sondern auch die ihm eigenthümliche, lieblich strahlende Freundlichkeit treulich wiedergibt. Das über neun Fuß hohe Unterstück zeigt am Fries die Worte: „Mathew" und „Apostel der Mäßigkeit," auf der Vorderseite: „Die Huldigung eines dankbaren Volks," auf der Rückseite: „Aufgerichtet während der Mayorschaft von John Francis Maguire, M. P. 1864." An der Seite nach den beiden Fußwegen sind zwei kleine marmorne Trinkbrunnen.

„Was würde der Wunsch unsers lieben Freundes sein," sprach Haughton von Dublin, der Abgeordnete des Irischen Mäßigkeitsvereines, nach der Enthüllung des Standbildes, „wenn es ihm vergönnt wäre, an diesem Tage in unserer Mitte zu weilen? Würde er nicht zu uns allen und zu einem jeglichen von uns insonderheit und durch uns zum ganzen Volke von Großbritannien und Irland sagen: Ich bitte Euch im Namen Gottes und im Namen unsers Heilandes, dessen Nachfolger zu sein Ihr bekennet, ich bitte Euch, die Unmäßigkeit und Trunksucht aus dem Lande zu verbannen. Es ist der größte Fluch, der ein Volk treffen kann. Sie verwüstet das Bild der Gottheit und erniedrigt ihn zu der Stufe der niedrigsten Creatur, die auf Erden umherkriecht. Ihr könnt Euer Land von dieser Sünde und Noth nur dadurch erlösen, daß Ihr die Ursache derselben wegschafft. Die Ursache ist die Trinkgewohnheit des Landes. Verbannt diese Gewohnheit, und Ihr werdet erlöst, wiedergeboren und frei auferstehen, und die Segnungen des Himmels werden überströmend über Euch ausgegossen werden."

*) S. Nr. 11. S. 142.

Digitized by Google

In Klein-Trianon.

Von Georg Hiltl.

Eines Abends (es war im Frühjahre 1774) war die junge Königin Maria Antoinette von Frankreich recht verstimmt. Am Morgen hatte der König ihr einen Lieblingswunsch abgeschlagen. Sie wollte ihrem alten Freunde Choiseul das Portefeuille des Ministeriums, mit Beseitigung Maurepas, zuwenden. Der König Ludwig hatte es verweigert. Er war so gutmüthig, so ehrlich, so treu — aber er war so ungalant. Die Königin liebte so sehr Blumen, reizende Nippessachen und geschmackvolle Möbel; der König arbeitete so gern am Schraubstocke oder Amboß. Maria Antoinette freute sich über eine feine, prächtig blühende oder sanft schimmernde Stickerei, Ludwig lachte aus vollem Herzen über ein ihm gelungenes Berlegeschloß.

Daß er aber dem alten Choiseul ein Portefeuille verweigerte, das fand die Königin doch zu arg. Sie schmollte. An jenem Abend trat der König in das Spielzimmer des Tuilerienpalastes. Er ging auf die stille Gattin zu und faßte ihre Hand, sah ihr gutmüthig lächelnd ins Auge und räusperte sich. Darüber mußte die Königin lächeln, sie merkte, daß ihr Gatte einen Anlauf zur Galanterie nehmen wollte. „Nun?“ fragte sie, „Sire, was ist Ihnen?“ Der König ward ein wenig verlegen. „Sie sind böse auf mich,“ sagte er, „weil ich Ihnen nicht ein Ministerportefeuille geschenkt habe — Pst — läugnen Sie es nicht. Ich weiß es. Sie lieben die Blumen, nun ich habe ein Bouquet für Sie binden lassen.“ Maria Antoinette sah sich betroffen und erstaunt um. Der König lachte. „Sie suchen es vergebens. Es ist ein großes, dickes, mächtiges Bouquet aus vielen tausend Blumen zusammengesetzt, aber es steht noch im Freien unter den Bäumen. Mit einem Worte, Madame: Klein-Trianon gehört Ihnen.“ Ein Freudenlaut entfuhr den Lippen der Königin. War es das Geschenk oder vielleicht noch mehr der Beweis von Zartheit und Liebe des Gatten, der die junge Fürstin so hoch erfreute? Sie strahlte von Glück. Der König voll Freude über seinen gutausgedachten Scherz und die offenbare Ueberraschung seiner Gemahlin sagte kein Wort weiter, sondern ging schmunzelnd zur Thüre hinaus. — Von diesem Augenblicke an gehörte das Lustschlößchen Klein-Trianon der Königin Maria Antoinette.

Klein-Trianon war ein Pavillon in jenem wunderlichen, halb römischen, halb zopfzeitartigen Style erbaut, den die letzten 70 Jahre in Frankreich eingebürgert hatten. Es lag an dem äußersten Ende des Parkes von Groß-Trianon. Das Miniaturpalais bestand aus einem Häuschen, viereckig, jede Seite nur 23 Metres lang; ein Erdgeschoß, darüber zwei kleine Etagen, welche zwischen Säulchen und Pilastern corinthischer Ordnung emporstiegen, eine Terrasse nach Art der italienischen Veranden — das war der kleine heimliche Sitz, das stille Fleckchen Erde bei dem großen, geräuschvollen Versailles: „Klein-Trianon“ genannt.

Wenige Jahre vorher hatte man das kleine anmuthige Haus mit einem reizenden botanischen Garten umgeben. Ludwig XV ließ ihn anlegen und wer sich an den einsamen Ort heranschleichen konnte, der sah zuweilen des Morgens eine fouverbare, prächtig gekleidete Figur, mit abgelebten Zügen, einen hinfälligen, schwanken Greis langsam durch die Mandel- und Akazienhecken schleichen, gefolgt von einem Hofherrn. Dieser elende alte Mann war König Ludwig XV. Er schöpfte hier ein wenig Kraft nach den aufregenden und entnervenden Vergnügungen der durchschwelgten Nacht. Klein-Trianon lag versteckt — niemand gewahrte den hinfälligen Mann, das war ihm willkommen.

Wer heutzutage durch die Alleen und Gänge, durch das Erdgeschoß von Klein-Trianon schreitet, der weile einen Augenblick in stillen, ernsten Gedanken! es ist ein Platz, auf dem eines der unglücklichsten Erdenkinder mit der Krone auf dem Haupte — die schönsten Stunden seines Lebens zugebracht hat. Klein-Trianon war der Ort, wo Maria Antoinette aufathmete — frei von der Last der Etikette — frei von Sorgen — von Kränkungen, bis sie in die Gewebe der Politik und der Ränke verflochten ward, in deren Fäden sie erstickte.

Schnell entstanden auf Befehl der Königin eine Menge der schönsten Anlagen. Der Herzog von Caraman hat diese Arbeiten geleitet. Hier eine Brücke über den murmelnden Bach führend, dort ein kleines, offenes Belvedere zum Frühstücksplatz bestimmt, dann wieder eine schattige Baumgruppe, dann kleine Alleen, die sich durchschneiden und in deren dunklen Windungen verstohlen, nur durch ihr Geschwätz sich verrathend, eine lustige Quelle sprudelt. Hinter dem kleinen Cypressenwäldchen auf dem Spiegel des Sees ein Inselchen; nicht weit davon die Meierei der Königin, mit Krippen und Pfosten von Marmor, mit polirten Thüren und blitzenden Fensterscheiben. So sah das Asyl aus, in welchem die Königin fern von den Augen boshafter Aufpasser und Krittler, im Schoße ihrer eignen Familie sich bergen, leben, glücklich sein wollte.

Ein schöner, lustiger, warmer Sommermorgen! Thautropfen an allen Blumen, Blättern, Gräsern. Durch die halbgeöffneten Jalousien des Schlößchens streift die erquickende Morgenluft. Kein Laut unterbricht die Stille, nur das Summen der Bienen, das Zwitschern der Vögel wird gehört, durch die dunkeln Schattengänge des in tiefer Ruhe liegenden Parkes ziehen noch leichte, weiße Nebelstreifen, der See kräuselt sich in kleinen, silbernen Wellen, die der Hauch des Morgenwindes über die Fläche dahintreibt. Die Uhr in der Meierei, eine in Bronze gefaßte Uhr des Milchstalles aus Marmor, schlägt die achte Stunde.

Eine Glocke ertönt aus dem Gemache der Königin, man hört es dem feinen Klange an, daß der Klöpfel gegen Silber schlägt. Die Garderobenfrau, Mademoiselle Bertin tritt leise in das Zimmer der Königin. Aus den schwellenden Kissen erhebt sich eine der schönsten Frauen ihrer Zeit — noch scheint sie auch eine der glücklichsten zu sein. Während die Bertin der Königin beim Ankleiden behilflich ist, überreicht die erste Dame ihr ein Buch. Darin sind 36 Kleider verzeichnet. Zwölf für die große Toilette, zwölf für die kleine, zwölf für das Haus. Die Königin bezeichnet durch den Stich mit einer Nadel, welche Toilette sie heute anlegen will. Dann nimmt sie ihre Chocolade, dann steigt sie in ein erfrischendes Bad und ruht nach demselben, auf einem Divan hingestreckt, ein Buch in der Hand, wobei sie die Besuche der Aerzte empfängt, die sich nach ihrem Befinden alle Morgen erkundigen müssen.

Zu Mittag neue Toilette — Empfang der Prinzen, der Hofherren und Hofdamen während der Toilette der Königin. Wenn die Frisur begann, öffneten sich die Thüren für die Hofchargen und jeder ging grüßend an der Königin vorüber. Dann die Messe, dann ein Diner mit dem Könige allein — dann wieder neue Toilette, wieder neuer Empfang.

So war das Leben von Versailles. In Klein-Trianon — aber nur für acht Tage — streifte sie es ab, die heitre, lebensfrohe Fürstin. Sie empfängt nicht mehr eine Legion langweiliger Besuche, sie hat niemand zu ihrer Bedienung als die Bertin, sie wählt nicht lange in ihrem Kleidervorrathe umher, ein weißes, einfaches Gewand, ein breitgeränderter Strohhut, unter welchem ihr herrliches Haar üppig hervorquillt, das ist ihre Toilette. Am Arme ihres Gatten oder einer Freundin durchstreift sie ihr kleines, blühendes Reich. Mögen die Tanten des Königs, die alten, bösen Töchter Ludwigs XV ihre Nasen rümpfen, mögen die über Verletzung des Ceremoniels empörten Ritter des Anstandes Zeter schreien, was kümmert das die glückliche Marie Antoinette? sie fliegt dahin über die Wiesen, leicht wie der Schmetterling, den ihre schöne Begleiterin haschen will. Dieses herrliche Wesen, dessen Seele sich in den schönen Augen wiederspiegelt, ist die Prinzessin von Lamballe. Arm in Arm mit der Königin, jeden Zweig mit freudigen Blicken betrachtend, ganz eins mit der verehrten Königin. — Ahnen sie beide nicht, wie die Freundschaft ihnen gegenseitig Verderben bereitet? hören sie nicht das Zischen der Bosheit, die Blitze des Gerüchtes, welche aus dem großen Krater Paris hervorzucken, ein Zeichen des nahen Ausbruches; heute in Form frivoler, boshafter Lieder, morgen in Gestalt beleidigender, bissiger Darstellungen, oder als schamlose Klatschereien erst leiser, dann immer lauter und lauter anschwellend, bis sie schmerzerregend das Herz des Königs treffen? — Nein, sie ahnen nichts. Sie sind ja in dem glücklichen, stillen Klein-Trianon!

Alle, die hieher kommen zur Gesellschaft der Königin, sind eins

Digitized by Google

mit dem Reize des Ortes. Diese Harmonie stört keine Selbstsucht. Die Grafen Coigny, Besenval, Vaudreuil, die geliebte Polignac, und deren Gatte, die Gräfin Chalons, die Marquisinnen von Polastron und vor allem die edle Schwester des Königs, Madame Elisabeth.

Welche heitre Mahlzeiten, welche frohe, belebte Spaziergänge, welche lustige Spiele! Wenn die Königin unter ihre Damen tritt, darf niemand aufstehen oder seine angefangene Beschäftigung unterbrechen. Jeder Zwang ist verbannt. Singt jemand zum Pianoforte oder spielt er eine lustige oder melancholische Weise, tritt Marie Antoinette still näher, rückt sich einen Sessel zurecht, winkt allen Schweigen zu und horcht mit lächelndem Antlitze. Kleine Bälle werden im Tanzsaale veranstaltet. Und Trianon hat auch einen Schauspielsaal. Er ist weiß mit Gold durchzogen. Blauer Sammet bedeckt die Pfeiler und Brüstungen der Logen. Pilaster und kleine Ameretten stützen und tragen die Gallerie. An der Decke öffnet sich der Olymp, ein Gemälde von Lagrenée. Ueber dem Vorhange ist das Wappen mit der Chiffre Marie Anteinettes angebracht, welches zwei Nymphen tragen. Hier spielen oft die ersten Darsteller des Théâtre français, aber noch öfter spielen die Bewohner Trianons die kleinen Stücke der aufstrebenden Dichter. Hier begeht die Königin den Geburtstag ihres Gatten durch Aufführung einer Festoper, hier war es, wo die Mitglieder des Hofes selbst jenes gewaltige Stück, den Vorboten des großen Sturmes: „die Hochzeit des Figaro," darstellten.

Durch die Queralle, welche zu dem Parke von Groß-Trianon führt, schreitet ein Mann in schlichter Kleidung. Er ist in den dreißiger Jahren, trägt einfache, graue Kleidung, einen runden Hut, stützt sich auf einen Knotenstock und zeigt ein sehr heiteres, volles, gutmüthiges Antlitz. Er ist ganz allein, ohne alle Begleitung und marschirt rüstigen Schrittes. Vor dem Parkgitter von Klein-Trianon angekommen zieht er die Glocke. Der Pförtner kommt aus dem Hause — da im Nu ist Bewegung, zwei Lakaien eilen herbei, einige Gartengehilfen treten, die Mützen in der Hand, ehrfurchtsvoll näher — aber der Mann hebt freundlich drohend den Stock. „Pst!" ruft er, „nicht die geringste Bewegung. Wer plaudert oder ruft, den trifft eine Strafe." Alles weicht zurück und der Mann schreitet leise, vorsichtig sich umschauend in die Gebüsche. Er vermeidet es gesehen zu werden und duckt sich bald, bald springt er schnell hinter einen Baumstamm, dann steigt er wieder einen kleinen, verdeckten Hügelweg hinab. So gelangt er endlich an den Fuß einer Anhöhe, von deren Gipfel man den ganzen Park überschauen kann. Diesen Gipfel krönt ein kleiner, achteckiger Pavillon, dessen Wände landschaftliche Bilder und Embleme schmücken. Eine Treppe, deren Stufen Sphinxe bewachen, führt von dem Fuße der Anhöhe bis zum Eingang des Pavillons.

Die Sonne war bereits im Sinken und warf ihren Scheidegruß dem Parke von Klein-Trianon zu, als der Mann vorsichtig die Stufen hinaufschlich. Es gelang ihm unbemerkt oben anzukommen und sich an die Wand des Pavillons entlang drücken, gewahrte er ein reizendes Bild. Auf einer Bank saßen die Königin Maria Anteinette und eine derbe, von Gesundheit strotzende Bäuerin. Die Bäuerin hatte freilich äußerst saubere Kleidung, aber man sah ihr doch die Landbewohnerin an; auf ihrem Schoße, in prachtvollem reichgestickten Kissen, ruhte ein Kind, ein Knäblein, dem die Bäuerin so eben die Brust gereicht hatte. Diese Frau war Madame Poitrine, die Amme des Dauphins, der auf ihren Knieen lag. Die Königin und Madame Poitrine sind mit dem Kinde beschäftigt, sie freuen sich seines reizenden Lächelns, Maria Anteinette berührt mit dem Finger die Lippen des Kleinen, das gewöhnliche Manoeuvre der Mütter, wenn ein Kindchen lächeln soll, die Amme singt gemüthlich das Lied: „Marlborough s'en-va-t-en guerre." Sie ist besonders eingeschult auf die Melodie und ein kleiner Thurm in Trianon hat nach dem Liede der Amme den Namen „Tour de Marlborough" erhalten. Zu den Füßen der beiden spielt ein schönes, kleines Mädchen mit Blumen, Puppen und Bildern. Das war Marie Therese Charlotte, Dauphine von Frankreich, das erstgeborene Kind der königlichen Eltern.

Um die Ecke des Vorsprunges am Pavillon sich biegend betrachtete der Mann das reizende Bild. Rings um die blühenden Gebüsche, Beete und Sträucher, die herrlichen Baumgruppen, die plätschernden Cascaden, in der Ferne das kleine, zierlich-prächtige Haus, die sich wie zu einem Gemälde zusammenschmiegenden Personen der Frauen und Kinder, alles in der herrlichsten Sonnenbeleuchtung in dem tiefen, durch nichts gestörten Frieden der über Flur, Haus und Menschen ausgebreitet lag, machte die einfache Scene zu einer der schönsten, welche die Augen des Lauschers jemals erblickt hatten. Das wundervoll geformte Antlitz der Königin, von flatternden Haaren umspielt, das feine, ausdrucksvolle Oval, ruhte an den rothen, dicken Backen der Frau Poitrine. Um den Dauphin besser betrachten zu können, stützte Maria Anteinette ein wenig ihr Kinn auf die Schulter der Amme. Sie machten beide Bemerkungen aller Art über den Kleinen, endlich mahnte die Königin: „Poitrine, es ist Zeit, der Prinz muß hinein," mit diesen Worten begann sie einen Mantel auszubreiten. Jetzt trat der Mann einen Schritt vor und sagte: „Wollen Sie mich mit ins Haus nehmen? ich bitte um ein Nachtessen." „Ah!" rief Maria Antoinette, „das ist herrlich. Sie sind es, Sire. Mein lieber Herr!" „Papa hier," jubelte die kleine Prinzessin, „ah! Frau Poitrine, das ist schön, nun können wir noch Kegel spielen."

„Ich habe Sie schon eine Zeitlang mit Ihren Kindern belauscht." „Aber wir haben doch kein Geräusch eines vorfahrenden Wagens gehört?" fragte Anteinette. „Ich bin von Versailles aus zu Fuß gekommen. Ich wollte Euch hier überraschen," lachte der König seine Tochter küssend. Die Königin legte erfreut ihren Arm um seinen Hals. Alle drei, Vater, Mutter und Tochter standen, sich die Hände reichend, auf dem Hügel, dicht daneben der kleine, schon ungeduldig werdende Dauphin, von der Amme getragen.

Es waren dieselben Personen, die acht Jahre später sich in den finstern Gemächern des Temple-Thurms ebenso innig die Hände drücken sollten. Sie haben so fest zusammengehalten, bis der Tod sie auseinander riß.

Die Königin kehrte zurück mit ihrem Gatten, mit ihren Kindern, das behagliche Schlößchen nahm sie auf. Abends erscheinen die Freunde des königlichen Hauses, Maria Anteinette ist dann die Wirthin. Oft bringt sie eigenhändig Milch aus ihrer Meierei, der Scherz und die Freude erreichen den höchsten Grad, als die Königin mit einem Korbe blendend weißer Hühnereier erscheint und sie mit der Versicherung, daß sie ganz frisch aus dem Hühnerhofe kommen, auf die Tafel setzt. Dann fallen alle, der König zuerst, mit wahrem Heißhunger über die ländlichen Speisen her und loben die hohe Wirthin, ihren Garten, ihre Küche, ihre Weine. Zuweilen speist man auch in dem Parke, im Pavillon oder in dem sogenannten „Dörfchen" (hameau). Diese Stelle des Terrains von Klein-Trianon hat die Königin durch kleine Hütten, Ställe und ein Kapellchen in ein Dorf verwandelt, hier war es, wo einst die ganze Hausgenossenschaft in ländlicher Kleidung erscheinen mußte. Der König trug das Kostüm eines Müllers, sein Bruder war als Schulmeister gekleidet, die Königin als Pächterin, die Prinzessin Lamballe als Milchmädchen, sämmtliche Damen als Bäuerinnen. Unter einer großen Linde wurde der Tisch servirt und die heitre Gesellschaft belebte das kleine, malerische Dorf. Nichts war hier vergessen, Mühle, Backofen, Scheune — selbst eine künstliche Ruine trug zur idyllisch-poetischen Umstimmung das Ihrige bei. Der Architect Robert hatte sie nach Angabe der Königin erbaut und die veranschaulichte das Bild eines kleinen, verwitterten Herrensitzes. — Wie lange dauerte es und alle diese Häuser waren wirkliche Ruinen geworden, verlassen von ihren Bestern, gleich jenen alten, zerfallenen Burgen am Meeresgestade oder in den einsamen Thälern melancholischer Gebirge!

Je mehr sich der politische Horizont umdüsterte, desto werthvoller ward Klein-Trianon für Maria Anteinette. Schon ist die täglich aufgeregter werdende Menge neidisch über das Glück der Königin. Die Leute, welche ihr Leben, ihr Glück, ihre Ehre antasten wollen, können es nicht dulden, daß ihre Beute sich in dem heimischen, stillen Parke von Trianon birgt. Man verläumdet zuerst den Ort. Man nennt ihn nicht mehr Trianen, man tauft ihn Klein-Schönbrunn, oder Klein-Wien. „Ja — so hat sie ihn benannt —" schreit man, „die Oesterreicherin, die Fremde." Als ob es ein Verbrechen gewesen wäre, nach dem Namen der theuren Heimat ein geliebtes Flockchen Erde zu benennen? — Dann erscheinen Kritiken, Pamphlete der Vergnügungen zu Trianon. „Occupations à petite Vienne." „Lever de l'Aurore." „La reine Etteuiotna (Antoinette) à Nonairt (Trianon). Man wirft aus einem Oeil de boeuf

Digitized by Google

(rundes Fenster) getruckte Schmähungen zu des Königs Füßen nieder und am geschäftigsten in der Versammlung sind die Genossen des königlichen Hauses, diejenigen, denen man keine Einladung für Trianon schickte, weil sie entweder zu langweilig oder zu compromittirt sind. Diese Leute verbreiten die Angriffe in weiter Linie. Abends hört man in den Foyers der Theater, in den Garderoben der Sophie Arnault, der Contat oder Demare Anecdoten und Charakterzüge aus dem Privatleben der Königin. Von hier aus fliegen sie nieder unter das Volk und halfen schieben, zerren, reißen an dem Wagen des Glücks, der bereits bergab zu rollen begann. — Wer richtet über Wahr oder Unwahr jener Beschuldigungen? wer entschleiert die Vergänge, deren Heldin Maria Antoinette sein sollte? Es ist verborgen geblieben in der Nacht der Jahre und niemand kann die Fallen lüften, die Bosheit und Neid emsig durchdringen und zerreißen wollen, um das Bild der unglücklichen Fürstin häßlich entstellt zu zeigen.

Aber noch ist Maria Antoinette die Herrscherin. Wie ein verwundetes Wild zieht sie sich in Trianons Einsamkeit zurück und sucht ihre Wunde in dem Kreise der Freunde durch heitres Spiel, Lectüre und Musik zu heilen. Hier empfing sie ihren Bruder Joseph II, den König Gustav III von Schweden, Caroline von Neapel, hier hörte sie die Vorlesungen der Gelehrten und nahm die Besuche Franklins und Lafayettes entgegen.

Ein solcher Besuch war im Jahre 1782 in Trianon anwesend. Es waren der Großfürst Paul von Rußland, später Kaiser Paul I, und seine Gemahlin, die Prinzessin von Würtemberg unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin von Nord an den französischen Hof gekommen. Die einfache Liebenswürdigkeit Pauls hatte dem Könige weit besser zugesagt, als Josephs II moderne Philosophie. Maria Antoinette zögerte nicht, dem großfürstlichen Paare Trianons Miniaturherrlichkeiten zu zeigen. Sie gab ein glänzendes Fest, Illumination des Gartens, des Sees; herrliche Musik, Oper und Tanz. Aber der Großfürst schien den stillen Aufenthalt in Trianon dem geräuschvollen Festesglanze vorzuziehen und lud sich selbst einige Male ganz en famille bei der Königin ein. Am 10. Juni war wieder Souper in Trianon und nur die bewährtesten, zum Familienkreise gehörenden Freunde waren geladen. Der Eintritt in das Schlößchen geschah über eine kostbare Marmortreppe, von hier aus gelangte man in das Vorzimmer, dann in den Speisesaal. Dieser Raum war mit Zierrathen aus geschnitztem Holze überdeckt und geschmückt; sie stammten noch aus den Zeiten Ludwig XV. Es folgte dann der kleine Salon der Königin, dessen seidne Tapeten vielfache Gruppen von Instrumenten, Flöten, Guitarren, sowie Masken und Guirlanden, aus vergoldetem Holze gefertigt und auf die Tapete gelegt, trugen. Man trat von hier aus in den großen Salon, dessen Wände die Attribute der Wissenschaften zeigten. Ringsumher liefen Festons von Lorbeer- und Epheublättern, überall schütteten kleine Genien Hörner des Ueberflusses aus, und die Pilaster bildeten Köcher, Pfeil und Bogen Amors. Eine kleine Thür führte in das Schlafgemach der Königin. Es war mit grüner Seide ausgeschlagen, das Bett verschwand unter einem Nebel von seidenen Spitzen. Schwere Vorhänge mit Fransen von Granatinseide umschlossen die Ruhestätte der Königin.

Am 10. Juni war die Gesellschaft beisammen an den Speisesaal gefesselt. Großfürst Paul, seine Gattin, der König, die Königin, Graf Artois, kurz alles, was den engeren Familienkreis bildete, saß um die prächtig servirte, wohlbesetzte Tafel der Königin.

Draußen war es längst dunkel geworden, der Mond stieg herauf und goß sein mildes Licht durch die hohen Fenster von Klein-Trianon. Die Königin hatte Befehl zum Abräumen der Tafel gegeben, denn da der Raum in dem Schlosse beschränkt war, ging man gewöhnlich nach der Tafel in den Salon, trank dort Kaffee, während dessen trugen die Diener die Tafel hinweg und man kehrte, wenn es sonst beliebt ward, in den Eßsaal zurück. Großfürst Paul benutzte in der That seinen Aufenthalt in Paris vortrefflich, er wollte alles kennen lernen. Jedes Gespräch interessirte ihn, jeder Persönlichkeit von Bedeutung oder einigem Rufe suchte er sich zu nähern. Namentlich fesselte ihn stets Herr von Besenval, der zu den Auserwählten in Trianon gehörte. Besenval, Baudreuil und Adhemar bildeten die Grundlage der Unterhaltung der Gesellschaft. Heute Abend war Besenval besonders gesprächig. Er erzählte so vielerlei aus seinem bewegten Leben, er wußte über jedes Bild, jede Nippessache in Trianon eine pikante Anecdote mitzutheilen. Besenval war ein Mann von 67 Jahren, aber so heiter, jugendfrisch und liebenswürdig, daß man ihm seine weißen Haare kaum zutraute.

Großfürst Paul hatte den Arm des unterhaltenden Gastes ergriffen und beide spazierten in dem Eßsaal auf und ab, während die übrigen Anwesenden sich gruppenweis über Tagesneuigkeiten besprachen. Inmitten der Wanderung blieb Paul vor dem Kamin stehen und heftete seine Augen auf ein kleines in reichgeschnitztem Rahmen befindliches Porträt, welches unter mehren anderen Gegenständen den Simms des Kamins zierte.

„Wer ist doch diese Dame?“ fragte Paul, „ich habe das Bild schon öfter gesehen, kann mich aber nicht darauf besinnen.“ „Oh!“ entgegnete Besenval, „das ist die Prinzessin von Montpensier, die große Madame, die unglückliche Glückliche“ „Die den Grafen Lauzun heirathete!“ „Dieselbe, Herr Graf.“ Der Großfürst hatte ausdrücklich gewünscht, nur Graf titulirt zu werden. „Ein Prototyp unglücklicher Ehen,“ rief die Königin näher tretend. „Ich habe noch ein Besteck aus schwerem Silber,“ sagte Besenval, „ein Pathengeschenk des Herrn von Lauzun für mich. Er sollte mich aus der Taufe heben, aber seine Kränklichkeit hinderte ihn daran.“ „Er war leidend?“ „Allerdings, Herr Graf. Die Kerkerluft von Pignerol hatte seine Gesundheit für ewige Zeiten zerrüttet.“ „Ja, es war zu hart, diese Strafe für einen verliebten Leichtsinn,“ warf der König ein. „Leider waren damals die Zeiten nicht besser, Sire,“ seufzte Besenval, „der Graf trieb es allerdings ein wenig arg.“ „Machte denn niemand den Versuch für ihn zu bitten, ihn zu retten?“ fragte Paul. „Das erstere war bei Sr. Majestät König Ludwig XIV schwer,“ antwortete der König, „das zweite wäre wohl unmöglich gewesen, denn Pignerols Kerker schlossen so fest wie die Bastille.“ „Sire,“ entgegnete Besenval, „es wäre sehr leicht gewesen, den Grafen zu retten, hätte man die Hilfe einer Dame in Anspruch genommen.“ „Einer Dame?“ fragte der König. Alle wiederholten die Frage. „Sie wollen damit sagen, daß Lauzun bei dem schönen Geschlecht sehr beliebt war und daß zu jener Zeit durch die Damen allerlei bewerkstelligt wurde.“ „Um Vergebung, Sire. Es war eine Dame, die in gar keiner Beziehung zu Lauzun, vielleicht nicht einmal zum Hofe stand, die aber gewisse Künste trieb, für deren Kenntniß in Spanien beispielsweise noch heute der Scheiterhaufen lohnt.“ Man ward aufmerksam; jeder ahnte eine pikante Anecdote. „Sie scherzen,“ sagte Paul. „Ja,“ lachte Ludwig, „es ist nun ein Mal wieder Mode, die geheimen Kräfte zu citiren. Aus Paris meldet man allerlei, Magnetismus oder Mesmerismus. Aber die Gesichter der Damen werden finster, weil ich mit meinen Zweifeln eine gute Anecdote anhalte, die gegen uns herankommen soll. Erzählen Sie immerhin, Besenval. Ich glaube alles.“ Man nahm Platz und richtete die Augen auf Besenval, der sich leicht vor dem Könige verbeugte. „Ich habe die Sache zwar von Hörensagen, allein die Person war mir sehr wohl bekannt. Ich lernte sie ein Jahr vor dem Tode des Herzogs von Berwick kennen, sie war damals 110 Jahr alt.“ Alles staunte. „Es ist das nicht so sehr zu bewundern, meine Herrschaften,“ meinte Besenval, „die Alten Herren und Damen aus dem vergangenen Jahrhunderte hielten sich wacker,“ er lächelte, dabei auf seinen Kopf deutend. „Auch heutzutage gibt es Leute, die 100 Jahre alt werden wollen. Selbst Graf Lauzun erreichte trotz seines harten Gefängnißlebens das Alter von 88 Jahren. Das Wunderbarste an der ganzen Sache ist nur, daß jene Dame vielleicht gar nicht gelebt ist. Man hat wenigstens nie gehört, wohin sie verschwunden. Als ich sie, noch in meinem Jünglingsalter stehend, kennen lernte, wollten hochbetagte Leute sie schon längst gekannt und von ihren Eltern gehört haben, daß man die Frau von Caument la Force, Dame de Brien, bereits vor langen Jahren als ziemlich alt bezeichnet habe. Sie war eine Verwandte Lauzuns und als der Graf im Jahre 1671 gefangen gesetzt ward, geschah Folgendes: Graf Lauzun stand wie mit so vielen Damen, so auch mit der Herzogin von Monaco in sehr genauen Verbindungen. Kurz nach seiner Arretirung saß die Herzogin eines Tages in Gedanken versunken, was ihr übrigens selten begegnete — denn sie liebte Zerstreuung — in ihrem Boudoir. Plötzlich öffnete sich die Thüre. Die Herzogin hob erstaunt den Kopf; kein Diener hatte jemand gemeldet. Sie erblickt eine Dame sich gegenüber, deren Anzug ihre höchste Verwunderung erregte. Ein türkischer Shawl umgab die Schultern, das Haupt bedeckte ein Reithut aus der Zeit Anna von Oesterreichs, das Kleid war ziemlich modern und die Atlasschuhe

Digitized by Google

zeigten kostbare Perlenstickerei. Auf ihrem Arme trug die seltsame Frau einen weißen Hund von der Art, wie sie der Maler van Dyck auf den Bildern König Karls I anzubringen pflegte. Die Fremde nahm ohne weitere Umstände einen Sitz und ließ sich der Herzogin gegenüber nieder. „Madame," sagte Frau von Monaco, „darf ich fragen, woher Sie kommen?" „Gleichgültig, ich bin da." Die Herzogin betrachtete aufmerksam das alte, aber dennoch sehr feine interessante Gesicht der Dame. „Sie haben doch jedenfalls Ihren Wachthaus, dessen Bewohner bestochen sind, auf den Wall kommen, unten soll sein Diener mit Pferden und Leitern, begleitet von einigen Freunden, ihn erwarten. — —" „Aber um des Himmels Willen," rief die Herzogin, „Madame, Sie sprechen das so laut. Denken Sie, meine Diener haben keine Ohren?" Die Fremde erhob sich, rollte die Augen, reckte den Hals und schwieg eine Weile, dann murmelte sie einige Worte, die wie hebräisch klangen, machte verschiedene Zeichen nach den vier Himmelsgegenden zu in die Luft und setzte

Namen gesagt. Weshalb hat man Sie nicht gemeldet?" „Sie werden sich später überzeugen, Frau Herzogin, daß dies nicht nur unnöthig, sondern sogar unmöglich war." „Sie wünschen?" „Nichts für mich. Nur zuerst eine Frage, die ich bitte, mir ohne Umschweife zu beantworten, denn ich habe Eile: Lieben Sie den Grafen Lauzun?" „Welche Frage! — ja. Ich habe keinen Grund diese Neigung zu verbergen, obgleich der Graf ein Gefangener ist." „Wollen Sie ihn retten?" — Die Herzogin sprang empor. „Madame, wer sind Sie? etwa eine Spionin des Herrn von Louvois? Sie wollen dem Grafen Fallstricke legen." Die Dame nannte statt aller Antwort ihren Namen. „Sie können mir glauben," fuhr sie fort, „Lauzun ist in diesem Augenblick beschäftigt unter der dritten Diele seines Gefängnißzimmers ein Loch zu graben. Er gedenkt in das darunter liegende Gemach zu kommen, von wo aus die Flucht leichter wird. Ist er glücklich im Hofe, so will er durch das sich wieder. „Jetzt können wir so laut sprechen als wir wollen," sagte sie, „niemand hört uns. Ihre gesammte Dienerschaft liegt im tiefen Schlafe. Auf solche Weise bin ich auch zu Ihnen gekommen."

Die Herzogin von Monaco ward unruhig. „Fürchten Sie nichts, Madame," sagte die unheimliche Frau, „ich bin mit guten Mächten ebenso verbündet als mit bösen. Sie können sich wohl denken, daß dies Mittel ausreichend ist, um Lauzun zu befreien. Was er allein unternimmt, mißglückt ihm. Sie werden es sehen. Blut und Tod wird in Pignerol bald zu finden sein." „Aber wenn Sie Lauzun retten können wozu bedürfen Sie meiner?" fragte die Monaco. „Sie müssen mich begleiten. Es liegt einmal in der Natur meines geheimnißvollen Experimentes, daß ein Wesen, dem sein Herz gehört und das ihn wieder liebt, in der Nähe sein muß. Wollen Sie?" Die Monaco bejahte.

Digitized by Google

„Gut, Sie sollen weiter von mir hören.“ Die Dame erhob sich. Die Herzogin neugierig zu erfahren wer die Alte sei, begleitete sie und dem Zimmer, um ihr einen Diener nachzusenden. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie ihre sämmtlichen Domestiken, männliche sowohl als weibliche im tiefsten Schlafe liegend und laut schnarchend fand. Die alte Dame wies lächelnd auf die Schläfer und rauschte zum Hause hinaus. Kaum war sie vor der Thür, als die Bedienten erwachten. Sie hatten nicht das Geringste vernommen. An der Flatterhaftigkeit der Frau von Monaco scheiterte das Experiment. Sie hatte in kaum acht Tagen Lauzun vergessen, und die Alte fand schwerlich ein so treuliebendes Herz, als sie es brauchte, über ihre Prophezeiung traf ein. Lauzunz Fluchtversuch ward entdeckt, sein Diener, gehängt, ein Genosdarme erschossen, er selbst in die Kellergewölbe gesperrt. Ich dächte wohl, man hätte ihn retten können, wäre die geheime Kraft der Alten genützt worden.“

Die Gesellschaft ward nachrenkend. Besenval hatte mit größter Ruhe gesprochen. „Und Sie haben die Dame gekannt?“ fragte Paul. „Gewiß. Viele meinten es sei die berüchtigte Marion de l'Orme, die unter Richelieu eine so bedeutende Rolle spielte und von der behauptet wird, sie sei eine Art ewiger Jude.“ „Nun,“ fragte die Königin, „ist Ihnen denn außer jener Zeit die räthselhafte Frau nicht wieder vor Augen gekommen?“ „Doch, Majestät.“ „Und wo?“ fragte der König.

„Hier, Majestät,“ sagte Besenval plötzlich aufstehend. Unwillkührlich sprangen alle empor.

„Hier?“ „In diesem Zimmer. Es war im Jahre 1739, als ich die Ehre hatte, einem der nächtlichen Soupers Sr. Majestät Ludwigs XV beizuwohnen zu dürfen. Als man speisen wollte, gab der Monarch ein Zeichen und aus der Vertiefung stieg die wohlbesetzte Tafel empor. Sehen Sie, hier war es.“ Er deutete auf den Fußboden und man sah genau die Fugen einer Versenkung. Es war die Maschinerie zu jenem berüchtigten Tische, den Loriot erfunden hatte und der aus der Tiefe heraufstieg, wenn König Ludwig XV mit seiner nächtlichen Gesellschaft ohne Zeugen speisen wollte. Die Königin ward verlegen und blickte den Großfürsten verstohlen an. „Hier also sahen Sie die Dame wieder?“ „Ja, Herr Graf. Sie stieg mit dem Tische zugleich herauf und rief: Wehe! Niemand wagte sie anzutasten und sie verließ das Gemach durch jene Thüre dort. Als wir zur Besinnung kamen, wußte keiner der Anwesenden, wo sie geblieben. Alle Nachforschungen waren vergeblich. Wahrscheinlich hatte sie die Dienerschaft eingeschläfert.“

Besenvals Erzählung machte den Aufenthalt im Etsaale unheimlich. Die Blicke der Gesellschaft hafteten fortwährend auf der Versenkung, durch welche der Tisch heraufgestiegen war.

Die Königin bemühte sich, durch heitre Scherze die Unterhaltung wieder in Gang zu bringen. „Eigentlich,“ lachte sie, „ist es recht zu bedauern, daß die geheimnißvolle Kraft nicht erblich gemacht werden kann. Man könnte sich viele langweilige Menschen dadurch entfernt halten oder ihnen ein Vergnügen bereiten. Meinen Sie nicht, Besenval?“ „Und wer sagt Ew. Majestät so gewiß, daß diese Kraft sich nicht vererbt habe?“ fragte dieser dagegen. „Sie halten es für möglich?“ „Wenn einem Wesen solche Macht innewohnte, weshalb soll ein zweites nicht damit begabt werden können? Ich halte es für möglich. Wer steht Ihnen gut dafür, daß die Frau Caumont de Brien nicht in der nächsten Minute durch jene Thüre ins Zimmer tritt!“ Betroffen sah alles nach der bezeichneten Stelle. Besenval lachte. „Es wird nicht sein,“ beschwichtigte er. „Aber es gibt doch wohl Menschen, denen keine Pforte widersteht.“

„Ja, die Cartouches,“ rief der König. Man lachte. „An andere Geister werden die Herrn Voltairianer unsrer Zeit doch wohl nicht glauben.“ „Nein, Sire,“ warf Graf Adhemar leicht hin. „Der Mysticismus liegt in der heutigen Luft.“ „Vielleicht ist es eine Gewitterschwüle,“ seufzte der König.

Man sprach noch viel über das angeregte Thema. Als aber die Uhren Mitternacht schlugen, rollten die letzten Wagen der Gäste durch die Alleen von Trianon. Das war Haudregel. Um 12 Uhr Nachts war es still im Schlößchen, wenn nicht besondere Feste die Geladenen länger beisammen hielten, oder der König mitten in einer Partie Billard begriffen war.

Die majestätische Stille der Nacht, die Wärme, das volle Mondlicht, dessen Strahlen durch die Zweige des prachtvollen Gartens fielen und phantastische Schatten auf den Erdboden zeichneten die Aufregung der Gesellschaft — dies alles bewog die Königin der Prinzessin von Lamballe zuzuflüstern: „Kommen Sie, Louise! die Nacht ist wunderschön. Machen wir noch einen Gang durch den Park.“ Die Bertin mußte Shawls herbeibringen, die Damen drückten die Hüte auf ihre Locken und stiegen die Treppe hinab, welche vom Schlosse in den sogenannten französischen Garten führte. Sie athmete hoch auf. „Wie reizend ist diese Nacht,“ sagte die Prinzessin sich an einer kleinen Quelle niederlassend, die aus der Urne eines marmornen Flußgottes hervorsprudelte und im Mondlichte wie aus tausenden von Funken zusammengesetzt schien. „Die Hitze im Salon war erstickend,“ seufzte Maria Antoinette sich ebenfalls setzend. „Stieg mir das Blut zu Kopfe, als Besenval seine wunderliche Geschichte erzählte, oder war es das Feuer der Unterhaltung — genug ich sehnte den Augenblick herbei, wo ich ins Freie konnte.“ Sie reichte der Prinzessin den Arm, beide Damen verschwanden in der Cypressenallee, welche auch hin und wieder durch langästige Beimuthsfichten bestanden war. Sie gingen bis zu der englischen Anlage, hier überschritten sie eine kleine Brücke, ihre zarten, schlanken Gestalten glichen den Lichtelfen, die der Mondschein zum Tanze lockt. Sie lehnten über das Geländer und die Königin warf kleine Steinchen in die Flut und erfreute sich an den blitzenden Ringen, die immer weiter und weiter sich ausdehnten, bis sie zuletzt in nichts verschwammen. Wassermücken tanzten wie kleine Sprühfunken auf der Fläche, Nachtfalter schwirrten und aus der Ferne ließ sich, vermischt mit dem Zirpen der Grillen, der leise Klang einer Zither vernehmen. Die Königin schwelgte in dem Genusse dieser stillen Reize der Natur. Die Nachtpromenaden waren ihre Leidenschaft. Ihnen verdankte sie manche boshafte Nachrede; viele Gerüchte suchten in dieser Liebhaberei einen Stützpunkt zu finden. Nachdem die Damen eine Zeitlang das stille Monbscheinbild betrachtet hatten, lenkten sie ihre Schritte zur Grotte. Dieser Platz war mit Cascaden, Statuetten und Pflanzen geschmückt, hohe Tropfsteinsolsen bildeten eine künstlich geformte Höhle.

„Setzen wir uns hier einen Augenblick,“ sagte Maria Antoinette. „Das Geplätscher des Wassers hört sich gar zu reizend an.“ „Es ist ein wenig dunkel und kühl,“ wendete die Prinzessin ein. „Die Grotte ist schöner am Tage. Ich habe ein Gefühl der Unbehaglichkeit und leichte Schauer überkommen mich.“ „Närrchen,“ lachte die Königin, „sollten Sie etwa die, alte Dame Besenvals in der Nähe wittern?“

„Nicht doch, theure Antoinette, aber — —“ „Aber — pah. Gut, wenn Sie nicht in die Grotte gehen wollen, so setzen wir uns vor dieselbe, dorthin an den Rand des Bowling-green neben eine meiner schönen Postamentfiguren von Boucharbon.“ Sie gingen auf die Statue zu. Plötzlich blieben beide stehen. „Was war das?“ fragte die Königin. „Bemerkten Sie es auch, Antoinette?“ „Der Schatten der Figur bewegte sich lebhaft.“ „Still, lassen Sie uns ruhig betrachten. Wir sind wohl aufgeregt. Der alberne Besenval mit seinen Märchen.“ „Nein — sehen Sie da — es bewegt sich wieder, der Schatten wird länger.“

Während die Damen ängstlich, gespannt auf die Stelle blickend, furchtsam nicht weiter zu schreiten wagten, trat hinter dem Postamente eine dunkle Gestalt hervor. Sie war von hohem Wuchse, hatte eine schwarze Kapuze über den Kopf gezogen, mit langen gespenstischen Schritten näherte sie sich den Damen, welche sich zusammenrückten. Das Mondlicht verlängerte die Dimensionen, die Abgelegenheit des Ortes, das unerklärliche Gebahren des nächtlichen Wanderes machten einen furchterweckenden Eindruck auf die Prinzessin. „Es ist ein Gespenst aus den Zeiten des alten Hofes. Lassen Sie uns beten!“ flüsterte sie.

Immer näher kam die Gestalt. „Es ist Einer, dem kein Riegel widersteht, Antoinette. Ein furchtbares Wesen.“ Die Gestalt stand stille. Ein leises Räuspern ertönte. „Ah,“ sagte die Königin. „Hören Sie? es ist ein Mensch.“ „Ich bin Königin von Frankreich, haben Sie keine Furcht. Wer sind Sie, daß Sie es wagen, nächtlicher Weile die Gärten der Königin zu durchschleichen?“ rief Maria Antoinette einen Schritt vortretend. „Majestät,“ rief die Gestalt leise. „Antwort! Mensch — wollen Sie rauben? schonen Sie meine Blumen, hier habe ich kein Geld. Kommen Sie morgen Nacht hieher, dort unter der Statue sollen Sie eine volle Börse finden.“ Aber kaum hatte die Königin diese Worte gesprochen, so that die Gestalt einen gewaltigen Sprung. Laut auf schrien die Damen,

Digitized by Google

schon glaubten sie ein Messer blitzen zu sehen, allein die Gestalt lag vor ihnen auf dem Knie. Ein schwarzer Mantel ward zurückgeschlagen, die Kapuze fiel und die Strahlen des Mondes beleuchteten das schöne Angesicht eines Mannes, von dessen Halse eine blitzende Kette herabhing, dessen Finger mit Ringen bedeckt waren. Er breitete seine Arme gegen die Königin aus und rief mit leidenschaftlichem Tone: „Antoinette! Antoinette nur ein Wort! nur einen Blick!“ Als hätte das Messer des Mörders die Brust der Königin durchbohrt, so gellend, so markerschütternd war der Schrei, den sie beim Anblick des enthüllten Gesichtes ausstieß. „Sie sind es?“ rief sie. „Hinaus, mein Herr — hinaus aus dieser friedlichen Einsamkeit, eilen Sie — oder ich vergesse Ihren Stand, ich vergesse, daß ich Frau, daß ich Königin bin. Verweilen Sie keine Secunde länger, denn in wenig Minuten durchstreifen, auf meinen Befehl losgekoppelt, die Hunde der Pikneurs das Gehölz. — Fort, sag' ich und kommen Sie mir nie wieder vor die Augen. Hinweg, Louise!“ Sie zerrte die erschrockene Prinzessin fort und bald waren beide im Gebüsch verschwunden. Der Mann stöhnte, erhob sich und verlor sich langsam in eine der Seitenalleen. — Die Königin stand nicht eher still als bis sie auf der Terrasse angekommen war. Eilig öffnete sie die Thüre, durchlief das Borzimmer und sank in ihrem Salon erschöpft auf den Divan. „Um Gotteswillen, Majestät, reden Sie. Was war es? wer hat es gewagt?“ „Sind wir allein?“ fragte die Königin mit matter Stimme. „Niemand hört uns.“ „Der Freche wagte es — wissen Sie, Louise, wer jene Gestalt war? der Cardinal von Rohan, mein Verläumder am Hofe zu Wien, der dreiste Wüstling, der mich mit seiner Anbetung verfolgt — er war es. Schließen Sie alle Läden und Thüren fest. Gott — wenn Besenval Recht hätte.“

Sie zog eine Glocke, die Kammerfrau trat ein. „Bertin, rufen Sie sogleich Weber. Er soll dem Huissier sagen, daß heute Nacht im Park patrouillirt werden muß.“

Sie küßte die Prinzessin auf die Stirne und zog sich in ihr Schlafcabinet zurück. Der Cardinal von Rohan hatte in jener Nacht einen neuen Versuch gewagt, sich der Königin zu nähern. Seine Leidenschaft verwickelte ihn und die angebetete Frau in die furchtbaren Netze der Halsbandgeschichte. — Das war die erste schlimme Begebenheit, die erste peinliche Scene in Klein-Trianon für Maria Antoinette.

Ein Schuß kracht. — Ein lauter Schrei tönt durch die stillen Höfe des kleinen Schlosses. Aengstlich laufen die Bewohner zusammen. Jedem Lärm Feind und durch die kleinen Räumlichkeiten dennoch Zeugin jeder Bewegung in ihrem Gebiete, eilte auch die Königin an das Fenster. In der Mitte des Hofes stand ein dichter Kreis von Stallleuten, Gärtnern, Lakaien. „Was ist geschehen?“ rief Maria Antoinette. „Majestät,“ rapportirte die Bertin, „Lustalot der Obergärtner hat mit der Flinte nach Spatzen geschossen und unglücklicherweise ist dem Hundewärter aus Versailles der Schuß in die rechte Brust gegangen. Sie bringen ihn schon heran.“ „O! das ist entsetzlich,“ jammerte die Königin. „Schnell die Vorhalle öffnen. Legt den Armen auf die Polsterbank, bis Hilfe herbeikommt.“ Man trug den Schwerverwundeten in die Vorhalle des Schlosses. Er wimmerte leise, fast hatten die Sinne ihn verlassen. Alle liefen durcheinander, der Jäger gab Hausmittel an, die Lakaien verorgten den Stöhnenden mit Wundwasser, die Frauen umwanden ihn mit Tüchern. Unter alle diese rathlosen Leute trat plötzlich die Königin. „Einen Arzt, schnell einen Arzt,“ befahl sie, „ist denn noch niemand zu Pferde? nach Versailles.“ „Majestät,“ entgegnete, der Oberpiqueur, „wer weiß, ob dort so schnell der Doktor gefunden wird, glücklicherweise ist hier ganz in der Nähe ein äußerst geschickter Wundarzt — —“ „Ei! Jerome,“ schalt die Königin, „das sagen Sie erst jetzt?“ „Ja mit Verlaub, es ist der Pferdearzt seiner Hoheit des Herrn Grafen von Artois, der zur Besichtigung der Pferde hergeschickt ist, aber er soll früher Menschen kurirt haben.“ „Lassen Sie ihn gleich kommen.“ Wenig Minuten darauf trat der Arzt in die Vorhalle. Die Königin war in ihre Zimmer gegangen. Die Gestalt des Arztes war klein, fast verkrüppelt zu nennen, wenngleich keine Gebrechen sichtbar waren. Ein unförmlicher Kopf stand auf den Schultern, wie bei den grotesken Figuren einer italienischen Pantomime. Er schritt zu den Kranken; während er den Verband bereitete, schante er um sich: „Ja, ja,“ rief er mit widerlichem Kreischen, Sammet, Seide, Marmor, Gold, Zierathen überall! und hier die wimmernden Kinder des Volkes! um Eure Kirschen den armen, hungrigen Spatzen zu verleiden, werden Menschen erschossen! ja — ja! es wird eine andre Zeit kommen; ich habe es schon gesagt bei dem Unglück am Tage des Einzuges! es kommt eine Zeit, die — —“ Er rollte wild die Augen, vollendete aber mit großer Sachkenntniß seine Funktion als Arzt bei dem Verwundeten, der mit sicherm Verbande, gut behandelter Wunde und nöthigen Anordnungen versehen, fortgetragen ward. In diesem Augenblicke trat die Königin wieder in die Vorhalle. Der Arzt wendete ihr den Rücken und packte sein Verbandzeug zusammen. „Mein Herr,“ redete ihn die Königin an. „Ich habe meinen Dank für Ihre Hilfe abzustatten. Wollen Sie mir wohl erlauben, Ihnen, dem ich kein Geld anzubieten wage, diese kleine Nadel für Ihre Cravatte überreichen zu dürfen.“ Der Arzt wandte sich um. Entsetzt fuhr die Königin zurück. Das Antlitz des Arztes war nicht häßlich — es war scheußlich. Wittheit, Bosheit, Hohn und ein durch Elend erzeugter Schmerz zuckten durch diese Fratze. Er lächelte teuflisch. „Madame,“ wieherte er, „behalten Sie Ihre Präsente. Ich habe meine Schuldigkeit gethan. Ich mache Ihnen keine Rechnung, aber von hochgestellten Leuten nehme ich keine Geschenke. Ich behandle die Kinder des Volkes umsonst.“ Er drehte ihr den Rücken und ging hinaus. Betroffen sah die Königin dieser Erscheinung nach. „Wer ist dieser Mensch?“ sagte sie mit der Hand über die Stirne fahrend. „Es ist der Stallarzt des Herrn Grafen von Artois,“ sagte ein Lakai, „der Doctor Paul Marat.“ — Das war die zweite peinliche Scene in Trianon. — Rohan — Marat!

Am 5 October 1789 saß Maria Antoinette in ihrer Grotte zu Trianon. — Schritte nähern sich — bleich, verstört, zitternd naht der Graf von St. Priest. „Sie bringen Unheil, Graf,“ ruft die Königin sich erhebend. „Sprechen Sie. Was gibt es?“ „Majestät,“ stammelt der Graf. „Das Volk von Paris marschirt gegen Versailles.“ Maria Antoinette verließ die Grotte. Sie warf noch einen Blick zurück auf ihren Lieblingsaufenthalt, dann befahl sie den Wagen. Sie stieg hinein, die Thüren schlossen sich, der Wagen rollte aus dem Hofe des Schlosses, krachend fiel das Gitter hinter ihr zu.

Die Königin eilte zu ihren Gatten nach Versailles. Sie hat Klein-Trianon nie wieder betreten.

Am Familientische.

Auctions- und Inventar-Anzeige.

Nachstehendes Verzeichniß, das Inventar des Zimmers der unglücklichen Königin Maria Antoinette enthaltend, dürfte von Interesse sein. Als die Königin nebst ihren Angehörigen in den Temple-Thurm gebracht worden, und der König in den Anklagezustand versetzt war, wurden die von der Königin bewohnt gewesenen Zimmer zu Versailles ausgeräumt, die Sachen verzeichnet und öffentlich verkauft. Die kaiserliche Bibliothek zu Paris bewahrt in ihrer großartigen Manuscriptensammlung noch ein Original der Aufnahme. Das Verzeichniß erschien später im Druck und ward durch Anschlag veröffentlicht ohne jedoch die genauere Beschreibung der Gegenstände, wie sie im Original enthalten sind, zu bringen.

„So geschehen am 28. und 30. Brumaire und 3. Frimaire des zweiten Jahres der einen und untheilbaren Republik Frankreich.

Die Unterschriebenen haben in der Wohnung zu Versailles, ehedem von der Exkönigin Marie Antoinette, Frau Ludwig Capets bewohnt, folgende Sachen gefunden, verzeichnet und an das Directorium abgeliefert.

1. Ein Paar Kaminleuchter mit zwei Armen, 22 Zoll hoch, mit arabischen Zierrathen versehen, zwischen den Armen eine Vase von Bronze in Feuer vergoldet.

2. Einen vollständigen Feuerkasten mit vergoldetem Deckel, auf vier Löwenfüßen ruhend, die durch Ketten verbunden sind. An den Ecken Satyrköpfe, über denen vergoldete Flammen sich befinden. Inwendig Blasebalg, Zangen und Feuerhaken.

3. Zwei Kommoden 4 Fuß 2 Zoll breit, 3 Fuß 2 Zoll hoch, von eingelegter Arbeit, (Marqueterie) mit Mosaikstatuen und Bändern, gefertigt aus Amarantenholz, mit schwarz und weißen Quadraten, vergoldeten Zierrathen,

Digitized by Google

Blumenbouquets in Perlmutter, Bronze und Schildpatt, stellenweise auch mit Marmor ausgelegt.

4. Ein Schreibtisch; ebenfalls eingelegte Arbeit. In der Mitte desselben ein Medaillon zusammengesetzt aus Attributen der Musik, welche überragt werden durch Blumen und Fruchtgewinde. Die Füße sind geschweift, um den Tisch laufen Blumenguirlanden.

5. Ein ähnlicher Schreibtisch. Um denselben läuft eine Gallerie aus Kindern und Blumen zusammengesetzt.

6. Eine kleine Chiffonnière ganz mit der an den Kommoden sichtbaren Arbeit übereinstimmend, marmorgelbrote Bronze-Verzierungen, zwei Büsten und ländliche Emblème schmücken die Ecken.

7. Ein Canapé mit Gros de Tours überzogen. Lehne und Seitenwände mit Guirlanden und Medaillons geschmückt und ausgelegt. Dazu die Polster, zwei Rollkissen und zwei Fußkissen mit Gripfen in Eichelform.

8. Zwei Bergeren (längliche Polsterfühle), sechs Fauteuils, zwölf kleine Stühle, ein Feuer- und ein Kaminschirm mit sechs Blättern. Dieselben Stoffe wie die Ueberzüge des Canapés.

9. Drei hängende Tapeten von gemaltem Bajin, die Ränder gestickt. Zwei Thürvorhänge (Portières), vier Gardinen, Stoffe wie bei 7 und 8.

10. Eine zweistuffige Fußbank um in das Bett zu steigen, mit Perse bezogen, dazu ein Rollkissen für die Bettwand mit vergoldeten Knöpfen.

11. Ein Bett mit Bildhauerarbeit und Himmel. Vier große und vier kleine Vorhänge, alles in schwerer Seide, die Ränder mit Kanten und Spitzen geschmückt, zu beiden Seiten durch vergoldete Schnallen gehalten. Oben auf dem Rande der Bettthimmels das Wappen der Eyssinigin, darüber ein Busch von breiten Federn. Rings um das Bette läuft ein Schirm aus 34 Ellen Gros de Tours, die in Falten gespannt sind, zusammengesetzt. Länge des Bettes 5 Fuß 10 Zoll. Breite 6 Fuß 8 Zoll. Höhe 11 Fuß 3 Zoll. Das Holz ist weiß lackirt mit vergoldeten Platten und Schrauben.

Unterz.: Auguis. Treithard. Volkroprestentanten."

Bemerkenswerth ist, daß bei Paragraph 4 im Originale die Worte: „welche überragt werden" anfangs nicht dort standen. Man bemerkt einen Strich und sieht deutlich darunter die Worte: „Welche gekrönt werden." Dem Schreiber war das Wort „gekrönt" muthmaßlich zu royalistisch, und um seinen republikanischen Gewissensbissen zu entgehen, strich er das gekrönt aus und setzte überragt dafür. Wohin mögen diese schönen, kunstvollen Möbel wohl gekommen sein? Welche Hütte mögen die Kommoden, Schränke und Spiegel beziehrt haben, die einst der unglücklichen Königsfamilie gehörten? Das unter Nr. 6 angeführte Schränkchen ist wahrscheinlich dasselbe, welches in dem Palast Bendramin zu Venedig im Estbe der Herzogin von Berry sich befindet, wenigstens paßt die Beschreibung darauf. Angesehen von der Kostbarkeit der Möbel, zeigt sich auch zugleich deutlich, daß die Königin großen Schönheitssinn und seinen Geschmack besaß, die sie bewogen, sich mit eleganten und künstlerisch verzierten Gegenständen zu umgeben.

G. Hitl.

Unterm Portal des Kriegsministeriums in Berlin.

In der Freiten Hälfte des Januar, an einem kalten Sonntagmorgen trafen unter dem Portale des Kriegsministeriums zwei Militärberienen zusammen, der eine in strenger Generalsuniform, der andre im schlichten Invalidenrock, die Brust voll Decorationen. — „Wollen Sie auch hin?" fragte der General den salutirenden Invaliden; und strumm entgegnete dieser: „Ja wohl, Excellenz!" da er über das „wohin" seinen Augenblick in Zweifel sein konnte. — „Nun, so steigen Sie ein!" fuhr jener fort, indem er auf seinen vor dem Thore haltenden Wagen zeigte. „Da hinein soll ich —" entgegnete mit staunendem Zögern der Invalide; aber das „Rasch! rasch!" seines Vorgesetzten überwand seine Bedenklichkeiten und er stieg ein, nahm jedoch bescheiden, ihm gegenüber, Platz. „Nein, nein! ordentlich!" drängte der General und der Alte mußte sich neben ihn setzen. „„Na, denn — man zu!"" äußerte er tief aufathmend aber entschlossen, und ins königliche Schloß, zum Krönungs- und Ordensfeste fuhren die beiden: der Kriegsminister und der Portier des Kriegsministeriums.

F. L.

Was man von einem Ritter verlangte.

Eine sehr alte Dichtung stellt folgende Forderungen:

„Ihr, die ihr den Ritterstand begehrt, müßt ein neues Leben führen; Ihr müßt unablässig wachen im Gebete, die Sünde, den Stolz und die Niederträchtigkeit meiden, die Kirche, Wittwen und Waisen vertheidigen, und mit edler Kühnheit das Volk beschützen. Ein Ritter muß sich als ein redlicher Beschützer, ohne andern das Ihrige zu entziehen, aufführen; er sei stete unverdrossen, stets mit den Verrichtungen seines Standes beschäftigt, mit rechtmäßigen Fehden, mit Reisen, mit Turnieren, mit Ritterübungen zum Dienste seiner Gebieterin; er muß nach jeder Ehre streben, so daß man stets weder Schimpf noch Niederträchtigkeit in seinen Handlungen vorwerfen kann; er muß sich nie eines Vorzugs vor andern an. So sei die Aufführung eines Ritters. Er liebe seinen rechtmäßigen Herrn, und die Bewahrung der Besitzungen desselben sei sein eifrigstes Bestreben; er zeige Gerechtigkeit und edelmüthige Freigebigkeit; er suche die Gesellschaft angesehener Leute, höre gerne ihre Erzählungen, und lerne daraus; er vernehme gerne die Thaten der Helden, damit er auch im Stande sein möge, große Handlungen zu verrichten, wie es ehedem König Alexander machte. So sei die Aufführung eines Ritters beschaffen."

Der Verfasser des Buche L'ordre de Chevalerie läßt sich über diese Forderungen noch umständlicher aus: „Die Fertigkeiten (d. i. Tugenden und Sitten), die man von einem Ritter fordert, bestehen in sieben Tugenden, wovon drei theologisch, Glaube, Hoffnung und christliche Liebe; die vier anderen sind Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke und Mäßigkeit;" hieraus folgt die Erklärung der Tugenden, welche entgegengesetzt sind den sieben Todsünden, „der Unmäßigkeit in Essen und Trinken, der Schwelgerei, dem Müßiggang, dem Stolz, dem Geiz, dem Neid und dem Zorn, die ebenfalls erklärt werden. Bekanntlich ist seine Gerechtigkeit strenger, als die, welche unter Leuten von einerlei Stande ausgeübt wird. Da wird das gemeinschaftliche Interesse auch von persönliche eines jeden insbesondere. War ein Ritter genöthigt, sich von der Tafel der Ritter wegzubegeben, so durfte er sich auch nicht einmal an der Tafel der Knappen niederlassen, wenn er sich nicht einer gleichen Beschimpfung aussetzen wollte. Bertrand du Guesclin gilt als Stifter dieser Sitte. Bertrand, sagte Alain Chartier, hinterließ zu seiner Zeit in den Sitten und bei der Ritterschaft, wovon hier die Rede ist, den Gebrauch, daß man vor einem Edelmann, der seinem Stande Schande machte und deshalb Tadel verdiente, während des Essens das Tischtuch zerschnitt. Allein meiner Meinung nach ist diese Sitte älter, und Guesclin erneuerte sie blos."

Zuweilen wurde das Zerschneiden des Tischtuchs auch zu besondern Zwecken benutzt. Als einst Wilhelm von Hennegau, Graf von Ostrevan an der Tafel König Karls IV speiste, trat ein Herold in den Saal, und schnitt vor dem Grafen das Tischtuch entzwei, unter der Anfündigung, daß ein Unbewaffneter nicht verdiene an der königlichen Tafel zu sitzen. Der Graf, den dieser unerwartete Auftritt äußerst verlegen machte, antwortete, daß er so gut, wie andere Ritter, Schild und Lanze führe. Unmöglich, erwiederte der älteste Herold, denn Sie wissen, gnädigster Herr, daß Ihr Großonkel von den Friesen getödtet worden, und daß sein Tod die jetzt ungerächt geblieben ist. Hätten Sie Waffen, so würde dieses längst geschehen sein. Diese beschimpfende Ceremonie erregte den Ehrgeiz des Grafen, der nun an nichts mehr dachte, als wie er diese Schande wieder gut machen möchte.

G. H.

Ein anderer Ursprung des Wortes „Salbadern."

Von den Babelsuhen, den alten „Stel-Bärern", ist es in Nr. 14. abzuleiten versucht; aber eine andere Ableitung hat viel mehr innere Wahrscheinlichkeit. Nicht „salbadern", sondern „salpatern" ist das Wort zu schreiben, salus patrise ist seine Würzel, und ein Sinn nicht sehr verschieden von „Lamentiren." Es war nämlich in den vorigen Jahrhunderten in den Reichs-Städten, namentlich den schwäbischen, Gebrauch, seinen der vielen Gastmahle, wozu theils Kindtaufen und Hochzeiten, theils öffentliche Angelegenheiten den willkommenen Anlaß gaben, zu beschließen, ohne daß zuletzt noch ein Trinkspruch (jetzt wärde man sagen: „ein dreifach donnernd Hoch") auf die salus patriae (das Heil des Vaterlandes) ausgebracht worden wäre. Dieweil nun aber unsre obsamen Atwordern in der altdeutschen Kunst des Trinkens bei solchen Anlässen gar Außerordentliches leisteten, so kam es, daß der obligatorische Trinkspruch auf die salus patriae in der Regel sich nicht mehr durch bündige Kürze und logischen Gedankenforstschritt auszeichnete. Und da sagten denn die aufwartenden Dienstboten im Vorzimmer: „Nun ists bald zu Ende, sie salpatern schon," — wo denn nach süddeutscher Mundart das p weich, wie b, gesprochen wurde. So ist das Wort salpatern zu jener sataten Bedeutung gekommen, und hat sich sammt ihr bis über ganz Deutschland verbreitet.

E.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute, den 24. April, ferner ein:

Ihre Königl. Hoheit, die Frau Kronprinzessin von Preußen Thlr. 100. Eine Wittwe in Stuttgart Thlr. 1. E... 1 in Wödel Thlr. 2. Die Prima, Secunda, Tertia, Quarta und Quinta des Gymnasiums zu Arnstadt Thlr. 5. 15 Gr. Obercontrolleralrath Drenckmann ebend. Thlr. 2. Dir. Th. Papst ebend. Thlr. 1. Von den Turnern des Catharineums zu Lübeck Thlr. 7. Frau A. Berg in Berlin Thlr. 2. Von einer Dame in Berlin Thlr. 1. Chr. Pfeiffer in Mainz Thlr. 10. H. R. Cottbus zu Cottbus Thlr. 2. Ed. Coerstedt in Bielefeld Thlr. 2. A. F. in Berlin Thlr. 25. Gymnasiast C. S. in Saarbrücken 15 Gr. Baron von der Goltz zu Ungern Thlr. 2. H. W. in Goldbeck Thlr. 1. Pl. Flex in Wahlhausen Thlr. 1. W. G. und O. K. in Düsseldorf Thlr. 2. F. Lange in W.-Gladbach Thlr. 2. Aus Odenburg Thlr. 1. Pl. Caesar in Kaltenbeef Thlr. 2. Daarbeck in Münster Thlr. 1. Z. in Erlangen Thlr. 2. A. Ludwig in Perschitz Thlr. 1. Pl. Winter in Schwarzenberg Thlr. 1. Ungenannt 15 Gr. Pf. L. und Familie W. in Fürstenwalde Thlr. 5. 10 Gr. J. R. in Naumburg Thlr. 5. Aus einem Lesezirkel des Daheim in Razeburg Thlr. 5. El. R. Seemannsdrauut und Leserin des Daheim in Ueberole Thlr. 17. $12^1/_2$ Gr. Abonnent in Zürich Thlr. 2. Frl. K. aus Hannover Thlr. 2. Ein guter Patriot in Wilhelmsort 1/2 Thlr. 3. D. H. & P. M. Thlr. 3. Aus Brandenburg „zur deutschen Sache" Thlr. 1. Von Wel in Carlsruhe Thlr. 2. Victor Weiß in Langensalza (stellt außerdem einen Jahresbeitrag in Aussicht) Thlr. 25. F. Pf. in E. Thlr. 1. R. L. in Leipzig Thlr. 10. G. C. in Mannheim Thlr. 1. W. Schlenkler in Homburg v. d. H. Thlr. 1. Pf. Pickert zu Neubrud Thlr. 1. 20 Gr. Tertia des Gymnasiums zu Zeitz 20 Gr. G. P. F. zu Kaiserswerth 20 Gr. Rathor Graf von Oeynhausen in Düsseldorf Thlr. 5. v. Z. G. in Cöln Thlr. 5. Staatsanwalt Schrader in Sangershausen Thlr. 5. und ein jährlicher Beitrag von Thlr. 2. — Betrag unsrer vorigen Quittung: Thlr. 825. Summa: Thlr. 1104. $7^1/_2$ Gr.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Mai 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 33.**

Die Mordnacht von Haidelliſt.

Aus der Geſchichte einer ausgeſtorbenen Familie mitgetheilt von **George Heſekiel.**

I.

Haidelliſt und Monorgueil.

Ueber die Berge, über die Bäume,
Schwebt des Mondes gelber Flimmer,
Durch den Wald ſenkt ſich der Schimmer,
Trin erwachen zarte Träume.
Geiſter ſchweifen ſacht
Durch die grüne Nacht

Im Walde.
Ludwig Tieck.

In einem ſtillen Winkel des alten Landes Churmark Brandenburg, den auch Foulanes Fuß noch nicht betreten, den der poetiſche Wandersmann von Neu-Ruppin der Welt noch nicht geſchildert mit ſeiner in dieſem Bereich unübertroffenen Meiſterſchaft, liegt ein altes Schloß, ein ziemlich umfangreicher Backſteinbau, den wir Haus Haidelliſt nennen wollen. Das Schloß heißt in Wirklichkeit etwas anders, aber wir haben Gründe, den wahren Namen zu verſchweigen, denn iſt auch jene ſtolze Sippe, welche ein halb Jahrtauſend hindurch in jenen braunen Mauern hauſte und gleichen Namen mit ihnen trug, im Mannsſtamme ausgegangen und erloſchen im Lande, ſo leben doch noch zwei edle Frauen, die das Wappen der alten Herren von Haidelliſt neben den Schilden ihrer Gemahle führen, wenn ſie auch den Namen ihrer Väter mit andern nicht minder achtungswerthen vertauſcht haben vor dem Altar.

Wer Haus Haidelliſt geſehen hat, der hat auch ein ſchönes und ächtes Stück der Mark Brandenburg geſehen, denn gerade in ihre ſtillen und ſtillſten Winkel hinein flüchtet die Mark gern, was ſie an Beſonderheit und Eigenthümlichkeit beſitzt. Das aber iſt ein ächt brandenburgiſcher Zug; in andern Ländern ſpringt uns das Charakteriſtiſche, das Beſondere, von ſelbſt in die Augen, hier müſſen wir's oft mühſam genug ſuchen und können froh ſein, wenn wir's überhaupt nur finden — es iſt da, aber man muß es zu finden wiſſen. Wer nun das alte Haus Haidelliſt mit dem vollen Reiz ſeiner eigenthümlichen Schönheit auf ſich wirken laſſen will, wer den Anblick einer märkiſchen Landſchaft in ihrem ganzen Zauber haben möchte, der muß auf jenen Hügel treten, dort, wo die drei jungen Eichen um die kleine Sandſteinpyramide ſtehen, und zwar an einem heißen Sommertage, wenn's drüben im Dorfe Mittag läutet, oder in einer Herbſtnacht, wenn der Sturm aus Nordweſt über das Luch ſauſt.

Als wir zum erſten Male Haus Haidelliſt ſahen, da ſtand die glühende Sonne ſcheitelrecht, da blickten wir von den drei Eichen aus hinein in das eigenthümliche Thal, oder beſſer in die flache Einbuchtung, in deren Mitte der alte Backſteinbau liegt, und alles war reich vergoldet darin. Vergoldet war der dunkle Rahmen, den die alten mächtigen Kiefern der Haide ringsum bildeten, goldgeändert waren die Blätterkronen der Erlen und Birken in dem Luch zur Linken des Schloſſes, goldig blitzten die einzelnen kleinen Waſſerſpiegel und wie mit Goldſand beſtreut erſchienen die tiefausgefahrenen Gleiſe des Sandweges, der von dem ſchmalen Knüppeldamm im weiten Bogen herumführt zum Schloß, deſſen Fenſter uns blendend entgegenflimmerten. Dazu lag eine tiefe Stille auf der Landſchaft; man ſah keinen Menſchen, kein Vieh, hoch drüber aber wiegte ſich ein Raubvogel einſam auf breiter Schwinge, er ſchien ſtille zu ſtehen in der Luft über der verzauberten Haide. Da füllte ſich unſere Seele mit dem würzigen Duft der Kiefern und mit der Stille der märkiſchen Landſchaft und der braunrothe Backſteinbau von Haus Haidelliſt wurde uns für alle Zeit in der Erinnerung ein Wahrzeichen jener ſtillen, einfachen und doch ſo tief ergreifenden Schönheit dieſes Landes.

Und als wir Haus Haidelliſt zum andern Male ſahen, da ſtund der Mond bleich und ſtill über dem Luch, unter ihm her aber fuhr der Herbſtſturm in einzelnen Stößen herein, pfiff ſchrillend über die Blitzen und heulte um die braunen Giebel des Schloſſes; er warf ſich auf die Waſſer, daß die Wellen aufſuhren und klatſchend an das Röhricht ſchlugen; dort drüben aber aus der Schmiede leuchtete der rothe Glaſt weit in das Dunkel hinein und einzelne Hammerſchläge ſchmetterten durch das hohle Brauſen des Windes ans Ohr. Matt, wie das Silber glänzt an Trauerſchilden und Särgen, glänzte der Mondenſtimmer an den Thürmen und Giebeln, den Erkern und Fenſtern von Haidelliſt; überall ein faſt geſpenſtig Regen und Bewegen, ein Tönen und Stöhnen ringsum.

Digitized by Google

Der Anblick des alten Backsteinbaus in der Haidebucht ist in herbstlicher Sturmnacht nicht weniger eigenthümlich und fesselnd, als am Mittsommertag, wenn „der große Pan schläft."

Hans Haidelist hat auch in neuer Zeit fröhliche Stunden und frohe Gesichter genug gesehen, denn es ist nicht einsam und verlassen; Beamte der Herrschaft wohnen immer dort und Gäste derselben häufig, wenn auch die Besitzer seit Generationen nun schon eine andere Residenz haben, weniger abgeschnitten vom Verkehr, passender gelegen für die Bewirthschaftung der großen Begüterung, wohnlicher und prächtiger, aber, abgesehen von der Lage, kaum weniger eigenthümlich als das alte Haus in der Haidebucht.

Von der schon erwähnten Anhöhe, wo die drei jungen Eichen stehen und der lange schmale Knüppeldamm in die Einbuchtung der Haide hineinführt, in welcher Haidelist liegt, zieht sich zur Linken, um die scharf ins Ackerland eindringende Waldspitze herum, ein, wie immer in der Mark, verschwenderisch breiter Weg hin, der trefflich zu befahren ist, wenn ein tüchtiger Regen den Sand fest gemacht hat. Versolgt man diesen Weg etwa eine halbe Stunde lang mit mäßiger Ausdauer, so gelangt man an das Dorf Haidelist, das keine Ansprüche auf besondere Schönheit macht, aber doch ein ganz stattliches Ansehen bekommt durch seine vierfache Allee schöner Lindenbäume, in deren Mitte eine hübsche kleine Kirche liegt, die erst vor etlichen zwanzig Jahren erbaut wurde. Am andern Ende des Dorfes aber und von demselben durch ein nicht unbedeutendes Gewässer getrennt, welches weiter unten eine ansehnliche Mühle treibt, erhebt sich auf einer artigen Terrasse eines jener etwas verschnörkelten Bauwerke, aus dem vorigen Jahrhundert, die wir wahrlich nicht als Muster edler Baukunst empfehlen wollen, die aber ebenso wenig den geringschätzigen Hohn verdienen, mit dem man sie jetzt verwirft. Jene Schlösser und Herrenhäuser in Roccocco und Zopfstyl characterisiren doch wirklich ihre Zeit; die Zopf- und Perückenzeit hat darin gewohnt; unsere Zeit liebt es, sich Tudorschlösser, Ritterburgen und maurische Paläste zu bauen; geschmackvoller sind sie, wer will das bestreiten? aber der Geist unserer Zeit spricht sich nicht in ihnen aus — wir haben nicht mehr Eigenthümlichkeit genug, um uns eigenthümliche Wohnungen zu schaffen.

Respect vor den Männern, die in jenen verschnörkelten Häusern wohnten! sie hatten ihre Fehler, ihre Thorheiten, wie wir die unsern haben, aber sie hatten auch ihre großen und guten Eigenschaften, ihre Tugenden und — es waren unsere Väter und Verfahren!

Als die von Haidelist das alte Backsteinhaus zwischen Luch und Haide verließen, da bauten sie sich ein neues Haus, wie's ihnen bequem war, auf dem Hügel am Wasser und nannten es nach der eben nicht löblichen Sitte der Zeit französisch: „Monorgneil." Dieser „Stolz" ist den Haidelistern sehr theuer zu stehen gekommen damals, aber Menschenalter sind vergangen und die märkische Zunge hat sich noch nicht an den fremden Namen gewöhnt, Monorgneil steht auf dem Papier, aber „das neue Haus" sagen die Leute.

Wir wollen hier nicht die Roccocopracht von Monorgneil schildern, es hat wohl jeder von uns ein Monorgneil gesehen, wenn es auch Monrepos, Montrefor, Monbrillant, Mouchoir, oder noch anders hieß; es war immer dasselbe Arrangement, vorn Terrassen mit sehr bescheidenen Saubstreifstatuen und noch bescheidenern Springbrunnen, von fürstlicher und etwas kränklicher Orangerie umgeben; hinten ein Garten mit schönen schnurgeraden Lindenalleen, glattgeschorenen Taxushecken, Taxuspyramiden, Bassins mit steinernen Wasserthieren, Grotten ꝛc.

Nun, so war Monorgneil auch und ist es noch, wenn sich auch neues Leben aller Art hineingeschoben hat zwischen die geraden Linien und neues Leben gar lieblich grünt und blüht zwischen den krausen Schnörkeln.

Es war an einem anmuthigen Sommerabend, als in einem Gartensalon des Schlosses Monorgneil eine kleine heitere Gesellschaft um einen runden Tisch saß, in lebhafter Unterhaltung begriffen.

Die Thüren waren weit geöffnet und zeigten eine liebliche Mondscheinlandschaft; die Nachtluft wehete erquicklich herein, der Springbrunnen auf der Terrasse spielte mit den goldenen Kugeln und plätscherte leise.

Die Gesellschaft bestand aus fünf Personen: zwei Damen, der Frau vom Hause und ihrer Schwester; drei Herren, dem Hausherrn, dem Bräutigam der Schwester und einem Jugendfreunde beider, der seit einigen Tagen die Gastfreundschaft von Monorgneil genoß. Von den fünfen war keins über dreißig Jahr alt. Im Lauf der Unterhaltung kam man auf ein altes Bild, werthlos vielleicht vom künstlerischen Standpunkt aus, aber bedeutend oder doch auffallend durch den Gegenstand, den es darstellte.

Das Bild, welches der lieblichen jungen Braut besonders lieb und von ihr aus dem alten Hause Haidelist nach Monorgneil gebracht worden war, zeigte einen schlanken noch nicht alten Herrn in der malerischen Tracht des dreißigjährigen Krieges; man konnte die lebensgroße Schilderei nicht ansehen, ohne sich von dem Ausdruck einer fast erhabenen Schwermuth gefesselt zu fühlen, der in dem sonst nicht eben schönen Antlitz des Mannes lag. Dazu war dieses Gesicht halb beschattet von der breiten Krämpe des Schlapphuts, dessen Feder auf die linke Schulter herabhing. Die hohe Gestalt stand weit vorwärts gebeugt und auf das Schwert gestützt. Mochte nun auch, wie gesagt wurde, die ganze Figur verzeichnet sein, mochte das Bild noch andere Fehler haben, trotzalledem übte es einen unwiderstehlichen Reiz auf den Beschauer. Es war eins von jenen Bildern, von denen man sagt: es steckt etwas dahinter! es war ein gemaltes Geheimniß und reizte den Beschauer zum Forschen und Fragen. Seltsam erschien es auch, daß die Hand, welche auf dem Schwertknauf lag mit einem rothen Stulphandschuh bekleidet war; gewiß, das mußte etwas bedeuten, denn der Handschuh an der Linken war gelb.

Wie manche andere Besucher von Monorgneil vor ihm, so hatte auch der gegenwärtige Gast des Hauses, von diesem Bilde gereizt, geforscht und gefragt und für diese Abendstunde war ihm von schönem Munde jede mögliche Auskunft über das Bild versprochen worden. Die anmuthige Braut, die Schwester der Dame vom Hause, nach ihr die letzte vom alten Geschlecht der Herren von Haidelist, hatte es übernommen, von dem merkwürdigen Bilde zu erzählen. Sie löste ihre Aufgabe, von der Schwester freundlich unterstützt, mit der ganzen poetischen Frische ihres Wesens, mit dem schönen Eifer eines Edelfräuleins, das mit vollem Recht sich der Ahnen freut, und jener wohlthuenden, maßvollen Sicherheit, die nur der Erzähler besitzt, der seines Stoffes vollkommen Herr ist. Die Erzählung fand sehr aufmerksame Zuhörer, denn der Bräutigam kannte diese Ereignisse noch gar nicht, der Hausherr selbst aber nur oberflächlich. Was wir hier aus der Erinnerung jenes Abends niederschreiben, ist, obwohl in manchen Punkten historisch ergänzt und in andern nicht ohne Mühe verificirt, doch nur ein dürftiger Umriß jener Erzählung voll Feuer und Farbe. Jene mondbeglänzte Zaubernacht von Monorgneil hält wohl immer noch den Sinn gefangen, aber das strahlende Auge und der blühende Mund der Erzählerin fehlen!

II.

Die rothe Hand.

Die tiefste Wunde kann kein Auge sehn;
Ich habe mich gesammelt und bemeistert,
Doch dünkt mir alles immer noch ein Traum.
Ludwig Tieck.

Die jüngern Söhne des kriegerischen Adels der Marken haben in alten Zeiten nicht gern still zu Haus gesessen auf ihren väterlichen Hufen zwischen Sand und Sumpf, sondern sind immerdar gern ausgezogen auf ritterlich Kriegsabenteuer in fremdes Land. Vorzugsweise unter des Kaisers Fahne hat sich unser junger Adel gern die Rittersporen verdient und mancher brandenburgische Edelmann ist im Ungarlande unter dem schwarzgelben Panier „vor dem Feind geblieben todt, auf grüner Haide." Aber auch wo sonst ein stattlicher Kriegsfürst ein „reiulich Banner" entrollte und aufwarf zwischen „Morgensonne und Wind", fehlte es an den ritterlichen Spressen der großen Schwertgenossenschaft nicht, welche einst die Brandenburgischen Marken unter Führung der herrlichen Askanier für das deutsche Reich eroberte. Die nordischen Schwedenkönige zählten von je Brandenburger unter ihren besten Helden und bei den Königsmarken, Görtzken, Pfneln und andern Märkischen von Adel, welche unter dem Dreifronenbanner und der blaugelben Standarte blieteten und siegten, befinden sich auch etliche des Geschlechts von Haidelist und Dambach.

Bald nach Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war auf dem brannen Hause in der Haide verstorben der edle und gestrenge Ritter,

Digitized by Google

Herr Hans Joachim Magnus von Haidelist und Tambach, als ein mürber und lebensſatter Greis; der hatte ſich in ſeinem ſpätern Alter erſt beweibt, als ſein älterer Bruder erblos mit Tode abgegangen, und hinterließ bei ſeinem Sterben ein faſt mannbar Fräulein und drei kleine Junker, welche Magnus, Joachim, oder verkürzt Achim und Hans von Gott geheißen wurden. Hans von Gott, im gewöhnlichen Leben der „Gotteshans“ benannt, hatte ſeinen Namen: Johannes a Dee, Jean de Dieu, von einem mütterlichen Oheim empfangen, der ein Wallone war; die Mutter ſtammte nämlich aus dem großen Hauſe Lanoy de Kirſey.

Als die drei Junker zu ihren Jahren gekommen waren, da thaten ſich die zwei zuſammen, Magnus und der Gotteshans, der Aelteſte und der Jüngſte, und ſprachen zu Junker Joachim ihrem Bruder: „Bleib Du im Lande, Bruder, ſchütze unſere Schweſter und unſere Unterthanen, walte des Erbes unſerer Väter als ein getreuer Mann, uns aber gib eine Wegzehrung und laß uns ausziehen, damit wir Ruhm und Ehre, Geld und Gut erwerben in fremden Kriegsdienſten!“

So ſprachen die beiden, Junker Magnus und der Gotteshans, da es aber der Junker Achim zufrieden war, zogen ſie von dannen an einem Pfingſtmontag anno 1618 oder 19 mit gar ſtattlichem Gefolge. Junker Achim und ſeine Schweſter Loyſe blieben auf dem rothen Hauſe in der Haide und hörten lange Zeit nichts von den Brüdern. Erſt nach Jahren kam eine ſichere Botſchaft und die lautete gar erfreulich, denn der Gotteshans ſchrieb, daß ſie beide in Dienſten der Krone Schweden ſtünden, ſich in Polen gar ritterlich geſchlagen, auch Ehre und Beute gar reichlich gewonnen hätten im Kriege. Danach wurden die Botſchaften häufiger und Junker Achim, der nubenweibt geblieben, wie Fräulein Loyſe, ſeine Schweſter, ohne Mann blieb, hatte ſeine herzliche Freude daran, daß ſeine Brüder nach und nach zu hohen Aemtern und großem Anſehen gelangten in der ſchwediſchen Armada. Warum Junker Joachim kein Weib genommen und Fräulein Loyſe keinen Mann, davon iſt kein Grund erfindlich geweſen. Anno 1623 war aber Junker Magnus bereits Generalwachtmeiſter über ein Regiment zu Pferde; der Gotteshans dagegen war ſein Obriſtlieutenant. Der Generalwachtmeiſter hatte einen großen Namen bei Freund und Feind und wurde überall „die rothe Hand“ geheißen. Man hat nicht in Erfahrung zu bringen vermocht, ob er ſolchen Namen hatte, weil er ſtets einen rothen Handſchuh an ſeiner Rechten getragen, oder ob derſelbige in einer Art von grimmiger Luſt ſich den rothen Handſchuh erſt zugelegt, als man ihn die rothe Hand genannt. Seltſame und ſchauerliche Geſchichten gingen darob um unter dem Volke über den Kriegsmann, man ſprach von einer ſchweren That, bei welcher der Generalwachtmeiſter ſeine Hand ſo tief in Blut getaucht haben ſollte, daß er ſie nimmer wieder rein zu waſchen vermocht hätte; doch läuft dabei erſichtlich ſo viel Fabelei mit unter, daß man das Gerede, bevor es weitere Unterſtützung findet, um ſo mehr auf ſich beruhen laſſen kann, als der Generalwachtmeiſter nirgend für einen grauſamen Helfershelfer, ſondern überall für einen rechtſchaffenen und chriſtlichen Kriegsmann gehalten worden iſt und allzeit in höchſter Gunſt geſtanden hat bei Seiner Königlichen Würde von Schweden, dem klugen Guſtavus Adolphus und bei deſſen Gemahlin, der frommen Frau Eleonora, ſo eine durchbrandenburgiſche Prinzeß und rechte Markgräfin geweſen. Ein herber und rauher Kriegsmann von eiſerner Strenge im Dienſt, auch zu jähem Zorn geneigt, mag der Generalwachtmeiſter geweſen ſein, von Blutwurſt aber und Grauſamkeit findet ſich in ſeinem Leben keine Spur. Der Gotteshans war ſeinem Herrn Bruder nicht unähnlich an Strenge und Feſtigkeit, ja er übertraf denſelben darin vielleicht noch, aber er war dabei nicht rauh, ſondern fein und glatt; er war ſchneidig und ſchmeidig wie eine gute Stahlklinge. Wir können nicht ſagen, ob der Gotteshans ſeinem ältern Bruder an Geiſtesgaben eigentlich überlegen geweſen, obgleich etliche behaupten wollten, der Gotteshans ſei der Kopf, die rothe Hand aber eben nur die Hand geweſen. Denn das muß gemeldet werden, daß die beiden Brüder von Haidelist immer einig geweſen ſind in ihrem ganzen Leben, ſich niemals entzweit und immer gehandelt haben einer für den andern. Es gibt viele Züge einer wahrhaft erquicklichen Liebe ſo dieſe beiden Brüder für einander gehegt. Wenn einige behaupten wollen, der Gotteshans ſei ſeines Bruders böſer Genius geweſen und habe ihn ins Verderben gebracht, ſo hat das letztere wohl ſeine Richtigkeit, wie im Verlauf dieſer Erzählung klar werden wird, das erſtere aber iſt eine grundloſe Behauptung. Allerdings hat der Gotteshans ſeine großen Gaben nicht ausſchließlich als Kriegsmann erwieſen, ſondern er iſt im Rath geſeſſen mit den Weiſen und der ſchwediſche König Guſtavus Adolphus, der ſich auf der Menſchen verſchiedene Gaben ſehr wohl verſtanden, hat ſich ſeiner vielfach bedient bei ſubtilen Geſchäften und Unterhandlungen, namentlich im deutſchen Reich, bevor er ſeinen gewaltigen Kriegszug antrat, der ihn zu dem blutigen Stein auf der Lützener Feldmark, wo er ſein Heldenleben aushauchte, und zur Unſterblichkeit geführt.

Als der ſchwediſche Krieg gegen den Kaiſer begann, gehörten die Gebrüder von Haidelist zu denjenigen Märkiſchen von Adel, welche den Avocatorien ihres Churfürſten nicht gehorchten und bei der ſchwediſchen Fahne blieben, doch konnte ihnen das keinen Schaden thun, da ihre Güter ſchon lange in der Hand ihres Bruders Achim waren und verblieben. In dieſen erſten Jahren nach dem ſchwediſchen Einfall ſoll der Generalwachtmeiſter zwei Mal heimlich im Hauſe ſeiner Väter geweſen ſein und ſich mit Bruder und Schweſter beſprochen haben, was nicht ganz unglaublich iſt, von dem Gotteshans aber findet man keine Spur, daß er die alte Heimat in der Haide wieder heimgeſucht hätte. Es ergibt ſich, daß derſelbe, wie ſchon vielfach vorher, vom Könige von Schweden gleich nach der Breitenfelder Schlacht, in welcher er tapfer neben ſeinem Bruder geſtritten, mit geheimen Aufträgen in das Reich verſendet worden iſt. Auch unterliegt es keinem erheblichen Zweifel, daß er an einem gewiſſen Hofe Süddeutſchlands damals geſehen wurde.

Nach der Lützener Action verging eine geraume Zeit, in welcher Junker Achim, dem es damals in Folge der Kriegsläufte gar kümmerlich, beinahe jämmerlich erging, nichts von ſeinen Brüdern erfuhr. Er wunderte ſich auch nicht viel darüber, denn die Wirrniß war ſchrecklich überall und er hatte genug zu ſorgen für ſich und ſeine Unterthanen, um nicht unterzugehen in dem großen Elend. War kein Held und kein Arbeiter, der ehrliche Junker Achim von Haidelist, aber er hat ſich redlich gemüht für ſeine armen Unterthanen und hat treulich ausgehalten bei ihnen in Mangel und Noth, das letzte mit ihnen als ein chriſtlicher Gutsherr geſtholt und darum auch bei ſeinem Sterben ein geſegnetes Andenken hinterlaſſen bei Alt und Jung. Mehr als er grämte ſich um die abweſenden Brüder Fräulein Loyſe, die zumal an dem Gotteshans mit verzüglicher Liebe gehangen und durch ſchwere Träume und dunkle Ahnungen viel gelitten um ihn in dieſen Jahren.

Plötzlich iſt der Generalwachtmeiſter Herr Magnus von Haidelist wieder erſchienen auf dem alten Hauſe in der Haide. Es läßt ſich der Zeitpunkt ſeiner Rückkehr nicht mehr genau beſtimmen, wahrſcheinlich war es im dritten Jahre nach der Lützener Schlacht. Er war aber nicht heimlich gekommen und zu einem flüchtigen Beſuch, wie zuvor, ſondern ganz öffentlich und um für immer ſeinen Aufenthalt in dem rothen Hauſe zu nehmen. Es heißt, er habe kurz zuvor ſeinen Abſchied aus ſchwediſchen Dienſten begehrt und darum als ein verſuchter Kriegsofficier bei ſeinem Landesherrn eine gute Aufnahme gefunden, ohne jedoch gleich in deſſen Dienſte zu treten. Es iſt möglich, daß es ſich alſo verhielt, wenigſtens ſteht feſt, daß der Generalwachtmeiſter mit angeſehenen Männern am durchbrandenburgiſchen Hofe Verbindungen unterhielt.

Aber die rothe Hand war nicht allein nach Haidelist gekommen, ſondern er hatte ein kleines Mädchen, welches vier oder fünf Jahr alt geweſen ſein ſoll, mit ſich gebracht; mit dieſem kleinen Mädchen war ferner eine Frau als Erzieherin gekommen und ein feiner Diener, welche eine fremde Sprache geſprochen. Es iſt nur wenig, was wir über dieſe drei Perſonen, das kleine Mädchen, die Erzieherin und den feinen Diener, welche eine fremde Sprache redeten, erfahren. Von dem kleinen Mädchen wird uns berichtet, daß es ſehr wild und unbändig geweſen, ſo daß man es für einen verkleideten Knaben gehalten; die Erzieherin ſoll ſehr ſchön geweſen ſein, der feine Diener aber große Anſprüche in Eſſen und Trinken gemacht haben. Es ſcheint, daß die Noth der Zeit damals zu groß war, denn ſelbſt dieſe auffallenden Perſönlichkeiten erregten kaum mehr als eine flüchtige Regung der Neugierde. Viel wichtiger mochte es den Leuten damals ſein, daß der Herr Generalwachtmeiſter nicht ohne ſtattliche Kriegsbeute heimgekehrt war in das alte Haus und mit ſeinen reichen Mitteln nicht kargte. Die rothe Hand war immer offen zum Geben und die Unterthanen von Haidelist kamen nachweisbar um ein Menſchenalter früher aus dem entſetzlichen Kriegselend heraus, als die der

Digitized by Google

andern Junker in der Gegend. Der Generalwachtmeister muß in dieser Zeit bedeutende Summen an die Ausbesserung der väterlichen Güter gesetzt haben. Wir erfahren nicht, wie die Geschwister miteinander gelebt haben in jenen Tagen, sondern nur, daß der Generalwachtmeister immer ernst und traurig gewesen und mit seinem Schlapphut und dem rothen Handschuh oft tagelang in der Haide einsam herumgestreift sei. In jener Zeit wird auch das eigenthümliche Bild von ihm gemalt sein, denn im Jahre 1637 starb Fräulein Louse, aus Kummer über das „ungewisse Schicksal des Gotteshaufen, ihres lieben Bruders," hieß es in einer Niederschrift, die noch am Ende des abgewichenen Jahrhunderts vorhanden war, und der Generalwachtmeister ließ „aus Dänemark" mit großen Kosten einen Maler kommen, welcher für die Kirche zu Haidelist eine „schöne Tafel von der Auferstehung" malen mußte, zum Ehrengedächtniß für das Fräulein. Das Bild ist mit dem alten Dorfkirchlein ein Raub der Flammen geworden. Wahrscheinlich hat derselbe Maler damals das Porträt des Generalwachtmeisters gemalt; es ist das Bild sicherlich das Werk eines Mannes von nicht gemeinem Talent, wer es auch gewesen sein mag. Wir haben oben gesagt, daß das Gesicht des Generalwachtmeisters auf diesem Bilde den Ausdruck einer fast erhabenen Schwermuth trage; es ist das Antlitz eines Mannes, der viel gedultet und gekämpft, der aber ahnet oder weiß, daß ihm das Schwerste noch bevorsteht.

Es war in einer stürmischen Novembernacht, der Tag hat sich nicht genau feststellen lassen, des Jahres 1639 als die Bewohner des Dorfes Haidelist die Töne der Nothglocke auf dem Schloßthurm vernahmen, welche vom Winde getragen, laut und vernehmlich über die Haide klangen. Sie hatten die Pflicht, auf dieses Signal sofort bewaffnet sich vor dem Schloß einzufinden und die ehrlichen brandenburgischen Leute erfüllten diese Pflicht mit großem Eifer, denn sie liebten ihre Herrschaft um vielfacher Wohlthaten willen. Wir erfahren, daß in jener Nacht einundzwanzig bewaffnete Männer ausgezogen; so stark mochten bei der immer zunehmenden Entvölkerung damals wenige Dörfer in der Mark sein! und es lag gewiß nicht an diesen treuen Mannen, daß sie zu spät kamen. Aber zu spät kamen sie und zwar zu spät, um das Unglück zu verhüten, zu spät auch, um Rache an den Uebelthätern zu nehmen.

Als sich die Bewaffneten der Stelle näherten, wo der Dorfweg im stumpfen Winkel mit dem Knüppeldamme zusammenstößt, welcher in die Haidebucht nach dem Schlosse führt, da hörten sie es in einiger Entfernung an sich vorüberbrausen, Geklapper und Geklirr und Nesselgeschnaub und Menschenstimmen, halb verweht im Novembersturm und ein einzelnes rothes Licht flog über die Haide, — ein Reiter, der jenen nächtlichen Zug mit einer Fackel oder einem Windlicht führte. Im vollen Lauf stürmten die Dorfleute heran, die auch ihrerseits Fackeln hatten. Dicht an den Vorderstein vorbei schnob ein einzelner Reiter, ein Nachzügler, sie wollten ihm in den Zügel fallen, er aber hub ein Pistol, feuerte mitten in sie hinein und jagte dann laut fluchend weiter; er hatte keinen verwundet; ein schlich trefflich Berittenen zu verfolgen wäre Thorheit gewesen, es fiel auch keinem der Dorfleute ein, da die Aufmerksamkeit aller alsbald durch ein neues Ereignis vollständig in Anspruch genommen wurde. Sie hatt n sie eben den Knüppeldamm erreicht, die Stelle, wo jetzt die Sandsteinpyramide zwischen den drei Eichen steht; am Tage konnte man von dort das alte Schloß Haidelist sehen und jetzt in der finstern Novembernacht konnten sie's auch schauen, denn ein ungeheurer rother Flammenstrahl schoß herzengerade heraus aus dem viereckten Hauptthurm, stand wie ein Licht, alles ringsum röthlich anstrahlend über dem Helm des Thurms und legte sich dann, geworfen von der Kraft des Sturmes, der Länge nach über die Dächer, versuchte sich wieder zu erheben und flackerte ohnmächtig auf und nieder im Kampf mit dem Sturme.

Im vollen Laufe jagten die Bauern auf dem Knüppeldamme dem Schlosse zu, die Klänge der Nothglocke schwiegen plötzlich.

Die Dorfleute fanden das Thor an der kleinen Brücke gesprengt; wie sich nachher ergab, war es durch eine angeschraubte Petarde zerschmettert, und dicht an dem Portal, durch welches man aus dem äußeren Hof durch das Schloß hindurch in den innern, den sogenannten Brunnenhof geht, lag mit gespaltenem Schädel die Leiche des langen Schweden; so nannte man einen alten Leibdiener des Generalwachtmeisters, der seinen Herrn auf allen Zügen begleitet hatte und in der letzten Zeit Wächter des Schlosses gewesen war. Beim Anblick der Leiche flutten die Bauern, bis eine Stimme rief: „Zum Thurm, Landsleute, helft das Feuer löschen!"

Trotz des wüthenden Sturmes, dessen Gewalt gegen den Morgen immer mehr zunahm, gelang es, das Feuer zu bewältigen, oder richtiger gesagt, auf den gewaltigen Eckthurm zu beschränken; dieser brannte völlig aus, die übrigen Theile des Schlosses blieben unversehrt. Vielleicht verhinderte eben die Macht des Sturmes die Flammen oben auf dem Thurm herauszuschlagen, durch die schmalen Fensteröffnungen aber erhielt der Brand nicht Zug genug und so war die Glut zwischen den klafterdicken Mauern eingefangen und wurde wahrscheinlich durch den Zusammensturz des Helms erstickt.

Aber wie sah es in dem Schlosse aus? Blut auf Gängen und Treppen, Blut und Leichen überall. In dem Gemach, in welchem das fremde kleine Mädchen mit seiner Erzieherin, oder was sie sonst gewesen sein mag, geschlafen, lagen die beiden Herren von Haidelist todt mit furchtbar klaffenden Wunden an Brust und Stirn. Es mußte hier ein langer erbitterter Kampf stattgefunden haben, die Leichen von drei fremden Männern bezeugten, daß die beiden Junker ihr Leben theuer verkauft hatten. Der Generalwachtmeister war nur mit einem Mantel bekleidet, sonst völlig nackt, sicherlich war er aus dem Bett herbeigeeilt, ein Pistolenschuß hatte ihn getödtet, die Kugel war durch das linke Auge eingedrungen, außerdem hatte er noch vier offene Wunden an seinem Leibe; Junker Achim war in voller Kleidung, er hatte also wahrscheinlich noch gewacht, ihm war die Kehle durchstoßen, er hatte noch das Gefäß seines Schwertes in den vom Todeskampfe festgeschlossenen Fingern, die Klinge war abgesprungen; die Thüre zeigte sich eingeschlagen, die Spiegel zerschmettert, die Tische umgestürzt und überall klebte Blut und Hirn in der scheußlichen Verwirrung. Ferner fand man noch die Leichen von zwei Dienern des Hauses und die der alten Magd des verstorbenen Fräuleins Louse. Die letztere lebte zwar noch, als die Hilfe kam, aber sie verschied, ohne eine Mittheilung machen zu können, vor Tagesanbruch. Zwei andre Diener des Hauses und eine Magd wurden vermißt, wahrscheinlich waren sie in dem Thurm verbrannt. So zählte man am Tage nach der Mordnacht, mit den drei Fremden, elf Opfer im Schlosse zu Haidelist. Gerettet hatten sich nur die Jäger, der in der Nacht zufällig im Schlosse war, dieser hatte die Nothglocke gezogen, bis ihn das Feuer vertrieb; ferner zwei Knechte, die im Stall bei den Pferden gelegen hatten und erst durch das Getöse im Schloß und die Pistolenschüsse erweckt worden waren. Sie hatten sich nach dem vordern Hof geschlichen, dort aber versteckt gehalten, da sie eine ganze Schar bewaffneter Reiter beim Schein einiger Fackeln erkannt. Unbewaffnet wie sie waren, hätten sie gegen die Uebermacht doch nichts vermocht. Zwei Mägde, welche in einer Kammer am Brunnenhof lagen, hatten nur das Geschrei der Kämpfenden vernommen, sie hatten nicht gewagt, die Kammer zu verlassen. Zu den elf Opfern kam sich ein zwölftes am folgenden Tage; denn als man die Spuren der Reiterschar, die an sünfzig Mann stark gewesen sein muß, verfolgte, fand man keine halbe Stunde weit vom Schloß die Leiche jenes feinen fremden Dieners, den der Generalwachtmeister mitgebracht, er war von mehreren Degenstichen jämmerlich ermordet.

Die Kunde von diesem blutigen Ueberfall, dessen Zweck und Ziel offenbar die Wegführung jenes fremden Mädchens, oder verkleideten Knaben, nebst seiner angeblichen Erzieherin gewesen, würde in jeder andern Zeit sicherlich das ungeheuerste Aufsehen gemacht und Nachforschungen aller Art von Seiten der Obrigkeit zur Folge gehabt haben, damals scheint es bei dem allgemeinen Elend, dem Kriegstrouble und der Machtlosigkeit der churfürstlichen Behörden beinahe spurlos vorübergegangen zu sein; wenigstens erfahren wir gar nichts von einer etwa stattgehabten Untersuchung. Es wird uns eigentlich nur mitgetheilt, daß auf „beshastige Weise" ein Gerücht „spargiret" worden, als habe der Generalwachtmeister mit einer schwedischen Kriegskasse die Flucht ergriffen gehabt und sei darum schwedischer Seits von einer Streife beimgesucht, endlich aber im Kampfe mit derselben elendiglich umgekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Frauen Amt im Streite.

Mit Abbildung nach einer Originalzeichnung von Carl Pilotty.

Wie ein wunderbar geheimnißvoller Sang tönt zu uns aus alter, grauer Zeit das Lied unserer Vorfahren, die Edda. Götter und Helden schreiten darin an uns vorüber in übermenschlicher, oft fast grausiger Gestalt — Wahrheit und Dichtung verwebt sich in seinen runenhaften Strophen zu einem tief ergreifenden Gemälde.

Unter den Liedern dieses großen Epos, das wohl alle germanischen Völker, in Gemeinschaft mit den flammverwandten Söhnen des höheren Nordens, als ihr Nationalepos ansehen können, heißt eines: Völundarqvida, das Lied von Wölundr. Drei Brüder, finnische Königssöhne, Slagfidr, Egil und Wölundr treten aus darin entgegen; auf ihren Jagdzügen kommen sie nach Ulfsdalir (Wolfsthal) und bauen sich dort Häuser. Da treffen sie eines Tages am Strande des Ulfsjar (Wolfssee) drei flachsspinnende Weiber, neben denen ihre Schwanenhemden liegen; es waren Walkyren: Swanhwit (Schwanweiß), Alhwit (Allweiß) und Aelrun, (Alrune) führen sie heim und machen sie zu ihren Frauen. Sieben Jahre halten diese aus, dann

Digitized by Google

entflohen sie, um ihr altes Kriegsgewerbe wieder zu treiben, und kommen niemals zurück.

Dieses Bild aus dem Leben der Schlachtjungfrauen unserer alten Götterlehre, das uns durch Simrocks Uebersetzung schon etwas vertrauter geworden war, hat ein ganz ungewöhnlich dazu berufener Dichter, Hermann Lingg, uns noch näher zu bringen gesucht, indem er es in eine historische Episode aus der Völkerwanderung hineinverwebte und zu einem dramatischen Gedichte ausgestaltete.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, Linggs „Walkyren" kritisch zu analysiren und zu beleuchten; aber das möchte ich wohl behaupten, daß eine uns ursprünglich liegende, großartige, sagenhafte Erscheinung darin zu einer anschaulich lebensvollen wird, die uns mit treuester Wahrheit entgegentritt. Geschichte, Glauben, Charakter unseres Volkes spiegelt sich darin ab, wie in wenig anderen Dichtungen unserer Zeit.

Unser Volk war von alten Zeiten her ein kriegerisches. Den Frauen lag es ob, die Begeisterung dafür zu schüren und zu nähren; das war im höchsten Sinne das Amt der halbgöttlichen Jungfrauen, der Walkyren, die auch über Kampf und Sieg den Ausschlag gaben. Sie singen:

„Wir schweben, wir weben,
Wir reiten zur Schlacht,
Wir nahn ungesehen
Dem Heer in der Nacht.
In ehernen Brüsten
Die Loose bereit,
Wo Männer sich rüsten
Zum blutigen Streit.
Wir pflücken die wallenden
Blutrosen im Feld,
Wir grüßen den Fallenden
Mit: Heil Dir, Held!"

Sie waren die Botinnen Odins, des höchsten Gottes der Germanen; und wie die Engel die im Glauben Entschlafenen in die ewige Heimat tragen, so führten sie die in der Schlacht Gefallenen zu ihm in seine himmlische Wohnung. Ihr Amt war ein dunkles, grauses — selten öffnete sich ihr Herz in Liebe einem Sterblichen und stets war der Ausgang solchen Verhältnisses ein tief tragischer. So gesteht Swanwithe dem sie drängenden Hamal — und das ist der Moment, den Carl Piloty, der Freund Linggs, in unserm Bilde erfaßt und dargestellt hat:

„Ach, nur ein Erscheinen,
Von dem ich mich zu früh gewandt.
Erweckte mehr in mir zum Einen,
Als je vorher mein Herz empfand.
Ein Jüngling war's, dort an dem Strand
Bei jenen Felsgesteinen,
Wo Eure List uns überwand.

Dort, als der Hauch von seinen Lippen schwand,
Die Wangen sich entfärbten und erblaßten,
Und ihm die Augen schlotzig des Todes Hand,
Als ihn da meine Arme sanft umfaßten,
Als ich ihm aufhob, das Gewicht
Des todten Haupts auf meine Schultern sank,
Und faß noch Lebenswärme mein Gesicht
Den seinen dunzen Locken trank,
Da war's, als ob in mir mich etwas frage:
Warum mußt' ich dies schöne Licht
Mit Todesnacht umziehn? An jenem Tage
Verfluchte' ich die mir auferlegte Pflicht."

So kann denn auch aus der Verbindung der Walkyren mit den Menschen kein Heil erblühen. Selbst Avitur, die Mondlunar wirklich liebt, muß ihrem höheren Berufe die Liebe opfern. Mit den Worten:

„Ich breit' um Dich die Schwingen, ich führe Dich dahin,
Wo schon zum großen Mahlseld die Heeresscharen ziehn,
Von Oft und Westen dringen die Völker in die Schlacht,
Der Einen Zoch wird brechen, der Andern Reich und Macht,
Hinan durch Nacht und Grauen, hinan zum Morgenroth,
Dir blüht der Siege schönster, Dir winkt der Heldentod,"

entschwebt sie mit ihm und trägt ihn in den Streit, in dem er die Gothen zum Siege führt und stirbt.

Die Götter der heidnischen Zeit sind längst vor der Wahrheit des Christentums in ihr Nichts dahingeschwunden, wie die Träume der Nacht vor den Strahlen der aufgehenden Sonne vergehen. Die Walkyren aber waren, wie ein tiefsinniger Forscher sagt, „ein ideales Abbild von deutschen Frauen alter Zeit; die Begeisterung zum Kriege war ihr edles Amt, sie erhöheten den Muth zum Kampfe durch den Werth ihrer Personen, durch ihre Gegenwart, durch ihre begeisternde Rede."

Auch die deutschen Frauen christlicher Zeit erhöhen die Kampfesfreudigkeit in den Söhnen ihres Volkes, wenn dieselben zur Befreiung des Vaterlandes auszieben. Dann aber halten sie sich fern vom Kampfe, erflehen Sieg und Heil für die Streiter von den Lenker der Schlachten in der Höhe und warten nachher liebevoll der Verwundeten und Sterbenden. Wie ihnen einst der fromme Sänger zurief:

„Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab Er zarte Sorgiamkeit,
Gab Euch in Euren herzlichen Gebeten
Den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit."

So haben sie es gethan in dem Befreiungskampfe gegen französische Uebermacht und gegen dänische Willkür und werden es auch in Zukunft thun. — Das ist ihr hohes und edles Amt im Streite.

A. K.

Der Krieg der Verbrecherwelt gegen die Gesellschaft.

(Schluß.)

Von zwei Arten des Diebstahls wird das Publikum in ganz besonders empfindlicher Weise gebraunschatzt, zum Theil gerade deshalb, weil es nicht genügend auf seiner Hut ist; die eine ist der Taschen-, die andere der Ladendiebstahl. In beiden hat die Verwerfenheit des Gaunerthums es zu einer Meisterschaft gebracht, die im einzelnen gekannt sein will, damit ihre ganze Nichtswürdigkeit ermessen werde. Und wenn es vor allem tief beschämend ist, daß solche Schurkerei auch in unserm Volke, — nein, nicht in unserm Volke, sondern im Auswurfe desselben, — zur Virtuosität ausgebildet ist, so ist auch das beschämend, daß dieser Virtuosität nur zu oft der Triumph des Gelingens gegönnt wird. In der That ist es kein ermuthigendes Zeugniß, das der Macht des Gaunerthums und der Ohnmacht der Polizeibehörde ausgestellt ist, wenn auf Bahnhöfen großer Städte, im Theater und an andern öffentlichen Orten das verhängnißvolle: „Vor Taschendieben wird gewarnt" den Eintretenden begrüßt. Aber im vollen Maße berechtigt ist solche Erinnerung nicht nur um der thatsächlichen Gefahr willen, vor welcher gewarnt wird, sondern auch um der Verpflichtung zum Selbstschutz und zur Wachsamkeit willen, die jedem obliegt und die keinem von der Polizei, auf die wir gute Deutsche trotz unserer Abneigung gegen Polizei und doch am liebsten verlassen möchten, abgenommen werden kann. Der Taschendiebstahl ist darum ein so exultivirter Zweig der Diebspraxis, weil er ohne alle Mittel ausgeübt werden kann. Kein Schraubeisen, kein Schlüssel, keine Säge, nur zwei Finger sind nöthig, der Zeigefinger und der Mittelfinger der rechten Hand. Der Erfolg wird rasch gewonnen und ist meistens lohnend, denn nicht nur um Uhren, Dosen und Börsen handelt es sich, sondern um Brieftaschen, und diese enthalten nicht selten Capitalien. Dazu kommt, daß die Gelegenheiten, welche zur Ausübung dieses Verbrechens die günstigsten zu sein pflegen, gleichzeitig auch die geeignetsten sind, dasselbe zu verhüllen und dem Diebe zur Flucht zu verhelfen, — nämlich das Zusammenströmen von Menschenmengen. Auf der Straße, auf öffentlichen Plätzen, auf Bahnhöfen u. s. w. ist der Einzelne gar leicht unbeachtet; auch die zweideutigste Persönlichkeit hat da ihr Recht oder findet ihr unbeachtetes Plätzchen; vor allem werden Kinder nicht fehlen, wo Menschenhaufen sich zusammenfinden; vor ihnen ist der Unbefangene am wenigsten auf seiner Hut, und leider sind es gerade Kinder, die auf dies Verbrechen eingeschult werden (bisweilen von ihren Eltern! —), und die ihre Verbrecherlaufbahn nicht selten schon im siebenten oder achten Lebensjahre, mit dem Taschendiebstahle beginnen.

Welch eine Zukunft folgt solchen Anfängen! — Der erwachsene

Digitized by Google

Gauner aber, der, sei es auf offener Straße, sei es in Theatern, öffentlichen Lokalen oder sonstwo, dem zu Bestehlenden in möglichste Nähe zu treten hat, muß von demselben sich so wenig als möglich unterscheiden. Der Dieb muß selbst als ein feiner Herr, die Diebin als eine feine Dame erscheinen; beide müssen äußerlich mit denen rangiren, die sie zur Beute sich ausersehen haben; kein Gauner ist daher so sehr durch sein Metier darauf gewiesen, in alle Formen des gesellschaftlichen Lebens elastisch einzugehn, als der Taschendieb. Er ist, wenn es darauf ankommt, der Dandy unter den Dieben. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, in das ekle Getriebe dieser schmutzigen Ehrlosigkeit einen Blick thun zu lassen, obwohl es für denjenigen, der die Ansartungen unseres gesellschaftlichen Lebens zu studiren und die Naturgeschichte des Volkes auch in der Gesahr dieser Unnatur zu verfolgen Veranlassung hat, auf diesem dunklen Gebiete des Interessanten genug gibt. Wir wollen hier nur Fingerzeige geben, die zur Wachsamkeit auffordern und zur Warnung dienen mögen.

Vor allem sei man doch nicht so unvorsichtig, werthvolle Gegenstände in der hinteren Rocktasche oder in der Brusttasche zu tragen, zumal wenn letztere an der Außenseite des Rockes sich befindet. Die innere Brusttasche ist sicherer als jene, aber nur, wenn der Rock zugeknöpft ist; ist derselbe offen und die Tasche noch obendrein flach und klaffend, so bietet sie dem geschickten Taschendiebe auch nicht das mindeste Hinderniß. Tragen doch manche gar kein Bedenken, Börse und Briefstasche, in denen sich die werthvollsten Papiere befinden, so gut wie ungebrogen ins Theater oder sonst an öffentliche Orte mitzubringen, die von Menschen gefüllt, alse die Anziehungspunkte für Taschendiebe sind. Namentlich Fremde, die nach großen Städten kommen und die wenigen Tage ihres Aufenthalts zu Zerstreuungen und Vergnügungen zu benutzen pflegen, sind, zumal in ihrer Unkunde der großstädtischen Gefahren, nur zu unbedachtsam. Sie haben vielleicht davon gehört oder in den Zeitungen gelesen, daß dieser oder jener den Taschendieben in die Hände gefallen; aber wir — so sagt ein jeder — soll das nicht passiren! Darum sind Messen, Vollmärkte und Ihnliche Gelegenheiten die goldenen Erntefelder der Taschendiebe. Man sei behutsam und lasse seine Briefstasche in sicherem Verschlusse daheim oder gebe sie zuverlässigen Händen zur Aufbewahrung! Ist es nicht an sich schon unverständig, eine Uhr, die vielleicht nur 20, 30 oder 40 Thaler kostet, an einer Kette befestigt um den Hals zu tragen, und Hunderte oder gar Tausende in unverschlossener Tasche zu tragen? Man sei gewiß, daß die Taschendiebe keinen gewöhnlichen Scharfsblick haben, das Terrain zu sondiren und auszuspüren, ob man etwas und was man in der Tasche trägt. Im Vorübergehn streifen sie leise den Rock, das Damenkleid, und die geringste Berührung desselben hat sie orientirt. Oft haben sie schon mit den Augen und Ohren, ohne auch nur mit einer Fingerspitze ihr Opfer zu berühren, über den Status quo sich völlig ins Reine gesetzt. Ein Taschendieb rühmte sich dem Polizeidiamten gegenüber, durch Schooß und Futter einer Tasche zu sehn. „Ohne anzufassen," sagte er, „weiß ich, was jemand in der Hintertasche trägt. Die Brieftasche klappt, das lose Geld springt, und die Börse liegt still." Wie leicht aber ist es, im Theater und Museum, im Eisenbahnwagen, im Omnibus aufzumerken, in welche Tasche ein Schnupfer seine silberne Dose steckt? wie leicht zu constatiren, wohin er die Börse, das Portemonnaie birgt, aus dem er eben gezahlt hat? Man sei aufmerksam, wenn man von einem Unbekannten gefragt wird, was die Uhr sei? Nicht unmöglich, daß er mit dem unschuldigsten Gesichte von der Welt nur sehn will, wie die Uhr, nach der der Gefragte sieht, an der Kette befestigt ist, um sie wenige Minuten später ihm abzunehmen. Es kommt vor, daß Taschendiebe dem, an den sie sich heranmachen wollen, eine Prise anbieten, bei der Gelegenheit ihn geschickt mit Tabak beschütten und mit den höflichsten Bitten um Entschuldigung ihn ablaufen, um bei dieser Gelegenheit zu fühlen, ob etwas und was in seiner Tasche ist. Für alle Fälle wird es gut sein, wenig bei sich zu tragen und seine Taschen zu bewahren. Im Jahre 1707 zu Tyburn hingerichtete Gauner John Hall, der auf dem Viehmarkt zu Smithfield einem Viehhändler einen Beutel mit 30 Pfund Sterling stahl, war so geschickt, daß er, zur Ehre der Kunst, einen mit Koth gefüllten Beutel dem Geschehlenen wieder in die Tasche practicirte, der hoch und heilig schwur, noch vor einer kleinen Weile 30 Pfund gehabt zu haben und an nichts anderes glaubte, als an die Einwirkung des Teufels. England ist aber auch das Musterland des Taschendiebstahls und bekannt ist es ja, daß dort an bekleideten Gliederpuppen, die bei jeder ungeschickten Berührung ihre Glöckchen ertönen lassen, jene verbrecherische Technik förmlich eingeübt und bis zur Virtuosität exercirt wird. Manches Kind wird dort von unnatürlichen Eltern an solchen Gliederpuppen zum Gauner erzogen, und empfängt für jeden Glockenton, den seine Ungeschicklichkeit hören läßt, eine Züchtigung. Darum wissen sich aber auch die Engländer vor dem Taschendiebe geschickter als wir zu schützen. Ihre Kleidung, ebenso zugeknöpft wie sie selber, ist für diesen Zweck durchaus praktisch; der sackartige Ueberzieher, der hinten gar keine Tasche hat und alles was darunter ist, wie eine Mauer umschirmt, ist dem Taschendiebe ein Greuel. Ein richtiger Engländer, wenn er im Eisenbahncoupé einschlafen will, hat sich so fest und solid in seinen Plaid gewickelt, daß jene Tasche unter der sicheren Hülle wie vergraben ist. Wir Deutschen schlafen im Waggon ganz gemüthlich und lassen vor lauter Gutmüthigkeit und Offenherzigkeit unsere Taschen offen. Will man unter Umständen nicht den Rath befolgen, das Portemonnaie an einer Schnur oder einer Stahlkette in der Tasche zu befestigen? Wer sich einen Reiserock bestellt, der lasse an der innern Brusttasche eine Klappe anbringen, die zugeknöpft werden kann, freilich trägt die Unverschämtheit der Taschendiebe auch kein Bedenken, im Gedränge eine Brusttasche dadurch zu öffnen, daß mit scharfem Messer und in größter Schnelligkeit von außen ein Schnitt in den Rock gemacht wird. Dagegen schützt neben Vorsicht nur eine Waltirung des Rockes und noch zweckmäßiger ist es, dieselbe mit dünnen, elastischen Federn von rund gewickeltem Drathe durchziehn zu lassen. Die hinteren Rocktaschen werden schwerer abgeschnitten, wenn sie an das Unterfutter befestigt sind. Ein kluger Engländer machte es freilich noch besser; er wußte einen der berüchtigten Taschendiebe, Tom Taylor, im eigentlichen Sinne des Wortes zu angeln. Im Drurylane-Theater nämlich hatte Taylor, — so erzählt Avé-Lallemant — eines Abends jenem Engländer 40 Guineen aus der Rocktasche gestohlen und war verwegen genug, am andern Abend in anderm Costüm wiederzukommen und, da er den Bestohlenen wieder auf demselben Platze erblickte, sich ganz gemüthlich zu ihm zu setzen. Er, der den Taylor trotz seiner Verkleidung wiedererkannte, stellte sich ganz arglos und steckte eine bedeutende Menge Guineen in die Rocktasche, in welche Taylor bald darauf seine Hand practicirte. Die Tasche war jedoch an ihrem Eingang mit seinen Fischerhaken besetzt, die das Zurückziehen der Diebshand unmöglich machten. Der Kunde war gefangen und schwitzte Angst; aber er schwieg klüglich und der schlaue Angler schwieg auch. Nach einer Weile stand derselbe kaltblütig auf, und sein unglücklicher Nachbar mußte auch aufstehn. Gegenungen folgte er ihm durchs Theater, und über die Straße in einen Gasthof, wo der ebenso wackere als hanfveste Engländer seinen Taschenfreund zum Ersatze alles Gestohlenen zwang, ihn tüchtig durchprügelte und dann dem herbeigelaufenen Volk überließ, welches an ihm seine rohe Justiz ausübte. Wollen wir nun auch von dem praktischen Insulaner nicht gerade die Angelhaken lernen, so doch die Vorsicht.

Wer vor Schaden sich hüten will, der sei auf der Straße behutsam, wenn irgend ein Auflauf einen Menschenschwarm zusammenlockt; denn bei solchen Veranlassungen sind in großen Städten wahrscheinlich auch die Taschendiebe zur Hand. Ja sie machen nicht selten in irgend einer Art einen Auflauf, nur um bei der Gelegenheit ihrem Geschäfte nachzugehen. So kommt es vor, daß auf der Gasse eine Schlägerei entsteht, daß sich Menschen sammeln und in wenigen Minuten die Taschendiebe mit ihrer eiligst erwischten Beute davoneilen, um mit denen, die den Skandal aufgeführt, dieselbe zu verjubeln; denn diejenigen, die sich gepriigelt und die, die gestohlen, waren eine Kameradschaft, und das Ganze ein abgekartetes Spiel. Man hat es sogar erlebt, daß ein Spitzbube auf der Straße stille stand und aufmerksam nach einem Fenster sah, als ob da irgend etwas Sonderliches zu schauen wäre; natürlich bleibt bald ein zweiter stehen, der doch wissen will, was da denn eigentlich zu gucken sei; und stehen erst zwei, dann kommt bald der dritte, der vierte und der zehnte, und darauf hat der Spießgeselle des ersten nur gewartet; er findet sich auch ein, und hat das Häuflein sich endlich übergenug gaft nur nichts an dem Fenster zu sehn ist, dann geht sicherlich einer von ihnen ohne Portemonnaie davon und der andere ohne sein Taschentuch. — Ueberhaupt hat man darauf zu achten, daß die Taschendiebe der Regel nach zu zweien oder zu dreien operiren. Der eine tritt wie aus Versehen dem sorglos Einhergehenden auf den Fuß, und während der Getretene über dem Schmerz an seinem

Digitized by Google

unglückseligen Leichdorn die Entschuldigungen kaum hört, mit denen jener sein scheinbares Ungeschick gut machen will, ist ihm von dem andern Spitzbuben die Uhr bereits aus der Tasche geholt. Wer auf der Gasse aufsanft umgerannt wird, der merke auf, ob nicht in demselben Moment eine Hand in seine Tasche greifen wirr! Auch darf man nicht allzu sorglos sein, wenn man auf der Straße am Feuer von der brennenden Cigarre geboten wird. Mancher hat die Sorglosigkeit, mit der er diese Gefälligkeit erwies, schon mit seiner Uhr oder Börse bezahlen müssen. Ebenso müssen sich Damen vorsehen, wenn ihnen, wie zufällig, aufs Kleid getreten wird. In dem Momente, in dem sie sich umsehn, kann ihre Tasche geleert werden. In Sonderheit sei man vorsichtig, wenn man auf der Straße an glänzend ausgestatteten Schaufenstern, vor Bilderläden, Juwelenhandlungen und ähnlichen Geschäften, deren Glanz gewöhnlich eine Gruppe von Schaulustigen fesselt, stehn bleibt. Unter den aufmerksamen Beschauern, die so harmlos wie möglich aussehn, fehlen nur zu häufig die Taschendiebe nicht und mit seinem Kennerblick wissen sie zumal den Fremden, bei dem sie eine größere Unkenntniß mit ihrer Scharferei voraussetzen dürfen, aufs Korn zu nehmen. Zwei oder drei machen dann, nachdem man mit einem Blicke sich versländigt, „Wand", d. h. sie decken den Spitzbuben, der den Diebstahl ausführen soll, vor den Blicken des nächststehenden Publikums, und mit Blitzesschnelle ist das Verbrechen nicht nur ausgeführt, sondern das Gestohlene auch bereits in die Hände eines Kameraden gewandert, der dasselbe vielleicht einem dritten zuflecht, damit die Beute schleunig davon gebracht werde. Denn selten behält ein Taschendieb was er erbeutet hat, in Händen; er gibt es schnell weiter, damit, falls er gefaßt würde, bei ihm nichts vorgefunden werde und er als der Unschuldige dastehe. Darüber kam vor nicht lange ein angesehener Mann, — irren wir nicht, ein Mitglied des preußischen Herrenhauses, — in gar üble Verlegenheit. Er erhielt in Berlin Besuch von einem auswärtigen Freunde und man verabredete, Abends ins Opernhaus zu gehn. „Aber laß Deine Briefstasche zu Hause!" sagte er zu dem Freunde. — „„Warum?"" — „Du könntest ohne sie nach Hause kommen; hier gibt es Taschendiebe!" — „„Taschendiebe!"" antwortete der Freund; „„ich werde mich von Taschendieben ausbeuteln lassen! nein, so dumm bin ich nicht!"" — Alles Zureden war vergeblich und der Freund ging mit seiner wohlgefüllten Brieftasche ins Opernhaus. Der andere aber wollte sich mit dem allzu Sichern einen harmlosen Scherz erlauben, ihm beim Hinausgehen im Gedränge die Brieftasche selber nehmen, um schließlich an dem Schrecken des Freundes sich ein wenig zu weiden, ihm das Seine wiederzugeben und einen kleinen Triumph über ihn zu feiern. Er versuchte das ungewohnte Wagestück, und in der That, es gelingt. Aber kaum hat er die Brieftasche verbergen, da fählt er in seiner eigenen Rocktasche eine fremde Hand; er greift hinein und was findet er? — eine goldene Dose! Ein Taschendieb hat seine Manipulation gesehn, hat ihn für einen Spießgesellen gehalten und auf der Stelle ihm zugesteckt, was er so eben mit langen Fingern erbeutet hatte. Der mit der goldenen Dose Beschenkte befand sich in der peinlichsten Verlegenheit und hatte Grund, seinen unbedachten Scherz zu bereuen. Ihm blieb nur übrig, der Polizeibehörde zu übergehen, was unter so seltsamen Verhältnissen in seine Tasche gekommen war.

Alte Gaunerkniffe, wie der, daß der Dieb seinen Nachbar im Theater um eine Prise bittet und in die geöffnete Dose eine kleine Bleikugel mit einem Seidenfaden fallen läßt, an dem er später die Dose aus des Nachbars Tasche zieht, kommen noch immer wieder vor. Ebenso das Spitzbubenstück, das in Eisenbahnwagen, Pferdtstuhen und Omnibussen executirt wird und das, nach Zeitungsnotizen, neuerdings wieder in London grassiren soll. Dasselbe besteht in nichts anderem, als daß der Gauner, in einen Mantel gehüllt, falsche Arme trägt, die er, die behandschuhten Hände wowöglich gefaltet, mit Gravität auf seinem Schooße ruhen läßt. Während sie aber da ruhen, greift er mit seinen wirklichen Händen heimlich nach rechts und nach links und leert die Taschen seiner Nachbarn.

Empörend ist es, daß selbst die Kirchen zu Schauplätzen für den verbrecherischen Unfug des Taschendiebstahls gemacht und die Gottesdienste schandbar entweiht werden. Es kommt vor, daß Menschen, die, wie in Andacht versunken knieend, unter der Maske des Gebetes nur ihre Nierenträchtigkeit verbergen und auf nichts harren, als auf den Augenblick, eine Tasche, nach der sie schielen, zu erreichen. Es gibt Tangenichtse, die niemals eine Kirche betreten, es sei denn, daß sie auf Raub ausgehn. Am liebsten suchen sie natürlich diejenigen Kirchen, die am meisten gefüllt zu sein pflegen, denn hier agiren sie am ungestörtesten und können nöthigenfalls sich am leichtesten im Gedränge verbergen. Namentlich pflegen es die Confirmationen zu sein, bei denen die Taschendiebe der Regel nach nicht fehlen. Bei einem derselben fand sich gelegentlich ein vollständiges Verzeichniß aller in Berlin um die Osterzeit gerade damals bevorstehenden Confirmationen, mit genauer Angabe von Ort und Zeit. Man rechnet eben auch darauf, daß bei Gottesdiensten an die Nähe von Schurken am wenigsten gedacht wird.

Schließlich sei bemerkt, daß die Kunst und die Künste der Taschendiebe — denn ihre Behendigkeit ist in der That eine Art von Kunstfertigkeit, die ihres Gleichen sucht, — mit der Kunst und den Künsten der Taschenspieler in sehr nahem Zusammenhange steht. Es gibt ohne Zweifel sehr ehrenwerthe Taschenspieler, aber es kommt auch vor, daß Taschendiebe ihr Metier aufgeben, um als Taschenspieler in die bunte Reihe der fahrenden Künstler einzurücken. Den nahen Zusammenhang beider Spielarten ersieht man aus einem Meisterstücke des berüchtigten Cartouche, dessen Gewandtheit und Frechheit in der That unübertreffen geblieben ist. Als er nämlich in Paris am meisten von sich reden machte, äußerte der König eines Tages bei der Abendtafel, er möchte den Cartouche doch wohl einmal sehn. Am andern Morgen, auf dem Wege nach dem Audienzsaal, bemerkte der König in einem Zimmer einen Menschen, der die silbernen Wandleuchter zu poliren schien. Die Leiter, auf welcher er stand, drehte sich, sowie der König sich näherte, und wollte umfallen. Der König sprang sogleich hinzu und hielt sie mit den Worten: „Nehmen Sie sich in Acht, Sie können verunglücken!" Cartouche stieg jetzt von der Leiter und machte dem Könige seine Verbeugung mit dem Worten: „Ew. Majestät sind ein zu gnädiger Monarch, unter dessen Schutz ich nie verunglücken werde." Der König lächelte über diese Courtoisie des vermeintlichen Leuchterputzers und ging in den Audienzsaal, in welchem er sofort in die Tasche nach seiner Dose griff. Zu seinem Erstaunen lag in der Dose ein kleines Billet: „Cartouche hat die Ehre gehabt, mit Ew. Majestät zu sprechen. Er konnte die silbernen Wandleuchter nehmen und auch Ew. Majestät Dose, denn sie waren in seinen Händen; allein Cartouche raubt seinem Könige nichts. Er wollte nur Ew. Majestät Wunsch erfüllen." — Natürlich war Cartouche über alle Berge. Hätte ein Taschenspieler sich irgendwo producirt, er hätte kein glänzenderes Stück zum besten geben können. Nur ist die Kunst des Taschenspielers, den man besucht, minder kostspielig, als die des Taschendiebes, von dem man gesucht wird. Man hüte sich vor ihm!

Und nun noch ein Paar Notizen über den Ladendiebstahl. Für ihn braucht die Gelegenheit nicht erst künstlich aufspionirt zu werden; sie steht mit großen Buchstaben auf den Schildern der Läden geschrieben, und je glänzender ein Kaufmannsladen ist, um so lockender ist er für den Dieb und die Diebin. Der Kaufmann steht, oft mehr als er es weiß oder eingestehen will, unter einem unerhörten Steuerdrucke des Ladendiebstahls. Mancher Lagerrefekt, der sich bei der Jahresinventur herausstellt, gehört auf keine andere Rota, als auf die seine. Der Ladendiebstahl ist ein äußerst cultivirter Industriezweig des Gaunerthums. Kundige Polizeibeamten versichern, daß die jährliche Ausbeute desselben in großen Städten eine ungeheure sei. Die billigen Waaren mancher Händler und Hausirer sind oft nichts, als die Trümmer solcher Beute.

Vorzugsweise legen sich Frauenzimmer auf den Ladendiebstahl. Ihre weiten Tücher und Mäntel sind für diesen Krieg die beste Montur. Aber auch an Männern fehlt es nicht, die dies Geschäft mit Vorliebe treiben. Als reisende Engländer, Grafen, Barone, wohl gar von einem Bedienten gefolgt, besuchen sie gern die Uhren- und Goldläden und andere feine Geschäfte. In der Regel hat der Ladendieb, wie die Ladendiebin, ihre Begleitung. Was ist auch natürlicher, als daß man bei wichtigen Einkäufen einen Freund, eine Freundin mitbringt, auf deren Rath und Geschmack man sich verlassen kann? Welche Dame kauft ein seidenes Kleid, bei dessen Auswahl sie sich nicht rathen ließe? Man läßt sich Waaren zeigen, man prüft, man mustert, man findet immer nicht ganz, was man sucht; Stück um Stück wird auf den Ladentisch gehäuft, bald hat man eine Art von Barrikade vor sich. Noch immer ist das Rechte nicht gefunden; der geplagte und dienstfertige Verkäufer bückt sich, wendet den Rücken, steigt auf eine Leiter, sucht in diesem und jenem

Digitized by Google

Fache, während die Diebin unvermerkt ein Stück Seidenzeug vom Ladentische herabgleiten läßt und es geschickt unter dem Tuche oder im Mantelfutter, das zur Tasche gemacht, oder in anderen weiten Taschen birgt, die aus den Kleidungsfüllen bereitet oder zwischen den Kleidungsstücken angebracht worden sind. Ja zwischen den Schenkeln weiß sie den Raub festzuhalten, und geht mit ihm fort, ohne daß ihr Gang den Diebstahl auch nur im mindesten verräth. Der Genosse oder die Genossin muß den Verkäufer geschickt zu beschäftigen wissen; ein Moment genügt zur Ausführung der That. Oder es tritt, zumal in größeren Geschäften, wo mehrere Verkäufer in Thätigkeit sind, ein dritter, ein vierter Käufer herein, mit dem das ganze Drama verabredet ist. Keine Ahnung wird davon gegeben, daß man einander kennt. Der Hinzukommende weiß durch seine scheinbare Kauflust die Aufmerksamkeit der andern Verkäufer in Anspruch zu nehmen, bis der erste den rechten Augenblick abgepaßt und seine Beute in Sicherheit gebracht hat. Endlich, auf ein nur den Betheiligten verständliches Zeichen wissen sie sich, einer nach dem andern, in guter Art zu entfernen. Bisweilen nehmen Ladendiebinnen auch eine Wärterin oder Amme mit einem Kinde zu Hilfe. Das arme Kind wird im rechten Momente zum Schreien gebracht, um die Aufmerksamkeit von den Handgriffen der Diebin abzulenken, oder es wird, wie ländelnd, auf den Ladentisch gesetzt, damit es mit seinem langen Kleide ein Waarenstück bedecke, das dann mit dem Kinde geschickt aufgenommen und ohne Schwierigkeit unter und hinter demselben verborgen wird. Waaren von kleinerem Umfange, resp. kleine Packete werden auch wohl in die wie zufällig auf den Ladentisch gelegte Muffe, oder in eine Schachtel, einen Korb geschoben. Selbst die Regenschirme, die mit ihrem schlotternden Ueberzug eine Menge von Falten bilden, müssen als Behelfer des Gestohlenen dienen. Die weiten Aermel sind ohnedies als natürliche Taschen zu benutzen; aber auch innerhalb der Weste, hinter dem Vorhemde, zwischen den gefütterten Hosenträgern hat der Ladendieb heimliche Taschen angebracht, und kleine Kostbarkeiten weiß die Ladendiebin sachte auf die Erde fallen zu lassen; sie schlüpft mit dem Fuß aus dem Schuh, faßt den Ring oder die goldene Nadel geschickt zwischen den Zehen und schiebt ihre Beute in den Schuh. Die imposante Crinoline ist wie gemacht, diese abgefeimte Procedur zu verbergen. Je lebhafter der Verkehr in Läden, je dichter das Gedränge vor Mess- und Jahrmarktsbuden ist, um so leichter gelingt die Spitzbüberei. Der Verkäufer sei daher aufmerksam! Er lasse vor allem in seinem Geschäft keinen Ladentisch, der so niedrig wäre, daß der Käufer mit Bequemlichkeit den Ellenbogen auf ihn legen kann. Höhere Ladentische erschweren die Manipulationen des Diebes unter allen Umständen. Außerdem müßten diese Tische immer ein kleines Gesimse haben, und ist dasselbe auch nur 1 oder 2 Zoll hoch, so verhindert es doch, falls der Tisch nicht überhäuft ist, das leise Herabschieben, Herabgleitenlassen, oder Herabzupfen der Waare. Ist die letztere auf dünnen Brettchen gewickelt, so wird sie viel schwerer fortgeholt und geborgen werden können, als die lose zusammengewickelte. Passend im Laden angebrachte Spiegel oder Spiegelstreifen machen es dem Verkäufer möglich, den Käufer zu beobachten, auch wenn er demselben den Rücken zuwendet. Die Fenster der Läden darf man nicht mit Gardinen oder aufgehängten Stoffen verdunkeln; mindestens die obere Hälfte der Fenster muß frei sein, denn das Halbdunkel ist ein Freund der Diebe. Wer seinen Laden bis vor die Thüre hin mit Waaren drapirt, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er bestohlen wird. Der erfahrene Dieb weiß schon an diesem Zeichen den sorglosen Kaufmann zu erkennen, bei dem ein Versuch sich wohl lohnen wird. In größeren Geschäften wird die Aufstellung eines Portiers sehr zu empfehlen sein. Bei einem ausgedehnten kaufmännischen Unternehmen, das neuerdings für Berlin projektirt ist, haben die Unternehmer in ihrem Kostenanschlag von vorn herein den Gehalt für 12 Polizisten mit auf den Etat gesetzt! — Aber man meine nicht, daß nur die großen Städte und Meßorte von jenen Buben und Bübinnen heimgesucht werden. Von den großen Städten aus bereisen sie jeden kleinen Jahrmarkt, und wo man am wenigsten auf sie gefaßt ist, da ist ihre Beute am reichsten. Und hat die Polizei ihre Pflicht gethan und haben die Gerichte sie verurtheilt, dann sitzen sie im Gefängnisse, um dort die Lehrmeister derjenigen zu sein, die lernlustig von ihnen eingeschult werden, und von denen die am angesehensten sind, die als die gewitzigsten und die routinirtesten sich breit zu machen wissen. Sie kehren in die Freiheit zurück, um ihr altes Spiel, vielleicht nur vorsichtiger, wieder zu beginnen, und die Saat des Verbrechens wird wie ein ansteckender Giftstoff von ihnen ausgefät.

Keine Polizei, und ob sie die beste wäre, und keine Gesetzgebung wird da gründlich helfen. Der Entsittlichung und dem Verbrechen muß vorgebeugt werden; die Bedingungen müssen gehoben werden, unter denen der verbrecherische Sinn geboren wird, keimt und wuchert, und namentlich das heranwachsende Geschlecht, die Zukunft unseres Volkes, die Jugend muß zur Sittlichkeit, Gottesfurcht und Arbeit erzogen werden; darin liegt die einzige Möglichkeit der Hilfe. r.

Ein Grab am blauen Nil.

Am oberen blauen Nile, etwa unter dem zwölften Grade nördlicher Breite, wohl eine halbe Stunde von den Ufern des Stromes entfernt, erstrecken sich zwischen welligen Hügeln die Strohhäuser des Negerdorfes Roséres. Einer dieser Hügel, an dessen Abhängen die freundlichen Kegeldächer einiger der Hütten emporschauen, bietet eine weite Rundsicht über die waldige Niederung, durch welche der blaue Fluß sich windet, sowie über die jenseits desselben befindlichen Thabi- oder Ingassanah-Berge, den Montenegro der Nilländer.

Der Gipfel dieses Hügels ist nur wenig bewachsen. Einige rothstämmige Akazien zeichnen die feinen Schattenrisse ihres winzigen Laubwerks auf dem grünberasten, mit mattgelben Tribulusblüthen geschmückten Boden. Rings umher aber erstrahlt der tropische Urwald in wilder, malerischer Pracht.

Berästelte Dompalmen, starrend von fußlangen Stielresten verdorrter Blätter, entfalten die üppigen Kronen ihrer sparrigen Fächer; windbrüchige Stämme derselben Art, schuppig und mit Schimmel bedeckt, ragen gleich Krokodilleibern aus den Gräsern und Binsen der dampfendheißen, feuchten Niederung hervor.

Ungeheuer dickstämmige Affenbrodtbäume, schirmförmige Akazien, Tamarindenbäume und Ebenholzsträucher mischen sich den Fächerpalmen bei. Im Schatten des Waldes erblühen blaublumige Wurzschilfe, scharlachne Haemanthus und gestreifte Amaryllis. Weiß-, auch rothblumige Convolvuln und Rhynchosten, gegliederter Cissus und andere Schlinggewächse umspinnen Bäume und Gestrüche.

Es war am Nachmittage des dreizehnten Juli 1860, da wand sich ein feierlicher Zug jenen Hügel hinauf. Diesen Zug eröffneten eine Anzahl Schegieh Soldaten, die erfarbenen Glieder dürftig verhüllt, die langen Gewehre zum Zeichen der Trauer verkehrt über die Schulter gehängt. Ihnen folgten schwarze Krieger der regnären aegyptischen Truppe, nur mit Stäben ausgerüstet. In Reih und Glied zogen die Mehrmannen schweigend einher. Darauf folgte eine Bahre, ein Angareb oder nubisches Bettgestell, überflochten mit Zweigen, beschlagen mit weißem Zitz. Es war eine Leichentrage, hier Schwarze aus dem Dorfe hielten dieselbe auf ihren Schultern. Dann schritten zwei Männer in halb europäischer Tracht, die gebräunten Wangen mit Thränen benetzt, hinter der Bahre her. Ihre klangvolle Sprache verrieth einen Ursprung aus nordnatalischen Regionen. Einige weißgekleidete Leute von Roséres, zwei ägyptische Offiziere und mehrere Unteroffiziere in Uniform schlossen den Zug.

Man kam an einigen Häusern des Ortes vorüber. Dunkle Weiber huschten aus den niederen Thüren hervor, schlugen, als sie die Todtenbahre erblickten, die nackte Brust, warfen Staub empor, und stießen den Jaghárit aus, das schrille Geheul, mit welchem Afrikas Töchter den Gefühlen der ausgelassenen Freude sowohl, wie auch des zermalmenden Schmerzes einen so ergreifenden Ausdruck

Digitized by Google

leihen. Die Männer von Roséres aber blieben stehen, neigten gegen den Todten mit über der Brust gebeugten Händen ihr Haupt und sprachen mit dumpfer Stimme ein andächtiges Fatscha.*)

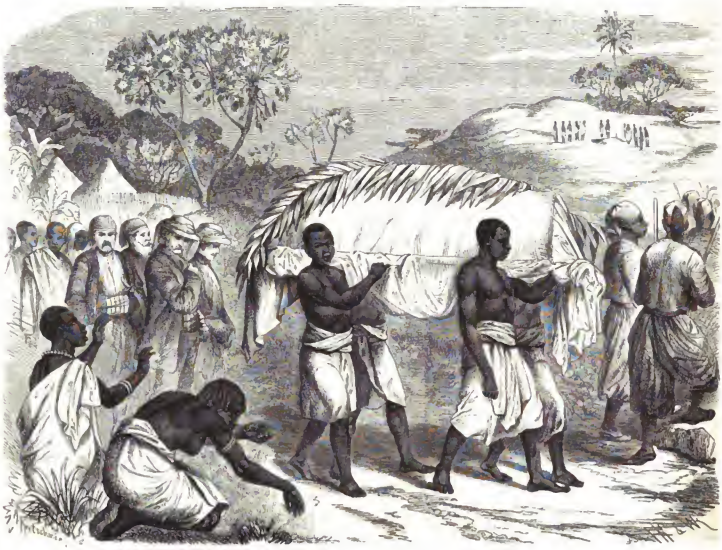
Der Zug hielt auf dem Hügel. Auf des Hügels Gipfel gähnte ein tiefes Grab. Dahinein senkte man die Bahre. Einer der leidtragenden Italiener, ein kräftiger, blondhaariger Jüngling, trat vor und betete. Der ägyptischen Offiziere einer entblößte den Säbel, schwang ihn salutirend und kommandirte. Die Schegieh rissen die Gewehre von der Schulter und feuerten sie in drei aufeinanderfolgenden Salven zu Ehren dessen ab, welcher hier, in fremder Erde, beinahe 41 Breitengrade von allem Lieben und Theueren entfernt, eine kühle Ruhestätte fand. Erdschollen dröhnten in das Grab hinein, dasselbe füllte sich. Das Trauergefolge ging auseinander.

Der dreizehnte Juli neigte sich zu Ende. In Gold und Purpur erschmolz der Thabi-Berg. Käuze riefen im Palmenhain, der König der Thiere meldete von fern durch Donnergebrüll den Beginn seines nächtlichen Rundganges. Gewitterwolken jagten über das Himmelsgewölbe, es ächzte der Nachtwind in den Bäumen. Hier und da kauerten etliche Eingeborne vor ihren Hütten um ein Feuer. Einer von ihnen sang, die anderen sangen im Chore nach, dazu schlug man die Handpauke und klatschte in abgemessener Weise mit den Händen. Es lag etwas Wehes in diesen präcisen, doch so klagenden Rhythmen. Man sang heute nicht wie sonst, in wilden freudigen Rhapsodien; von Krieg und Liebe, nicht von den blutigen Lorbeeren „König Nimrs des Panthers von Schendi," nicht von denen Idris-Adláns, des Herrschers der Fundj, noch von Nasr, dem kühnen Rebellensultan zu Tégeli, noch von den schlanken Mägdlein der Berím am Berge, Ghule.

Nein, man klagte über den jugendlichen Fürstensohn aus dem fremden Frankenlande, dessen Hülle heute die dunkle Erde von Roséres in ihren Schoß genommen. Man sang auch von seinem Begleiter, dem fränkischen Arzte, der wenige Schritte weit davon, in dem Strohhause des alten Platzkommandanten, mit wilden Fieberdelirien rang, dessen Schlummerlied der Schrei der Hyänen, der Ruf der Nachtvögel das Donnergrollen tropischer Gewitter war.

Von ihnen habt Ihr schwarzbraunen Männer und Weiber der Hammég zu Roséres noch lange gesungen. Ihr habt des fremden, Jünglings frühen Tod in Eurer natürlich einfachen und doch so herzinnigen Weise beklagt. Sein Grab habt Ihr umhegt mit Dornengestrüpp zum Schutze gegen die „Entweiherin der Grüfte," habt in frommer Herzenseinfalt Wasserkrüge auf den Hügel gestellt, um damit die Vögel der Wildniß zu tränken und durch solche Liebesgabe der Seele des Verblichenen die Pforten des Paradieses zugänglicher zu machen. Und das Kreuz, welches der italienische Gefährte auf das Grab gepflanzt, habt Ihr, obwohl es doch Zeichen des Euch fremden Glaubens war, in Euren gütigen Schutz genommen.

Der Fürstensohn, über dessen Ruhestätte die Palmen von Roséres lange Zeit ihre Fächerkronen geneigt, war Adalbert, Freiherr von Barnim, einziger Sohn des Prinzen Adalbert von Preußen und seiner Gemahlin Frau von Barnim. Er wurde am 22. April 1841 geboren. Während den Vater die Pflichten seiner Stellung mannigfach von den Einzelnheiten der Erziehung Adalberts zurückhielten, unterzog sich die Mutter mit hingebendster Liebe und Sorgfalt der Erziehung des außerordentlich



Das Grab am blauen Nil.

*) Das erste Kapitel des Korán. Gewöhnlich läßt man es bei den Eingangsworten desselben bewenden.

Digitized by Google

begabten Knaben. Dieser verrieth schon früh hohe geistige Regsamkeit und künstlerisches Talent, namentlich im Zeichnen.

Wohl zog es ihn, ehe er in den Militärdienst trat, hin zum heimatlichen Element seines Vaters, zur See, zu den Wundern der Tropen und es machte dem raschen Jünglinge unsägliche Freude, als der Vater ihm gestattete, ihn auf Sr. Majestät Corvette „Danzig," in den Sommermonaten des Jahres 1856, zu einer Uebungsfahrt in das atlantische und Mittelmeer zu begleiten. Wie lebhaft erquickte sich Adalbert von Barnim an der üppigen, tropischen Fülle des herrlichen Eilandes Madeira, wie mächtig zogen ihn der romantische Charakter Südspaniens, die wilde, ungezügelte Kraft des glaubenseifrigen Marokkaners an. Noch oft, noch später in der nubischen Wüste, in den Wäldern Sennars, sprach Barnim mit höchster Lust von Funchals Bananengärten, vom saracenischen Prachtbau der Alhambra zu Granada, vom ernsten Spanier und vom rohen Süd-Manne zu Mogador. Am Kap Tres Forcas erlitt die preußische Flagge von den verwegenen Mauren des Rif schwere Beleidigung, die Ehre dieser Flagge mußte mit den Waffen gewahrt werden. Der Jüngling war in der Gig, als die Mauren das Feuer gegen die längs der Küste hinsteuernden Boote eröffnete. Die erste Kugel ging über ihn fort und traf einen Riemen (Ruder) dicht neben ihm. Dann ging's an Bord zurück, darauf folgte die Landung, während Adalbert an Bord blieb und vom Commandanten des Schiffs, dem Prinzen Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld zum Ueberbringen von Befehlen verwandt wurde. Der ganze Auftritt, der betäubende Donner der Geschütze, das Krachen der Musketen, der Anblick so vieler Gefallenen und Verwundeten, die Verletzung des eigenen Vaters machten einen sehr tiefen Eindruck auf das Gemüth des Jünglings.

In die Heimat zurückgekehrt, entschloß sich Adalbert von Barnim, in der preußischen Cavallerie zu dienen, für welche er eine entschiedene Neigung hatte und zu der ihn seine Eigenthümlichkeiten am meisten zu befähigen schienen. Nachdem er im Frühjahre 1857 in der Garnisonkirche zu Berlin konfirmirt worden, widmete er sich mit größestem Eifer und mit energischer Anspannung aller Kräfte der Vorbereitung zum Eintritt in das Heer. Er bestand das Fähnrichsexamen vorzüglich. Darauf trat er in das erste Garde-Dragoner-Regiment ein und bemühte sich mit vollstem Eifer um den praktischen Dienst. Ernster Wissenschaft zeigte sich Barnim von Kindheit an zugethan. So sammelte er, noch ein halber Knabe, mit rührendem Fleiße Material zu einer Geschichte der Entdeckung Amerikas. Alexander v. Humboldt unterstützte solche aufblühenden Keime edelsten Strebens durch freundlichen Rath und Darreichung kostbaren Materials. Ferner zeichnete er eifrig die während der Reise in das Mittelmeer gesammelten Skizzen aus. Da erstand denn auch das hübsche, im Farbendruck vervielfältigte Blatt, welches den Kampf der „Danzig" gegen die Mauren des Rif veranschaulicht.

Adalbert Freiherr von Barnim.

Im Sommer des Jahres 1859 stellte sich leider heraus, daß Adalbert seinen jugendlichen Kräften zu viel zugetraut. Er wurde leidend und die Aerzte riethen zu einer Reise in ein südliches Land. Wie nun der Vater Brasilien, dessen Bruder, Prinz Waldemar v. Preußen, Innerafrika mit reichem, wissenschaftlichem Erfolge durchwandert, so wünschte auch Barnim seiner Reise die Weihe wissenschaftlichen Strebens zu verleihen. Sein Blick wandte sich nach Afrika, dem alten Wunderlande, an dessen geistiger Eroberung deutscher Muth und deutsches Wissen schon so reichen Antheil genommen.

Von einem jungen Arzte und einem erprobten Diener begleitet, reich mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgestattet, begab er sich zunächst über Venedig, Triest und Alexandrien nach Cairo. Hier, in der herrlichen, alten Kalifenstadt, nahm er mehrwöchentlichen Aufenthalt, hier verlebte er, in einer zwischen Excursionen und häuslichen Studien getheilten Zeit, Tage, die er mit Recht zu den glücklichsten seines zwar jungen, aber an hohen Genüssen schon sehr reichen Lebens zählen mochte. Schnell gewann er hier Kraft und Gesundheit wieder und mit ihr den glühenden Drang, sich weiter ins Innere des geheimnißvollen Landes zu wagen, dessen nördlichste Landschaften bereits einen so unauslöschlich tiefen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth gemacht. Er nahm einen schon früher gehegten Plan wieder auf, über Sennar nach den abyssinischen Alpen zu dringen. Elterliche Liebe bot ihm dazu die von Caire aus nachgesuchte Urlaubniß und die nöthigen Mittel.

Im Januar 1860 verließ die kleine Expedition auf einem

Digitized by Google

Schiffe Cairo und ging nilaufwärts, zu Wasser und zu Lande, zum Theil durch unwegsame Wüsten und Steppen, nach Khartûm der Hauptstadt Ost-Sudâns. Hier stellte sich eine ernste Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit heraus, nach Abyssinien zu gelangen, welches damals von Bürgerkriegen zerrissen und außerdem durch heftig entbrannte Grenzstreitigkeiten gegen die ägyptischen Besitzungen so gut wie abgesperrt war. Auch ließ die inzwischen weit vorgerückte feuchte Jahreszeit ernste Gefahren für die Gesundheit der Reisenden befürchten. In Khartûm herrschten bereits die heftigsten Fieber und rafften drei dort lebende Europäer gewissermaßen unter den Augen Barnims dahin. Trotzdem beharrte der muthige junge Mann, welcher am 22. April 1860 zu Khartûm erst in sein neunzehntes Jahr trat, auf wenigstens theilweiser Verwirklichung seiner kühnsten Hoffnungen, und erregt durch die lebhaften Schilderungen einiger im Ort lebender Europäer, beschloß er eine Reise längs der waldreichen Ufer des blauen Nils zum Berge Ghûle, dem Erbsitze des Fürsten der schwarzen Fundj und nach der fernen Provinz Fazóglo, zu unternehmen.

Nicht ohne Besorgniß, aber doch mit ganzer Entschlossenheit, folgten ihm seine Begleiter. Während dieser Reise nun entfaltete sich die reiche, Barnims Gemüth innewohnende Fülle von Liebenswürdigkeit und Edelsinn. Trotz mancher Beschwerden, trotz manchen Ungemaches erreichte man glücklich Fazóglo, damals der fürstliche Besitz der Türken in Centralafrika. Hier entbrannte gerade jener blutige Aufruhr der Eingeborenen gegen die Türkenherrschaft, welcher kurze Zeit nach Barnims Anwesenheit die Aegypter zur Aufgabe Fazóglos nöthigte, ein Aufruhr, der erst neuerdings mit Feuer und Schwert niedergeworfen worden. Auf anstrengenden Ausflügen in die Berge Fazóglos zogen sich Barnim, sein ärztlicher Begleiter und der Dolmetsch schwere Fieber zu. Von Kriegsgefahr bedroht, mußten die Kranken ihren zeitigen Aufenthalt, den türkischen Militärposten Famaka in Fazóglo, auf den dringenden Wunsch des dortigen Befehlshabers schleunigst verlassen. Nach mehrtägigem höchst beschwerlichem Rückmarsch durch finstere Wälder erreichten sie Roséres, wo der junge Baron, von Strapatzen und Fieber erschöpft, am 12 Juli erlag. Der Arzt, nachdem er selber wochenlang mit einem fast schon gewissen Tode gerungen, gewann erst nach sechs leidensvollen Monaten die Heimat wieder.

Das Unglück, welches so jäh über den jungen Fürstensohn hereingebrochen, setzte seinen, namentlich der Erdbeschreibung, kartographischen Aufzeichnungen und künstlerischen Versuchen mit Stift und Pinsel gewidmeten Arbeiten ein zeitiges Ziel. Während der langen, schweren Krankheit auch seines Begleiters ging viel von den Reisenden mit Mühe und Sorgfalt zgesammeltes Material zu Grunde, dennoch konnte noch Manches davon gerettet und späterhin regelrecht bearbeitet werden. Mußte demnach auch an den Ergebnissen der Reise Barnims nicht wenig unvollständig und unsicher bleiben, so haben dennoch das Unternehmen selbst die binnen so sehr kurzer Zeit gewonnenen, wissenschaftlichen Resultate desselben und das harte Geschick seines jugendlichen Führers bei den edelsten Männern Deutschlands und der Fremde, besonders Frankreichs, die lebhafteste Anerkennung, die innigste Theilnahme gefunden. In Afrika selbst wird man des männlich schönen, geistig begabten, leutseligen und für seine Zwecke hochbegeisterten Jünglings sobald nicht vergessen. Der Reise Adalbert von Barnims nach Innerafrika wird gewiß für immer ein ehrenhaftes Andenken gesichert bleiben.

Die Reste des theuren Entschlafenen wurden, unter thätiger, liebevoller Mitwirkung der ägyptischen Behörden und der Eingeborenen von Sennâr, durch einen entschiessenen Mann, Abdallah-Agha aus Esaeh (Oberägypten), Janitschar des preußischen Generalconsulates zu Alexandrien, im Monat Mai des Jahres 1861 dem „Grabe am blauen Nil" entführt und gelangten im Herbste desselben Jahres nach Berlin. Hier ruhen sie auf dem Invalidenkirchhofe mitten unter den Gebeinen jener Helden, die für des Vaterlandes Größe und Ehre gestritten. Ein geschmackvolles Denkmal kennzeichnet die Stelle, an welcher der muthige junge Streiter für Afrikas Erforschung nun seine bleibende Stätte gefunden.

R. H.

Am Familientische.

Ein alter Streitpunkt.

Dr. C. Badamus, der so gediegene Kenner der Vogelwelt, bestreitet in Nr. 29 des „Daheim" das Vorkommen und die Möglichkeit der Ueberwinterung von Schwalben im Schlamme, in Uferlöchern u. s. w. Er sagt: „Dem negativen Beweise (daß noch kein Naturforscher Schwalben im Schlamme gefunden habe und überhaupt noch niemand als wirklicher Augenzeuge dafür aufgetreten sei) stehen die sehr positiven zur Seite, daß eine solche Ueberwinterung aus physiologischen Gründen unmöglich ist, und daß Abzug und Ankunft der Schwalben und anderer Zugvögel bisheriges und jenseits des Mittelmeers exakt genug beobachtet worden."

Der letztere Theil wird wohl von niemand mehr in Zweifel gezogen, beweist indeß nichts gegen einzelne Ausnahmefälle, und die Unmöglichkeit aus physiologischen Gründen muß erst noch bewiesen werden. Sie kann indeß nicht bewiesen werden, weil, wie ich selbst erlebt habe, das Ueberwintern von Schwalben im Schlamme von Teichen vorkommt.

Um die Mitte der vierziger Jahre war ich zugegen, wie Ende Januar oder Anfang Februar in Wolfenbüttel bei dem Zuschütten des mit Wasser angefüllten Stadtgrabens eine Anzahl Schwalben von den Arbeitern aus dem Schlamme hervorgeschaufelt wurden. Sie befanden sich im Zustande vollständiger Erstarrung. Ich nahm einige der Schwalben mit auf mein Zimmer, in dessen Wärme sie langsam zum Leben zurückkehrten.

Die Zahl der aufgefundenen Schwalben mochte fünfzehn bis zwanzig betragen. Ob dieselben durch Schnäche, durch Verspätung oder durch Krankheit verhindert waren, an der Wanderschaft nach dem Süden Theil zu nehmen — wer kann es wissen! Gewiß aber ist die Vermuthung berechtigt, daß die Schwalben, da sie durch die Wärme des Zimmers aus ihrer Erstarrung erwachten, auch im Frühjahr durch die Wärme ins Leben zurückgerufen und aus dem Schlamme hervorgekommen sein würden. Ebenso berechtigt ist die Annahme, daß es in der Willkür der Schwalben steht, sich in jenen Zustand der Erstarrung oder des Winterschlafes zu versetzen.

Einen weiteren Schluß, wie z. B. daß jedes Jahr regelmäßig eine Anzahl Schwalben in der angegebenen Weise bei uns überwintern, wage ich nicht zu ziehen; es liegt überhaupt nur in meiner Absicht, die Möglichkeit durch den selbsterlebten Fall zu beweisen.

Ich hatte im Jahre 1857 in einem Artikel in der „Natur" über den Winterschlaf der Thiere dies Factum mitgetheilt und erhielt kurze Zeit darauf einen Brief von dem Dr. W. Sachs, Geheimen Medicinalrath in Mecklenburg-Schwerin, der einen zweiten ähnlichen Fall mittheilt und dessen Anfang hier wörtlich folgen möge:

„Der Aufsatz über den Winterschlaf der Thiere, welchen Sie in der Zeitschrift Natur, Nr. 30. 1857, pag. 238 mittheilten, hat mir Vergnügen gemacht und veranlaßt mich, noch am Ende meines 85. Jahres, nach lange geschlossener schriftstellerischer Laufbahn, Ihre Beobachtungen in Rücksicht der Schwalben zu bestätigen und diesen Vögeln Wildthir bei der Vereinigung zum Winterschlafe zuzurechnen."

„Es war im Winter 1789, als ich mit stets neuer Freude den naturhistorischen Vorlesungen des Professor Roquet de Moment beiwohnte, der Ihnen gewiß lesens Buches über die Korallen wegen bekannt ist. Sein Garten lag am Schloßgraben in Celle, welcher ausgemoddet wurde. Bei dieser Gelegenheit brachten die Arbeiter unserm vorsichtigen Lehrer einen halben Eimer voll fest aneinander gekrallter, scheinbar todter Schwalben und er überzeugte uns, daß einige davon durch die Zimmerwärme wieder zum Leben erweckt wurden. Den Rest ließ er wieder in jene Modde hinabsenken, nachdem er uns belehrt hatte, daß schon Plinius den Winterschlaf dieser Thiere beobachtet habe. — Von den meisten meiner Mitzuhörer weiß ich, daß sie todt sind, worunter ich als den eifrigsten Forscher den nachherigen Professer Beck in Hannover nenne, u. s. w."

Der Schreiber des Briefes war mir vorher nicht bekannt gewesen. Nach der von mir selbst gemachten Beobachtung habe ich die volle Wahrheit der in dem Briefe gemachten Mittheilung nicht einen Augenblick lang angezweifelt.

Diese Zeilen sollen nicht dazu dienen, einen alten Streit wieder frisch anzufangen, sondern ihn zu beenden.

Dr. Friedrich Friedrich.

Briefkasten.

An den „constant reader" in London.

Auf Ihre Anfrage, wie auf die vielen gleichlautenden anderer Leser des Daheim sind wir von dem Herrn Verfasser autorisirt, Folgendes mitzutheilen:

Das Faktum der Novelle: „Tuvia Panti" ist richtig, die Einkleidung und dichterische Ausdeutung gehören dem Verfasser.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Mai 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 34.**

Die Mordnacht von Haidelliſt.

Aus der Geſchichte einer ausgeſtorbenen Familie mitgetheilt von George Heſekiel.

(Fortſetzung.)

Wenn wir uns nun einerſeits billig wundern dürfen, daß damals, wie es ſcheint, ſo gar nichts geſchehen, die Uebelthäter zu verfolgen und das Dunkel zu lichten, welches über jener Mordnacht lag, ja eigentlich noch liegt, ſo müſſen wir andrerſeits wieder nicht vergeſſen, daß damals die Menſchen noch weit mehr gewohnt waren, ſelbſtſtändig ihr Recht zu vertreten und zu ſuchen; daß einer da ſein mußte, welcher die Gerichte zu Hilfe rief und ſie zur Thätigkeit trieb. Ein ſolcher Treiber aber fehlte hier, es war kein Verwandter da, welcher ſich der Sache angenommen hätte: die nächſten Lehnsvettern der Haidelliſte von Tambach ſaßen über der Elbe in den Welfiſchen Ländern und es dauerte lange, bever ſie überhaupt nur Kunde von dem furchtbaren Geſchick ihrer beiden Vettern erhielten. Und als ſie genauer davon unterrichtet wurden, konnten auch ſie zunächſt nichts thun, denn das Haupt jener Haidelliſte über der Elbe war damals ein betagter Greis und ſeine Söhne und Neffen ſtanden in fremden Kriegsdienſten, er ſelbſt wußte nicht wo! So kam es, daß zunächſt gar nichts geſchah, ganz abgeſehen von der Ohnmacht der churfürſtlichen Behörden; Jahre nachher aber Nachforſchungen anzuſtellen, das wäre in jenen Zeiten völlig ausſichtslos geweſen. Erſt fünf Jahre nach der Mordnacht kam der fürſtlich Lüneburgiſche Lieutenant Hans Gotthard von Haidelliſt nach Berlin, um ſich näher zu erkundigen, gab aber ſeine Bemühungen ſofort auf, als er erfuhr, daß in jener Nacht zwar ſeine beiden Vettern, Magnus und Achim todt geblieben, daß aber der Jüngſte der Brüder, der Gotteshaus noch immer als ein hoher Kriegsoffizier der Krone Schweden diene. Er hatte anſcheinend nun mit der Angelegenheit nichts mehr zu thun, es war ja ein näherer Verwandter da. So glaubte der Lüneburgiſche Lieutenant wenigſtens, aber der Gotteshaus war eben nicht da, ſondern Niemand wußte, wo er war; Niemand wußte; ob er lebendig oder todt. Eine freilich nur ſehr loſe Nachricht wollte wiſſen, daß der Name des Oberſtlieutenants von Haidelliſt, als der eines Felons und Verräthers an der Krone Schweden an den Galgen geſchlagen werden ſei — wir erfahren aber nicht, wo und wann ſolches geſchehen.

Es waren aber doch Leute da, welche über die Ereigniſſe der Mordnacht von Haidelliſt wenigſtens einige Auskunft hätten ertheilen können, wir meinen jenen Jäger und die beiden Stallbedienten. Die mögen denn auch ausgeſagt haben, was ſie wußten und von ihnen wird denn wohl auch das Wenige kommen, was wir wiſſen. Der Jäger war nur zufällig im Schloß, er wohnte eine Stunde davon in einem Häuschen auf der Haide; er hatte Geſchäfte mit dem Junker Achim gehabt und mit dieſem noch ziemlich ſpät einen Trunk Bier gethan, erweckt wurde er durch einen gewaltigen Krach, wahrſcheinlich die Detonation der Petarde, mit welcher man das äußere Thor, oder einer zweiten, mit welcher man das Thor des großen Portals aufſprengte. Er lief mit ſeinem Jagdmeſſer bewaffnet nach dem nicht fernen gemeinſchaftlichen Schlafgemach der beiden Junker, das aber fand er ſchon leer, er hörte Schüſſe fallen und eilte nach der Kammer des fremden Knaben; an der Haupttreppe ſchoß ein Reiter auf ihn, der dort als Poſten aufgeſtellt ſein mochte, er griff dieſen an, wurde aber nun von zwei andern angegriffen, er wich, wurde hart verfolgt, bleſſirt und rettete ſich endlich in den Hauptthurm; er meinte nachher, daß es ſeine Verfolger geweſen, welche die Feuersbrunſt veranlaßt, denn ſie hätten Fackeln gehabt. Er hatte verſchiedene Leute geſehen, aber in der Aufregung und Angſt weiter nicht Acht gehabt; ſo war er in die Glockenkammer gekommen und hatte die Nothglocke gezogen, bis ihn das Feuer vertrieben.

Der Jäger ſoll ſeit jener Mordnacht nicht wieder froh geworden ſein und immer trübe und ängſtlich ſich gezeigt haben bis an ſeinen Tod. Das iſt erklärlich, ohne daß man anzunehmen braucht, wie es geſchah, er ſelbſt habe jene Feuersbrunſt verurſacht, welche mehreren Menſchen das Leben koſtete. Jedenfalls iſt's nicht von Belang für die Anſtellung der Geſchichte. Wichtiger iſt, daß er verſichert haben ſoll, die feindlichen Reiter ſeien Ungariſcher Nation geweſen, er habe ſie an ihren Anrufen erkannt und er müſſe das wiſſen, da er viele Ungarn gekannt, als er noch bei den Kaiſerlichen gedient.

Einzelne Züge haben auch die beiden Stallknechte berichtet: ſie

Digitized by Google

haben gesehen, daß der Anführer der Reiter, der mitten auf dem Hofe hielt, einen blanken Panzer unter dem Scharlachmantel trug, sie sahen seine goldenen Sporen im Fackellicht blitzen, sie hörten wie er in deutscher Sprache befahl, daß noch zehn Mann absitzen sollten, um die, welche schon im Schloß kämpften, zu unterstützen, sie hörten, wie er denselben herrisch zurief: „lebendig oder todt, aber eilt!“ Der Mann hatte auf sie den Eindruck eines hohen Kriegsbedienten gemacht. Endlich hatten die beiden Leute gesehen, daß drei verhüllte Gestalten von den Reitern aus dem Portal getragen und auf schon bereit gehaltene Rosse gesetzt wurden, mit denen sich eine Abtheilung der Reiter sofort in Bewegung setzte und im Galopp davonritt, ein Fackelträger voran. Der vornehme Offizier hielt noch eine kleine Weile im Hofe, sammelte seine Leute kriegsmäßig und jagte dann mit ihnen der ersten Abtheilung nach.

Weitere Nachrichten über die Ereignisse in jener blutigen Novembernacht sind nicht auf uns gekommen. Niemand hat erfahren, wohin sich jener berühmte Reiterzug gewendet, er war gespenstig über die Haide gefahren, niemand hat ihn weiter gesehen im Lande. Eine schreckliche Erinnerung aber zu die Mordnacht von Haidelist lebte fort unter den Leuten und hat sich, mit mancherlei abenteuerlichen Zusätzen vermehrt, erhalten bis auf diesen Tag.

III.

Ein Volkslied.

Ach wenn ihr uns nie bezwänget
Holde Wünsche, höchste Liebe,
Wären in uns keine Triebe
Nicht zum Besten, nicht zur Tugend;
Einsam, ohne Ziel die Augen,
Ohne Muth und Leben bliebe.

Ludwig Tieck.

Unter den Papieren, welche uns zur Benutzung für diese Erzählung zu Gebote standen, befindet sich ein großes Blatt Papier, vielfach eingerissen, fleckkeckig und mit Einkniffen versehen, welche verrathen, daß es mehrfach zusammengelegt lange in einer Brieftasche getragen worden. Dieses Blatt ist mit Versen beschrieben, welche wir hier mittheilen, so weit dieselben noch lesbar waren, geändert haben wir daran nur Einzelnes in der Schreibart.

Die Verse lauten:

Es heult der Hund am Thurme,
Er will zu seinem Herrn,
Die Wolken jagen drüber
Und einsam blitzt ein Stern.

Es heult der Hund am Thurme,
So heult er jede Nacht,
Bis tief im tiefsten Kerker
Sein Herr ist aufgewacht.

Er trägt so schwer an Ketten,
Doch schwerer noch an Schmerz
Und seines Hündleins Heulen,
Das greift ihm hart ans Herz.

Das Hündlein ist gesprungen
Darauf mit muntern Sprung,
Schlich er zu der Herzliebsten
In brauner Dämmerung.

Und Wache hat's gehalten.
Wenn heimlich sie gekläfft,
Mit ihren rothen Lippen
Die heiße Luft gestillt.

Nun liegt er hart in Banden
Sein Hündlein heult am Thurm,
Sein Stern ist ausgegangen
Und drüber braust der Sturm.

Es heult der Hund am Thurme,
Er will zu seinem Herrn
Die Wolken jagen drüber
Und einsam blitzt ein Stern.

Es heult der Hund am Thurme,
So heult er jede Nacht,
Da ist im Kerker droben
Die Fürstin aufgewacht.

Die junge Landgräfinne
Sie hört des Hundes Laut,
Da hat ihr weißes Bettlein
Mit Thränen sie bethaut.

Sie kennt des Hündleins Stimme
Vom grünen, grünen Hag,
Wo sie der süßen Minne
Mit ihrem Buhlen pflag.

Nun, wie ihr Buhle drunten,
Liegt drohen sie in Haft,
So hart ward ach! die Liebe
Noch niemals nicht gestraft!

Das Hündlein heult am Thurme,
Das hören sie nun beid',
Das ist in harten Banden
Ein bitter Herzeleid.

Es heult der Hund am Thurme,
Er will zu seinem Herren
Die Wolken jagen drüber
Und einsam blitzt ein Stern.

Die beiden letzten Verse sind bis zur völligen Unkenntlichkeit verblaßt und verwischt, etwas Wesentliches werden sie schwerlich enthalten haben. Auch bei den mitgetheilten haben wir einzelne Worte nicht lesen, sondern nur errathen können, wären auch schwerlich im Stande gewesen von dem Liede so viel mitzutheilen, wenn nicht die verblaßten Schriftzüge der ursprünglichen Niederschrift bei mehreren Versen mit schwärzerer Tinte und von einer andern Hand, offenbar um sie zu erhalten, sorgfältig nachgemalt worden wären.

Auf der linken Seite des Blattes stehen unter den Versen auf die jener Zeit eigne Weise verschnörkelt die Buchstaben: H. J. M. V. H. V. D. J. V. Q. D. M. P. Bbg. 16. Jnl. 1694.

Diese Unterschrift lesen wir: Hans Joachim Magnus von Haidelist und Dambach, Juris utrinsque Doctor, Manu propria, Bamberg den 16. Juli 1694.

Dieser Herr von Haidelist, welcher die Namen jener drei Brüder von Haidelist führte, von denen wir erzählt haben, war indessen nicht der Dichter der vorstehenden Verse, ja, er hat sie nicht einmal geschrieben, sondern sie nur, wenigstens theilweise, durch sein Nachmalen der Buchstaben vor dem gänzlichen Verblichen bewahrt.

Sichtlich aber hat er auf diese Verse, wenn auch nicht sofort, so doch später einen großen Werth gelegt; es scheint, daß er dieselben lange bei sich geführt. Er that Recht daran, denn er betrachtete wahrscheinlich, wie wir es jetzt thun, jene Verse treu ihrer Allgemeinheit, trotzdem, daß sie keinen Namen, keinen Ort und keine Zeit melden, als den Schlüssel zu dem dunkeln Geheimniß, welches über der blutigen Episode aus seiner Familiengeschichte lag, die wir unsern Lesern mitgetheilt haben. Freilich hat der Schlüssel das Geheimniß doch nicht erschlossen, denn jener Herr von Haidelist wußte nicht mehr, sondern wahrscheinlich noch weniger als wir von jenen Begebenheiten, aber es ist doch interessant, daß er zu diesem Gedichte noch früher kam, und sich seiner, nur von einer dunkeln Ahnung geleitet, bemächtigte, als zu einem andern Schriftstück, das freilich materiell für ihn und seine Familie einen ungleich höheren Werth haben mußte.

Im Sommer des Jahres 1694 war der Braunschweig-Lüneburgische Geheimerath und Großvogt Herr Hilmar von Münchhausen mit einer wichtigen Sendung nach Wien und an mehrere Höfe im Reich betraut worden; einer der jungen Cavaliere, welche diesen Diplomaten begleiteten, war Herr Hans Joachim Magnus von Haidelist und Dambach, welcher im Jahre vorher zu Helmstadt Doctor juris geworden war und für einen ausgezeichneten Kopf galt. Es scheint, daß der Großvogt seinem jungen Begleiter viel Vertrauen schenkte, und ihm die minder wichtigen Aufträge an den kleinern Höfen zu selbstständiger Ausführung übertrug, denn Herr von Haidelist befand sich im Laufe jenes Sommers allein an verschiedenen geistlichen Höfen Süd-Deutschlands.

An einem schönen warmen Julitage ritt derselbe, von drei Dienern begleitet, gen Bamberg durch die lieblichste Landschaft, und war so recht fröhlich in seinem Herzen. Da hörte er einen Trupp junger Leute ein, welche allerlei Lieder sangen. Der Herr von Haidelist hatte seine große Freude an dem muntern Gesange, der mit der sonnigen Landschaft im besten Einklange stand, so daß er lauschend langsam hinter dem Trupp herritte. Er war beinahe betroffen, als die lustigen jungen Sänger plötzlich in eine schwermüthige, fast klagende Weise fielen und die Strophen sangen, welche wir oben mitgetheilt haben. Der Herr von Haidelist fühlte sich durch den Gesang so mächtig bewegt, daß er sich fast der Thränen nicht zu erwehren vermochte, es sprach ihm aus dem Liede eine mahnende Stimme zu, die ihm bekannt klang und noch als er ein alter Mann war, konnte er an jene Stunde nicht ohne die tiefste Rührung denken. Als er sich etwas gefaßt hatte, ritt er zu den jungen Leuten und machte Bekanntschaft mit ihnen. Es waren protestantische Studenten aus dem Reich, welche sich auf dem Wege zusammen gefunden hatten und nun gemeinsam über Hof und durch das Voigtland nach Leipzig zogen wollten, um dort Theologie zu studiren. Der Herr von Haidelist erkundigte sich nach dem Liede, welches ihn so mächtig bewegt hatte, und ein schmucker Gesell aus dem Neubrandenburgischen theilte ihm freundlich mit, daß das Lied in seiner Heimat ganz gemein sei, alle daß es auch die Handwerksburschen auf den Herbergen sängen. Näheres wußte er garnicht, nur sagte er, daß es viele Verse habe und erbot sich endlich gegen den fremdlichen Cavalier, ihm alle Verse aufzuschreiben, welche er in seinem Gedächtnisse fände. Zu Bamberg hat Herr von Haidelist die Studenten in seiner Herberge, die zum Matthäserkreuz beschildet war, mit einem guten Trunk fränkischen Weines bewirthet und dort mag ihm denn jener Student die Verse aufgeschrieben haben, die jetzt in verblichener Schrift vor uns liegen. Erst später, als ihm das Blatt noch wichtiger geworden, wird der Herr von Haidelist das Datum jenes Tages und seinen Namenszug darunter gesetzt haben.

Einige Tage danach saß der junge Cavalier als ein hochge-

Digitized by Google

ehrter Gast an der Tafel eines vornehmen bischöflich Bambergischen Hof- und Staatsbeamten und hatte zu seinem Tischnachbar einen greisen Priester mit milden freundlichen Augen, mit welchem er allerlei gelehrte und auch ergötzliche Dikeurse führte. Da kam es denn, daß der Herr von Haidelisk äußerte, wie sein edel Geschlecht nun schon lange zwar in den Welfischen Landen angesessen sei und den Fürsten von Braunschweig diene, daß in allen Spressen aber doch eine ganz eigene Sehnsucht nach ihrer eigentlichen Heimat sich rege, nämlich nach dem alten Lande Churmark Brandenburg, dem die Haidelisse entstammt. In kurzen Worten theilte der junge Cavalier das Wenige mit, was er von der blutigen Catastrophe wußte, welche seine märkischen Lehnsvettern fünfzig Jahr zuvor betroffen und gab insbesondere seinen Schmerz darüber kund, daß dadurch seine Sippe um die eigentlichen Stammbesitzungen gekommen. Auf mannichfaches dringliches Ansuchen erzählte er dann weiter, daß die Lüneburgischen Haidelisse in den Brandenburgischen Lehnen nicht hätten folgen können, weiler Tod des letzten Brandenburgischen Lehnsvetters Haus von Haidelisk, genannt der Gotteshans, nicht bewiesen sei und sich in keiner Weise habe nachweisen lassen. Die gelehrten Juristen an der Tafel erwogen den lehnrechtlichen Fall auf verschiedene Weise, disputirten, disputirten und zankten sich endlich auch ein wenig, denn wenn die einen sagten, daß der Churfürst von Brandenburg nicht berechtigt gewesen, den Lehnsvettern die Lehne zu verweigern, weil der Tod des letzten Besitzers nicht bewiesen, so behaupteten die andern das Gegentheil, und die Rede für und wider ging immer lauter und heftiger, je mehr von dem edeln Wein dazu vertrunken wurde. Ein Fränkischer von Adel, welcher am Berliner Hofe längere Zeit gelebt, rieth endlich dem Haidelisk, er möge sich doch noch ein Mal an Churfürst Friedrich III von Brandenburg, welcher ein milder und großmüthiger Herr sei, wenden und dabei zu bedenken geben, daß vor zwanzig oder mehr Jahren, als der Vater des Haidelisken, um die Güter gebeten, der verschwundene Gotteshans allerlings noch gelebt haben könne, daß aber jetzunder kaum noch eine Wahrscheinlichkeit dafür spreche, dieweil es doch gar zu selten, daß Einer sein Leben über neunzig Jahr bringe. Der Haidelisk dankte dem fränkischen Herrn, der sich auch erbot, ihm gewichtige Empfehlungsbriefe an etliche vornehme Herren des Berliner Hofes zu geben, sehr verbindlich, meinte aber, daß er sich keinen Erfolg versprechе, weil er gehört habe, daß der Landesherr die Güter bereits anderweitig vergabt, einen Proceß aber könne er nur anfangen, wenn er einen richtigen Todtenschein des verschwundenen Gotteshans beibringe und auch da sei ihm der Ausgang noch zweifelhaft. Er wollte also eben die freundlichen Anerbietungen des fränkischen Herrn mit allerlei feinen Worten des Dankes ablehnen, als der greise Priester, welcher neben ihm saß, ihm leise zuſprach, daß er doch die angebotenen Empfehlungsbriefe nicht ausschlagen möge. Herr von Haidelisk gehorchte, ohne sich Rechenschaft über seine plötzliche Bereitwilligkeit zu geben, der leisen Mahnung des freundlichen Priesters, und war das sehr gut, denn hauptsächlich in Folge dieser Mahnung sind die Haidelisse wieder in den Besitz der alten Erbgüter ihres Hauses gelangt.

Genau zu sagen, wie das zugegangen, ist uns nicht möglich, unsere Quellen lassen uns hier vollständig im Stich, wir haben nichts als einige Briefe, welche freilich Andeutungen aller Art enthalten, die aber leicht mißverständlich sind. Stellen wir alles zusammen, was uns vorliegt, so erhalten wir durchaus kein Bild, sondern eben nur einzelne Fragmente, aus denen wir uns zwar eine Ansicht bilden können, die wir aber höchstens als eine annähernd richtige bezeichnen dürfen. Wir wollen dieselbe unsern Lesern indessen nicht vorenthalten.

Unsrer Ansicht nach wird Herr von Haidelisk von jenem fränkischen Edelmann, es ist uns nach gewissen Andeutungen nicht zweifelhaft, daß es ein Ritterhauptmann von Rotenhan gewesen, die so freundlich angebotenen Empfehlungsbriefe an einflußreiche Personen am Berliner Hofe erhalten haben, denn im Jahre 1695 ist der junge Cavalier in Berlin gewesen und wohl aufgenommen worden; mehrere große Herren verwendeten sich flattlich für ihn. Aber der Haidelisk muß in Bamberg, oder doch um die Zeit seines Bamberger Aufenthaltes, mehr erhalten haben, als Empfehlungsbriefe, denn er producirte in Berlin einen vollkommen unanfechtbaren Todtenschein seines Vetters Hans von Gott, des Letzten vom Stamm der märkischen Haidelisken. Dieser Todtenschein des verschwundenen Gotteshans ist noch im Jahre 1767 dagewesen und bei einer bestimmten Gelegenheit, von welcher weiter unten die Rede sein wird, nachgesehen worden, wahrscheinlich ist er damals nach Lüneburg geschickt und von dort nicht wieder zurückgekommen, alle unsere Nachforschungen danach sind vergebens gewesen. Wir wissen nicht mehr, von wem jener Todtenschein ausgestellt worden, sondern nur, daß der Gotteshans im Jahre 1668 als katholischer Priester auf einer Reise in der kleinen Reichsstadt Rettweil in Schwaben mit der heiligen Wegzehrung versehen, verstorben und auch dort begraben worden ist. Der protestantische Brandenburger, der Obristlieutenant Gustav Adolphs war also katholisch und Priester geworden — das Geheimniß scheint immer dunkler zu werden. Wir dürfen aber wohl annehmen, daß es der freundliche Priester gewesen, neben welchem der junge Haidelisk zu Bamberg bei Tafel saß, der ihm den Todtenschein des Gotteshans verschaffte. Hätte derselbe nicht schon damals die Absicht und die Macht gehabt, jenen Todtenschein zu beschaffen, so würde er schwerlich den Haidelisk gemahnt haben, die Empfehlungsbriefe des Herrn von Rotenhan anzunehmen. Vielleicht hätte man damals gleich nicht ohne Aussicht auf Erfolg Nachforschungen in Rettweil anstellen können, es scheint aber fast, als ob sich der junge Herr verpflichtet gehabt hätte, nicht weiter nach dem Schicksale seines Verwandten zu forschen, wenigstens läßt sich nur so eine Stelle erklären, die sich in einem noch vorhandenen Briefe des jungen Herrn an seinen Oheim und Erzieher findet.

Für die Lehnsvettern war es natürlich viel wichtiger, den Todtenschein zu erhalten, als den Schicksalen eines Verwandten nachzuforschen, den sie nie gekannt; wurde also, wie wir glauben, eine solche Bedingung gestellt, so wird man sehr gern darauf eingegangen sein. Es scheint fast, als ob jener Priester in Bamberg den Gotteshans persönlich gekannt habe, ihm befreundet gewesen sei und darum auch eine Zuneigung zu dessen Familie durch die That bewiesen.

Noch vor Ablauf des siebenzehnten Jahrhunderts wurde Hans Joachim Magnus von Haidelisk mit den Brandenburgischen Stammbesitzungen seines Hauses belehnt und hat dieselben über vierzig Jahr besessen. Sein jüngerer Bruder Haus Hilmar aber bekam das Gut im Lüneburgischen und erst dem ältesten Sohne dieses Lüneburgischen Haidelisk, welcher nach dem Familienhaupt und märkischen Oheime Hans Joachim Magnus getauft wurde, war es bestimmt, einen Lichtschimmer wenigstens in das dunkele Geheimniß seines Hauses zu bringen. —

IV.

Der Gotteshans.

Ja, es gibt ein schönes Sehnen,
Das wie aus der tiefsten Nacht
An der Person aufgewandt
Gereift nach Wahrn, findet Thränen;
Viele lieben, viele wähnen,
Daß Viele nur ruht dem Herzen
Schenken soll und leise Schmerzen.
Ludwig Tieck.

Seit dem Jahre 1767 befand sich bei der durchlauchtigsten Gesandtschaft in Wien, wie's scheint, mit besonders vertraulichen Aufträgen, jener schon erwähnte jüngere Haus Joachim Magnus von Haidelisk, welcher indessen damals kein Jüngling mehr war und seinem Hof bereits in verschiedenen Aemtern gedient hatte. Allerdings führte derselbe ein ziemlich wüstes Junggesellenleben, galt für einen leidenschaftlichen Spieler, zugleich aber auch, was doch selten bei einander zu finden, für einen großen Verehrer der Frauen; kurz, er lebte cavaliermäßig nach der lockern Sitte seiner Zeit, ohne jedoch Befriedigung dabei zu finden. Seine Gaben waren bedeutend und sein Hof benutzte ihn gern zur Ausführung besonders schwieriger Aufträge. Auch in dem Geschäft, welches ihn nach Wien geführt, scheint er reussirt zu haben und er durfte sich, ohne zu prahlen, des besondern Wohlwollens der großen Kaiserin Maria Theresia rühmen. Die Mutter der Kaiserin, die muthige, kluge und schöne Elisabeth von Braunschweig, welche das spanische Erbe ihrer Gemahls zu Barcellona mit so großer Ausdauer gegen die Bourbonen vertheidigte, mochte der Tochter eine Verliebe für die Braunschweiger eingeflößt haben, denn sie begrüßte den Haidelisk öfter sehr gnädig als den guten Landsmann „unserer in Gott ruheuden Frau Mutter" und that ihm allerlei Vorschub bei der Reichs- sowohl als der Hofkanzlei. Der Haidelisk hatte wahrlich alle Ursache das Andenken der „weisen Liesel" zu segnen, so nannte Kaiser Karl VI, der letzte Habsburger, seine Gemahlin, weil sie eine schöne Blondine mit blendend weißem Teint war.

Digitized by Google

Auch zu den sogenannten Kammerbällen in der Hofburg zu Wien hatte der Haidelliff auf besondern Befehl der Kaiserin Zutritt erhalten, obgleich ihn sein Rang dazu nicht befähigte. Es war auf einem solchen Ball, wo sich ihm eine alte kleine Dame mit scheuendem Blick in den schwarzen Augen näherte und ihn, ohne daß er ihr „aufgeführt“ worden wäre, lebhaft anredete. Eine halbstündige Conversation gab der Begegnung fast den Charakter der Bekanntschaft und als sie schieden, hatte Haidelliff der Dame versprochen, ihr am andern Tage um die Mittagsstunde aufzuwarten. Erst nachher fiel es dem Cavalier ein, daß er einer Dame seine Aufwartung versprochen, die er nicht kannte, deren Namen er nicht wußte. Auf Befragen erfuhr er, daß die kleine lebhafte Alte die verwittwete Herzogin von Lemos-Aguilar und eine geborene Gräfin Wolffstein sei. Er machte dieser Herzogin, welche in früheren Jahre dame d'atour der Kaiserin gewesen war, jetzt aber nur noch selten bei Hofe erschien, am andern Tage mit großer Neugierde den versprochenen Besuch. Er ahnte nichts von der Ueberraschung, welche dort seiner wartete.

Die Herzogin bewohnte ganz allein und nur mit wenigen Dienern den weitläuftigen Palast, den ihr der Herzog als Wittwensitz hinterlassen; ihr Gemahl war einer der spanischen Grauden von der österreichischen Partei gewesen, welche Karl VI nach Deutschland folgten, als die Habsburger ihre große spanische Erbschaft an die Bourbonen verloren hatten. Die Herzogin war kinderlos, von Seiten ihres Gemahls hatte sie keine Verwandten in Deutschland und ihre eigene Familie, das Haus der Reichsgrafen von Wolffstein war im Mannesstamme erloschen. Die alte Dame kam dem Cavalier mit einer ganz ausgesuchten Freundlichkeit entgegen und erklärte endlich mit großer Sicherheit, es sei ihr sehr erwünscht, auf ihre alten Tage noch die Bekanntschaft eines Mannes aus dem Brandenburgischen Geschlecht der Haidelliffen zu machen, denn das sei einer ihrer Wünsche schon in frühester Jugend gewesen.

Die Greisin vergnügte sich sichtlich an der Verwunderung des Cavaliers, dann aber theilte sie ihm in ihrer hastigen Weise mit, daß ihre Frau Großmutter eine geborene Haidelliffin gewesen, daß sie selbst eine Urenkelin sei des schwedischen Obristlieutenants Hans von Haidelliff und Taubach, den man den Gotteshans genannt habe. Man kann sich die Ueberraschung des Cavaliers denken, der nun mit einem Male sich den Schleier lüften sah, der bis jetzt auf der Mordnacht von Haidelliff gelegen, auf dem Geheimniß der Familie, das auch ihn oft und anhaltend beschäftigt hatte. Leider mußte er sich bald überzeugen, daß sich eigentlich doch nur ein Zipfel des Schleiers lüftete, so daß ein großer Theil in Dunkelheit blieb.

Die Herzogin war der Liebling ihrer Großmutter von Mutterseite, wurde von derselben fast ausschließlich erzogen und hatte von dieser allein, was sie dem Cavalier mittheilte. Aber die Herzogin war noch sehr jung gewesen, als sie diese Großmutter verlor, und so bestand das, was sie von den Schicksalen ihrer Urgroßeltern wußte, eigentlich nur in einzelnen mehr oder minder klaren Erinnerungen aus den Erzählungen ihrer Großmutter. Nach deren Mittheilungen hatte der schwedische Obristlieutenant von Haidelliff die Landgräfin Charlotte kennen gelernt, hatte sich mit ihr, welche seine Leidenschaft erwiederte, insgeheim vermählt und nach langen Kämpfen und manchem harten Auftritt endlich auch die Zustimmung des Fürsten erlangt. Das einzige Kind aus dieser Ehe, eine Tochter, erhielt gräflichen Stand und Titel, wurde auch später an einen Reichsgrafen von Fleckenstein vermählt und ihre Tochter war die Mutter der Herzogin, die sich so freute, nun in ihren alten Tagen einen Verwandten ihrer Urgroßvaters kennen zu lernen.

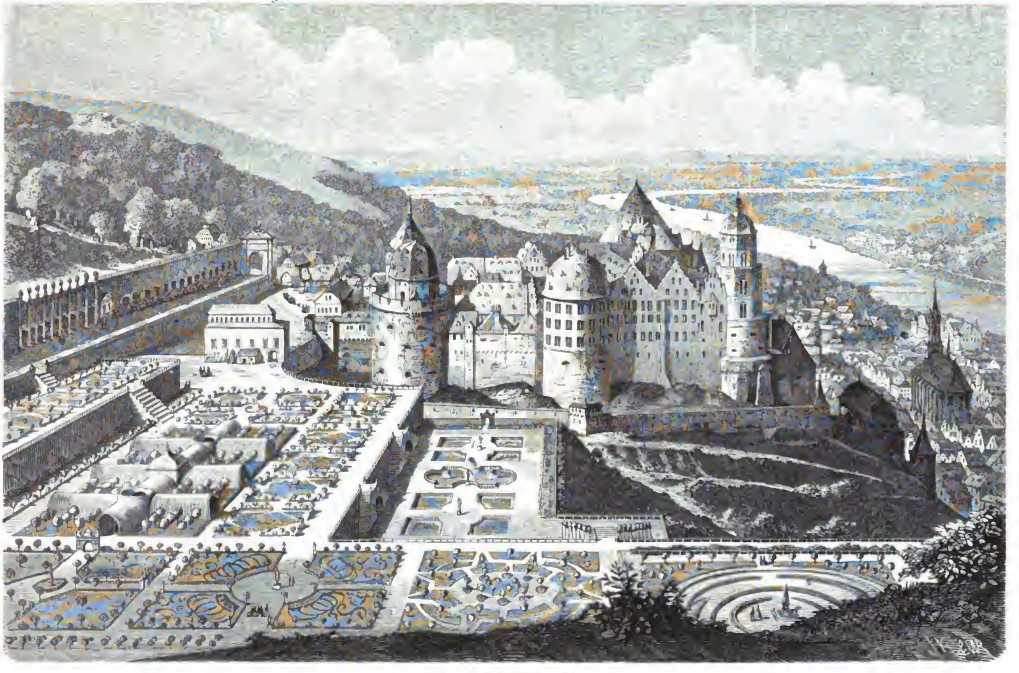
Diese Aufschlüsse, so wichtig und werthvoll sie waren, ließen doch noch so vieles dunkel, daß der Cavalier begreiflicher Weise weiter forschte, leider aber konnte die Herzogin, so sehr sie auch ihr Gedächtniß anstrengte, keine weitere Auskunft geben und der von Haidelliff sah sich genöthigt, von weitern Hoffnungen an dieser Stelle abzustehen. Uebrigens zeigte die Herzogin, so lange er in Wien blieb, wahrhaft verwandtschaftliche Gefühle für ihn und erwirkte auch, daß er taxfrei in den freiherrlichen Stand erhoben wurde. Am Tage vor seiner Abreise nach Wien, als er sich schon von der Herzogin verabschiedet hatte, erhielt der neue Baron von der alten Verwandtin ein dünnes Packetlein Schriften, welches dieselbe, wie sie ihm schrieb, so eben erst wiedergefunden; die Schriften habe sie, wie sie sich deutlich erinnere, mit demselben blau-gelben Bande zusammengebunden, in der Truhe ihrer seligen Großmutter gefehen, doch habe sie dieselben keiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt, da sie in einer Sprache geschrieben, welche sie nicht kenne; jetzt sei ihr plötzlich eingefallen, daß ihr Urgroßvater in schwedischen Diensten gewesen, daß die Sprache also vielleicht schwedisch sei und vielleicht Aufschlüsse erhalte, wie solche ihr „petit cousin“ wünsche.

Die alte Herzogin hatte richtig gerathen, die sieben breiten Folioblättter, welche von einer großen festen Männerhand beschrieben jetzt vor uns liegen, bilden einen Theil eines Briefes, oder vielmehr eines Berichtes in schwedischer Sprache. Anfang und Schluß fehlen, aus dem Inhalt aber geht ohne alle Widerrede hervor, daß der Schreiber der verschwundene Gotteshans von Haidelliff war, der als katholischer Priester zu Rottweil starb. Weniger klar wird, für wen der Bericht bestimmt gewesen, aber wir zweifeln kaum, daß er für den Bruder des Schreibers, den Generalwachtmeister Magnus von Haidelliff, der in jener Mordnacht umkam, aufgesetzt wurde.

Wir geben zunächst das vorliegende Fragment des schwedischen Berichts in möglichst getreuer Uebersetzung.

„ — meine unselige Eitelkeit bethörte mich; ich erwiederte ihre Blicke, ich antwortete ihren süßen Reden, ich glaubte ihr dienen zu müssen, wie die Ritter in alten Zeiten ihren Damen dienten, aber es schmeichelte mir zu sehr, daß die Höchste, die Schönste mich auszeichnete und ich wurde, ohne es selbst zu merken, dreister. Ich bot ihr in der Sprache und auch wohl im Geist des Ritterthums meine Dienste an, das überraschte und gewann sie ganz. Ich ward ihr Vertrauter; wir lebten in Empfindungen und Anschauungen, die uns beiden nicht natürlich waren und unserer Zeit ganz fremd, aber wir waren wie im Rausch, glückselig in der Gegenwart und völlig unbekümmert um die Zukunft. Aber so blieb es nicht, — eines Tages erschrak sie gewaltig, als ihr plötzlich statt des schwärmerisch dienenden Paladins ein leidenschaftlich glühender Mann entgegen trat. Ihre jungfräuliche Empfindung war verletzt, sie zog sich von mir zurück. Das verwundete meine Eigenliebe und flachette meine Leidenschaft, ich wurde krank und elend. Da fühlte ihr großmüthiges Herz Erbarmen mit mir, sie näherte sich mir wieder und ihre holde Freundlichkeit machte mich gesund. Wir liebten uns, wir sprachen von unserer Liebe, wir waren glücklich in diesem Bewußtsein, ich war glücklicher als vordem, sie aber beklagte die vergangene Zeit, in welcher ich ihr als Paladin schwärmerisch gehuldigt, da wir mit einander gelebt und uns geliebt, ohne von Liebe zu reden. Nun ließen wir uns auch nicht mehr an der Gegenwart genügen, wir machten Pläne für die Zukunft; der Fürst war mir zwar sehr gewogen, aber es war nicht daran zu denken, daß er seine geliebte Tochter einem einfachen schwedischen Officier zur Ehe geben werde. Wir rechneten also auf einen glücklichen Zufall, unbegreiflich! aber da wir auf nichts andres rechnen konnten, so setzten wir ganz getrost unsere Hoffnung auf den Zufall. Einmal wurde ihr Gelegenheit, sich standesmäßig zu vermählen, sie schlug sie aus, aber ich peinigte sie in meiner verliebten Eifersucht, ich machte ihr den Vorwurf, es sei ihr schwer geworden, die Hand des Prinzen auszuschlagen, ich laurte in meiner Raserei gar keine Grenzen und quälte sie oft bis zu Thränen. Die edle großmüthige Seele ließ sich herab zu mir, um mich zu trösten; ja, ich stand viel unter ihr und je länger sie mit mir verkehrte, deste tiefer stieg sie herab zu mir aus ihrer Erhabenheit. Um diese Zeit mochte bei Hofe, wo so viele Augen lauern, so viele Ohren lauschen, etwas von meinem Verhältniß zur Prinzeß verlautet haben. Der Fürst, ein unbezwinglich stolzer, aber großmüthiger und kluger Herr, ließ mich rufen; er zeigte mir mehr den Schmerz des Vaters, als den Stolz des Reichsfürsten und wurde ungemein milde, als ich ihm bei Gott und meiner Ehre betheuerte, daß mich die Leidenschaft noch zu keinem Verbrechen hingerissen, daß die Ehre seiner Tochter unbefleckt sei. Er verbot mir nichts, aber er verlangte, daß ich selbst meine Geliebte von der Liebe zu mir heilen und sie auf den allein ziemlichen Weg zurückführen sollte. Ich fühlte, welchen Beweis von Vertrauen der stolze großmüthige Mann mir damit gab, ich erkannte, wie klug zugleich dieses Verfahren war, ich sah, daß nur so der zischelnden Verläumdung ein Ziel gesetzt werden konnte; ich versprach mit blutendem Herzen, was der Fürst heischte, denn ich Thor, ich Narr, bildete mir ein, daß nur in mir allein die Schwierigkeiten der Ausführung liegen könnten. Ich war entschlossen zu thun, was recht war und glaubte fest, Prinzeß Charlotte werde mir dabei mehr als den halben Weg entgegen kommen. Es geschah aber anders.

Digitized by Google



Das alte Heidelberger Schloß.

Nach einem alten Original auf Holz gezeichnet von Sprosse.

Digitized by Google

„Als ich begann von Pflicht und Ehre, von Entsagung und Trennung zu reden, zeigte sie sich erst gekränkt und verletzt, dann flammte sie auf in der wildesten Leidenschaft, sie schalt mich feige und niederträchtig, sie wollte nichts hören von Vernunft und Pflicht. Meine erkünstelte Ruhe hielt ihren Liebeszorn nur schlecht Stand, ich sah mit Entsetzen, in welches furchtbare Netz ich mich verstrickt hatte; ich, ich allein hatte dieses edle Wesen so erniedrigt durch meine Leidenschaft, daß es jetzt, selbst leidenschaftlicher als ich es je gewesen, ihren Ruf, die Liebe ihres Vaters, alles, was sonst dem Weibe und ihr vor Allem theuer war, mit Füßen treten und mit mir in die Welt hinausflüchten wollte. Im Herzen war ich tief elend, aber die Schönheit Charlottens hatte einen so mächtigen Reiz, einen so dominirenden Charakter angenommen, sie war in ihrer Leidenschaftlichkeit viel stärker als ich in meiner Nüchternheit. Damit will ich meine strafbare Nachgiebigkeit, meinen schändlichen Bruch des Wortes, das ich dem Fürsten gegeben, nicht entschuldigen, ich will es nur einigermaßen erklären, wie es kam, daß ich so elend unterlag. Wir flüchteten wirklich und erreichten glücklich ein Asyl, in welchem wir mehrere Wochen verborgen lebten, Wochen, in denen ich alles genossen habe, was das Leben an Süßigkeit und Bitterkeit zu bieten vermag, Stunden, in denen ich bald vor Wonne und Stolz gejauchzt, bald vor Scham und Schmerz geweint habe. Als wir uns sicherer dünkten und unsere Flucht weiter fortsetzen wollten, wurden wir verrathen, gefangen und getrennt. Ich saß sieben lange Jahre gefangen und erfuhr nur wenig von der Welt; ich rede nicht von der Zeit der Gefangenschaft, ich litt mit dem Gefühl, daß ich nur leide, was ich verdient. Eines Tages trat der Fürst in meinen Kerker, der blühende Mann war ein gebrechlicher Greis geworden, sein Stolz war dahin, er schloß mich weinend in seine Arme; sein Kind, seine Charlotte, lag im Sterben und verlangte nach mir; der Vater glaubte, ich könne sein Kind retten, ihm die Tochter erhalten, er selbst führte mich zu ihr. Wirklich stammte ihr Lebenslicht bei meinem Anblick wieder hell auf, Charlotte genesendete und der edle Fürst vermählte mir seine Tochter an dem Tage, an welchem sie zum ersten Male wieder das Zimmer verlassen konnte. Von ihr erfuhr ich, daß auch sie in der ersten Zeit der Trennung gefangen gehalten geworden, wenn auch nicht so hart als ich, ich erfuhr, daß sie in der Gefangenschaft einen Sohn geboren, einen Sohn, den ich nie gesehen, denn er war nur sechs Jahr alt geworden und kurz vor unserer Wiedervereinigung wieder gestorben. Ich erfuhr, mit welcher Liebe und Treue Du mich gesucht nur alles an meine Befreiung gesetzt hast, wie nahe daran Du warest, meine Befreiung zu erzwingen, als Du die Prinzeß aus ihrem Kerker befreit und weggeführt hattest und wie an dem Verrath des lombardischen Leibdieners endlich alles scheiterte. Gott lohne Dir tausendfach an Kindern und Kindeskindern, was Du für mich gethan hast! Ein glückliches Leben führe ich jetzt an der Seite meiner Charlotte nicht, sie ist abwechselnd von leidenschaftlicher Liebe für mich und dann wieder voll düsterer Schwermuth; Tage vergehen, ohne daß wir ein Wort wechseln; ich bin voll Schmerz und Wehmuth, denn ich bin es, der dieses edle Weib durch seine Leidenschaft unglücklich gemacht hat. Oft scheint mir alles wie ein Traum, alles was ich erlebt habe, seit mich der große König zum ersten Male hierher sendete. Mußte ich Charlotte verderben, um sie zu gewinnen? Es ist eine Thorheit ohne Gleichen, daß der Mensch wähnt, sein Schicksal sei in seiner Macht; wenn Gott Seine Hand ausstreckt, so fallen unsere Werke zusammen vor dem Schatten Seines Fingers."

Wir enthalten uns billig jeder Kritik dieser Schrift; es ist jedenfalls ein nicht ganz gewöhnlicher Mann, der darin spricht, am allerwenigsten möchten wir einen Stein auf ihn geworfen wissen.

In Bezug auf unsere Geschichte aber entnehmen wir aus diesem schwedischen Fragment doch nun mit einiger Gewißheit folgendes: Der Gotteshans besuchte vor und nach der Breitenfelder Schlacht im Auftrage seines Königs mehrere süddeutsche Höfe; zu einem derselben, wo ihn der Fürst vorzüglich begünstigte, verstrickte er sich in jenes Verhältniß mit der Prinzeß Charlotte. Es scheint die erste Liebe des harten, schlauen Soldaten, des seinen und glatten Diplomaten gewesen zu sein; die Erinnerung an die ritterliche Frauenverehrung, welcher wir in dem Fragment begegnen, lag niemandem ferner als jenen Glücksoldaten des siebenjährigen Jahrhunderts; für den Charakter des Gotteshansen und dessen Beurtheilung ist gewiß von Bedeutung, daß er einer solchen Schwärmerei überhaupt fähig war, ebenso die rührende Selbstanklage, daß er Charlotte zu sich herabgezogen, sie schlecht und leidenschaftlich gemacht habe. Der Selbstvorwurf ist nicht ohne tiefere Begründung, aber er ist höchst überraschend im Munde des Glücksoldaten. Wir erfahren ferner, daß der Generalwachtmeister, den brüderlicher Liebe getrieben, alles daran setzte, den verlorenen Bruder wieder zu finden und ihn zu befreien. Der Zug einer fast erhabenen Schwermuth, den wir in dem Bilde des Generalwachtmeisters fanden, er galt also dem verlorenen Bruder. Der gefürchtete Krieger mit der rothen Haut setzte alles an die Rettung des Bruders; die drei Junker von Haidelkist sind gewiß ganz ungewöhnliche Erscheinungen in jener Zeit wüsten Mordens und Plünderns. Und als es der rothen Haut nicht gelingt, den Bruder zu befreien, da spielt er ein Stück ganz im Geist der Zeit jenes Krieges, er fängt die Tochter des Fürsten durch einen Handstreich und führt sie mit ihrem Kinde rasch in seine Heimat, in das braune Schloß, in die abgelegene Haidebucht fern im alten Lande Thymark Brandenburg. Und nun macht er den Vorschlag zur Auswechselung der Gefangenen, er läßt dem Fürsten sagen: gib mir meinen Bruder, dann gebe ich Dir Deine Tochter! Ob er wußte, daß die Prinzessin seines Bruders Geliebte? wahrscheinlich, indessen eine direkte Antwort auf diese Frage haben wir nicht gefunden. Unzweifelhaft ist uns, daß jenes wilde Märchen, in welchem man zu Haidelkist schon einen verkleideten Knaben zu erkennen glaubte, der in der Gefangenschaft geborene Sohn des Gotteshans war, den nie seines Vaters Augen sahen. In der fremden Erzieherin erkennen wir die Prinzessin, in dem „feinen Diener" den lombardischen Leibdiener, dessen Verrath die Pläne des Generalwachtmeisters scheitern machte. Der Fürst erfuhr wahrscheinlich durch ihn den Aufenthalt seiner Tochter und rasch entschlossen, auch ganz im Geist jener Zeit, fiel er mit einer Reiterschar heimlich auf Haus Haidelkist, sich seine Tochter und ihr Kind mit Gewalt zu nehmen. Ob der Fürst den glücklichen Ueberfall selbst geführt, ist gleichgültig, daß die beiden Brüder Magnus und Achim in dem Kampfe für die Frau fielen, welche sie als Pfand für die Freiheit ihres Bruders genommen, lag wahrscheinlich nicht in seiner Absicht, er war ja ein großmüthiger Herr; schwerlich aber hat er großes Bedauern darüber gefühlt; Menschenleben wurden nicht hoch angeschlagen dazumal. Warum jener lombardische Diener den allerdings verdienten Verräther starb auf märkischer Haide, das wissen wir nicht; vielleicht entlegte man sich kurz und gut eines unbequemen Mitwissers. Nur an das eben mitgetheilte Volkslied möchten wir noch einmal erinnern; es ist in demselben doch so ziemlich richtig die Situation geschildert: die Sage von dem Henlen des Hundes hat sicherlich an ein wirkliches Verlenmniß der Art angeknüpft, wenn auch schwerlich die „junge Landgräfinne," das war in der That der Titel der Prinzeß Charlotte, in demselben Thurm mit ihrem Geliebten gefangen gehalten worden ist.

Eine andere Frage ist, ob die Prinzeß ihrem Gemahl den Tod seiner Brüder verschwiegen; als der Gotteshans jenen Bericht verfaßte, wußte er offenbar nichts von dem Tod derselben. Wußte die Prinzeß selbst nicht um diesen Tod? oder schwieg sie aus Scheuung? Vielleicht wurde der Bericht nicht weiter geschrieben, weil der Gotteshans unteressen Kunde von dem Tode seines Bruders erhielt. Jene Tochter des Gotteshans und der Landgräfin Charlotte, welche nachgehends den gräflichen Stand erhielt, den Fleckensteiner heirathete und die Großmutter der alten Herzogin in Wien war, ist nu- zweifelhaft erst nach der Wiedervereinigung der Liebenden geboren.

Wie aber kam nun der Gotteshans dazu, das Bekenntniß zu wechseln und katholischer Priester zu werden, da das Haus, welchem die Landgräfin Charlotte angehörte, protestantisch war. Wir wissen es nicht.

Vielleicht hätte jener churbraunschweigische Geheimerath Hans Joachim Magnus von Haidelkist, den wir in Wien kennen lernten, einige Auskunft geben können, denn es ist nicht unbekannt, daß sich derselbe mannigfach darum bemüht hat — der Freiherr ist aber zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, unbeweibt und unbeerbt, der letzte seiner Linie, mit Tode abgegangen und von seinen Papieren ist nichts an die märkischen Vettern gekommen, „um ungetreuer Diener willen," lesen wir in einem bitter darüber klagenden Briefe. Die schwerstche Niederschrift hatte der Freiherr schon zehn Jahre früher zur Ansicht nach Haidelkist gesendet; sie ist unerledigt darnach erhalten worden, daß er sie nicht zurückgefordert hat.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Deutsche Geschichts- und Culturbilder.

I. Das alte Heidelberger Schloß.

Ein geschichtlicher Rückblick von F. Nippold.

(Mit Abbildung.)

Es wird nicht leicht ein zweiter Ort zu nennen sein, der so in aller Herren Länder wegen seiner entzückenden Reize berühmt ist, und so die verschiedenartigsten Menschen anzuziehen vermag als Heidelberg. Die Vereinigung der höchsten landschaftlichen Schönheiten mit dem regen Leben und Treiben der Gegenwart, und den mannigfachsten Erinnerungen an die Vergangenheit, fesselt einen jeden Besucher, und wer nur einmal den Fuß hierher gesetzt, kommt immer gern zurück, wer nur einmal den herrlichen Fleck Erde im Bilde erblickt, sehnt sich unwillkürlich dahin. Aber nimm dem ganzen wunderbaren Gemälde einen einzigen Punkt, nimm ihm das Schloß, und es ist des belebenden Geistes beraubt. Denn wie in jenem berühmten Gemälde Correggios von der heiligen Nacht alles Licht von dem Kindlein in der Krippe ausstrahlt, so ist es in der Heidelberger Landschaft das Schloß, das dem ganzen Ensemble von Berg und Thal, Fluß und Stadt jenen fesselnden Zauber verleiht. Wohl steht es verödet und trauernd da, der alten Herrlichkeit längst beraubt, nur von dichten Epheuranken bedeckt. Und doch meinen wir, es könnte kaum schöner gewesen sein, als alles noch Pracht und Glanz, als die Ruine noch fürstliche Residenz war. Aber unwillkürlich malen wir uns doch aus, wie das alles früher gewesen sein muß; und wenn dann die alte Burg vor unsern Augen erstanden ist, wenn wir uns besinnen, von welch glorreichen Epochen deutscher Geschichte sie uns zu erzählen weiß, und wie traurige und schmachvolle Zeiten sie in Trümmer gewaubelt, se ist's uns zu Muthe, als wäre uns das Ganze noch einmal so lieb geworden. Die alten Steine haben Leben bekommen, und wie Schenkendorf singt:

Es zieht ein leises Klagen — Es spricht in solchen Tönen
Um dieses Hügels Rand, Sich Geisterseufzmuckt aus,
Das klingt, wie alte Sagen Die theuren Väter sehnen
Vom lieben deutschen Land. Sich nach dem alten Haus.

Horchen wir daher diesem Gestüster, während unser Auge auf dem alten Fürstenschloß ruht, dessen frühere Herrlichkeit unser Bildniß uns zeigt.

Es sind die Tage des Kaisers, dessen glorreiche Regierung den deutschen Stämmen so unvergeßlich blieb, daß sie ihre Hoffnungen einer besseren Zukunft an sein Wiedererscheinen knüpften, die Tage Friedrich Barbarossas, in denen die Heidelberger Burg zuerst geschichtlich erwähnt wird. Wohl fehlt es nicht an allerlei Sagen aus früheren Epochen; aber es wäre verlorne Zeit, an einer Stätte, wo der wirklich lebendigen Geschichte so viel auf uns einstürmt, bei der unverbürgten Sage und aufzuhalten. Noch ist es jedoch nicht dieselbe Stätte, wo heute die riesigen Ruinen aus der Tiefe emporragen; etwa 300 Fuß höher, wo jetzt die freundliche Molkenkur aus der waldigen Umgebung uns anlacht, errichtete Friedrichs Bruder Konrad, der Pfalzgraf bei Rhein, sein Kastell (1156). Und mehr als ein Jahrhundert ist dies alte Schloß Sitz seiner Nachfolger, mehr als einmal in dieser Zeit Zeuge echt germanischer Treue. Konrads Schwiegersohn Heinrich, der selbst ein Sohn des welfischen Löwen, durch seine Verbindung mit der Hohenstaufischen Fürstin den langjährigen Zwist zu enden berufen war, hält ein doppeltes Mal gerade im Unglück und unter dem päpstlichen Bannstuch dem erkorenen Kaiser die Treue, erst dem schwäbischen Philipp, hernach nach dessen Tode dem Bruder Otto, dem gleichfalls Gebannten. Und wie er, so sein Volk, als es von Friedrich II wegen seiner Verbindung mit Otto entsetzt wird, nehmen die Pfälzer den ihnen aufgedrungenen Wittelsbacher gefangen. — Dann folgen freilich um se trübere Zeiten, gerade die Pfalz verspürt empfindlich die verdüsterten Kriege, als immer neue „Pfaffenkönige" gegen den Erelsten der Hohenstaufen aufgehetzt werden, und aller Orten die Bettelmönche einherziehen, den Eidbruch gegen den rechtmäßigen Kaiser als göttlichen Befehl hinzustellen. Und gerade im alten Schloß Heitelberg ist der ebensalls gegen den Vater empörte Sohn Friedrichs, Heinrich, in Haft, nachdem er in Wormbs besiegt worden, er wird eben von Heidelberg aus in das apulische Gefängniß gebracht. Die Pfalz selbst ist dabei inzwischen doch an die Wittelsbacher gekommen, die meist in Baiern sich aufhaltend, die neue Residenz wenig benutzen. Erst der Enkel Ottos des Erlauchten, der stammelnde Rudolph (1294—1317) siehelt bleibend nach Heidelberg über, und er ist es gleichfalls, der jenen älteren Bau verläßt und sich auf der heutigen Stätte sein Schloß baut.

Steil erhebt sich aus dem tiefen Schloßgraben noch heute die gewaltige Mauer des Rudolphsbaues, des westlichsten sämmtlicher Schloßgebäude, und noch ist, wenn man unter den hohen Bäumen einherwandelt, die jetzt den äußeren Schloßhof bedecken, die alte Brunnenöffnung zu sehen, mit der der Eingang in die unterirdischen Gemächer verbunden war. Sonst aber sind nur wenige schmucklose Trümmer von diesem ältesten Bau übrig, düsteren Aussehens wie das Geschick des Fürsten selbst, der zweimal sein Land verheert sehen mußte, als Schwiegersohn König Adolphs von Nassau nach dessen Niederlage bei Göllheim und hernach als Verbündeter Friedrichs von Oesterreich im Kampf mit Ludwig dem Baier. Oester besiegt und gefangen ist er schließlich im Gefängniß gestorben, und wie Rudolph selbst ist der Rudolphsbau gefallen, von der dichtenden Sage sogar zum unheimlichen Sitz der heiligen Vehme gemacht.

Doch blieb die pfälzische Herrschaft bei Rudolphs Söhnen, und so ist es sein Enkel Ruprecht II (1390—1398), der gleichzeitig die Heidelberger Universität zu begründen und den Bau seines Ahnherrn zu vergrößern vermag durch die s. g. Ruprechtskapelle zum heiligen Oralrich, ein Werk der Sühne noch der grauenhaften Verheerung des schwarzen Todes. Auch von dieser Kapelle, später von Friedrich V in einen Banketsaal verwandelt, sind nur einige kahle Mauerreste und spärliche Ueberbleibsel gothischer Fensterbogen erhalten geblieben; aber die unter ihr gelegenen Keller sind nach allen Zerstörungen immer wiederhergestellt, waren im vorigen Jahrhundert eine Küferwerkstätte (woher dieser Theil des Schlosses den Namen „Bandhaus" erhielt), und bergen jetzt das weltberühmte große Faß wohlbehalten in ihren Räumen.

Erst Ruprechts II Sohn, Ruprecht III, unter dem Namen Ruprecht von der Pfalz (1400—1410) Gegenkönig des faulen Wenzel, hat sich in seinem Ruprechtsbau ein bis in die Gegenwart erhaltenes Denkmal gesetzt. Jener große gothische Thorbogen, der gleich zur Linken beim Eintritt in den inneren Schloßhof den Wanderer mit seinem Renaissancezuschmucke begrüßt, führt durch die Vorhalle hindurch unten zum großen Rittersaal, in den Knäufen des Gewölbes mit den fürstlichen Wappen geziert, und oben die Wendeltreppe hinan, in den Ahnensaal, wo ein riesiger Kamin, selbst freilich ein Werk eines späteren Jahrhunderts, den Unterschied früherer und heutiger Feuerung zeigt.

Auch die Nachkommen des königlichen Regenten vergrößern das Schloß, ohne daß jedoch eigene Bauten ihre Namen in die Gegenwart tragen. So Ludwig der Bärtige, dem als Führer des Reichsschwertes das traurige Amt oblag, in Constanz den frommen Huß zum Scheiterhaufen zu führen (1415), und den dort abgesetzten Papst Johann XXIII, den berüchtigten Balthasar Cossa, eine Zeitlang in seiner eigenen Burg gefangen zu halten. So der von den zürnenden Gegnern der „böse Pfälzer Fritz" gescholtene tapfere Vormund der unmündigen Neffen, der den gefangenen Feinden das berühmte Mahl ohne Brot, eben in unserm Schlosse vorsetzte und ihnen dadurch ihre Verwüstung seines Landes treffend vor Augen führte. Von ihm rührt wahrscheinlich das gewaltigste und wahrhaft unzerstörbare Bauwerk des ganzen Schlosses her, der zur Hälfte in den Graben herabgesunkene gesprengte Thurm. So ferner dessen Nachfolger Philipp, der die Räume des Palastes durch eines der glänzendsten Turniere belebte, von denen uns die mittelalterlichen Annalen berichten, und Ludwig V, der stets bereitwillige Vermittler in der Reformationszeit, um dessen Gunst Kaiser Karl V selbst durch einen Besuch eben in unserem Schlosse wirbt. Auf ihn führt man eine Reihe der Hauptbefestigungen des Schlosses zurück, den s. g. dicken Thurm, den viereckigen Ludwigsthurm, den Wartthurm zwischen Brücke und Schloßhof, die Brücke selbst und außerdem auch die innere Verbindung der Festungswerke.

Digitized by Google

Ebenso fügt der ihm folgende Friedrich II noch mehrere Thürme und Galerieen hinzu.

Alles dieses sind aber nur Vergrößerungen des ältereu Ruprechtsbaues; der prächtigste Theil des ganzen Schlosses hingegen, der noch jetzt als Ruine die höchste Bewunderung wachruft, ist erst unter Friedrichs Nachfolger Ottheinrich erstanden, trägt von ihm, dem eifrigen Förderer der Reformation, den Namen Ottheinrichsbau. Auf der rechten Seite des innern Schloßhofes (wenn man von der Rückseite hereinkommt) gelegen, zieht er sofort durch sein prachtvolles Portal den Blick auf sich, und unter all dem Schönen seiner Umgebung zeichnet das zierliche Ebenmaß dieses Baues sich so aus, daß schon bald die Meinung entstand, ein solches Werk sei von keiner Hand als der Michel Angelo Buonarottis geschaffen. Kaum weiß das Auge, ob es der Unerschöpflichkeit der Erfindung von allegorischen, biblischen und heidnischen Figuren, ob es der Fülle von Arabesken, Blumen, Waffen, welche sich um die Glieder des Baues schlingen, oder dem Ebenmaß von Fensterbogen und Thoren größern Zoll der Bewunderung geben soll. Ueber dem Giebel des Eingangs prangt die Statue des Kurfürsten; um sie gruppiren sich in drei Stockwerken übereinander die Figuren heidnischer Gottheiten und personificirter Tugendengenden. Aber von all den andern Bildwerken wendet sich der Blick doch zuletzt immer wieder nach dem, das zuerst ins Auge fällt, dem prächtig geschmückten Portal.

Ottheinrichs Simmernscher Vetter und Erbe, der fromme Friedrich III, der sich im Heidelberger Katechismus ein womöglich noch dauernderes Denkmal gestiftet als sein Vorfahr in dem prächtigsten aller Prachtbauten, hat das Schloß selbst unverändert gelassen; ebenso Johann Casimir, der sich wiederum ein Denkmal anderer Art in dem ersten der großen Fässer setzte, von denen uns die Chronik erzählt.

Kaum aber war das neue Jahrhundert angebrochen, das für die pfälzischen Fürsten selbst wie für ihr Stammschloß so verhängnißvoll werden sollte, so erhob sich der letzte der selbständigen Bauten in dem von Friedrich IV gegründeten Friedrichsbau, dem mittleren Theil der Vorderseite des Schlosses (1601—1607). Bestimmt, den Ottheinrichsbau noch an Pracht zu übertreffen, hat der Friedrichsbau Zierde auf Zierde gehäuft, so daß er fast zu sehr von den bunten Details überladen ist. Auch dieser Bau hat drei Stockwerke, sämmtlich wieder mit Statuen geschmückt, diesmal der Ahnen des Fürsten; und wie beim Ottheinrichsbau nennt uns auch hier die Aufschrift über dem Thore den Gründer. Aber nur die oberen Stockwerke dienten ihm zur eigenen Wohnung; der untere Stock bildete die reich ausgeschmückte Kirche, noch jetzt zu dem bestenhalteuen Theilen des Ganzen gehörig, und vor ihr liegt der rings von kleinen Thürmchen begrenzte Altan, der die entzückende Aussicht auf Stadt und Fluß, auf das gegenüberliegende waldbekränzte Gebirge und die prangende zum Rhein sich hinabsenkende Ebene bietet.

Dem Friedrichsbau schließt sich dann endlich noch der Elisabethenbau an, zwischen ihm und dem dicken Thurme gelegen, von Friedrichs IV Schne Friedrich V zu Ehren seiner englischen Gemahlin, der Tochter Jakobs I, nach dem Muster von Windsor 1613—1618 gegründet. Es ist ein würdiger Schlußstein aller früheren Bauten; die Berichterstatter werden nicht müde, uns die Herrlichkeit des Gebäudes sowohl wie die Wasserkünste, Statuen, Grotten und seltenen Bäume des dazu gehörigen Gartens zu schildern. Und der Besitzer schien vom Schicksal bestimmt, nicht nur die Schönheit des Ahnenschlosses zur höchsten Entfaltung, sondern auch die Macht der Ahnen selbst auf die höchste Stufe zu bringen. Mit der Königstochter vermählt, von den protestantischen Fürsten Deutschlands an die Spitze ihrer Union gestellt, wird er schließlich zum König von Böhmen erwählt, und scheint, als er sein Heidelberger Schloß mit dem Prager Hradschin vertauscht, der glücklichsten Zukunft entgegenzugehen.

Aber nur als Flüchtling hat er sein Schloß wieder betreten, um dann in der Ferne als gramerfüllter Verbannter zu sterben, und das Schloß hat sein Geschick nur zu sehr getheilt. Doch — wir halten ein, bis der Künstler statt des alten Schlosses die heutige Ruine uns vorgeführt hat. Führt diese uns die trübsten Tage deutscher Geschichte schmerzlich vor die Seele, so erinnert doch jenes zu sehr an deren glorreichste Epochen, um nicht mit der Erinnerung an sie von ihm zu scheiden.

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän Werner.

II. Der erste Tag in See.

„West-Nord-West," sagt Kurzspleiß, der wieder auf dem Deck erscheint, zum wachhabenden Officier.

„West-Nord-West," antwortet dieser mit höflicher Verbeugung an die Mütze fassend und geht nach hinten.

„West-Nord-West," ruft er den Leuten am Steuerruder zu.

„West-Nord-West," wiederholen diese zum Zeichen, daß der Befehl richtig verstanden ist. Das Steuerrad dreht sich unter ihren Händen und die Fregatte folgt dem neuen Curse.

Der erste Lieutenant geht nach vorn, um nach der Befestigung der Anker zu sehen und der wachhabende Officier spaziert selbstbewußt und sehr stolz an Steuerbordseite des Hinterdecks auf und ab, denn — er thut heute seine erste Wache. Seit vierzehn Tagen hat Herr Bölting die Jacke mit dem Rock, den Dolch mit dem Säbel, die schmale Mützentresse mit der breiten, mit einem Worte den Kadetten mit dem Unterlieutenant vertauscht und ist Wachhabender geworden. Das ist seine Kleinigkeit und er darf wohl stolz darauf sein. Bis dahin mußte er sich von allen befehlen und schicken lassen, jetzt befiehlt und schickt er selbst, und die vier Kadetten auf seiner Wache werden viel zu thun bekommen. Aber Unterlieutenant Bölting ist human; die kurze barte Form der Dienstbefehle hat ihn stets unangenehm berührt und er hat sich vorgenommen, sich stets der größten Höflichkeit zu befleißigen. Auf seine äußere Erscheinung verwendet er viel Sorgfalt; seine Kleider haben einen untadelhaften Schnitt. Der hintere Scheitel seines blonden gelockten Haares — Bölting ist überhaupt ein hübscher junger Mann — schneidet genau mit der Nath des Rockkragens ab, und nur der sonst wohlgerathene Bart macht ihm Kummer, weil er stark in das Röthliche spielt. Er trägt Lackstiefel und weiße Glacés. Der Kadett Vogel behauptet sogar, daß er letztere auch Nachts anbehalte; aber Kadetten haben bekanntlich einen losen Mund und hängen gern ihren Vorgesetzten etwas an, namentlich Vogel, der durchtriebene Strick, der Seekakett im Superlativ.

Jedenfalls aber erweist Bölting mit den Glacés dem ersten Lieutenant keinen Gefallen, der an Vord kein Freund von dergleichen „Feinheiten" im Anzuge ist und bei seiner Rückkunft auf das Hinterdeck das Selbstbewußtsein des Wachhabenden durch die kurze scharfe Frage: „Wollen Sie nicht brassen?" schwer erschüttert. Der arme Bölting hat trotz seines Diensteifers vergessen, daß der Wind durch die Cureäubereinung mehr nach hinten gegangen und eine Umstellung der Segel nöthig geworden, obwohl das so manchem jungen Officier passirt.

Erröthend sucht er sich auf die höflichste und erschöpfendste Weise zu entschuldigen, gießt aber dadurch nur Oel in das Feuer. „Bleiben Sie mir mit den Redensarten vom Leibe," herrscht Kurzspleiß ihn an, „nehmen Sie Ihren Dienst in Acht und brassen Sie."

„O wie grob!" denkt Bölting empört. In Erinnerung des Tallegrandschen Ausspruches übersetzt er aber diesen Gedankenlaut in „Zu Befehl, Herr Capitänlieutenant" und fährt das Manöver aus, nachdem er heimlich einen Blick auf die Commandoworte geworfen, die er auf alle Fälle in seiner Tasche bei sich trägt.

„Sieben Glas," (halb zwölf) meldet der Posten vor der Capitänskajüte.

„Lassen Sie die Kadetten zum Observiren rufen," sagt Kurzspleiß, dessen Schritte in Folge des Anblicks der Glacés und Lackstiefel sehr beschleunigt sind.

Digitized by Google

„Kadett der Wache," wendet sich Bölting zu diesem. „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten, hinunterzugehen und Ihre Herren Kameraden gefälligst benachrichtigen zu wollen, daß es Zeit zum Oberwiren ist und ihre Gegenwart auf dem Deck vom ersten Officier gewünscht wird."

Der Kadett sieht ihn groß an. Er hat bereits ein Jahr unter Kurzpfleiß gedient und solche Phraseologie ist ihm daher an Bord etwas Neues. Bölting glaubt, er habe sich nicht klar genug ausgedrückt und schickt sich eben an, seine Worte mit einigen erläuternden Bemerkungen zu wiederholen, als Kurzpfleiß, den dieser Sermon in völlige Wuth versetzt, mit einem Donnerwetter dazwischen fährt. „Was zum Henker ist das für eine Manier, Befehle zu geben? Seit wann ist an Bord die Rede von „Güte haben" und „wollen", wo es sich um die Ausführung von Ordres handelt? Die Kadetten sollen zum Oberwiren kommen," wendet er sich zum Kadett der Wache. Dieser führt sofort den Befehl aus, während der erste Officier wieder in Geschwindschritt verfällt und Bölting, indignirt über eine so unhöfliche Kürze, die andere Seite des Deckes aufsucht.

Die Kadetten erscheinen. Aus gegründeter Besorgniß vor Revision ihrer Instrumente nehmen sie den Weg durch die Batterie und die Vorluke, um Kurzpfleiß möglichst weit aus dem Wege zu gehen. Doch der erste Officier, zu treffen speciellen Obliegenheiten die Erziehung der Kadetten gehört, läßt sich nicht so leicht täuschen. Er kennt seine Pappenheimer, beordert die jungen Herren auf das Hinterdeck und läßt sich die Instrumente zeigen.

Da stehen die jungen Sünder, die Hoffnung und der zukünftige Stolz der Marine, aber nicht wenigen klopft trotz ihres kecken Ausschauens besorglich das Herz.

Vogel, der listige, ränkevolle, der seine halbe Seefahrtszeit in Bordarrest verbracht, trotzdem aber es versteht, eben so oft an Land zu kommen, wie seine unbestraften Kameraden, eröffnet mit niedergeschlagenen Augen den Reigen. Sein Octantkasten ist leer.

„Wo ist Ihr Octant?" „Ich habe ihn an Herrn Rosenberg verliehn." „Wer ist Rosenberg?" „Ein Freund von mir." Die fortgesetzte Inquisition ergibt jedoch, daß Rosenberg nur ein Geschäftsfreund und zugleich Besitzer eines Pfandinstitutes ist. Der Pfandzettel wird zu Tage gefördert und wandert mit einer beigefügten Notiz in das Taschenbuch des gestrengen Vorgesetzten.

„Zeigen Sie den Ihrigen," wendet letzterer sich an den zweiten Kadetten. Dieser beeilt sich, seinen Kasten mit einem Messer aufzubrechen, da er den Schlüssel verloren hat und zeigt das Instrument vor. Aber kaum hat er einen Blick darauf geworfen, als er vor Schrecken fast durch das Deck sinkt. Der große Spiegel des nach alter Manier sehr solide gebauten Octanten ist gänzlich zerbrochen, der kleine gespalten, die Alhidade verbogen und das ganze Instrument voller Beulen und Risse. Er hat es gestern Abend, während er selbst auf Urlaub am Lande war, an Vogel geborgt, der einige Polarsternbeobachten nehmen sollte und sein eigenes leider an seinen guten Freund Rosenberg geliehen hatte. Der Polarstern hat nun zwar keine so destructive Wirkung auf das Instrument geäußert, wohl aber die zweite Auflage der gestrigen Abschiedsbowle in der Kadettenmesse, bei deren Zubereitung Vogel das Instrument irrthümlich für einen Zuckerhammer angesehen hat. Eine zweite Notiz kommt in das Taschenbuch. Die nächstfolgenden drei Octanten werden in Ordnung befunden und ihren Eigenthümern fällt ein Stein vom Herzen, der sich jedoch mit doppelter Schwere wieder darauf lagert, als Kurzpfleiß Einsicht in die Rollenbücher verlangt, die jeder Kadett vorschriftsmäßig und vollständig bei sich führen muß.

Bei einem andern Octanten fehlt das Quecksilber an den Spiegeln in Folge eines darüber ausgegossenen Glases Grog, bei einem vierten die Blendgläser und ein sechster Kasten ist endlich wieder ganz leer. Durch scharfes Verhör stellt sich heraus, daß sein Herr, ein Wüstchen von fünfzehn Jahren, ebenfalls einem Geschäftsfreund besitzt, der ihm den Octant aus Gefälligkeit für fünf Thaler, hundert Cigarren, sechs Flaschen Eau de Cologne und zwei Stangen Bartwichse abgenommen hat.

Auch sein Name wird notirt und den Schuldigen angekündigt, daß ihnen morgen früh bei der Musterung ihre Strafe bekannt gegeben werden wird.

Indessen ist es Mittag geworden und Bölting, sich in Gegenwart des ersten Officiers einer lakonischen Kürze befleißigend, beauftragt den Kadetten, den Capitän von diesem wichtigen Ereignisse in Kenntniß zu setzen und dessen geneigte Erlaubniß zum Mittagessen der Mannschaft einzuholen.

Diese wird ertheilt; die mit Pfeifen versehenen Unterofficiere stehen bereits fertig an den Luken und mit dem letzten Glockenschlage ertönt das Signal zum Essen, jenes schrillende Sextett von drei langen Rollpfiffen, das wie eine galvanische Batterie alle zur Arbeit gehobenen Hände plötzlich lähmt und wie das ähnlich lautende Signal zum Grog n i e mißverstanden wird.

Es ist gutes Wetter und bis auf die Posten gehen alle Mann zum Essen. Die Leute sammeln sich an ihren Tischen, je zehn zu einem; die Backsjungen laufen mit dem Eßgeschirr zur Küche, wo die Köche die großen Fleischgabeln und Suppenkellen schwingen und der Stabswachtmeister die Reihenfolge der Speisevertheilung anordnet. Die Küche oder Kombüse, wie sie an Bord heißt, befindet sich in der Batterie, und um in das Hängemattendeck zu gelangen, wo gegessen wird, muß eine Treppe passirt werden. Die Fregatte segelt seit einer Stunde in offenem Wasser und beginnt sich langsam hin- und herzuschaukeln. Außerdem ist die Treppe vom Morgen her noch naß und schlüpfrig. Die Backsjungen drängen sich auf ihr mit Näpfen voll heißer Grütze und unter ihnen auch einige neue, die die erste Reise machen und wie es technisch heißt, noch keine Seebeine haben.

Jetzt holt die Fregatte nach Lee über. Ein Unglücklicher, der gerade die Lukenschwelle überschreiten will, verliert das Gleichgewicht, der Grützenapf entgleitet seinen Händen und ergießt seinen Inhalt über die Köpfe von einem halben Dutzend Backsjungen, während er selbst dem Napfe nachstürzt und in seinem Falle die besalbten Kameraden wieder mit sich reißt. Die Grütze läuft in Strömen im Zwischendeck, die Schiffsjungen wälzen sich in ihr umher; einige mitgegessene Matrosen fluchen auf schrecklichste Weise und der Stabswachtmeister, den das Unglück überall hinführt, wo etwas verkehrt geht, entwirrt auf energische Weise dies gordische Knäuel unter dem schallenden Gelächter des ganzen Zwischendecks.

Währenddem übernimmt Lieutenant Bohr von Bölting die Wache. Letzterer sieht den ersten Officier nicht mehr an Deck und übergibt sie ihm daher in seiner gewohnten höflichen Weise. Er ersucht Bohr, gewogentlichst West-Nord-West steuern lassen zu wollen, erlaubt sich ihm mitzutheilen, daß das Schiff sieben Knoten läuft und freut sich außerordentlich, ihm die Versicherung geben zu können, daß der Aeußerklüver und die Bramsegel stehen, drei Zoll Wasser bei der Pumpe, verschiedene Mitsegler in Sicht sind und daß die Leute essen. Alsdann empfiehlt er sich mit einer liebenswürdigen Verbeugung und eilt in seine Kammer. Er hat die erste Tagewache, wenngleich mit Hindernissen, glücklich überstanden und macht vor seinem Rasirspiegel mit zufriedenem Sinne die Bemerkung, daß der Gebrauch eines bleiernen Kammes die Farbe seines Bartes wirklich schon verbessert hat. Wüßte er freilich, daß ihm in nächster Zeit eine viel schlimmere Nachtwache bevorstände, so würde er sich weniger behaglich fühlen.

Lieutenant Bohr, ein älterer und ein solcher Seemann, wie ihn die Matrosen mit dem Namen „Fixer Kerl", dem größten Lobspruch aus ihrem Munde, bezeichnen, lächelt gutmüthig seinem jungen Kameraden nach, ist aber kein Freund von vielen Worten, übernimmt deshalb die Wache nur mit einem kurzen „Danke".

Die Bewegungen des Schiffes werden etwas lebhafter und allmälich erscheinen mit blassem Gesichte und weißer Nase verschiedene neue Schiffsjungen auf dem Deck. Es wird ihnen unten zu eng und vergebens suchen sie nach einem festen Punkte, da vor ihren Augen alles zu kreisen beginnt. Auch aus der Hinterluke tauchen die Gestalten verschiedener Badegäste auf, die noch nicht zur See gewesen, unter ihnen Dr. Salomo, trotz seines Unwohlseins lebhaft disputirend, obwohl ihm niemand antwortet. Er kommt ohne Mütze an Deck und wird von Bohr ersucht, dieselbe aufzusetzen, da niemand ohne Kopfbedeckung auf Sr. Maj. Hinterdeck erscheinen dürfe. Der kleine Doctor will protestiren, aber Bohr bedeutet ihm kurz, daß er als Wachhabender zwar für die Aufrechthaltung der Schiffsetikette zu sorgen, aber jedes außerdienstliche Gespräch zu meiden habe. Salomo fügt sich und holt die Mütze. Er will sich so eben in einem neuen Disput mit seinen seekranken Begleitern entschädigen, doch er wird wiederum gestört. „Meine Herren, ich muß dringend bitten, leiser zu sprechen," sagt Bohr, „es ist durchaus nicht gestattet, auf Sr. Maj. Hinterdeck so laut zu sein."

Digitized by Google

Zwar mäßigt der Doctor seine Stimme, kann aber nicht umhin, einige Bemerkungen über Schmälerung der allgemeinen Menschenrechte zu machen, die Bohr jedoch ignorirt. Den kranken Herren wird das Stehen schwer und sie setzen sich deshalb auf eine Kanone. Aber nur einen Augenblick wird ihnen diese Erholung gegönnt. „Ich muß Sie ersuchen, sich nie auf Sr. Maj. Hinterdeck hinzusetzen, am allerwenigsten aber auf eine Kanone," tönt die Stimme des Wachhabenden ihnen entgegen. Alle drei erheben sich und wanken an die Luvseite, doch das Schicksal, überall Verstöße gegen die Schiffsetikette zu machen, verfolgt sie auch hier und Lieutenant Bohr muß sie abermals darauf aufmerksam machen, daß die Luvseite nur für den Commandanten, den ersten und den wachhabenden Officier bestimmt ist, alle übrigen sich aber auf der Leeseite Sr. Maj. Hinterdeck aufzuhalten haben. „Verzweiflungsvoll begeben sich die überall vertriebenen Bakegäste nach dem Lee Fallreep. Sie stehen schweigend neben einander, halten sich krampfhaft an einem Tau fest und starren zum Tode krank in die vorbeirauschenden Fluten, wobei sich unwillkürlich ihrem Gedächtnisse die Strophe des alten Liedes aufdrängt: „Ach wär' ich zu Hause geblieben, ich hätte was Besseres gethan."

Noch einige stampfende Bewegungen des Schiffes und die Krisis tritt ein. Salomo beginnt; sei es Wirkung des schlechten Beispiels, sei es eigene Ueberzeugung, seine drei Begleiter folgen ihm sofort und alle vier bieten jetzt das Bild eines aus eben so viel Köpfen sprudelnden Springbrunnens.

Ich will den Leser mit der Beschreibung der Seekrankheit verschonen. Sie ist schrecklich, aber nicht gefährlich, und deshalb zeigen die sonst so gutherzigen Seeleute mit den daran Erkrankten kein Mitleid, ja sie machen sich sogar noch über die Unglücklichen lustig. Der Kadett Vogel gibt Dr. Salomo ein vorzügliches Gegenmittel an die Hand. Er räth ihm ein Stückchen Speck an einen Bindfaden zu binden, es abwechselnd hinunterzuschlucken und wieder herauszuholen, um die Kehle geschmeidig zu machen.

Vorn auf dem Deck steht es nicht besser aus, die neuen Schiffsjungen und Seesoldaten drängen sich Kopf an Kopf, über die Reiling und zollen dem Meere ihren Tribut. Einige Jungen wollen mit Gewalt wieder nach Hause und bitten den wachhabenden Officier unter Thränen, sie doch ans Land zu setzen. Andere liegen trotz der Nässe und Kälte in gänzlicher Apathie auf dem Verdeck und lassen in dumpfer Resignation die schlechten Witze ihrer Kameraden über sich ergehen.

So verfließt die Nachmittagswache. Um fünf Uhr ist Musterung an den Geschützen, deren Befestigungen nachgesehen werden. Der erste Officier macht dem Capitän Meldung darüber, und der Tambour schlägt ab. Die Mannschaft bleibt jedoch in Gruppen vor dem Großmast stehen. Sie hat bemerkt, daß Capitän und erster Officier über das Wetter sprechen und ersterer auf eine in Westen aufsteigende Wolkenschicht zeigt. Eine derartige Unterhaltung nach der Geschützmusterung läßt die Leute auf ein Segelexercitium schließen und die Vermuthung wird zur Gewißheit, als kurzweilig die Commandobant bestellt.

„Alle Mann klar zum Segelbergen!" tönt der Befehl, „Bramsegel fest, zwei Reffe in die Marssegel, entert auf!"

Ha was für ein Gewühl und Drängen und Durcheinander entsteht plötzlich auf dem Deck! Die Bramsegel werden fortgenommen, die Marsraaen rasseln donnernd von oben, die Reffkatjen werden ausgeholt, die Segelberger entern in den Wanten auf und verbreiten sich auf den Raaen. In drei Minuten sind die Bramsegel festgemacht, die Marssegel gereefft und wieder gesetzt und die bekannten Rollpfiffe mit dem sogenannten Schnepper daran, rufen zum Grog, den der Capitän sowohl als Anerkennung für die schnelle Ausführung des Manövers als auch in Rücksicht auf die bevorstehende Novembernacht austheilen läßt.

Um sechs Uhr ist Abendbrot, unveränderlich aus gesüßtem Thee und Butterbrot bestehend, nur werden die Rationen wegen der vielen Seekranken heute größer und die Butter wird fetter als gewöhnlich aufgestrichen.

Um acht Uhr wird die neue Wache gepfiffen, und die andere Hälfte der Mannschaft bekommt Hängematten. Das Uhrwerk des Schiffstages ist abgelaufen. Das Schiff zieht einen glühenden Streifen durch die dunklen Fluten, die Nacht lagert auf dem Meere und der erste Tag in See ist beendet.

Aerzte und Pfuscher.

Von Reg.- und Medicinal-Rath Dr. **Wald**.

Vor zweihundert Jahren schrieb der berühmte Ritter William Temple in seinem klassischen „Versuch über Gesundheit und langes Leben" Folgendes:

„Es gibt Modekrankheiten und Modearzneien, die Zugvögeln gleichen, und die man zu einer Zeit überall, und hernach nirgends mehr sieht. Als ich noch sehr jung war, fürchtete man sich vor nichts allgemeiner, als vor der englischen Krankheit bei Kindern und der Schwindsucht bei den heranwachsenden jungen Leuten. Nach diesen wurde die Hypochondrie die Modekrankheit. Dann kam der Schaarbock an die Reihe, und Jedermann klagte darüber. Nach einiger Zeit wurden sodann alle Krankheiten von einer Entzündung des Bluts erregt, und endlich folgten die Vapeurs. Ebenso ging es mit den Arzneimitteln. Ich erinnere mich, daß zu einer Zeit das Tabakrauchen, sodann das erwärmte Malzbier Universalarzneien waren. Nach diesen folgte das Verschlucken kleiner Steine, weil die Falkeniere ihre Falken in dieser Weise kurirten. Ein gewisser Arzt brachte endlich die Methode auf, alle bitzigen Krankheiten und Fieber mit kaltem Wasser zu kuriren, wovon man soviel als nur immer möglich trinken mußte. Wieder zu einer andern Zeit wurde eine gewisse Menge ausgedörrtes, klein geriebenes Weißbrot, welches nach dem Essen einzunehmen war, für ein untrügliches Mittel gegen alle Verdauungsbeschwerden gehalten. Hierauf kam der Kaffee und Thee an die Reihe. Die ausgepreßten Kräutersäfte und die Stahlpulver folgten in der Ordnung, wie auch gewisse Tropfen (Liqueure), die sehr zusammengesetzt waren. Es geht mit diesen Dingen wie mit den Kleidertrachten, die Jedermann nachahmt und so lange sie neu sind, für die besten hält, sie aber wegwirft, sobald sie aus der Mode kommen."

Soweit der Ritter Temple. Angesichts des gepriesenen Fortschritts der Natur- und Heilwissenschaft in unserer Zeit macht es einen sonderbaren Eindruck, daß diese vor 200 Jahren geschriebene Beobachtung fast wörtlich auf die Gegenwart paßt. Setzen wir an die Stelle des „erwärmten Malzbiers" den Malzextrakt, — geben wir jenem Kalt-Wasserarzte, von dem der Ritter spricht, den Namen Prießnitz; dem Erfinder der trocknen Semmelkur den Namen Schroot, so bleibt, da es selbst nicht an den Kräuterkuren der Madame Graf in Thüringen und des Herrn Lampe in Goslar und an dem zusammengesetzten sogenannten Kräuterliqueur des Dahitz fehlt, wirklich nur noch das Verschlucken kleiner Steine übrig, um welche jene Zeit der unsrigen voraus war, welche jedoch zum billigen Ersatze dafür die Goldbergerschen Halsbänder und Amulete aufzuweisen hat. Soviel ist klar, daß die medicinischen Anschauungen der heutigen civilisirten Völker genau auf demselben Standpunkte geblieben sind, wie vor 200 Jahren. Und da es gefährlich sein würde, hinter den gerühmten Fortschritt der medicinischen Wissenschaft ein Fragezeichen zu setzen, so bleibt nur die Thatsache übrig, daß die Welt sich verzweifelt wenig an diesen Fortschritt kehrt.

Aber etwas ist doch gegen früher anders geworden. Im Gegensatz zu früheren Zeiten fällt die Gegenwart dergleichen Modekuren nicht blos aus Gedankenlosigkeit bei, oder aus Lust am Wunderbaren und Abenteuerlichen, sondern geradezu mit einer bewußten Opposition gegen die Aerzte und ihre Wissenschaft. Betrachtet man den Fanatismus der Wasserfreunde und Schrootianer, der Anhänger Lampes, Morrisens, und erwägt man die pekuniären Erfolge der modernen Schwindeleien mit den medicinischen Schnäpsen; — erwägt man ferner, wie der Zulauf zu den von Zeit zu Zeit auftretenden Wunderdoctoren, Schäfern und Wundermädchen den Ruf der bewährtesten Aerzte weit überflügelt: so kommt man auf den Gedanken, daß das Volk sich eigentlich nur in augenblicklicher Ermangelung solcher

Digitized by Google

Wunderdoctoren an die Aerzte wende, und diese sofort verlasse, sobald ihnen einer von jenen Wundermännern erreichbar wird.

Man hat viel darüber gefabelt, wie das zugeht. Die gewöhnlichste Annahme ist die: daß der Mangel an Aufklärung und Bildung im Volke die Ursache des Beifalls sei, dessen sich die Wunderdoctoren und Schnäpse erfreuten, und daß der Fortschritt der Civilisation und Aufklärung das Uebel des Pfuscherwesens mit der Zeit gänzlich ausrotten werde. Das ist eine ganz falsche und oberflächliche Ansicht. Die fortschreitende Civilisation hat mit dieser Sache nichts zu thun; wie sich daraus ergibt, daß sie in den letzten 200 Jahren hierin gar nichts geändert hat, und daß ferner das Pfuscherwesen nirgends so blühet und wuchert, wie in den hochcivilisirten nordamerikanischen Freistaaten, wo jeder Bürger einige Zeitungen liest und ein Staatsmann sein soll. Ganz besonders aber wird diese Thatsache dadurch widerlegt, daß es gerade die Vornehmen und Aufgeklärten im Volke sind, welche im Verhältniß zu ihrer Zahl das bedeutendste Contingent zu den Anhängern der Wunderdoctoren stellen. — Auch die Macht des Beispiels, der Mode, der Nachahmung, erklärt die Sache nicht hinreichend. Ebensowenig die Annahme, daß die Leute den Wunderdoctoren zuliefen, weil sie ihnen weniger zu bezahlen brauchten; denn ihre Rechnungen sind keineswegs so dumm wie ihre Recepte. Vielmehr liegt der Grund tiefer. Er liegt darin: daß die Menschen es ahnen, der Arzt könne nicht gemacht, er müsse geboren werden. Sie ahnen es, daß einer deshalb, weil er eine Weile Professorenweisheit gehört und sein Examen bestanden, noch keineswegs der Gabe theilhaftig geworden sei, die Tiefen der Naturgeheimnisse zu ergründen. Und ein dunkles Gefühl lehrt sie, daß solche Gabe nicht mit den erlernten Kenntnissen auf den Schüler übergeht.

Aber, wie es so mit dunkeln Gefühlen zu geschehen pflegt, ihre Wirkungen fallen meist ins Maßlose und Lächerliche. Zunächst darin, daß die Menschen der dreisten Behauptung der Wundermänner, sie seien im Besitz solcher Gabe, sofort Glauben schenken. Wie jene dazu gelangt, — ob durch Mittheilung von Seiten eines mehrhundertjährigen Drusenschreibs, wie dies Morrison von seinen Pillen verbreiten ließ, — oder als köstliches Erbgeheimniß, oder durch unmittelbare göttliche Eingebung, darauf kommt es den Leuten nicht an. Genug es wird geglaubt.

Richtig ist es, der Arzt kann nicht gemacht, er muß geboren werden. Aber nur die Anlagen werden angeboren; und wie derjenige kein Künstler ist, dem die Naturanlagen zu einer Kunst verliehen, wenn er sie nicht ausbildet, so ist auch derjenige kein Arzt, der die medicinische Wissenschaft nicht getrieben und die ärztliche Kunst nicht erlernt hat, mag er auch wirklich eine natürliche Begabung zu letzterer empfangen haben. Die Menschen meinen aber, dem sei nicht so, die Medicin mache hier eine Ausnahme. Sie meinen das wirklich, wie daraus hervorgeht, daß sie allgemein der Einbildung leben, sie seien im Stande, die Leistungen des Arztes, sein Können und Wissen zu beurtheilen. Nach Laune und Belieben schreiben sie den glücklichen oder unglücklichen Ausgang einer Krankheit entweder der Thätigkeit des Arztes zu, oder bringen ihn außer Zusammenhang mit ihr, wie es ihnen paßt, oder wie die Persönlichkeit des Arztes ihnen zusagt. Sie sind mit Mephistopheles der Meinung: der Geist der Medicin sei leicht zu fassen, und halten beinahe dafür, daß dieselbe eine Art natürlicher Fertigkeit sei, den Menschen ebenso angeboren wie die Kunst zu verdauen, ohne zu wissen, daß sie es thun. Sie geben nur zu, daß der eine diese Kunst in höherem, andere in geringerem Grade besitzen. Freilich gibt es Verrichtungen am menschlichen Körper, welche Jedermann zu beurtheilen vermag, z. B. die des Hühneraugenoperateurs oder des Zahnkünstlers. Aber anders verhält es sich mit der Beurtheilung der tiefen Kenntnisse, der schwierigen Denkoperationen, die allein die vernunftgemäße Behandlung wichtiger Krankheiten ermöglichen. „Was thut's," sagte einmal ein vornehmer Mann zu mir, mit dem ich über einen Medecharlatan sprach „der Mann ist freilich erstaunlich dumm, aber was thut's? Er hat Glück!" heißt das nicht geradezu: bei Ausübung der Medicin komme es am wenigsten auf Verstand und Wissenschaft an? — Und dieses Glück, was der belobte Pfuscher hatte! Freilich wurden so manche Krankheiten, bei denen er hinzugerufen war, glücklich vorübergeführt; — wie auch die Mondfinsternisse, nach Meinung der Karaiben, durch das Geheul, Rasseln und Trommeln ihrer Medicinmänner stets sehr glücklich vorübergeführt werden.

Es ist ein bedeutsames Wort, was jener große Arzt einst aussprach: „Wenn wir nur fix zu Beinen, und nicht aufs Maul gefallen sind, so erwerben wir uns schon den Ruf vortrefflicher Heilmeister!"

Ich will versuchen, dies klar zu machen. In derselben Stadt prakticiren zwei Aerzte, der Dr. A. und Dr. B., der erstere ist ein angenehmer Mann, der vortrefflich mit den Frauen umzugehen weiß, fix zu Beinen, nicht aufs Maul gefallen, und erfreut sich einer ausgebreiteten Praxis. Er ist beliebt. Uebrigens ist er allen alles, d. h. ein seichter Kopf, und handelt insgeheim nach dem Grundsatze: Leben, und — sterben lassen. Der Dr. B. ist das Gegentheil von ihm. Von ungewöhnlicher geistiger Begabung findet er in seiner Umgebung nur wenige seines Gleichen, er sind daher nicht allen alles. Er ist nicht beliebt, seine Praxis ist nicht ausgebreitet. Nun bricht in jener Gegend eine böse Krankheit aus, die nach Art der Epidemien viele Menschen nach einander ergreift. Der Dr. A. kurirt an seinen Patienten nach bestem Vermögen herum; aber da dies nicht ausreicht, sterben viele, und die nicht sterben, seuchen sich nach monatelangem, schwerem Leiden durch. Dem Dr. B. aber sterben Anfangs vielleicht auch einige Patienten; aber bald erkennt sein ungewöhnlicher Scharfblick das Heilverhältniß der Krankheit, und von Stund an stellt er nicht nur die von dem schweren Uebel Ergriffenen her, sondern, da er sogleich bei den ersten Symptomen desselben das richtige Verfahren ergreift, so erspart er dem Kranken das ganze schwere Krankenlager durch Abkürzung und Conpirung des Verlaufes der Krankheit. — Wie aber wird das Publikum über die Thätigkeit dieser beiden Aerzte urtheilen? Nach dem, was vor Augen liegt. Und vor Augen liegt: daß der Dr. A. die meisten und schwersten Kranken gehabt, daß er unermüdlich dieselben besucht hat, und daß viele, die schon dem Tode ganz nahe gewesen, dennoch bei seiner Behandlung genesen seien! Ferner lag vor Augen: daß der Dr. B. nur wenige so schwere, lang dauernde Krankheitsfälle behandelt hatte. Das Urtheil ist fertig: Dr. A. habe noch in den verzweifeltsten Fällen dem Tode seine Beute abgejagt, Dr. B. nur die leichtesten Fälle behandelt.

In Wahrheit aber hat der Kutscher des Dr. A. denselben Anspruch an die seinem Herrn gespendeten Lorbeeren.

Wie oft heißt es von einem Arzte: sein Ruf sei von vornherein sogleich durch einige glückliche Kuren fest gegründet worden. Aber die solches Urtheil aussprechen, verstehen von dem natürlichen und dem durch Kunsthilfe abgeänderten Verlaufe der Krankheiten, sie wie von dem Werthe des angewendeten Heilverfahrens genau so viel, als jene Karaiben von den Ursachen und Bedingungen der Planetenbewegungen.

Aber wenn man den Arzt wirklich nicht nach seinen Erfolgen und Leistungen soll abschätzen können, wonach denn? Man will doch, wenn man die Auswahl hat, sich an den besten Arzt wenden. Woran ist dieser zu erkennen, wenn nicht an seinen Leistungen?

An seinen Eigenschaften.

Jeder Beruf verlangt gewisse Eigenthümlichkeiten, ohne welche der einzelne es in denselben niemals weit bringen kann. Anders sind die Eigenschaften, die zu einem tüchtigen Kriegsmann, anders die, welche zu einem Richter, Kaufmanne, Geistlichen oder Arzte gehören. Der letztere bedarf wesentlich dreierlei Eigenschaften. Es sind: ein heller Kopf und die Fähigkeit richtig zu denken. Sodann ein edles Herz und ein männlicher Charakter. Endlich drittens: der Besitz der erforderlichen Kenntnisse.

Nur die letztere Eigenschaft garantirt der Staat, in Betreff der beiden ersteren hat jeder selbst zu urtheilen. Sie werden durch das ganze Auftreten, das Wirken und Leben des Arztes klar; und da niemand zum ärztlichen Berufe zugelassen wird, der nicht den Doctorgeschworen hat, so haben wir an diesem einen trefflichen Maßstab, um danach das Auftreten und Wirken des Arztes zu bemessen. Es lautet aber dieser Eid folgendermaßen:

„Ich gelobe, daß ich nicht um meines Vortheiles willen, sondern zum Preise Gottes, zum Wohl und Heile meiner Mitmenschen, und zur Förderung der mir überkommenen Wissenschaft meine Kunst ausüben will. Daß ich Jedermann, der meine Hilfe begehrt, sei er arm, sei er reich, mit gleicher Liebe und gleichem Fleiße beistehen will."

Köstliches Gelöbniß das! der Arzt, der sich bemüht, ihm nachzuleben, der ist zu empfehlen, den nehmt!

Digitized by Google

Zur Erinnerung an Dante.

Im Mai 1265 wurde Dante Alighieri, der Dichter der göttlichen Komödie, zu Florenz geboren. Er ist unbestritten einer der erhabensten Geister, die jemals auf Erden gewandelt haben. Das Daheim, welches nicht einer leichten, ephemeren Unterhaltung dienen, auch nicht blos auf das Nützliche, Wichtige und Angenehme hinweisen möchte, sondern noch den ederen Beruf hat, in der Familie den Sinn für das Höchste und Tiefste in der Menschheit zu wecken und zu nähren, dieses Daheim darf den sechshundertjährigen Geburtstag eines Mannes, wie Dante ist, nicht mit Stillschweigen übergehen. Zwar kann und soll hier nicht eine Erklärung seines unsterblichen Meisterwerkes, das in mehr als fünf Jahrhunderten noch nicht auserklärt ist, gegeben werden; wir haben nur im Sinn, durch den Hinweis auf einzelne, besonders für unsere Zeit bedeutsame Punkte in gebührender Weise an den Dichterheros zu erinnern.

Dantes äußere Gestalt kann der fast vollendete Ausdruck edler, schöner und starker Männlichkeit genannt werden. Sein Geist und Herz war weitumfassend. Auf dem Gebiete der Sprache, der Musik, des Gesanges, der zeichnenden Kunst, der Geschichte und Weltweisheit, überall war seine Heimat. Sein Charakter war fest, wie Erz und Stahl, gediegen wie Gold. Er liebte sein Vaterland, wie nur ein Kind die Mutter lieben kann; aber Recht und Wahrheit gingen ihm über das irdische Vaterland. Die Leiden der Verbannung trug er nicht blos mit männlicher, sondern auch mit christlicher Geduld. Er wandte in der herben Trübsal sein Auge von der äußern in die innere Welt, vom irdischen und zeitlichen in das wahre und ewige Vaterland, von den unzähligen unfruchtbaren Streitigkeiten seiner Zeit und seines Landes auf die großen Geisteskämpfe aller Völker und Zeiten, und faßte alle die tausend und aber tausend kleinen und großen Erscheinungen, Kämpfe, Fragen und Räthsel der Menschenbrust und des Menschenlebens in ein großes, erhabenes Ganze zusammen, und offenbarte, was er als Einheit geschaut hatte, in unerreichtem Wohllaut der Sprache der Mit- und Nachwelt in seiner göttlichen Komödie, und zwar in so vollkommen durchsichtigen und greifbaren Gestalten, daß ihr Bildner selbst anderswo einmal mit dem größten Recht sagt:

> Mein liebes, neues Lied sag allen,
> Die je von Dir vorüberwallen,
> Und nicht verstehen deinen Sinn:
> Seht wenigstens, wie schön ich bin!

Was ist, so fragen wir, die Anschauung Dantes über Gott, Mensch und Welt und über die Geschichte der Menschheit? mit welchem Schlüssel löst er die tausend verwirrenden Räthselfragen des Daseins? mit welchem Lichte bringt er Ordnung in das scheinbar dunkle Chaos der Menschenwelt? Während Milton in seinem verlorenen Paradiese die Räthsel der Weltgeschichte aus ihren Anfängen, Klopstock in seiner Messiade aus ihrem Mittelpunkte, der Person und dem Werke des Erlösers, erklärt, entschleiert Dante die Geheimnisse durch den Hinweis auf das Ende, indem er in das Dunkel und die Labyrinthe des Diesseits das Licht des Jenseits oder des endlichen Ziels, der letzten Entwicklung alles Lebendigen fallen läßt.

Dante kann der poetische Prophet der gesammten, vom Christenthum ausgegangenen Lebensentwicklung genannt werden. Die Auffassung der Weltgeschichte in seiner göttlichen Komödie ist aus den Principien erwachsen, welche die Offenbarung uns gibt.

Menschliche Sünde und göttliche Gnade, Verbannung und Heimat, Knechtschaft und Freiheit, Niedrigkeit und Hoheit, Erde und Himmel, Leben ohne Gott und Leben zu Gott und in Gott, das sind die beiden Angelpunkte, um welche sich wie das Christenthum, so auch die göttliche Komödie auf allen ihren Stufen bewegt. Sie zeigt als das wunderbare Endziel aller Entwicklung die Verherrlichung Gottes in der Creatur, näher in der Erlösung und Vollendung der Menschheit und die Verherrlichung und Vollendung der Creatur in dem Sehnen nach Gott, in dem Ruhen in Gott. Nichts ist so erhaben, das sich dem gegenüber als Selbstzweck geltend machen dürfte, nichts aber auch so gering, das, ihm sich unterordnend, nicht zu seiner Herbeiführung dienlich wäre. Wie das Leben der Pflanze durch jede Faser, Ader und Zelle zur Blüte und Frucht hindrängt, so strebt das Weltall unbewußt oder bewußt nach der Gemeinschaft Gottes, und Himmel, Erde und Hölle, Engel, Teufel und Mensch, Geist und Natur, Zeit und Ewigkeit, Tod und Leben, Licht und Finsterniß, Sünde und Heiligkeit, Heidenthum, Judenthum und Christenthum, Mythologie und Geschichte, Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, Theologie und Philosophie, Poesie, Musik und Malerei, und was sonst noch genannt mag werden, es wird alles durch den Willen dessen, der alles in allem erfüllt, zur Mitarbeit an der Erreichung des großen Schöpfungs- und Lebenszweckes begnadigt oder gezwungen. Jedes Geschöpf, jede Kraft, jedes Gebiet hat nur dadurch Leben und Bedeutung, daß es, dem großen Organismus eingegliedert, seinem Ziele zuwächst, während es werthlos wird und sich selbst dem Verderben überliefert, sobald es von seiner gottgewollten Bestimmung abfällt. Die Universalität und Energie, womit diese Idee als der lebendige Pulsschlag in allen einzelnen Erscheinungen der sichtbaren und unsichtbaren Welt dargestellt ist, macht die göttliche Komödie zu dem, was sie ist, zu dem bis jetzt vollkommensten poetischen Widerhall ihrer göttlichen Lehrmeisterin, der Bibel.

Umgekehrt ist es eine bedeutsame menschliche Verherrlichung der göttlichen Offenbarung, daß diese einer solchen poetischen Darstellung fähig ist, wie sie Dante gegeben hat, während die der Bibel feindliche Bildung bis heute noch nicht vermocht hat, aus ihrer Anschauung heraus ein Kunstwerk zu bilden, das allen Jahrhunderten angehört.

Die göttliche Komödie, dieses unerreichte und vielleicht größeste und vollkommenste Gedicht, welches die Menschheit besitzt, widerspricht aufs entschiedenste der landläufigen Meinung, als sei es der einzige Beruf der Dichtkunst, den armen Menschen zu erheitern, ihn für eine kurze Zeit in einen süßen Phantasierausch zu versetzen, ihm ideale Gestalten der Schönheit vorzugaukeln oder wie Schiller einmal sagt, Elysium auf seine Kerkerwand zu malen. Die wahre Dichtkunst führt den Menschengeist allerdings in das Reich der Schönheit, aber zugleich in den Ernst der tiefsten Wahrheit, in den gewaltigsten Kampf um die Erlangung der Wahrheit. Dante selbst sagt kurz und dürr, es sei der Zweck seiner Dichtungen: removere viventes in hac vita de statu miseriae et perducere ad statum felicitatis, d. i.: Die Lebenden in diesem Leben aus dem Zustande des Sündenelendes herauszuführen und sie zu dem Zustand der Glückseligkeit zu bringen.

Dreifach ist nach Dante der geistige Zustand des Menschen: er wird entweder von der Tyrannin Sünde und Leidenschaft als williger Knecht geboren, — das spiegelt Dante im ersten Theil seines Liedes, der Hölle, — oder er fühlt die Ketten der Sklaverei und ringt nach Erlösung, nach geistiger und sittlicher Freiheit, — dies sehen wir im Purgatorium, — oder er erfreuet sich als Erlöster der seligen Gemeinschaft Gottes, — das singt der dritte Theil, das Paradies.

Dante führt uns also in seinem Gedichte von der Erde fort durch Hölle und Himmel, aber er thut es nur, um uns den Menschen und die Erde wahrhaft kennen zu lehren. Der Einzelne soll dadurch, das will Dante, hier so leben lernen, daß er das eigentliche Ziel seines Daseins erreiche, und die großen, menschlichen Gemeinschaften, Staat und Kirche, sollen sich so neugestalten, daß sie ihre Aufgabe zum Heil der Menschheit zu erfüllen im Stande seien. Die Hölle, wo man die letzte Consequenz der Sünde und Leidenschaft in allen ihren Gestalten mit Händen greift, soll schrecken, der Himmel, wo man die Vollendung des göttlichen Lebens im eigenen Herzen mitfühlt, soll locken, und heilige Furcht und kindliche Liebe sollen die unumstößlichen geheiligten Schranken sein, die den Menschen auf der schmalen, allein zum Ziele führenden Straße festhalten, wie Dante häufig in seinem Gedichte sagt. (s. Prg. XIII, 37 ff. u. XIV, 143 ff.)

Dante personificirt in seiner Person die ganze Menschheit, insofern sie aus dem Zustande der Gottentfremdung in die Gottesgemeinschaft gerettet wird. Er, und mit ihm alles, was Mensch heißt, hat sich, — damit beginnt das Gedicht, — in den unwegsamen, labyrinthischen, düstern Wald der Sünde verirrt, der keinen Ausweg bietet, und dessen Schrecken darum wenig bittrer als der Tod selbst sind.

Digitized by Google

Dante.

Nach dem besten, in Florenz befindlichen, alten Original.

Mitten in der Todeswüste erhebt sich durch Gottes Erbarmung der von der Lebenssonne umstrahlte Berg des Heiles, die Kirche Jesu Christi, als Anfang und Ursache aller wahrhaften Freude, zu welchem durch die Waldfinsterniß ein gebahnter Weg führt, auf dem der Christ durch die Taufe von Gottes Hand hingestellt ist. Berauscht und eingeschläfert von ungöttlicher Lust, hat Dante den Lebenspfad verloren. Durch die Schrecken der Einöde geweckt, findet er sich als Verlornen wieder, von der Erkenntniß seines Zustandes schmerzhaft durchbebt. Sobald der Mensch mit diesem Geständniß Ernst macht, sieht er sich, — er selbst weiß nicht, wie es geschieht, — plötzlich an dem Fuße jenes Heilsberges, der aus der verlorenen Welt ins Sonnenlicht emporsteigt. Er beginnt rüstig den geliebten Berg zu ersteigen. Aber die Sünde in ihren drei Hauptgestaltungen, das bunte Pantherthier der tausendfach wechselnden Sinnen- und Erdenlust, der stolze, gewaltige Löwe des Hochmuths und die gräuliche, durch ihre bloße Erscheinung schon gebrandmarkte Wölfin der Gier stürzt den in eigner Kraft ringenden Geist in hoffnungsloses Dunkel zurück. Dem Bekennenden beut Gott die rettende Hand. Er läßt ihn, damit er den Gipfel des Heiles ersteigen lerne, im Geist durch Hölle, Fegfeuer und Himmel führen. (H. I, 114 ff.)

Wir können Dante hier nicht auf seiner wunderbaren Reise begleiten, um mit ihm in die geheimnißvollen Tiefen der Menschheit neue und überraschende Blicke zu werfen. Eins aber geht schon aus dieser, nur ganz allgemeinen Analyse der göttlichen Komödie hervor, daß nämlich ihr letztes Ziel nicht die Schönheit oder die Aesthetik, sondern die geistig-sittliche Erneuerung und Vollendung des Menschen ist, und zwar durch das Christenthum: das will viel sagen bei einem Gedichte, das als ein allgemein anerkannter Codex der Gesetze der Aesthetik und poetischen Plastik dasteht.

Für Dante ist also der religiös-sittliche Zustand des Menschen der oberste Maßstab, nach welchem sein Werth und seine Bedeutung gemessen wird. Mit tiefem Staunen muß man vor dem unbefleckten, religiös-sittlichen Ernste Dantes sich beugen. Jeder Cultus des Genies muß vor ihm verschwinden. Dante, eines der allergrößesten Genies aller Völker und Zeiten, ist zugleich der gewaltigste, unerbittlichste Prediger gegen jeden Schönheits- und Genie-Cultus. Es wird gut sein, dies im einzelnen näher darzulegen.

Die Logik der Sünde herrscht mit unerbittlicher Consequenz in Dantes Gedicht. Keine Sünde wird bemäntelt, wie süß sie ist, und an keinem wird sie bemäntelt, wie hoch oder glänzend er dastehe. Man achte mit Ernst auf folgende Züge. Von jeher hat die Menschheit, vom süßen Zauber der Schönheit und Sinnenliebe zu leicht berauscht, die Opfer der Wahlverwandtschaft apotheosirt. Im vollsten Maße war dieser giftige Taumel über das Mittelalter ausgegossen. Dante, durch den Durst nach Erlösung nüchtern geworden, bringt seiner ganzen Zeit zum Trotz auch die wahlverwandten Sünder, wie Paris und Helena, Tristan und Isolde, an den Ort, wohin sie ihrem Wesen nach gehören, wovon die viel ge-

Digitized by Google

priesene und ergreifende Epistole von Franjiska und Paul ein besonders eclatantes Zeugniß ablegt. Insbesondere ist es dem gottabgewendeten Sinne eigenthümlich, die geschlechtlichen Flecken an großen Männern als etwas so Untergeordnetes anzusehen, daß sie bei der Beurtheilung geschichtlicher Charaktere gar nicht auf die Wagschale gelegt werden dürfen, ohne einen Hochverrath an der Majestät des Menschengenius zu begehn. Dante, vor der heiligen Majestät Gottes sich beugend und eben darum das Gigenmärchen von der Unverletzbarkeit des Genies verrachtend, hat für Menschenkleinheit, wie Menschengröße nur einen, den religiös-sittlichen Maßstab, mit dem er ohne Sklavenfurcht vor der despotischen Göttin Zeitmeinung auch die geschlechtlichen Sünden glänzender Talente oder hoher Häupter mißt. Brunetto Latini, sein verehrter Meister, „das theure, gute Vatergesicht," von ihm als Anfänger der italienischen Sprache und Poesie bewundert, der ihn gelehrt, wie der Mensch in Werken der Wissenschaft und Kunst sich verewigt (XV, 85,) der auf Erden, wie in der Hölle mit rhetorischem Schwung und in untadeligen Reimen donnernde Moralpredigten gegen die Verderbheit der Zeit und für die Reinheit der Sitten hält, dieser Brunetto Latini muß gleichwohl merken, daß die geheime Sünde Sodoms, auch wenn sie von künstlerischem Schimmer überdeckt wird, den Geist Gottes für Zeit und Ewigkeit aus dem Menschen bannt. (XV, 28 ff.) In dasselbe Gericht müssen alle seine Schuldgenossen fallen, ob sie sonst auch weise Leute, tüchtige Cleriker und Kirchenfürsten, „große Literaten von bedeutendem Rufe" (XV, 106) sind, und nicht weniger die politischen und gesellschaftlichen Zierden der Völker, die selbst durch Tapferkeit, feinen, staatsmännischen Blick und adlige Manieren ausgezeichnet, diese Tugenden (Cortesia e valore XVI, 67) als Panier des Staatslebens hochhalten. (XVI, 37 ff.) Noch schärfer ist das Gericht über die weltgeschichtlichen Größen, welche wie Jason, durch die Ueberlegenheit ihres Standes und ihrer Persönlichkeit die jungen Herzen betrügen und die Betrogenen verlassen, um in ihrem Siegeslauf die Welt zu durchfliegen. (XVIII, 85.) Dante verlangt wie in diesen Fällen, so überhaupt die uneingeschränkte Oberherrschaft des religiös-sittlichen Bewußtseins über alle Seiten und Gebiete des Lebens ohne jede Ausnahme. Um zu Gott zu gelangen, schneidet er das Tafeltuch entzwei zwischen sich und zwischen seinen Gott widerstrebenden Freunden (XI, 61 ff.), Blutsverwandten (XXIX, 19 ff.) und Parteigenossen. (X, 46, 119 ff.) Seine Natur fühlt den schmerzlichen Riß, aber seine Heilsehnsucht fordert ihn.

Die thatkräftigsten und glänzendsten Persönlichkeiten der alten und neuen Zeit müssen sich von demselben Sittengesetze richten lassen, wie jeder Bettler, und wären sie Alexander der Große, oder der geniale Ghibellinen-Kaiser Friedrich II. (XII, 107; X, 119.) Auch wirkliche und große Verdienste um das Vaterland und die Menschheit, Treue und Pflichteifer im staatlichen Berufe, sowie ungestillter Wissensdurst, und kühne Eroberungslust auf dem intellectuellen Gebiete, moralisirende Aesthetik oder ästhetisirende Moral und die Keckheit des Genies geben vor Gott kein Anrecht auf eine eximirte Gerichtsbarkeit: der stolze Ghibelline Farinata, der Retter seiner Vaterstadt Florenz (X, 91) liegt, wie alle Ketzer, in seinem Wesen und Streben, wie in einem glühenden Sarge lebendig begraben, Ulysses, die Verkörperung des unbegrenzten Fortschrittes in der Wissenschaft, sinkt hier oben unter, um in der Hölle vom brennenden Feuer seines Genies, das nichts anders als das ausgeflossene Gottesfeuer ist, verschlungen zu werden. (XXVI, 94 ff.) Dantes verehrter Lehrer trägt an seinem Leibe die schändlichen Flecken seines Gewissens zur Schau, die er hier mit der gleißenden, ruhmreichen Hülle der Rhetorik, Aesthetik und Moral bedeckte, und Bertram von Borne, der kräftigste und frischeste des von Dante anderswo hochgepriesenen Troubadours-Triumvirates, welcher sein poetisches Genie zur Befriedigung seiner Lust am Zerreißen göttlicher und menschlicher Bande mißbrauchte, muß das eigne Haupt vom Rumpfe getrennt, bei den Haaren in der Faust tragen, wie eine nur zu spät benutzte Laterne.

Nicht das verbitterte Gemüth eines verdammungssüchtigen, kurzsichtigen Melancholikers, Misanthropen oder Parteigängers (XVI, 52), sondern die Lust eines der größesten Männer an der Wahrheit und die Bezugung eines der stärksten Charaktere vor ihrem heiligen Scepter haben alle diese Heroen der Kunst und Wissenschaft, des Staates und der Kirche, deren inneres Leben von Gott losgelöst war, in die ewige Trennung von Gott enden lassen. Man weiß kaum, was man mehr bewundern soll, den heiligen Ernst mit dem die religiös-sittliche Betrachtungsweise als die höchste und entscheidende, geltend gemacht ist, oder die Zartheit und Kunst, mit der Dante überall vor allem menschlich Süßen und Großen sein natürliches Gefühl theils in Sympathie, theils in Anerkennung ausbrechen läßt. Staunend neigt er sich vor den classischen Größen. (Ö. III.) Von dem süßen Feuer der Sinnenliebe einer Franjiska wird er bis zur eignen Ohnmacht durchzuckt. (V, 113, 141.) Mit bereitem Munde erhebt er die Bürgertugend und Vaterlandsliebe eines Farinata. (VI, 79, 82. X, 91 ff.) Von der Geisteskraft und Staatsklugheit anderer Landsleute, eines Guidoguerra und Aldobrandini, fühlt er sich so angezogen, daß er zu ihnen herabeilen und sie, die ewig Ruhmvollen, umarmen möchte (XVI, 46 ff.). Rührend ist die Pietät, mit der er, der erhabne Schüler, auf seinen Lehrer Brunetto Latini hinblickt (XV, 82), oder die bebende Ehrfurcht, die ihn in der Gegenwart auch der schmählichen Päpste überfällt (XIX, 58, 88, 100)). Er raubt den Verdammten kein Haar von ihrem natürlichen Werthe. Ihren ganzen Charakter sammt allen Verdiensten und Tugenden läßt er sie in der Hölle ewig behalten, die antiken Häupter ihre irdische Erhabenheit, die Ramenchusten ihre Heiligenmienen, den Kapaneus seinen stürmischen Trotz, den Farinato den stolzen Republikanismus, dem das irdische Vaterland als höchster Schatz, Sorge hingegen um die eigne Seele als Thorheit gilt, den gelehrten Brunetto Latini seine ästhetisirende, nur nicht vor Gewissensbrandmalen schützende Moral, den weltgeschichtlichen Jason die edle, königliche Haltung, die seine ihres Gleichen findet. (XVIII, 82 ff.) Die Menschlichkeit, durch die alles menschlich Holde mitgefühlt, die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, in der alles menschlich Bedeutende anerkannt, die geistig-sittliche Energie endlich, und die christliche Einfalt, durch welche der heilige Gott über dem allein so hoch erhöht wird, wie der Himmel über der Hölle ist, umschlingen und durchdringen sich in Dantes Hölle zu gegenseitiger Verklärung und Stärkung so wunderbar, daß jede neue Versenkung in diese Gestalten neue Seiten zu neuer Geisteserquickung entdecken läßt.

Wie in der Hölle das sittliche Gericht, die Consequenz der Sünde auch über die Häupter der Genies hereinbricht, so hören wir auf dem Läuterungsberge die Genies aller Art nach Erlösung aus den drückenden Ketten ihres genialen Dünkels seufzen. Sie fühlen und bekennen, daß die Erdenhoffahrt, in der sie einst mit ausgerichteten, steifem Nacken und kühner, vermessener Stirn dastanden oder über alle irdische Höhen emporzuflattern große Lust hatten, ihr wahres und göttliches Wesen wie unter einer Centnerlast niederdrückt, das edle und hohe Bild des Menschen jämmerlich entstellt, und seine Entstaltung zur göttlichen Größe unmöglich macht. (X, 113 ff.) Das stolze Gaffen nach irdischen Höhen verhindert das Aufschauen zum Allerhöchsten, und ist im Grunde nichts anders, als fortwährendes Hinstarren auf den Stand (XI, 52), mag dieser Stolz nun ein Ahnenstolz sein, wie beim Grafen Omberti (XI, 58 ff.), oder Künstlerhochmuth und Aufgeblasenheit des Genies, wie bei dem gefeierten Miniatur-Maler Oderisi (XI, 79 ff.), oder Dünkel und Trotz des Staatsmannes und Herrschers. (XI, 79 ff.). Mit besonderem Ernste verweist Dante, der ersten einer unter allen Bildnern, bei dem Künstlerruhm, der Genieverherrlichung, und erklärt beides für einen Mühlstein auf dem Haupte. Es bedeutet etwas, daß er als Repräsentanten der stolzen Kunstjünger einen Miniaturmaler gewählt hat, denn gegen den großen und lebendigen Urbildner, den allmächtigen Gott, sind alle Kunstwerke und selbst die Himmel, Erde und Hölle, das ganze Universum umfassende göttliche Komödie Dantes winzige und todte Miniaturbildchen, durch deren Bewunderung vom Aufschauen der lebendigen Gottesbilder sich abhalten zu lassen, unser Dichter für mehr als Thorheit erklärt. Und dennoch dünkt so manches Miniaturmalerchen in Farben, Ton oder Wort über den lebendigen Gott und seinen Willen sich erhaben.

O vana gloria dell' umane posse! ruft einer (XI, 91) von ihnen, dessen ganzes Herz einst von der „großen Sehnsucht" nach Eccellenza schwoll, und fügt hinzu:

> Nichts ist der Weltruhm, als ein Hauch des Windes;
> Des Grases Farbe gleicht die Namensehre,
> Das kommt und geht, entfärbt von jener Kraft,
> Die es hervorrief aus des Bodens Schwere.

Digitized by Google

Die in ihrem Dunkel vordem nur sich wogen ihrer Bedeutung zu preisen wußten, singen, wie Dante hört, auf dem Läuterungsberge, sich vergessend und Gott die Ehre gebend, das Gebet des Herrn in solcher Tiefe der Auffassung, daß man nicht müde wird, es anzuhören, (XI, 1 ff.), und die kleinen, flotzen Genies, den dem Wahne geheilte Universalgenies und Götter der Erde zu sein, beginnen endlich, ihre und anderer Stellung in der großen Gotteswelt gebührend zu würdigen, sich vor Gott und Menschen zu beugen und demüthig mit den Mitbrüdern sich zur Liebeseinheit zusammenzuschließen. Nun singen sie ein einstimmig Lied, während der Hochmuth, Herz vom Herzen entfremdend, jedes gemeinsame Lied durch seine Discrepanzen unmöglich macht. (XII, 1 ff. 112, ff.)

Dante ist nicht der Meinung, daß diese seine eben so schöne, wie erhabene Darstellung von der Menschenkleinheit nur zu einem Genuß der Aestheliker dienen solle; er wünscht, daß sie das Leben wahrhaft umgestalte. Als er geschaut hat, wie der Geniedünkel die gottgeschaffene Seele bis zur Mißgestaltung niederdrückt, tönt aus seinem Munde jenes oft bewundrte Wort, das werth wäre, uns unser Leben lang im Herzen nachzuklingen:

O stolze Christen, o ihr armen, matten!
Der Fuß schlüpft rückwärts, doch, an Geiste blind,
Wähnt Ihr, vorwärtsblickt geh Eur Lauf von statten.
Bemerkt Ihr nicht, daß wir nur Würmer sind,
Bestimmt zur Engel-Schmetterlings Entfaltung,
Daß Flug nie der Gerechtigkeit entrinnt?
Was trägt Ihr hoch das Haupt in stolzer Haltung?
Gewürm, das stiers, wenn's der Puppe entschlüpft,
Verkrüppelt ist zu schnöder Mißgestaltung. (X, 121 ff.)

Die ächte und schöne Ausgestaltung des wahren Menschenwesens ist das vollkommene Leben in Gott, die Durchdringung des creatürlichen Lebens mit dem heiligen Gottesleben, wie Dante dies in immer lichterer Klarheit in den Paradiesessphären schaut.

Alles Dämmerlicht oder Irrlicht stolzer und egoistischer Menschengenialität muß hier verschwinden, wo alles voll ist

von purem Licht,
Von geistigem Licht, das nur Ein Lieben ist,
Ein Lieben jenes Guts, des ewig wahren,
Voll Lust, mit der kein andres Glück sich mißt.
Licht ist dort, das den Schöpfer sichtbar macht,
Damit er ganz sich dem Geschöpf verklare,
Dem nur in seinem Schaun der Friede lacht. (XXX, 39 ff.)

In diesem Himmelslicht durchschaut Dante die trübe Leere aller menschlichen Einzelwissenschaften, theoretischer wie praktischer, die vom göttlichen Lebens- und Lichtquell sich emancipirt haben. Er ruft:

O menschliche Begier voll Wahn und Trug,
Die mangelhaft sind doch wie Syllogismen,
Der Dir herabziehn des Gefieders Flug!
Der ging dem Ius nach, der den Aphorismen,
Der sucht als Priester Ehren und Gewinn,
Der herrschte durch Gewalt, der durch Sophismen,
Der stahl, dem stund aufrein Gewerb der Sinn,
Der mißt sein, in Fleischeslust befangen,
Und jener gab dem Müßiggang sich hin:
Indeß ich allem diesen Tand entgangen,
Im Himmel eben mit Beatrix war,
So herrlich und so ruhmvoll vor entpfangen! (XI, 1 ff.)

Wo das Licht Gottes alles durchdringt, da ist Friede und volles Genüge; wo das Licht des Menschengeistes herrschet, da wüthet der Sturm des Unfriedens. Darum sieht Dante:

O Du dreieinig Licht in einem Sterne,
Das allen, die Dich anschaun, Frieden strahlet,
Schau doch herab auf unsere Sturmeswetter! (XXXI, 27.)

Es ist ein hoffnungsloser Kampf, den die Dantesche Poesie gegen die Verirrungen und finstern Wahngebilde der von Gott sich losreißenden, säfflsanten Menschheit kämpft. Gottes gnädige Liebe wird das Erlösungswerk, das sie begonnen hat, trotz aller irdischen Störungen und Hemmnisse hinausführen bis zur seligen und glorreichen Vollendung (XXII, 94 ff. XXVII, 61 ff.), in der Gott alles sein wird in allem und seine heilige Liebe die Bewegerin des Weltalls. Das ist der große Schluß der göttlichen Komödie, wie der größere der Weltgeschichte.

Dittelbof.

Am Familientische.

Ein nächtliches Abenteuer.

Im Hochsommer des Jahres 1863 führten mich Geschäfte gegen Abend zu einer Familie auf dem Lande. Den Herrn des Hauses traf ich nicht an, derselbe war für einige Wochen verreist; die Damen waren zu Hause. Da die nächste Eisenbahnstation zu entlegen war, um an demselben Tage noch meine Reise fortsetzen zu können, nahm ich die freundlich gebotene Einladung, bis zum anderen Morgen zu bleiben, um so dankbarer an, als die Besitzung einen höchst angenehmen Ruheptunkt nach den Anstrengungen einer längeren Eisenbahnreise bot.

Nach früh beendigter Abendmahlzeit lockte mich der Vollmond noch zu einem Gang ins Freie. Das Haus lag einsam zwischen Garten, Weiher und Flur; einige hundert Schritte jenseits des Weihers eine Gärtnerwohnung. Die Wirthschaftsgebäude waren durch die Bäume des Parks verborgen. Kein Laut nah und fern; die Stille war fast unheimlich. Gegen zehn Uhr begab ich mich in das zu ebener Erde mir angewiesene Zimmer, schrieb noch bis gegen elf Uhr und suchte dann mein Lager auf. Als ich gerade in dem angenehmen Zustande zwischen Schlaf und Wachen mich befand, rief ein eigenthümliches Geräusch mich wieder zum klaren Bewußtsein. Ich glaubte, ein Klopfen gehört zu haben; jetzt war's still. Schon glaubte ich an eine Sinnentäuschung, da begann's aufs neue. Ein einförmiges, in gleichen, kurzen Zwischenräumen, etwa zehn Mal, wiederholtes dumpfes Klopfen mit größeren Pausen von etwa zwei Minuten. Ich richtete mich auf und spannte alle meine Sinne an; offenbar war das Geräusch unter mir, im Keller. Das Haus hatte hohen Souterrain, in welchem sich Küche, Speisekuhle und andere Wirthschaftsräume befanden; es konnte nicht anders sein, jemand versuchte mit einem harten Instrument eine Mauer zu durchbrechen. Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Sinn: der Hausherr verreist, die Damen allein, die einsame Lage, man versucht einen Einbruch. Kaum hatte ich's gedacht, so war ich auch schon in den Kleidern. Aber was nun? Der Proceß Franz Müller hatte auch nicht gespielt und wer dachte vor jener Zeit in unserm friedlichen Deutschland daran, sich auf Reisen mit Waffen zu versehen! Ich suchte und fand kein besseres Vertheidigungswerkzeug als den Stiefelknecht; diesen in der Faust betrat ich leise den Hausgang. Der Mond schien hell, Licht hatte ich absichtlich nicht angezündet, um die Diebe nicht zu verscheuchen; denn obwohl mir bei der Geschichte nicht sehr angenehm zu Muthe war, hatte ich doch die Absicht, dieselben auf der That zu ergreifen. Mit der Einrichtung des Hauses unbekannt, horchte ich an allen Thüren des Erdgeschosses — kein Athemzug. Leise schlich ich die Treppe hinauf; da konnte aus einer Thür vor mir das Geschrei eines kleinen Kindes; dort mußte auch eine erwachsene Person schlafen.

Ich klopfte leise an. Ein erschrecktes: „Wer ist da?" — „Um Gottes Willen stehen Sie rasch auf, es sind Diebe im Hause!" Bald kam die älteste Tochter des Hauses vor mir, ich ergählte ihr mit wenig Worten meine Beobachtung und sie entwarf dann mit bewundrungswürdiger Kaltblütigkeit einen Operationsplan. Aus dem Souterrain führte eine Treppe direct in den unteren Hausflur und war hier durch eine Thür geschlossen. Diese Thür galt es zunächst zu sichern. Hierbei war die größte Vorsicht nöthig, weil zu befürchten, daß die Diebe, wenn sie sich bemerkt sahen, ohne weiteres Gewalt anwenden würden. Erst vor wenig Tagen war in dem benachbarten Dorfe mit großer Gewaltthätigkeit ein Einbruch verübt worden, wir hatten es unzweifelhaft mit derselben Bande zu thun. Mit hochklopfendem Herzen, auf Socken schlichen wir die Treppe hinab zur Kellerthür; sie war nur angelehnt. Sobald wir horchend dastanden, hörten wir ganz deutlich das Klopfen. Ein sacht Drauf und Griff, und die Thür war abgeschlossen. Wir horchten weiter, das Geräusch unterblieb wohl zehn Minuten lang, die Diebe hatten uns offenbar gehört und lauschten gleichfalls. Dann begann das Klopfen aufs neue; sie waren wieder sicher. Es galt nun, den Gärtner zu wecken, welcher mit seinem emeritirten Verwalter in der nahen Gärtnerwohnung schlief. Doch wie sollte man in den Hause kommen? Da der Hausherr den einzigen Diener mit auf die Reise genommen, so verlab dessen Stelle der Gärtner und hatte, um am anderen Morgen zeitig zur Stelle sein zu können, die Hausthür von außen abgeschlossen und den Schlüssel mitgenommen. Durch den Keller, dessen äußere Thür von innen abgeschlossen war, konnte ich natürlich nicht gehen. An der vom nordöstlichen Gan entgegengesetzten Seite des Hauses stieg ich auf dem Fenster und alte über den zweiten Rasen im Schutze der Gebüsche zur Gärtnerwohnung. Bald hatte ich diesen und den alten Verwalter auf den Beinen; der Gärtner erschien mit einem Gewehr, der alte Verwalter mit einer Mistgabel; ich selbst vertauschte den Stiefelknecht, den ich krampfhaft bis dahin festgehalten, mit einem wuchtigen, eisernen Spaten. Mit Vorsicht näherten wir uns dem Hause und umstellten es von allen Seiten. Friedrich lag es in der hellen Sommernacht vor uns; seine verdächtige Gestalt, sein Zeichen von Gewalt, die äußere Kellerthür seit verwahrt! Der Dieb mußte gegen Abend in den Keller eingeschlichen sein und sich dort versteckt haben. Der Gärtner öffnete die Hausthür; es hatt nichts, wir mußten den Keller durchsuchen. In der ängstlichsten Spannung, jeder mit einer Kreze versehen stiegen wir hinab, der Gärtner mit gespannten Hahn voran; ich mit dem Spaten bildete das Gros, die Mistgabel die Arriergarde. Wir suchten jeden Raum des Kellers ab, leuchteten unter Tische und Schränke in Kasten und Fässer — keine Spur von einem Diebe! Meine Hilfsgenossen zogen kopfschüttelnd ab; den Alten hörte ich was wie „Nachtwandler und Dummheiten" murmeln.

Digitized by Google

Und doch! in der Gesindestube war's gewesen, das Räthsel mußte gelöst werden! Ich stellte ein Licht in das Gesindezimmer, mich selbst außerhalb der Thür, die ein wenig geöffnet war, auf die Lauer. Wohl eine halbe Stunde harrte ich vergeblich; da! endlich der hohen Lunkel kam's heran, ein langer Schatten, bis auf den Tisch. Dort stand ein Gefäß voll Milch mit einem hölzernen Deckel, der bald zur Seite geschoben war. Eine große Ratte legte ihre Vorderpfote auf den Rand, leckte von der Milch, berührte dabei mit dem Kopf den Deckel und setzte diesen in eine schauderhafte Bewegung.

Der Einbrecher war entdeckt. Ob er bestraft worden, habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

Von der Hochzahl des Schwindels.

(Aus Versen eingesendet.)

Es existiren hier jetzt viele internationale Gaunercompagnien, welche sich als Übersseeische; amerikanische, australische, ost- und west-indische Schifffahrts-Agenten ausgeben. Sie haben sich durch Adreßbücher u. dgl. alle möglichen Adressen von Kaufleuten und Privaten auf dem ganzen Continente und besonders von Deutschland zu verschaffen gewußt und an diese schreiben sie nun, oft in sein umfangreiche Briefe oder Packen von den Kolonien für sie angekommen sei. Durch den amerikanischen Krieg und durch die die und da in Folge desselben unterbrochenen Postverbindungen oder durch sonstige Zufälligkeiten seien aber die darauf haftenden Spesen und Porti etwas angewachsen und belaufen sich auf so und so viel — meistens ein Betrag von c. 10 bis 20 Thaler, den sie gewöhnlich in Francs und Centimes aufgeben. Gegen Einsendung dieses Betrags werde das betreffende Postfild umgehend an seine Adresse abgesandt werden. Sehr oft lassen sich dann die Leute durch die lockende Aussicht auf den „dicken amerikanischen Brief" verführen, die verlangte Summe einzusenden und die sauberen Herren Schiffsagenten lassen dann natürlich nie mehr etwas von sich hören oder sehen.

Eine dieser ehrenwerthen Firmen ist:

Walter Christy & Co. General Agents
Australia, America, Brazil, China, India and Japan
Express Navigation Company.
120 Kings Road Chelsea, London.

Diese Adresse ist nichts anderes als ein italienisches Kaffeehaus zweideutigen Rufes, wohin ein Mitglied der Firma alle Tage kommt, um die Briefe mit den erschwindelten Geldern in Empfang zu nehmen. Von einem Comptoir ist natürlich bei diesen Leuten nicht die Rede.

Es kann deshalb nicht oft genug empfohlen werden, mit keinem unbekannten hiesigen Hause in Verbindung zu treten und besonders keine Gelder an dasselbe zu senden ehe man sich vorher genau durch bekannte Geschäftsfreunde hier an Ort und Stelle über dieselben erkundigt hat.

A. Ch.

Ein eigenthümlicher Zufall

fügte es, daß Gneisenaus Ernennung zum Stabsoffizier und die Abschaffung des Zopfes im preußischen Heere auf einen Tag fällt. Durch Cabinetsordre vom 17. Dezbr. 1806 wurde Gneisenau, mit der Bestimmung, die zu weiterer Bewilligung seiner Zöpfigkeiten einstweilen bei den neu zu formirenden Bataillons Dienste zu thun, zum Major ernannt, und gleichzeitig durch Cabinetsordre vom 17. Dezbr. 1806 dem Prinzen Heinrich erstrebt, daß die bei den neuen Bataillons eingestellten Soldaten hinfort keine Zöpfe mehr tragen sollten. Nur ungern und allmählich entsagten ältere Offiziere der ihnen durch Gewohnheit liebgewordenen, wenn auch unbequemen Haartracht, nur der wackere Commandant von Graudenz trug den Zopf bis an sein Ende, wies den Franzosen, die ihn 1807 zur Uebergabe der Festung zwingen wollten, aber ganz gehörig — die Zöhne.

F. 2.

Eine Jagdgeschichte.

Neuerlich bezweifelte Angaben des großen Afrika-Reisenden Le Vaillant veranlaßten mich, die Quellen zu studiren.

Es war mir bis zum 5. Bande seiner Reisebeschreibung manche treffliche Beobachtung, aber keine „Jagdgeschichte" aufgestoßen. Dort aber las ich die folgende, welche ich anzuführen mit den eigenen Worten des Erzählers wiedergebe.

„Ich sah eines Tages unter einem Baume, das Gewehr aufrecht zwischen den Füßen, den Zeigefinger der rechten Hand am Drücker, auf einem Landvöglichen in bekannter Weise kecklose herumdringen. Da flog plötzlich ein kleines, einem Rothkehlchen ähnliches Vögelchen herbei, setzte sich auf meinen Hut und sodann in solcher Weise auf die Mündung der senkrecht gehaltenen Flinte, daß es mit den Zehen der beiden Füßen in beide Mündungen des Doppelrohres eingriff. Unwillkürlich drückte ich ab, sah den Vogel gegen 30 Fuß hoch in die Luft geschleudert und dann einige Schritt vor mir niederfallen. Ich hob ihn, wie ich meinte, gänzlich zerrissenen Vogel auf, war aber nicht wenig erstaunt, nur die Schwanzflügel- und einige andere Federn etwas versengt zu finden, und noch erstaunter, als das Vögelchen sich bald in meiner Hand erholte und plötzlich wohlgemuth davonflog."

Was sagt die Experimental-Physik und Jägerei zu dieser Geschichte? Le Vaillant selbst erklärt das „Faktum" dadurch, daß „die vor dem Blei aus dem Rohre getriebene Luftsäule den Vogel emporgeworfen, das Feuer ihn versengt, das Blei — fanden Schroot ihn aber nicht mehr in der Schußlinie gefunden habe."

E. B.

Briefkasten.

Herr E. H. in B. Sie fragen nach dem besten Futter für Ihre Wellenpapageien? Das beste ist eine Mischung von weißer Hirse und Canariensamen, auch ein Stückchen eingeweichtes Weißbrot. Obst und Grünes wird ihnen gut bekommen, doch gehen nicht alle an dies Futter.

Herr von A. in Breslau. Wir bitten die Nummer dort bei einer Buchhandlung zu bestellen, Sie kommen so am billigsten dazu. Wir haben wiederholt erklärt, daß wir solche Wünsche aus triftigen Gründen nicht erfüllen können.

Dem Freund in W. Ist alles schon vorbereitet, wir werden das Jubiläum der Schlacht von Belle-Alliance durch zwei brillante Zeichnungen Bleibtreus feiern. Sie fragen, weßhalb dieses und jenes noch nicht gebracht sei. Bedenken Sie doch, daß man in 2 Quartalen nur ein sehr kleines Quantum Stoff erschöpfen kann. Um alle Gebiete zu berühren, müßten wir mehr Nummern hinter uns haben als 34. Ferner: Namen wollen Sie? Namen thun's nicht allein, jedoch sollen Sie auch Namen finden. Wenn Sie nur wüßten, wie wir uns zuweilen um Kopf und Kragen werden, wenn wir unsere Ansichten aussprechen! Der eine will längere, der andre kürzere Sachen, der mehr Belehrendes, jener Unterhaltenderes, dieser mehr, ein anderer weniger Bilder: unser Sache ist, die richtige Mitte zu halten, aber jedem kann man's nicht recht machen.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute den 8. Mai ferner ein:

Zwei Leser des Daheim in Zerbst Thlr. 1. 2 Kinder in Altenburg Gr. 5. H. A. N. Ch. E. N. Übelack Thlr. 6. Prof. Rosenberger in Halle Thlr. 5. Ges. von Pfarrer Engelhardt in Friesenhausen (Baiern) Fl. 6. 4 Kr. v. E. J. in C. Thlr. 7. Ungenannt aus Berlin Thlr. 2. Ges. von Holzwerker zu Kirch-Beggendorf Thlr. 6. Ungenannt aus Bielefeld Thlr. 5. Aus der Sparkasse von H. & J. in B. Gr. 15. von Flotow in Posen Thlr. 2. C. C. in Düsseldorf Thlr. 3. T. Cruſius in Remweiler b. Trier Thlr. 2. W. Bender in Düren Thlr. 2. Pf. Lindenborn in Niederzeiten Reg.-B. Trier Thlr. 1. Hauptmann Bielefeld in Schrimm Thlr. 3. Ungenannt aus Bielefeld Jahresbeitrag von Thlr. 10. Pf. Pappe und Frau in Gusk Thlr. 2. Primaner J. F. zu Hohenstein in Ostpr. Gr. 10. Pf. Trinius in Zerke Thlr. 1. S. in K. Thlr. 1. Ungenannt in B. Thlr. 2. Holewer in Barkomin Thlr. 5. Fr. v. D. in Breslau Thlr. 5. J. G. H. und Frau S. in Calbe Thlr. 1. Durch G. Hermann in Langenberg, ferner Thlr. 11. C. F. in Van Langenberg Thlr. 2. Vom Committee der Preußisch-deutschen Flottencasse in Genthin Thlr. 83. 9½ Gr. Aus Altenburg Thlr. 6. Abonnent in Zwickau, guten Beispiel folgend, 1 Dombauloos 78,400 und 1 Schleswig-Holsteinloos 137,692. Auf einer Kneipe des Wingolf in Gießen gesammelt von Stud. med. Harbordt 5 Fl. C. A. C. B. & M. in Straßund Thlr. 5. Von Frau M. Geh.-Räthin Mengel in Berlin Thlr. 2. Von Lesern in Holzminden Thlr. 2. Betrag unserer vorigen Quittung Thlr. 1104. 7½ Gr. Summa: Thlr. 1284. 19 Gr. — Thlr. 22 Jahresbeiträge und 3 Lotterieloose.

Geschenkgeber in Preußen werden zur Vermittelung von Beiträgen auf das bequeme Mittel der Postanweisung mit der Adresse: an den Verein für das Rettungswesen zur See zu Händen von Velhagen & Klasing in Bielefeld ergebenst aufmerksam gemacht.

Die Rettungssache macht überall die erfreulichsten Fortschritte. Es regt sich an allen Orten und tausend Hände arbeiten mit an dem vaterländischen Werk. In Bremen ist so viel Geld vorhanden, um eine neue Station auf Helgoland ins Auge fassen zu können. Aus Magdeburg stehen 2300 Thaler alter Flottengelder in sicherer Aussicht. In Danzig hat sich in den letzten Tagen ein Verein gebildet, in dessen erster Sitzung 600 Thlr. an einmaligen und c. 70 Thlr. an jährlichen Beiträgen gezeichnet wurden. Einer der Hauptredner machte den Vorschlag, sich selbst zu besteuern und jährlich von der Schiffslast 1 Sgr. für Rettungszwecke zu geben, der mit Acclamation aufgenommen wurde. Dies wird für Danzige Rhederei allein jährlich 900 Thlr. ergeben. Mit der Einrichtung der Daheim-Station auf Sylt wird jetzt vorgegangen. Das Boot wird bestellt und der Raketenapparat nicht lange auf sich warten lassen. Hoffentlich werden wir bemdeutschen Centralverein der sich in Kiel constituiren soll, außerdem noch eine recht große Summe übergeben können, wozu uns unser Leserkreis, der sich zum Theil schon sehr wacker betheiligt hat, in Stand setzen möge!

Am 29. Mai werden die Vertreter aller deutschen Vereine (der Emdener, Bremer, Hamburger, Kieler, Stettiner ꝛc.) in Kiel zusammenkommen, um sich zu einem allgemeinen deutschen Centralverein zu verbinden; möge das brüderliche Friedens- und Einigungswerk rasch von Statten gehen. Hoffentlich werden auch die übrigen großen Blätter nicht länger mehr zögern, ihren Einfluß anzuwenden und mit Hand an das nationale Werk zu legen.

Die Redaction.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim" in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Mai 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 35.**

Die Frauenschlacht auf Borkum.

Geschichtliche Novelle*) von Ludwig Rosen.

I. Die Walfischfänger.

Während in der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges Ostfriesland von den Truppen Mansfelds überschwemmt und in unerhörter Weise ausgesogen wurde, die einheimische Regierung aber alle Gewalt verloren hatte, waren mit Ausnahme der fast selbstständigen und wehrhaften Stadt Emden die ostfriesischen Inseln die einzigen Orte, wohin sich die fremden Plagegeister nicht wagten, so daß die Insulaner ziemlich unangefochten lebten und sich eines verhältnißmäßigen Wohlbefindens erfreuten. Denn wenn auch allerdings auf dem Meere sich geschlossen Gesindel umhertrieb, so wagte sich dieses doch nicht leicht in die Untiefen der Inseln, und die Bewohner der letzteren gingen theils dem Fischfang in der Nähe nach, theils und vorzugsweise dienten sie als sehr gesuchte Seeleute auf holländischen oder hamburgischen Schiffen, so daß sie, während die Schifffahrt des Festlandes fast ganz gelähmt war, sich ein gutes Stück Geld verdienten.

Zu dieser Zeit fanden wir auf Borkum, der größten und volkreichsten dieser Inseln, gegen Beginn des Frühjahrs in der einzigen Schenke des Dorfes eine Versammlung von etwa dreißig jungen Männern, welche weniger das holländische gebrannte Wasser, das sie in kleinen blechernen Gefäßen vor sich stehn hatten, als eine ernstere Veranlassung zusammengeführt haben mußte, denn ihre Geberden waren ruhig und ihre Aufmerksamkeit auf den augenblicklichen Wortführer schien gespannt. Obgleich keiner das dreißigste Lebensalter erreicht haben mochte, so konnte man doch allen ansehen, daß sie bereits vielfach mit Meer und Sturm gekämpft, daß sie sich manchen Anstrengungen und Gefahren ausgesetzt hatten. Ihre Kleidung bestand meistens aus weiten Hosen von segeltuchartigem Stoff, aus einer bequemen grobwollenen blauen Jacke, deren offne Vorderseite ein buntgestreiftes Hemd sehen ließ, aus einem lose umgeschlungenen Halstuche und aus einem niedrigen breitrandigen Hute. Da die niedrige Schenkstube mit ihrer dunkelangestrichnen Balkendecke, ihren kleinen Schiebfenstern in der abgeschrägten Vorderwand, ihrem braunen Holzwerk an den übrigen Wänden, die meist als Kojen (Alkoven) oder Schränke dienten, und ihren seltsamen Verzierungen, die nur aus Gegenständen zusammengefügt waren, wie sie Schiffer mitzubringen pflegen — da so das ganze Lokal mehr einer Schiffskajüte als einem gewöhnlichen Zimmer ähnlich sah, so konnte man die ganze dichtgedrängte Versammlung für eine Berathung der Matrosen eines großen Seeschiffes halten.

Nur der junge Mann, den wir bereits als Wortführer bezeichnet haben, unterschied sich durch Tracht und Haltung von den übrigen: seine Kleider waren von feineren Stoffen, um seinen schwarzlackirten Hut mit schmaler Krempe lief ein breites Band, das durch eine silberne Schnalle festgehalten wurde, sein Halstuch war von blauer Seide, eine rothwollne Schärpe mit zierlichem Fransenbesatz umgab seinen Leib; seine Gesichtszüge erschienen weniger derb wie die seiner Gefährten, ja sie wären schön gewesen, wenn die dunklen Augen nicht etwas eigenthümlich Stechendes gehabt hätten. Es war Tjeert Snieks, dem seine Klugheit, Gewandtheit, Weltbildung und Schönheit unbestritten den ersten Rang unter den jungen Insulanern verschafft hatten; dabei war er der Sohn eines der zwölf Altbauern, die zunächst der Kirche wohnten, und denen gemeinsam die ausgedehnte Wiese gehörte, die den hauptsächlichsten Reichthum und Stolz der Insel ausmachte.

Tjeert schloß einen langen Vortrag mit den Worten: „Jungens, Ihr seht also, daß solche guten Bedingungen, wie sie mir die drei Amsterdamer Rheder gestellt haben, noch niemals gestellt worden sind, seitdem eine Planke auf Salzwasser schwimmt; aber es bleibt dabei, daß ich ihnen für den diesjährigen Walfischfang mindestens sechzig Seeleute von unsrer Insel stelle, sonst ist alles nichts. Ich habe mit dem Vorsteher Geerd Teerling gesprochen: er geht selbst mit als Boortsmann, und alle verheiratheten Schiffer gehn auch mit als Bollmatrosen; wenn nun keiner von Euch zurückbleibt, so bring'n wir die verlangte Zahl zusammen, und dann kommen wir vor

*) Die Begebenheit, welche der folgenden Erzählung zu Grunde liegt, lebt noch unverwischt in der Tradition der Insulaner. Vgl.: „Die Nordseeinsel Borkum von Hermann Meier (Leipzig, J. J. Weber 1863)."

Digitized by Google

Winter zurück, jeder mit einem großen Beutel voll holländischer Gülden, so schwer ihn nur ein Mann tragen kann. Also Ihr geht alle mit?"

Die Zuhörer schwiegen, denn obgleich ihnen die Freude über die höchst vortheilhafte Lohnung und über die Aussicht auf einen ansehnlichen Gewinnantheil aus den Augen leuchtete, so war ihre Natur doch zu bedächtig, um so rasch eine bejahende Antwort zu geben, auch fehlte es wohl nicht ganz an solchen, die doch einige Zweifel und Bedenken hegten.

„Sollen wir denn die Alten, die Frauensleute und die Kinder allein auf der Insel lassen?" fragte einer.

Tjeert erwiderte: „Und warum sollten wir sie nicht allein auf der Insel lassen, Feike Tjarks? Wer thut ihnen denn etwas? Das fremde Raubgesindel, das auf dem Festlande haust, will die Füße wohl in friesischem Blute baden aber sie nicht in der See naß machen, vor denen sind wir sicher, und sonst haben wir keinen Feind. Unsre Frauensleute werden uns gerne gehen sehen, um tüchtig Geld zu verdienen, und werden uns frohe Gesichter machen, wenn wir schöne Geschenke von Amsterdam mitbringen, ohne daß darum unser Geldbeutel sonderlich dünner geworden ist."

Man schien in dieser vergnüglichen Aussicht den Einwand fallen lassen zu wollen, doch Folkert Wybrand, ein schöner, aber besonders ernster junger Mann, der an der Thüre lehnte, nahm das Wort: „Alse nach dem, was Du sagst, Tjeert Snters, und nach dem, was in den Amsterdamer Papieren steht, wird jeder Bootsmann, der schon eine Seefahrt gemacht hat, als Vollmatrose bezahlt?"

Mit größerer Schärfe in Blick und Ton, als er vorher angewandt hatte, entgegnete Tjeert: „Se steht's in den Schriften, und so hab' ich gesagt, aber ich weiß nicht, ob das auf Dich paßt, Folkert Wybrand. Als was bist Du zur See gewesen?"

„Als Constabler eines Orlogschiffes!" antwortete Folkert mit gereizter Empfindlichkeit.

„Da hast Du freilich," entgegnete Tjeert höhnisch, „von Seemannswerk wenig genug gelernt. Eine Kanone loszuschießen kann jeder Schiffsjunge, das ist kein Kunststück, das hab' ich schon oft zu meinem Vergnügen gethan."

„Du magst wohl aus Deinen großen Wasserstiefeln geschossen haben," sagte Folkert verächtlich, „aber nicht aus Kanonen!"

„Folkert ist ein guter Constabler," warf Upke Haan ein, „er hat mit seiner Kanone zur Probe geschossen und auf fünfhundert Schritt ein Brett getroffen."

„Mit seiner Kanone?" rief Tjeert höhnisch. „Nennst Du das alte Ding, was er sich vom letzten Strandgut als seinen Antheil genommen hat, eine Kanone?"

Hitzig rief Folkert: „Es ist eine gute Schiffskanone, die ihre richtige sechspfündige Kugel schießt, und es ist ein Kasten mit vollständiger Munition dabei. Wenn Du Dich auf fünfhundert Schritt hinstellen willst, Tjeert Snters, so will ich Dich umblasen wie einen Grashalm. Hast Du Lust?"

Mißlaunig erwiderte Tjeert: „Von solchen Kinderein ist jetzt keine Rede. Ich sage, daß Du als Constabler keinen Seemannsdienst gelernt und gethan hast."

„Ich kann mein Boot so gut führen wie Du."

„Aber Du hast den Dienst auf einem Seeschiff nicht gelernt, Du weißt nicht mit Segeln umzugehen, und ich glaube nicht, daß Du auf die Heuer eines Vollmatrosen Anspruch machen kannst."

„Das muß sich finden, ich weiß überhaupt gar nicht einmal, ob ich mitgehe."

Nach diesem Zwischenfall, in welchem man leicht eine zwischen Tjeert Snters und Folkert Wybrand bestehende Gespanntheit erkennen konnte, fuhr ersterer fort, die großen Vorzüge des Unternehmens auszumalen, und seine Zuhörer wurden immer wärmer bei den erfreulichen Aussichten, so daß sich gar kein Widerspruch mehr erhob, im Gegentheil immer schönere Pläne auftauchten, was man alles mit dem gewonnenen Gelde unternehmen könne und wolle.

„Dann machst Du ja auch wohl endlich Ernst mit Aleida Bisser, nicht wahr, Tjeert?" fragte Roelf Bakker.

Mit Selbstgefälligkeit erwiderte Tjeert: „Ja, Roelf, dann könnte wohl Ernst daraus werden. Die feinste goldne Kette, die in Amsterdam zu finden ist, soll sich gut um den schönsten Hals, der in Berkum ist, ausnehmen."

Durch irgend eine Ideenverbindung blickte bei dieser Wendung des Gesprächs Upke Haan sich um und sagte: „Ist Folkert Wybrand fort?"

Man schaute nach ihm umher, aber er war nicht mehr da, war wohl schon längst fort, ohne daß man sein Verschwinden wahrgenommen hatte, denn der Abend war bereits über den eifrigen Gesprächen eingebrochen.

„Ob er hier ist oder nicht, ob er mit auf den Walfischfang geht oder nicht, daran ist mir nichts gelegen!" rief Tjeert übermüthig. Vielleicht nur, um den beneideten Tjeert ein wenig zu ärgern, sagte Derk Obsken mit einem verschmitzten Lächeln: „Na, na, wenn der Folkert nur nicht irgendwo steckt, wo's Dir doch nicht so ganz gleichgültig wäre."

„We soll er stecken?" rief Tjeert, indem die Adern seiner Stirn schwollen.

„Es wär doch eine Möglichkeit, daß er bei — Aleida Bisser steckte."

„Bei Aleida?" rief Tjeert aufspringend. „Dann soll den Blitzen der Teufel holen!"

Es entstand ein allgemeiner Aufruhr. Manche widersprachen heftig der Vermuthung Obsens, manche hielten die Sache für wahrscheinlich.

„Wenn er wirklich bei ihr ist, so soll er durch den Kolk gezogen werden!" rief plötzlich Feike Tjarks.

Dieses Wort stellte insofern eine Einmüthigkeit her, als jetzt alle mehr oder weniger wünschten, Folkert Wybrand möge wirklich bei Aleida Bisser sein, um nämlich ein Volksfest zu veranstalten, das zu viel Verführerisches besaß, um nicht selbst bei den nähern Bekannten Folkerts die Gefühle der Freundschaft und Theilnahme in den Hintergrund zu drängen.

Zur Erklärung müssen wir einen alten Gebrauch der Borkumer, der unsres Wissens auch jetzt noch nicht abgeschafft ist, erklären. Kommt man dahinter, daß sich Abends ein junger Bursche zu einem Mädchen geschlichen hat und bis Mitternacht dort verweilt, so wird das Haus gleichsam in Belagerungszustand erklärt; mit Gewalt eindringen darf man nicht, bevor die Sonne aufgegangen ist. Bei der sorgsamen Bewachung wird man des Uebelthäters entweder schon des Nachts habhaft, wenn er sich wegzuschleichen sucht, oder wenigstens am Tage, wo man das Haus mit schärferen Augen, als selbst ein Grenzzoll-Aufseher besitzt, durchforscht. Nun wird dem Gefangenen die Frage vorgelegt, ob er mit dem Mädchen verlobt sei, und im Falle der Bejahung wird die Verlobung sofort mit Jubel, Glückwünschen und Hochrufen gefeiert, und man durchzieht mit dem Bräutigam in festlichem Aufmarsch das ganze Dorf. Wird aber die Frage verneint, so bindet man dem Ertappten ein Tau um den Leib und zieht ihn, in Anwesenheit der ganzen Bevölkerung, dreimal hin und zurück durch einen Teich, der am Fuße der Dünen sich befindet. Die Gewißheit, im Betretungsfalle jenachdem ein frohes oder doch ein sehr aufregendes Volksfest zu feiern, war der Grund, warum der lärmende Haufen der jungen Leute auf einmal sich zu einem einmüthigen Handeln vereinigte.

Man sandte drei der Jüngsten ab, um eine vorläufige Erforschung anzustellen, und erwartete mit großer Spannung ihre Nachrichten. Endlich kam einer der Beauftragten wieder, glühend im Gesicht vor Aufregung, und theilte Folgendes mit. Folkert Wybrand war nicht im Hause gewesen, denn man hatte durch ein Fenster beobachtet, wie Aleida mit ihrer Mutter bei einer häuslichen Arbeit saß. Während man noch unentschlossen berieth, ob man sofort unverrichteter Dinge zurückkehren solle, hatte die Mutter das Haus verlassen, muthmaßlich um ihre kranke Schwester zu besuchen, die an einer andern Seite des Dorfes wohnte, Aleida aber hatte begonnen, für das Bett zu sorgen. Wir müssen dabei einschalten, daß Aleida ihren Vater, einen der Altbauern, schon vor längerer Zeit verloren hatte und als einziges Kind allein mit der Mutter hauste. Kaum war die Mutter fort, als ein Mann, der hierauf gewartet zu haben schien, sich vorsichtig dem Hause näherte und nach einigem Zögern hineinging. Die Aufpasser hatten sich so sorgsam versteckt gehalten, daß sie unbemerkt blieben, wohl aber erkannten sie deutlich Folkert Wybrand. Alsbald hatte sich einer derselben zur Schenke begeben, die beiden andern aber theilten sich in die Bewachung der Hausthüre und des Ausgangs der Scheune, um den Liebhaber nicht unbemerkt sich entfernen zu lassen.

Digitized by Google

Mit frohem Halloh wurden diese Nachrichten aufgenommen, an welchem nur Tjeert Snierß, dessen Imuros vor Wuth kochte, keinen Antheil nahm. Doch betrieb er hastig den Aufbruch des ganzen Haufens, dessen Lärm vor einer fast athemlosen Erwartung schwieg, als man sich Aleidas Wohnung näherte. Bald traf man einen der wachehaltenden Späher und fragte flüsternd: „Ist er noch drinnen?“

„Ja, er ist noch da!“ wurde eben so leise geantwortet.

Nun vertheilte sich die Menge um das Haus und bildete einen geschlossenen Ring, und da alle Häuser des Dorfes einzeln zwischen Gärten liegen, so war die vollständige Blokade leicht zu bewerkstelligen.

Gegen zehn Uhr näherte sich jemand auf der Dorfstraße, durch leichtes Husten schon von weitem hörbar. Man zog sich vor dem Hause zurück, duckte sich hinter dem Zaun von Walfischrippen, der den Garten einfaßte, vorsichtig nieder und überzeugte sich bald, daß es Aleidas Mutter war. Man ließ sie ruhig ins Haus gehen und hörte, wie sie die Thüre hinter sich schloß. Darauf blieb alles ruhig. Es war nun eine harte Geduldsprobe, bis Mitternacht unthätig auszuharren, aber des Landes Sitte und Brauch erlaubte nicht früher ein gewaltsames Auftreten.

Endlich flüsterte Tjeert Snierß zu Derk Ohlsen: „Nun ist's Zeit, Mitternacht ist heran!“

Zugleich näherte er sich, von Derk und einem andern gefolgt, hastig der Hausthüre und klopfte laut an derselben an. Die übrigen, die wohl wußten, was dieses Klopfen bedeute, ließen sich dadurch keineswegs verleiten herbeizueilen, sondern behielten ihren Posten mit gesteigerter Aufmerksamkeit, denn nun bereitete sich die ersehnte Entwicklung vor.

II. Folkert und Aleida.

Wir wenden uns zurück zu Folkert und machen uns mit dem bekannt, was mit ihm unterdessen vorging. Als er sich unvermerkt aus der Versammlung fortbegeben hatte, suchte er sein einsames Haus auf. Es war in doppelter Hinsicht einsam, denn einmal lag es abseits vom Dorf unten zwischen der Nordbüg und der Wiese, wo sich nur zwei ziemlich verwögenlose Familien angebaut hatten, und dann fehlten Vater und Mutter, der erstere war schon vor Jahren zur See verunglückt, die letztere lag seit dem vorigen Jahre auf dem Kirchhofe. Eben dieser Todesfall hatte ihn veranlaßt, nicht wieder auf dem Hamburger Kriegsschiff Dienst zu nehmen. wo man ihn gern gesehn und gut bezahlt hatte, vielmehr wandte er seine Ersparnisse an, um das etwas zurückgekommene Hauswesen wieder in Ordnung zu bringen und für seine beiden jüngern Geschwister zu sorgen, bei denen er Vater- und Mutterstelle zu vertreten hatte. Dieser Zweck war insofern erreicht, als alles Schadhafte an der Wohnung ausgebessert, der kleine Garten bestellt, als alles Nöthige angeschafft, und als die Nachbarfrau gegen angemessenen Jahreslohn gewonnen war, für die Kinder sowie für den kleinen Viehstand zu sorgen. Jetzt war er wieder sein eigner Herr, und es war sogar nothwendig, an einen neuen Verdienst für den Sommer zu denken, um im Herbste über einiges baares Geld verfügen zu können.

Gedankenvoll legte Folkert den Weg zu seinem Hause zurück, begrüßte aber freundlich die seiner harrenden Kinder und sorgte dafür, daß sie ihr Abendbrot bekamen und ihr Nachtlager aufsuchten. Nachdem ihm diese kleinen Sorgen für eine kurze Zeit in Anspruch genommen, saß er in ernstem Sinnen eine Weile an dem verglimmenden Torffeuer des Kamins, dann erhob er sich rasch, wie wenn er einen bestimmten Entschluß gefaßt hätte, ging in das Dorf zurück und schritt gradezu auf die Wohnung von Aleida Visser los. Als er die Thüre geöffnet hatte, zeigte ihm der erste Blick, daß die Wohnstube links dunkel war, dagegen rechts im Winterstall Aleida beim Schein einer aufgehängten Lampe sich mit den Kühen zu thun machte. Sie schaute verwundert auf, als sie jemand ins Haus treten hörte, und ein unwilliger Ausdruck überflog ihr Gesicht, als sie den in der Thüre des Stall s stehenden Folkert erkannte. Sie war eine sehr anziehende Erscheinung. Ein klein wenig über die weibliche Mittelgröße hinausgehend, entwickelte sie volle aber doch weiche Formen; um diese Arme und diese tadellosen Hände, durchschimmert von der Röthe jugendlicher Gesundheit, hätte sie wohl manche vornehme Dame beneidet, und dieses feine Gesicht, von weit zarterem Teint als hier sonst gewöhnlich, mußte selbst der anspruchsvollste Herr für schön erklären, wenn er auch vielleicht statt des sanften Ernstes, der sich darin aussprach, etwas mehr heiteren Muthwillen gewünscht hätte. Die Bekleidung bestand aus der friesischen Juppe, die nach unten tief über den schwarzen Rock mit ihrem langen losen Schoß herabfiel, oben aber über dem Busen züchtig durch eine goldne Agraffe dicht unter dem Halse geschlossen war; die reichen Flechten des dunklen Haares waren leicht durch ein flaches Häubchen mit Spitzenrand bedeckt.

„Guten Abend, Aleida!“ sagte Folkert mit etwas unsicherer Stimme.

„Guten Abend auch! Willst Du mit meiner Mutter sprechen, so hast Du den Weg umsonst gemacht, denn sie ist zu ihrer Schwester gegangen.“

„Ich wollte mit Dir sprechen, Aleida.“

„Dann thust Du doch besser, Folkert Wybrand, wenn Du morgen am Tage wiederkommst, wo meine Mutter auch im Hause ist; von einem so späten Besuch bei einem Mädchen, das allein ist, denkt die Welt nicht eben das Beste.“

„Wir haben wohl beide den Leuten keine Ursache gegeben, so leicht etwas Unrechtes von uns zu denken, und Du kannst immerhin meine Bitte erfüllen, ein kurzes Wort mit mir zu sprechen.“

Nach kurzem Besinnen hob Aleida das nachdenklich gesenkte Haupt und sagte mit einem offnen sichern Blick, den Folkert vielleicht lieber etwas befangner gesehen hätte: „Nun gut, sage mir, was Du zu sagen hast, aber nicht hier, sondern in der Stube, und kurz, denn ich habe zu thun.“

Sie hob die Lampe ab und schritt voraus über die Flur in die Wohnstube, wohin Folkert nachkam. Nachdem sie die Lampe auf den Tisch gesetzt hatte, fragte sie mit ernster Bestimmtheit: „Nun, was willst Du denn?“

In das — wenn nicht strenge — doch wenigstens theilnahmlose Gesicht blickend und dadurch etwas unsicher werdend, begann er: „Aleida, Du weißt von lange her, daß ich Dir gut bin.“

Sie zog die Brauen ein wenig zusammen und kräuselte leicht die Stirne, indem sie erwiderte: „Nun ja, wir haben oft als Kinder zusammengespielt und nachher immer gute Bekanntschaft gehalten; weil Du etwas älter warst, hast Du mir auch manchmal beigestanden und mir von Hamburg das hübsche Bild von dem Ostegeschiff mitgebracht; ich hab' mich schön dafür bedankt, und was nun weiter?“

„Verstelle Dich nicht, Aleida. Du weißt recht gut, daß ich Dir viel mehr und ganz anders gut bin, als wie es bei den gewöhnlichen Jugendbekanntschaften der Fall ist, Du weißt, daß ich Dich unbeschreiblich lieb habe, und daß es mein höchster einziger Wunsch ist, Dich zu meiner Frau zu nehmen.“

Bei dieser offnen Erklärung gerieth die ruhige Aleida doch in eine sichtliche Aufregung; ihr Busen hob und senkte sich vom raschneren Herzschlag, eine stärkere Röthe überfloß das Gesicht, die feinen Lippen zitterten, die Augen senkten sich auf den Boden. Aber bald bemeisterte sie diese Bewegung, die Röthe verfloß, mit sicherem Stolz schaute sie den Jüngling an, und ihre Stimme klang hart, fast hochmüthig, als sie sagte: „Um Mann und Frau zu werden, taugen gehören zwei, Folkert Wybrand.“

„Freilich geht's nicht ohne Deine Einwilligung, Aleida. Aber bist Du mir denn nicht auch ein wenig gut? Sieh, ich steh' so allein in der Welt, ich habe Vater und Mutter zu früh verloren, und wenn ich auch Gott danke, daß ich für meine lieben Geschwister zu sorgen habe, so verstehen sie doch meine Liebe nicht. Drum fehlt es mir an jemand, der mir sagen kann, daß er mir von Herzen gut ist, und das muß niemand anders sein als Aleida Visser, sonst frage ich doch nichts darnach. Du kannst mich zu einem glücklichen Menschen machen, Aleida, wenn Du mir sagst, daß Du mir gut bist, daß Du meine Frau werden willst.“

Die einfache und trenherzige Beredtsamkeit des Jünglings blieb nicht ohne Wirkung auf Aleida, sie senkte den Kopf, und ihre Finger spielten mit dem Saum ihres Oberkleids.

Folkert trat einen Schritt näher, ergriff die Hand des Mädchens und fuhr dringender fort: „Sprich ein gutes Wort für mich, Aleida. Du brauchst mir nicht einmal gleich zu sagen, daß Du meine Frau werden willst, Du brauchst mir nur zu sagen, daß Du mir ein wenig gut bist.“

Aber sie sprach das Wort nicht, sie wandte den Kopf zur Seite, als wiche sie durch diese Geberde der gewünschten Antwort aus. Als

Digitized by Google

sie dann wieder sich umdrehte und dem Jüngling in das erregte und erwartungsvolle Gesicht blickte, da hatten ihre Züge bereits den kalten und gleichgültigen Ausdruck gewonnen, der nichts mehr wußte von einer theilnahmvollen Gemüthsbewegung; mit einer Ruhe, als wenn sie sich nach dem Stande der Früchte in seinem Garten erkundigte, fragte sie: „Wie kommt es eigentlich, Folkert, daß Du grade heut zu mir von solchen Dingen redest?“

„Weil von Deiner Antwort abhängt, wozu ich mich heute entschließe: aber ich glaube fast, Du gibst mir gar keine Antwort oder wenigstens keine gute. Sonst, wenn Du mir auch nur die Hoffnung gelassen hättest, daß Du vielleicht mein Weib werden wolltest, sieh dann hätte ich mich morgen am Tage annehmen lassen zu der Fahrt auf den Walfischfang, welche die andern auf Amsterdamer Schiffen machen wollen; ich hätte mir ein gutes Stück Geld verdient und im Herbste noch einmal um Dich ordentlich geworben. Aber nun ——“

„Nun gehst Du nicht mit der andern?“ fragte sie mit der erwachten Neugierde eines Frauenzimmers.

Düster erwiderte er: „Nun thu' ich meine Geschwister zu meiner Nachbarsfrau Rena Schell in Kost und Pflege, gehe nach Hamburg und verdinge mich wieder auf ein Orlogschiff; dann komm' ich so bald nicht wieder oder gar nicht, sondern schicke, wenn ich am Leben bleibe, Geld für meine Geschwister hierher; komm' ich aber um im Gefecht oder im Sturm, so gehört mein kleines Eigenthum den Geschwistern, und der Gemeindevorstand wird es für sie verwalten.“

Dies wurde weder mit Sentimentalität gesprochen, noch war es auf einen sentimentalen Eindruck berechnet, aber deunoch schien sich in Aleida eine gewisse Theilnahme zu regen, und sie sagte mit dem Ton einer älteren rathgebenden Freundin: „Ich sollte doch denken, Folkert, Du thätest besser für Dich und Dein Haus und Deine Geschwister daran, wenn Du mit den andern auf den Walfischfang auszögest.“

Folkert zog die Stirne finster zusammen und sprach mit verbissenem Grimm: „Ich wäre nur mitgegangen, um im Herbst genug Geld zu haben, daß ich als Dein Freier mit Ehren auftreten könnte; meinst Du aber, daß ich ohne diesen Grund mich von dem hochmüthigen und lügnerischen Tjeert Sniers ins Schlepptau nehmen ließe? Wenn ich um Deinetwegen ginge, so kostet' es mich wahrhaftig genug Ueberwindung — der Blixem, der!“

Es mochte zufällig derselbe Augenblick sein, wo jeder der beiden jungen Männer den andern einen „Blixem“ nannte, ohne daß der eine so wenig wie der andre anzugeben gewußt hätte, was eigentlich ein „Blixem“ sei. Bei Aleida war ohne Zweifel dasselbe der Fall, aber nichtsdestoweniger wurde sie sehr dadurch aufgeregt.

„Warum nennst Du,“ sprach sie heftig, „Tjeert Sniers einen Blixem? Wenn er stolz ist oder hochmüthig, wie Du sagst, so hat er wohl Grund dazu, denn er hat mehr von der Welt und den Menschen gesehen wie Ihr andern alle, und hat etwas Ordentliches dabei gelernt. Wenn Du ihn aber einen Lügner nennst, so magst Du wohl selbst ein Lügner sein, denn womit kannst Du beweisen, daß er Dich oder andre belogen hat? Ich hätte nicht geglaubt, daß Du auch wärst wie die kleinen Vögel, die hinter dem großen herflattern und schreien, weil er nicht auf sie achtet. Du solltest Dich schämen, Folkert Wybrand!“

Mit großer Bitterkeit entgegnete Folkert: „Aha, nun weiß ich, woher der Wind bläst! Daß Tjeert Sniers stark nach Dir ausschaut, hab' ich wohl gemerkt, aber daß Du so große Lust hast, Tjeerts Frau zu werden, das habe ich nicht gedacht, denn früher hast Du Dich selbst über seinen Putz und all seine Narrethei aufgehalten.“

„Wenn ich das gethan habe,“ sagte sie zornig, „so war es albern von mir. Aber was geht es Dich an, ob ich Tjeerts Frau werden will oder nicht? Du hast genug daran zu wissen, daß ich Deine Frau nicht werden mag, das Uebrige kümmert Dich so viel wie eine Schaumblase.“

Folkert begann nun auch heftig zu werden, und er sprach mit einigem Hohn: „Ich wünsche viel Glück zu dem großen Walfischjäger, er bringt Dir von Grönland oder Spitzbergen gewiß ein schönes Angebinde mit, und später wird er vielleicht Commandeur oder gar Admiral bei den Generalstaaten, dann bist Du eine vornehme Frau. Aber für mich ist's gut, daß ich nun doch weiß, woran ich bin.“

„Ja, das ist gut für Dich, Folkert Wybrand, und was mich betrifft, so bin ich zwar jetzt noch keine vornehme Frau, aber doch die Tochter dieses Hauses, und so hab' ich das Recht, Dir zu sagen, daß Du Dich fortpacken sollst. Es war unverschämt von Dir zu kommen, jetzt aber mach Dich so schnell weg, als Du kannst, und komm nicht eher wieder in dies Haus, bis ich Dich rufe, und daß das nie geschieht, darauf kannst Du Dich verlassen. Gute Nacht und gute Reise nach Hamburg!“ Indem sie mit der Hand gebieterisch nach der Thüre wies, wandte sie ihr zornglühendes Angesicht ab.

Folkert schien es schmerzlich zu empfinden, in so herber Weise von derjenigen verabschiedet zu werden, der er Herz und Hand angeboten hatte, aber er war doch zu trotzig, ein gutes Wort zu geben, er drehte sich daher um und verließ das Zimmer, die Thüre heftig hinter sich zuwerfend. Als er fort war, fühlte sich Aleida von der starken Gemüthsbewegung überwältigt, sie warf sich in die Kissen des im Alkoven stehenden Bettes und begrub ihr Haupt darin.

Ob sie vielleicht im Stillen geweint, man weiß es nicht.

Folkert wollte eben durch die Hausthüre, die er bei seinem Hereinkommen halb offen hatte stehen lassen, ins Freie schreiten, da stutzte er plötzlich und blieb lauschend stehen; er hatte deutlich schleichende Schritte vernommen und bemerkte nun, wie eine dunkle Gestalt, die sich gegen den klaren Nachthimmel deutlich abhob, quer vor der Thüre vorüberhuschte. Wer auch immer der Lauscher oder Späher sein mochte, so war es für Folkert jedenfalls unliebsam, mit demselben zusammenzutreffen, er benutzte daher seine genaue Ortskenntniß, ging durch den Winterstall und gelangte so in das Nebengebäude, wo sich theils die Sommerstallungen, theils Vorräthe von Heu und Torf befanden, um durch die Hinterthüre, die leicht von innen aufgeklinkt werden konnte, zu entschlüpfen. Schon hatte er die Hand an der Klinke, da hörte er unverkennlich, wie auch hier sich jemand befinden mußte, denn dieser Jemand räusperte sich und spuckte aus mit jener Nachdrücklichkeit, wie sie sich Seeleute anzugewöhnen pflegen. Folkert zog sich überlegend in das Innere der Scheune zurück.

War sein Hereinkommen beobachtet worden und spionirte man nun seinetwegen um das Haus? In diesem Falle hätte er es — besonders in seiner jetzigen Stimmung — gern mit einem oder zwei Burschen aufgenommen, um sie mit blutigen Köpfen heimzuschicken, aber wir müssen zu seiner Ehre sagen, daß ihm die Rücksicht auf Aleidas Ruf ein solches Zusammentreffen vermeiden ließ, wenn es irgend möglich war. Oder schlich ein Liebhaber Aleidas — wohl gar der verhaßte Nebenbuhler Tjeert — da herum, ein Zeichen seiner Liebsten erwartend, um hereinzukommen?

Folkerts Blut kochte bei diesem Gedanken. Aber mochte es so sein, er konnte jetzt das Haus nicht verlassen, er mußte bleiben. War es bloß Neugierde, was Fremde herbeizog, so mußte er abwarten, bis sie ihres Spähens müde würden, war es aber ein Liebhaber mit seinem Helfershelfer, der gleichsam auf Wache stehen sollte, so mußte der Verschmähte wissen, was sich weiter begeben würde, um nöthigen Falls einzuschreiten und den Liebespaar die Sache zu verderben. „Sie soll wissen,“ sagte er zu sich selbst, „daß man ihre Schliche kennt, und das ganze Dorf soll es wissen!“ Denn er überzeugte sich immer mehr, daß ein Nebenbuhler — ohne Zweifel Tjeert — mit einem Bundesgenossen umherschleiche, um das Zurückkommen und Zubettgehen der Mutter zu erwarten und dann mit Aleida zusammenzukommen. „Das giftige Geschöpf!“ murmelte er zähneknirschend. Nach kurzem Besinnen erkletterte er den Heuhaufen, der innerhalb eines dafür bestimmten hölzernen Gerüstes, des sogenannten „Gelf“ aufgeschichtet war, und legte sich oben darauf, um die Dinge zu erwarten, die da kommen sollten. Er hörte von seinem Schlupfwinkel aus deutlich, daß sich fortwährend jemand vor der Scheune befand, ja er glaubte mehrfache Schritte und das Geflüster verschiedener Menschen zu vernehmen, er hörte auch, wie jemand vorn ins Haus kam — ohne Zweifel die Mutter — und die Thüre hinter sich verriegelte, aber sonst begab sich weiter nichts. Mehrmals wollte er seinen Platz verlassen und hinausschleichen, aber dann bannte ihn das Geräusch von Menschen immer wieder fest. So vergingen im peinlichsten Harren einige Stunden, bis plötzlich ein lautes und heftiges Pochen gegen die Hausthüre gehört wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Im Graefes Vorzimmer.
Originalzeichnung von C. Arnold.

Digitized by Google

In der Graefeschen Augen-Klinik.

(Mit Abbildung.)

In Begleitung eines Stabsarztes vom Friedrich Wilhelms-Institut, der mir Führer und Erklärer war, trat ich neulich in die Graefesche Augen-Klinik, ein vierstöckiges Gebäude, das seine Bestimmung in äußeisernen Lettern an der Stirne trägt, und am Unterbaum, Ecke der Karlsstraße in Berlin belegen ist.

Vor aus, mit uns, hinter uns strömte eine ungezählte Menge ein; denn es war einer der Wochentage, an denen der berühmte Augenarzt hier eine sogenannte Poliklinik abhält, das heißt, wo er Augenkranke ohne Unterschied des Standes empfängt und ihnen Rath und Hilfe ertheilt, den meisten unentgeltlich. Einige kommen zu Fuß, andre in Miethswagen; einige allein, andre geleitet von Verwandten oder Dienern. An der Loge des Portiers werden alle angehalten, um ihren Namen in ein dickes Journal eintragen zu lassen und eine numerirte Marke in Empfang zu nehmen, welche die Reihenfolge der vorzulassenden Patienten bestimmt. Nach diesen Nummern ordnen sie sich unter Anweisung eines Hausdieners in den etwas engen Wartezimmern, die bald von Personen jedes Alters und beiderlei Geschlechts überfüllt sind. Besonders groß ist die Anzahl kleiner in allen Tonarten schreienden Kinder, die sich natürlich unter der Obhut ihrer Mütter befinden, jedoch die diplomatischen Schmeicheleien derselben, wenn sie nicht von reellen Süßigkeiten begleitet werden, mit verdoppelter Anstrengung zurückweisen.

Die Patienten werden von den hereintretenden Assistenzärzten einer vorläufigen Musterung unterworfen, welche kleine unbedeutende Fälle sofort erledigen, während sie die wichtigsten für ihren Chef aufsparen. Neben ihnen bewegen sich in den Vorzimmern Studenten der Medicin, sogenannte Klinicisten, und fremde, auf der Durchreise begriffene Aerzte, die den Operationen des Herrn von Graefe beiwohnen wollen, einstweilen die Kranken gleichfalls untersuchen und sich von ihnen die Geschichte ihres Uebels erzählen lassen.

Unsere Aufmerksamkeit fesselt ein junger hübscher Soldat vom 64. Infanterieregiement, der auf der Brust mehre Medaillen, aber über dem linken Auge eine schwarze Binde trägt. Als er diese zurückschiebt, blicken wir in eine leere Augenhöhle, darin sich nur noch etwas Fett- und Bindegewebe entdecken läßt. Seiner Erzählung entnehmen wir Folgendes:

Beim Sturm auf das Dorf Düppel am 17. März v. J. wurden die angreifenden Colonnen von den Dänen mit einem Kugelregen aus grobem und feinem Geschütz überschüttet. Dicht über dem Haupte unsers Helden crepirte ein Schrapnel, und ein Sprengstück fesselten warf ihn zu Boden. Er hatte nur noch die Empfindung eines dumpfen Schlages und als ob ihm ein Blitz durch das Gehirn fahre, dann verlor er die Besinnung. So fanden ihn die Krankenträger, welche ihn zunächst nach Broacker schafften. Erst zwölf Tage später kam er im Lazareth zu Flensburg zum Bewußtsein seiner Lage; bis dahin hatte er in wilden Fieberphantasien, an einer jetzt glücklich überstandenen Gehirnentzündung darniedergelegen; denn das Sprengstück hatte ihm nicht nur das linke Auge ausgerissen, sondern auch die Knochen und Weichtheile des Gesichts verletzt. Und die Spuren dieser Verletzung wird er mit ins Grab nehmen: als er den Mund öffnete, zeigten sich die Schneidezähne des Unterkiefers verstümmelt, und auf dem Vorderkopfe wies er uns eine kleine kreisförmige Platte, wo das sonst volle Haupthaar wie abgesengt erschien. Mit dem Bewußtsein traten die Schmerzen ein, nicht nur im verlornen, sondern auch im erhaltenen Auge, mit dem er anfangs wenig genung zu sehen vermochte. Aber inzwischen hatte er sich gewöhnt, mit Einem Auge auszukommen, und sah nun ruhig der Zukunft entgegen. Sein Handwerk — er war ein gelernter Schneider — konnte er allerdings nicht mehr treiben, aber man hatte ihn für eine Beschenstung im Postfache notirt, und bis dahin bezog er eine kleine Pension. Heute war er zu Herrn von Graefe bestellt, der ihm ein Geschenk versprochen hatte.

Wir traten unumehr in das Operationszimmer, wo mehre der Assistenzärzte bereits eifrig beschäftigt waren. Einem von ihnen wurden die Kranken zugeführt, welche an einer Entzündung der Augenlidbindehaut laborirten, denen nun nacheinander die entzündeten Stellen mit Höllenstein in Substanz oder in Lösung, je nach dem Grade der Entzündung, ausgebeizt werden, worauf sie selber das Auge mit einem feuchten Wasserschwamm reinigen. Dieses Ausbeizen ist etwas schmerzlich, währt aber nur wenige Secunden, so daß binnen einer Viertelstunde zwanzig, dreißig und mehr Patienten expedirt werden. Unter ihnen befanden sich verwiegend jene Kinder, oft zarte Säuglinge, die ihr Schicksal instinctiv ahnend, mit Händen und Beinen strampelten, und dazu schrieen, als ob sie gespießt wären; bis ihnen unter dem Ausbeizen vor Ueberraschung der Schrei in der Kehle stecken blieb; aber hinterher brach das Wehgeschrei um so stärker los. Ein kleiner Bube konnte sich vor Schmerz und Wuth gar nicht lassen; wie ein Kreisel sprang er im Zimmer umher und ballte gegen den Arzt die kleine Faust. Natürlich zeigt sich dieser gegen alles Lärmen und Toben unempfindlich; mit unerschütterlichem Gleichmuth fährt er in seinem heilsamen Geschäfte fort, meist ganz lautlos, mit Kranken und Dienern nur durch Zeichen und Winke redend.

Ein andrer Arzt untersucht die sogenannten Krankheiten der Accommodation, Kurz- und Weitsichtige, welche Mängel theils angeboren sind, theils durch gewisse Beschäftigungen, wie Schreiben, Lesen, Schießen anerzogen werden. An den Wänden befinden sich Tafeln mit lateinischen und deutschen Buchstaben und Zahlen der verschiedensten Größe, theils auf schwarzem, theils auf weißem Grunde, welche die Patienten abzulesen versuchen; oder es werden ihnen auch verschiedene Drucke in verschiedener Entfernung vorgehalten, oder theils concav, theils convex geschliffene Brillengläser verschiedener Schärfe aufgesetzt, bis der experimentirende Arzt die Schweite des Auges und seine Mängel entdeckt und festgestellt hat; worauf er den Kranken mit der nöthigen Anweisung über die zu wählende Brille entläßt.

Hier ist ein Mann, welcher stark schielt; dort eine Frau mit beständig thränenden Augen. In beiden Fällen, erklärt der untersuchende Arzt, sei wohl Abhilfe möglich, aber jeder erfordere eine Operation. — Die Frau leidet an einer Verstopfung des in die Nase führenden Thränensackes, der aufgeschnitten werden muß, weil sonst die Thränen beständig über die Lider laufen und dort Entzündungen hervorrufen. Das Schielen besteht in einer fehlerhaften Stellung der Augen, bei welcher die Sehachse beider Augen nicht nach einem und demselben, sondern nach verschiedenen Punkten gerichtet ist. Es kann eine Folge übler Gewöhnung oder durch Contractur der Augenmuskeln, oder durch Lähmung der diese versorgenden Nerven entstanden sein, und galt früher für unheilbar, bis im Jahre 1839 der berühmte Dieffenbach eine Operation vorschlug, welche den erkrankten, zuweilen auch den gesunden Muskel durchschneidet, worauf Augapfel und Pupille eine normale Stellung einnehmen, der durchschnittene Muskel aber sich allmälig reorganisirt.

Andere Patienten leiden an Cyklopenaugen oder gespaltener Iris; noch andere an Krebsgeschwülsten und schwammigen Wucherungen, das sind Neubildungen, theils im Augapfel selber, theils in der Augenhöhle, welche das Auge herausdrücken. Doch die Zahl nicht nur der Augenkrankheiten überhaupt, sondern der schon in dieser Klinik zu beobachtenden Fälle ist Legion; schließen wir einstweilen mit der Aufzählung, und treten wir in jenes Cabinet, in welchem, da es keine Fenster hat, beständig zwei Lampen brennen, und das durch eine Schiebethür von dem Operationszimmer getrennt ist.

In diesem gegen das Sonnenlicht abgeschlossene Cabinet werden Untersuchungen des inneren Augapfels vorgenommen, vermittelst des Augenspiegels oder Ophthalmoskops, eines Instruments, erfunden von dem berühmten Physiologen Helmholz, früher in Königsberg, jetzt in Heidelberg. Es ist ein kleiner runder Metallspiegel, in der Mitte durchbohrt, durch welche Oeffnung der Arzt in das Auge des Kranken, den er dicht vor sich niedersehen lassen, wie in eine camera obscura sieht. Er sieht die einzelnen Häute und Abtheilungen des inneren Auges bis zur Retina, oder hintersten Wand desselben. Die in das Auge des Kranken fallenden Lichtstrahlen werden nämlich zurückgeworfen von einer sogenannten Sammellinse, die der beobachtende Arzt etwas seitwärts hält, aufgefangen und in das Auge des letzteren geleitet, worauf er das

Digitized by Google

Innere des kranken Augapfels vollkommen erleuchtet sieht, so daß er die dort vorhandenen Abnormitäten deutlich erkennt.

Mehre Personen, Halb- oder Ganzerblindete, wurden in dieser Weise untersucht. Von einem Manne erklärte der betreffende Arzt, er habe den grauen, vom andern, er habe den schwarzen Staar. Letzterer ist eine Unempfindlichkeit des Sehnervs und gewöhnlich unheilbar; es sei denn, daß die Lähmung eine nur vorübergehende, etwa die Folge gewisser Krankheiten ist. Der graue oder weiße Staar dagegen besteht in einer Verdunkelung der Linse, welche im normalen Zustande die ins Auge einfallenden Lichtstrahlen bricht und sie dann auf die Retina wirft, wo sie vermittelst des Sehnerven zur Wahrnehmung kommen. Solche Verdunklung aber, welche in Folge von Entzündung, Gicht, Rheumatismus oder auch mit höherem Alter eintritt, läßt die Lichtstrahlen nicht mehr bis zur Retina und damit nicht zur Empfindung gelangen. Die Heilung des grauen Staars ist nicht schwierig, jedoch fast nur auf dem Wege der Operation möglich, nämlich durch Herabdrücken oder Zertrümmern und Ausziehen des Linsenkörpers. Man unterscheidet auch wohl noch den grünen Staar, eine Verdunkelung des hinter der Linse liegenden Glaskörpers.

Doch kehren wir ins Operationszimmer zurück, wo unter den Anwesenden eine allgemeine Bewegung entsteht, denn Herr von Graefe ist so eben eingetreten. Eine große schlanke Gestalt, aber von etwas nachlässiger Haltung und nachlässigem Wesen, wie es berühmte Aerzte nicht selten anzunehmen pflegen. Sein Kopf bildet das schönste Oval und ist von langen glänzendschwarzen Locken eingerahmt, während der volle Bart schon ein starkuntermisches Silbergrau zeigt, wenngleich dieser Mann noch im kräftigsten Alter steht, vielleicht kaum die Biergig überschritten hat. Aber sein großes dunkles Auge ist noch klar und scharf, und die Stimme von einem seltnen Schmelz und Wohlklange. Auf seiner hohen Stirne thronen Intelligenz und Genialität, und die Glorie des Ruhms, der nun schon lange nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa durchzogen hat. Denn dieser Mann ist nicht blos im Dienste der Wissenschaft so früh ergrant, sondern noch mehr im rücksichtslosen aufopfernden Dienste seiner Nebenmenschen, von denen tausende seinen Namen segnen, denn er hat ihnen das festbarste aller Erdengüter, das Augenlicht wiedergegeben. Er hat immer Eile und findet kaum Zeit zum Essen und Schlafen, aber für seine Patienten ist er immer bereit, selbst in tiefer Nacht, wo er sich dem Schlummer entreißt und nach seiner Klinik eilt, höchst unwillig, wenn man ihn nicht zu rechter Zeit gerufen, oder einer der Assistenzärzte statt seiner die Operation vorgenommen hat.

Herr von Graefe nimmt auf einem Stuhle in der Mitte des Zimmers Platz und läßt sich die für ihn zurückgestellten Patienten vorführen, wobei ihn die jungen Aerzte und die Klinicisten umringen und eifrig seinen Bemerkungen lauschen. Von Zeit zu Zeit unterbricht er seine Untersuchungen, um an den einen oder den andern seiner Jünger eine Frage zu richten: „Was halten Sie von diesem Falle?“ Oder: „Was würden Sie mit diesem Auge machen?“ — Wenn ihn die Antwort nicht befriedigt, schüttelt er lächelnd mit dem Kopfe, und gibt in kurzen treffenden Sätzen seine Gegenansicht und deren Gründe kund.

Nummer Eins ist der junge Invalide, den der berühmte Operateur sofort wiedererkennt.

„Ah, Sie sind es, mein Braver! Lassen Sie doch sehen!“

Und er unterfucht das ausgelaufene wie das gesunde Auge.

„Nun,“ sagt er dann; „Ihnen kann leicht geholfen werden.“

Worauf er in ein Kästchen greift, daraus einen Gegenstand hervorholt und diesen in die leere Augenhöhle steckt.

„So!“ spricht er. „Das ist mein Geschenk. Sind Sie damit zufrieden?“

In der That, ein Wunder hat sich zugetragen! Der junge Krieger hat wieder seine beiden Augen.

„Sehen Sie selber!“ sagt Herr von Graefe, ihm einen Handspiegel vorhaltend.

Der junge Mann betrachtet mit Erstaunen das ihm eingesetzte Glasauge, das sich von dem natürlichen kaum unterscheiden läßt, und lächelt vergnügt.

„Nur getrost!“ fährt Herr von Graefe fort. „Sie können es dreist bewegen, denn es ist noch ein Stumpf des Augenmuskels vorhanden, daran ich es befestigt habe.

Der Soldat entfernt sich dankend.

Nummer Zwei ist der vorhin von dem Assistenzarzte untersuchte, mit dem grauen Staar behaftete Mann. Er erklärt, nur einen schwachen Schimmer wahrnehmen zu können, und wirklich sieht er in das grelle Sonnenlicht, ohne zu blinzeln. Die Pupille erscheint sehr erweitert und von mattglänzendem Weiß.

„So wollen wir ans Werk gehen!“ sagt Herr von Graefe, und er läßt den Erblindeten in einen Armstuhl niedersitzen, worauf ihm einer der Assistenzärzte den Kopf hält, während ein zweiter mit einer Pincette ihm das Augenlid herausfieht und den Augapfel durch zwei Häkchen befestigt, so daß dieser unbeweglich liegt.

Der Operateur ergreift das sogenannte Staarmesser, ein Messerchen von feinem Stahl, und nähert sich damit dem Auge des Patienten. Man sieht das Instrument in der Luft blitzen, und die Hornhaut, aus der ein paar Tropfen Blut hervordringen, ist durchschnitten, worauf er ebenso schnell mit einem silbernen Löffelchen, dem sogenannten Daviesschen Löffel durch die offne Wunde in den Augapfel hineinfährt und alsbald einen winzigen Gegenstand heraufbringt. Es ist die verdunkelte Krystallinse, welche in einer Vertiefung des Glaskörpers liegt, aus welcher sie mittelst des Löffelchens losgelöst worden. Damit ist die Operation, die nur wenige Secunden währte, beendigt.

„Sehen Sie mich?“ fragt der Operateur den Patienten, dem er das Auge von den Blutdtropfen reinigt.

Dieser bejaht es.

„Sehen Sie mich ganz deutlich?“

„Ja!“ wiederholt der Kranke; aber er schließt schnell das Auge, denn er kann das einfallende Licht nunmehr nicht ertragen.

Man legt ihm einen sogenannten immobilen Verband, einen festen Bindenverband an und schafft ihn in ein dunkles Zimmer, wo er 8 bis 14 Tage zubringen muß. Dann erhält er eine Staarbrille, das ist ein prismatisch geschliffenes Brillenglas, welches an Stelle der entfernten Linse die Lichtstrahlen bricht, bis jene sich vielleicht wiedererzeugt.

Nummer Drei leidet an der ägyptischen Augenkrankheit. Das Auge ist dick verschwollen und läßt bei nur leisem Drucke Bäche von Eiter herausfließen. Die Augenlidschleimhaut ist mit rothgelben Pünktchen — sogenannten Granulationen — besäet, die Hornhaut wie mit Staub bestreut und mit mehreren trichterförmigen Geschwüren bedeckt. Der Kranke kann nicht ohne stechenden Schmerz ins Licht sehen.

Das umgeklappte Augenlid wird mit Höllenstein betupft, worauf es eine mattweiße Färbung annimmt. Man legt eine feuchte Binde über das Auge und führt den Patienten in seine Zelle zurück.

Nummer Vier ist in Folge derselben Krankheit völlig erblindet, denn jene Geschwüre haben auf der Hornhaut dicke Narben zurückgelassen, welche gerade über der Pupille lagern und so dem Lichte den Durchgang verwehren.

Aber auch hier ist noch Hilfe möglich, und Herr von Graefe erklärt, eine sogenannte Correomorphosis vornehmen, das ist, eine neue Pupille bilden zu wollen. Die Hornhaut ist nämlich nicht ganz verdunkelt, sondern zeigt noch eine durchsichtige Stelle, oberhalb der alten Pupille, und hier wird nunmehr eine neue ausgeschnitten. — Es ist dies einer der neuesten Triumphe der Wissenschaft.

Zum Beschluß wird eine alte Frau vorgeführt, abgezehrt und mit dem Ausdruck tiefen Leidens. Sie leidet an einer krebsigen Entartung des Augapfels, die mit ihren blaurothen Wucherungen die Augenhöhle ausfüllt und die Sehkraft vollkommen vernichtet hat. Heftig stechende Schmerzen und profuse Blutungen machen die Entfernung des Augapfels nothwendig. — Natürlich muß die Kranke für diese Operation chloroformirt werden.

Man legt sie auf den Operationstisch und läßt sie das Kleid über der Brust aufnesteln. Während sie einer der Aerzte chloroformirt, überwacht der zweite ihren Puls, und der dritte ordnet die Instrumente.

Schon nach wenigen Minuten tritt die Narkose ein. Die Kranke bewegt heftig Arme und Beine und stößt unarticulirte Laute aus, während sich das Gesicht hochroth färbt. Allmälich schwinden diese Symptome und sie liegt mit schnarchendem Athem bewußt- und bewegungslos da. Sämmtliche Muskeln sind erschlafft, selbst Kneifen und Anrufen bleiben ohne Wirkung.

Nunmehr wird das Chloroform entfernt und die Operation beginnt.

Digitized by Google

Bermittelst Messer und Scheere wird der Angapfel in mehren kreisförmigen Schnitten unter heftiger Blutung herausgelöst; die spritzenden Arterien mit der Pincette gefaßt und ihre Enden mit gewichsten Seidenfäden unterbunden, die Augenhöhle aber mit nasser Charpie ausgefüllt.

Inzwischen ist die Kranke erwacht, aber sehr erschöpft und angegriffen. Man reinigt das wiederholt mit Blut überströmte Gesicht und bringt sie zu Bett.

„Wenn aber die Narkose zu lange anhält?" fragte ich meinen gefälligen Begleiter.

„Frische Luft und kaltes Wasser rufen das Bewußtsein bald zurück," antwortete er. „Auch wird stets etwas kaustisches Ammoniak bereit gehalten, das man den Patienten einathmen läßt. Im schlimmsten Falle wird eine künstliche Respiration eingeleitet, indem der Arzt dem Ohnmächtigen Mund an Mund Luft einbläst und ihm die Brustseiten zusammenpreßt, um die Lungen zur Thätigkeit anzuregen."

„Kann aber nicht auch wirklich der Tod eintreten?"

„Das pflegt höchst selten zu geschehen, in zehntausend Fällen vielleicht ein Mal." O. Gl.

Die Mordnacht von Haidelisk.

Aus der Geschichte einer ausgestorbenen Familie mitgetheilt von George Hesekiel.

(Schluß.)

V.

Ein versöhnender Schluß.

Also hat es sich begeben.
Alle Leiden sind gelindert,
Bald wird nun ein neues Leben
Aus dem vorigen beginnen.
Ludwig Tieck.

Am Tage nach jenem Abend, an welchem die junge, reizende Braut im Gartensaale zu Monorgueil so anziehend und lebhaft erzählt hatte von den Brüdern von Haidelisk, von dem Verschwinden des Gotteshausen, der Mordnacht und alledem, was wir unsern Lesern gewissenhaft mitgetheilt, machte sich in den ersten Morgenstunden schon die ganze Gesellschaft auf den Weg, um dem alten braunen Hause in der Haidebucht, das begreiflicher Weise nun ein viel größeres Interesse für alle hatte, einen Besuch zu machen.

Man schritt munter in den kühlen und erquicklichen Morgen hinein, Sinne und Seelen labten sich an der Thaufrische und dem aromatischen Felddufte. Der Bräutigam ging wie billig mit den beiden Damen voran, die beiden andern Herren fliegen gemüthlich durch den tiefen Sand hinterher. Gesprochen wurden bei beiden Parteien nur wenige Worte, wie immer, wo auf empfängliche Seelen unmittelbar das Große und Schöne wirkt. Als aber die Gesellschaft an die Stelle kam, wo der Weg den Knüppeldamm trifft und die drei Eichen um die kleine Sandsteinsäule stehen, da sahen sich, sowohl die welche selbdritt, als auch die, welche selbander gingen, plötzlich an; jeder wollte den andern auf die Stelle aufmerksam machen, wo in der Mordnacht der feindliche Reiter auf die guten Leute von Haidelisk geschossen. Und so kamen die fünf auf dem Knüppeldamme, zur Rechten die Haide, zur Linken das Loch, dem braunen Schlosse immer näher, das in seinen schweren Massen, trotz der hellen Morgensonne, wie eine finstere Drohung vor ihnen lag. Endlich traten sie über die kleine Brücke durch das Thor, welches in der Mordnacht durch eine Petarde gesprengt wurde, in den ziemlich hochummauerten Schloßhof. Tiefe Stille herrschte hier, selbst die Entenschar, welche auf dem moorigen, grün belegten Teich in der Mitte des Hofes schwamm, schien stumm zu sein. Die großen alten Scheuern und Ställe, sämmtlich von Backstein aufgeführt, die sich an den Hofmauern hinzogen, waren verschlossen. Auf der rechten Seite stieß die Hofmauer im rechten Winkel auf den viereckten Hauptthurm, welcher in jener Nacht in Brand gerieth; derselbe war nicht wieder hergestellt, aber auch ohne Helm und Spitze ragte er noch riesenhaft hervor über die andern Theile des umfangreichen Schloßbaus, die neben ihm beinahe unansehnlich und gedrückt erschienen. Auf der andern Seite führte an der Mauer ein schmaler Weg um das Schloß herum auf den eigentlichen Wirthschaftshof, an welchem die Wohnungen der herrschaftlichen Beamten lagen.

Leicht wie ein Reh eilte die lichte Gestalt der schlanken Braut durch diesen Gang, während ihre Gesellschaft an dem Portale wartete und die Zeichen der zerbröckelnden Wappenschilde zu erkennen suchte, welche in Form von großen Blättern rechts und links an dem kleinernen Thorbogen hingen. Rechts, heraldisch genommen, hing der Schild der Haidelisste mit den drei eigenthümlichen Früchten, welche die Heraldik bald als Pinienäpfel, bald als Zirbelnüsse angesprochen hat, welche wir aber, gewiß mit gutem Grund, für einfache und ehrliche Kienäpfel oder Tannenzapfen erklären; das Wappen zur Linken, wahrscheinlich das Geschlechtswappen der Gemahlin des Erbauers, war nicht mehr zu erkennen.

Die Braut öffnete, nach kurzem Aufenthalte, von innen die kleine Thür, welche in die gewaltige Fläche des mit riesigen Nägeln beschlagenen Thors eingeschnitten war, und die Gesellschaft trat ihre Wanderung durch die innern, zum Theil noch recht wohl erhaltenen, zum Theil aber doch auch wüsten Räume des Schlosses an. Wir wollen sie nicht begleiten auf dieser Wanderung; es gab da eigentlich nichts mehr zu sehen, noch weniger etwas zu beschreiben, wir wollen nur erwähnen, daß alle den Eindruck des Kleinen, Engen und Niedrigen empfingen, der uns fast immer überkommt, wenn wir in die Wohnungen unserer Altvordern treten. Die Alten waren nur groß in ihren Kirchen, Hallen, Rathhäusern und sonstigen öffentlichen Gebäuden, mit ihrem Privatleben zogen sie sich eng, fast ängstlich zusammen, weil sie stets auf die Vertheidigung Bedacht nehmen mußten.

Eine halbe Stunde später lagerte die Gesellschaft auf einem anmuthig sonnigen Plätzchen in der Haide, dicht hinter dem braunen Schlosse; der erquicklich heiße Kaffee wirkte belebend auf alle und behaglich rauchten die Männer ihre Pfeifen. Aber auch jetzt bildeten die am Abend zuvor erzählten Begebenheiten, deren vorzüglichsten Schauplatz man so eben beschritten hatte, fast ausschließlich den Gegenstand der Unterhaltung.

Der jüngere Creutmann, poetisch gestimmt, wie es einem glücklichen Bräutigam ziemt, wünschte, daß das Gemach, in welchem die beiden Brüder von Haidelisk getödtet wurden, in eine Kapelle verwandelt werde und fand mit diesem Wunsch insgeheim gewiß Anklang bei seiner reizenden Braut, wenn ihm auch entgegnet wurde, daß das enge niedrige Gemach gar nicht dazu tauge. Dann sang er mit seiner sonoren Stimme, die freilich gar keine Bildung hatte, sich aber in der Haide grade sehr gut machte, folgende Strophen:

Da sprach der junge Ritter,
Der ihr zu Häupten stand:
„Zeuch Du mit mir von hinnen
Bis in mein Vaterland!"

Da sprang sie von der Erde,
Sie reicht ihm hold die Hand,
Und zwei auf einem Pferde
Hinflogen durch das Land.

Er hielt sie fest im Arme,
Sie hielt den güldnen Zaum,
Sie lacht mit rothen Lippen,
Ihm war es wie im Traum.

Wie schwarze Nacht die Locke
Fiel auf das Saffran-Kleid —
Rapp', tummle dich von hinnen
Mein Schlößlein ist noch weit!

Die Haide nahm sie schweigend
In ihre Arme bald,
Die Bäume thäten neigen
Sich flüsternd in dem Wald.

Sie lacht mit hellen Augen
Und weißen Zähnen zugleich,
Da schwenkt am Hag die Rose
Jubelnd den Blüthenzweig.

Das Roß sprang wiehernd weiter,
Als wenn es alles wüßt',
Da haben sich die beiden
Zum ersten Mal geküßt —

Der Bräutigam brach plötzlich ab, zeigte sich ernsthaft unwillig, daß er sich so wenig auf den Anfang wie auf die Fortsetzung des Liedes besinnen konnte, meinte aber schließlich mit wichtiger Miene, daß dieses Lied ganz gewiß ursprünglich auch auf den Gottesthaus gedichtet worden sei, was ihm freilich die andern nicht widerlegen konnten, wenn auch ihre ungläubigen Mienen zeigten, daß sie seine Ueberzeugung nicht theilten. Der junge Herr hatte den Gotteshaus überhaupt dermaßen

Digitized by Google

in Affection genommen, daß er lange Zeit alles, was sich auf Entführung, heimliche Ehe, Gefangenschaft und andre verwandte Gegenstände bezog, mit dem Gotteshans in Verbindung gebracht wissen wollte. Er freute sich jetzt doppelt, daß seine Braut, wie jene Prinzessin des Gotteshaus, Charlotte hieß und erklärte ernsthaft, er sei überzeugt, daß die Landgräfin seiner Charlotte sehr ähnlich gewesen sein müsse, eine Erklärung, welche durchaus keinen Widerspruch fand und von der Braut wohl aufgenommen wurde. Der Gast rühmte den Generalwachtmeister und seine brüderliche Liebe, der Hausherr hatte dagegen ein besonderes Wohlgefallen an dem Junker Joachim und dem Fräulein Leyse, deren Ehelosigkeit er dahin erklärte, daß sie das Erbe des Hauses dem Gotteshaus nicht hätten schmälern wollen.

Die Braut fragte ihren Schwager mit lachendem Munde, aber einem ernsthaften Blicke in den lieblichen Augen, ob er vielleicht wünsche, daß sie dem Beispiel des Fräuleins Leyse folge und zum Besten seiner Kinder unvermählt bleibe, worauf sich dann eine Neckerei entspann, die vielleicht nicht ganz so harmlos war, als sie erschien. Die Dame vom Hause machte derselben mit der ihr eigenen würdevollen Anmuth ein Ende, indem sie plötzlich sagte: „Gestern hat meine Schwester erzählt, aber die Geschichte ist noch nicht ganz aus; das, was noch fehlt daran, das will ich nun heute mittheilen und ich denke, daß mein Schluß zu diesem heitern Morgen passen wird."

Die schöne Dame erzählte darauf, daß ihr Vater eine stattliche Schar thurmärkischer Landwehrreiter in den Befreiungskriegen geführt habe, kräftige Söhne der Haide, die sich immerdar gut geschlagen und betragen. Mit anderen Truppentheilen waren der Herr von Haidelist in Frankreich während des Winters von 1814 einem Corps zugetheilt, welches unter dem Commando eines deutschen Prinzen stand, der überall den Ruhm nicht nur eines tapfern und kriegskundigen, sondern auch eines liebenswürdigen und leutseligen Herrn hatte. Der Herr von Haidelist stannte also nicht wenig und zog sich verletzt zurück, als jener Prinz ihn allein im Gegensatze zu allen andern Officieren mit auffallender Kälte und beinahe hochmüthigem Stolz behandelte. Es war ihm das Benehmen des Prinzen völlig unerklärlich. Indessen nahm er sich seine Revanche auf die beste Art. Der Prinz gerieth nämlich bei einem Gefecht in eine feindliche Colonne, wurde abgeschnitten und war in höchster Gefahr, überwältigt und niedergemacht, oder wenigstens gefangen zu werden. Haidelist und seine Reiter hieben ihn heraus und retteten ihn. Bei dieser Gelegenheit nun sagte der Prinz zu dem Haidelist, vor vielen Jahren habe Einer seines Namens dem fürstlichen Hause eine große Schmach zugefügt und vielen Kummer gebracht; der Rittmeister sei ihm verhaßt gewesen lediglich des Namens Haidelist wegen. Schließlich gab er zu, daß er Unrecht gehabt habe, weßwegen einem wackeren Officier anthsächlich zu begegnen und erklärte, derselbe habe durch seine tapfre That alles Unrecht gesühnt, was jemals ein Haidelist gegen sein fürstliches Haus gethan. Danach sind sie die besten Freunde gewesen, der Prinz und der Rittmeister. Jener Prinz hat vielleicht die Geschichte vom Gotteshans genauer gekannt, als wir sie nachher zu erforschen vermochten, der Rittmeister kannte sie damals nicht, denn er war aus dem Cadettencorps ins Regiment gekommen und hatte dann in Berlin gelebt. In den Besitz der Güter war er erst durch eines ältern Bruders Tod im Jahr 1812 getreten. Später, als er die Geschichte der Merdnacht ersuhr und sich vielfach bemühte, das Geheimniß zu durchdringen, würde er sich sicherlich auch an jenen Prinzen gewendet haben, der aber war damals schon todt.

Eine weitere Aufklärung zu unserer Geschichte gibt diese letzte Mittheilung der schönen Tochter des Hauses Haidelist allerdings nicht, sie gibt uns aber, wenigstens einigermaßen, was uns noch fehlte — einen versöhnenden Schluß.

Erlebnisse eines deutschen Officiers im nordamerikanischen Kriege.

I.

Abreise von Europa. Newyork. Die Anwerbungen. Mein Eintritt in die Unionsarmee.

Nachdem ich mehrere Jahre in einem Cavallerieregimente einer der großen deutschen Armeen als Officier gedient hatte, nahm ich den Abschied, um mich der Landwirthschaft zu widmen und später die Leitung des väterlichen Gutes zu übernehmen. Allerhand Zufälligkeiten vereitelten indeß mein Vorhaben und ich beschloß, von neuem in das Heer einzutreten. Unglücklicher Weise kehrte damals einer meiner Bekannten aus Nordamerika zurück und theilte mir von den dortigen Zuständen so viel Gutes mit, daß der lebhafte Wunsch in mir rege wurde, jenes Eldorado für den Soldaten mit eigenen Augen zu sehen, an dem gewaltigen Kampfe der Union gegen den Süden persönlich theilzunehmen und mir in Amerika, wo nach allen den Schilderungen ein Tapferer schnell zu Ehren und Auszeichnungen kommen mußte, kriegerische Erfahrung und Ruhm zu suchen. Daß solche Gedanken thöricht waren, kann ich mir jetzt selbst sagen, früher glaubte ich es aber nicht, obgleich es mir von vielen gesagt wurde. Ich kannte eben die Welt und insbesondere Amerika nicht und hatte meine Träume, wie sie jeder junge Soldat hat, wenn er nicht ein Duckmäuser ist. Im Verlauf der Begebenheiten wird sich freilich zeigen, wie unsanft ich aus meinen Träumen erwachen sollte.

Alle Einreden meiner Familie waren vergebens, ich konnte ja nach einem thatenlosen Garnisonleben nun der Wirklichkeit des Krieges gegenübertreten und malte mir die Zukunft mit den rosenrothen Farben der Phantasie aus, die mir Avancement und den Lorbeer in goldenem Lichte zeigte. Kurz, es wurden alle Hindernisse beseitigt und ich trat, mit Geldmitteln hinreichend versehen, im Frühjahr 1863 meine Reise nach der neuen Welt an. — —

Da von Havre aus nach Newyork keine regelmäßige Dampfschiffverbindung besteht, so lese ich mir ein Billet auf dem Schiffe G., welches gerade mit einer Ladung Champagner und französischer Manufacturwaaren segelfertig lag. Der Capitän schien sich zu freuen, daß er in mir einen Gesellschafter bekam. Er pries die Vorzüge eines Segelschiffes vor einem Dampfschiff und versprach mir eine außergewöhnlich schnelle Ueberfahrt. Am 1. Mai wurde der Anker gelichtet und das Schiff in den Kanal hinausbugsirt. Das Versprechen des Capitäns bewährte sich, der Wind war ausnehmend günstig, und schon am 25. Mai weckte man mich mit der Nachricht, daß Land in Sicht sei. Gegen Mittag liefen wir ein in die herrliche Bucht von Newyork, an deren Ufern ich die Natur in ihrer ganzen Jugendfrische bewundern konnte, denn alle die Bucht umsäumenden waldigen Höhen prangten in einem Frühlingsgrün von so wunderbarer Schönheit und so seltenen Farbenschattirungen, wie man es nur in der neuen Welt zu sehen bekommt. Denkt man sich als Hintergrund den imposanten Hafen und das ungeheure Newyork mit seinen vier Schwesterstädten Brooklyn, Newyersey, Hoboken und Williamsburg, so wird man begreifen, daß dieser Anblick Entzücken und frohe Hoffnungen in mir erregte. Am Nachmittage ankerten wir im Hafen, und ich begab mich an das Land. Ein Boardinghaus mit seiner amerikanischen Eigenthümlichkeit und Ungemüthlichkeit nahm mich auf und ließ mich Amerika schon weniger schön finden, als ich geträumt hatte.

Die nächste Zeit benutzte ich dazu mich zu orientiren. Die Stadt selbst machte mir keinen besonderen Eindruck. Obgleich voller Häuser, voller Menschen und voll geschäftlichen Lebens, tritt Newyork doch hinter alle mir bekannten großen Residenzen Europas weit zurück. Mit Paris kann es gar nicht verglichen werden, Wien und Berlin sind bei weitem schöner und geschmackvoller gebaut, als diese amerikanische Metropole mit den breiten, geraden Straßen und den kasernenartigen Palästen, von denen einer z. B. steht wie der andere. Um die Einrichtungen des Landes und das Treiben in der Stadt bekümmerte ich mich nur insoweit, als dies für die Erreichung meines Zweckes, Anstellung im Heere der Union als Officier, nöthig war. Je mehr ich aber die Verhältnisse durchschaute, desto gewisser wurde es mir, daß ich die gewünschte Stelle niemals erhalten würde. An ein Officierspatent bei den regulären Truppen war gar nicht zu denken, ich mußte also die Volunteers, die Freiwilligen, ins Auge fassen, die von der Regierung der Vereinigten

Staaten geworben wurden und mir deßhalb noch mehr zusagten als die Milizregimenter der einzelnen Staaten. Nun fanden sich zwar in jeder Straße riesige Schilder mit der Inschrift: Volunteers wanted, aber meine Nachfragen in allen diesen Offices waren vergeblich, denn man brauchte nur Menschen, die sich als Gemeine anwerben und als Kanonenfutter benutzen ließen, Officiere besaß man bereits mehr als genug. Allerdings gab es einen Weg, Officier zu werden, man wurde Unterlieutenant, wenn man 20 Freiwillige, erster Lieutenant, wenn man 30 Freiwillige zusammenbrachte, allein hierzu waren vor allem Agenten nöthig, welche die Leute anwarben und für jeden Rekruten 10 bis 15 Dollars verlangten. Es war also ein kleines Kapital erforderlich, und dieses stand mir nicht zu Gebote.

Die Art der Anwerbung versetzt unwillkürlich in das 16. Jahrhundert zurück, man glaubt wirklich eine Werbestelle der alten Landsknechte zu erblicken. In diesen Lokalen wird getrunken und gelogen, daß einem ehrlichen Menschen angst und bange werden muß. Lüge und Trunk sind in der That fast die beiden einzigen Mittel, durch welche man Rekruten bekommt. Die meisten liefert der Trunk, denn mit Hilfe des reichlich gespendeten Whisky werden die Leute in einen Zustand versetzt, in dem sie sich mit Vergnügen dem leibhaftigen Satan verschreiben würden, und so unterzeichnen sie das Anwerbeprotokoll. Bei anderen, namentlich den armen deutschen Auswanderern muß die Lüge helfen; ihnen macht man Versprechungen, die nur ein Narr glauben, aber auch nur ein Schurke machen kann. Die Regierung wirft diesem schändlichen Seelenverkaufe nicht allein nicht entgegen, sondern unterstützt ihn sogar, weil er die Reihen ihrer Armee füllt, und leider gibt es eine Menge von Gimpeln, die es in ihrer von Europa mitgebrachten Ehrlichkeit für ganz unmöglich halten, daß eine Staatsbehörde so gröblich und absichtlich betrügen kann, und die deßhalb ohne Bedenken das Handgeld nehmen und in die Falle gehen.

Nach einigen Wochen mußte ich mich entscheiden. Ich hatte in dem Boardinghause einen Deutschen kennen gelernt, einen Capitän O. K., der eine Cavalleriecompagnie errichtete. Er versprach mir auf Ehrenwort eine Officierstelle, nur mußte ich als no commissioned officer mit Rang und Gehalt eines Sergeanten eintreten, bis ich fließend englisch sprechen könnte. Der Capitän O. K. machte mir einen leidlich guten Eindruck und schien nach seinen gefälligen Formen ein Gentleman zu sein; ich hatte keine Wahl, nahm daher die dargebotene Stelle wenn auch mit Widerstreben an, unterschrieb die große Zahl von Protokollen und Formularen und war nun wohlbestellter Sergeant in der 3. Compagnie des 16. Newyork Cavallerieregiments.

II.

Leben in Hamilton-Park. Der Aufstand in Newyork. Abgang nach Staten-Island. Organisirung der Compagnie und Marsch in das Instruktionslager.

Nach Erledigung aller Formalitäten meines Eintritts erhielt ich die Anweisung, mich nach Hamilton-Park, dem Aufenthaltsorte für die angeworbene Mannschaft unseres Regimentes zu begeben. In diesem geräumigen, baumreichen Garten waren Zelte aufgeschlagen, in denen die Rekruten von drei Compagnien campirten, im ganzen circa 90 Mann. Die vorhandene Mannschaft bestand zu ziemlich gleichen Theilen aus Deutschen, die großentheils schon in den verschiedensten Armeen ihres Vaterlandes gedient hatten, aus streit- und trunksüchtigen Irländern, mit den ausgezeichnetsten diebischen Talenten begabten Menschen, die aber später sehr tüchtige und zu allem brauchbare Soldaten wurden, und schließlich aus Amerikanern, meist dem Abschaum der niedrigsten Volksklasse, denen selbst die Irländer den Vortritt in Trunkenheit und Gemeinheit lassen mußten. Unter den Deutschen befanden sich zwei Männer, die früher dem preußischen Heere als Officiere angehört, aber ihre Stellen durch Leichtsinn verscherzt hatten. Der eine war, wie ich, als Sergeant, der andere als Corporal engagirt, Beide trugen ihr Geschick mit Ernst und Geduld, sie waren mir als Landsleute und gebildete Männer sehr willkommen. An Zeit fehlte es uns nicht, unsere Bekanntschaft zu cultiviren, denn irgend eine Art von dienstlicher Beschäftigung gab es in Hamilton-Park absolut nicht. Eine reichliche und ziemlich gute Verpflegung war das Einzige, was wir erhielten; jeder blieb in dem Costüm, in dem man ihn angeworben hatte. Das Verlassen des Parkes war aus guten Gründen untersagt und jeder Ausgang mit einer Wache besetzt. Diese Maßregel fruchtete indeß nicht viel, weil die Wachen aus unseren eigenen Leuten bestanden. Täglich liefen von den Angeworbenen etliche wieder davon. Für die Wachtposten waren einige verrostete Musketen vorhanden, die bei der Ablösung feierlich mit überliefert werden mußten, aber nur zu oft ereignete es sich, daß die Muskete allein traurig in der Ecke lehnte und das Thor bewachte, ihr Träger war unsichtbar geworden. Von Zeit zu Zeit erschien der Capitän und zählte trüben Blickes die Häupter seiner Lieben, deren nie mehr als 30 wurden. Wenn auch jeden Tag neue Rekruten ankamen, so deckten sie doch nur den Abgang, der bei dieser Lage der Dinge nicht zu verhindern war.

Etwas Leben in die verzweifelte Langeweile unseres Daseins brachten die Unruhen in Newyork. Lincoln hatte sich genöthigt gesehen, die Conscription einzuführen; die freiwillige Begeisterung für den Krieg war längst verraucht und eine Ziehung stand bevor. Hierüber waren die Newyorker in hohem Grade mißvergnügt. Sie fühlten sich in ihren Rechten als freie Bürger um so mehr verletzt, als gerade sie ohnehin nie lebhafte Sympathien für den Krieg gehabt hatten. Tobsüchtige Irländer und die Hefe des Mobs durchzogen die Stadt, lärmten, plünderten und stahlen. Es kam zu heftigen, tumultuarischen Auftritten. Die Fenster in den Offices der republikanischen Zeitungen wurden eingeschlagen, dann diese Lokale und die Häuser der Ziehungsbeamten beraubt und zerstört, entlich die Neger, für deren Emancipation der ganze Krieg doch geführt ward, als mißliebige Gegenstände gepriigelt und todtgeschlagen. Gegen 40 Schwarze wurden ermordet, die Zahl der massenweise Verwundeten läßt sich nicht angeben. Nachdem die Excesse einige Tage gedauert hatten, traf die Regierung ihre Maßregeln. Eine beträchtliche Truppenzahl aus den benachbarten Staaten rückte ein, sperrte die Straßen ab und schoß alles ohne Unterschied nieder, was sich sehen ließ. Zugleich wurde verkündigt, daß niemand das Haus verlassen dürfte; wer es dennoch wagte, riskirte, als Rebell weggeblasen zu werden.

Der Krawall hatte schon einige Zeit gewährt, als unser theurer Chef, der Capitän O. K. sich im Parke einfand, mich geheimnißvoll bei Seite nahm und mir eröffnete, daß eine in der Nähe liegende Gewehrfabrik vom Pöbel bedroht sei, und daß ich mit 12 Mann ausfuchen, die Fabrik besetzen und bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen sollte. Zugleich händigte er mir eine Legitimationskarte ein, die mir den Zutritt verschaffte, und das war in der That sehr nöthig, denn ich und meine auserwählte Kriegsbande sahen um nichts anders und besser aus, als die gefürchteten Feinde. So zog ich denn aus zum Kampfe auf Leben und Tod, als einzige Waffe für mich und meine Schar einen dicken Stock führend. Ich gelangte unangefochten in die Fabrik, in der einige tausend fertiger Gewehre befindlich waren. Mit mir zugleich drang eine Menge von Gesindel in das Gebäude. Ich bewaffnete nun meine Leute, ließ alle die überflüssigen Gäste entfernen, stellte Posten aus und richtete mich in einem Stübchen ziemlich bequem ein. Fünf oder sechs Tage spielte ich den Cerberus, ohne von dem revoltirenden Plebs irgendwie behelligt zu werden. Der Aufstand ward niedergeworfen, und ich kehrte nach Hamilton-Park zurück.

Daß eine weitere Anwerbung die Compagnien nie vollzählig machen würde, wenn täglich ebenso viele Leute fortliefen als hinzukamen, mußte selbst die Weisheit unserer Aufführer erkennen, und so wurden wir eines Tages, etwa 90 Mann stark, zusammengerufen und marschirten nach dem Hafen. Nachdem unterwegs fast die Hälfte verschwunden war, packte man uns auf ein Dampfboot und beförderte uns nach Staten-Island, einer etwa 4 englische Meilen von Newyork entfernten Insel, in ein Lager, wo sich bereits mehrere andere Truppentheile, wenn dieser Name erlaubt ist, befanden. Hier waren Barracken errichtet, von denen jede Compagnie eine bezog. 54 Mann stark waren wir eingerückt, um das gewohnte Bummelleben fortzusetzen; die sogenannte Dreß-Parade, eine Art täglichen Appells, ausgenommen, fand keine Art von Dienst statt. Um sich wenigstens eine kleine Zerstreuung zu verschaffen, arrangirten die Bewohner des Lagers fast täglich Prügeleien, die nach Truppentheilen vorgenommen wurden und oft sehr bedeutende Dimensionen annahmen.

Wenn auch die Ausreißerei jetzt fast ganz aufhörte, so blieb doch der Zuwachs außerordentlich spärlich. Vier Wochen waren seit meinem Eintritt in den Dienst vergangen und die 3 Compagnien zählten zusammen kaum 100 Mann. Die Aufsicht, sie jemals vollzählig zu bekommen, war sehr gering, lag wenigstens in weiter Ferne. Unser würdiger Capitän war ein diplomatischer Kopf und erfaßte diese

Digitized by Google

Wahrheit zuerst. Er eilte zum Gouverneur, stellte diesem die Lage der Dinge vor und setzte es glücklich durch, daß alle 3 Compagnien zu einer einzigen verschmelzen und er zum Commandeur bestellt ward. Die beiden anderen Capitäns, die um Mühe und Geld geprellt waren, schimpften und tobten vergeblich, endlich zogen sie wüthend ab.

Durch diesen freilich nicht gerade gentilen Akt hatte der Capitän O. K. eine vollzählige Compagnie erlangt. Sie wurde am 29. September 1863 eingemustert, d. h. in den Etat als wirklich vorhanden eingestellt, und jedem Mann seine Prämie von 100 Dollars für den Freiwilligendienst ausgezahlt. Diese Prämie ward später, als es immer mehr an Menschen zu fehlen anfing, sehr bedeutend erhöht und variirte, als ich dem Dienste und dem schönen Amerika Valet sagte, zwischen 500 und 1000, ja bis 1200 Dollars.

Es möchten hier einige Worte über die Organisation eines Freiwilligen-Cavalerieregiments am Platze sein. Das Minimum, mit welchem eine Compagnie eingemustert werden darf, ist 82 Mann. Der Etat derselben ist folgender:

1 Capitän.
1 erster Lieutenant.
1 zweiter Lieutenant.
1 Wachtmeister (sergeant-major).
1 Quartiermeister-Sergeant.
1 Commissär-Sergeant.
5 Sergeants.
8 Corporale.
2 Bugler (Trompeter).
Circa 65 Gemeine.

Der Etat der Chargen ist mithin ganz ungewöhnlich stark. Auf 28 bis 30 Mann kommt ein Officier, auf 4 bis 5 Gemeine ein Sergeant oder Corporal, während bei den europäischen Armeen dies Verhältniß bei der Reiterei etwa 1 zu 30 bis 40 und 1 zu 10 ist. Es muß aber ferner beachtet werden, daß unsern Unterofficieren in Amerika nur die Corporale entsprechen, die Sergeants bilden eine eigenthümliche Klasse zwischen Officier und Mannschaft, sie thun sehr häufig, ja fast ausschließlich den Officierdienst und heißen auch no commissioned officers, wörtlich übersetzt: nicht im Gehalt stehende Officiere.

Die Compagnien werden nicht nach der Nummer, sondern nach Buchstaben benannt: Compagnie A, B, C u. s. w.; zwei und zwei bilden eine Escadron (Squadron), zwei Escadronen ein Bataillon, drei Bataillone ein Regiment. Das Bataillon wird von einem Major commandirt, die Escadron von dem ältesten der beiden Compagnie-Commandeure, das Regiment von dem Obersten, zum Regimentsstabe gehört ein Oberstlieutenant.

Die Besoldung, die seitdem fast um den dritten Theil erhöht worden ist, betrug damals: Für den Gemeinen 13, den Korporal 14, den Sergeanten 17, den Wachtmeister 20, zweiten Lieutenant 60, ersten Lieutenant 70, Capitän 80 Doll. monatlich. Jedoch erhielten die Officiere außerdem für Rationen, die sie sich aber von der Compagnie nahmen, für das Halten eines Dieners ꝛc. monatlich noch 70 Doll. Dem Wachtmeister abwärts bekam jeder Freiwillige jährlich 42 Doll. Kleidergelder.

Nach der Einmusterung der Compagnie trafen auch Bekleidungsstücke ein, die ein jeder à Conto seines Guthabens entnehmen konnte; kurze, blousenartige Röcke und mit Leder besetzte Reithosen, beides von starkem, guten Tuch von blauer Farbe. Die übrige Kleidung, Kopfbedeckung, Stiefel u. s. w. stand völlig in eines jeden Belieben, ja es behielten sogar viele ihre alten Röcke und Beinkleider, so daß die Truppe stets einen sehr buntscheckigen Anblick darbot. Die Officiere blieben meist in Civil, das einzige Abzeichen ihres Ranges trugen sie auf der Schulter: der Lieutenant einen goldenen Querstreifen, der Capitän zwei, der Major eine goldene, der Oberst-Lieutenant eine silberne Eichel, der Oberst einen silbernen Adler. Das Gradzeichen der Generale, die übrigens allgemein Uniform trugen, waren ein, resp. zwei goldene Sterne.

Zwei fertige Bataillone unseres Regiments standen bereits in Virginien auf dem Kriegsschauplatze, wohin das dritte, in der Formation begriffene Bataillon möglichst bald nachfolgen sollte. Bis jetzt war für unsere kriegerische Ausbildung wenig gethan worden, aber nun sollten wir in das Instruktionslager abgehen und daselbst einexercirt werden. Das klang nach militärischer Thätigkeit. Wir verließen Staten-Island, diesen beliebten Sommeraufenthalt der Newyorker Geldaristokratie mit seinen prachtvollen Landsitzen, dem deren Schönheit ich aber nichts zu sehen bekommen hatte, und gelangten per Dampfboot und Fußmarsch an eine Eisenbahnstation zwischen Newyork und Philadelphia. Hier lud man uns in einen bereitstehenden Zug, der uns schnell nach Washington beförderte. Die Art und Weise, wie dabei der Soldatenhunger gestillt wird, war mir neu und von Interesse. Der Zug fährt nämlich auf eine große, schiffartige Fähre, wird durch dieselbe an das andere Ufer gebracht und dampft dann von der Fähre herunter und weiter.

Als wir Washington erreichten, war wiederum fast ein Drittel der Mannschaft desertirt und nur 70 Köpfe stark rückte die Compagnie eines Abends in das drei englische Meilen von der Bundeshauptstadt entfernte Instruktionslager, schlechthin Stoneman's camp genannt, welches an den reizenden Ufern des Potomac lag. Unsere Situation hatte freilich vorläufig nicht viel Reizvolles, denn zu unserer Aufnahme war nichts bereit. Ermüdet, wie wir waren, mußten wir uns auf den feuchten Boden legen: einige große Feuer und heißer Kaffee halfen die empfindliche Nachtkälte ertragen.

Am andern Morgen wurde uns ein Platz im Lager angewiesen, auch ward Zeltleinwand ausgetheilt, aus der wir auf die einfachste Weise Wohnungen construirten. Nachdem zwei Stöcke mit gabelförmigen Enden in die Erde gesteckt waren, wurde ein anderer Stock darüber gelegt und über dieses Gerüst ein Stück viereckiger Leinwand gehängt und deren Enden etwas eingegraben. Dieser Palast, dessen Vorder- und Hinterseite offen war, diente als Lagerstätte für zwei Mann, die auch bei einiger Oekonomie der Gliedmaßen hineinzuzwängen waren. An ein Entkleiden konnte man natürlich nicht denken, denn die wollene Decke, die als Bett und Mantel diente, war in den kalten Nächten ohne die Kleider nicht ausreichend.

Das Instruktionslager war übrigens ohne alle Instruktion. Morgens Appell, Nachmittags die berühmte Dreßparade, bei welcher exerciren und wegblieb, war gerade Lust hatte, das war die einzige Beschäftigung; unsere militärische Ausbildung kam dadurch in keiner Weise vorwärts. Als angenehme Zerstreuung arrangirten die Leute wieder wie in Staten-Island großartige Prügeleien, die aber der Abwechslung halber hier nicht nach Truppentheilen, sondern nach Nationalitäten abgehalten wurden. Außer uns standen noch 3000 Mann Cavallerie im Lager, allerdings eine sehr uneigentliche Benennung, denn Pferde, Waffen, oder irgend ein militärisches Requisit war nicht zu bemerken. Die Officiere ließen sich fast nie sehen, sie verbummelten ihre Zeit in Washington. Bei dieser Sachlage hätten nothwendiger Weise binnen kurzem fast alle Leute desertiren müssen, wenn wir freiwilligen Kämpfer nicht von einigen regulären Truppen bewacht worden wären, die das ganze Lager mit Posten umstellt hatten und die Umgegend fleißig nach Ausreißern abpatrouillirten. Diese Regulären, die im Gegensatz zu uns Freiwilligen wirkliche Soldaten waren und sich bei strafter Disciplin auch einiger Haltung und einer ordentlichen, wenn auch unschönen Uniform erfreuten, thaten ihren Dienst mit Eifer, was denn zur Folge hatte, daß das Verschwinden der Mannschaft beinahe aufhörte; Zeit war es freilich, da sonst schwerlich je ein einziger Mann von den Volunteers den Kampfplatz betreten haben würde.

Fast vier Wochen mochten wir so im Lager zugebracht haben, als endlich Ende October 1863 die Pferde für uns eintrafen. Zur Hälfte waren es kräftige, sehr brauchbare, aber noch ganz ungeritt'ne Thiere, die andere Hälfte aber bestand aus alten, bereits aus dem Dienst rangirten Mähren, die etwas aufgefuttert waren und von neuem benutzt werden sollten. Nun hatten wir wenigstens Beschäftigung, die Leute konnten sich noch etwas zu thun machen und waren von der tödtlichen Langeweile befreit, wenn auch von einer geordneten Pferdewartung keine Rede war und an ein Putzen der Thiere nie auch nur im Traume gedacht wurde. In einem Stücke aber bereitete man die Pferde gleich den Menschen für die Compagne vor, sie waren wie wir jeder Ungunst des Wetters ausgesetzt und standen, nicht einmal mit Decken versehen, Tag und Nacht im Freien. Ein langes an zwei eingerammten Pfählen befestigtes Seil, an welches die Pferde von beiden Seiten gebunden wurden, repräsentirte den Stall der Compagnie. Jetzt nahm auch Capitän O. K. die Ausbildung der Mannschaft sehr ernstlich in die Hand und fing an, den Reiterunterricht zu ertheilen und zwar er ganz allein der ganzen Compagnie auf einmal! Wahrschein-

Digitized by Google

lich glaubte er, daß kein anderer befähigt sei, ihn zu unterstützen. Der gute Mann hielt sich nämlich für den ersten Reiter der Welt, er, der gerade, wie man sagt, auf einem Gaule hängen konnte. Die Reitstunde ward wöchentlich ein einziges Mal abgehalten und verlief denn auch eigenthümlich genug. Die Pferde waren, wie in ganz Amerika gebräuchlich, nur mit einer sehr scharfen Kanthare gezäumt, ohne Trensengebiß; eine zusammengelegte Decke vertrat die Stelle des Sattels. So ritt die ganze Compagnie einzeln einher, die Scene begann mit einem großen Kreise und endete mit einem wüsten Durcheinander. Schritt oder Galopp waren die einzigen Gangarten der Gäule, nach wenigen Minuten hörte jede Uebersicht auf, jeder ritt auf eigne Faust und machte, was er wollte, wenn nicht etwa das Pferd machte, was es wollte, welcher Zustand bei den meisten der vorherrschende war. Daß es dabei an den heitersten Situationen nicht fehlte, braucht wohl nicht bemerkt zu werden.

Sold hatten wir bis jetzt noch nicht zu sehen bekommen, die Verpflegung dagegen wurde regelmäßig verabfolgt, sie war genießbar, wenn auch sehr einfach. Heute Bohnen und Speck, morgen Speck und Bohnen, das war das ewige Einerlei, ein Glück noch, daß wir dazu reichlich Kaffee von guter Qualität erhielten. Zu anderen Nahrungsmitteln konnte man nur in den Suttler-Wirthschaften gelangen, deutsch Knapphans oder Marketender genannt. Jeder Truppentheil hatte ein solches Institut, dessen Eigenthümer der Regierung für die Concession einen ganz erstaunlich hohen Pacht zahlen mußten. Die United-States machten dabei vorzügliche Geschäfte, oder doch anstatt der Regierung die Beamten und Officiere, welche den Pacht erhoben. Die Suttlers wollten indeß womöglich noch bessere Geschäfte machen, folglich waren die Soldaten das Publikum, dem das Fell abgezogen wurde, und man mußte den vierfachen Werth für die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse zahlen.

Unter diesen Umständen würde der Sold, selbst wenn er gezahlt worden wäre, bei weitem nicht gereicht haben, die Wünsche des Magens und die Preise des Suttlers in Einklang zu bringen. Da aber das Geld bei unsern Leuten eine seltene Waare war, so suchten sie sich auf einem andern, in Amerika nicht ungewöhnlichen Wege in den Besitz der begehrten Herrlichkeiten zu setzen. Die Suttlerwirthschaften wurden auf allgemeinen Wunsch von Zeit zu Zeit gestürmt, geplündert und der Rest zerstört, eine ebenso nützliche, als lustige Beschäftigung, die zur Verkürzung der Mußestunden beitrug. Es war unmöglich, diesen Unfug zu verhüten, die Officiere versuchten es aber auch nicht einmal. Die Anstifter waren fast stets Irländer und Amerikaner, Deutsche betheiligten sich nur sehr wenige dabei, sie traten jedoch den andern auch nicht entgegen, weil dies zu blutigen Köpfen geführt haben würde.

Die Suttlers waren übrigens mit ausnehmend feinen Nasen ausgestattet, sie witterten das heranziehende Unwetter wie die Sturmvögel und schafften das Werthvollste immer zeitig genug bei Seite. Was sie dann noch verloren, kam gegen den schon gezogenen Gewinn nicht in Betracht, und sie standen sich im ganzen recht gut dabei.

Der Gesundheitszustand war in dieser Zeit nicht der beste im Lager, eine bedeutende Anzahl der Soldaten litt an Rheumatismus und Fieber und die qualitative Beschaffenheit der Herren Militärärzte war durchaus nicht angethan, den Krankheiten zu steuern, wenn ihrer auch der Quantität nach mehr als genug vorhanden waren. Die meisten verstanden von der medicinischen Wissenschaft genau so viel, wie unsere Officiere vom Dienst, das heißt nichts, ja manche hatten sich als Aerzte eben nur aus Mangel an anderer Beschäftigung anwerben lassen. Es sei mir gestattet, über den Medicinaldienst, wie ich ihn später kennen lernte, vorweg einige Worte zu sagen. Jedes Cavallerieregiment hat ekatmäßig einen Oberarzt mit dem Range eines Majors und zwei Unterärzte mit Capitänsresp. Lieutenants-Rang. Von diesen dreien hat selten einer wirklich Medicin studirt, die anderen sind Quacksalber, Barbiere, Hühneraugenoperateure und dgl. gewesen. Mit jedem Dinge der Welt wird in Amerika Mißbrauch getrieben, mit keinem aber mehr als mit der edlen Arzneiwissenschaft. Im besten Falle sind die von dieser Sorte von Aerzten verkauften Mittel Pillen aus Brot und Universaltropfen aus Wasser. Daß etliche tüchtige Männer in der Armee dienten, will ich natürlich nicht in Abrede stellen, allein der weitaus größte Theil gehörte der Klasse der Charlatane und marktschreierischen Gelbschneider an. Damit diese Jünger Aeskulaps nicht zuviel Unheil in der Auswahl der Medikamente anrichten konnten, war die Feldapotheke ungemein zweckmäßig eingerichtet: sie führte nur zwei Arzneimittel: eine Art von Pillen, die gar keine Wirkung hatten, und ein Pulver als Abführungsmittel. Das eine oder das andere dieser vortrefflichen Medikamente erhielt jeder, der sich krank meldete, war der Zustand bedenklicher, so wurden beide zugleich angewendet. Unsere Leute wußten sehr bald, woran sie mit den Doctoren waren und versuchten nicht ohne Erfolg, sie zu hintergehen. Des Morgens vor Beginn des Dienstes wurde das Signal für die Kranken gegeben, sie marschirten zum Arzte und übergaben das Krankenbuch für jede Compagnie, in welches alle Soldaten, die sich krank gemeldet hatten, eingetragen waren. Einer nach dem andern wurde vorgerufen, untersucht und als krank oder als dienstfähig verzeichnet. Nun kam es später, als der Dienst anstrengend wurde, wohl vor, daß sich die Hälfte der Compagnie auf den Krankenrapport setzen ließ, lediglich um von einer Wache oder dem Vorpostendienst befreit zu werden. Da nun einerseits unsere Pflasterkasten nicht im Stande waren, einen Kranken von einem Gesunden zu unterscheiden, andererseits aber auch eine nicht ganz unbegründete Furcht vor gelegentlich zu applicirenden Prügeln hatten, so wurde die halbe Compagnie von ihnen ohne weiteres als krank und dienstunfähig eingezeichnet. Viele hofften auch, durch fortgesetzte Klagen über unbegreifliche Rheumatismen im ganzen Körper den Herren weiß zu machen, daß sie völlig dienstuntauglich wären und wieder ausgemustert werden müßten; aber das Einzige, was sie erzielten, waren ungeheure Dosen des Abführungspulvers, welches ihnen, beiläufig bemerkt, vortrefflich bekam.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Suppe für Kinder.

Von Justus von Liebig.

Für Mütter, welche des Glückes entbehren, ihre Kinder selbst stillen zu können, oder denen es an Nahrung für ihren Säugling mangelt, ist die Wahl einer für dessen Ernährung geeigneten Speise ein Gegenstand von Wichtigkeit; Gewohnheit und Gutdünken entscheiden meistens darüber, und da die einfachen Ernährungsgesetze, welche diese Wahl bestimmen sollten, den Personen meistens ganz unbekannt sind, denen sie überlassen werden muß, so wird häufig in der frühesten Jugend die körperliche Entwicklung der Kinder durch die Art ihrer Ausfütterung beeinträchtigt (siehe meine chemischen Briefe, 30. Brief, S. 57).

Es ist leicht verständlich, daß ein Kind, welchem die Milch seiner Mutter versagt ist, ohne Amme (deren Wahl schwierig und oft mit Gefahren anderer Art für das Kind verbunden ist) nur dann in der rechten Weise ernährt werden kann, wenn die Speise, die man ihm reicht, denselben Ernährungswerth wie die Frauenmilch hat.

Um hierüber eine richtige Vorstellung zu gewinnen, dürfte es vielleicht nützlich sein, daran zu erinnern, daß die Milch zweierlei Stoffe enthält, die zu verschiedenen Funktionen im Organismus dienen; aus dem Käsestoff in der Milch entsteht der Hauptbestandtheil des Blutes, aus diesem der Hauptbestandtheil des Fleisches; die Butter und der Milchzucker der Milch dienen für mancherlei andere Zwecke im Körper und werden, in letzter Form, zur Erzeugung der animalischen Wärme verbraucht.

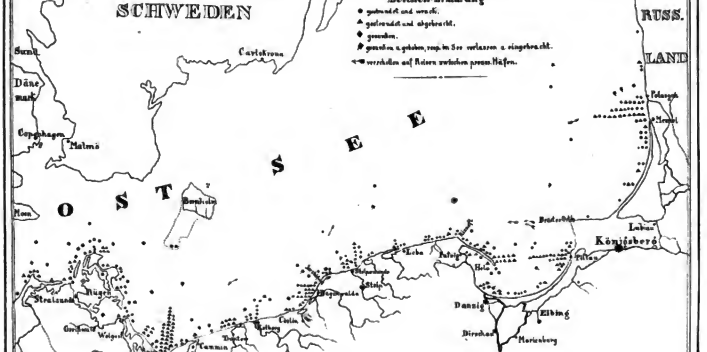
Die Speise des Menschen und das Futter der Thiere haben eine der Milch darin ähnliche Zusammensetzung, daß sie stets aus einer Mischung von zweierlei Stoffen bestehen, wovon der eine die nämliche Rolle wie der Käsestoff, der andere die Rolle des Fettes und des Milchzuckers übernimmt, so zwar, daß durch die Nahrung die Blut- oder Fleischerzeugung und die Temperatur des Körpers erhalten werden.

Digitized by Google

Die Samen der Getreidearten enthalten einen Stoff, der mit dem geronnenen Käsestoff, die Samen der Leguminosen, die Erbsen und Bohnen einen Stoff, der mit dem Käse, wie er in der Milch enthalten ist, identisch ist. In dem Getreidemehl ist zwar kein Milchzucker und nur wenig Fett enthalten, aber es ist reich an Stärkemehl, welches im Magen in Zucker übergeführt wird.

Für die normale Unterhaltung des Lebensprocesses ist das Verhältniß an blut- und wärmeerzeugenden Stoffen in der Nahrung des

Ernährungslehre gewonnen worden, durch welche der Landwirth oder Fleisch- und Milcherzeuger in den Stand gesetzt ist, die Milch in der Ernährung des Kalbes, oder das Heu, das Universalnahrungsmittel, welches die Natur den grasfressenden Thieren darbietet, durch die Mischung der ihm zu Gebote stehenden Futtermittel von Rüben, Hafer-, Roggenstroh, Kartoffeln, Rapskuchen, Erbsenmehl ꝛc. so zu ersetzen, daß die letzteren einen der Milch oder dem Wiesenheu gleichen Ernährungseffect hervorbringen.



Karte der Strandungen und Schiffbrüche

an der Preußischen Ostseeküste in den Jahren 1857—1864.

Vorstehender, nach authentischen Mittheilungen entworfener Karte haben wir um so lieber hier einen Raum gönnen mögen, als sie einen in die Augen fallenden Beweis für die Wichtigkeit und Dringlichkeit des Rettungswesens zur See liefert. Wir fügen noch folgende statistische Notizen hinzu. In den Jahren 1857 bis 1864 sind 384 Schiffbrüche und Strandungen: (1857: 31; 1858: 48; 1859: 38; 1860: 44; 1861: 52; 1862: 51; 1863: 49; 1864: 71) meistens in den Gewässern der Regierungsbezirke Stralsund, Stettin, Cöslin, Danzig und Königsberg vorgekommen. Nach der Zeit kommen die meisten Schiffbrüche auf den Monat November (76), die wenigsten auf den Monat Juni (5); die übrigen vertheilen sich folgendermaßen: Januar 15, Februar 8, März 19, April 41, Mai 18, Juli 27, August 44, September 43, October 51, December 34.

Thieres nicht gleichgültig; nm an seinem Körpergewichte zuzunehmen oder zu wachsen, bedarf ein Individuum nicht nur ein steigendes Maß von Nahrung, sondern auch ein verschiedenes Verhältniß von blut- und wärmeerzeugenden Bestandtheilen in der Nahrung.

Es ist das große Verdienst von Haubner, die Bedeutung des richtigen Verhältnisses zwischen beiden Classen von Substanzen in der Ernährung der Thiere, auf welche ich in meinen chemischen Briefen aufmerksam gemacht hatte, zuerst bei den Landwirthen auf practischem Wege zur Geltung gebracht zu haben, und es ist jetzt durch die sich daran anschließenden bewundernswürdigen Untersuchungen von Henneberg, Stohmann, Leymann, Knop, Arendt, Bähr, Pincus und anderen die Grundlage zu einer

Die ebenerwähnten Untersuchungen haben ergeben, daß wenn die fleisch- und wärmeerzeugenden Nährstoffe, dem Lebensalter und dem Bedürfnisse des Individuums entsprechend, in dem richtigen Verhältnisse dargereicht werden, beide ein Maximum von Nähreffect hervorbringen. — Ein Mangel an wärmeerzeugenden Bestandtheilen kann durch einen Ueberschuß von blutererzeugenden Stoffen ersetzt werden, aber dieser Ueberschuß verliert alsdann sein Vermögen, das Körpergewicht zu vermehren. Die wärmeerzeugenden Stoffe sind unfähig zur Erzeugung des Blutes; bei einem Ueberschuß über das richtige Verhältniß hinaus verliert dieser seine Wirksamkeit.

Es ist hierbei vorausgesetzt, daß man dem Individuum so viel Speise reicht, als es Neigung oder Appetit zum Essen hat.

Digitized by Google

Wenn wir uns denken, daß ein Knabe zur einfachen Erhaltung seines Körpergewichtes 0,5 ($1/2$) Unze blut- und fleischbildende Nährstoffe bedarf, so wird er diese in der Kartoffelnahrung erhalten, wenn er im Stande ist, täglich $1\frac{1}{2}$ Pfund (24 Unzen) gedämpfte Kartoffeln zu verzehren; zur Vermehrung seiner Muskelsubstanz würde er eine größere Quantität genießen müssen.

Die Kartoffeln enthalten auf 1 Gewichtstheil blutbildende Substanz 9 bis 10, sagen wir zehn Gewichtstheile wärmeerzeugenden Stoff (Stärkemehl). In 24 Unzen gedämpften Kartoffeln sind 5 Unzen Stärkemehl enthalten, von denen nur $2\frac{1}{2}$ Unzen zur Wärmeerzeugung in seinem Körper verbraucht werden; der Rest von $2\frac{1}{2}$ Unzen belästigt seine Eingeweide und geht ohne Nutzen wieder ab.

In 5 Unzen Erbsen sind nun eine Unze blutbildende Substanz (also so viel als in 48 Unzen gedämpfter Kartoffeln) und 2,5 Unzen Stärkemehl enthalten. Es ist klar, daß wenn wir eine Mischung von 12 Unzen gedämpften Kartoffeln und einem Erbsenbrei, aus $2\frac{1}{2}$ Unzen Erbsen bereitet, machen, so haben wir darin:

	blutbildende Substanz	wärmeerzeugende Substanz
12 Unzen Kartoffeln enthalten	0,250	2,50 Unzen
$2\frac{1}{2}$ „ Erbsen „	0,500	1,25 „
14,5 Unzen	im Ganzen 0,750	3,75 Unzen

oder das Verhältniß = 1 : 5, wie es dem Bedürfniß des Körpers des Knaben entspricht. Der Knabe wird nicht allein diese Mischung von $14\frac{1}{2}$ Unzen Erbsenbrei und Kartoffeln leichter bewältigen als die früheren 24 Unzen Kartoffeln allein, die ihn unvollständig ernährt haben, sondern er wird auch in diesem kleineren Gewicht seiner Nahrung $1/3$ mehr blutbildende Nährstoffe genießen, ein Ueberschuß, der für den Knaben nothwendig ist zum Wachsen, d. h. um sein Körpergewicht zu vermehren.

Dieses Beispiel dürfte die Grundsätze anschaulich machen, welche mich in der Zubereitung einer Speise für Säuglinge geleitet haben; wie erwähnt, haben sie sich bei der Ernährung der Thiere in der Fleisch- und Milcherzeugung auf eine bemerkenswerthe Weise bewährt.

Die Zusammensetzung der Milch ist nicht constant; ihr Gehalt an Caseïn, Milchzucker und Butter wechselt mit den Nahrungsmitteln, mit welchen das Individuum ernährt wurde. Nach den Analysen von Haidlen enthielt die Milch einer gesunden Frau in 100 Theilen 3,1 Caseïn, 4,3 Milchzucker und 3,1 Butter; die Frauenmilch ist im allgemeinen ärmer an Caseïn als Kuhmilch.

Nimmt man an, daß 10 Theile Butter in dem thierischen Körper dieselbe wärmeerzeugende Wirkung hervorbringen als 24 Theile Stärkemehl, und eben so 18 Theile Milchzucker die von 16 Theilen Stärkemehl, so läßt sich mit Hilfe dieser Zahlen der Ernährungswerth der Milch- mit dem des Mehls der Getreidearten vergleichen, wenn wir Butter und Milchzucker in ihren Aequivalenten von Stärkemehl ausdrücken.

In dieser Weise finden wir, daß enthalten sind:

	blutbildende Stoffe	wärmeerzeugende Stoffe
in Frauenmilch,	1	3,5
„ Kuhmilch, frisch	1	3
„ „ abgerahmt	1	2,5
„ Waizenmehl	1	5

Die Frauenmilch ist ärmer an Salzen als die Kuhmilch, sie reagirt aber stärker alkalisch und enthält mehr freies Alkali, welches in den verschiedenen Milchsorten Kali ist.

Es ist klar, daß wir leicht eine Mischung von Milch und Mehl (einen Milchbrei) berechnen können, welche genau die Verhältnisse von blut- und wärmeerzeugenden Nährstoffen wie die Frauenmilch enthält (nämlich 1 : 3,8), aber sie würde in anderen Beziehungen die Frauenmilch nicht ersetzen können, da das Waizenmehl sauer reagirt und sehr viel weniger Alkali enthält als die Frauenmilch, und (wir müssen dies voraussetzen) nie zur normalen Blutbildung erforderlich ist. Auch wenn das Stärkemehl zur Nahrung des Kindes nicht ungeeignet ist, so wird doch, durch dessen Ueberführung in Zucker in der Magenverdauung, dem Organismus eine unnöthige Arbeit auferlegt, die demselben erspart wird, wenn man vorher das Stärkemehl in die löslichen Formen des Zuckers und Dextrins überführt. Dies kann mit Leichtigkeit geschehen, wenn man dem Waizenmehl eine gewisse Quantität Malzmehl zusetzt.

Wenn man Milch mit Waizenmehl zu einem dicken Brei kocht, diesem eine gewisse Menge Malzmehl zusetzt, so wird die Mischung nach einigen Minuten flüssig und nimmt einen süßen Geschmack an.

Auf dieser Ueberführung des Stärkemehls in Zucker und einer Ergänzung des Alkalis in der Milch beruht die Darstellung der neuen Suppe, die ich jetzt beschreiben will.

Die käufliche abgerahmte Kuhmilch enthält selten mehr wie 11 pC. feste verbrennliche Stoffe (4 Caseïn, 4,5 Zucker, 2,5 Butter); 10 Thle. Kuhmilch, 1 Thl. Waizenmehl und 1 Thl. Malzmehl liefern ein Mischung, welche sehr nahe den Ernährungswerth der Frauenmilch besitzt:

	blutbildende Bestandtheile	wärmeerzeugende Bestandtheile
10 Thle. Kuhmilch enthalten	0,4	1,00
1 Thl. Waizenmehl enthält	0,14	0,74
1 Thl. Malzmehl „	0,07	0,58
	0,61	2,32
	= 1	3,8

Das Malzmehl enthält 11 pC. blutbildenden Stoff, von welchem aber nur 7 Thle. in die Suppe übergehen.

Da das Waizenmehl und Malzmehl sehr viel weniger Alkali enthalten als die Frauenmilch, so muß dieses bei der Bereitung der Suppe zugesetzt werden; ich habe gefunden, daß der Zusatz von $7\frac{1}{4}$ Gran doppelt-kohlsaurem Kali, oder von 3 Grm. oder 45 Gran einer Lösung von einfach-kohlensaurem Kali, welche 11 pC. kohlensaures Kali enthält, genügt, um die saure Reaction beider Mehlsorten zu neutralisiren.

Bei der Zubereitung der Suppe verfährt man auf folgende Weise:

Man bringt 1 Gewichtstheil Waizenmehl ($1/2$ Unze) in das zum Kochen der Suppe dienende kleine Gefäß und setzt unter beständigem Umrühren in kleinen Portionen die Milch nach und nach zu, indem man das Zusammenballen des Mehls zu Knollen sorgfältig verhütet; man erhitzt diese Mischung unter stetigem Umrühren zum Sieden und erhält sie im Sieden 3 bis 4 Minuten lang und entfernt das Kochgeschirr vom Feuer.

Man wiegt jetzt 1 Gewichtstheil ($1/2$ Unze) Malzmehl ab, mischt dieses sorgfältig mit 45 Grau (3 Grm.) von der erwähnten Lösung von einfach-kohlensaurem Kali und mit 2 Gewichtstheilen Wasser und setzt diese Mischung dem Milchbrei unter beständigem Umrühren zu; man bedeckt alsdann das Gefäß, um die Abkühlung zu vermeiden, und läßt es eine halbe Stunde ruhig stehen.

Es ist zweckmäßig, nach dem Zusatz des Malzmehls das Gefäß in heißes, beinahe kochendes Wasser zu stellen, so daß die Mischung länger warm bleibt, sie wird dadurch dünner und süßer. Nach dieser Zeit bringt man das Ganze zum zweitenmal auf das Feuer, läßt es einmal aufsieden und gießt jetzt die Suppe durch ein feines Drahte oder Haarsieb, in welchem die Kleie des Malzmehles zurückbleibt.

Für diejenigen, welche mit dem Maischprozeß bekannt sind, bedarf es keiner Erinnerung, daß die Temperatur nach dem Zusatz des Malzes 66° Gelsius (151° F. = 53° R.) nicht übersteigen soll. Die obige Vorschrift ist so berechnet, daß man, die Zeit eingerechnet, die man zum Abwägen und Mischen des Wassers mit dem Malzmehl braucht, nach dessen Zusatz zum heißen Milchbrei eine Mischung mit einer Temperatur von 66° C. hat.

Das folgende Verfahren ist einfacher und, wie Köchinnen behaupten, bequemer als das eben beschriebene:

Man wiegt 1 Loth Waizenmehl, 1 Loth Malzmehl und $7\frac{1}{2}$ Gran doppelt-kohlensaures Kali ab, mischt sie erst für sich, sodann unter Zusatz von 2 Loth Wasser und zuletzt von 10 Loth Milch, und erhitzt unter beständigem Umrühren bei sehr gelindem Feuer, bis die Mischung anfängt, dicklich zu werden; bei diesem Zeitpunkt entfernt man das Kochgefäß vom Feuer und rührt 5 Minuten lang um, erhitzt aufs neue und setzt wieder ab, wenn eine neue Verdickung eintritt, und bringt zuletzt das Ganze zum Kochen. Nach der Absonderung der Kleie von der Milch durch ein feines Sieb ist die Suppe zum Gebrauche fertig.

Digitized by Google

Bei dieser Vorschrift ist Folgendes zu beachten. Die Suppe soll dünnflüssig und süß sein und da zur Zuckerbildung eine gewisse Zeit nöthig ist, und das Kochen die Wirkung des Malzmehls völlig aufhebt, so darf man sich damit nicht übereilen. Erst wenn die Suppe die gehörige Süßigkeit hat, bringt man sie zum Sieden. An diesem Punkte scheitern die meisten, und so einfach die Bereitung an sich ist, so muß man sich dennoch durch ein Paar Versuche darauf einüben.

Waizenmehl. — Man wählt dazu gewöhnliches frisches Mehl, nicht das feinste oder Vorschußmehl, welches reicher an Stärkemehl ist als das ganze Mehl.

Malz. — Von jedem Bierbrauer kann man sich leicht Gerstenmalz verschaffen. In Deutschland oder vielmehr in München wird das Malz so stark gedörrt, daß das Stärkemehl vieler Körner halb geröstet erscheint. Dies Malz zur Suppe verwendet gibt ihr einen Brotgeschmack, der nicht unangenehm ist; gewöhnlich enthält das Malz viele Unkrautsamen beigemischt, welche man mit der Hand auslesen muß. Eine gewöhnliche Kaffeemühle dient zur Darstellung des Malzmehls, es muß ebenfalls durch ein nicht allzufeines Haarsieb von den Spelzen getrennt werden; Malz aus Gerste ist dem aus Hafer, Waizen oder Roggen dargestellten vorzuziehen.

Einfach-kohlensaures Kali. — Zur Darstellung der Lösung dient das gewöhnliche cali carbon. depuratum der Apotheker; man löst in einem Pfunde (16 Unzen) Wasser 2 Unzen cali carbonicum depuratum auf. Nimmt man Brunnenwasser, so schlägt sich gewöhnlich etwas kohlensaurer Kalk nieder; nach einer Stunde wird die Flüssigkeit vollkommen hell und klar. Das kohlensaure Kali darf nicht schmierig oder feucht sein. — Das doppelt-kohlensaure Kali ist das gewöhnliche krystallisirte Salz.

Um das etwas lästige Abwiegen des Mehls zu vermeiden, diene die Bemerkung, daß ein gehäufter Eßlöffel voll Waizenmehl ziemlich genau $^1/_2$ Unze (1 Loth) wiegt; ein gehäufter Eßlöffel voll Malzmehl, zur Hälfte mit einem Kartenblatt abgestrichen, wiegt ebenfalls $^1/_2$ Unze.

Für das Abmessen der Kalilösung dient ein gewöhnlicher Fingerhut, welcher damit gefüllt nahe 3 Gramm (45 Gran, 2,8 Kubikcentimeter) von der Kalilösung faßt.

Für die Milch und das Wasser läßt man sich bei einem Apotheker in ein gewöhnliches Becherglas 2 Unzen, sodann 5 Unzen Wasser abwiegen und bemerkt den Stand beider Mengen Flüssigkeit, indem man außen einen Streifen Papier anklebt.

Wenn die Suppe richtig bereitet ist, so ist sie süß wie Milch und ein weiterer Zuckerzusatz ist unnöthig; sie besitzt die doppelte Concentration der Frauenmilch und kann, was bei Säuglingen nicht unwichtig ist, im Saugglase dargereicht werden. Wenn sie bis zum Sieden erhitzt werden ist, so behält sie ihre gute Beschaffenheit 24 Stunden lang; geschieht dies nicht, so wird sie sauer und gerinnt wie die Milch; wird der Zusatz von Kali versäumt, so läßt sie in der Regel sich nicht zum Kochen erhitzen, ohne zu gerinnen. Bei Abwesenheit des Kalis wird die Suppe schwer-verdaulich wie gewöhnlicher Milchbrei.

Die Bereitung der eben beschriebenen Suppe ist zunächst dadurch veranlaßt worden, daß einer meiner Enkel von seiner Mutter nicht ernährt werden konnte und ein zweiter neben der Milch seiner Mutter noch einer concentrirteren Speise bedurfte; die Väter beider Kinder sind Aerzte, die ihre Wirkung wohl zu beurtheilen vermochten. Sie hat sich in meiner und noch in anderen hiesigen Familien, wo sie eingeführt wurde, als ein vortreffliches Nahrungsmittel bewährt, und ich selbst genieße häufig diese Suppe; sie vertritt beim Kaffee die Stelle eines ziemlich guten Rahms (Sahne oder Obers).

Die Suppe hat einen schwachen Mehl- oder Malzgeschmack, an den sich die Kinder bald so gewöhnen, daß sie diese Speise jeder anderen vorziehen. Ein hiesiger Arzt, Herr Dr. Vogel, welcher eine ausgedehnte Kinderpraxis hat, versuchte diese Suppe in den Familien ärmerer Leute einzuführen; in der Regel hatte er bei diesen keinen Erfolg, weil der dicke Milchbrei beim Zusatz des Malzmehls seine Consistenz verlor und dünnflüssig wurde. Die Leute bildeten sich ein, daß die Nahrhaftigkeit derselben mit der Dicke des Breies in Verbindung stehe und durch das Malz vermindert werde.

Ich habe die Bereitung dieser Suppe zuerst in dem Januarhefte der Popular Science Review von Dr Lawson, einer der ausgezeichnetsten englischen Zeitschriften mitgetheilt und die Suppe hat seit dieser Zeit eine große Verbreitung in Großbritannien gewonnen; die englischen Aerzte haben bald bemerkt, daß sie nicht nur ein vollkommnes Nahrungsmittel für Säuglinge ist, sondern daß mit ihrem fortgesetzten Gebrauche eine Menge kleiner Leiden (Verstopfung und Diarrhoe) von selbst verschwinden, insofern diese von ungeeignetter Nahrung herrühren.

Die Kinder bekommen, wie ich täglich Gelegenheit habe wahrzunehmen, ein festes (nicht schwammiges oder speckiges) Fleisch und die wichtigen Funktionen der Verdauungsorgane nehmen bei gesunden Individuen die größte Regelmäßigkeit an.

Als ein Zeichen des neo plus ultra ihres Ernährungswerthes in den Augen der Engländer, theilten mir die Herren Savory und Moore (Apotheker der Königin Victoria) mit, daß der junge Prinz Victor Albert (Sohn des Prinzen von Wales) seit mehreren Wochen damit ernährt werde.

In England ist diese Suppe, in der Form von einer Mischung von 1 Loth Waizenmehl, 1 Loth Malzmehl und $7^1/_2$ Gran doppeltkohlensaurem Kali, ein stehender Handelsartikel geworden, der in allen Apotheken zu haben ist.

Am Familientische.

Englands reiche und arme Töchter.

In den blendend erleuchteten Räumen der Londoner Salons, wie auf den breiten, prächtigen Wegen seiner Parks empfaltet während der Saison die Damenwelt eine Toilette, so reich, so glänzend, so kunt, daß man sich in ein Feenland versetzt glauben könnte, wenn nicht die Ungeheuerlichkeiten der Tagesmoden in etwas den Zauber störten und zerstreuten. Noch mehr wird aber derselbe zerstört, wenn man die Kehrseite des Bildes erblickt und das Loos derjenigen betrachtet, die Tag und Nacht arbeiten müssen, um all diese Pracht in Scene zu setzen.

Es war im September 1863, als eine edle Frau, die Hon. Mrs. Cowper in der Times die Aufmerksamkeit auf ein Opfer des modernen Luxus und der ihn ausbeutenden Spekulation richtete, auf eine junge Kleidermacherin, die inmitten der lustigen Londoner Saison in Folge von Ueberarbeitung und schlechter Wohnung gestorben war. Die Regierung betraute eine Commission mit der Untersuchung des Zustandes ihrer Arbeitsschwestern; 1864 erschien ein Bericht, der die Angaben jener Dame nur zu sehr bestätigte. Er regab Folgendes:

Das ganze britische Königreich enthält zwischen 3—400000 Schneiderinnen und Putzmacherinnen. Ein sehr großer Theil von ihnen lebt in London. Dort treten sie — häufig vater- und mutterlose Waisen — im Alter von fünfzehn Jahren in die Lehre ein; ihre Angehörigen bezahlen ein Lehrgeld von 20—50 Pfund, gewöhnlich müssen sie sich verpflichten, drei Jahre lang zu bleiben. In dieser Zeit arbeiten sie zwölf Stunden in überfüllten Räumen, Tag aus, Tag ein, ohne Bewegung in der freien Luft. Endlich ist die Lehrzeit vorüber; sie werden nun, je nach ihrer Geschicklichkeit und Begabung, jährlich steigend mit 12 bis 30, 40 und 50 Pfd. bezahlt, müssen aber auch länger arbeiten. Namentlich in den vier Monaten, März bis Juli, wachen die Arbeitsstunden in den großen Geschäften des Westendes von London; von 8 Uhr Morgens wird gewöhnlich bis 11 Uhr Abends gearbeitet. In der Woche vor einem „Drawing room“ (Lever der Königin) — und drei oder vier solche gibt es in jeder Saison — dauert die Arbeitszeit 2—3 Stunden länger jede Nacht; ja es kam unmittelbar ihm vorangehenden Tage ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß 20 Stunden, zuweilen sogar die ganze Nacht hindurch gearbeitet wird. Zum Essen wird oft kaum eine Stunde des Tages den jungen Mädchen gewährt.

Noch schlimmer aber als diese Ueberanstrengung ist die Ueberfüllung der Arbeitsräume. Die Luft ist meist so heiß und verdorbt, daß sie rasch eine starke Erschöpfung herbeiführt, und nervöse Leiden und Ausgehrung in den jugendlichen Körpern ausbildet. 80—156 Cubikfuß Luft kommt auf jede einzelne in den Arbeitszimmern, 178—252 in den Schlafstuben, wo oft drei in einem Bette schlafen; während z. B. in dem Pentonvillegefängniß jede Zelle 800 Kubikfuß Luft hat, die fortwährend erneuert wird. Das Gas verdirbt in den Arbeitsräumen noch außerdem die Luft und bringt Augeuleiden hervor, die nur zu oft in Blindheit enden.

Ein Schmerzensgeschrei ertönte aus den Angaben dieses Berichtes an das Ohr der reichen Damen Englands. Gottlob, er ist gehört worden. Eine „dressmaking company“ (Kleidermacherinnengesellschaft) entstand, an deren Spitze der in christlicher Liebesthätigkeit unermüdliche Graf von Shaftesbury und die Bischöfe von London und Oxford stehen, zu deren Beschützerinnen und Verwalterinnen viele der vornehmsten Damen, zu

Digitized by Google

einige Gräfinnen gehören. Die Zwecke dieser Gesellschaft, wie sie das Comittee öffentlich darlegt, sind die folgenden:

1) ein Mustergeschäft hervorstellen, welches durch sein Beispiel zeigen soll, wie die zu leistende Arbeit sich ohne Nachtheil für Leib und Seele der Arbeiterinnen herstellen läßt.

2) die Auftraggeberinnen, d. h. die sich fein kleidenden Damen zu veranlassen, ihre Rechnungen prompt zu bezahlen und ihre Bestellungen zur rechten Zeit zu machen.

3) einen Fond zu beschaffen, der nach dem besten Dafürhalten der Directoren für die mit Kleidermachen beschäftigten Personen verwendet werden soll.

Die Gesellschaft hat angefangen, ein Actienkapital von 10000 Pfd., jede Aktie zu 10 Pfd., zusammenzubringen. Inzwischen ist aber bereits in der Clifforbstraße (Bond Street) No. 18. ein Haus gemiethet und das Geschäft am 25. März d. J. eröffnet worden. Etwa fünfundzwanzig Arbeiterinnen sollen darin wohnen. Die vornehmsten Regeln des Hauses sind folgende:

Keine Arbeiterin soll mehr als 10 Stunden d. i. von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends (incl. 2 Stunden für die Mahlzeiten) arbeiten.

In keinem Zimmer sollen mehr Personen zusammen schlafen, als es die Gesetze der Gesundheit erlauben, d. h. es soll nicht weniger als 400 Cubikfuß Luft für jede eingelne, und gehörige Ventilation haben. Die Arbeitsräume sollen nach denselben Grundsätzen hergestellt werden.

Die Kost soll kräftig, die Speise ausreichend und gut gekocht sein.

Das Haus soll zu jeder Stunde einem jeden Mitgliede des Besuchscomittees zur Inspektion offenstehen, welches irgend eine Ueberschreitung der Regeln dem Generalcomitee zu berichten hat.

Die fremden Arbeiterinnen sollen im Hause beköstigt und in einer anständigen Wohnung logirt werden.

Keine Arbeit soll aus dem Hause geschickt werden ohne die hinzugefügte Rechnung; alle Rechnungen sollen mindestens innerhalb 3 Monaten zahlbar sein, wonach fünf Procent Zinsen dafür geschlagen werden.

Keine Arbeit soll übernommen werden, die über die festgesetzte Zeit hinauszugehen nöthigte; wenn der Drang zu groß ist, soll noch mehr fremde Hilfe herbeigezogen werden.

Keine Arbeit soll, unter irgendwelchem Vorwande, am Sonntag gethan werden. Es wird erwartet, daß die im Hause wohnenden Arbeiterinnen der täglichen Morgen- und Abendandacht beiwohnen und Sonntags die Kirche besuchen.

Für ärztlichen Beistand ist durch Anstellung eines medical officer gesorgt — die Anstalt steht außerdem unter der Aufsicht des Sanitätsbeamten des Distriktes.

Die Rechnungen werden vierteljährlich erledigt und jährlich wird ein Bericht veröffentlicht.

So sorgen Londons reiche Damen für ihre armen Schwestern. Sie erfüllen damit nur eine langvorsäumte Pflicht christlicher Liebe; doch ist es keineswegs das erste Werk solcher Art, welches sie in die Hand genommen haben. Von anderm wird gelegentlich die Rede sein. Für heute nur die Frage: Sind die Irrgänge Neuyorkens nicht ebenso interessen viel geringer in Deutschlands großen Städten, in Berlin, Wien, ꝛc. und was thut dort die elegante Damenwelt zu ihrer Linderung?

R. K.

Schwalbenrache.

Es ist eine bekannte und sehr häufige Erscheinung, daß unsere Haussperlinge gern die Nester der Haus- oder Mehlschwalbe in Beschlag nehmen, sei es nun, um ihr eigenes liederliches Nest darin anzulegen, der um es als Schlafstelle zu benutzen. Ebenso bekannt ist es, daß die kleinen emsigen Baumeister fast immer den Versuch machen, die lästige Einquartirung aus dem kaum fertigen Lehmhause zu vertreiben, und daß sie zu vielstündigen und stundenlang wiederholten Angriffen gegen den meist viel passiven Widerstand leistenden Eindringling ihre Nachbarn zu Hilfe rufen. Meist wird der oft wiederholte Sturm schließlich mit Erfolg gekrönt, oft aber auch bleibt der kecke Spatz im Besitz, und die armen Schwalben müssen, wohl oder übel, oft bei sehr vorgerückter Jahreszeit, einen Neubau beginnen. Indeß auch die im allgemeinen so stillen und sanften Schwalben besitzen nicht immer jene schmälichste Resignation, welche sich der Gewalt des Unrechtes ohnstimmend beugt: zu den beiden mir bisher bekannten Beobachtungen echt schwalbenmäßiger Vergeltung kommt nun eine dritte, jene beiden bestätigende. Ich erzähle sie, wie sie mir von einem durchaus glaubwürdigen Augenzeugen neulich berichtet wurde.

Ein Schwalbenpaar hatte unter einem Fensterflügel meiner Arbeitsstube gegenüber sein Nest nahezu vollendet, als das bekannte Alarmgeschrei der Schwalben mich aufklicken machte. Ein Sperlingsmännchen saß geruhig in dem Schwalbennestle, scheinbar völlig sorglos über die unablässigen Angriffe der Eigenthümer. Das dauerte so gegen eine Stunde. Es war Nachmittags. Da mit einem Male mehrte sich die Zahl der Angreifer. Der Lärm verstummte, und mit Erstaunen gewahrte ich, daß sämmtliche Schwalben, — es mochten 7 bis 8 sein —, mit wunderbarer Schnelligkeit ihre nassen Lehmklümpchen herbeidrachten und die Oeffnung vermauerten. Nach kaum einer halben Stunde vermochte der „verdutzte" Spatz den Kopf nicht mehr aus der Oeffnung zu lecken und nach wenigen Minuten sah er nur noch mit dem Schnabel heraus. Die Schwalben umkreisten noch einige Mal das Werk ihrer Strafe und verschwanden dann aus der Nähe. Dem Spatzen aber mochte es in dem finstern Gefängnisse doch nachgerade bange werden. Die Erdwand war noch feucht und weich, und so gelang es ihm bald, aus dem Keefer auszubrechen. Hätte er sich gefügen lassen, darin zu übernachten, so würde am andern Tage die Festigkeit der Neuwand seine Kräfte überstiegen und der Sünderstrafe seine harte aber gerechte Strafe gefunden haben.

Das Schwalbenpaar aber baute am andern Tage, unbekümmert von neuen Gewaltversuchen, sein Häuslein fertig.

E. B.

Tod und Leben.

Von Otto Sutermeister.

1.

Du wirst die Ruhe für das Leben erst erwerben,
Wenn Du erworben sie Dir hast auch für das Sterben;
Und nicht nur mußt Du so bei eignem allein,
Nein, auch beliegen mußt Du fremden Todes Pein:
Verlassen fällt so schwer nicht als Verlassensein.

2.

Fern sei Dir Todesfurcht; zu stehen sind wir hier;
Geh heiter drum dem Tod entgegen für und für:
Viel besser, wenn Du kommst zum Tod als er zu Dir.

3.

Mich schrecken nicht des Leibs Gebrechlichkeit und Fehle;
Je mehr er sich verhüllt, enthüllt sich nur die Seele.

4.

Dreifachen Sinnes pflegt mit Gott der Mensch zu leben;
O daß der rechte Sinn, mein Sohn, Dir sei gegeben!
Der sündigt sich selber schwach, er flüchtet Gott, und sucht,
Wie er vor seiner Macht ergreife Schutz und Flucht.
Der bittet Gott, und wähnt, mit Opfer und Versprechen
Zum eignen Besten ihn unfehlbar zu bestechen.
Der hat sein Leben froh in Gottes Hand gestellt,
Und glaubt, daß immer so das beste Loos ihm fällt.

5.

Was Du jemals verlierst an Gütern oder Schätzen,
Vielleicht in Nutzem wird Du es Dir voll ersetzen;
Doch nimmermehr ein Dir geliebtvertrautes Wesen,
Das sich zu seiner Zier und Lust Dein Herz erlesen;
Ja selber nicht ein Tand: ein Glas, ein Buch, ein Blatt,
Das eine theure Hand Dir eingelegnet hat.
Und eine Liebe gar, ein Menschen nun, und ein Glück —
Sie zaubert Dir flugwahr sein Wunder je zurück.
Wohl magst Du wiedernm an neues Glück Dich hängen.
Doch nie das alte drum ersetzen noch verdrängen.

6.

Es wird ein tiefes Leid wohl süß den Augenblick
Im Freudenrausch besiegt, doch bald lebt es zurück.
Nur zahme Arbeit schlägt es dauernd in die Flucht,
Nur wahre Läuterung ist seine Friedensfrucht.

7.

Nichts hat verloren, wer zum Himmel weinend schaut,
Doch alles, wer getrost der Erde sich vertraut.

8.

Der eben Wüste gleich wird wohl die Zeit empfunden,
Doch beide hält ein Bord von ew'gem Grün gebunden,
Und wer es sieht, der hat schon beide überwunden.

9.

Allzugenügsam sollt Du nicht Unsterblichkeit
Allein erst wähnen an den Marken dieser Zeit.
Wenn nicht Dein Geist besiegt die Scholle, dran er klebt,
Dann glaube, daß nicht noch dort er wirklich lebt.

10.

Beweisen läßt sich nur der Tod; das Leben muß
Du glauben, das Du fühlst in deiner tiefsten Brust;
Der nur wird leben, der des Lebens sich bewußt.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute, den 18. Mai, ferner ein:

Frau von Wiedebe in Halle Thlr. 1. Pl. Kunze in Mansfab Thlr. 1. F. v. L. u. C. B. in A. Thlr. 2. Consistorialrath Hippold in Stendy Thlr. 1. „Aus München an der Isar Strand — Wird dieses Scherflein eingesandt — Wir stehen zum Vater in der Höh': — Stoßt' unsere Lieben auf der See!" Thlr. 10. Sup. Henke in Schleusenteich Thlr. 2. Dr. C. Brenning in Schwerin Thlr. 1. Dr. Vollert in Arnstadt Thlr. 4. 10 Gr. Fel. Wilhelmi ebend. 20 Gr. Von zwei Leserinnen in Schiefelbein Thlr. 1. 10 Gr. J. Jacobi in Berlin Thlr. 2. und einen Jahresbeitrag von Thlr. 2. Ertrag einer Sammlung unter den Schülern des Lyceums zu Mannheim fl. 66. 30 Kr. Von dem deutschen Prediger in Helsingfors Thlr. 2. M. W. M. Schulze in Wanzleben Thlr. 1. Frl. von Minckwitz in Dessau Thlr. 3. 15 Gr. — Betrag unserer vorigen Quittung Thlr. 1284 19 Gr. Summa: Thlr. 1355. 14 Gr.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Juni 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 36.**

Pfingstlied.

Pfingsten ist kommen, nun schmückt sich der Wald und die Heide,
Garten und Wiese sie prangen im festlichen Kleide,
Nieden die Flur,
Droben der blaue Azur
Glänzet im Frühlingsgeschmeide.

Pfingsten ist kommen, so komm auch, der alles belebet,
Odem des Höchsten, der einst auf den Wassern geschwebet,
Der mit Gebraus
Vormals zu Salem durchs Haus
Und durch die Herzen gebebet!

Komm auf die Fluren, durchrausche des Waldes Geäste,
Jegliches Blatt mach zur preisenden Zunge beim Feste,
Jeglicher Halm
Stimm' in den fröhlichen Psalm,
Leise durchsäuselt vom Weste!

Sammle im Feld und im Wald die beschwingte Gemeine,
Daß sie die Stimmen zum Preise des Schöpfers vereine,
Lerche bei Tag,
Abends der Nachtigall Schlag
Juble wie trunken vom Weine!

Komm in die Kirchen, laß festlich die Glocken erschallen,
Mächtig durchbrause die Orgel die heiligen Hallen,
Nahe wie fern
Sollen die Thaten des Herrn
Seine Gemeinde durchhallen.

Rühre den Lehrern die Zunge, gewaltig zu zeugen,
Rühre den Hörern die Herzen, vor Gott sich zu beugen,
Wie auf der Flur,
Drüber der Morgenwind fuhr,
Nickende Halme sich neigen.

Komm in die Häuser, durchlüfte was dumpfig und düster,
Sammle am friedlichen Tisch die entzweiten Geschwister;
Linde und leis
Geh durch den häuslichen Kreis,
Sanft wie mit Engelsgeflüster.

Mahne die Greise, wie treulich der Herr sie getragen,
Sage den Gatten von bräutlichen seligen Tagen,
Heilige Lust
Laß in der Jünglinge Brust
Mächtige Fittige schlagen.

Komm in die Kammer des bleichen, verlassenen Kranken,
Säusl ihm durchs Fenster, das blühende Reben umranken,
Sprich ihm ins Herz,
Himmlischer Tröster im Schmerz,
Göttliche Friedensgedanken.

Weh um des Sterbenden Stirne mit kühlenden Palmen,
Oeffn ihm den Blick nach der Ewigkeit sonnigen Almen,
Flüstr ihm ins Ohr
Töne vom oberen Chor,
Klänge von himmlischen Psalmen!

Karl Gerok.

Digitized by Google

Die Frauenschlacht auf Borkum.

Geschichtliche Novelle von Ludwig Rasen.

(Fortsetzung.)

III. Das Gericht.

„Aleida, es ist jemand an der Thür, hörst Du nicht den schrecklichen Lärm?“ fragte die aus dem Schlafe aufgeschreckte Mutter.

Da Aleida noch gar nicht geschlafen hatte, so hatte sie natürlich den Lärm sogleich vernommen und erwiderte: „Ich will aufstehen und zusehn, was es ist.“

Sie warf rasch einen Rock über und schob den Riegel zurück, indem sie fragte: „Wer hat in so später Nachtzeit hier etwas zu suchen?“

Mit erheuchelter Höflichkeit, durch welche der boshafteste Hohn unverkennbar durchklang, sagte Tjeert: „Ah, sein Ihr es, Jungfer? wie geht es Euch, Jungfer?“

„Was sind das für Narrenspossen?“ rief Aleida in großem Zorn. „Ist es jetzt Brauch, auf der Insel die Leute aus dem Schlafe zu wecken um nichts und wieder nichts? Das werde ich Dir gedenken, Tjeert Sniers!“

„Nichts für ungut, Jungfer, aber weil wir ein nothwendiges Wort mit Folkert Wybrand zu sprechen haben, so mußten wir schon in später Nachtzeit kommen und Euch stören.“

Die Ahnung, ja die Gewißheit, daß Folkerts Besuch am Abend beobachtet und falsch gedeutet worden sei, machte das Mädchen plötzlich unsicher, und obgleich sie zornigen Trotz in ihren Ton zu legen suchte, so zitterte derselbe doch ein wenig, als sie sagte: „Was geht uns Folkert Wybrand an? sucht ihn in seinem Hause und nicht hier, wo eine ehrsame Wittfrau mit ihrer Tochter allein wohnt.“

Tjeert bemerkte zu gut die Unsicherheit in Aleidas Stimme, um seinen Vortheil nicht zu verfolgen; er sprach bitter: „Warum sagt Ihr nicht: eine ehrsame Wittfrau mit ihrer ehrsamen Tochter?“

Der Zorn Aleidas lederte hoch auf. „Unverschämter Mensch, der Du bist! Wenn Du nicht gleich gehst, so nehm ich den Besen und schlag ihn Dir um die Ohren!“

„Sachte, sachte, Jungfer! Wir gehn nicht eher fort, bis wir mit Folkert Wybrand gesprochen haben, und wir wissen, daß er im Hause ist.“

„Das ist eine schändliche Lüge!“ rief Aleida, stieß Tjeert, der halb in die Hausthüre getreten war, durch einen gewaltigen Stoß auf die Brust zurück, schlug die Thüre zu und schob den Riegel vor.

Die Mutter hatte die ganze Verhandlung mit angehört und war dadurch in die höchste Beunruhigung versetzt; sie sprach zu der wieder eintretenden Tochter: „Um des Himmels willen, Aleida, wie verhält sich die Sache? Folkert Wybrand ist doch nicht im Hause?“

Aleida verneinte dies, erzählte aber nun der Mutter vollständig und wahrheitgemäß, was am Abend zwischen ihr und Folkert vorgegangen war, worauf die Mutter in sorgenvoller Bekümmerniß den Kopf schüttelte, aber zugleich frommergeben sprach: „Ich glaube Dir alles, mein Kind, Du bist immer rechtschaffen und ehrbar gewesen, Du bist nicht Schuld an diesem Unglück, und der liebe Herrgott möge alles zum Besten lenken.“

Der Schwarm draußen, der sich bis dahin auf stille Beobachtung beschränkt hatte, verwandelte sich nun in ein geräuschvolles Belagerungsheer. Man zog schreiend und Spottlieder singend um das Haus, man ließ Getränke aus dem Wirthshause holen und versetzte sich dadurch in eine noch ausgelassene Stimmung. Die Nachbarn wurden wach und schauten aus den Fenstern oder traten auf den Thüren, um sich nach dem wüsten Lärm zu erkundigen, aber auf die Antwort: „Folkert Wybrand ist bei Aleida Bisser!“ zogen sie sich kopfschüttelnd zurück, wohl wissend, daß in solchem Falle der Gerechtigkeitspflege durch die jungen Leute keine Schranke gesetzt werden könne. Für die belagerten Frauen war natürlich an Schlafen nicht zu denken, Aleida nöthigte jedoch ihre Mutter, im Bett zu bleiben, während sie selbst sich vollständig ankleidete, die Lampe anzündete und sich in einer Ecke der Stube niederließ, den weitern Verlauf der Dinge erwartend.

Noch viel schlimmer war es dem armen Folkert auf seinem Heulager zu Muthe. Als er die laute Berhandlung an der Thüre gehört hatte und nun den Lärm des Haufens um das Haus herum vernahm, aus welchem öfter der Ruf: „Folkert Wybrand heraus!“ deutlich erscholl, da konnte er sich freilich den Zusammenhang gut genug reimen, denn er war ja nicht unbekannt mit dem heimischen Gebrauche und hatte selbst schon einen ähnlichen Fall erlebt, aber es war ihm unmöglich, zu einem festen Entschlusse zu gelangen. Obgleich es ihm durchaus nicht an Muth fehlte, so bekämpfte er doch den Gedanken, aus dem Hause unter die wilde Schar zu treten, durch die freilich sonderbare Ansicht, daß es eine Art von Feigheit sei, den mittelbaren und unmittelbaren Aufforderungen da draußen nachzugeben, er machte es daher am Ende, wie es mancher Mensch in einer verzweifelten Lage macht, er wollte lieber die Dinge an sich herankommen lassen als ihnen entgegentreten, und bereitete sich mehr zu einem energischen Widerstande als zu einem selbstthätigen Auftreten vor. Jedoch stieg er von seinem Lager herab, tappte so lange umher, bis er sich einer Hengabel bemächtigen konnte, und erstieg mit dieser furchtbaren Waffe den Heuhaufen wieder.

So verging die Nacht.

Sobald die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne auf den ansehnlichen Kirchthurm fielen, ertönte ein wildes Jubelgeschrei um das Haus, und der Angriff wurde sofort begonnen. Grade die Scheune war am leichtesten zugänglich, denn ihre große aber leichtgearbeitete Thüre wurde nur von innen durch einen schwachen hölzernen Schieber geschlossen, sie gab daher fast schon dem ersten Drucke nach, und ein Theil der wilden Genossen stürmte sogleich herein mit dem Rufe: „Folkert Wybrand, wo bist Du? Folkert Wybrand, heraus!“

Bevor sie jedoch begonnen hatten, die Verstecke zu durchforschen, glitt Folkert vom Heuhaufen herab, die Hengabel in der Hand. Ein jubelnder Aufschrei: „Hier ist er! Hier ist er!“ zog alsbald die übrigen, welche andre Räume durchsuchen wollten, in die Scheune, und Folkert sah sich von dem ganzen Schwarm umgeben, ohne daß sich jedoch einer ihm zu nähern wagte, da er mit seiner Waffe und mit den drohenden Blitzen seiner Augen eine furchteinflößende Stellung einnahm.

„Ja, hier ist Folkert Wybrand, was wollt Ihr von ihm?“

Die Nächststehenden wichen zurück, so daß sie einen Halbkreis um ihn bildeten. Ihre Augen richteten sich auf Tjeert, in dem sie ihren Sprecher voraussetzten, aber ihm schien vor grimmiger Wuth die Sprache zu verfagen. Da trat Roelf Kakker einen Schritt vor und sagte: „Was wir wollen? wir wollen Dich fragen, ob Du mit Aleida Bisser verlobt bist oder nicht?“

Folkert schwieg. Es erhob sich ein schadenfrohes Gefluster unter dem Haufen.

„Bist Du mit Aleida Bisser verlobt?“ fragte Derk Ohlsen nachdrücklich.

„Ja!“ erwiderte Folkert, aber obgleich er das inhaltschwere Wörtchen möglichst entschieden zu sprechen versuchte, so fühlte er doch, wie ein kalter Schweiß aus seinem Körper drang.

Die Wirkung auf die Anwesenden war verschieden. Die es mit Folkert gut meinten, freuten sich aufrichtig, diejenigen aber, die auf einen tollen Spektakel gerechnet hatten, fühlten sich enttäuscht, Tjeert knirschte zornig mit den Zähnen.

„Halleh!“ rief Upke Haan, „da haben wir eine Verlobung, laßt uns gleich durchs Dorf ziehen. Wir wollen rufen, daß man's bis zum Ostland hören kann: Folkert Wybrand und Aleida Bisser sollen leben hoch!“

„Noch nicht!“ rief eine gebieterische Stimme und hemmte das Vorhaben des Schwarmes, in Upkes Ruf einzustimmen.

Aleida hatte unbemerkt hinter den letzten gestanden, sich jetzt aber durchgedrängt, und stand nun dicht vor Folkert. Ihre Muskeln zitterten vor Aufregung, ihre Brust flog, ihre Augen schleuderten Blitze auf Folkert, die Arme hatte sie trotzig in die Seite gestemmt. Folkert preßte die Lippen zusammen, konnte aber den Blick des zornigen Mädchens nicht aushalten, sondern mußte die Augen niederschlagen.

Digitized by Google

„Er lügt," sprach Aleida laut und bestimmt, „er lügt wie ein rechter Lügner, ich bin nicht mit ihm verlobt."

„So stepp! das ist ein anderes Ding!" rief Derk Ohlsen.

„Aber Du hast ihn doch über Nacht im Hause gehabt?" fragte Tjeerd, der wieder aufzuathmen begann.

„Das ist nicht wahr. Er kam gestern Abend ins Haus, und ich hatte ihn wahrhaftig nicht gerufen; er sprach davon, daß ich seine Frau werden sollte, und ich antwortete ihm, daß ich keine Lust dazu hätte; ich wies ihn aus dem Hause und verbot ihm wiederzukommen, bis ich ihn riefe, und ich habe nicht anders gewußt, als daß er wirklich fortgegangen sei. „Nun hat sich der schlechte Kerl, der er ist, im Golf versteckt, um mich armes Mädchen um meine Ehre zu bringen oder mich zu zwingen, daß ich einwillige, ich sei mit ihm verlobt. Aber diese Kniffe helfen ihm nichts. Ich kann bei meinem Gott und Heiland schwören, daß ich nicht mit ihm verlobt bin und daß alles sich so verhält, wie ich gesagt habe."

Die jungen Männer blickten unwillig auf Folkert, nur sein Freund Upke Haan fragte ihn mitleidig: „Spricht sie die Wahrheit, Folkert?"

Folkert schwieg.

Aleida trat noch näher auf ihn zu und sprach heftig: „Ich frage Dich bei Gott und Deinem Gewissen, ob es nicht ganz die Wahrheit ist, was ich sage?"

Folkert faßte sich zusammen und sagte mit gepreßter, fast keuchender Stimme: „Ja, es ist so, wie sie sagt. Ich wäre gleich aus dem Hause gegangen, aber wie ich sah, daß jemand davor war, wollte ich warten, bis alles ruhig wäre, und bin darum hier in der Scheune geblieben. Ich habe allein die Schuld, Aleida ist so rein wie ein weißer Vogel, an dem keine schwarze Feder ist."

„Aber Du hast ja gesagt," rief Tjeerd giftig, „Du wärest mit ihr verlobt!"

„Das sag' ich noch jetzt, wenn Aleida es zufrieden ist."

Aleida aber sprach heftig: „Ich wollte eben so gern mit einem Seehund verlobt sein als mit Dir!"

Triumphirend sagte Tjeerd: „Die Sache ist also klar. Er ist nicht mit Aleida verlobt, und darum muß er durch den Kolk gezogen werden."

„Ja," setzte die erbitterte Aleida hinzu, „zieht ihn meinetwegen durch die See bis nach Rottum*) und wieder zurück, mir soll's recht sein."

„Ahoi, Jungens, faßt an!" rief Tjeerd.

Aber Folkert schien nicht in der Stimmung, sich ruhig anfassen zu lassen. Er war jetzt todtbleich, und seine Augen leuchteten unheimlich. Mit der einen Hand stieß er Aleida, die ihm zunächst stand, unsanft zurück, daß sie zwischen den Haufen flog, mit der andern Hand schwang er die Hengabel, indem er mit zitternder aber doch furchtbar eindringlicher Stimme sagte: „Bleibt mir vom Leibe, oder es gibt ein Unglück! Wer mich anfaßt, der ist des Todes, und ich steche so viele von den andern nieder, als ich kann, bis ich selbst todt bin. Meine Leiche könnt Ihr durch den Kolk ziehen, aber mich sollt Ihr nicht lebendig durchziehen."

Der Kreis um ihn erweiterte sich, denn jeder fühlte, daß dies bittrer Ernst sei. Die jungen Leute fürchteten sich nicht, denn die Friesen gehören zu den muthigsten Menschen, aber sie waren für den Augenblick unentschlossen, und nur die Hinterstehn griffen nach den ersten besten Geräthen, die zur Hand waren und als Waffen dienen konnten.

Folkert nahm wieder das Wort und sprach: „Unsere Satzung sagt, daß ein Liebhaber durch den Kolk gezogen werden soll, wenn er sich nicht bereit zur Verlobung erklärt, ich hab' aber erklärt, und erkläre noch jetzt, daß ich Aleidae Verlobter sein will, wenn sie's zufrieden ist, Ihr habt also kein Recht, Hand an mich zu legen und mich durch den Kolk zu ziehen, und verdammt soll jeder sein, der es versuchen will. Wie ich hierher gekommen und über Nacht in der Scheune geblieben bin, wißt Ihr. Und nun gebt mir Raum, oder es ist ein Unglück für Euch und mich!"

Rasch auf den Haufen zuschreitend und zwar gerade auf die Stelle, wo Tjeert stand, warf er diesen mit riesiger Kraft bei Seite und ging durch die Verblüfften stolz hindurch, eh' sie sich recht besinnen konnten. Vor der Thüre warf er die Hengabel weg und schritt fest und langsam von dannen.

Der Erste, der das Wort nahm, war Upke Haan: „Er hat eigentlich Recht. Wenn er sagt, er wolle seinerseits mit Aleida Visser verlobt sein, so können wir ihm nichts thun."

„Er hätte aber doch eigentlich durch den Kolk gezogen werden müssen!" sagte der junge Eilert Lieks, der sich sehr ungern ein Schauspiel, bei dem er zum ersten Mal eine thätige Rolle gespielt hätte, entgehen zu lassen schien.

Aber Tjeert, welcher seine Besinnung wiedergewonnen hatte und seine Partie genommen haben mochte, sagte mit aufgeregtem Tone: „Laßt den Kerl laufen! Es ist nur gut, daß das schönste und beste Mädchen von Borkum, Aleida Visser, nichts mit dem querköpfigen Menschen zu thun gehabt hat und zu thun haben will; es wäre ja Jammerschade gewesen, wenn sie an den Bitzem gekommen wäre. Wer aber ein Wort zur Unehre von Aleida Visser sagt, dem werd' ich das Maul stopfen, daß er sein Leben lang daran denken soll."

Aber Aleida, die jetzt fast ebenso bleich war, wie vorher Folkert, wandte sich gegen ihn und sagte mit Anfangs unterdrückter, dann aber immer stärker hervortretender Heftigkeit: „Du magst wohl selbst ein Bitzem sein, Tjeert Sniers! Du brauchst nicht um meine Ehre zu sorgen, Du hochmüthiger Mensch, und ich frage noch Dir ebenso wenig wie nach Folkert Wybrand, und daß Du's nur weißt, so verbiete ich Dir, jemals wieder die Schwelle meines Hauses zu betreten. Du allein hast diesen ganzen Lärm angezettelt, und ich wollte, daß Dich die Walfische dafür fräßen, wenn sie so schlechte Speise fressen könnten!" Nach dieser leidenschaftlichen Rede kehrte sie um und ging ans der Scheune ins Wohnhaus.

Sehr verdutzt stand Tjeert da, und es fehlte nicht an Blicken, die mit dem Ausdrucke der Schadenfreude auf ihm weilten. Dann verließ man allmälich die Scheune, den sonderbaren Vorfall besprechend und nach verschiedenen Seiten hin erörternd.

IV. Die Gefahr.

Die ganze männliche Bevölkerung der Insel, so weit sie in rüstigen Jahren stant, hatte sich auf den eignen Fahrzeugen eingeschifft nach Amsterdam, um auf den Walfischfang auszuziehen. Nur Greise waren zurückgeblieben, aber deren waren nicht viele, denn das Schifferleben, zumal bei den damaligen unvollkommenen Verhältnissen der Seefahrt, führte eine große Menge von Männern einem frühen Tode in rüstigen Jahren entgegen. Die Frauen mußten allen Geschäften obliegen: das Vieh besorgen, Garten oder Feld bestellen, den Roggen auf der Roßmühle mahlen, kurz was nur vorkam, und es stand ihnen bevor, wenn das lustig wachsende Gras der unabsehbaren Wiese gezeitigt sein würde, zu mähen und das Heu einzufahren.

Es war eigenthümlich genug, wenn Sonntags in der einfachen aber geräumigen Kirche die Gemeinde sich zum Gottesdienst versammelt. Da saßen in zwei Bänken einige alte Männer mit weißen Haaren und zitterndem Haupte; in ein Paar andern Bänken drückten sich die Knaben scheu zusammen, denn sie fühlten sich gleichsam vereinsamt und verlassen; über den übrigen Raum waren nur Frauenzimmer verbreitet. Aber auch diese machten kaum einen sonntäglichen Eindruck, denn während an sich ihre Tracht meist dunkelfarbig war, so fehlte jetzt wie in stillschweigender Uebereinkunft jeder Schmuck; selbst die silbernen, in einzelnen Fällen auch vergoldeten „Ohreisen", die sonst mit ihren breiten Platten sich über die Schläfe legten, wurden zu Hause gelassen. Wenn nun der begreiflicher Weise dünne Gesang und der matte Kanzelvortrag des alten zahnlosen Prädikanten oder Domine, beides in holländischer Sprache, ertönte, so machte das einen sehr melancholischen Eindruck.

Ein junger Mann war freilich im Dorfe, Folkert Wybrand, aber der ließ sich weder in der Kirche noch sonstwo sehen, denn er war gleichsam wie geächtet oder kam sich doch so vor.

Die weibliche Dorfbevölkerung hatte fast ohne Ausnahme Aleidas Partei genommen, und daß Folkert allein sich von dem Zuge ins nördliche Meer ausgeschlossen hatte, setzte ihn einer noch größeren Mißachtung aus. Er lebte darum ganz für sich und ging am liebsten, wenn es Wind und Wetter erlaubten, auf seinem kleinen Fahrzeug in See, wobei er nur den halbwüchsigen Sohn seiner Nachbarin mitnahm, theils um zu fischen, theils um müßig herumzukreuzen. Er

*) Eine kleine holländische Insel, einige Seemeilen von Borkum entfernt.

Digitized by Google

hoffte, dabei auf ein Schiff zu treffen, das ihn mit nach Hamburg nehmen könne, aber bis dahin vergebens, so daß er endlich beschloß, nach Greetsiel überzusetzen und dann den unliebsamen Landweg nach Hamburg anzutreten, aber es trug sich etwas zu, was die Ausführung dieses Entschlusses verhinderte.

An einem schönen hellen Sonntagsmorgen fuhr Folkert auf der sogenannten West-Ems, der Meeresöffnung zwischen den Inseln Borkum und Rottum, den schwachen Nordwestwind benutzend, um sein Fahrzeug bald hierhin bald dorthin kreuzen zu lassen, während er sich Träumereien und Gedanken meist trüber Art überließ. Schweiste der Geist auch noch so weit in die Ferne, so zog ihn doch der mächtige Kirchthurm von Borkum, der als weitwahrnehmbares Merkzeichen für die Seefahrer galt, immer wieder nach der Heimat zurück, und erinnerte ihn an das, was er dort geheißt und verloren hatte. Da näherte sich ein Fahrzeug gleicher Größe von Rottum her, das alles, was es von Segeln besaß, beigesetzt hatte. Folkert hielt auf den Lauf des Schiffes zu aus jener begreiflichen Neugierde, die dem Insulaner jedes kleine Ereigniß dieser Art bemerkenswerth und wichtig macht. Solcher Gestalt näherten sich beide Schiffe hinlänglich, um sich gegenseitig anrufen zu können.

„Seid Ihr von Borkum?“ erscholl es von drüben.

„Ja!“ war Folkerts Antwort.

„Ich will mit Euch sprechen.“

„Gut.“

Die Schiffe näherten sich nun rasch, und Folkert war nicht wenig erstaunt, den ihm wohlbekannten Vogt von Rottum mit seiner ganzen Familie — übrigens die einzigen Bewohner der kleinen holländischen Insel — auf dem Schiffchen zu sehen, und dabei Kasten und Kisten und allerlei Geräthe, wie wenn die Familie auf dem Umzug begriffen wäre. Als sie neben einander lagen, fand Folkert keine Zeit, nach dem Grund dieser seltsamen Erscheinung zu fragen, denn der Holländer, der sich offenbar in großer Aufregung befand, sprach hastig: „Wir sind auf der Flucht.“

„Auf der Flucht? vor wem?“

„Vor dem schwarzen Rolf.“

Der schwarze Rolf war ein höchstberüchtigter Seeräuber, von dessen Kühnheit und Grausamkeit jeder Mund auf diesem Meere und an seinen Küsten Wunderdinge zu erzählen wußte.

„Der schwarze Rolf — — es ist ja wohl nicht möglich?“

„Gott sei's geklagt, es ist die reine Wahrheit. Er liegt jetzt mit seinem Schiff bei Rottum. Wir waren gewarnt und hatten das Beste von unsrer Habe eingepackt. Als wir ihn ganz früh mit der ersten Flut herankommen sahen, gingen wir in See. Unser Haus und Vieh und was wir sonst nicht mitnehmen konnten, mußten wir dem Bluthund überlassen.“

„Wo wollt Ihr denn nun hin? wollt Ihr nach Borkum?“

„Warum nicht gar? meinst Du denn, der schwarze Rolf käme nicht nach Borkum, wo mehr zu holen ist wie auf Rottum? Und der schwarze Rolf weiß recht gut, daß Eure Mannschaft über See ist.“

Siedendheiß wurde Folkert sich dieser schlimmen Thatsache bewußt und seufzte tief auf.

Der Holländer fuhr fort: „Nein, wir wollen nach Delfzyl, wo wir sicher sind. Seht Ihr auf Borkum zu, ob Ihr auch flüchten könnt, sonst nehme Euch der allmächtige Gott in seinen Schutz.“

Damit trennte er sich von dem Borkumer Schiff.

Einige Augenblicke war Folkert fassungslos, dann aber ermannte er sich und sagte sich, daß jetzt jede Minute zu kostbar sei, um unbenutzt verloren zu werden, er hielt also scharf auf seine Insel zu.

Der Domine hatte seine Predigt geschlossen mit einer Fürbitte für die zur See fahrenden Borkumer, und alle Anwesenden stimmten von Herzen ein, dann aber mit dem Gebet, daß Gott den Strand segnen möge. Die Andächtigen verließen das Gotteshaus und bildeten wie es zu geschehen pflegt, vor demselben verschiedne plaudernde Gruppen.

Plötzlich drängte sich Folkert durch die Versammelten. War seine Erscheinung überhaupt schon auffallend, so machte sein erhitztes Aussehn und sein unheilverkündendes Gesicht noch mehr Eindruck. Man wich ihm scheu aus, als er auf den Geistlichen zueilte, der eben die Kirche verließ; derselbe war bei dem Anblick des jungen Mannes schon von Herzen erschrocken, bevor er noch wußte, um was es sich handelte.

Folkert flüsterte ihm zu: „Domine, der schwarze Rolf ist zu Rottum und kommt gewiß auch hierher. Was sollen wir thun?“

Wie von einem Blitz getroffen, starrte der Geistliche ihn an. Ohne zu wissen, was er sprach, stammelte er nur die Worte nach: „Der schwarze Rolf — — was sollen wir thun?“

„Ja, was rathet Ihr?“

„Ich rathen? Ich weiß keinen Rath! Ich will nach meinem Hause und mich darin verschließen. Der Höllenbrand mit seiner teuflischen Rotte wird sich nicht an einem geweihten Diener des Herrn vergreifen. Sonst weiß ich keinen Rath.“ Nach diesen Worten eilte er so hastig, als ihn seine Beine nur tragen wollten, mitten durch die höchlerstaunten Gruppen und verschwand bald um die nächste Ecke.

Folkert sandte ihm einen Blick voll Bitterkeit nach und wandte sich dann mit gesammelter Geistesgegenwart dem zu, was zunächst zu thun war. Da der Kirchthurm keine Glocken besaß, so hatte man die Glocke eines gestrandeten Schiffes neben dem Thurm in einem dazu errichteten Holzgerüste aufgehängt. Auf diese schritt Folkert los, ergriff den Strang und läutete aus allen Kräften. Die immer mehr in Verwunderung gesetzte Menge versammelte sich dichtgedrängt auf dem Kirchhofe, und es sah wunderlich genug aus, wie zwischen den Köpfen die Grabsteine hervorragten.

Als Folkert sich von allem Volke umgeben sah, sprach er mit lauter, sicherer Stimme: „Ihr Leute, ich muß Euch eine böse Nachricht sagen, der schwarze Rolf ist in der Nähe.“ Zugleich berichtete er kurz sein Zusammentreffen mit den Rottumern.

Seine Worte riefen ein sprachloses Entsetzen hervor.

„Er liegt mit seinem Schiff bei Rottum, und es ist so gut wie gewiß, daß er heute Nachmittag mit der Flut nach Borkum kommen wird.“

Nun fand das Entsetzen einen Ausdruck. Die Weiber jammerten und rangen die Hände, die Greise zitterten und lallten Gebete, die Kinder glotzten verstört in das Ganze hinein.

„Geht Ruhe!“ rief Folkert laut und gebieterisch, und redete nach leidlich hergestellter Ruhe weiter: „Zum Jammern und Klagen ist jetzt keine Zeit, wir müssen rasch überlegen, was wir thun wollen.“

Nur ein verwirrtes Stöhnen und Schluchzen antwortete der Ansprache und lieferte den Beweis, daß man rathlos sei.

Folkert wandte sich an die Greise. „Jan Smidt, was thun wir am besten?“

„Ich denke,“ erwiderte Jan Smidt, „wir gehen auf die Schiffe und fahren nach Greetsiel.“

„Ja, auf die Schiffe, auf die Schiffe!“ rief es von verschiednen Seiten und den Haufen der Frauen.

Mit Kopfschütteln sprach Folkert: „Das wird wohl kaum angehn. Da unsre Mannen mit so vielen Schiffen weg sind, so sind nur noch drei da, auf denen hat nicht so viel Volk Platz, und zurückgelassen dürfen wir niemand. Und bis wir alles zur Abfahrt klar gemacht haben, ist der schwarze Rolf in der Nähe und bohrt oder schießt uns in Grund. Was sollten wir aber auch in Greetsiel, wenn wir glücklich hinkämen? Ja, wenn unser Amtmann uns aufnehmen könnte, der würde uns schon helfen, aber die Mannschaft führen da ein fürchterliches Regiment. Das bischen Hab und Gut, was wir mitbrächten, nähmen sie uns gleich weg.“

Es erhob sich kein Widerspruch, und Jan Smidt schien selbst keine Einwendung machen zu können.

Da drängte sich Willem Otken vor und sprach: „Wir thun immer am besten, wenn wir es so machen, wie es unsre Väter und Vorväter machten. Als ich jung war, legten sich die Orlogschiffe von Westfriesland vor die West-Ems und nahmen den Emdenern alle Handelsschiffe weg. Da schickten die Emdener auch Orlogschiffe, und es sollte hier bei Borkum zu einer grausamen Seeschlacht kommen, darum flüchteten alle Leute, Große und Kleine, Männer und Frauen, mit ihrem Geld und was sie sonst mitnehmen konnten, nach dem Ostland.*) Es erhob sich aber ein gewaltiger Sturm, das Admiralschiff der Holländer und drei andre große Schiffe gingen unter, und es kam nicht zur Schlacht. Aber wie wir damals thaten, so sollten wir jetzt wieder thun, wir sollten nach dem Ostland flüchten.“

*) Der östliche Theil der Insel, von etwa fünf Familien bewohnt und vom Westland durch eine dünenlose, den hohen Fluten ausgesetzte Sandebene (Watt) in der Ausdehnung einer Stunde getrennt, welche die Einwohner „Tüskendöhr“, die Zwischenburch nennen.

Digitized by Google

Hopfenernte in Schwaben.

Originalzeichnung von Th. Pixis.

Digitized by Google

Diesen Vorschlag wies Folkert mit noch stärkerem Kopfschütteln zurück, indem er sagte: „Der schwarze Rolf kann nur am runden Platz in der Fischerbalgen anlegen, da ist er dem Ostland noch näher als dem Westland, und wir wären da wie eine Herde Schafe, unter die ein toller Hund kommt."

Auch hierauf wußte niemand etwas zu erwiedern.

Da sagte Gepke Teerling, die Frau des Ortsvorstehers, deren Gesicht und Geberde große Entschlossenheit verkündeten: „Was ist denn Deine eigne Meinung, Folkert? Du meinst es gut mit uns, das ist klar, denn Du hättest Dich leicht retten können, wenn Du auf Deinem Schiff den Rottumern gefolgt wärest. Wir alle thun, was Du uns räthst, nicht wahr, Ihr Frauen und Mädchen?"

„Ja, ja!" rief es von allen Seiten.

Folkert richtete sich hoch auf. Seine Gesicht drückte den strengsten Ernst aus, aber zugleich ein innres Bewußtsein von der tiefen Bedeutung des Augenblicks, das sein ganzes Wesen veredelte und vergeistigte. Obgleich bei seinen Zuhörerinnen die Herzensangst jede solche Wahrnehmung zurückdrängte, so huldigte doch wohl manche unbewußt der so ganz ungewöhnlichen Erscheinung, wenigstens bei einer war dies bestimmt der Fall, alle aber fühlten sich gehoben und ermuthigt bei dem Anblick.

Mit klarer fester Stimme sprach Folkert: „Was uns der schwarze Rolf bringt, wissen wir. Er wird unser Vieh rauben, unser Hab und Gut plündern, unsre Häuser anzünden. Uns wenigen Männern steht ein sicherer Tod bevor, wenn wir uns nicht etwa feig in den Dünen verstecken, und das werde ich wenigstens nicht thun. Ein schlimmeres Schicksal steht Euch Frauen und Mädchen bevor. Die Seeräuber, die mehr Teufel wie Menschen sind, werden Euch vielleicht das Leben lassen, aber sie werden Euch mehr nehmen, Eure Ehre, die freien friesischen Frauen immer das höchste Gut gewesen ist. Wenn unsre Mannen im Herbst zurückkommen, so werden sie nicht klagen über die Brandstätten, über das verlorne Eigenthum, über das geraubte Vieh, aber sie werden in Verzweiflung sein über ihre Frauen, ihre Töchter, ihre Schwestern. Zur Flucht nach dem Festland ist keine Zeit, das Ostland bietet auch nicht die geringste Sicherheit, die Dünen gewähren keinen Schutz. Darum sage ich: es gibt nur Eins, was Ihr thun könnt, Ihr müßt Euch wehren, so gut Ihr könnt! In Euren Adern fließt friesisches Blut, Eure Arme sind stark, Ihr könnt Waffen so gut führen wie Männer. Darum kämpfet für Eure Ehre, Ihr kämpft dann zugleich für Euer Leben und Euer Eigenthum. Fallet Ihr in dem Kampf, so fallet Ihr in Ehren; die Männer werden Euch betrauern, aber sie werden Euer Andenken segnen. Ich will das Beste thun, was ich kann, wer aber von Euch mit mir halten will im Kampf und, wenn es sein muß im Tod, der hebe die Hand auf!"

Gepke Teerling sagte: „Du hast gesprochen wie ein echter Friese. Ich will zu Dir halten in Leben und Tod."

Als sie zugleich die Hand aufhob, flogen alle andern Hände in die Höhe.

„So ist's recht!" rief Folkert mit gehobener Stimme. „Mit Gott gehen wir zusammen in den Kampf, und wenn wir sterben, so sterben wir in Gott."

Da trat Alcida Visser vor, das Angesicht glühend von Begeisterung, und sagte: „Ich schwöre bei Gott und dem Heiland, daß ich kämpfen will nach meinen besten Kräften, und daß ich mir selbst den Tod geben will, wenn wir unterliegen. Sollte ich eine andere sehn, die sich vor Verwundung oder Schwäche den Tod nicht geben kann, so soll sie mich anrufen, und ich will sie tödten, aber ebenso verlange ich, daß man mir thue. Wer mit mir auf diesen Bund eingeht, der sage es laut!"

„Wir schwören es!" wir schwören es!" riefen alle, indem sie abermals die Hände emporhoben.

Nachdem sich die Wogen der höchsten Aufregung einigermaßen gelegt hatten, und alle Blicke sich wieder auf Folkert richteten, von welchem man hören wollte, was nun zunächst zu thun sei, da sprach dieser: „Waffen finden wir genug, denn jedes Beil, jede Heugabel, jeder Dreschflegel, jedes Messer ist eine Waffe. Aber ich rathe noch etwas anderes. Geht in Eure Häuser und thut von Mannskleidern an, was Ihr findet; wer keine hat, bekommt sie in einem Nachbarhause. Wenn wir so die Seeräuber am Strand erwarten, so meinen sie, die Männer wären wieder da, und vielleicht kehren sie dann um, ohne eine Landung zu versuchen. Ich werde meine Kanone in Stand setzen, und die Männer, die hier sind, helfen mir Pferde davor zu spannen, wir fahren sie dann nach dem runden Platz. Die Kinder können nach den westlichen Dünen gehn und auslugen, ob sie etwas vom Räuberschiff sehen. Wir müssen aber eilen, denn die Flut hat schon angefangen, und in zwei Stunden kann der schwarze Rolf in den Balgen liegen."

Diese Anordnungen wurden vollständig gutgeheißen und in Eile befolgt. Es dauerte nicht lange, so fuhr die Kanone mit dem Munitionskasten unter Folkerts Leitung ab, begleitet von dem seltsamsten Aufzug, den man sich denken konnte. In den oft wenig passenden Mannskleidern, mit alten Schifferhüten auf dem Kopf, die verschiedenartigsten Waffen tragend: so bildeten die Weiber eine Maskerade, welche sie selbst zum Lachen gereizt haben würde, wäre die Veranlassung nicht so furchtbar ernst gewesen.

Man mußte durch die Wiese, dann durch die nicht eingedeichte Außenweide, und endlich über das Watt oder „Tüskendehr" ziehen, was über eine Stunde hinnahm, aber der sogenannte runde Platz war die einzige Stelle, wo ein größeres Schiff eine Landung versuchen konnte, indem an allen andern Stellen der Strand sich so allmälig abflachte, daß selbst ein Boot weit ins Wasser getragen werden mußte, bevor es schwimmen konnte. Das Fahrwasser aber oder die sogenannten Fischerbalgen, erstreckte sich damals an jener Stelle näher an das Ufer, so daß auch ein großes Schiff weiter an das Ufer heranlommen konnte als jetzt, wo die Dampfschiffe, die während der Badezeit den Verkehr vermitteln, ziemlich entfernt vom Ufer vor Anker gehen, übrigens aber genau an derselben Stelle, wo man damals das Seeräuberschiff erwarten mußte.

Noch hatte man nicht ganz den runden Platz erreicht, da kamen einige Jungen nachgesprungen und meldeten, daß der schwarze Rolf in Sicht sei und auf die Insel zuhalte, ja man konnte bald selbst das duftige nebelartige Gebilde eines unter vollen Segeln gehenden Schiffes wahrnehmen. Man verdoppelte also Eifer und Eile.

V. Der schwarze Rolf.

Wir befinden uns, um wenige Zeit zurückgehend, auf dem Seeräuberschiff, und zwar in der Kajüte des Capitäns. Sie ist niedrig und klein; die Wände sind mit Waffen verschiedener Art bedeckt, dabei fehlt es doch nicht an einigem Luxus. Dahin gehören die kostbaren Teppiche und Polster, die in einer Ecke die Stelle eines Ruhebettes einnehmen, ferner eine Art von Schenktisch von feinem Holz und kunstreicher Arbeit, in welchem die mannigfaltigsten Flaschen und Trinkgeschirre in eigens dazu bestimmte Einschnitte eingesenkt sind, endlich ein Spiegel von venetianischem Glas in kostbarer Einfassung, der zwischen den beiden kleinen Schrägfenstern angebracht ist.

Auf den Polstern lehnt in halbsitzender Stellung ein Mann im mittleren Lebensalter. Sein Gesicht ist vollkommen blaß und sticht gegen den tiefschwarzen Vollbart ab, der das ganze untre Gesicht bedeckt; das Haupthaar hat ohne Zweifel dieselbe pechschwarze glänzende Farbe, aber es ist durch eine enganliegende Kappe bedeckt, deren Rand mit Goldstickerei und deren Mitte durch eine schwere goldne Troddel geschmückt ist. Daß das Auge nicht, wie man erwarten sollte, eine dunkle Farbe und einen scharfen Ausdruck hat, vielmehr fast wasserhell ist und ohne allen Ausdruck oder Glanz in die Höhe wie in ein leeres Nichts starrt: diese Eigenthümlichkeit macht das Gesicht auf besondere Art widerwärtig und abstoßend. Die Kleidung ist bequem und leicht, aber einfach. Eine enganschließende lange Weste von ursprünglich seinem, nun aber verschossenem schwarzsammtem Sammt mit zwei Reihen silberner Knöpfe, hat eine weite wollne hellblaue Jacke von gleicher Länge zum leichten Ueberkleide. Die weiten Beinkleider werden durch einen breiten Gurt von gepreßtem Leder gehalten, an dem verschiedene Schleifen und Kapseln angebracht sind, um ihn im Nothfall mit mannigfaltigen Waffen zu spicken, während jetzt nur ein langes Messer mit kunstreichem Griff in langer Scheide daran hängt; nach unten verengern sich die Beinkleider und verlaufen in weiten faltigen Wasserstiefeln.

Das ist der gekrönte schwarze Rolf.

An dem Schenktisch beschäftigt sich ein halbwüchsiger Mensch, dessen Körperbau zart, dessen Gesicht anmuthig ist; sein Teint ist zart, feingeschweifte schwarze Brauen ziehen sich um die großen dunklen glänzenden Augen, deren Wimpern weichen langen Seidenfäden

Digitized by Google

gleichen. Das gleichfalls schwarze Haupthaar wird fast ganz durch ein dunkelblaues spanisches Netz umschlossen und nach dem Nacken herabgezogen. Ein bequemer wollner Rock von feinem braunem Tuch mit einer Reihe von Perlmutterknöpfen ist bis unter den Hals zugeknöpft, um welchen letzteren ein hellrothes seidnes Tuch lose geknüpft ist; die leichten Sommerbeinkleider stecken in kleinen Halbstiefeln von hellgelbem Leder. Das Alter des Jünglings mußte noch recht zart sein, denn keine Spur von Bart zeigte sich in seinem Gesicht.

Das Schiff verließ gerade den Ankerplatz von Rottum, wo einige Boote gelandet und mit Beute zurückgekehrt waren.

„Bist Du noch nicht fertig, Julio?“ fragte Rolf in spanischer Sprache.

„Ja, Meister, ich bin fertig.“ Mit diesen Worten kniete Julio neben Rolf nieder und reichte ihm einen Mischtrank mit einer kleinen zierlichen Hand, die schwerlich schon Bekanntschaft mit Waffen, geschweige mit Schiffstauen und Segeln gemacht hatte.

„Auf der kleinen Insel, die wir eben verlassen, ist niemand getödtet und nichts zerstört worden, Meister?“

„Nein, Julio. Die Menschen hatten sich geflüchtet, das wenige Vieh war verstreut, und es fanden sich nur viele tausende von Seevögeln da, die hier ihre Brüteplätze haben.“

„Fahren wir nun nach der andern Insel, die wir schon erblicken konnten?“

„Ja. Wir werden in höchstens zwei Stunden da anlangen.“

Die Leute werden sich auch geflüchtet haben?“ sagte Julio zögernd.

„Nein, Julio. Die Insel ist viel größer und wird von vielen Menschen bewohnt. Es sind große Herden von Vieh darauf.“

„Wirst Du da landen?“

„Gewiß. Wir müssen für einen Fleischvorrath sorgen, auch Butter einnehmen. Außerdem haben die Leute Geld und Gut, denn sie erwerben viel als Seefahrer.“

„Aber wenn so viele Menschen auf der Insel wohnen, so werden sie sich vertheidigen.“

„Sie würden es freilich thun, denn sie sind muthig und nicht ohne Waffen; aber ich weiß, daß alle wehrbaren Männer auf einem Seezug abwesend sind. Außer einigen schwachen Greisen werden wir nur Weiber und Kinder antreffen.“

„Du wirst diesen hilflosen Leuten nichts thun?“ fragte Julio mit ängstlicher Stimme, die fast rührend lautete.

Rolf zuckte die Achseln, indem ein leichtes Lächeln über sein Gesicht flog; er erwiderte: „Es werden sich unter den Insulanerinnen viele hübsche finden.“

„Aber Du wirst nicht nach einer hübschen Insulanerin ausschauen?“ rief Julio mit Heftigkeit.

„Nein, Julio, ich werde die Insel gar nicht betreten, sondern bei Dir auf dem Schiffe bleiben. Der dritte Theil der Mannschaft wird dafür sorgen, daß wir Fleisch, Butter, und was sich sonst zum Mitnehmen eignet, bekommen, das zweite Drittel wird seinem Vergnügen nachgehen, die übrigen bilden einen Rückhalt auf dem Schiff. Jedesmal nach sechs Stunden wechseln die Abtheilungen, so daß jede einmal an die Reihe kommt.“

Beruhigt sprach Julio wieder mit dem Tone einer gewissen Theilnahme: „Also sonst wird nichts Gewaltthätiges auf der Insel geschehen?“

Abermals zuckte Rolf die Achseln und antwortete mit gleichmüthiger Stimme: „Was sich etwa noch von männlichem Geschlechte auf der Insel befindet, wird wohl so klug sein, sich bei Seite zu halten, sonst stehe ich für nichts. Wenn alles vorbei ist, so pflegen meine Jungen wohl Feuer an die Häuser zu legen, und ich kann ihnen den kleinen Spaß nicht wehren.“

„Willst Du nicht lieber befehlen, die Wohnungen unbeschädigt zu lassen? Wenn die armen Männer von ihrem Seezug zurückkommen, so ist's doch schlimm für sie, wenn sie ihre Häuser nicht finden.“

Ein kämenisches Lächeln durchzuckte des Seeräubers Gesicht, als er sagte: „Sie finden manches nicht so wieder, wie sie es verlassen haben, das ist nun einmal nicht anders.“

Julio erwiderte nichts hierauf, sondern versank in ein sinnendes Schweigen. Endlich nahm er wieder das Wort: „Meister, hast Du noch nicht so viel erworben, daß Du Deine Seefahrten aufgeben kannst?“

Rolf antwortete nicht auf diese Frage.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen deutschen Gauen.

Im Schwabenland zur Hopfenzeit.

(Mit Abbildung.)

Was kann Dir aber fehlen,
Mein theures Vaterland?
Man hört ja weit erzählen
Von Deinem Segensstand —

singt Uhland von seinem lieblichen Heimatlande, und recht mit Behagen hört der Schwabe, zumal wenn er unter dem Mangel an altem Recht, das Uhland beklagt, noch nichts zu leiden gehabt hat, die Reichthümer und die Schönheit seines Ländchens preisen in dem anmuthigen Gedicht. Und nachdem Korn und Wein, Fische, Wild und Herden, treue Frauen und redliche Männer im Gedichte aufgezählt sind, wird der Schwabe mit Selbstgefühl hinzusetzen: „und d' Hopfen hat er erst noch vergessen.“

Den Hopfen hat er allerdings nicht mit angeführt unter den Schätzen seiner Heimat; Uhland stammt noch aus den alten, guten Tagen, wo man nur Wein, purpurrothen oder goldhellen Wein im Sinn hatte, wenn man von Getränken sprach. Ein Biertrinker war er nicht, zur Zeit wo er sang, vorrde noch wenig Hopfen in Würtemberg gebaut, erst in den Abend seines Lebens ragten die Hopfenstangen herein, und er hat vielleicht manchmal beklagt, daß diese langen, geraden Grenadiere der lanschaftlichen Schönheit Eintrag thun und seinen alten Freund, den Apfelbaum, so häufig verdrängen.

Trotz aller Versuche, den König Gambrinus in Bild und Lied zu verherrlichen, wird das Bier doch immer die Stellung eines Plebejers einnehmen neben dem edeln Wein. Ich liebe im ganzen die Trinklieder nicht, doch klingt unlengbar durch manches ein Hauch echter Poesie. Ein Bierlied ist mir nicht bekannt, und wenn es eins gibt, so kann es kein schönes sein; beim Glase Bier ist gewiß nie echte Dichterbegeisterung angeregt worden, und sicherlich hat die ganze Poesie des academischen Jugendlebens abgenommen seit dem unmäßigen, poesielosen Genuß des Biers, wie er zum Theil bei der Jugend im Schwange geht, des Biers, das von den Vorzügen des Naturgenusses, die jener Gymnasiast hervorhob: „edel, erhaben und wohlfeil,“ nur den letzteren besitzt.

Und doch sei auch der Hopfenrebe ihre Ehre, der hochstrebenden und doch bescheidnen Stiefschwester des Weinstocks! wir dürfen sie gerne begrüßen als schwäbisches Landesprodukt und ihre leichten grünen Ranken als Schmuck um Hut und Fenster schlingen, sie hat doch ihren Werth und ihr Heimatrecht, wenn sie gleich dem Schatze deutscher Sprichwörter nur durch die leidige Redensart einverleibt ist: An Dir ist Hopfen und Malz verloren!

In Jahren, wie sie leider oft einkehren, wo die Traube nicht reifen will, in Gegenden, wo sie nie reift und wo man doch der Natur ein saures Getränke abringen wollte, da wächst und gedeiht jetzt der Hopfen und sein Anbau zeigt sich als reiche Wohlstandsquelle für den Besitzer, und was ihn mir am meisten lieb und werth macht, — die Hopfenernte ist auch eine Ernte für die Armen.

Die Anlage der Hopfenfelder ist kostspielig und sehr mühsam, der Grund muß sehr tief gegraben werden; es sind da bei der Umgrabung allerlei unheimliche Dinge zu Tage gekommen: alte Waffen, halb verwederte Gerippe, stumme Zeugen langverschollener blutiger Thaten, zu alt, um wieder ans Licht gezogen zu werden, — sie sind bald vergessen worden über der emsigen Sorge um die neue Pflanzung.

Digitized by Google

Früh und in kräftigen Sprossen treibt die Pflanze hervor und beginnt sich um die mächtige Stange zu schlingen, die neben ihr fest in den Boden eingetrieben ist. Ein muthiges Pflänzchen muß der Hopfen sein, daß ihm nicht bange wird vor dem hohen Ziel, das ihm gleich zu Anfang vorgesteckt ist; — doch will er sich nicht gutwillig von selbst um seine Stange ranken, obgleich er ein Schlinggewächs ist; sobald die Pflanze eine gewisse Höhe erreicht hat, muß sie um die Stange geschlungen und sorgfältig angebunden werden. Ich begreife das erst, seit ich vernommen, daß der Hopfen eigentlich keine Rebe, sondern eine Nesselgattung ist, als solche ist die Pflanze, scheint's, an regellose Freiheit gewöhnt, es geht ihr, wie es schon manchen Menschenkindern gegangen ist: schlingen möchte sie sich schon, nur nicht gerade um die vorgesteckte Stange. Sie lernt's aber, und sie befindet sich nicht schlecht dabei.

Viel Mühe und Sorgfalt fordert überhaupt der Hopfenbau, und sie wird ihm auch willig gewährt. Beim Hopfenbau tritt, so viel ich beobachten konnte, in erhöhtem Maße zu Tage, was ich für eine der größten Segnungen der Feldarbeit halte: die persönliche Liebe zum Gegenstand der Arbeit mit Mühe, die, wenn sie auch aus dem Wunsch nach Erwerb und Gewinn entspringt, doch etwas Besseres und Herzerwärmenderes ist, als dieser.

Gewiß wird ein Banquier seine Papiere, durch die er vielleicht tausende gewinnt, nie mit der Liebe betrachten, wie der Bauer sein wogendes Kornfeld, der Winzer seinen Weinberg, wenn sich die Trauben färben, oder wie der Oberländer seinen Hopfenacker, wenn die hellgrünen Blüten sich in reichen Büscheln an der Spitze des hochgeschlungenen Gewächses ansetzen, und in anmuthigen Gewinden niederhängen. So sehr identificirt sich der Hopfenbauer mit seiner Pflanzung, daß, zu Zeiten, wo das junge Gewächs besonders von lästigen Feinden bedroht ist, „wo zwei sich begegnen, sie sich anschaun verständnißinnig" und sich theilnehmend fragen: „Hast auch Unzieferʼ?"

Wer aber den Hopfenbau, seine Geschichte und seinen gründlichen Verlauf studiren will, der wird sich schwerlich bei diesem Blatt, und noch weniger bei mir Raths erholen wollen, darum halte ich mich nur an das Aeußere der Pflanze und vor allem an die Zeit seiner Ernte.

Obgleich die Hopfenrebe an sich eine leichte, graciöse Pflanze ist, mit lieblichem Grün und schöngeformten Blättern, so tragen doch, wie oben angedeutet, die Hopfenäcker keineswegs zur landschaftlichen Schönheit einer Gegend bei. Diese geraden, langen Reihen hoher gerader Stangen verdecken die Aussicht, und nehmen sich langweilig aus inmitten der lebensvollen, mannigfaltigen Formen der freien Natur; alles zu Regelrechte thut der malerischen Schönheit Eintrag, wie ja z. B. der zerlumpteste Bettler eine passendere Staffage gibt für ein Landschaftsbild, als ein schön gewichster Soldat in voller Uniform.

Die Hopfenkultur in ihrer jetzigen Ausdehnung ist ein Kind der Neuzeit, der Industrie, darum trägt sie auch der Poesie feindliche Elemente in sich. Nicht nur viele stattliche Obstbäume müssen ihr zum Opfer fallen, die doch auch seither ihres Besitzers Herz erfreut mit lieblicher Blüte und süßer Frucht, weil man den Hopfenbau einträglicher findet als Obstbaumzucht, auch die stolzen Tannen des Waldes werden in unzähligen Massen gefällt, nicht um als hohe Masten hinaus zu segeln ins geheimnißvolle Meer, — nein, nur um ihres dunkeln Grünes beraubt der leichtfertigen Hopfenspfanze zur Stütze zu dienen, die doch mit jedem Sommer wieder vergeht.

Und doch ist der Hopfen nicht ohne Schönheit mit inmitten des flachen Brachfeldes, zwischen Rüben und Kohl sehen auch die stattlichen Hopfenstangen mit ihren grünen Gewinden schön aus. Dann werden neben diesen Feldern niedliche kleine Häuser erbaut, um zur Erntezeit den Hopfen vor Regen flüchten zu können, die nehmen sich gar freundlich aus im Grünen, als ob daraus ein ehrwürdiger Einsiedler in weißem Bart treten sollte, wie in den Tagen des Heinrich von Eichenfels. Und dann, ist es nicht ein schönes Loos dieser Pflanze, daß sie als B l ü t e schon das Ziel ihrer Bestimmung erreicht hat, während andre Pflanzen Frucht und Samen tragen, oder gar ihre Wurzel trangeben müssen. Nicht als materieller Genuß, nicht als berauschendes Element, nur mit ihrem Aroma darf die Hopfenblüte dem Menschen Dienste leisten.

Dieses Aroma genießen wir reichlich zur Zeit der Hopfenernte, wo auf Wagen, auf Karren, in Körben, von allen Seiten die Hopfenranken, von der Stange abgelöst, hereingebracht werden. Es gilt Eile, wenn's aus Hopfenpflücken geht, die aufgeblühten Zäpfchen müssen rasch abgezupft und zum Trocknen gebracht werden. In Orten, wo viel Hopfen wächst, wird Schulvakanz gegeben, von allen Seiten ziehen Kinder und größere Mädchen vom Dorfe der Stadt zu, alle mit leeren Körben versehen, sie werden meist schon in den Vorstädten festgehalten, alle Hände sind werth zur Zeit der Hopfenernte.

Hopfenpflücken ist eine leichte Arbeit, darum können Kinder und alte Mütterchen, Krumme und Lahme sich dabei betheiligen. Monatelang freuen sich arme Kinder schon auf die Hopfenernte, die Blüten werden in Körbe gezupft, für ein Simri werden 3 Kreuzer bezahlt, ein fleißiges Kind kann 24—30 Kreuzer in einem Tage verdienen.

Alle Straßen sind erfüllt mit dem würzigen Duft, vor allen Häusern sitzen Gruppen im Halbkreis, emsig beschäftigt, die fröhlichen Kindergesichter oft ganz umhangen mit grünen Gewinden; die alten Weiber halten das muthwillige junge Volk im Zaum, daß gute Ordnung bleibt, die Frau des Hauses labt sie reichlich zur Besperzeit mit Most und Brot; wo ein neuer Wagen hereinfährt, hochbeladen mit der leichten Last, da drängt sich ein Häuflein Kinder herbei: „mir auch! mir auch!" und sie zerren ganze Ballen der verschlungenen Ranken herab und beginnen zu zupfen. Berantreuung ist hier nicht zu fürchten, werden ja vom Besitzer nur die abgezupften Blüten bezahlt.

„Hopfenzopfeln" wie sie's nennen, ist auch eine anständige Arbeit, verschämte Wittwen tragen die Ballen auf ihren Boden, um da in der Stille ein Scherflein zu verdienen, Schulknaben und kleine Mädchen vom Honoratiorenstand kommen etwas verlegen mit ihren Körbchen angezogen, es ist so gar nett, auch einmal selbst Geld zu erwerben! Manchmal vertheilen sie großmüthig wieder ihren Gewinn unter die Armen. Wer's versteht, der erzählt Märchen oder schauerliche Geistergeschichten, um die Arbeit zu kürzen, — es ist ein fröhliches Treiben zur Zeit der Hopfenernte!

Nun aber geht die Noth an; die Hopfen sollen getrocknet werden, und in Orten wo der Anbau noch neu ist, fehlt es meist an Platz dazu. Da gilt's Rath zu schaffen, leere Räume steigen unendlich in Werth, alle entbehrlichen Kammern werden geleert, die Hausfrau öffnet selbst ihren Trockenboden für einen guten Bekannten, der sie dann im Winter dafür mit einer fetten Metzelsuppe beschenkt. In der Universitätsstadt fällt die Zeit der Hopfenernte glücklicherweise in die Ferien, da räumt der Philister seine Studentenzimmer, selbst die Schlafkammern des Seminars werden ausgeleert und die würzigen Hopfen auf dem Boden ausgebreitet. Vielleicht bleibt etwas vom lustigen Geist der Hopfenblüte zurück in den Räumen, und es ist diese geheime Verwandtschaft, die nachher den Musensöhnen so lockend zum Bierglas winkt.

Die Verkaufszeit für den getrockneten Hopfen ist eine Zeit großer Spannung und Aufregung für die Besitzer; bis jetzt war es i n e i n e m Herbst ein ungeheures Umschlagen der Preise, manchmal von 50 bis zu 250 Fl. für einen Centner, das rief dann viel Habgier, Neid und Aerger hervor. Der Gewinn, wenn die Ernte geräth, kann ein sehr bedeutender sein. Darum ist der Anbau vielfach zum Gegenstand der Spekulation geworden, mehr als der alte längst geregelte Landbau. Beim Kornverkauf geht es viel einfacher, beim Weinverkauf patriarchalischer her als beim Hopfenhandel, der fast ganz in den Händen von Unterhändlern ist. Weil schon manche gewonnen, so will jetzt jeder gewinnen an Hopfen; Handwerksgesellen und Nätherinnen legen ihren Erwerb in Hopfengärten an, Schulknaben wollen schon auch nur ein Paar eigne Stöcke in einer Ecke des väterlichen Gartens, darum ist die Spannung und Bewegung zur Zeit des Verkaufs eine allgemeine.

Wir aber verlassen den Hopfen zur Zeit seiner Blüte, die ja bei ihm auch die Erntezeit ist, wir ziehen fröhlich heim mit den Kindern, die sich unterwegs mit bescheidenem Stolz ihren kleinen Erwerb zeigen und sich freuen auf das neue Kleidchen, das sie sich „erzupft haben", und wollen der lustigen Hopfenrebe gern ihre Stelle gönnen an den grünen Hügeln und auf den fruchtbaren Ebenen des gesegneten Schwabenlandes.

Ottilie Wildermuth.

Digitized by Google

Erlebnisse eines deutschen Officiers im nordamerikanischen Kriege.

III.

Ein Pferdetransport nach Virginien.

Schon sechs Wochen hatten wir im Lager gestanden, da kamen endlich Ende November auch die drei zur Completirung des Bataillons noch fehlenden Compagnien an, die inzwischen in Newyork angeworben, aber noch unberitten waren. Unsere Compagnie besaß Pferde, und diesem Umstande verdankten wir es wahrscheinlich, daß Capitän O. K. eines Abends beseligt ward, am nächsten Morgen um 10 Uhr einen Pferdetransport zur Armee nach Virginien zu escortiren. Verschiedener Weise commandirte er die Compagnie schon um 8 Uhr zum Aufsitzen; er mochte wohl ahnen, daß sich dieses Geschäft nicht im Handumdrehen ausführen ließe. Die Nacht war bereits hereingebrochen, als wir aufgestöbert wurden, um Sättel und Waffen, Karabiner und Revolver zu empfangen, und es tagte noch nicht, da begann schon die Wirthschaft des Satteln. Es war das ein wahrhaft verzweifeltes Unternehmen, denn von allen Leuten hatte etwa die Hälfte überhaupt jemals ein Pferd gesattelt, und von den Pferden war auch etwa die Hälfte gar nicht geneigt, sich satteln zu lassen. Nach mehr als einstündigem Geschrei und Spektakel waren denn etwa $^3/_4$ der Pferde gesattelt, aber beim Tageslichte wies sich aus, daß die Hälfte der Sättel verkehrt lag. Dies war indeß zu entschuldigen, denn die Sättel, eine Art ungarischer Bock mit Schuhen statt der Steigbügel, waren in vorn und hinten so wenig unterschieden, daß Laien beides wohl verwechseln konnten. Einige Reiter, die schon in der deutschen und englischen Cavallerie gedient hatten, mußten die Sache in Ordnung bringen, um 8 Uhr war alles glücklich fertig zum Aufsitzen und Capitän O. K. ritt stolz vor die Mitte der Compagnie. Prepare to mount — mount! (Fertig zum Aufsitzen — aufgesessen!) erscholl es und ein Bild stellte sich dar, welches weder von der Feder noch vom Pinsel vollkommen treu geschildert werden kann. Entsetzliches Geschrei und Gewirre bockender und ausschlagender Pferde, abgeworfene Reiter, andere am Halfter ihrer Thiere hängend, einige Rosse durchgehend in wilder Hast, das war die erste Folge des Commandowortes. Alles löste sich in ein gräuliches Durcheinander auf. Das war in der That ein schönes Debüt, ganz entsprechend der bisherigen Thätigkeit und der Dienstkenntniß unseres verehrten Führers. Und auf dieses wüste pêle-mêle blickte der Ehrenmann mit stiller Seelenfreude, es war sein Werk, in mehr als 2 Monaten hatte er die Compagnie so vortrefflich einexercirt! Aber Zeit war nicht zu verlieren, es mußte gehandelt werden, und der Capitän gab daher den etwas sonderbar klingenden, aber nicht unpassenden Befehl, die Speren abzulegen, die Zügel nicht in die Hand zu nehmen und sich beim Aufsitzen gegenseitig zu helfen. Nach verschiedenen Zwischenfällen glückte es, die Compagnie in einem Gliede mit zwei Fuß Zwischenraum von Bügel zu Bügel aufzustellen. Es konnte zum Abmarsch abgezählt werden, der nach dem eingeführten englischen Reglement zu vieren stattfinde und: By fours mareh forward! ertönte es. Aber viele Leute hatten doch wieder unwillkürlich die Zügel ergriffen, oder um fester zu sitzen, die Schenkel angelegt und so wurde ein zweiter Akt des Dramas aufgeführt, nicht erbaulicher als der erste. Die Compagnie in Gang zu bringen, war absolut unmöglich, diese Idee mußte aufgegeben werden. Ein Stamm von 36 Reitern, fast lauter schon geübte Leute, war alles, was als marschfähig zu erachten war. Dieser Trupp setzte sich endlich in Bewegung, wenn auch nicht zu vieren, so doch in ziemlich geschlossenen Haufen. Bald darauf stießen wir auf die Kolonne von Pferdetreibern und Negern, die auf einem Pferde saßen und 3 bis 4 andere mit Stricken an einander gebundene Rosse an der Hand führten; es mochten im Ganzen 6—800 Pferde sein. Die Hälfte unsrer Mannschaft eröffnete den Zug, dann folgte die Pferdekolonne, der Rest der Compagnie machte den Beschluß.

Auf unserem Marsche mußten wir Washington passiren, was mit leidlichem Anstande geschah. Um 3 Uhr Nachmittags trafen wir bei der über den Potomac führenden Long-bridge ein. Diese etwa $2^1/_2$ englische Meile lange Brücke lient zugleich als Eisenbahnbrücke für die Bahnlinie nach Alexandrien; der Schienenstrang ist von dem Fahrdamm nur durch eine Barriere getrennt. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß wir die Brücke ohne Unfall passirt haben würden, wenn nicht maltitöser Weise ein Eisenbahnzug uns entgegengebraust wäre, gerade als wir uns auf der Brücke befanden. Die jungen, feurigen Pferde, die Unbeholfenheit der Pferdeknechte, die ausnehmend geringe Geschicklichkeit unsrer eigenen Leute, ihre Thiere zu bändigen, dazu die pustende und dampfspeiende Locomotive, die pfeilschnell heranbrauste — man kann sich denken, wie dies wieder endete! Es war heute einmal ein Unglückstag für unsere cavalleristischen Leistungen. Eigentlich konnte nachher niemand sagen, wie die Sache gekommen war. Auf einmal fürchterliches Gedränge und haltlose Flucht, ein Pferd setzt über das andere, viele verwickeln sich in die Stricke und stürzen. Neger und Freiwillige wälzen sich am Boden zwischen den Pferden. Ich hatte mich vorn im Zuge befunden, ward mit rasender Geschwindigkeit vom wirren Knäuel vorwärts getragen und konnte mich erst am jenseitigen Ufer, wo mehr Raum war, der Masse entwinden und die Bescheerung übersehen. Auf der Brücke selbst erblickte ich nur einzelne gestürzte Pferde und abgeworfene Niggers, alles andere war auf beiden Seiten des Stremes in völligster Auflösung. Nach einiger Zeit fand sich der größte Theil unserer Mannschaft wieder zusammen, aber unser Capitän fehlte und wir glaubten, es sei ihm ein Unfall zugestoßen. Es ergab sich indeß, daß der Wachere ganz still, ohne ein Wort zu sagen, in Washington in einer Kneipe zurückgeblieben war. Er hatte vorgezogen, die Compagnie allein marschiren zu lassen und sich ihr bei der Rückkehr wieder anzuschließen. Dieses Muster von einem Hauptmann hatte seine Laufbahn in einer der kleinen deutschen Armeen begonnen und es dort bis zum Fähnrich oder Cornet gebracht, dann nach Amerika verschlagen, war er mit der Zeit Adjutant bei irgend einem General der Union geworden und von da zu den Freiwilligen übergetreten. Ihm war der Cavalleriedienst ganz fremd, er spielte überhaupt eine traurige Figur als Soldat, ohne Energie und in Folge dessen ohne jedes Ansehen. Aber er war wenigstens kein roher und wüster Patron und hatte eine noble Außenseite.

Sein Lieutenant, der einzige noch bei der Compagnie vorhandene Officier, ebenfalls ein Deutscher und seinem Chef mehr als ebenbürtig, war ein Individuum, dessen geistige Befähigung sich am besten durch die Bezeichnung Null ausdrücken läßt. Seine militärische Begabung war entschieden schon minus, er verstand vom Dienst so viel wie ich von einem Hottentottenkraale; viel konnte man füglich auch nicht verlangen, da er zuletzt längere Zeit in Newyork als Milchpächter fungirt hatte.

Dieser Held, der jetzt das Commando hätte übernehmen müssen, war in rathloser Verzweiflung. Er stierte leeren Blickes in das allgemeine Chaos, schrie immerfort nach dem „captain“ und war nur froh, daß er selbst der heillosen Jagd mit gesunden Gliedern entronnen war. So mußten wir uns denn ohne ihn helfen. Die bessern Leute der Compagnie trieben die zerstreuten Pferde zusammen und Abends um 8 Uhr war uns dies mit etwa drei Viertel der Herde gelungen. Da wir nun nichts Besseres anzufangen wußten, so kehrten wir dahin zurück, wo wir hergekommen waren und kamen glücklich und ohne Unfall mitten in der Nacht im Lager an. Mochte die Thiere nach Virginien bringen, wer da wollte, wir waren es sicher nicht im Stande, das hatten wir zur Genüge bewiesen. Am andern Tage fand sich unser Capitän ganz unbefangen wieder ein und war liebenswürdig wie immer. Mir ist auch nichts davon bekannt geworden, daß ihm über den Verlust von 100 bis 150 Pferden irgend etwas gesagt worden wäre. Man sah vielmehr dergleichen als etwas Gewöhnliches an. In der That habe ich nirgends eine so empörende Geringschätzung des Staatseigenthums, eine so völlige Gleichgültigkeit gegen den Verbrauch desselben kennen gelernt, wie in Nordamerika. Fast Jedermann betrachtete den Staat als eine Kuh, die er melken müsse und den Krieg als ein Erwerbsmittel. Die Summen, welche gestohlen oder durch Unwissenheit und Fahrlässigkeit verschlungen wurden, beliefen sich auf eine fabelhafte Höhe.

Digitized by Google

IV.

Ausmarsch nach Virginien. Washington. Ankunft beim Regiment.

Noch drei Wochen ruhten wir im Lager auf unsern Lorbeeren aus, dann kamen endlich die Pferde für die anderen drei Compagnien und gleichzeitig erhielten wir Befehl, zum Regiment zu stoßen. Unsere kriegerische Ausbildung war vollendet.

Am Tage vor dem Ausmarsch wurden wir mit Waffen versehen, mit Karabinern und Revolvern, auch einen Säbel konnte man bekommen, indeß machten nur wenige von dieser Erlaubniß Gebrauch, da diese Waffe von der Unionscavallerie fast gar nicht geführt wurde. Die von hinten zu ladenden Karabiner waren vorzüglich gearbeitet, verschleimten aber nach 6 bis 8 Schuß so stark, daß sie dann momentan unbrauchbar wurden. Auch waren sie ziemlich schwer und hinderten beim Reiten. Die Revolver, Colt'sche zu 6 Schuß, ließen in Construction und sonst nichts zu wünschen übrig, sie waren die eigentliche Waffe, deren sich die Cavallerie allein bediente. Diejenigen unserer Leute, die schon früher in europäischen Armeen gedient hatten, kamen sich als Cavalleristen ohne Säbel aber doch gar zu merkwürdig vor, sie ließen sich also Säbel geben, die, nebenbei erwähnt, in Amerika nicht am Schleppkeppel getragen, sondern nach Art der französischen Spahis am Sattel befestigt werden.

Der Morgen des Marsches brach an, die Compagnien vereinigten sich zum ersten Male zum Bataillon und stellten sich neben einander nach ihren Buchstaben J. K. L. M. in einem Gliede auf. Capitän O. K. als ältester eingemusterter Officier übernahm das Commando und fort ging es, dem Feinde entgegen. Unser Weg führte uns zunächst nach Washington, dort war ein Regiment stationirt, welches nach seinem Commandeur Scott „Scotts Neunhundert" hieß und den seg. Profeßentdienst zu besorgen hatte; dieser bestand darin, daß sie jeden Soldaten, der sich ohne Urlaub herumtrieb, und alle Betrunkenen aufzugreifen hatten. Um der unmäßigen Trunksucht zu steuern, war vom Congreß ein eigenes Gesetz erlassen worden, welches die Verabreichung von geistigen Getränken an ein Glied der Unionsarmee bei 1000 Thl. Strafe verbot und die Verhaftung und Bestrafung jedes berauschten Soldaten anordnete. Eine große Zahl von geheimen Polizisten überwachte die Ausführung des Gesetzes um so eifriger, da sie einen reichlichen Denunciantenlohn bekamen. Trotz aller dieser Maßregeln und trotz des Verbots, daß niemand die Glieder verlassen sollte, verlor sich doch, als wir die Pensilvania Avenue in Washington passirten, wenigstens ein Drittel unseres Bataillons in die Nebenstraßen. Wenn auch Mitte December, war es doch ein recht warmer Tag, wo man schon durstig werden durfte, und so ließ ich mich ebenfalls bereden, einen Trunk aufzusuchen. Zu dreien schwenkten wir ab, machten in einer Seitengasse vor einem Hotel Halt, banden unsere Pferde an einen dort stehenden Wagen, traten ein und forderten Bier. „Kann ich nicht geben, meine Herren," erwiederte der vorsichtige Wirth. „Nur her damit, wir bezahlen doppelt." „Thut mir leid, meine Herren, aber Sie kennen ja das Gesetz." „Wir haben keine Zeit, wir geben den dreifachen Preis, aber schnell!" „Lassen Sie mich gefälligst sehen, ob kein Detective (Geheimpolizist) in der Nähe ist," sagte der Wirth, der nun nicht mehr widerstehen konnte, spähte nach allen Seiten umher und schenkte, da er nichts Verdächtiges bemerkte, die Gläser ein. Allein unser Durst war groß und die Gläser in Washington sind merkwürdig klein, es wurde weiter unterhandelt und dem ersten folgte ein zweites, diesem ein drittes und dann ein viertes Glas. Nun aber gerieth der Hotelbesitzer in große Angst. „Um Gotteswillen, meine Herren, betrinken Sie sich nicht, Sie wissen nicht, was ich aus Mitleid mit Ihnen riskire, denn nur aus Mitleid handelte ich gegen das Gesetz," flehte er. Wir hatten genug, bezahlten die Zeche, die, natürlich ebenfalls nur aus Mitleid, mit dreifacher Kreide geschrieben war, bestiegen unsere Gäule und ritten von dannen. Schon näherten wir uns dem Ende der Stadt, als uns eine Patrouille der Profeßengarde entgegenkam. „Ihre Päße, meine Herren?" fragte der Corporal. „Haben keine." „Keine Päße? Da muß ich bitten, mir zu folgen!" Das klang nicht sehr erbaulich, und ich übertegte im Stillen, ob wir uns nicht auf die Schnelligkeit unserer Pferde verlassen sollten. Allein einer meiner Gefährten wußte besser Bescheid. Er sprach das Zauberwort: „Hier sind 2 Dollar zu Bier, Corporal, es ist warm heute!" „Danke, meine Herren," antwortete der Wächter des Gesetzes, „Ihre Päße sind in bester Ordnung, aber machen Sie, daß Sie fortkommen! Adieu!" Das ließen wir uns nicht zwei Mal sagen, im Galopp sprengten wir zur Stadt hinaus, wo wir das Bataillon auf der Landstraße haltend fanden. Nach und nach traf die verlorene Mannschaft wieder ein, endlich erschien auch der Capitän O. K., der zu seiner Meldung bei dem Kriegsminister unmäßig viel Zeit gebraucht hatte.

Eine lange Strecke führte der Weg am Potomac entlang. Die Ufer des Flusses sind steil und felsig, meist mit dichtem Walde bedeckt, der aber bis auf etliche 100 Schritt zu beiden Seiten niedergehauen worden war, weil die Conföderirten früher von dort aus die auf der Straße marschirenden Colonnen vielfach beunruhigt hatten. Etwa 4 bis 5 englische Meilen oberhalb Washington führt eine Kettenbrücke über den Strom, sie war von einem Artilleriedetachement bewacht und jenseits durch einen Brückenkopf gedeckt. Merkwürdiger Weise war jedoch kein Geschütz zu sehen und wahrscheinlich war auch nicht ein einziges vorhanden. Wir passirten Brücke und Verschanzung und konnten nun jeden Augenblick auf Streifpartien des Feindes treffen, der durch seine Guerillas den Rücken der Armee unsicher machte und immer da erschien, wo man ihn am wenigsten erwartete. Capitän O. K. fühlte in dieser kritischen Lage seine Verantwortlichkeit als selbstständiger Commandeur und wollte sein Licht leuchten lassen. Er schickte eine Compagnie als Avantgarde vor und befahl ihr vorwegzumarschiren. Durch irgend welche andere Vorsichtsmaßregeln inkommodirte er sich nicht. Als die Nacht hereinbrach, wurden einige Posten am Wege ausgestellt, jede Compagnie erhielt einen Allarmplatz bezeichnet, im übrigen richtete sich Jedermann zur Nacht ein, wo und wie es ihm am besten zusagte.

Nach Einbruch der Nacht langten auch unsere Bagagewagen an und unsere Pferde kamen dadurch zu etwas Hafer. Wir selbst hatten uns in Washington reichlich verproviantirt und litten daher keinen Mangel. Der Poncho, eine große Decke von Wachsleinwand, die gegen Regen und Feuchtigkeit treffliche Dienste leistete, ward auf die Erde gebreitet und alles überließ sich dem friedlichsten Schlafe. Durch nichts gestört ruhten wir bis früh 5 Uhr, erst um diese Stunde bliesen die Trompeten zum Aufstehn. Die Pferde wurden gesattelt und wer Lust dazu hatte, ritt nach dem nahen Bache zur Tränke. Endlich um 9½ Uhr erklang das Signal zum Aufsitzen, ein Theil der Mannschaft war fertig, andere aber hatten noch gar nicht gesattelt, und unser guter Capitän mußte sich also in Geduld fassen. Zwar wagte er im Gefühl seiner Würde als Höchstkommandirender einige laute Worte des Tadels zu äußern, aber die Soldaten überschütteten ihn mit einem solchen Hagel von Schimpfreden, daß er eilig das Feld räumte und ruhig wartete, bis die Herren gesattelt hatten. Um 10 Uhr war schließlich alles so weit, die Compagnien sammelten sich auf dem Reutzeouxsplatze, eine halbe Compagnie ward zur Avantgarde, eine halbe zur Arrieregarde bestimmt. So setzten wir den Marsch fort; jede der beiden Detachirungen ritt 300 Schritt vor und hinter den drei anderen Compagnien; von dem Vorschicken von Patrouillen und Flankendeckungen war, obwohl wir durch dichten Wald marschirten, keine Rede. Einzelne Farmhäuser, in beträchtlichen Entfernungen von einander, waren die einzigen Spuren von menschlichen Wohnungen in diesen Gegenden, meist waren sie zerstört und verlassen, die wenigen Bewohner sahen ärmlich aus, der Anban der geringen Ackerstücke war vernachlässigt, kurz man erkannte, daß sich hier große Heere bewegt hatten, daß dieser Landstrich der Schauplatz ernster Kämpfe gewesen war. Nach einem anstrengenden Ritt erreichten wir Nachmittags eine Art Vorposten und gleich darauf sahen wir, aus dem Walde heraustretend, ein weites, freies, mit Zelten bedecktes Terrain vor uns, es war das Ziel unseres Marsches, das Lager, wo unser Regiment mit noch zwei andern campirte. Diese drei Cavallerieregimenter, das 2. Massachusetts, das 13. Newyork und das unsrige (das 16. Newyork Volunteers) waren eine Detachirung der Potomac-Armee, die bei Bienne gegen einen aus Virginien auf Washington vorbrechenden Feind aufgestellt war. Bienne, einige 30 Meilen von Washington entfernt, bestand zur Zeit aus einer Anzahl zerstörter Häuser, die uns nicht einmal mehr ein Obdach gewähren konnten. In das Lager eingerückt, marschirten wir auf einem freien Platze auf, Capitän O. K. meldete dem Obersten unsere An-

Digitized by Google

kunft und erhielt einen Ort für uns zum Lager angewiesen. Unser Stall war schon erbaut, d. h. ein Seil war an der Erde ausgespannt, wir banden unsere Pferde an, schlugen die Zelte auf und ließen uns nieder.

Gegen Abend kam D. K. zu mir und sagte nach mehreren liebenswürdigen Bemerkungen: „Ich habe bereits Ihretwegen mit dem Oberst L. (so hieß der Regimentscommandeur) gesprochen und habe guten Grund, zu glauben, daß Sie sehr schnell im Avancement berücksichtigt werden. Uebrigens kann ich Ihnen mittheilen, daß wir nicht hier bleiben, sondern morgen weiter marschiren. Das Regiment soll zwei Compagnien nach Fairfax Court als Wache für den dort commandirenden General Corcoran abgeben, und das militärische Aussehen, der vorzügliche Sitz meiner Compagnie zu Pferde, genug unsere ganze Erscheinung hat dem Obersten so imponirt, daß er uns dazu ausersehen hat. „Dann ist der Oberst ein ebenso großer Esel, als Du selbst," dachte ich in meinen Gedanken, gratulirte aber dem braven Manne zu seinen Erfolgen, und er nahm meinen Glückwunsch auch ganz ernsthaft an. In der Sache hatte er, was unsere Bestimmung betraf, Recht, denn am nächsten Morgen brachen wir und die Compagnie K. nach Fairfax auf.

V.

General Corcoran. Unsere ersten Unternehmungen gegen den Feind. Rückkehr zum Regimente.

In Fairfax fanden wir eine irische Division vor unter ihrem General Corcoran, von dem damals gerade viel gesprochen wurde. Aus einer guten irischen Familie stammend und anfänglich englischer Officier nahm er um seiner republikanischen Ideen willen den Abschied und ging nach Amerika. Hier wurde er Oberst eines Milizregimentes und erwarb sich dadurch einen großen Ruhm, daß er sich bei Gelegenheit der Anwesenheit des Prinzen von Wales in Newyork weigerte, mit seinem Regiment „vor einem Tyrannen" zu paradiren, „das sei eines freien Bürgers unwürdig." Für diese Heldenthat wurde ihm eine Ovation nach der andern gebracht und schließlich das Commando einer Brigade im Felde anvertraut. Er war einer der brutalsten Menschen, die je existirt haben, trakirte die Soldaten mit Ohrfeigen, wo er sie sah, und sagte seinen Officieren die massivsten Grobheiten. Dennoch war er in hohem Grade populär gewesen, bis die folgende Begebenheit den Nimbus doch einigermaßen zerstörte. Colonel D. revidirt eines Nachts die Vorposten des Regiments, plötzlich sprengt ein Reitertrupp auf ihn zu, der von ihm angerufen wird. Die Reiter halten, und der Oberst fordert das Losungswort. „General Corcoran" ertönt es zurück. „Das kann jeder sagen, ich bitte um das Losungswort," erwiederte Colonel D. Ein Revolverschuß des General Corcoran, der es wirklich war, ist die Antwort, der Oberst sinkt todt zusammen. Der General wurde wegen dieses Mordes stark getadelt, das war aber auch alles, bald nachher bekam er das Commando der erwähnten irischen Division.

Zum Glück hatten wir mit diesem Manne nicht viel zu thun. Vor dem Courthouse in Fairfax schlugen wir unsere Zelte auf und brachten die Pferde zum ersten Male in Ställen unter, die von der durch uns abgelösten Compagnie erbaut waren.

Nach einigen Tagen erhielten wir Befehl, auf eine Guerillabande Jagd zu machen, welche in der Nacht vorher einige Vorposten aufgehoben hatte. Unter dem Obersten irgend eines Milizregimentes Namens Mac R. zog unsere Compagnie nebst einem Infanteriedetachement zu diesem Unternehmen aus. Wir sollten auf der Straße nach Centreville vorgehen, weil sich die Guerillas dort vorzugsweise aufhielten, und zwar selbe Abends um 9 Uhr aufgebrochen werden. Zur bestimmten Stunde sammelte sich unsere Compagnie, es kamen aber nur gegen 50 Reiter, die anderen blieben aus und waren in der Dunkelheit auch nicht zu finden. Etwa 50 Infanteristen auf 5 großen Leiterwagen stießen zu uns und wir setzten uns, 6 Reiter als Avantgarde voran, in Marsch. Das Wetter war scheußlich, es regnete in Strömen, dazu blies ein eiskalter Sturmwind, der uns von Zeit zu Zeit einen Hagelschauer ins Gesicht warf, genug, es war eine wilde Decembernacht. Außerhalb der Stadt wurden Sturm und Hagel so heftig, daß es fast unmöglich war, vorwärts zu kommen. Die Pferde machten Kehrt und waren nur durch die unbarmherzigsten Sporenstöße im Gange zu erhalten. Im Schutz eines Waldes warteten wir eine Stunde lang, bis sich das Unwetter etwas gelegt hatte, dann ritten wir lautlos weiter. Ungefähr 10 englische Meilen mochten wir marschirt sein und waren eben im Begriff, einen Bach zu passiren, der die Straße durchschnitt, als wir durch eine Gewehrsalve vor uns aufgeschreckt wurden. Zugleich kam unser Vortrab in haltloser Flucht zurück, stürzte auf unsere Colonne, sprengte sie auseinander und verschwand im Dunkel der Nacht.

Unser Wachtmeister Lampe, ein sehr dicker, unbehilflicher Mann, ehemals preußischer Landwehrofficier, war bei diesem Anprall vom Pferde geworfen worden; er fugelte sich im kalten Wasser herum und mochte sich wohl für schwer verwundet halten, denn er brüllte wie ein Löwe nach der Ambulance. Dazwischen erklangen die Stimmen des Oberstlieutenants des Capitän D. K., die darüber debattirten, was anzufangen sei. Unser Lieutenant hatte seinen für gewöhnlich nicht gerade starken, kriegerischen Muth vor den Ausmarsch künstlich entflammt, er war schwer betrunken und schrie in die Nacht hinein: er wolle auf der Stelle attakiren, die Feinde massacriren und alles niederschießen. Einer der anderen Officiere sagte ihm, er solle stille sein, er mache ja die Leute irre, worauf er in voller Wuth ausrief: „Was macht irre, wer macht irre, Ihr seid alle miteinander verrückt!" Der dicke Wachtmeister hatte sich mittlerweile aus der Pfütze herausgekabbelt und sah sich, da sein Pferd entlaufen und die vielbegehrte Ambulance nicht vorhanden war, nach einem andern Beförderungsmittel um. Der betrunkene Lieutenant war der erste, auf den er in der Dunkelheit traf. „Lassen Sie mich mit auf Ihr Pferd, mir ist das meinige unter dem Leibe erschossen worden, lassen Sie mich aufsitzen, schnell, sonst bin ich gefangen," jammerte der triefende Held. „Hol Sie der Satan, meinetwegen, aber Sie sind verrückt, völlig verrückt," lallte der angeredete Officier zurück. „Und Sie sind betrunken, nein besessen sind Sie, total besessen," entgegnete wieder der erboste Wachtmeister. Ich hatte nicht länger Zeit, dieser freundschaftlichen Unterhaltung zuzuhören, denn der Capitän beauftragte mich, mit 6 Mann anzureiten, vorzureiten und zu sehen, was es eigentlich gäbe. Ich wandte mich an 10 bis 12 Leute vergebens, endlich hatte ich. 5 Freiwillige zusammen und ritt mit ihnen den Hügel hinauf. Von Zeit zu Zeit hielt ich still und horchte, denn die Nacht war so finster, daß man nichts unterscheiden konnte — alles war stumm. Eben hatten wir wieder einmal eine Weile gelauscht, da hörte ich deutlich vom Winde zugetragen, von rechts herüber die Worte: Every man dismount! und unmittelbar nachher den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes. Die Revolver in Bereitschaft, erwarteten wir den vermeinten Feind, dicht vor uns stutzt er plötzlich, und ich erkenne, daß es ein reiterloses Pferd ist. Ich wollte darauf zureiten, um mich seiner zu versichern, als ich das Licht mehrerer Laternen erblickte, die sich hin- und herbewegten und sich winkende Zeichen gaben. Allmälich entfernten sie sich immer weiter und ein dumpfes Geräusch, welches wir vernommen hatten, verstummte.

Der Feind war aller Wahrscheinlichkeit nach abmarschirt; ich ritt noch etwas nach rechts vom Wege ab, in der Richtung der verschwundenen Laternen, allein es zeigte sich nichts Verdächtiges. Jetzt kehrte ich zurück und meldete dem Capitän, daß der Feind abgezogen sei und etwa 3 bis 400 Schritte rechts in unserer Flanke an dem erwähnten Bache gestanden habe. Der Oberst Mac R., der dies mit anhörte, wurde bei dem Worte Flanke sehr ängstlich und stotterte heraus, die Guerillas wollten uns umgehen, er werde deshalb einmal schießen lassen. Die Infanteristen mußten also abfeigen, sich in einer Reihe aufstellen und den beabsichtigten Angriff dadurch verhindern, daß sie in die pechschwarze Nacht hinein jeder einige Schuß abgaben. Da sich nichts rührte und wir also den Feind unmöglich völlig besiegt hatten, wurde die Mannschaft schnell wieder auf die Wagen geladen und der Rückzug angetreten. Hierbei entstand ein fürchterliches Gezänk, unser Wachtmeister hatte einen Platz auf einem der Wagen occupirt und gab denselben durchaus nicht auf, darüber kam es zu einem lebhaften Wortwechsel und zu derben Schimpfereien.

Der Marsch ging so eilig von Statten, als es mit den Wagen auf der schlechten Straße möglich war. Nach etwa 8 Meilen machten wir Halt. Der Oberst wußte sich jetzt nur noch 2 englische Meilen von Fairfax entfernt und wurde plötzlich sehr muthig. „O," sagte er zu D. K., „wenn sie doch kämen, die verfluchten Rebellen, ich wollte ihnen schön heimleuchten." Aber niemand kam, obwohl wir zitternd vor Nässe und Kälte warteten, bis der Morgen anbrach. Kaum waren wir in Fairfax angekommt, hatten abgesattelt und uns todtmüde niedergelegt, als wir von neuem alarmirt wurden. Der Oberst hatte

Digitized by Google

dem General seinen Sieg rapportirt, aber von dem gereizten Chef eine sehr grobe Antwort erhalten, denn gerade in derselben Nacht waren mehrere an der Eisenbahn stehende Vorposten durch die Cavalleriebrigade des conföderirten General Rosser aufgehoben worden. Der Capitän O. K. wurde commandirt, er solle augenblicklich vorgehen und die Gegner aufsuchen, dann wolle der General mit der Infanterie nachfolgen und sie angreifen.

Wir sattelten alsо sofort wieder auf, aber von beiden Compagnien waren nur einige 40 Mann stott zu machen. Mit unsern abgetriebenen Pferden kamen wir nur langsam vorwärts. Auf dem jenseit Fairfax Station liegenden Plateau stießen wir auf Spuren eines Kampfes. Todte Pferde, herumliegende Freßbeutel und Decken zeigten an, daß hier ein Vorposten aus seiner Ruhe aufgestört worden war. Vorsichtig gingen wir weiter und trafen, nachdem wir noch ungefähr eine englische Meile marschirt waren, auf conföderirte Reiterposten, die sich nach mehreren mit ihnen auf 2 bis 300 Schritt gewechselten Revolverschüssen langsam zurückzogen. Was uns gegenüber stand, wußten wir nicht, das Terrain war wenig übersichtlich, jedenfalls aber konnten wir die ganze Rosserſche Brigade erwarten, denn die feindlichen Reiter waren keine Guerillas, sondern reguläre Cavalleristen. Capitän O. K., an sich nicht wagehalsig, war klug genug, sich mit seinen Paar Mann und den erschöpften Pferden auf nichts einzulassen; wir zogen rechts ab und ritten, da wir doch nichts weiter ausrichten vermochten, so schnell als möglich nach Fairfax zurück. Spät am Nachmittage rückten wir ein und begegneten zu unserem Unglück dem General Corcoran mit seinem Stabe. O. K. machte seine Meldung, der General wüthete. „Warum haben Sie nicht angegriffen?“ schnob er ihn an. Der Capitän entschuldigte sich, er sei zu schwach gewesen. „Das ist mir ganz egal,“ schrie der große Republikaner, „sogleich gehen Sie vor, ohne zu zögern greifen Sie den Feind an, wo Sie ihn finden, und wenn der Teufel Sie und die ganze Mannschaft holt!“ Mit diesem recht tröstlichen Spruch wurde der betroffene Hauptmann entlassen. Die Pferde konnten kaum die Beine heben und stolperten unaufhörlich, aber was war zu thun? Wir machten abermals Front und kehrten verwärts. Eine kleine Strecke ging es, dann aber nicht mehr, es war unmöglich, weiter zu marschiren, das sah auch unser Capitän ein trotz seiner Angst vor dem General. Sobald der letztere aus unserem Gesichtskreise entschwunden war, kehrten wir um, fütterten unsere abgemattelten Reste und ruhten aus. Mit einbrechender Dämmerung saßen wir wieder auf und ritten ab, allein den Feind sahen wir nicht wieder. Eine Negerin, deren wir habhaft wurden, verrieth uns, daß General Rosser in der verwichenen Nacht sein Hauptquartier in einem nahen Farmhause gehabt habe. Es war ein Glück für die Bewohner, daß unsere Zahl so klein war, und daß wir uns nicht anzuhalten wagten, sonst wäre ihnen die Ausnahme des Feindes übel bekommen. Am andern Morgen kamen wir im Lager an, ohne irgend ein Resultat erreicht zu haben und konnten nun der Ruhe pflegen, die wir und unsere Pferde dies Mal sehr nöthig beburften. In den nächsten Wochen wurden wir zu verschiedenen Scouts verwendet; Scouts sind Streifzüge zur Plünderung von Farmhäusern, welche den conföderirten Guerillas Herberge gewährt haben. Bei diesem gemeinen Geschäft entfalteten die Irländer und die Amerikaner ihre Talente. Alles, auch das unnützeste Zeug, selbst Weiberkleider wurden mitgeschleppt, und was nicht fortzubringen war, vernichtet. Ich war herzlich froh, als im Januar 1864 zwei andere Compagnien und ablösten und wir in das Lager bei Bienne zum Regiment zurückkehrten.

(Fortsetzung folgt.)

Hören und Nichthören.

Von Dr. **Erhard.**

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken.
Göthe.

Lag' nicht im Ohr der Töne Kraft —
Der Ton würd' nie das Herz entzücken.

Alles um uns her ist in Bewegung, nur Bewegung ist Leben, nur Bewegung empfindet der Mensch. Durch seine Nerven empfindet der Mensch, sie sind die Vermittler von „außen“ und „innen“, sie vermitteln das „All“ dem „Ich“.

Unsere Sinnesnerven haben eine specifische Energie, d. h., werden sie erregt, so empfinden sie diese Erregung in einer eigenthümlichen Art und Weise. Ihre Erregung ist aber doppelter Natur, entweder subjectiver, bedingt durch einen innern Reiz irgendwo in unserem subjectiven Organismus, oder objectiver, bedingt durch einen allgemeinen Reiz von der Außenwelt her.

Jeden innneren Reiz empfindet der Sehnerv als eine Lichterscheinung, als Flimmern und Funkeln, und der Hörnerv als eine Schallerscheinung, als Sausen und Brausen, als Tönen und Klingen.

Der allgemeine Reiz ist für die Nerven ein specificirter, der Sehnerv wird objectiv nur erregt durch die Schwingungen des Lichtes und der Hörnerv nur durch die Schwingungen des Schalles.

Mit dem Auge ersoschen wir die Reize des unendlichen und doch immer sich engenden Raumes — mit dem Ohre die Zauber der ewigen und doch stets flüchtigen Zeit!

Damit diese objectiven Erregungen unserer Sinnesnerven leicht von Statten gehen können, sind sie mit physikalischen Vorrichtungen in Verbindung gesetzt; der Sehnerv mit dem durchsichtigen lichtbrechenden Augapfel, der Hörnerv mit der tönendes, schalleitenden Trommelhöhle. Der Augapfel bricht nach optischen Gesetzen den Lichtstrahl gerade auf die Netzhaut, auf den empfindenden Theil des Sehnerv; die Trommelhöhle leitet nach acustischen Gesetzen die Schallwellen zum Labyrinthe, zum Sitze des Hörnerv.

Auge und Ohr sind die genauesten und sinnreichsten physikalischen Instrumente, das Auge ein optisches, das Ohr ein acustisches!

Betrachten wir nun einmal den Bau unseres acustischen Instrumentes etwas genauer, welchen beifolgende Zeichnung lediglich im Interesse der folgenden Zeilen verfinnlichen soll.

Unser Instrument beginnt mit der Ohrmuschel (A), einem Knorpel, der verschiedene wellenförmige Erhöhungen und muschelförmige Vertiefungen darbietet. Die Ohrmuschel setzt sich gerade nach innen, ungefähr 1 Zoll tief, in den äußeren Gehörgang (B) fort; dieser hat etwa die Weite eines kleinen dünnen Fingers und ist von einer dünnen Fortsetzung der äußeren Haut ausgekleidet, welche im Anfange von zahlreichen Drüsen (a u) durchbohrt wird, die hier ein honigartiges Secret liefern. In der Tiefe ist der Gehörgang geschlossen durch das Trommelfell (C), eine feine, oft durchsichtige Haut, so zart wie Briefpapier, so klein wie der Nagel eines Zeigefingers und aus festen, elastischen, sich kreuzenden Fasern gewebt. Hinter dem Trommelfelle beginnt eine zweite lufthaltige Höhle, die Trommelhöhle DD. Diese ist höher und breiter, doch kürzer als der Gehörgang und geht nach vorn und unten in einen engen, 2 Zoll langen, gewundenen Kanal aus, welcher die Eustachische Trompete, die Tuba (E) genannt wird.

Die Tuba endigt im Schlund, hinter der Nase und versorgt nach Bedürfniß die Trommelhöhle mit frischer Luft, so beim Athmen und Sprechen, beim Schlucken und Schlingen, damit die Luft vor und hinter dem Trommelfelle, im Gehörgange und in der Trommelhöhle eine gleich erwärmte, gleich gespannte sei. Gegenüber dem Trommelfelle wird die Trommelhöhle von einer knöchernen Wand geschlossen, sie gleicht also mehr einer Kesselpaute als einer Trommel, und diese knöcherne Wand trennt die Trommelhöhle von einer dritten, wiederum mehr nach innen liegenden Knochenhöhle, dem sogenannten Labyrinthe. So nennen wir nämlich einen mit Wasser gefüllten Behälter wegen seines verwickelten Baues. An diesem Wasserbehälter unterscheiden wir in der Mitte den Vorhof (F), nach unten und vorn von diesem die natürlich geformte Schnecke (G) und nach oben und hinten die drei Bogengänge (H H). Alle diese drei Labyrinththeile (Vorhof, Schnecke, Bogengänge) communiciren im Innern, so daß das darin enthaltene Labrinthwasser in gleiche Schwingungen geräth. Das

Digitized by Google

Schneckengehäuse (G) wird innen durch eine häutige Treppe in zwei Gänge getheilt, und auf dieser häutigen Scheidewand ruht ein wunderbar organisirtes Fasergewebe, die Nethaut der Schnecke (r.r.) Im Labyrinthwasser des Vorhofes und der Bogengänge schwimmt ein zartes häutiges Gebilde, das häutige Labyrinth, von gleicher, nur etwas verkleinerter Form. Dasselbe ist mit einer schleimigen Flüssigkeit, Hörschleim, gefüllt, dem an einzelnen Stellen feste bewegliche Körper, Hörsteine (ss) beigemischt sind; die Hörsteine endlich treten in innige Verbindung mit den Hörhärchen (tt), welche stellenweise die Innenfläche des häutigen Labyrinthes bekleiden.

Die Nethaut der Schnecke (ss) und jene mit Hörhärchen bedeckten Theile (tt) des häutigen Labyrinthes sind die empfindenden Theile des Ohres, erstere schwimmen im Wasser, letztere im Schleim, in sie hinein verzweigt sich der Hörnerv (l.), sich spaltend in einen Schneckenast (V) und in einen Vorhofsast (W). Der Hörnerv selbst unterscheidet sich durch seinen Bau in keinerlei Weise von einem anderen Nerv; zu erwähnen bleibt nur, daß er gerade aus der Mitte des kleinen Gehirns, aus einer mit Wasser gefüllten Höhle desselben entspringt und somit überall Beweglichkeit vorherrscht.

Gehen wir noch einmal zur Trommelhöhle (DD) zurück, so finden wir an ihrer Labyrinthwand 2 Oeffnungen, Fensterchen genannt; ein höher gelegenes größeres ovales (i), welches mit einem beweglichen Deckel verschlossen ist, und ein tiefer gelegeneres, kleineres rundes (k), das von einer elastischen Haut bedeckt wird. Ersteres führt zum Vorhofe, letzteres zur Schnecke. Zwischen dem Deckel des Vorhofsfensters und dem Trommelfelle sehen wir eine äußerst sinnreiche, vollkommen von Luft umgebene Knochenleitung eingeschaltet durch die bekannten Gehörknöchelchen. Wir besitzen deren drei, den Hammer (m), dessen Handgriff mit dem Trommelfelle verwobt ist, den Amboß (n), der mit dem Kopfe des Hammers ein Gelenk bildet und daran den Steigbügel (o), dessen Fußtritt den Deckel des ovalen Fensters bildet.

Durch die Eustachische Trompete (E) dringt nun die sehr verfeinerte Schleimhaut vom Schlunde in die Trommelhöhle, überzieht all ihre Wendungen, das Trommelfell und die Gehörknöchelchen, und befestigt dabei den Fußtritt des Steigbügels mit dem Rande des ovalen Fensters.

Es ist somit die Kette der Gehörknöchelchen zwar fest schließend, doch äußerst beweglich und empfindsam zwischen Trommelfell und Vorhof eingelegt. Endlich finden wir noch 2 kleine Muskeln in ihr, der eine zieht sich vom Hammer zur Trompete (p); er spannt das Trommelfell, der andere (q) erhebt den Steigbügel etwas nach hinten.

Das wäre im allgemeinen das Wissenswerthe vom Bau, von der Form unseres Instrumentes —, doch alles im Leben ist Zweck und so war es der Gedanke des Schöpfers, uns auf unseren Lebenspfad ein Instrument mitzugeben, daß ungefragt all und jede Schwingung der Materie nachspielen kann und muß, bevor sie zu unserem Bewußtsein geführt wird. Ohne bessere, tiefere Einsicht in das Wesen der Schwingungen konnten wir nimmer eine größere Klarheit über das Spiel unseres Instrumentes erwarten. Und so wurde denn Helmholtz, der Erfinder des Augenspiegels, zum Reformator des Ohres durch seine neuere Schwingungslehre. Ihm gebührt die Palme des Sieges, durch physikalisches Licht die dunklen Pforten des Ohres erschlossen zu haben.

Die Schwingungen der Materie, die Störungen ihres Gleichgewichtes sind nach Helmholtz entweder gleichmäßige, dauernde, periodische, oder wechselnde, stoßweise, nicht periodische. Die durch erstere hervorgerufenen Eindrücke bezeichnet er als Klang, die durch letztere erzeugte als Geräusch.

Die periodischen Schwingungen der Klänge erfolgen entweder nach einfachen Gesetzen, wie z. B. die Schwingungen eines Pendels, oder sie erfolgen nach complicirten Gesetzen. Einfache pendelartig periodische Schwingungen fühlet unser Ohr als Ton, so die Schwingungen einer Stimmgabel im Gegensatz zum Klange, der stets der Eindruck complicirt periodischer Schwingungen ist. Die Tonhöhe hängt ab von der Anzahl der Pendelschwingungen in einer Secunde, je größer diese, desto höher der Ton.

Helmholtz erkannte nun das wichtige Gesetz, daß sich jeder Klang in eine Anzahl von Tönen mit verschiedener Tonhöhe zerlegen läßt, daß jeder Klang aus einer Anzahl von Theiltönen besteht. Den tiefsten unter diesen Theiltönen bezeichnete er als Grundton, die übrigen als Obertöne des Klanges. Je nach der Anzahl der Obertöne, je nach ihrer verschiedenen Stärke, je nach ihrem Verhalten zum Grundtone ändert sich als Ganzes der Klang der schwingenden Materie, empfinden wir eine verschiedene Klangfarbe; sie wird weich oder hart, voll oder leer ꝛc.

Es scheint, als ob unsere Sinnesnerven nur dadurch specifisch empfinden, ihre specifische Energie besitzen, daß sie mit verschieden organisirten Gebilden an ihren Endigungen in Verbindung treten; so der Sehnerv mit seiner Nethaut und der Hörnerv mit einzelnen Gebilden am häutigen Labyrinthe und in der Schnecke; denn die Structur aller Nerven ist dieselbe, während die Structur der Endigungsgebilde bei jedem eine microscopisch verschiedene ist.

Eine so grundverschiedene Empfindung wie die von Klang und Geräusch setzt nach dieser Lehre voraus eine zwiefache, grundverschiedene Structur der Endigungsgebilde des Hörnerv. Und so erkannte denn Helmholtz' acustischer Blick in den frei beweglichen elastischen Fasern der Nethaut der Schnecke (rr) den klangempfindenden Faktor des Ohres und in den schwerer beweglichen unelastischen Hörhärchen des häutigen Labyrinthes (tt) den geräuschempfindenden Faktor desselben. — Das war eine epochemachende Entdeckung, bestätigt durch jede Beobachtung des Lebens. Wie wäre es denn möglich, gleichzeitig Geräusche und Klänge zu hören, hätte uns nicht der Schöpfer verschiedene, gleichzeitig empfindende Faktoren gegeben?

Mitten in geräuschvoller Schlacht gehorchen wir den ordnenden Klängen der Hörner. Alle Theile des Gehörorganes vor den empfindenden Gebilden sind nur Leitungsvorrichtungen und gehorchen anderen Gesetzen bei der Leitung von Geräuschen als bei der von Klängen.

Bei der Leitung von Geräuschen wirkt der isolirte, feste und leicht bewegliche Conductor der Trommelhöhle (Trommelfell c, Hammer m, Amboß n und Steigbügel o), nur als leichte, begrünzte Masse, welche die Stöße empfängt und aufs Labyrinthwasser überträgt, damit sie den geräuschempfindenden Faktor erregen. Bei der Leitung der Klänge hingegen wirkt derselbe Conductor nicht nur als Masse, sondern vor allem als elastischer resonirender Körper, welcher durch Mitschwingung die anbringenden Schwingungen verstärkt und sie verstärkt dem Labyrinthwasser überträgt.

Das frei bewegliche Labyrinthwasser seinerseits ist nun wiederum elastisch und verstärkt abermals die ihm bereits verstärkt zugeführten Klänge, so daß schon die leisesten Klänge der Außenwelt den klangempfindenden Faktor erregen können.

Aus alledem folgt von selbst: Die Geräusche, welche wir hören, sind bereits vor dem Ohre so intensiv als wir sie hören, sie werden durch unser Instrument nur geleitet; die Klänge aber, welche wir hören, sind vor dem Ohre weniger intensiv als wir sie hören, sie werden durch unser Instrument nicht nur geleitet, sondern gleichzeitig durch dessen Resonanz verstärkt.

Digitized by Google

Betrachten wir jetzt von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus den relativen Werth der einzelnen Theile unseres Instrumentes eingehender.

Die Ohrmuschel (A) ist ein ziemlich unwesentliches Ornament, sie dient höchstens zum Lauschen und erleichtert somit der Lage den Zutritt, wie denn auch die Griechen dieser lange Ohren andichteten. Wir können, wie die tägliche Erfahrung lehrt, mit einer großen Ohrmuschel als Erwachsene oder mit einer kleinen als Kinder, ja auch mit einer halben ausreichend hören. Eine edel geformte, sorgfältig ausgemeißelte Ohrmuschel soll nach Carus das Symbol einer edlen Seele sein.

Auch die Form des Gehörganges (B) ist ohne wesentliche Bedeutung; er ist ja klein und eng bei den Kindern, groß und weit bei Erwachsenen; wir finden ihn bei normal Hörenden bald grade und kurz, bald gewunden und lang, er kann eng sein nach Belieben, denn die Luft dringt durch jede Spalte, er kann mit fremden Körpern gefüllt sein, nur dürfen diese ihn nicht hermetisch abschließen und nicht das Trommelfell berühren. Sein Secret (nu) dient nur zum Schutze, zur Erwärmung, es fehlt ja in der Tiefe und kann somit die Schwingbarkeit unseres Instumentes nicht beeinflussen. Damit treten wir der Beobachtung feinesweges zu nahe, daß es mit der Abnahme der Hörkraft sich meist vermindert und mit der Wiederzunahme derselben von selbst wieder eintritt.

Wichtiger ist bereits das Trommelfell (C), daher finden wir es auch bei dem Kinde schon ausgewachsen. Unwesentlich ist daran die sichtbare Farbe und Form, die Lage und Beweglichkeit, wesentlich hingegen die unsichtbare Elasticität und die mit dem Auge schwer zu schätzende Masse. Von verschiedener Bedeutung wird beides, je nachdem periodische Schwingungen der Klänge oder nichtperiodische der Geräusche es treffen. Ein Loch z. B. oder ein Substanzverlust des Trommelselles für sich allein, ohne Mitbetheiligung der anderen Faktoren des Instrumentes, beeinträchtigt weniger das Hören der Geräusche, als das Hören der Klänge; eine Massenzunahme, eine Verkalkung hingegen für sich allein, erschwert das Fortbewegen der Stöße bei weitem mehr, als das Resoniren auf Klänge. Und so hören wir denn alle mit dem Alter Klänge besser, als Geräusche. Von der Resonanzwirkung unserer Trommelhöhle erhalten wir eine klare Vorstellung durch folgenden Versuch:

Wir befreien irgend eine Saite eines Flügels von ihrem Dämpfer und singen den Eigenton dieser Saite in den Flügel hinein; nach kurzer Zeit wird dadurch die Saite in Schwingungen gerathen und noch nachtönen, wenn wir bereits aufgehört haben, zu singen. Außerhalb des Flügels würde es schwer halten, unter gleichen Umständen dieselbe Saite durch Anfingen zur Schwingung zu bringen und zwar aus folgendem Grunde: ein leichter, leicht beweglicher, elastischer Körper (wie der Resonanzboden eines Flügels), geräth durch Schwingungen der Luft leicht in Schwingungen, tönt aber auch leicht aus, — ein massiver, schwer beweglicher, elastischer Körper (wie die Saite außerhalb des Flügels) geräth durch Schwingungen der Luft schwer in Schwingungen; ist er aber erst durch eine feste Verbindung mit einem Körper ersterer Art (die Saite innerhalb des Flügels am Resonanzboden befestigt), durch Schwingungen der Luft in Schwingungen gerathen, so tönt er auch lange nach.

„Das leichte, leicht bewegliche, elastische Trommelfell wird zum Resonanzboden für die massiven, schwer beweglichen, elastischen Gehörknöchelchen, um die Schwingungen der Luft letzteren zuzuleiten."

Der Flügelbauer baut seinen Resonanzboden aus verschieden tönendem Holze mit verschiedenem Eigentone, er legt ein anderes unterhalb des Discantes, ein anderes unterhalb des Basses, und so hat auch der Schöpfer unseres Instrumentes das Trommelfell, wie die Microscopie lehrt, aus verschieden dichten, concentrischen Ringen mit gesetzlich verschiedenem Eigentone gewebt. Alles was die Resonanz des Trommelselles beeinträchtigt, beeinträchtigt gesetzlich das Hören der Klänge, denn das Gesetz haftet an der Materie unseres Instrumentes.

Die Elasticität unseres Trommelselles kann sich aus zweierlei Gründen verändern, entweder sind es organische Processe, welche seine Structur verändern, oder mechanisch ungleicher Druck. Ersteres tritt, wie die Erfahrung lehrt, bald schnell ein, durch Anschwitzungen, bald langsam, durch Verdichtung oder Verdünnung, durch Erhärten oder durch Schwinden der elastischen Fasern. Ein ungleicher Druck findet statt, wenn fremde Körper dasselbe berühren, sei es an der Außen- oder Innenfläche, oder durch ungleichen Luftdruck. Um diesen zu vermeiden, wird die Luft in der Trommelhöhle (D), des Trommelselles wegen, durch die Eustachische Röhre (E) ventilirt. Und so tritt denn gesetzlich eine Verstimmung unseres Instrumentes, eine Schwerhörigkeit ein, sobald die Trompete (E) längere Zeit hermetisch verstopft oder geschlossen ist, analog wie durch Verstopfungen des äußeren Gehörganges. Es bedarf nur einer kunstgeübten Hand, um jene mechanischen Hindernisse aus beiden Theilen zu entfernen, und unser Instrument ist wieder gestimmt.

Verengerungen der Trompete sind äußerst seltene Zustände, sie können allein niemals unser Ohr verstimmen, weil die Luft durch die engsten Spalten dringt; sie sind ebenso unschädlich, wie Verengerungen des Gehörganges.

Unser Trommelfell ist so fein und elastisch gewebt, daß schon die leisesten Schwingungen unseren Hörnerv erregen; damit nun aber dieser nicht durch ein unvermuthetes zu starkes Geräusch schädlich erregt wird, hat der verfertigende Schöpfer unser Trommelfell mit einem Sicherheitsventile verbunden, wie Johannes Müller so genial die Wirkung der beiden Muskeln p und q in der Trommelhöhle erklärt. Sobald zu kräftige Schwingungen das Labyrinth zu erreichen streben, werden die sonst ruhenden Muskeln zum Widerstande gereizt, der eine (p) spannt alsdann das Trommelfell und macht es unfähiger zum Schwingen, der andere (q) sucht den Steigbügel aus dem Vorhofe zu heben und beeinträchtigt die Mittheilung seiner Schwingungen an diesen. Beide wirken vereint analog der Iris im Auge, die bekanntlich bei grellem Sonnenlichte sich zusammenzieht, um den Lichteindruck zu schwächen. Je mehr Resonanz ein Trommelfell besitzt, d. h. je elastischer es ist, deste leichter vernehmen wir aus der Luft die Schwingungen der Töne und Klänge.

Bei den Gehörknöchelchen ist das wesentlichste die innige, feste, ifolirte Leitung des Schalles, wie dieser das Trommelfell verläßt. Auch sie verstärken durch Resonanz die Klänge nachweisbar, doch steht dieselbe in keinem Verhältnisse zur Resonanz des Trommelselles. Durch krankhafte Processe (namentlich durch Schleimpfropfe im Scharlach) trennen sich die Knöchelchen, indem ihre Gelenke sich lockern. Der Schall dringt dann z. B. zweckdienlich bis zum Amboß, kann aber nicht zweckdienlich auf den Steigbügel übergehen, da jetzt Luft beide Knöchelchen trennt; natürlich wird Schwerhörigkeit die unabweisbare Folge.

Wir nehmen ein Stückchen feuchte Watte, ein Stückchen feuchte Haut, auch eine feine Gummiplatte, wir schieben dergleichen sanft bis zum Trommelfell, wir nähern dadurch den Amboß dem Steigbügel, wir schließen die Kette und das Gehör kehrt wieder. Jenes winzige, nur kunstgerecht anzulegende Stückchen Watte, jenes fälschlich so genannte künstliche Trommelfell, ist die Brille des Ohres; es regelt die gestörten Leitungsverhältnisse in der Trommelhöhle, wie die Brille die gestörten Brechungsverhältnisse im Augapfel. Wir nehmen die Brille ab, wir entfernen die Watte, wir lösen die Leitung und uns Gehör ist es geschehen, um es nach Belieben wiederherzen zu lassen.

Der Steigbügel schließt mit seinem Fußtritte, wie ein beweglicher Deckel das ovale Fenster; er verhält sich zum Rande desselben ungefähr wie eine recht alte, vom Zahne der Zeit berührte Scheibe zu ihrem Rahmen; — eine solche gibt, weil der Kitt nicht mehr allseitig anliegt, weil sie beweglich geworden, beim Anklopfen einen hellen Klang, denn sie geräth als ein begrünzter Körper leicht in Schwingungen. Durch krankhafte Anschwitzungen, Verdickungen schließt nun der Fußtritt des Steigbügels oft zu fest sein Fenster; er gleicht dann einer frisch eingesetzten Scheibe, deren Kitt noch allseitig anliegt und die beim Anschlagen nicht so hell erklingt. So bewirkt Unbeweglichkeit des Steigbügels im Vorhofesfenster eine Abnahme der Hörkraft. Wir versuchen den Kitt zu lösen, indem wir warme Dämpfe durch die Eustachische Trompete gegen die Trommelhöhle dringen lassen, und das gefesselte Gehör wird dadurch erlöst.

Zahlreiche Versuche überzeugen uns, daß die Schallleitung in der Trommelhöhle nur durch den festen Contuktor (Trommelfell, Hammer, Amboß und Steigbügel) von Statten gehe und die Luft daran keinen Antheil nimmt.

Die Luft in der Trommelhöhle hat nur den Zweck, diesen festen Contuktor zu ifoliren, ohne ihn zu drücken. Wird die

Digitized by Google

Luft durch Schleimbildung verdrängt wie z. B. in der Grippe, so verstimmt sich unser Instrument und schleunige Hilfe thut noth, denn der noch flüssige freie Schleim läßt sich leicht durch die Eustachische Röhre entfernen, nicht so der erhärtete, verklebte. Das Labyrinthwasser überträgt die Schwingungen des Steigbügels auf die empfindenden Theile des Hörnerv, doch anders verhält es sich beim Uebertragen der Geräusche, anders bei dem von Tönen und Klängen. Letztere soll es noch bei der Leitung verstärken, durch seine Resonanz und Elasticität — und damit es resonire, schuf der allgütige Schöpfer eine Gegenöffnung im Labyrinthe, das runde Fenster der Schnecke (k) und verschloß es mit elastischer Haut.

Das runde Fenster ist also kein Trommelhöhlenfenster, wie das ovale, sondern ein Labyrinthwasserfenster, absolut nöthig zum Hören der Klänge und weniger zum Hören der Geräusche. Und so finden wir denn, wenn das Fenster gedrückt wird, wenn die Haut sich verdickt und verknöchert, bei weitem mehr, doch stets gesetzlich, eine Abnahme der Hörkraft für Klänge, als der für Geräusche.

Wir kommen jetzt zu den empfindenden Theilen des Ohres. Ein normales, zweckdienliches Ohr soll gleichzeitig gleich starke Geräusche sowie Töne und Klänge empfinden, um vor allem die Sprache des Menschen zu verstehen, denn die Sprache ist Combination von Geräuschen und Klängen, von Consonanten und Vocalen, doch überwiegen die Klänge. Während die einen die Hörbärchen (tt) erregen, erregen die anderen die Netzhaut der Schnecke (r).

Immer aber geht das Sprachverständniß Hand in Hand mit dem Hören der Klänge und nicht mit dem Hören der Geräusche. Sobald der klangempfindende Faktor leidet, leidet das Verstehen der Sprache, selbst wenn der geräuschempfindende Faktor nicht mitleidet. Der interessanteste, hierhin gehörende Fall dürfte wohl folgender sein. Ein Herr wurde plötzlich taub nach einem Sturzbade; er behielt die Fähigkeit Geräusche zu vernehmen, so von weitem das Rollen der Wagen, ein leises Klopfen an die Thür oder Scheibe, schon das Kritzeln mit einer Feder, das Ticken der Uhr und ein leises Klingeln — aber keine menschliche Stimme kam ihm ferner zum Bewußtsein. Man konnte die einzelnen Vocale so klar, so laut und so deutlich, als nur immerhin möglich, aussprechen, sie machten alle auf ihn denselben Eindruck eines unbestimmten, nichtssagenden Geräusches, eines hst, kein Unterschied im hohen i, im tiefen u, am tiefen o, er war tauber als ein Taubstummer gegen menschliche Laute, und hörte jedes Geräusch!

Dagegen lernte ich eine Dame kennen, die verstand im ersten Stockwerke die Sprache der Menschen auf der Straße, sie hörte das Piano im höheren Stockwerk, doch sie hörte keine Uhr, keine Glocke. Ihr Ohr empfand Klänge und Töne normal, doch nicht so Geräusche. Ja, ich kenne einen General, der das Commando zu führen versteht und keine Repetiruhr vernimmt; der klangempfindende Faktor seines acustischen Instrumentes ist sehr wohlgestimmt, der geräuschempfinde hingegen ist verstimmt.

(Schluß folgt.)

Am Familientische.

Das Menagerieschiff und der weiße Elephant.

Während der ersten preußischen Expedition nach Japan, China und Siam in den Jahren 1860—63 erhielt das Transportschiff Elbe den Auftrag, für den zoologischen Garten in Berlin so viel ausländische Thiere mitzubringen, als in den verschiedenen Häfen zu finden und auf dem Schiffe unterzubringen wären. Ich war damals Commandant der Elbe und mir war dieser Auftrag sehr willkommen, da ich mich von jeher für Naturgeschichte interessirt und auf meinen früheren Seereisen stets eine höchst angenehme Beschäftigung in der Beobachtung des Thierlebens gesucht und gefunden hatte.

Ich erhielt den Auftrag in Bangkok und da ich auf der Heimreise nach Singapore, Java und das Cap der guten Hoffnung anlaufen konnte, so war Aussicht auf reiche Acquisitionen vorhanden. Ich ließ sodann das zum größten Theile leere Schiff zur Aufnahme der Thiere auf das Zweckmäßigste herrichten. Der Sandballast wurde im untern Raume zu einer Fläche geebnet und dadurch ein schöner Platz von etwa 80 Fuß Länge, 30 Fuß Breite und 7 Fuß Höhe geschaffen, der einer ganzen Menge friedlicher Thiere zum Tummelplatz dienen konnte und durch die Deckslucken hinreichend frische Luft und Licht hatte. In Bangkok erhielt ich sogleich eine ziemliche Anzahl Bewohner für die Menagerie. Unter ihnen nahm der auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene sogenannte weiße Elephant die hervorragendste Stelle ein.

Indem ich mir vorbehalte, den Lesern des Daheim später noch einige andere Thiercharaktere vorzuführen, will ich mich heute mit dem Elephanten beschäftigen, der mir vorzugsweise Interesse einflößte.

Er war ein Geschenk des damals in Bangkok als englischer Consul fungirenden Sir Robert Schomburgk, unseres Landsmannes, an die Frau Kronprinzessin von Preußen.

Wohver die allgemeine Annahme stamme, daß der mit der Elbe gebrachte Elephant ein weißer sei, ist mir unbekannt geblieben. Seine Farbe war im Gegentheil fast schwarz und überhaupt gibt es gar keine weißen Elephanten. Der unter diesem Namen bekannte und als heilig gehaltene Elephant des Königs von Siam ist chocoladenfarbig.

Unser Freund war noch jung und unerwachsen, drei Jahre alt und 4½ Fuß hoch. Ich ließ ihm ein festes Haus auf dem Oberdeck bauen und dieses so einrichten, daß er bei größeren Bewegungen an den Wänden eine Stütze fand. Arbeitete das Schiff sehr heftig, so wurden ihm breite Gurte unter den Leib gelegt und nach der Decke des Hauses so straff gezogen, daß er nicht fallen konnte.

Er war bereits vollständig gezähmt, als er an Bord kam, gewöhnte sich sehr bald an die neuen Verhältnisse und wurde ebenso schnell der Liebling der gesammten Mannschaft. Nach seinem früheren Herrn wurde er Robert genannt und hörte in wenigen Tagen auf seinen neuen Namen.

Mit innigen Unterbrechungen hatten wir während der ganzen Rückreise schönes Wetter und Robert erfreute dabei vielfach Erlaubniß, frei auf dem Deck herumzuspazieren. Meine Casüte befand sich ebenfalls auf dem Oberdeck und da ich bei dem schönen Wetter gewöhnlich die Thüre geöffnet hielt, so wurde ich sehr oft von unserm Freunde besucht. Es entspann sich bald ein intimes Freundschaftsbündniß zwischen uns, auf dessen Zustandekommen namentlich meine Vorräthe an Bananen und Apfelsinen einen sehr günstigen Einfluß übten. Bananen waren überhaupt sein Tendre; für sie wäre er durch das Feuer gegangen und mit ihrer Hilfe wurde ihm in wenigen Tagen eine ganze Reihe Kunststücke beigebracht. So z. B. lernte er an einem Tage sein Compliment zu machen, indem er sich auf die Vorderviere warf und den Kopf so weit nach unten bog, daß seine Stirn das Deck berührte. Dies wiederholte ihm nur von seinem Wärter vorgemacht und ihm dabei eine Banane vorgehalten. Er begriff sofort den Zweck des Manövers und lernte ebenso schnell den Fuß geben. Ueberhaupt verrichte aber zwischen ihm und dem Wärter das zärtlichste Einvernehmen; ich habe noch nichts Aehnliches gesehen. Freilich that letzterer seinem Lieblinge auch alles Erdenkliche zu Gute. Als er bemerkte, daß Robert gelochten Reis lieber als rohen aß, stand er jeden Morgen um 4 Uhr schon in der Küche, um die für den Tag nöthige Portion (etwa einen Eimer voll) mundgerecht zu bereiten. Damit nicht zufrieden, formte er den Reis bei den Mahlzeiten zu Kugeln und schob sie dem Elephanten in den geöffneten Mund, damit dieser die wenigmöglichen Kaubewegungsicheiten vom Fressen hatte. Robert erkannte solche Sorgfalt auch dankbarerweise an und folgte dem Wärter wie ein Hund auf Schritt und Tritt. Wenn wir es für nöthig hielten, daß er in seinen Stall zurückgebracht wurde, so gehorchte er nur dem Wärter oder mir; niemand sonst vermochte ihn dazu zu bewegen.

Sobald Robert seine Mahlzeit eingenommen, ging der Wärter in den Raum, um auch die übrigen Thiere zu füttern. Der Elephant folgte ihm dann stets bis an die Luke, machte einige lebensgefährliche Versuche die Treppe hinabzukletteren, wovon wir ihn nur unter Anwendung von Strenge zurückhalten vermochten und brüllte laut, sobald er seinen geliebten Freund verschwinden sah. Der Wärter hieß Rudi und der brüllende Ton klang fast genau, als ob er diesen Namen riefe, was der Mannschaft oft Anlaß zur Heiterkeit gab.

Es war Robert eine höchst angenehme Empfindung, wenn man ihn mit der Hand auf der Zunge kraßelte. Er ließ sich dies Stundenlang gefallen und gar oft sah ich in den Teepen, wenn ich spät Abends noch einmal nach Deck ertönt, Robert in traulichem Zusammenseinkuhl kraßelte die Zunge und Robert hielt ihm mit seinem Rüssel eng umschlungen, damit er nur ja nicht ausboren solle.

Robert wußte ganz genau, wann ich meine Mahlzeiten einnahm. Er kam dann regelmäßig und lud sich zu Gast. War die Thür meiner Cajüte geschlossen, so öffnete er dieselbe mit dem Rüssel sehr geschickt, steckte den Kopf durch und schnupperte mit dem Rüssel nach den Speisen. Wenn ich ihm dann mit dem Löffel leinen Schlag gab, so betrachtete er dies als Zeichen, daß er kommen dürfe, zwängte sich durch die Thür und wartete am Tisch geduldig, bis ich ihm etwas gab. Als Bananen und andere frische Früchte ihre Endschaft erreicht hatten, wurde er von mir öfter mit Eingemachtem erfreut, wie er denn überhaupt allen Süßigkeiten sehr zugethan war.

Eierkuchen oder sogenannte Pfannen waren jedoch nach den Bananen sein größter Leckerbissen. Abgesehen davon, daß er regelmäßig einen oder zwei erhielt, wenn die Officiere oder ich diese Speise aßen, wurden ihm sonntäglich ein Dutzend extra gebacken, die er mit außerordentlichem Behagen verzehrte. Sobald er nur den Geruch des Backens merkte, pflanzte er sich vor der Küchenthür auf und wich nicht eher, bis der Koch ihm ein Kostbärchen gegeben. Als er in Swinemünde ausgeschifft wurde, nahm er mit sichtlichem Bedauen von uns Abschied. Sein Wärter begleitete ihn nach Berlin und blieb noch 8 Wochen bei ihm, bis er sich an die neue Umgebung gewöhnt hatte. Er befindet sich im zoologischen Garten in Berlin, dem er von der Kronprinzessin geschenkt wurde. Ich habe ihn in den drei Jahren

Digitized by Google

seines Dortseins zweimal besucht und bin jedesmal auf rührende Weise von ihm wiedererkannt worden. Das erste Mal war ich im August 1863, also fünfviertel Jahr, nachdem er von Bord gegangen, in Begleitung des Inspecteurs des zoologischen Gartens bei ihm. Er stand mit mit dem Rücken zugekehrt und frah. Zuerst rief ich nur seinen Namen, ohne daß er jedoch Notiz davon genommen hätte. Als ich jedoch abermals ihn anrief: „Robert, alter Junge, kannst Du mich nicht mehr?“ drehte er sich um so schnell er vermochte und lief mit erhobenem Rüssel und geöffnetem Maule auf mich zu. Jeder andere wäre vielleicht erschreckt zurückgewichen; ich wußte jedoch, daß er mich erkannt hatte, steckte ihm meine Hand in das Maul und kratzte seine Zunge. Sobald ich dies gethan, war er ganz außer sich vor Freude, schlang seinen Rüssel um meinen Hals und tastete mit der Spitze desselben auf meinem Gesichte herum. Der Inspector war über diese Scene ganz überrascht und äußerte, daß ihm in seiner Praxis ein solches Gedächtniß von Thieren noch nicht vorgekommen sei.

Im vorigen Februar, also nach anderthalbjährigem Zwischenraum besuchte ich ihn abermals: das Wiedererkennen äußerte sich auf dieselbe Weise, aber ich hatte Gelegenheit, das Gedächtniß des Elephanten noch mehr zu bewundern. In den drei Jahren seinen Aufenthaltes in Berlin hatte er wie die an Bord erlernten Kunststücke gübbi. Sobald ich ihm jedoch zurief: „Robert mache dein Compliment!“ warf er sich auf die Knie und senkte die Stirn auf die Erde und ebenso hoch er den Fuß so hoch wie er vermochte, als ich ihn aufforderte, mir den Fuß zu geben.

Ich blieb über eine halbe Stunde bei dem mir so lieb gewordenen Thiere, das übrigens jetzt schon eine Höhe von mehr als 6 Fuß erreicht hat und konnte mich nur schwer von ihm trennen. Seitens des Elephantenwärters schien dasselbe der Fall zu sein, denn er hielt mich beständig mit dem Rüssel umschlungen. Als ich mich endlich losmachte, blickte er mir über die Barriere nach, so lange er mich sehen konnte, und ich hörte ihn klägisch brüllen, als ich den Stall verlassen hatte.

R. Werner.

Dr. Guillotin und die Guillotine.

Es ist vielkommen richtig, wenn in No. 24 dieses Blattes gesagt wird: Dr. Guillotin sei nicht der Erfinder des berüchtigten Fallbeiles gewesen. Gleichwohl wird ihm niemand den traurigen Ruhm streitig machen können, die später zu so furchtbarem Ansehen gelangte Art der Todesstrafe aufs neue der Executivgewalt empfohlen zu haben. Eine Empfehlung, die allerdings seinen Namen für alle Zeit mit dem Fallbeile identificirt hat.

Die ebenfalls erwähnt, bestand vor dem Ausbruche der Revolution eines der vielen Vorrechte des Adels auch darin, daß seine Mitglieder sich einer besonderen Todesstrafe, der des Enthauptens, in vorkommenden Fällen erfreuen durften. Am 9. October 1789, als die Nationalversammlung von Versailles nach Paris übersiedelte, brachte der Dr. Guillotin, Abgeordneter von Paris, ein Mann, der sich durch einige Schriften über den dritten Stand eine Art von Berühmtheit erworben hatte, zwei Anträge auf Verbefferung der Todesstrafe ein. Der erste lautete: „Die Verbrechen gleicher Art werden, ohne Ansehung des Ranges des Verbrechers, auf gleiche Weise bestraft. 2) Die Todesstrafe, in allen Fällen von gleicher Art, findet durch Enthauptung statt und wird vermittelst einer Maschine vollzogen.“

Die Debatten über diese Anträge, denen noch einige über Verunglen, Nachreden ꝛc. der Hingerichteten folgten, wurden vertagt. Aber Guillotin, darmäßig in seiner vermeintlichen Fürsorge, brachte sie am 1. December wieder auf die Tagesordnung. Der erste ward schnell angenommen. Ueber der zweiten entspann sich eine Discussion, in welcher der Abbé Maury das Project angriff und behauptete: „Man entsittliche das Volk, wenn man es an den Anblick des Blutes gewöhne.“ Guillotin ward sehr heftig und rief, nachdem er weitläufig den qualvollen Tod des Erhängens geschildert hatte, aus: „Sehen Sie dagegen meine Maschine an. Mit dieser Maschine schlage ich Ihnen, meine Herren, den Kopf in einem Augenblick herunter, ohne daß Sie eine Empfindung davon haben.“ Ein furchtbares Gelächter folgte diesem Ausspruch. Ob sich viele Lacher wohl des Momentes erinnerten, als sie später ihre Häupter unter das Fallbeil legten? So erhielt das Instrument Guillotins Namen. Bekanntlich gab Peltier das Blöbblatt: Les Actes des Apôtres heraus, ein Journal, welches die Revolutionen mit beißender Satyre zu bekämpfen suchte. Zwei Tage nach G's Antrag erschien darin folgendes Lied: Auf die Maschine des Dr. Guillotin, die zum Enthaupten bestimmt ist und nach ihm: Guillotine genannt wird.

Guillotin,	Le Romain
Médecin,	Guillotin,
Politique,	Qui s'apprête,
Imagine, un beau matin,	Consulte gens du métier —
Que pendre est inhumain	Barnave et Chapelier
Et pon patrotique.	Même: Coupe-tête; —
Aussitôt	Et au main
Il lui fait	Fait sondain
Un supplice	La Machine,
Qui sans corde ni poteau	Qui simplement nous tuera
Supprime du bonrreau	Et que l'on nommera
L'Office.	Guillotine!

Barnave und Chapelier waren die wüthendsten Anhänger der Revolution, Coupe-tête ist jene berüchtigte, furchtbare Persönlichkeit bekannt unter dem Namen: „Jourdan der Kopfabhacker.“ Alle drei fielen durch die Guillotine.

Es hatte das neue Strafwerkzeug seinen Namen erhalten, lange, bevor Guillotin auch nur einen Entwurf oder ein Modell beigebracht hatte. Die Anfertigung ward dem Dr. Louis, secrétaire du Collége des Chirurgiens übertragen und daher führte die Maschine eine Zeitlang den Namen Louison. Aber schon am 18. December erschien im Moniteur ein Artikel: Remarques s. l. Motion du Dr. Guillotin, concernant la machine de décapitation instantanée dos animanx (!)

Diese „Remarques“ tadelten die Frivolität, mit welcher gewisse Zeitungsschreiber den ernsten Gegenstand bewitzelt hätten. Dadurch lenkte sich die Aufmerksamkeit gleich wieder auf Dr. G. und weil durch das obenerwähnte Lied der Name sich dem Gedächtnisse aller einprägte, blieb die Benennung Guillotine.

Daß der Arzt und Deputirte die Erfindung sich zuschrach, ist unbegreiflich. Denn abgesehen davon, daß die Maschine bereits seit Jahrhunderten in Gebrauch war, bevor sich Guillotin ihre Erfindung anmaßte, hatte sogar im Jahre 1786 in Paris auf einem Pantomimentheater eine Production des Fallbeils bereits stattgefunden. Das Stück, in welchem das gräßliche Werkzeug dem Publikum vorgeführt ward, war — entsetzlich zu sagen — eine Haselstude: „Die wier Haimonskinder.“ Böse Zauberer wurden im Verlaufe derselben durch das Fallbeil hingerichtet.

Am 3. April 1792 reichte der Uhrmacher Guidon dem Syndicus Röderer Plan und Kostenanschlag einer Guillotine ein. Er forderte 5600 Francs, was Herr Röderer zu hoch fand, worauf Guidon wiederum entgegnete: daß man die „Besiegung des Widerwillens, den die Arbeiter bei Fertigung der Maschine an den Tag legten“ theuer bezahlen müsse. Röderer eröffnete ihm darauf: Dies sei wohl möglich, doch hätten sich andere Werkleute zu billigerer Lieferung verstanden, wenn man ihre Namen verschweigen wolle. (!)

Während der Unterhandlungen meldete sich ein Clavierfabrikant Schmidt aus Straßburg und erbot sich, eine Guillotine für den Preis von 960 Francs zu fertigen. Sein Gebot ward angenommen und er ist der eigentliche Erfinder oder vielmehr Verfertiger der Schreckensmaschine. Als später die Berechnung gemacht wurde, daß der materielle Werth der Maschine nicht höher als 329 Livres, mit Einschluß des Ledersacks, gerechnet werden könne, ist gegenwärtigen Angenschein aber 83 Instrumente — für jedes Departement eines — geliefert werden müßten, so sollte ihm, als dem Erfinder, der Vorzug bei dem Abschlusse des Lieferungscontractes gegeben werden. Schmidt wollte auf diese niedrigen Preise nicht eingehen und wandte sich deshalb an das Ministerium. Dieses hatte aber die Lieferung für die Departements einem neuen Bewerber übergeben, worauf Schmidt sich ein Patent erbat und im Weigerungsfalle mit einem Prozesse drohte. Der ungeheure Abgrund der Revolution verschlang später alle Rechtsansprüche und so ist denn auch keine Notiz über die weiteren Schicksale Schmidts, der ein geborner Deutscher war, zu finden.

Der erste Versuch mit der von Schmidt gefertigten Maschine fand durch Lanlon, Scharfrichter von Paris, am 17. April 1792 im Hofe des Bicêtre statt. Er wand an mehren Leichen vollzogen und lief höchst günstig aus. Hieran knüpft sich die vielfach erzählte Anekdote, daß Ludwig XVI dem Messer der Maschine die schräge Form gegeben haben soll, indem er, bekanntlich ein höchst geschickter Mechaniker, dadurch die Fallkraft vermehrt wußte. Die erste öffentliche Hinrichtung ward zu Paris auf dem Grève-Platze am 25. April 1792 an dem Straßenräuber Pelletier vollzogen. Höchst bemerkenswerth ist es, daß unmittelbar nach seiner Hinrichtung in dem Blatte: Les Révolutions de Paris, herausgegeben von Prudhomme, bei Gelegenheit einer Besprechung jener Execution einige Zeilen abgedruckt waren, die deutlich beweisen, daß die Jakobiner lange vor dem 10. August daran dachten, den König auf das Blutgerüst zu bringen. Maleshebres hatte nämlich den Deputirten Ted eine Idee gebracht, die wie dem Tode als dem gemeinsamen Schicksale von Hoch und Niedrig sprach. Diese Stelle ward hervorgehoben und dem Könige sein späteres Loos bereits ziemlich deutlich verkündet.

Inscription proposée pour la Guillotine:
„Et la Garde qui veille aux barrières du Louvre,
N'en défend pas nos Rois.“

Dr. Louis starb bereits einen Monat nach der ersten Arbeit der Guillotine. Dr. Guillotin war allerdings nahe daran, die Gewichtigkeit seiner Empfehlenen an sich selbst zu prüfen, denn er war auf Dantons Befehl eingekerkert und zwar, wie man behauptet, weil er sich gewegert habe, eine Doppelguillotine zu construiren. Er wurde aber am 9. Thermidor freigelassen, lebte in guten Verhältnissen bis zum Jahre 1814 von allen, die ihn kannten, hochgeachtet, aber wie man sagt, stets sehr gedrungt unter der Last der schauerlichen Berühmtheit, welche sein Name erlangt hatte. Er starb am 26. Mai, 76 Jahre alt.

Georg Hiltl.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des „Daheim“ in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Juni 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 37.**

Die Frauenschlacht auf Borkum.

Geschichtliche Novelle von **Ludwig Rosen.**

(Fortsetzung.)

Drängender fuhr Julio fort: „Du hast mir versprochen, Du wolltest, sobald Du reich genug wärest, ein Schloß mit schönem Garten kaufen dort wo das südliche Meer mein herrliches Vaterland bespült, fern von diesen Meeren, wo man Dich kennt, und fern von den Küsten Biscayas, von wo ich Dir gefolgt bin und wo man mich Dir wieder wegnehmen würde."

„Ich hab' es Dir versprochen, Julio, aber erstens hab' ich noch nicht so viel erworben, daß wir immer in reichem Ueberflusse leben können und zweitens kann ich noch nicht ablassen von einem kühnen thatenreichen Leben; wollte ich mich schon jetzt zur Ruhe begeben, so ergriffe mich an Deiner Seite vielleicht die Sehnsucht nach dem Meere. Darum laß uns immer noch eine Zeitlang fahren. Du hast ja keine Furcht."

„Bei Dir kenne ich keine Furcht. Du bist ja so tapfer, daß Dir jede Unternehmung gelingt."

„Ich kenne auch keine Furcht, aber in meinem Berufe muß man dennoch immer auf einen unglücklichen Ausgang vorbereitet sein; der Tod lauert uns auf in jeder Gestalt."

„Wenn Dich der Tod ereilt, mein Meister, so ereilt er mich auch; wir bleiben auch im Tode vereint, darum fürchte ich selbst den Tod nicht, so lange ich bei Dir bin."

Rolf blickte zärtlich auf Julio, streichelte ihm die Wange und sagte: „So ist's recht, meine Julia. Des Freibeuters Liebchen muß ein starkes muthiges Herz haben."

Der Leser wird schon längst bemerkt haben, daß der Julio eine Julia war. Sie galt auf dem Schiffe für den Sohn des Capitäns, und wenn auch die Mannschaft das wahre Geschlecht kannte oder ahnte, so herrschte doch stillschweigend das Uebereinkommen, das verkleidete Mädchen als Jüngling zu betrachten und zu behandeln.

Mit Plaudern und Tändeln verstrich die Zeit, bis leise an die Kajütenthüre gepocht wurde. Auf den Ruf Rolfs trat ein Seemann ein, welcher die Stellung eines Lieutenants einnahm. Er hatte ein wildes und düsteres Aussehen, in seinem Gürtel steckten einige Pistolen, an seiner Seite hing ein langer Säbel, in der Hand trug er einen Fischspeer.

„Was gibt's?" fragte Rolf kurz.

„Capitän, wir sind dicht vor Borkum, Eure Anwesenheit auf dem Verdeck ist nöthig."

In diesem Augenblick ging eine merkwürdige Veränderung mit Rolf vor. Aus den vorher so glanzlosen Augen sprühte ein energisches Feuer, er steckte zwei Pistolen in den Gürtel, langte eine wuchtige Streitaxt von der Wand und rief: „Wohl, aufs Verdeck!" In der erwachenden Kampfeslust schien er vergessen zu haben, daß auf Borkum ihm keine streitbare Mannschaft gegenüber stand, aber die Wahrnehmung, auf welche er oben sofort hingelenkt wurde, gab seiner kriegerischen Aufwallung Grund genug.

Nahe vor der Spitze des Schiffes lag die Südküste der Insel, eine völlig sandige weitausgedehnte Ebene, über welche weg man im Norden wieder die Meeresbrandung sehen konnte. Links in der Entfernung einer halben Stunde erhob sich höheres, von Dünen eingefaßtes Land mit grüner Oberfläche voll weidenden Viehes; noch eine halbe Stunde weiter ragte hoch der mächtige viereckige Thurm des Dorfes empor. Rechts in nicht so weiter Entfernung zeigte sich ebenfalls ein höherer, bewohnter und bebauter Raum, der auch durch Dünen eingeschlossen war. Man befand sich also vor dem „Tiefenrohr," und zwar an derjenigen Stelle, wo in den sogenannten „Balgen" das Fahrwasser dem sonst so flachen Strand nahe kommt. Alles dieses beschäftigte die Aufmerksamkeit des Seeräubers nicht, und sein Steuermann, ein entsprungner Matrose von der Insel Juist, kannte die Ankerstelle genau. Es war ein ganz andres Schauspiel, das Rolfs Augen auf sich zog und das schon längere Zeit von seiner Mannschaft mit Spannung beobachtet worden war.

Auf dem Strande, zunächst der Stelle, wo das Schiff ankern mußte, hatte sich in langer aufgelöster Linie eine Anzahl von wenigstens siebzig Männern vertheilt, die offenbar bewaffnet waren; in der Mitte befand sich eine undeutliche Gruppe, worin sich nur einige Pferde unterscheiden ließen.

Digitized by Google

Als Rolf das unerwartete Schauspiel mit hastigen Blicken überflogen hatte, brach er kurzsinnend in die Worte aus: „Entweder hat und der elende Schuft von Spion belogen, wofür er verdammt ein soll, oder die Borkumer Schiffer sind zurückgekehrt, aber ein Donnerwetter soll mich erschlagen, wenn ich begreife, wie der Satan je auf einmal hierhergekommen sein soll, es ist einerlei, sie sind zur rechten Stunde zurückgekommen, denn wir lassen keinen dieser elenden Häringsfänger am Leben. Geschützmeister, lad die Kanonen an der Backordseite mit Kettenkugeln laden; Bootsmann, laß das Langboot im Steuerbord herunter; die Mannschaft der ersten Wacht besteigt das Boot, stößt aber erst ab, wenn wir dem Lumpenvolk dort die dritte Ladung gegeben haben. Nun, herunter mit dem Anker!"

Der Anker rasselte auf den Grund, und das Schiff drehte sich langsam so, daß sich die Backordseite dem Strande zukehrte, doch trat nun eine augenblickliche Pause ein, verursacht durch die Vollziehung der ertheilten Befehle. Julia stand neben Rolf, mehr neugierig als ängstlich dreinschauend.

VI. Der Kampf.

Wie Folkert sein kleines seltsames Heer aufgestellt hatte, ist bereits angedeutet. Er hatte die Kanone verdeckt, um den Seeräuber sicherer zu machen. Es hatte sich nun selbst so angeordnet, daß die Frauen rechts von ihm standen, die Mädchen links, erstere unter der Führung von Gepke Teerling, letztere unter derjenigen von Aleida Visser. Einige flinke Jungen mußten für die Bedienung bei der Kanone zur Hand sein, die alten Männer hatten sich hier und da vertheilt.

Während das Schiff noch mit eingezogenen Segeln langsam durch die Flut sich auf die Balgen zutreiben ließ, ging Folkert bei den Frauen umher und sagte: „Wenn sie vom Schiff schießen, so werden die Mädchen erschrecken, und manche hat vielleicht Lust, davonzulaufen; sehn sie aber, daß die Frauen standhaft aushalten, so schämen sie sich und fassen wieder Muth. Ich weiß gewiß, die Frauen werden ihnen ein gutes Beispiel geben."

„Darauf kannst Du Dich verlassen!" sagte die mannhafte Gepke Teerling. „Ich wollt' es keiner Frau rathen, davonzulaufen, denn es sollte ein Strohwisch an ihre Hausthür genagelt werden."

Dann ging Folkert zu den Mädchen und sagte: „Vor dem Schießen müßt Ihr nicht erschrecken; wenn man's erst hört, so ist keine Gefahr mehr dabei; es ist wie beim Gewitter, wenn man das Donnern hört, ist man nicht getroffen. Seid nun recht muthig und brav, daß die Männer stolz auf Euch sein können, wenn sie die Geschichte hören."

Aleida erwiederte: „Sei nur ruhig, Folkert, Du sollst auch stolz auf uns sein können!"

Halb und halb hatte Folkert gehofft, der Seeräuber werde sich durch die Vertheidigungsanstalten abschrecken lassen und wieder von der Insel abhalten, aber als das Schiff in die Balgen lief und den Anker fallen ließ, mußte er sich freilich überzeugen, daß es zum Kampf kommen werde. Er warf noch einen Blick rückwärts nach dem Kirchthurm seiner Heimat und sprach leise zu sich: „In Gottes Namen denn!" Er sah wohl, daß man auf dem Schiff die Geschütze fertig mache, ließ die Pferde zurückführen, richtete seine Kanone genau, nahm die Lunte einem der Knaben aus der Hand und brannte los. Ehe man noch die Wirkung des Schusses wahrnehmen konnte, entluden sich die sechs feindlichen Geschütze, aber unschädlich sausten die Kettenkugeln über den Köpfen der Insulaner weg.

Jetzt sah man, was Folkerts Schuß ausgerichtet hatte: die Kugel hatte den Hauptmast zerschmettert, so daß er über die Steuerbordseite ins Wasser stürzte, alle Taue nach sich ziehend und so das Schiff neigend, daß es nach der Insel zu hoch aus dem Wasser stand. Daß durch den fallenden Mast das Boot umgeschlagen wurde, welches sich eben mit seiner Mannschaft gefüllt hatte, und daß nur der geringere Theil der letzteren sich zurück ins Schiff rettete — denn die Seefahrer sind bei weitem nicht so des Schwimmens kundig, wie man erwarten sollte: — dieser Erfolg konnten die Insulaner nicht wahrnehmen, aber auch derjenige, den sie sahen, mußte ihre kühnsten Erwartungen weit übertreffen. Ein glücklicherer Schuß ist kaum jemals abgefeuert worden! Das Weiberheer brach nicht, wie man vielleicht hätte denken können, in ein Jubelgeschrei aus, nur ein ernstes Gemurmel, das halb wie Verwunderung, halb wie ein Dankgebet klang, lief durch ihre Reihen.

So sehr auch das Herz Folkerts aufjauchzte vor Freude, so wenig ließ er sich doch von fernerem raschen Handeln abhalten. Er sah sich nach seinen jungen Gehilfen um, aber diese — waren fort. Als sie die Kugeln über sich wegsausen hörten, hatte sie ein panischer Schrecken ergriffen und sie liefen weg, ohne sich nur umzublicken.

Rathlos schaute sich Folkert um.

Da trat Aleida heran und sprach: „Ich will Dir schon helfen, Folkert, sage nur was ich thun soll."

Folkert schaute sie zugleich fremdlich und bedenklich an, indem er sagte: „So lang das Schiff so auf der Seite liegt, können sie uns nichts thun, aber ich höre, wie alle Mannen drauf loshauen, um den Mast zu kappen, und wenn das Schiff wieder gerade zu liegen kommt, richten sie die Schüsse eben auf diese Stelle."

„Das thut nichts; wo Du sein kannst, kann ich auch sein. Anje Meeuw und Freije Ackermann, kommt herbei, Ihr müßt hier helfen."

Die beiden angerufenen Mädchen sprangen herbei, und Folkert lud mit dieser sonderbaren Mannschaft von neuem sein Geschütz. Es ging zwar langsam, aber es wurde richtig bewerkstelligt.

„Alles klar!" rief Folkert, nachdem er die Kanone aufs neue gerichtet hatte, ließ die Mädchen bei Seite treten und brannte zum zweiten Male los.

Als wenn ein höherer Beistand ins Mittel getreten wäre, so folgte auch diesem Schuß das glücklichste Gelingen, denn er zertrümmerte das Steuerruder und warf die Männer, die dabei gestanden hatten, ins Meer. Diesmal begrüßte ein lauterer Aufschrei, der fast wie ein Jubel klang, den neuen Erfolg.

Folkerts Wangen hatten sich immer höher gefärbt, seine Augen waren immer glänzender geworden, er rief: „Nun noch einige Schüsse, und das Schiff bricht auseinander!"

„Das Schiff ist schon jetzt verloren!" sagte Jan Smidt, der mittlerweile herangetreten war. „Das Schiff bleibt beim niedrigen Wasser stehen und ist beim nächsten Hochwasser ein Wrack."

„Darauf wollen wir nicht warten," sagte Folkert, „sie haben Boote, und wenn sie darin ans Land kommen, sind wir noch lange nicht fertig. Frisch wieder ans Werk!"

Die Kanone wurde zum dritten Male mit Hilfe der dienstwilligen Mädchen schußfertig gemacht.

„Alles klar!" rief Folkert und griff nach der Lunte.

„Halt, halt, was bedeutet das?" sagte Jan Smidt. „Sie ziehen eine Flagge auf."

„Eine weiße Flagge, wahrhaftig!" rief Folkert sehr überrascht. „Sie wollen unterhandeln!"

Wir sind genöthigt, uns für einige Zeit wieder auf das Räuberschiff zu begeben. Die Abfeuerung seiner Geschütze war um einige Augenblicke zu spät gekommen, denn als sie erfolgte, hob sich das Schiff bereits durch das Zusammenbrechen des Mastes so sehr, daß sie unwirksam blieb, sonst würde das Blut mancher heldenmüthigen Insulanerin geflossen und vielleicht ein ganz andrer Ausgang erfolgt sein. Die damit erfolgenden Umstände verhinderten, wie wir wissen, sowohl die wiederholte Anwendung der Kanonen als den Versuch einer Landung. Rolf glich mehr einem gereizten Tiger, als einem zornigen Menschen: er rief jede Verdammniß auf die Insulaner herab und schwur mit gräßlichen Eiden, daß kein lebendes Wesen auf Borkum übrig bleiben solle, daß er die Dünen durchstechen und das ganze Eiland von den Wellen wegspülen lassen wolle.

Als das Steuerruder zertrümmert wurde, ließen die Seeräuber die thätigen Hände sinken, denn sie wußten, daß sie verloren waren. Vor allem wußte es Rolf selbst, aber als seine Leute von allen Seiten schrieen, man müsse sich ergeben, da sprang er in die Kajüte hinunter, indem er rief: „Ich will die weiße Flagge holen!" Oben am Sims seiner Kajüte befanden sich in kleinen Wandschränken alle möglichen Flaggen, aber er schloß schnell eine Fallthüre auf, die sich in einer Ecke befand.

Eine Hand legte sich auf seine Schulter, und als er sich umdrehte, schaute ihn Julia bleich und ernst an, und sagte leise, aber nachdrücklich: „Du willst in die Pulverkammer, Du willst das Schiff in die Luft sprengen?"

Rolf nickte in finsterer Entschlossenheit mit dem Kopf.

„Thu es nicht," fuhr sie dringend fort, „laß uns als Ge-

Digitized by Google

fangene auf die Insel gehen, sie werden uns nicht tödten, und wir finden eine Gelegenheit zur Flucht."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so hatten sie auch schon ihre Wirkung erreicht, denn die Aussicht auf Rettung und — Rache veranlaßte Rolf, aufzuspringen, eine weiße Flagge aus ihrem Behälter zu reißen und fortzueilen. Julia nahm aus einem Schranke einen kleinen Dolch und ein festverschließ*nes Fläschchen, verbarg beides auf ihrer Brust und folgte dem Capitän.

Oben griffen hastige Hände nach der Flagge, und in wenigen Augenblicken schwebte sie an dem noch stehenden Maste empor.

Als Folkert das Zeichen wahrgenommen, daß das feindliche Schiff den Kampf einstelle, sagte er zu den Frauen: „Nehmt alle Stricke von der Kanone und von den Pferden und macht kleine Stricke daraus, womit man einem Menschen die Hände zusammen binden kann. Ihr aber, Willem Otten und Jan Smidt, geht zu meinem Boote, das dort in der Hope*) liegt, und holt es hierher; ich habe heute morgen die Ruder drin liegen lassen."

Der Befehl wurde ausgeführt, denn selbst die Alten trugen jetzt kein Bedenken mehr, sich dem jungen Kommandanten unterzuordnen. Nach wenigen Minuten lag das Boot zur Stelle, worauf er selbst hineinsprang, um zum feindlichen Schiffe zu fahren.

„Nimm Dein Leben in Acht, es sind verrätherische Leute!" rief eine Angstliche Stimme.

Obgleich sich Aleida, die so gesprochen, gleich darauf verschämt unter den übrigen verbarg, so hatte Folkert die Stimme doch wohl erkannt, er antwortete aber nur mit einem zuversichtlichen Lächeln und gab seinen Gefährten das Zeichen zum Abstoßen.

Dem Schiffe nahe genug gekommen, um ein Gespräch zu führen, rief Folkert hinüber: „Ihr wollt Euch ergeben?"

Rolf beg sich über den Bord und antwortete: „Ja, auf Bedingungen."

„Keine Bedingungen! Ich frage nur noch einmal und zum letzten Mal: wollt Ihr Euch ohne Bedingungen ergeben? So wie ich unkehre, fährt eine Kugel in den Rumpf Eures Schiffes."

„Wir ergeben uns ohne Bedingungen!" riefen verschiedne Stimmen, denn der Bord war jetzt mit Mannschaft dicht besetzt.

„Ich unterhandle nur mit dem Capitän. Wer ist der Capitän?"

„Ich bin es."

„Ergebt Ihr Euch ohne Bedingung?"

„Ja!" stieß Rolf grimmig heraus.

„So laßt sechs Mann von den Eurigen ohne Waffen in Euer kleines Boot steigen und an den Strand kommen. Wenn das Boot leer zum Schiff zurückkehrt, kommen wieder sechs Mann, und sofort, bis niemand mehr auf dem Schiffe ist. Wenn hiergegen auch nur im kleinsten gefehlt wird, oder wenn nicht alles so geschwind klar wird, wie eben nöthig ist, so schießen wir das Schiff zusammen. Macht voran!"

Die Seeräuber waren eilig genug bei der Hand, das kleine Boot des Capitäns herunterzulassen, und es dauerte nicht lange, so folgten darin ihrer sechs dem vorausfahrenden Folkert. Dieser ließ, als sie am Ufer ankamen, einen Seeräuber ausſteigen und ihm die Hände fest auf den Rücken binden, womit fortgefahren wurde, bis nur noch einer ungebunden im Boote war. Die Hände der Frauen erwiesen sich bei dem Geschäft so derb und flink, daß dadurch das Geschlecht gewiß nicht verrathen wurde, und wenn auch der eine oder der andre der Gebundnen unter dem Schlapphut ein weibliches Gesicht hätte vermuthen mögen, so wies er doch die Vermuthung als zu unwahrscheinlich zurück oder er nahm an, daß sich unter den Männern vielleicht einige verkleidete Frauen befänden.

Folkert sagte nun zu Gepke Teerling: „Nehmt noch sechs von den Frauenspersonen mit und führt die Gefangenen nach dem Dorfe; dort laßt Euch vom Domine den Schlüssel zum Kirchthurm geben und sperrt die Leute ein. So wie ein neuer Zug ankommt, sperrt auch die ein, aber laßt sie gebunden. Wenn unterwegs oder sonst einer sich losmacht oder fortlaufen will, so schlagt ihn ohne Erbarmen auf den Kopf. Eure Hände können grade so gute Streiche führen wie Mannshände. Versprecht Ihr mir das?"

„Ja, das verspreche ich."

Sie nahm die vorgeschriebene Zahl von Frauen und Mädchen mit und trat den Weg mit den Gefangenen an.

*) So heißt das kleine Binnengewässer der Insel.

Folkert ließ darauf den sechsten im Boote zum Schiff zurückkehren, um fünf andre zu holen, und verfuhr in derselben Weise wie vorher, bis alle Seeräuber, die nicht im Kampfe das Leben verloren — dreißig an der Zahl — das Schiff verlassen hatten. Unter den letzten befanden sich Rolf und Julia. Den gefürchteten Hauptmann recht fest und sicher zu binden, übernahm Folkert selbst, während Aleida, die unbeschäftigt in der Nähe stand, auf den jungen Burschen losging, der sich, dem Anscheine nach in dumpfer Verzweiflung, auf den Boden niedergekauert hatte.

Indem sich Aleida niederbeugte und sagte: „Ich muß Dir die Hände binden, junger Mensch!" war sie betroffen, als sie das zarte Gesicht sah und in die großen schönen Augen mit den langen Seidenwimpern blickte: sie sprach für sich: „Noch so jung und schon auf so schlechten Wegen!"

Julia hatte mit nicht geringerem, ja mit größerem Erstaunen wahrgenommen, daß die schönen Züge des Gesichtes keinem Manne angehörten, daß sie ein verkleidetes Mädchen vor sich habe. In gebrochnem Holländisch-Deutsch sagte sie stehend: „Thu mir nichts, ich bin ein Weib."

Stumm fragend schaute Aleida sie an.

Schnell setzte Julia hinzu: „Ich bin die Tochter des Capitäns."

Voll tiefen Mitleids ging Aleida zu Folkert und sagte: „Die junge Person da hat sich in einen Mann verkleidet, sie ist die Tochter des schwarzen Rolf; die brauchen wir nicht zu binden, wenigstens mag ich es nicht thun."

Bedenklich sprach Folkert: „Lässest Du Dich auch nicht betrügen, Aleida?"

„Gewiß nicht, komm nur und sieh selbst."

Folkert überzeugte sich leicht von dem Geschlecht der Gefangnen und sagte: „Sie kann ungebunden mitgehn und soll nicht mit in den Thurm gesperrt werden; es wird wohl eine der Frauen sie mit sich in ihr Haus nehmen."

Mit dieser frohen Kunde kehrte Aleida zurück, und Julia dankte mit einem stummen Blick.

Jan Smidt trat auf Folkert zu mit den Worten: „Sollen wir nun auf das Schiff und wegschaffen, was besonders der Mühe werth ist, ehe die See Stöß und alles wegspült?"

„Da sei Gott vor," sagte Folkert, „daß wir etwas von dem unrechten Gute bergen, das unsrer Insel nur Unglück bringen würde. Wir zünden das Schiff an."

Die Gefangenen guter Obhut überlassend, fuhr er in Begleitung von zwei Frauen nach dem Schiffe, und als er nach kurzer Zeit zurückkehrte, züngelten bereits leichte Flammen hier und da empor. Der Zug setzte sich nun in Bewegung. Rolf hatte noch kein Wort gesprochen, nur einmal wandte er sich um, seinem brennenden Schiffe einen Abschiedsblick zuwerfend, aber als man sich bereits dem Dorfe näherte, und als ein donnerähnlicher Knall verkündete, daß die entzündete Pulverkammer das Schiff in die Luft hatte fliegen lassen, da brach er in furchtbare Verwünschungen aus.

Am Thurm empfing Gepke Teerling, den gewichtigen Schlüssel wie einen Befehlshaberstab führend, die Kommenden, und auch die letzten Seeräuber wurden eingesperrt. Julia blieb zurück, während man Gepke den Zusammenhang erklärte; sie trat zu Gepke, schmiegte sich an sie und sagte schmeichelnd: „Nimm Du mich mit Dir, Du bist die Herrin."

„Meinetwegen," sagte Gepke, „kannst Du mit mir gehn und bei mir schlafen."

Nachdem einige der alten Männer sich erboten hatten, die Nacht über bei dem Thurme zu bleiben, obschon ein Eutrinnen aus demselben nicht möglich war, indem sein unteres Geschoß gar keine Fensteröffnung besaß, zerstreute sich der ganze Haufen, müde und hungrig bei sehen anbrechendem Abend nach Hause eilend, den Thurmwächtern aber die Zusendung von Lebensmitteln versprechend. Julia, die schweigend alles beobachtet hatte, folgte ihrer selbstgewählten Beschützerin.

VII. Die Flucht der Seeräuber.

Während Gepke Teerling ihre „Maid" (Dienstmagd) das Vieh besorgen ließ, traf sie selbst Anstalten zu einem einfachen aber kräftigen Abendessen; die Fremde hockte zusammengeschmiegt in einer Ecke und schien, obwohl sie so viel wie nichts davon verstand, dem Zuspruche und den Ermahnungen der guten Frau aufmerksam zu lauschen.

Digitized by Google

Da ihre Zuhörerin ihr auf jedem Schritt und Tritt mit ihren großen Augen folgte, so verlangte sie keine weitere Theilnahme. Als jedoch das Essen auf dem Tische stand und Gepke hinausging, um die Magd hineinzurufen, sprang Julia auf, goß aus ihrem kleinen Fläschchen einige Tropfen in das Getränk, welches die Hausfrau bereitet hatte, und nahm dann ihren Platz in der Ecke wieder ein.

Gepke und die Magd nahmen am Tische Platz, Julia folgte zwar der Aufforderung, sich zu ihnen zu setzen, war aber nicht dahin zu bringen, außer einem Stück trockuen Brotes etwas zu genießen.

„Das arme Ding," sagte Gepke zur Magd, „ist traurig um seinen Vater, darum schmeckt ihm kein Essen und Trinken."

Die derbe Magd erwiederte: „Um so einen schlechten Menschen braucht sie nicht traurig zu sein, wenn's auch der Vater ist — es ist ja der schwarze Rolf! Aber sie soll wohl traurig sein, weil sie nicht weiß, wo sie nun bleibt."

„Der liebe Gott muß ihr helfen!" war alles, was Gepke hierauf zu sagen wußte.

Ob Julia diese Unterhaltung verstand, bleibt dahingestellt, desto lebhafteren Theil nahm sie daran, als sie Herrin und Magd einen derben Schluck von dem Getränke nehmen sah. Dieser schien seine Wirkung bald zu äußern, denn der Tisch war noch nicht völlig abgeräumt, da sanken schon beide leblos nieder an der Stelle, wo sie sich grade befanden. Sie waren jedoch nicht todt, was wir zu Julias Gunsten erwähnen wollen, denn ihr Fläschchen enthielt zwar Gift, dieses tödtete aber nur, wenn eine größere Masse davon genommen wurde, während eine kleinere Gabe die Wirkung eines sehr starken Schlaftrunkes herbeiführte. Julia hatte das Gift, dessen Bereitung ein Geheimniß ihrer Heimat war, aus Spanien mitgenommen, als sie dem kühnen Seeräuber folgte.

Sowie die beiden Weiber regungslos dalagen, begann Julia mit rascher Thatkraft zu handeln. Sie nahm die Lampe und sicherte zuerst die nach Landessitte unverschlossne Hausthür durch Verschiebung des kleinen Holzriegels. Dann leuchtete sie in den Eßschrank und fand zu ihrer großen Befriedigung eine Flasche mit gebranntem Wasser; in diese goß sie abermals einige Tropfen ihrer Flüssigkeit und schüttelte das Gauze tüchtig durcheinander. Darauf mukleidete sie sich mit dem ersten besten Weiberrock, den sie fand, und setzte den weitvorstehenden Sommerhut der Magd auf, einen jener Hüte, welche noch jetzt von allen Friesinnen auf dem Lande getragen werden, welche zuerst bei den Helgeländerinnen von den Fremden beachtet wurden und einen Eingang auch in andre Gegenden fanden. Endlich nahm sie die Hauptsache vor, sie holte den großen Thurmschlüssel von dem Nagel herab, an den ihn Gepke in unbefangner Achtlosigkeit gehängt hatte, und ein triumphirendes Lächeln flog über ihr Gesicht, als sie dieses wichtigste Befreiungsmittel in Händen hatte. Nachdem sie die Lampe ausgeblasen hatte, verließ sie mit Schlüssel und Flasche das Haus, sich dem Thurme zuwendend, der im Dunkel der Nacht noch massenhafter wie am Tage erschien.

Die Wächter saßen in einer kleinen Gruppe auf dem Boden, die Reste ihrer Lebensmittel verzehrend und nur dann und wann ein kurzes Wort wechselnd, als sich leichte Schritte näherten und plötzlich eine verhüllte Frauensperson neben ihnen stand.

„Ich soll Euch das von Myffrouw bringen!" sagte Julia, welche sich auf diese kurze Anrede in holländischem Platt sorgsam vorbereitet hatte.

Jan Smidt hatte die Flasche in der Hand, aber bevor man sich ordentlich besinnen oder eine Frage stellen konnte, war die Ueberbringerin bereits im Dunkel verschwunden.

„Wer war das?" fragte Willem Okken.

„Ich weiß nicht recht," erwiderte Smidt, „aber ich sollte fast meinen, es war Teerlings Maid Sautje."

„Das glaub' ich nicht, die ist stärker, und die Stimme war auch anders."

„Es ist einerlei, sie hat uns etwas Gutes gebracht, wenn ich anders bei Nachtzeit ordentlich riechen kann. Der Feikert hat uns doch zu wenig geschickt."

„Ja, 's ist ein hochmüthiger Kerl, der Feikert, und hat wahrscheinlich gemeint, wir hielten nicht gute Wache, wenn er uns mehr schickte. Dies soll uns gut bekommen!"

Damit that er einen guten Zug aus der Flasche, die nun die Runde machte und bald geleert war.

„Es schmeckt so besonders!" sagte einer.

„Vielleicht sind besondre Kräuter drin!" wurde geantwortet.

Daß etwas Besondres drin war, zeigte sich schnell, indem die ganze Wachtmannschaft sehr bald in bewußtlosem Schlafe dalag.

Julia hatte sich in der Nähe versteckt gehalten und schlich erst nach einiger Zeit herbei und prüfte vorsichtig den Zustand der Schlummernden. Dann steckte sie den Schlüssel mit zitternden Händen ein; kaum vermochte sie das starke Schloß zu öffnen, aber es gelang doch.

„Mein Meister, bist Du wach?" rief sie leise in den Thurm hinein.

Eine allgemeine Aufregung entstand in dem dunklen Raum.

„Beim Teufel, das ist Julio, mein Rettungsengel!" rief Rolf, sich hervordrängend.

„Leise! leise! Zuerst will ich die Stricke lösen."

„Die haben wir uns schon untereinander losgemacht und könnten die schuftigen Bewachen dran aufhängen, wenn wir sie hier hätten. Wie hast Du das aber fertig gebracht?"

„Davon später, für jetzt genug, daß Ihr frei seid, kommt nur rasch heraus!"

Die Seeräuber verließen den Thurm, kaum ihren Sinnen traueud bei der so plötzlichen Befreiung.

Rolf trat mit dem Fuße auf einen der Wächter und fragte: „Sind sie todt?"

„Nein, sie haben einen Schlaftrunk, laßt sie ruhig liegen."

Nach weiterem Umhertasten an den Bewußtlosen, wobei es ihm hauptsächlich um Waffen zu thun war, sagte Rolf verächtlich: „Verflucht, sie haben nur Mistgabeln und Sensen — — mit so erbärmlichem Geräthe sind die kühnsten Männer besiegt worden, die je auf dem freien Meere fuhren! Aber wir wollen ihnen den Hals abschneiden die nächsten Hütten anzünden und die Leute, wie sie hervorstürzen, einzeln erschlagen."

Ruhig aber sehr bestimmt entgegnete Julia: „Du darfst keine Thorheiten begehen, Meister. Das Todesröcheln dieser Leute würde gehört, das erste brennende Haus und das dabei entstehende Geschrei zöge die ganze Bevölkerung hierher, und wir sind ohne Waffen. Wir müssen nach dem Ankerplatz zurückeilen, ich habe mir den Weg genau gemerkt. Dort liegen einige Schiffe der Insulaner, wir besteigen eins davon und stechen in See. Vor allen Dingen müssen wir uns so still als möglich aus dem Dorf entfernen."

Rolf stand unschlüssig.

„Dein Sohn hat Recht!" sagte der Lieutenant, welcher wie die meisten übrigen der spanischen Sprache, worin die Unterhaltung geführt wurde, wohl kundig war. Auch die andern Seeräuber drangen auf schleunige Entfernung, und so gab denn der Führer endlich nach.

Der Zug setzte sich demnach unter Julias Führung in Bewegung und erreichte glücklich die Rhede, wo Folkerts Schiff vor Anker lag, während das Boot desselben mit den Rudern sich auf dem trocknen Sande vorfand. Bald waren alle eingeschifft, das Fahrzeug entfaltete seine beiden Segel und rasch entfernte man sich von der Insel, da Wind und Strömung günstig waren.

Aber bald erreilte Gottes Strafgericht das Schiff. In der West-Ems, zwischen Borkum und Rettum, überraschte eine ungewöhnlich starke Springflut die Fliehenden und ließ das Fahrzeug, zumal da der Steuermann des Fahrwassers nicht vollkommen kundig war, auf dem gefürchteten Borkumer Riff sich festfahren.

Als früh Morgens die Borkumer die Flucht der Seeräuber gewahrten und auf die Dünen eilten, ob sie etwas von dem verschwundnen Schiffe erblicken könnten, da sahen sie dasselbe bereits als Wrack schräggeneigt im Riff hangen; man konnte Menschen im Tauwerk herumkletteru sehen, man glaubte ihr Geschrei zu vernehmen, aber an einen Rettungsversuch dachte niemand, wenn derselbe auch, was nicht der Fall war, anführbar geschienen hätte.

Nicht lange darauf spülten die brandenden Wegen Schiffsträmmer und Leichen an den Strand, unter letzteren diejenige des schwarzen Rolf, an welche die todte Julia noch festgeklammert war.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Vorhof.

Heinlein's Paradies.

Das Gängeviertel in Hamburg. Originalzeichnung von A. Mosengel.

Kugelsort.

Das Gängeviertel in Hamburg.

(Mit Abbildung.)

Wohl in jeder größeren Stadt gibt es verwahrloste Winkel, Straßen, welche der ehrbare Bürger meidet, wo der Fremde unschlüssig Halt macht und die Hand auf die Uhrkette legt — das ist fast ein unvermeidliches Uebel, dessen widrigen Anblick man sich jedoch durch Umgehung der verdächtigen Gegend leicht ersparen kann, die in der Regel seitab von den großen Verkehrstraßen liegt; wenn man aber hört, daß mitten in einer volkreichen, wohlhabenden Stadt — in Hamburg — ein Barackenviereck sich befindet, welches von 10—12,000 Menschen bewohnt wird, die von keinem Wagengerassel gestört werden, aus dem einfachen Grunde, weil die „Gänge" nur zwischen 6—12 Fuß Breite haben, so ist man geneigt an Uebertreibung zu glauben, und hört man dann vollends Benennungen wie: der Trampgang, Brettergang, Ehebrechergang, Heinsens Paradies, Kugelsort, so läuft es einem eiskalt über den Rücken und man ist mitten in der schwärzesten Galgenposie.

Diese Namen hatten nun freilich nichts Ueberraschendes für Hamburgs Bewohner, wohl aber die Schilderung entsetzlicher Zustände, wie sie eine Broschüre von Dr. H. Asher vor kurzem in grellen Farben ausmalte. Lassen wir den Verfasser selbst einen Hof beschreiben, wie solche rechts und links in die Gänge münden: „Von dem Gange aus, der durch Gaslaternen mäßig erleuchtet ist, treten wir in den absolut finsteren Hohlweg, der uns zu dem Hofe führen soll. Wir bücken uns tief, um nicht mit dem Kopfe oben anzustoßen, wir steigen zwei schiefe und von Schmutz schlüpfrige Stufen hinab und können wieder aufrechtstehen. Wir rücken vorsichtig vorwärts: den linken Fuß halb in der Gosse bald auf kleinen Eisgletschern, den rechten ebenfalls bald auf solchen Gletschern, bald auf spitzem Pflaster, bald in tiefen Löchern, bald auf allerhand Weichem; rechts und links stoßen wir mit den Armen an die schmierigen Wände. Endlich sind wir, in der steten Angst, daß uns jemand begegnen möchte, der sich da mehr zu Hause fühlt, als wir, glücklich hindurchgedrungen, und stehen nun auf einem kleinen Platze, der zwar nur von dem schwachen Lichte einer stark bewölkten Montschel erleuchtet wird, uns aber, die wir aus der schwarzen Hölle kommen, wie heller Tag erscheint. Da steigen vor unsern Blicken rechts und links zwei schmale hölzerne Freitreppen — man könnte fast sagen Leitern — steil in die Höhe; hinter ihnen erheben sich schmale Bretterhäuser; dort rechts wohnen 23 Familien, zur Linken 17. Auf dem letzten Boden dieser einen Baracke wohnt ein Mann — er zahlt freilich nur 9 Mark (3 Thlr. 18 Sgr.) Miethe jährlich — dessen elendes, schmutziges Gemach nur mit Strohsack und Decke, einem wackligen Tisch mit den Ueberresten des nothdürftigsten Waschgeschirres, einem dreibeinigen Stuhl und einer Leiter möblirt ist. Hätte er die Leiter nicht, so würde er die Wohnung nicht haben miethen können, da der Wirth dieselbe nur ohne Leiter vermiethet, und es der Willkür seines Miethers überläßt, in welcher Weise dieser die Erklimmung seiner lustigen Schlafstätte ins Werk setzen will. Ernsthaft und trübe blicken die dunklen, baufälligen Giebel auf uns nieder, und mit einem Schauder vor dem Elend, das sie bergen, beginnen wir den Rückzug anzutreten. Da gewahren wir unter der einen der erwähnten Freitreppen eine tiefschwarze Höhle, wir treten näher und entdecken einen gleichen Durchgang, wie den, durch welchen wir auf diesen Hof gelangt sind. Wir fassen uns ein Herz und dringen über die zahllosen Hindernisse des Terrains vor und zu einem zweiten Hofe hindurch. Wieder dasselbe Bild: elende kleine Baracken, die nach allen Seiten auseinander zu fallen drohen, Schmutz und Gestank in entsetzlichem Grade; da erhebt ein Hund sein heiseres Gebell, dazwischen erschallen kreischende Stimmen. . . . Wir gehen weiter; in einem Gartenzaun öffnet sich eine Thür, wir stehen in einem kleinen Garten mit einigen Obstbäumen, zwei Sandsteinsäulen und zerfallenen Bänken. Das ist Heinsens Paradies. . . Hinter zerbrochenen trüben Fensterscheiben sieht man hin und wieder ein mattes Talglicht qualmen, die Fenster sind mit Lumpen verhängt."

Diesen traurigen Lokalitäten entspricht die Beschreibung der physischen und moralischen Verkommenheit der Bewohner: ansteckende Krankheiten, zahllose wilde Ehen, Kinder die nicht getauft werden und Schlimmeres noch, dessen Wiederholung besser unterbleibt.

Unsere Illustration zeigt den Eingang zu Heinsens Paradies, dieses selbst, und Kugelsort, den vielgenannten verstecktesten Winkel der Gänge. Die Oertlichkeiten sind bei hellem Tage nach der Natur gezeichnet, die Stimmung in den Bildern ist ein unausbleiblicher Nachklang der Lektüre von Dr. Afhers Schrift.

Der Zweck der Broschüre war die Beworwortung eines von Privatleuten angelegten Planes, zu dessen Ausführung es der Beihilfe des Staates bedurfte und der sofort in der versammelten Bürgerschaft zur Abstimmung gebracht werden sollte. Es handelte sich um die Durchbrechung und theilweise Wegräumung der Gänge, an deren Stelle eine breite Hauptstraße mit mehreren Nebenstraßen, die schleunen Verkehrsadern zwischen zwei belebten Stadttheilen, herzustellen bestimmt war.

Das zuerst so nöthige Geheimhalten einer so wichtigen Sache, die nun aus ebenso tristigen Gründen einer schnellen Entscheidung entgegenging, rief einen hitzigen Federkrieg in der vaterstädtischen Presse hervor. Stimmen aller Art wurden laut, die entgegengesetzteste Meinungen machten sich geltend. Ein ärztliches Gutachten des Stadtphysikus Dr. Gernet bestätigte den schlimmen Gesundheitszustand im Gängeviertel, als Folge der in schlechten Wohnungen eng zusammengedrängten Bevölkerung; trotzdem wurden von anderer Seite diese Wohnungen als die gesundesten gepriesen, umgeben von lachenden Gärten, wo glückliche Menschen bei billiger Miethe in Frieden altern, wie Philemon und Baucis. Dieser war das Gängeviertel ein armes gemißhandeltes Kind, das der Bauspekulant hinaustreiben will vors Thor, unbekümmert wo es verhungere; jene sahen eine großartige Idee der Verwirklichung nahe, ein glückliches Zusammentreffen der Privatinteressen mit dem fühlbarsten Bedürfnisse der Bevölkerung und die Abhilfe der größten Nothstände um einen Spottpreis. Die Unklarheit über die wirklichen Zustände in dem wiedbesprochenen Stadttheil war so groß, daß eine Wanderung durch denselben, im Sinne der „Besserbekendenen" in den Tagesblättern verabredet wurde und eine zahlreiche Betheiligung fand. Ortskundige gingen ihren Mitbürgern voran, als Führer durch die Gänge ihrer Vaterstadt. In Gruppen von 40—50 Mann, von je einem Kundigen geleitet, durchzog man Gänge und Höfe. Es war ein herrlicher Frühlingstag, die Mittagssonne schien von oben in alle Löcher, vergebens die alten Dachrinnen und verwandelte die blinden Scheiben in Spiegelglas. Alles ging nach Wunsch. Keine Spur von Eisgletschern und vermuthem Gestrüpp! Dafür sah man barbadige Kinder Kuchen essen, unter blühenden Obstbäumen die schon etwas weiter waren, wie die traußen vor der Stadt. Unwillkürlich mußte man an Potemkins kühne Reise denken, der vor den Augen seiner gnädigen Czarin, in mäßiger Entfernung vom kaiserlichen Wagen, Städte und Dörfer aus Pappendeckeln dem Boden entsteigen ließ, die Nachts eiligst abgebrochen wurden und früh Morgens schon wieder einige Meilen weiter für und fertig dastanden und den Fleiß ihrer Erbauer priesen.

Aber hier war alles echt, man konnte nicht nur alles besehen, sondern auch anfassen.

Ganz abgesehen nun von dem unvergleichlich günstigen Wetter und der vielleicht nicht ganz zufälligen Sonntagssauberkeit, mußte es doch jedem Beobachter auffallen, daß die Gänge in der That ein Jammergesicht haben. Nach vorn sind die Bauklötzchen ganz so verkommen, wie die oben angeführte Schilderung sie zeichnet, das Pflaster ist abscheulich und die schwarzen Eingänge der Höfe sehen aus wie Thore zur Unterwelt; nach der Straßenseite, wo die häßlichsten Gewerbe essen zu Tage liegen, zeigt sich auch die Bevölkerung von der schlimmsten Seite; hinter den Häusern ist aber zum Theil noch viel unbebautes Land, die Gärten sind keine Fabel und eben so gewiß ist, daß viele arbeitsame ehrliche Leute dort in bescheidenen aber zufriedenstellenden Verhältnissen leben, für die ihnen, in dem eintretenden Mangel an kleinen Wohnungen, bei einer Durchbrechung des Gängeviertels, kein Ersatz zu bieten ist. Kein dauernder Ersatz wenigstens; ein vorläufiger Anbweg war in dem Plane allerdings vorgeschlagen.

Ein kleiner bezeichnender Zug möge hier Platz finden, um die jetzige Stimmung der Gangbewohner zu kennzeichnen.

Als ich die zu unserm Bilde nöthigen Skizzen an Ort und

Digitized by Google

Stelle aufnahm, brachte mir eine Frau einen Stuhl und einen kleinen Mahagonitisch aus ihrer Wohnung, um mir die Sache bequemer zu machen. Bei meiner Gewohnheit im Stehen zu skizziren konnte ich von ihrer Gefälligkeit keinen Gebrauch machen, einen Regenschirm aber nahm ich an, da es anfing bedenklich zu tröpfeln. Als ich ihr denselben nach beendigter Arbeit zurückgeben wollte, bestand sie darauf, daß ich ihn mitnehmen und gelegentlich wiederbringen solle. Ich drückte meine Verwunderung aus über das große Vertrauen, welches sie mir Unbekanntem ohne weiteres schenkte, worauf sie ohne Besinnen erwiderte: „Na, denn beholt se em, se arm bin ick noch nich, den kann ick ook noch missen."

Die brennende Wohnungsfrage, sowie der sehr getheilte Beifall, den das neue Straßenbauprojekt als solches bei Sachverständigen und Laien fand, verbunden mit der in immer weiteren Kreisen zur Geltung gekommenen Meinung über das Gängeviertel, nämlich daß die Zustände daselbst doch nicht so gar schwarz seien, waren wohl die Gründe, welche dem Plane, der weder Aufschub noch wesentliche Aenderungen vertrug, eine Niederlage bereiteten. Er wurde in der betreffenden Bürgerschaftssitzung nach lebhafter Debatte abgelehnt.

Auf die nächste und natürlichste Frage, ob denn das Gängeviertel nun bleibt, nach wie vor? ist zur Zeit noch keine bündige Antwort da. Die Angelegenheit wird aber ist bereits einer besondern Kommission zur gründlichen Prüfung überzeben und steht wohl zu erwarten, daß nach einer so mächtigen Anregung die Sache nicht wieder ganz einschlafen kann, daß vielmehr vom Staate ein Umbau dieses Stadttheils nach und nach in Angriff genommen werde, freilich mit bedeutend größern Geldopfern. *)

A. Mosengel.

*) Indem wir uns vorbehalten, auf die großen Aufgaben der christlichen Liebesthätigkeit, gegenüber der Wohnungsnoth, und ihre begonnene Lösung ausführlicher zurückzukommen, verweisen wir unsere Leser für heute nur auf eine Mittheilung am Familientische über das bisher in solchem Sinne in Hamburgs Gängen und Höfen Geleistete.

Die Redaktion.

Erlebnisse eines deutschen Officiers im nordamerikanischen Kriege.

VI.

Neuer Dienstbetrieb. Ein verunglückter Zug wider die Guerillas. Meine unfreiwillige Reise durch die Wildniß.

In Vienne hatte unsrer eine große Ueberraschung. Seit einigen Wochen hatten wir das Vergnügen, einen neuen Oberst und einen neuen Oberstlieutnant zu haben und beide, die aus der regulären Armee zu uns kamen, ließen es sich angelegen sein, den dort üblichen strafen Dienst auch bei den Freiwilligen einzuführen. Von Faullenzen und Herumbummeln war keine Rede mehr, ebensowenig wurden schmutzige Anzüge und roftige Waffen geduldet, sogar das Putzen der Pferde wurde zur Wirklichkeit. Da sich der Oberst auf seine Officiere sehr wenig verlassen konnte, so führte er das Regiment wie eine große Schwadron. Alles geschah auf seinen alleinigen Befehl, er dirigirte jeden und auch den kleinsten Dienst selber und zwar durch Trompetensignale. Ohne diese durfte kein Pferd geputzt oder gesüttert werden, ohne sie durfte kein Mann essen, schlafen ꝛc. Die unteren Officiere waren eben von der Art, daß ihnen keine Selbstständigkeit eingeräumt werden konnte. Die jetzige Dienstleintheilung stand freilich im schroffsten Gegensatze zu unserem früheren Nichtsthun. Der Tag verfloß auf folgende Weise: 5 Uhr Aufstehen, 5½ in den Stall, 6 Uhr Frühstück, 7 Krankenruf, 7½ Tränken, 9½ bis 12 Exerciren zu Pferde resp. zu Fuß, 12½ Tränken, 1 Uhr Essen, 2 Uhr Vorpostenablösen, was nicht auf Vorposten kam bis 3 Exerciren zu Fuß, 3½ Tränken, 4 Uhr Dreß-Parade mit Revisiren der Waffen und Kleider, 5 Uhr Stalldienst.

Diese Veränderung des bisherigen Schlendrians war ein entsetzlicher Schlag für den allergrößten Theil unsrer Leute, die anfänglich glaubten, es geschehe nur der Form halber und sie könnten doch thun und lassen, was sie wollten. Allein sie irrten sich gewaltig, wer beim Verlesen fehlte, ward vom Oberst auf der Stelle hart bestraft. Da er nun durchaus nicht nachgab, und die schlechtgesinnten Leute zu offener Meuterei zu feige waren, so fügte sich mit der Zeit alles seinem Willen, und es gelang ihm, Zucht und Ordnung herzustellen.

Der Vorpostendienst war sehr beschwerlich und ermüdend. Unsere aus 3 Regimentern bestehende Brigade hatte, wie schon erwähnt, die Strecke von Vienne nach Fairfax zu decken und brauchte dazu täglich circa 200 Mann. Nun waren aber viele Compagnien durch Verluste, Krankheit und Desertion bis auf 20 Mann heruntergekommen, auch gingen stets einige Detachirungen nach Fairfax und anderen Orten ab, wir mußten daher die Vorposten jeden dritten Tag beziehen. Bei aller Veranlassung, die man hatte, gegen die Guerillas und Streifcorps der Conföderirten auf der Hut zu sein, wurde dennoch der Dienst ziemlich lieberlich betrieben und häufige kleine Verluste, die durch das Aufgeben einzelner Posten und Feldwachen verursacht wurden, waren die Folge davon. Eines Tages fehlte beim Ablösen wieder eine ganze Feldwache, die zweifellos den Guerillas in die Hand gefallen war, denn zwei Unglücklichie hingen an den Bäumen, der Rest der Mannschaft war wahrscheinlich mitgeschleppt worden. Diese Unthat verdiente Bestrafung und noch an demselben Tage brach ein Detachement von gegen 100 Reitern, Freiwillige aus allen Regimentern, auf, um Rache zu nehmen. Ich schloß mich dem Zuge an. Wir waren für 3 Tage mit Proviant versehen und durchzogen gen Leesburg hin das Land die Kreuz und Quer, ohne auf einen Feind zu stoßen. Am zweiten Tage gegen Mittag trafen wir frische Hufspuren, denen wir schnell und ziemlich unvorsichtig in ein waldiges Terrain folgten. Der Wald wurde immer dichter, auf einmal werden wir von hinten aus dem Dickicht beschossen. Der kommandirende Officier schreit: „Vorwärts!" und alles galloprirt auf eine Lichtung zu. In wüsten Haufen kommen wir dort an, da schlägt von dem jenseitigen Rande her ein Hagel von Geschossen in unsere Reihen und gleich darauf greifen uns drei Züge Cavallerie von vorn und von beiden Seiten an.

Ich habe schon früher bemerkt, daß die gesammte Unionscavallerie, wenigstens die Miliz und die Freiwilligen den Gebrauch des Säbels und den Angriff in geschlossener Reihe kaum dem Namen nach kannte; in aufgelöster Linie sprengt sie dem Feinde entgegen, schießt mit dem Revolver auf ihn und verschwindet, wenn der Feind nicht etwa selbst zurückgeht. Die Conföderirten, die den Bundestruppen in jeder Beziehung an Ausbildung, Disciplin und Führung überlegen waren, brauchten die Cavallerie mehr im Nahgefecht und in geschlossener Attacke; so auch hier. Das Resultat des Kampfes war nicht zweifelhaft. Ehe wir uns recht umsahen, saßen die wüthenden Südlinger mitten unter uns und hieben und schossen alles vor sich nieder. An Widerstand dachten nur wenige, sauve qui peut! war die allgemeine Losung, wir stäubten nach allen Seiten auseinander, vom Feinde eifrig verfolgt. Ich kam nicht weit, mein Pferd erhielt einen Schuß in die Brust, es that etliche gewaltige Sätze in das dichte Unterholz und stürzte dort zusammen. Als ich mich glücklich mit heilen Knochen unter dem Thiere vorgearbeitet hatte, hörte ich den Lärm der wilden Jagd schon in einiger Entfernung, in meiner Nähe war alles still. Ich schlich nun in dem Dickicht vorsichtig umherspähend weiter, als ich einige Schritte vor mir einen Menschen durch die Büsche huschen sah. Sowie er mich bemerkte, richtete er den Revolver auf mich zu, ich machte schnell Freundschaftssignale, denn ich erkannte in ihm zu meiner höchsten Freude den Scouter unserer Abtheilung, d. h. den der Gegend kundigen Führer, den jede Truppe bei solchen Expeditionen bei sich haben muß. Wir blieben noch eine kurze Zeit liegen, dann machten wir uns auf. Unsre Wanderung ging durch unterschreitliches Gebüsch und derartiges Gestrüpp vorwärts und zwar so schnell, daß ich meinem Führer kaum zu folgen vermochte. Die Nacht sank herab und mein Scouter lief noch immer mit einer Geschwindigkeit, daß mir der Athem verging, vor mir her. „Halt," sagte ich endlich, „ich kann nicht weiter, Freund, laßt uns einen Augenblick ausruhen!" „Da-

Digitized by Google

für danke ich schön," antwortete er, „wenn sie mich kriegen, werde ich aufgeknüpft, Sie aber nur mitgenommen." Mit Anspannung der letzten Kräfte schleppte ich mich noch eine halbe Stunde lang fort, dann war ich fertig. Der Scouter blieb einen Augenblick stehen, beschrieb mir den Weg zu unsern Vorposten und verschwand schon in der nächsten Minute in der Dunkelheit. Ich scharrte mir etwas Laub zusammen, legte mich nieder und schlief augenblicklich ein. Als ich erwachte, mochte Mitternacht vorüber sein; die Sterne leuchteten glänzend am Himmel, ich aber war kalt wie ein Stein und kaum fähig, ein Glied zu rühren. Ich horchte angestrengt, vernahm indeß nur die bekannten Stimmen des Waldes, sonst war alles still. Mühsam erhob ich mich, brachte durch Springen und Schlagen der Arme das Blut in einige Cirenlation und setzte meinen Marsch fort. Die Kälte verging im Gehen, desto fühlbarer aber wurde der Hunger. Ich hatte seit dem Morgen des vergangenen Tags keinen Bissen gegessen! Endlich traf ich auf einen Fahrweg, den ich der Anweisung des Scouters gemäß nach rechts verfolgte. Der Morgen dämmerte, allein er zeigte mir kein Obdach. Ich war so erschöpft, daß ich mich fast nicht mehr auf den Füßen zu halten vermochte, da gewahrte ich in in meiner Noth zwei grasende Pferde auf einem Weidefleck am Wege. Eine menschliche Wohnung war nicht zu entdecken, wie mochten die Thiere hierher gekommen sein? mir hatte sie jedenfalls Gott gesendet. Ich besann mich nicht lange, sondern versuchte es, den einen Gaul zu fangen, er war jedoch zu scheu und so versuchte ich mein Glück bei dem andern, einer alten Schimmelstute, die so abgemagert war, daß man jeden Knochen zählen konnte. Mit dem Ende einer die Stelle des Zaumes vertretenden Schlingpflanze gelang es mir, auf das Thier zu kommen und es aufzuzäumen. Das war nun recht schön, aber vorwärts wollte die Bestie nicht. Ich machte ihr meinen Willen durch einen nicht gerade sanften Sporenstoß verständlich, die Creatur verstand indeß falsch, sie bockte entsetzlich, mein Zügel riß, und ich lag im Grase. Glücklicherweise blieb der Gaul ruhig stehen. Nachdem ich mir aus einem kleinen Stock und einigen Schlingpflanzen eine Trense verfertigt hatte, versuchte ich es von neuem und dies Mal mit besserem Erfolge. Der Schimmel ließ sich besteigen und trottete gemächlich mit mir von dannen.

Meine Lage sollte aber bald wieder eine recht unbehagliche werden. Ich ritt und ritt, ohne eine Spur von Menschen zu entdecken, es wurde Mittag und Abend und noch immer war ich in der Wildniß. Ich mußte mich in der Marschrichtung geirrt haben, sonst hätte ich längst unsere Vorposten erreichen müssen. Viel weiter konnte ich nicht mehr, denn der Hunger und der Durst wurden immer qualvoller und mein Schimmel fing an zu stolpern und den Dienst zu versagen. Plötzlich hörte ich das Knacken eines Hahnes und den Anruf: „Halt! wo comes there!" (Halt! Wer da!) „Freund," erwiderte ich; „Dismount! contresign!" (Abgesteigen! das Losungswort!) hieß es nun. Ich rutschte vom Gaule herab und sagte, daß ich versprengt wäre und keine Losung hätte. „Können nicht passiren." Ich legte mich auf das Parlamentiren, der Corporal kam hinzu und man führte mich zu einer Feldwache der Unionsarmee. Nachdem ich meine Geschichte erzählt hatte, ließ mir der Officier Brot und eine wollene Decke reichen. Ich aß, hüllte mich ein, legte mich an das Feuer und schlief ein. Am andern Tage ritt ich auf meiner Rossinante gen Bienne in das Lager des Regiments. Eine Anzahl Versprengter hatte sich bereits eingefunden, die größere Hälfte der Abtheilung kam jedoch nicht wieder, sie war todt oder gefangen.

VII.

Schlacht bei Spottsilvania. Streifzug nach der Wildniß.

Das Frühjahr 1864 war herbeigekommen, die großen kriegerischen Operationen, die im Winter wegen der völligen Unwegsamkeit hatten ruhen müssen, begannen von neuem. Der Oberselbherr Grant beschloß einen Angriff auf die verschanzte Stellung des conföderirten Generals Lee. Alle disponiblen Truppen wurden herangezogen, auch die drei bei Bienne stehenden Regimenter erhielten Befehl, nach Rapahannok-Station aufzubrechen. Wir trafen daselbst an demselben Tage ein, an welchem die Schlacht bei Spottsilvania geschlagen wurde. Die hier über den Rapahannok führende Eisenbahnbrücke war durch ein Fort gedeckt, bei welchem wir uns aufstellen sollten. Als wir den Gipfel einer nahen Anhöhe erstiegen hatten, lag die Verschanzung vor uns, aber kein Mensch war darin zu bemerken, nur ein Reiter kam uns entgegengetrabt und blieb etwa 300 Schritt vor der Colonne halten, indem er uns Zeichen gab. Der Colonel Lovll vom 2. Massachusettsregiment, der Commandeur der Brigade, schickte ihm einen Officier entgegen, der alsbald mit der Weisung zurückkam, das ganze Corps solle halten und der Oberst allein vorreiten. Nach längeren Verhandlungen zwischen unserem Anführer und dem Reiter aus dem Fort, durften wir näher rücken und sahen nun, daß alle Schanzen mit Soldaten besetzt waren. Der Befehlshaber des Forts, ein vorsichtiger Mann, fürchtete einen Angriff durch die Conföderirten und traute uns anfänglich um deßwillen nicht, weil der Feind schon wiederholt Ueberrumpelungen dadurch bewerkstelligt hatte, daß seine Leute in der Kleidung der Unionstruppen erschienen.

Auf einem freien Platze bezogen wir das Lager und harrten der weiteren Befehle. Drei Tage lang hörten wir den ununterbrochnen Donner der Kanonen und ein nie endendes Kleingewehrfeuer von dem Schlachtfelde her. Ueber den Verlauf des Kampfes drangen die widersprechendsten Nachrichten zu uns, bald war das Rebellenheer vernichtet, bald die Unionsarmee aufgerieben und in voller Flucht. Die Verwundeten passirten zu tausenden an uns vorbei, um mit der Eisenbahn zurückgebracht zu werden. Endlich am vierten Tage schwieg der Lärm und wir erfuhren allmählich die Wahrheit. Grant hatte es auf eine Entscheidungsschlacht abgesehen gehabt, seinen Gegner Lee in der sogenannten Wildniß angegriffen und seine Stellung durchbrechen wollen, um Richmond zu erobern. Vier Tage lang dauerte das blutige Ringen, dann hatte sich Lee vor der Uebermacht zurückziehen müssen. Geschlagen war er jedoch nicht, denn Grant befand sich trotz seiner numerischen Ueberlegenheit außer Stande, ihn zu verfolgen. Es trat ein abermaliger Stillstand ein. Grant hatte sich Richmond um einen Schritt genähert, allein es sollten noch Ströme von Blut fließen, ehe das Sternenbanner auf den Mauern dieser Stadt wehte.

Wir kehrten nach Bienne zurück. Dort wieder angekommen, wurden wir angewiesen, ohne Verzug auf einem andern Wege auf das Schlachtfeld in der wilderness (Wildniß) zu eilen, dort so viel Verwundete als möglich zu sammeln und in Sicherheit zu bringen. Die Conföderirten waren nämlich eifrig beschäftigt, blessirte Unionssoldaten durch ihre Streifcorps aufzulesen, um sie später gegen gesunde südliche Kriegsgefangene anzuwechseln zu können.

In Verbindung mit mehreren anderen Abtheilungen setzten wir uns etwa 1400 Pferde stark am nächsten Morgen in Marsch, überschritten den Rapahannok unweit Fredericksburg, ritten über das Schlachtfeld, wo die Unionsarmee etwa ein Jahr vorher durch die Unfähigkeit eines ihrer Generale, des Deutschen Schurz, eine derbe Schlappe erlitten hatte, und erreichten sodann die Wildniß, den Schauplatz der neuesten Kämpfe. Das Terain führt seinen Namen mit der vollständigsten Berechtigung, denn es ist ein fast undurchdringlicher Wald, hohe und starke Stämme, dazwischen Unterholz, Gestrüpp und Schlingpflanzen, so daß man nur auf den gebahnten Wegen hindurchkommen kann. Hier hatten sich die Südlinger verschanzt gehabt, und zwar bestanden die Verschanzungen aus drei hintereinander liegenden Linien. Die Schanzen waren übrigens nichts Besseres als flache Gräben mit einer niedrigen Brustwehr von Erde, an mehreren Stellen sah man die Gräben unterbrochen und durch natürliche Verhaue verbunden.

Um diese Linien hatte vier Tage lang der heiße Kampf gewüthet, endlich waren die Conföderirten aus der dritten Vertheidigungslinie hinausgedrängt worden. Die Brustwehren der ersten und zweiten Linie hatte das Geschützfeuer theilweis völlig eingebnet; um sich neue Deckung zu schaffen, schichteten die Südlinger ihre Todten über einander und kämpften hinter den entsetzlichen Leichenwällen weiter.

Die Verwundeten, welche wir wegbringen sollten, lagen an den Wegen und auf den Lichtungen in kleinen Zelten dunt durcheinander; für 3 bis 4 Zelte war je ein Wärter vorhanden, der hinreichend zu thun hatte, die Unglücklichen mit Wasser zu versehn. An Aerzten fehlte es sehr, viele waren nur nothdürftig oder erst ein einziges Mal verbunden. Unsere 45 Ambulancewagen wurden sehr schnell voll, wir brachten hinauf, was möglich war und machten uns dann auf den Rückweg, da Guerillascharen umherschwärmten und diesseit des Rapahannok in jeder Minute ein Ueberfall drohte. Der Eindruck dieses Todtenfeldes war ein entsetzlich unheimlicher, selbst die rohesten von unsern Leuten wurden ernst und wagten kaum zu flüstern.

Das Regenwetter hatte noch immer nicht nachgelassen, als wir den Rapahannok wieder erreichten. Der Fluß mußte überschritten

Digitized by Google

werden, das war mit den Wagen voll verwundeter Menschen ein mißliches Geschäft, aber wir durften nicht zaudern. Die Cavallerie kam gut hinüber, ein Reiter folgte einzeln dem andern, jeder brauchte geraume Zeit, indeß der Führer mußte genau bekannt sein mit dem Strome, denn nirgends verloren wir den Grund. Viel schlechter erging es den Armen, die auf den Wagen transportirt wurden, der Wagenzug flockte öfter längere Zeit im Wasser, dann mußte wieder einer dem andern nachjagen, um den vordern in der Finsterniß nicht aus dem Gesicht zu verlieren und von der Furt abzukommen. Das Wasser drang hinein und durchnäßte alles; überdies stießen die Wagen in dem steinigen Flußbett so fürchterlich, daß sie oft nahe am Umwerfen waren und die armen leidenden Insassen von einer Seite zur andern hin und her gerüttelt wurden. Als wir am andern Morgen anhielten und uns lagerten, ergab es sich, daß etwa ein Drittel der Verwundeten durch den Tod erlöst war. Der Rest fuhr von einer geringen Escorte begleitet weiter, während wir, d. h. unsere Brigade, den Weg nach Vienne einschlugen.

VIII.

Im Lager. Eine Execution. Ein eiliger Rückzug. Der confoederirte Oberst Mosby revidirt unsere Vorposten. Early in Maryland.

Nach der Schlacht von Spottsilvania blieben wir von Anfang Mai bis zum Juli im Lager bei Vienne, ohne daß sich größere Ereignisse zutrugen. Der Vorpostendienst ging seinen gewöhnlichen Gang, nur daß uns die Guerillas jetzt mehr in Ruhe ließen. Aber die Furcht vor ihnen blieb ungeschwächt und erhielt die Posten und Feldwachen in steter Aufregung. Dank dem traurigen Vorpostensysteme hatten die Feldwachen nur einzelne Posten ausgestellt, die sehr weit vorgeschoben waren und ebenso weit von einander standen, es war daher den armen Kerls auf Posten nicht zu verargen, wenn sie anfingen, sich in der Nacht und im Waldesdunkel zu fürchten. Um nun in der Einsamkeit möglichst oft durch den Besuch von Patrouillen beruhigt zu werden, verfielen sie auf ein sehr einfaches, aber für die Feldwachen sehr ermüdendes Mittel. Sie eröffneten nämlich, wenn ihnen bange wurde, eine kleine Kanonade aus den Revolvern. Da man nie sicher war, ob sich nicht eine Guerillabande in der Nähe befand, so zog jeder Schuß eine Patrouille herbei, und das war eben der Zweck des Postens, er hatte Gesellschaft. Ich entsinne mich namentlich noch einer Nacht, wo das Schießen auch nicht eine Viertelstunde lang aussetzte. Ich stand mit 18 Mann auf Feldwacht und hatte 6 Posten auf 1000 bis 1500 Schritt vorgeschoben. Nach Einbruch der Dunkelheit wurde unaufhörlich geschossen, mehrere Male ritt ich selbst zu den Posten vor, die immer etwas Unbestimmtes gesehen haben wollten. Ich hatte dieses alarmirende Schießen vor der Ablösung streng untersagt, aber kaum war die Ablösung zurück, als wieder ein Karabinerschuß und dann in schneller Folge 6 Revolverschüsse fielen. Ich warf mich auf das Pferd und jagte mit 2 Mann in der Richtung des Schalles fort. Der Posten behauptete, er hätte nur 2 Schuß aus dem Revolver gethan, die anderen wären aus dem Dickicht auf ihn abgefeuert worden, aber es zeigte sich, daß zwei sein Karabiner als sein Revolver abgeschossen waren, und daß er keine Munition mehr besaß, mithin rührten alle Schüsse von ihm her. Nachdem ich dem auf der That ertappten Lärmmacher meine Meinung in sehr deutlicher Weise gesagt hatte, zog ich wieder ab und hatte nun etwas mehr Ruhe als vorher.

Ich habe schon erwähnt, daß der Dienst unter dem neuen Oberst ganz anders betrieben wurde als früher. Die größere Strenge veranlaßte wieder öftere Desertionen. Ein Deserteur von unserem Regiment, der zu den feindlichen Guerillas übergegangen war, wurde bei einem Scout gefangen genommen und von dem schnell zusammengetretenen Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Das Urtheil sollte in Gegenwart der ganzen Brigade vollstreckt werden. Die drei Regimenter rückten zu Pferde aus und bildeten die drei Seiten eines offenen Viereckes; auf der vierten Seite war eine Grube gegraben, vor welcher der offene Sarg stand, 12 Schritt vor diesem war das Exekutionskommando, 12 Mann mit Karabinern, aufgestellt. Der Delinquent, ein Amerikaner aus dem Staate Newyork, ging, von dem Feldgeistlichen begleitet, an der Front der drei Regimenter vorüber und trat sodann vor den Sarg. Hierauf wurde der Spruch des Kriegsgerichts verlesen und dem Verurtheilten ein Tuch vor die Augen gebunden. Der Geistliche sprach ein letztes Gebet, das verhängnißvolle Zeichen wurde gegeben, die Schüsse knallten und der Unglückliche sank todt zusammen.

Im Juli erscholl plötzlich die Kunde, der confoederirte General Early rücke durch das Shenandoahthal vor, um in Maryland einzufallen. Dies setzte uns in schleunige Bewegung. Obgleich der Feind noch mehr als zwei Tagemärsche entfernt war, so befiel unsern kommandirenden Oberst Lovell doch eine solche Furcht, abgeschnitten zu werden, daß er alle Vorräthe, Munition, kranke Pferde ꝛc. im Stich ließ und Hals über Kopf bis 8 Meilen vor Washington zurückging. Bei einem alten Fort, welches nicht mehr benutzt wurde, machten wir Halt.

Unter dem zweifelhaften Schutze dieses höchstens für 100 Mann berechneten Forts schlugen wir das Lager auf und sicherten uns durch starke Vorposten. In der zweiten Nacht kam ich etwa eine englische Meile vom Lager entfernt auf Feldwache. Zur Beobachtung eines Weges hatte ich einen Corporal und 3 Mann 1500 bis 2000 Schritt bis an ein Farmhaus vorgeschoben, welches dem berüchtigten Guerillachef Colonel Mosby gehörte, wie ich später erfuhr. Während wir hier lagerten und der Dinge harrten, die da kommen sollten, hatte Early den Potomac bei Harpers-Ferry überschritten, den Unionsgeneral Sigel und andere ihm entgegentretende Abtheilungen über den Haufen geworfen und rückte auf Baltimore vor. In den angrenzenden Landstrichen herrschte ein panischer Schrecken, alle Militzen wurden aufgeboten, alle disponiblen Regimenter herangezogen. Nachdem die Confoderirten schließlich noch mit Streifcorps bis in die Straßen von Washington gedrungen waren, zu dessen Schutz das 6. Armeecorps zu Schiffe herbeigeschafft wurde, zogen sie sich mit reicher Beute zurück. Die Invasion hatte hauptsächlich den Zweck, den Südlingern Schlachtvieh und Pferde zuzuführen und dieser Zweck wurde vollständig erreicht, denn Early, dessen Truppen meist aus unberittenen Cavallerieregimentern bestanden, versah seine Armee mit Pferden und erbeutete über 1000 Stück Schlachtvieh.

An einem Nachmittage hörten wir den Kanonendonner des obenerwähnten Gefechts bei uns in Washington, sogleich brachen die beiden andern Regimenter unserer Brigade dorthin auf, der berittgten Stadt zu Hilfe, wir blieben bei dem alten Fort allein zurück und verbrachten die Nacht, die Pferde am Zügel, in steter Erwartung eines Angriffes. Am andern Morgen kehrte das 13. Newyork Volunteerregiment zu uns zurück, das 2. Massachusettsregiment dagegen war dem Sheridanschen Corps zugetheilt worden, welches den General Early in das Shenandoahthal zurücktreiben sollte.

IX.

Verfolgung des Feindes. Capitän O. K. verschwindet und erhält einen Nachfolger. Verlustreiche Gefechte. Die Gefangenen.

Oberst Lafelle kommandirte jetzt die beiden zu einer Brigade combinirten Regimenter. Eines Tages erhielt er einen geheimen Befehl, in Folge dessen wir verwärts marschirten, niemand wußte wohin. Es hatte dies, wie ich nachher erfuhr, folgende Bewandtniß: Early war zwar zurückgezogen, beherrschte aber die über Culpepper Courthouse (Grants Hauptquartier vor der Schlacht in der Wilderneß) nach Richmond führende Eisenbahn. Wir sollten diese Bahn zerstören und so die Verbindung zwischen Earlys Corps und Richmond unterbrechen. Durch Wald und Feld zogen wir ohne Aufenthalt, bis wir endlich am dritten Tage auf den Feind stießen.

Ein Drittel unserer Brigade, die auf etwa 600 Pferde reducirt war, nahm eine gedeckte Aufstellung als Hinterhalt, die andern beiden Drittel formirten sich und in jauchzendem Galopp ging es auf eine Lichtung los, wo wir den Feind vermutheten. Der Feind war eine Mühle, so daß ich unwillkürlich an weiland Don Quixotes unsterbliche Attacke erinnert wurde. Aber es war zum Glück nicht die Mühle allein, sondern auch noch ein Trupp von 200 Maulesseln, von ungefähr 20 confoderirten Reitern bewacht. Die Esel hatten einen Maistransport gebracht, der in der Mühle gemahlen und dann mit der dicht dahinter vorbeiführenden Eisenbahn nach Richmond gebracht werden sollte. Mühle, Esel, Mais und die Hälfte der Wächter fielen in unsere Hände, es war der glänzendste Erfolg, den wir bisher im Laufe des Krieges errungen hatten. Da wir den Mais nicht mit uns schleppen konnten, so verbrannten wir ihn mit der Mühle, dann rissen wir die Schienen auf und warteten, was sich ereignen würde. Es zeigte sich auch bald darauf in der

Digitized by Google

Ferne der Eisenbahnzug, der vermuthlich das Mehl abholen sollte, allein er mußte Unrath merken, denn kaum in Sicht gekommen, hielt er an, dampfte rückwärts und verschwand.

Wir waren offenbar entdeckt und wagten deshalb nicht, länger zu bleiben. Mit den erbeuteten Mauleseln zogen wir von dannen, ohne daß wir im Laufe des Tages oder der Nacht beheiligt wurden. Am andern Morgen setzten wir den Marsch fort; es mochte Mittag sein, als dem Oberst gemeldet wurde, links vom Wege sei ein vom Feind besetztes Erdfort sichtbar. Der Colonel, durch seinen gestrigen Erfolg kühn gemacht, beschloß, diese zum Schutz der Eisenbahn dienende Verschanzung, eine Redoute mit Wallgraben und Glacis anzugreifen. Ich glaubte, als ich den Befehl dazu hörte, daß wir absitzen und zum Sturme vorgehen würden. Aber nein, die Compagnien J. und K. von unserem Regiment sollten vom Wege abbiegen und von der linken Seite, das 13. Newyork-Regiment sollte von der Fahrstraße aus gegen das Fort vorgehen, alle zu Pferde und in geschlossener Attacke. Die vier letzten Compagnien unseres Regiments (es war auf diesem Zuge in sechs Compagnien rangirt) blieben im Walde versteckt stehen, die 200 Mauleselmerkwürdiger Weise nicht hinter, sondern vor sich aufgestellt, eine Anordnung, die eine nicht geringe Verwirrung veranlassen sollte.

Ich habe wohl gelesen, daß polnische Lanciers spanische Verschanzungen auf der Somo Sierra, und daß sächsische Garde du Corps russische Schanzen bei Borodino nahmen, allein die Kriegsgeschichte führt diese Beispiele als merkwürdige Verwendung der Cavallerie an, und jene Schanzen, insbesondere die bei Borodino, waren zuvor vom Geschützfeuer eingeebnet. Hier stand die Sache anders, wir sollten völlig unberührte Erdwälle angreifen, und ich calculirte, ob wohl unsere Namen dereinst in goldenen Buchstaben in die Tafeln der Geschichte eingegraben, oder ob wir insgesammt in den Gräben die Hälse brechen würden, was mir allerdings bei weitem wahrscheinlicher vorkam. Während ich solchen Gedanken nachhing, waren unsere zwei Compagnien aus dem Walde debouchirt und formirten sich auf der Ebene etwa 1200 Schritte vor dem Fort. Plötzlich krönte sich der Rand der feindlichen Brustwehr mit weißen Wölkchen und ein ungemüthliches Geklapper und Gepfeife zog über unsere Köpfe hin. Das ging so fort, bis das Commando: Chargé! alles in Bewegung setzte. Etwa 2 bis 300 Schritte sprengten wir vor, dann betraten wir einen grünen Rasenteppich, der ganz harmlos aussah, aber für uns zum unübersteiglichen Hinderniß wurde. Wir sanken in die Tiefe und näherten uns dem Mittelpunkte der Erde, aber nicht dem Fort. Wir waren eben in einen jener Sümpfe gerathen, deren betrügerische Oberfläche der schönsten Wiese gleicht. Hier saßen wir fest, bis an die Sattelgurte im Schlamme, und die feindlichen Geschosse zischten um uns herum, glücklicher Weise flogen indeß die meisten über uns weg.

Das 13. Regiment konnte sich keines bessern Erfolges rühmen; es war auf der breiten Straße vorgegangen, aber bei einer Biegung des Weges in das heftige Gewehrfeuer einer im Dickicht versteckten Infanterieabtheilung gerathen. Das Regiment, welches von der andern Seite durch die leichten Feldstücke des Forts beschossen wird, fällt in Schritt, macht Halt, wendet um und setzt sich nach rückwärts in langen Galopp. So kommt es zu den 200 Mauleseln, die jedoch, wahrscheinlich in dem Wahne, daß die Ehre des Tages unrettbar verloren sei, nicht gesonnen sind, sich dem fliehenden Regiment entgegenzuwerfen. Sie machen ebenfalls Kehrt, verlassen die Straße und gehen in den Wald. Die Dreispänner, einmal im Jagen, betreten nicht, daß Esel ihnen den Weg zeigen und folgen hinterdrein. Inzwischen war es mir gelungen, mich und mein Pferd aus dem Sumpfe zu ziehen, ich ritt der Cavalkade nach, in der Richtung auf unsere Reserve zu, wo die Jagd doch irgend ein Ende finden mußte. Das fand sie denn auch bald und zwar in einem breiten, tiefen Graben, den ich in buntestem Durcheinander mit Reitern, Pferden und Eseln gefüllt erblickte, selbst eine Ambulance hatte hier Posto gefaßt, die Räder gen Himmel gekehrt. Bemerkenswerth war dieser Aufenthalt nicht, denn der Graben war in der Nähe einer großen Lichtung und wurde von der feindlichen Infanterie mit Kugeln überschüttet. Von unserer Reserve sahen wir keine Spur, sie war unter der Führung des Obersten gleich anfänglich zurückgegangen. Etwa eine englische Meile vom Schlachtfeld sammelten wir uns, nach und nach kamen 50 Mann Versprengter zusammen, ein Major vom 13. Regiment organisirte die Schar, und übernahm das Kommando. Wir traten, da niemand die Richtung kannte, die wir einschlagen mußten, den Marsch auf gut Glück an, wurden aber sehr bald von einer Abtheilung südlicher Cavallerie eingeholt. Es kam zu einem Feuergefecht, welches und 5 bis 6 Verwundete kostete, dann kehrten die Feinde um. Die Conföderirten hatten nur diese eine Reitercompagnie, das war unsere Rettung. Gegen Abend hörte die Verfolgung auf und am dritten Tage erreichten wir das Lager von Bienne. Den nächsten Morgen erschien auch die Reserve und eine große Zahl Versprengter aus den anderen Compagnien. Viele ritten auf Mauleseln, weil sie ihre Pferde im Sumpfe verloren hatten. Im Ganzen waren ein Officier und etliche 30 Mann geblieben.

Von nun an ging im Lager alles wieder seinen gewohnten Gang, nur trat eine mir sehr unangenehme Veränderung ein. Unser Capitän O. K. verschwand plötzlich von der friegerischen Bühne. Er war nämlich in den Verdacht gerathen, Compagniewaffen und sogar Pferde an einen Farmer verkauft zu haben; sein Diener, der ein Erzhalunke war, zeugte gegen ihn und O. K. ward, obgleich sich die Sache nicht klar feststellen ließ, entlassen. Der neue Capitän war früher Sergeant in englischen Diensten gewesen, Fama sagte von ihm, er sei mit einer Kasse aus Canada nach den Vereinigten Staaten durchgegangen, habe hier seinen Namen geändert und sei als Volunteer eingetreten. Da er durch seine Erscheinung imponirte — er war 6' 2" groß, sich durch bedeutende Körperkraft hervorthat und einiges Talent zum Drillen hatte, auch ein vorzügliches Mundwerk besaß, so wurde er bald Wachtmeister. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß er einen Guerillaführer und 5 Mann, die in einer Farm nächtigten, gefangen nahm; er wußte diese That in das gehörige Licht zu setzen und wurde in Folge dessen zum ersten Lieutenant und gleich darauf zum Capitän befördert. Von den feindlichen Guerillas war ihm Rache geschworen, weil er bei der erwähnten Gelegenheit die Gefangenen hatte an die Schweife der Pferde binden und eine Strecke weit mitschleppen lassen. Seit er dies erfahren, war er fehr auf der Hut und sorgte ängstlich dafür, daß er immer ein schnelles, kräftiges Pferd hätt. Kurze Zeit, nachdem er die Führung der Compagnie übernommen, fand er Gelegenheit, sich zu seiner Fürsorge Glück zu wünschen.

Es waren einige Vorposten aufgehoben worden, und der Oberst beauftragte den Capitän T., mit 50 Mann aus allen Compagnien nachzujagen. Es geschah, aber wie gewöhnlich zeigte sich von den Feinden keine Spur. Gegen Abend machte das Detachement Halt, um ein wenig zu rasten. Da in der Eile vergessen worden war, Rationen mitzunehmen, ließen die Leute, einschließlich der ausgestellten Posten, die Pferde grasen und kletterten auf die Apfelbäume, um sich ein frugales Souper zu verschaffen. T., dessen Wahlspruch das Wort Faststaffs war: daß Vorsicht die bessere Hälfte der Tapferkeit ist, hatte sich unter einen Baum gestreckt, sing die Aepfel, die ihm ein Soldat von oben herunterwarf, auf und hielt das Pferd am Zügel. Mit einem Male knallen von allen Seiten Schüsse und berittene Guerillas umzingeln den Lagerplatz. T. ist mit einem Sprunge auf dem Pferde; ohne den geringsten Versuch zum Widerstande zu machen, ohne nur einen Schuß abzufeuern, vertraut er sich der Schnelligkeit des Thieres an und stürmt durch die feindlichen Reiter, seiner Mannschaft überlassend, wie sie sich retten will und kann. Er erschien ganz allein im Lager und meldete dem Obersten, die kleine Schar wäre überfallen und nach verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen, er habe ich weiß nicht wie viele Rebellen mit eigener Hand niedergestreckt und sich durchgeschlagen. Zwei oder drei seiner Leute waren indeß ebenfalls entkommen, und fanden sich etwas später ein, sie erzählten die Wahrheit, und wir wußten nun, wie es mit der Tapferkeit des Capitäns bestellt war.

Wenige Tage später hatte das Regiment einen neuen Verlust zu beklagen. Eine Abtheilung von 70 Pferden stößt bei Fairfax-Station auf ein feindliches Cavallerietedachement von 40 Mann. Der Unioncapitän, ein ehemaliger Hutmachergesell, stellt seine Reiter in einem Gliede auf und weist sie an, den Feind mit einer Salve zu empfangen. Die Conföderirten lassen sich jedoch auf kein Feuergefecht ein, sondern attackiren, den Säbel in der Faust, in gestreckter Carriere und in geschlossener Reihe. Die auf sie abgefeuerten Schüsse gehen über ihre Köpfe hinweg, im nächsten Moment sind die Unsrigen über den Haufen geritten; in wilde Flucht aufgelöst, jagen sie davon, von den Südlingern hart verfolgt. Der größte Theil ward zusammengehauen oder gefangen, nur etwa ein Dutzend Leute retteten

Digitized by Google

sich. Aber der tapfre Capitän verschmähte den angebotenen Pardon und vertheidigte sich, bis er todt vom Pferde sank.

Durch diese unglücklichen Gefechte hatte das Regiment über 100 Mann eingebüßt; die meisten waren gefangen und ihr Loos gestaltete sich sehr traurig, denn sie litten in den sog. Gefangenenlagern Mangel an allem. Pro Mann erhielten sie täglich ein Pfund Mehl; die Folge war, daß der Scorbut in Schreckenerregender Weise ausbrach und die Reihen dieser Unglücklichen furchtbar lichtete.

Die amerikanischen Zeitungen haben über die Behandlung der Gefangenen im Süden viele Berichte gebracht, die stark aufgetragen sein mögen, und sogar geradezu behauptet, daß die Rebellen ihre Gefangenen vorsätzlich umkommen ließen. Ich will dies zur Ehre der Conföderirten nicht glauben, aber wahr ist es, daß die Behandlung und Verpflegung äußerst mangelhaft waren.

(Schluß folgt.)

Hören und Nichthören.

Von Dr. Erhard.

(Schluß.)

Wenn eine Sprache zum ersten Male unser Ohr erreicht, so hören wir ihre Laute, ohne dieselben gleich zu verstehen; erst wenn dieselben Laute oftmals denselben Weg gegangen, lernen wir sie verstehen, ohne sie besser als anfangs zu hören. Nur dadurch, daß wir das Gesprochene verstehen, erlernen wir selber das Sprechen. Entbehren wir von Geburt an der ersteren Fähigkeit, so erlernen wir nimmer die letztere. Nur wer Klang empfindet, kann Klang erzeugen. Und so treffen wir denn im anfwärtsstrebenden Thierreiche, zuerst bei den Vögeln, klangempfindende Schnecken. Stumm ist der Fisch im Wasser, denn er hat keine Schnecke, es locken ihn wohl Glockengeräusche, doch nimmer die Stimme. Zwar treffen wir bei einzelnen Amphibien schon Schnecken, doch diese haben kein Wesen, denn sie haben keine Gegenöffnung, kein rundes Fenster, keine oder nur wenig Resonanz.

Haben wir bereits sprechen können und verlieren dann später das Gehör für jeglichen Klang, so verlernen wir auch wieder das Sprechen — und zwar am so langsamer, je länger wir bereits sprechen gekonnt; taubstumm wird jeder, dessen klangempfindender Faktor völlig erlischt.

Es bleibt nun noch übrig, die genußreiche Fähigkeit unseres Gehörorganes zu erklären, hohe Töne anders zu empfinden als tiefe, einen hellen und vollen Klang anders zu fühlen, als einen dumpfen und leeren. Woher mag es denn kommen, daß wir gleichzeitig mehrere Töne und Klänge unterscheiden und wahrnehmen können? Wo ist der Sitz jener wunderbaren musikalischen Anlage, von harmonischen Tönen so angenehm berührt zu werden und vor Disharmonien, wie vor allen verwickelten Verhältnissen, zurückzubeben?

Solche Geheimnisse löst die microscopische Forschung! Unter dem Microscope sehen wir die Netzhaut der Schnecke (r) zerfallen in eine Unzahl kleiner, feiner Saiten, Hammerwerke, Tasten von verschiedener Länge und Dicke, und an jener dieser unzähligen Saiteu haftet je eine Faser des unendlich sich theilenden Schneckennastes (V). Nach dem Entdecker nennen wir diese Gebilde die Cortischen Fasern. Es ist uns bekannt, daß, wenn in einem Raume sich mehrere Flügel befinden und wir mit einer Stimmgabel z. B. den Grundton C anschlagen, die C entsprechenden Saiten von selbst in Schwingungen gerathen, mittönend reseuiren.

In unserem microscopischen Flügel der Schnecke ist nun gewissermaßen für jeden nur denkbaren Ton in der Außenwelt eine entsprechende gleichgestimmte Saite als Cortische Faser vorhanden, und sobald irgendwo um uns her ein Ton sich erhebt, wird dieser durch die Schalleitung unseres Instrumentes der Netzhaut dem Flügel zugeleitet und läßt durch Resonanz die entsprechende Saite ertönen — durch die entsprechende, daran endigende Nervenfaser kommt er alsdann zum Bewußtsein! Auf diese Weise ist es leicht erklärlich, daß außen wie innen gleichzeitig mehrere Saiten ertönen, daß diese uns harmonisch erregen, wenn die Länge und Dicke der empfindenden Tasten unseres Flügels in einem einfachen Verhältnisse stehen und daß, falls das Gesetz nicht mehr waltet, unser Inneres davor erbebt.

Der Klang besteht ja nach Helmholtz aus einer Reihe von Theiltönen; erreicht also ein Klang unseren Flügel, so ertönen darin zugleich die den Theiltönen entsprechenden Saiten. Demnach hängt also unsere musikalische Anlage unwesentlich ab von der Schärfe unseres Gehörs und von der Schalleitung unseres Instrumentes; wir haben gewiß alle einen traurigen schwerhörenden Freund, der die Gesellschaft meiden muß und sich doch der Musik erfreut!

Es wird also jeder Ton in der Außenwelt, den wir empfinden, erst noch einmal, bevor wir ihn hören, von unserem microscopischen Flügel nachgespielt; fehlt also eine Saite, so fehlt immer die dieser entsprechende Empfindung. Alle Beobachtungen des Lebens bestätigen dieses Gesetz. Durch Lusterschütterungen, z. B. durch einen Schuß und namentlich bei einem Echo zerreißen einmal einige Saiten oder werden vielleicht zerdrückt durch Sprengung kleinerer Gefäße (analog wie durch grelles Sonnenlicht die Gefäße der Netzhaut im Auge sichtbar zerplatzen) und es fehlt von dort an die Empfindung der entsprechenden Töne. So ist mir ein Herr bekannt, der sehr musikalisch, alle Töne rein und deutlich empfindet, nur nicht den Ton d; ein anderer verlor durch einen grellen Locomotivenpfiff die Empfindnng für c; eine Dame hört keinen Kanarienvogel, keine Lerche schlagen, wohl aber jede Drossel — eine andere hört jedes Saiteninstrument, den leise tönenden Flügel, aber kein Blasinstrument, kein Posthorn! Alles Erscheinungen, nur zu erklären durch die specificirte specifische Energie der microscopischen Gebilde unserer Hörnetzhaut! Sagt doch schon Plinius: die Gottheit offenbart sich nirgends größer als im kleinsten.

Wir empfinden mit unseren beiden Ohren den Schall nur einfach und einseitig. Schwerhörende hören den Schall nur mit dem besseren Ohre. Denn es ist ein sehr weises Naturgesetz, daß gleichartige, gleich starke Empfindungen nur einfach zum Bewußtsein gelangen und daß von ungleich starken gleichartigen Empfindungen die stärkere stets die schwächere besiegt. Was hätten einseitig Schwerhörende sonst zu leiden?

Es war Eingangs erwähnt, daß die Sinnesnerven auch subjectiv empfinden können, doch auch solches geschieht nach Gesetzen. Die subjectiven Empfindungen des Ohres zerfallen in die Categorien: Empfindungen der Pulsation, des Sausens und Brausens, des Tönens und Klingens. Wir hören z. B. den Puls — es hämmert, sagt der Betreffene — wenn die Wandungen der eustachischen Röhren durch Katarrh verklebt und somit die Schwingungen der dort pulsirenden Gefäße besser zum Labyrinthe geleitet werden, aber im Augenblicke, wo wir die Halsarterie mit dem Finger comprimiren, verschwindet das Hämmern, weil die kleinen Gefäße nicht mehr pulsiren. Sausen und brausen kann selbstverständlich nur der geräuschempfindende Faktor, tönen und klingen aber nur der klangempfindende. So beobachten wir z. B. häufig eine einseitige rheumatische Affektion des Gehörorgans, die sich dem Betroffenen durch „Sausen" bemerkbar macht. Anderseits beobachten wir nach starkem Gähnen ein vorübergehendes Klingen des Ohres, indem bei solcher kräftigen Expiration die Luft zu kräftig durch die eustachische Röhre zur Trommelhöhle dringt; dies drückt alsdann auf das Fenster der Schnecke und somit den darin schwingenden, klangempfindenden Faktor.

Alle Schwerhörende bemerken, daß sie ungleich hören und ihre Umgebung bestätigt es. Dieser Wechsel ist bald ein bedeutender, bald ein unbedeutender, ersterer ist unnatürlich, letzterer natürlich. Ersterer wird bedingt durch eine verschiedene zweckwidrige Lage von freien beweglichen Hindernissen, fremden Körpern im Gehörgange, Trommelhöhle und Trompete, sowie durch eine verschiedene Lage der abnorm getrennten Gehörknöchelchen. All diese Schwerhörende haben gegründete Aussicht auf Heilung — nicht so die anderen.

Digitized by Google

Auch der normal Hörende muß ungleich hören, wenn seine Luft in der Trommelhöhle ist im steten Wechsel begriffen; je gleichgespannter diese mit der Luft des Gehörganges, desto besser die Resonanz unseres Instrumentes, also desto besser die Hörkraft. Doch ist der Wechsel gering und das Gehör für gewöhnlich so fein, daß der Wechsel nicht auffällt, wohl aber, wenn wir aus der Kälte ins Zimmer treten. Anders bei Schwerhörenden, hier kommt der natürliche Wechsel sofort zum Bewußtsein.

Ebenso dürften wir irren, wenn wir glauben, daß unser schwerhörender Freund im Fahren, beim Lärm besser hört, weil er uns besser zu verstehen scheint. Er hört im Wagen die Uhr, das Geräusch, niemals besser; es bliebe nur noch zu versuchen, ob er im Wagen einen Klang, z. B. eine Spieldose, eine Stimmgabel hört, den er gleichmäßig ertönend außerhalb des Wagens nicht vernimmt; meines Erachtens wird er vom Lärm nur weniger belästigt als wir, und wir sprechen, ohne es zu wissen und ohne es zu wollen, im Fahren, beim Lärm immer lauter.

Der Gehörkranke sucht die Hilfe des Arztes, wenn sein Instrument verstimmt ist, und so ist denn der rationelle Gehörarzt im Grunde nur ein rationeller Instrumentenstimmer. Also folge er diesem nach! Und wie untersucht denn ein rationeller Violinenstimmer die ihm anvertraute zweckwidrige Violine?

Er sieht mit dem Auge zerrissene, fehlende Saiten, verdorbene Stege, abgedrehte Wirbel, zersprungenen Resonanzboden und die fehlende Luft in demselben — nachdem er solches erneuert, greift er in die Saiten, entlockt ihnen Töne und prüft mit dem Ohr deren Reinheit. Und so prüfe der Gehörarzt mit dem Auge fehlende Luft im Gehörgange, zerrissene, fehlende Trommelfelle, gelockerte Knöchelchen, er prüfe mit dem Katheter die fehlende Luft in der Trommelhöhle und der Trompete, dann aber entlocke er dem Ohr melodische Töne, harmenische Klänge, anregende Geräusche, um aus der Hörerscheinung den Sig der Verstimmung zu erkennen, gleich einem Leverrier, der aus der Erscheinung eines Trabanten am Firmamente den Sitz des unsichtbaren, diesen Trabanten beherrschenden Planeten, berechnete. Denn die Berechnung, der geistige Blick, bringt tiefer als das Auge, der materielle Blick.

Wir sehnen uns gewiß alle nach der Erfindung eines brauchbaren und möglichst wenig auffallenden Hörrohrs. Die Kunst muß sich hierin nach ihrer Meisterin, nach der Natur richten. Wir wissen jetzt, unser Instrument leitet die Geräusche, es leitet und resonirt auf Töne und Klänge. Die schwächere Leitung verbessert, wie bereits erwähnt, das s. g. künstliche Trommelfell durch zweckdienlichen Druck; die schwächere Resonanz aber müssen wir verstärken durch Einschieben resonirender Apparate. Instinctmäßig legen gebildete Schwerhörende die Hand um ihre Ohrmuschel; sie hören dadurch nicht lauter, die Geräusche (Uhren), weniger laut die Töne (Stimmgabel), doch intensiv lauter die Klänge und somit die Sprache.

Die abgeschlossene, neu gebildete Luftsäule ist also das resonirende Element für die Sprache, und aus gleichem Grunde öffnen schwerhörende Kinder den Mund. Die Form der hinzukommenden Luftsäule mag dabei wohl von einigem Einfluß sein, vielleicht ist die beste die Schneckenform; immerhin aber muß sie eine gewisse Größe haben und direct in die Luftsäule des Gehörganges übergehen. Nimmer dient ein Hörrohr dem Ohre zur Zierde, wie unter Umständen die Brille dem Auge.

Der Vortheil, den das Anlegen des Hörrohrs gewährt, ist ein verschiedener, je nach der Verstimmung unseres Instrumentes. Je mehr Resonanz dasselbe behalten hat, desto größer ist dieser; denn alsdann werden die durch Resonanz des Hörrohrs verstärkten Schwingungen der Außenwelt noch einmal verstärkt durch die Resonanz des Ohres, bevor sie zur Empfindung gelangen. Also nützt das Hörrohr nicht jedem Schwerhörenden, wie auch die Brille nicht jedem Schlechtsehenden.

Daß die Beeinträchtigung eines so edlen Sinnes den Charakter und die geistige Anschauung beeinflußt, ist leicht ersichtlich; der Einfluß ist aber ein anderer auf die Kindheit, die das hohe Glück, hören zu können, noch nicht zu würdigen weiß und auf die reiferen Jahre, die das verlorene Glück betrauern müssen. Wir vermissen zwar am schwerhörenden Jünglinge die flotze Zuversicht und den freudigen Muth zum Kampf mit dem Leben, sowie an der schwerhörenden Jungfrau die fesselnde forglose Heiterkeit; beide aber offenbaren dafür eine seltene Tiefe und Reinheit des Gefühles, einen unverdorbenen, ja kindlichen Sinn; schützte doch gerade ihr Unglück sie gegen die schleichenden Tritte der heimlichen Lust und Begierde, gegen die flüsternden Stimmen der Neider und Schmeichler.

Wir tadeln so gern das Mißtrauen und die Empfindlichkeit schwerhörender Männer und Frauen; wir meiden ihren Umgang, wir finden sie unliebenswürdig und mürrisch, und leben dagegen die Demuth und Ergebenheit der Blinden! „Alles verstehen heißt alles verzeihen.“ Der eine sagt: Lieber taub als blind; der andere: Lieber blind als taub. Beides ist eine harte Prüfung — doch alles im Leben ist ja nur relativ und so bestimmen die begleitenden Umstände allein die Schwere der Prüfung. Eine blinde, heitere, lebensfrische Greisin im behaglichen Kreise, gepflegt von liebenden Händen, ist lieblicher anzuschauen, als ein tauber, verdrießlicher Greis, vereinsamt sitzend im fröhlichen Kreise. Doch ist der arme, zur härtesten Arbeit aus Noth gezwungene taube Taglöhner um vieles mehr zu beneiden, als der blinde hilflose Bettler, den ein gieriger Führer um die Almosen beträgt.

Man streitet hin und her über den Vorrang des Auges vor dem Ohre — ein unpassender Streit — man genieße doch beides vereint. Das Auge weidet sich an der Farben Glanz und Pracht, an der Formen Anmuth und Kraft und durch die Pforte des Ohres dringen gefühlvolle Klänge, beredte Worte!

Die Oesterreichische Kaiserfamilie.

Sinn für das Familienleben ist ein Erbtheil des Habsburgischen Geschlechts. In der Zeit, in welcher es in ganz Europa „guter Ton“ war, die rechtmäßige Gemahlin des Herrschers zurückzusetzen, sobald sie einem Erben der Krone das Leben gegeben hatte, gab Maria Theresia ihren Ländern das leuchtendste Beispiel einer glücklichen Ehe auf dem Throne. Dies Verhältniß besteht auch heute fort. Den Ehebund des jetzt regierenden Kaisers hat die Liebe geschlossen, die so selten bei fürstlichen Verbindungen zu Worte kommt, und es war — wie bei der obengenannten Stammmutter des Hauses Habsburg-Lothringen — eine glückliche Fügung, daß die Wahl des Herzens mit den Wünschen der Familie und dem Staatszweck zusammentraf.

Es war vor zwölf Jahren; den Kaiser, welcher, wie Marie Theresia, im jugendlichsten Alter die Regierung eines Reiches angetreten hatte, das in seine Urbestandtheile zerfallen zu wollen schien, hatte die strenge Schule früh zum Manne gereift, und der Mordanfall, welcher sich im Februar des Jahres 1853 gegen ihn richtete, mochte die Sorge für die Erhaltung der Dynastie lebhafter in Erinnerung gebracht haben. Als er sich im Hochsommer wie gewöhnlich nach Ischl begab und eben dahin seine Tante, die Herzogin Marx in Baiern mit ihren ältesten beiden Töchtern kam, ahnte man wohl, daß diese Begegnung einen tieferen Zweck habe. Die Schwestern, Erzherzogin Sophie, Mutter Franz Josephs, und die Herzogin Ludovika sollen eine Verbindung zwischen dem Kaiser und der älteren Prinzessin Helene gewünscht haben, aber wie man sagt, hat die erste Begegnung den Entschluß des Kaisers bestimmt. Am 24. April des folgenden Jahres führte er die erst siebzehnjährige Gattin heim. Das war eine Zeit der hoffnungsvollen Freude in Oesterreich. Die junge Fürstin, deren blühende Schönheit durch mädchenhaft schüchternes und anspruchsloses Wesen den höchsten Reiz erhielt, hatte im Augenblick alle Herzen gewonnen, und wie das sonst so ernste Gesicht des Kaisers damals von Glück strahlte, gab man sich um so lieber der Hoffnung hin, daß nun dem ganzen Reiche Frühling und Sonnenschein wiederkehren würden. Diese Hoffnung täuschte freilich, nicht so friedlich und freundlich sollte der Verjüngungsproceß und nicht so bald sich vollziehen; um so vollständiger erfüllte sich die Erwartung einer glücklichen Häuslichkeit für den Monarchen.

Freude und Leid sind ihm auch in seinem Familienkreise reichlich beschieden worden. Die älteste Tochter, Erzherzogin Sophie,

Digitized by Google

Im Garten zu Schönbrunn.

Originalzeichnung von F. Kretzhuber.

ſtarb kaum zweijährig während der Reiſe, welche der Kaiſer mit den Seinigen im Jahre 1857 nach Ungarn unternahm, um durch ſein perſönliches Erſcheinen die Spuren des verhängnißvollen Zwieſpalts zwiſchen Ungarn und der Dynaſtie vollends zu verwiſchen, — einer Reiſe, deren Zweck leider wenig erreicht wurde. Damals war bereits die zweite Tochter, Erzherzogin Giſela, geboren, und 1858 wurde auch der Wunſch des Kaiſerpaars und des Volks nach einem männlichen Thronerben durch die Geburt des Kronprinzen Rudolf erfüllt. Aber nicht lange darauf äußerten ſich bei der Kaiſerin Symptome einer Krankheit, welche zu den ernſteſten Befürchtungen Anlaß gab. Auf den Rath der berühmteſten Aerzte mußte die hohe Frau wiederholt den Aufenthalt in Gegenden eines milderen Klimas nehmen, in Korfu, Venedig, Madeira, ohne daß dieſe Luftwechſel nachhaltige Wirkung erkennen ließen. Ob die Koryphäen der mediciniſchen Wiſſenſchaft ſich wirklich über die Natur des Uebels gänzlich im Irrthum befunden haben, oder ob, wie man zu ſagen pflegt, die Natur ſich ſelbſt geholfen hat, das iſt noch unaufgeklärt, und nur ſicher, daß bei ganz veränderter Behandlung und dem Ge-

Digitized by Google

brauche des Bades Hissingen die Kaiserin bald ihr blühendes Aussehen und eine Rüstigkeit wiedererlangte, welche ihr nun schon seit zwei Jahren gestattet, den Winter in Wien zu verleben und an allen Freuden der Geselligkeit wieder wie früher Antheil zu nehmen. Sobald die Witterung sich einigermaßen günstig gestaltet, pflegt die kaiserliche Familie nach dem Lustschlosse Schönbrunn, eine halbe Stunde südwestlich von Wien, zu übersiedeln; die heißern Monate führen sie nach Laxenburg mit dem schattigen und wasserreichen Parke, und im Hochsommer folgt ziemlich regelmäßig ein längerer Besuch in Ischl, wo zwei freundliche kaiserliche Villen mit weitläufigen Gartenanlagen von einem mäßigen Bergabhange auf das wundervolle Alpenpanorama des Salzkammergutes blicken. Die beiden Kinder aber, deren intellectuelle und körperliche Entwickelung unter der verständigsten Leitung höchst erfreuliche Fortschritte macht, bringen regelmäßig einen Theil des Sommers in dem ungemein gesund gelegenen Dorfe Reichenau in einem Thal am Fuße des Semmering zu.

Reichenau ist seit Vollendung der Semmeringbahn das Ziel vieler Ausflüge Einheimischer und Fremder von Wien aus. In nicht ganz zwei Stunden führen die Eilzüge nach Payerbach, wo das Reichenauer Thal sich öffnet, und in einer Viertelstunde hat man den Ort selbst erreicht, welcher mit einem Schlage in die Alpenwelt versetzt. In weitem Halbkreise schließt eine Kette blauer Berge, scheinbar plötzlich aus der Ebene emporwachsend, die Häupter, wie Schneeberg, Schneealpe, Raxalpe, mit dem ewigen Diadem des Winters geschmückt, die Aussicht ab, kräftiger Laub- und Tannenwald, saftige Wiesen mit ihrer üppigen Flora, das klare Grün und der muntere Lauf der das Thal durchschneidenden Bäche, und die reine würzige Luft, die man athmet, alles mahnt daran, daß man wenige Stunden von der Hauptstadt an der Schwelle des Hochgebirges steht. Und wer kein Bergsteiger ist, kann bequem und allmählig dem Laufe des Flüßchens Schwarzau entgegen durch das romantische Höllenthal und den Naßwald mit seiner von Holzschlägern gegründeten protestantischen Kolonie zu den Wundern der Alpenwelt hinaufwandern. In diesem reizenden Thale, dessen keineswegs geringsten Vorzug ein vortreffliches Gasthaus, der weit und breit berühmte „Wasnix“ bildet, beherbergt ein Landhaus mit geräumigem Gartenplan die kaiserlichen Kinder unter der Obhut der Gräfin Welten, der Wittwe des aus den Jahren 1848 und 1849 wohlbekannten Generals, welche sich die Zuneigung der Kleinen und ganz besonders des Kronprinzen in höchstem Grade erworben hat. Neuerdings mußte sie freilich einen Theil ihrer Macht an den Gouverneur des Prinzen, den Grafen Gondrecourt, abtreten. Dort tutschirt der künftige Kaiser seine Schwester in einer Eselequipage unter oder tummelt seinen Ponny schon recht wacker. Mit ihren Altersgenossen aus dem Ort stehen beide auf dem besten Fuße, und am Geburtstage des Kronprinzen, dem 21. August, welcher von dem ganzen Reichenauer Thal als Festtag begangen wird, pflegt er sie alle in der ungezwungensten Weise zu bewirthen. Natürlich lassen die Reichenauer sich auch nicht nehmen, zu diesem Tage jedesmal eine Ueberraschung vorzubereiten; so wurde einmal eine kleine Almhütte gebaut, ein aurermal ein vollständiger Maierhof en miniature eingerichtet, welche jetzt in dem Garten des kaiserlichen Landhauses aufgestellt sind. Der Kaiser selbst sucht seine Kinder häufig heim und macht von hier aus Jagdausflüge in das Hochgebirge Niederösterreichs und Obersteiermarks; bekanntlich ist er einer der besten Schützen und rüstigsten Bergsteiger.

Unser Bild zeigt die kaiserliche Familie im Garten von Schönbrunn, dem an so vielen großen und schmerzlichen Erinnerungen reichen Lustschlosse am Ufer der hier noch klar aus den Bergen herabkommenden Wien. Hier hatte schon vor beinahe dreihundert Jahren Kaiser Maximilian II ein Jagdschlößchen, dem Mathias, nachdem er auf einer Jagd die Quelle in dem jetzigen Schloßgarten entdeckt hatte, den heutigen Namen gab, und das er zugleich vergrößerte. Später war Schönbrunn wiederholt der Wittwensitz von Kaiserinnen; 1683 zerstörten es die Türken von Grund aus. Zu Ende desselben Jahrhunderts ließ Kaiser Leopold I durch Fischer von Erlach, welchem Wien so viele seiner schönsten Bauten dankt, auf der Stelle der Trümmer einen Sommerpalast für seinen Sohn, Joseph I, erbauen und den Garten anlegen. Gebäude und Garten wurden bedeutend vergrößert und vervollkommnet unter Maria Theresia, welche dem Schlosse eine besondere Vorliebe bewahrte; sie legte auch den botanischen Garten und die Menagerie an und ließ den Garten mit Bildsäulen, einem Obelisken, dem Gloriet ꝛc. ausschmücken. Das Schloß enthält jetzt nahe an 1500 Gemächer und 139 Küchen, ein kleines Theater, in welchem zum letztenmal bei Anwesenheit des Königs von Preußen im August 1864 gespielt wurde, eine Anzahl prachtvoller Säle mit Gemälden von Guglielmi, Hamilton u. a. Wie seine Mutter, bewohnte auch Joseph II gern Schönbrunn, ebenso Franz I. Im Jahre 1800 hatte Erzherzog Karl, 1805 und 1809 Napoleon hier sein Hauptquartier, Stapß wollte bei einer Parade in Schönbrunn den Kaiser der Franzosen ermorden, und in denselben Räumen, welche dieser bewohnt hatte, verbrachte der Herzog von Reichstadt seine letzten Lebensjahre. In Schönbrunn ist der Thronfolger geboren, und ebendahin bewegte sich während des deutschen Juristentages in Wien im August 1862 ein unübersehbarer Fackelzug, um der Kaiserin die Freude der Bewohner über ihre Genesung auszudrücken.

Der Kaiser ist eine ungewöhnlich stattliche Erscheinung, groß, schlank und ebenmäßig; das oft mißbrauchte Wort „ritterlich“ findet auf ihn volle Anwendung. Nicht allein, daß er Meister ist in allen ritterlichen Uebungen, er hat auch bei Santa Lucia und Raab Proben des höchsten persönlichen Muthes abgelegt. Wie echt fürstlicher Anstand sich mit Ungezwungenheit und Jugendlichkeit der Bewegung aufs glücklichste vereinigt, so weicht der für gewöhnlich ernste, oft gleichgiltige Ausdruck seiner Züge, sobald er spricht, der gewinnendsten Freundlichkeit; von den zahlreichen Bittstellern oder Dankenden, welche jeder Audienztag in das kaiserliche Cabinet führt, findet ihn jeder gleich leutselig, gleich eingehend auf den Gegenstand, gleich unterrichtet in allem, was sein Land betrifft. Ein seltenes Sprachtalent, auch ein Erbtheil der Habsburger, ist bei dem Kaiser in dem Grade ausgebildet und gepflegt, daß er mit den meisten Bewohnern seines vielsprachigen Reiches in ihrem Idiom sich unterhalten kann. Auch die Kaiserin, welche besondere Vorliebe für das Englische hat, legt sich seit Jahren auf das Studium der Landessprachen und soll es namentlich im Ungarischen schon zu großer Fertigkeit gebracht haben. Die Kaiserin Elisabeth ist heute nicht mehr die etwas schüchterne junge Frau, als welche sie nach Wien kam, welche den Wächtern der Hofetikette manchmal Entsetzen eingejagt haben soll, und die gern dem Zwang entfloh, um mit ihrem jüngsten, damals zwölfjährigen Schwager sich im Schloßgarten ungebunden zu ergehen, wie sie das von Possenhofen her gewohnt war. Sie ist eine majestätische Dame geworden, ihre Schönheit ist entwickelt und gereift ohne an Liebreiz verloren zu haben. Beide Kinder sind dem Kaiser sehr ähnlich; aber während die Erzherzogin Gisela einen über ihre Jahre hinausgehenden Ernst zeigt, ist der Kronprinz ein gar munterer freundlicher Knabe und hat etwas von den weicheren Zügen der Mutter geerbt. Er ist seit seiner Geburt Oberst eines Infanterieregiments, aber öffentlich erscheint er in der kleidsamen Blouse, in Reichenau sieht man ihn wohl in steirischer Tracht umherlaufen, die ihm drollig genug steht.

—ch—

Zwei alte Wanduhren.

Bei meinem Eintreten hatte ich den Kammerherrn in einem lebhaften Gespräche mit dem Hauptmann unterbrochen, und als er mich begrüßt, ich aber mich zu ihnen gesetzt hatte, fuhr er halb gegen mich gewendet fort: „Begreifen Sie es, wie man in unseren hellen Tagen noch an Geistererscheinungen und ähnlichen Spuk glauben kann?“

„Mißverstehen Sie mich nicht!“ versetzte der Hauptmann. „Wäre hiervon die Rede, so würde ich sagen, ich wisse recht gut, wie geringer Gunst sich gegenwärtig die zarte Geisterwelt zu erfreuen hat, und verdenke ihr deshalb nicht, daß sie sich von den Menschen zurückzieht. Ich würde ferner sagen, daß gar manche sogenannte Geistergeschichten zu ihrer Erklärung tiefere Blicke in die Seelenzustände und das Wesen der Dinge erfordern, als man ihnen gegenwärtig zuwendet, und daß sie durch ein wohlfeiles stumpfes Weglengnen nicht

Digitized by Google

abzuthun sind. Doch das mag auf sich beruhen! Ich sprach von etwas anderem! von jenen schwer erklärlichen Vorfällen nämlich, wo leblose Gegenstände an den Schicksalen der Menschen, zu denen sie in Beziehung stehen, theilnehmen scheinen, oft sogar in der Ferne, und nicht bloß an den augenblicklichen Schicksalen, sondern auch wohl an den bevorstehenden, so daß an ihnen gleichsam etwas Weissagerisches zum Vorschein kommt."

„Nun ja," sagte der Kammerherr, „Sie meinen die sogenannten Anzeichen, Vorzeichen oder Vorgeschichten und was dahin gehört. Es scheint, als hätten die Menschen das Bedürfniß, sich, wenn ihnen gar nichts Außerordentliches begegnet, durch dergleichen Erfindungen die unerträgliche Alltäglichkeit des Daseins aufzuputzen."

„Kennen Sie die Geschichte von Goethes Hausuhr?" fragte der Hauptmann.

„Nein," erwiderte jener. „Indeß dünkt mich, bei Goethe sei alles so klar, verständig und natürlich zugegangen, daß auch seine Hausuhr davon wohl keine Ausnahme gemacht habe. Aber erzählen Sie."

Der Hauptmann sagte: „In Goethes Elternhause zu Frankfurt hatte eine Wanduhr gestanden, nach deren Verbleiben sich der alte Herr verschiedentlich mit Antheil erkundigt hatte. Verehrer und Freunde merkten sich dieß, forschten der Uhr nach, fanden sie auf und sorgten dafür, daß sie auf einen Festtag des bejahrten Dichters heimlich in seinem Hause zu Weimar aufgestellt ward, so daß sie ihn beim Erwachen mit ihrem Glockenschlage begrüßte. Wer je erlebt hat, wie solch ein altvertrauter Klang aus frühester Kindheit und Jugend oft in späteren Jahren das Herz trifft, der begreift, wie dieser Schall den greisen Goethe bewegte, wie er sich des Wiederbesitzes der Uhr dankbar erfreute, mit welcher Vorliebe er seitdem sie hegte. Diese Uhr ist in demselben Augenblicke, da Goethe starb, stehen geblieben. Ohne abgelaufen zu sein, wie ich selbst gesehen habe, zeigt sie noch jetzt die Stunde und Minute seines Todes."

„Nun," sagte der Kammerherr, „in dem Augenblick hat jemand das Pendel angehalten, und hernach ist das vertuscht worden, um doch auch etwas Wunderbares von dem Tode des berühmten Mannes erzählen zu können."

„Das Räthselhafte durch das Unglaubliche zu erklären, ist keine gute Logik," sagte der Hauptmann. „Wer im ganzen Hause würde bei einem solchen Tode an die Uhr gedacht haben? Uebrigens kommt Aehnliches auch sonst vor, wie ich denn schon öfter von Taschenuhren gehört habe, die beim Tode ihres Besitzers stehen geblieben sind."

„Was ist da zu verwundern?" versetzte der Kammerherr. „Täglich sterben hundert Menschen, welche Taschenuhren tragen, und da diese gar oft stillstehen, entweder weil sie abgelaufen sind oder weil sie nichts taugen, so wäre es vielmehr zum Verwundern, wenn ihr Stillestehn nicht auch zuweilen mit dem Tode des Besitzers zusammenträfe."

„Sie, lieber Freund," sagte der Hauptmann, „scheinen das Bedürfniß zu haben, jedes Außergewöhnliche in die ordinäre Alltäglichkeit aufzulösen."

„Durchaus nicht!" entgegnete der andre. „Es soll sich nur nicht für übernatürlich geben. Wie sollte eine Uhr, ein fühlloser Naturgegenstand, — was sage ich? ein todtes Kunstprodukt, mit Leben und Tod seines Besitzers zusammenhängen?"

„Und warum nicht?" fragte der Hauptmann. „Sollten wir die Dinge, die uns zunächst umgeben, die wir mit Neigung betrachten, mit Vorliebe berühren, sollten wir sie nicht unwillkürlich in unsern Lebenskreis und dessen Bedingungen hereinziehen, so daß sie gleichsam Bestandtheile desselben werden und seine Schicksale auch sie anwirken? Beim Lichte, bei der Elektricität, beim Magneten sehen wir Fernwirkungen dieser Art, und der Lebenskraft des Menschen sollten wir sie absprechen? Sie werden sagen, der Vergleich passe nicht, sonst müsse auch bei den Menschen unter gleichen Bedingungen stets dasselbe eintreten. Aber bei den Menschen sind wie gleiche Bedingungen, sie sind Individuen. Können sich aber Beziehungen jener Art zwischen den Menschen und den Dingen bilden: muß dies denn nicht am meisten der Fall sein bei Gegenständen, die durch künstliche Bearbeitung aus dem allgemeinen Naturleben herausgezogen und in den besondern Dienst des Menschen genommen sind?"

„Sie glauben also wirklich an dergleichen Uebernatürliches?" fragte der andre.

Der Hauptmann erwiederte: „Ich habe nur von natürlichen Ursachen und natürlichen Wirkungen gesprochen. Aber leider ist man schon dahin gelangt, nur noch das Handgreifliche, Mechanische, das Wägbare, Meßbare und Berechenbare für natürlich zu halten. Das ist eben unsre Unnatur. Wie vieles ist in der Natur, wie vieles geht ganz natürlich zu, was solche Forscher mit all ihren Instrumenten und Berechnungen nicht erreichen können! Ueberdem ist es der Natur ja natürlich, auch eine übernatürliche Seite zu haben."

„Unsinn, Liebster! Nichts Natürliches ist unbegreiflich."

„Alles Erste und Ursprüngliche in der Natur ist unbegreiflich."

„Soll das Ihre Superstition rechtfertigen?"

Der Hauptmann war im Begriff, eine gereizte Antwort zu geben, weshalb es mir wohlgethan schien, das Gespräch zu unterbrechen. Eigentlich hatte ich schon eine Zeitlang auf Anlaß dazu gewartet, denn es trieb mich, eine Geschichte zu erzählen, die zu dem Verhandelten paßte und dem Hauptmann zu Hilfe kam. Sie hatte sich erst vor kurzem ereignet und ich konnte für ihre Wahrheit einstehen, wie ich denn auch dem Leser dafür einstehe.

„Meine werthen Freunde," begann ich, „Sie sind da auf ein Gebiet gerathen, auf dem doch vor allem erst Thatsachen zu sammeln und festzustellen wären, ehe man an Erklärungen denken darf. Lassen Sie mich auch eine solche mittheilen."

„Sehr gut!" sagte der Kammerherr. „Nur vorher eine Frage! Haben Sie die Thatsache, wie Sie es nennen, selbst erlebt?"

Das mußte ich verneinen.

„Dann ist mir die Geschichte schon verdächtig," rief er.

„Dazu," sagte ich, „ist kein Grund. Sie können die Begebenheit aus dem Munde derjenigen hören, die sie erlebt haben: meiner Frau und meines Schwiegersohns. Halten Sie diese für zuverlässige Zeugen?"

„Sie genügen mir vollkommen. Aber lassen Sie hören!" — Dabei lehnte er sich mit richterlicher Miene in seinen Sessel zurück.

„Die Wanduhr, von der ich zu berichten habe," sagte ich, „ist zwar ein altes ehrwürdiges Stück, aber keineswegs alter Familienbesitz. Mein Schwiegersohn, welcher kunstreich in Holz geschnitzte und ausgelegtes Hausgeräth aus älterer Zeit mit Liebhaberei und Geschmack zur Ausstattung seiner Wohnung gesammelt hat, kaufte die Uhr vor mehren Jahren wegen ihres künstlichen Gehäuses aus dem Nachlaß einer ihm ganz fremden Person. Er zog sie auf, aber das verstäubte und verrostete alte Werk versagte seinen Dienst. Er ließ sie vom Uhrmacher reinigen und einrichten, allein nach wiederholten Versuchen zeigte sich, daß sie nicht im Gange zu erhalten war. Indeß wollte er sich aus Wohlgefallen an der zierlichen Holzbekleidung nicht von ihr trennen und behielt sie in seinem Wohnzimmer, wo sie sich noch befindet. So hat sie seit Jahren stillgestanden, steht auch jetzt still. Nun werden Sie sich erinnern, mit wie banger Sorge wir der Entbindung meiner Tochter entgegensahen und wie viel Ursache wir dazu hatten. Meine Frau reiste nach D., um ihr zur Seite zu sein. Zeichen der bedenklichen Catastrophe traten ein und verschwanden wieder, die Besorgniß der Nächsten steigernd. An einem Abend, als meine Tochter, meine Frau und mein Schwiegersohn im Wohnzimmer des letzteren beisammen saßen, erscheinen sie plötzlich wieder mit solcher Heftigkeit, daß die junge Frau ohnmächtig wird, die erschrene Mutter aber sogleich sieht, daß sie diesmal nicht wieder schwinden werden. In demselben Augenblicke fängt das alte Uhrwerk an zu rasseln und zu schnurren, schlägt an seine Glocke neun Mal und steht dann wieder still, wie vorher. Mutter und Schwiegersohn sehen sich erschrocken und erbleichend an, einen Augenblick ohne Fassung. Aber andre Sorgen nehmen sie in Anspruch. Sie müssen die junge Frau zu Bett schaffen und das erforderliche Hilfspersonal herbeirufen lassen. Und genau nach neun Stunden schweren Geburtskampfes wird ein gesunder Knabe glücklich geboren, glücklicher, als wir alle erwarten durften. Ja, noch einmal schrint die Zahl Neun eine bedeutsame Rolle in der jungen Familie spielen zu sollen. Es ist Ihnen ebenfalls bekannt, daß meine Tochter bald nach der Entbindung schwer erkrankte und in Folge davon mit ihrem Manne sich dann sofort in die Schweiz, darauf nach Neapel begeben mußte. Meine Frau nahm inzwischen den Knaben zu sich. Nun werden es aber wiederum genau neun Monate nach jenen Glockenschlägen sein, wenn die jungen Eltern mit ihrem Kinde wieder vereinigt werden; denn genau um diese Zeit läuft der Urlaub meines Schwiegersohnes ab."

„Und Sie glauben ohne Zweifel," sagte der Kammerherr, indem er unruhig aufstand, „nach neun Jahren müsse der Familie

Digitized by Google

wieder etwas Beglückendes begegnen. Denn darin wenigstens scheint dieser Spuk sich von anderem zu unterscheiden, daß er nicht trübseilige, sondern willkommene Ereignisse anzeigt. Uebrigens finde ich in dem Vorfall nichts Wunderhaftes. Hätte das Schlagwerk der Uhr nicht schon längst auf dem Punkte gestanden, neun zu schlagen, so würde es das bei jener Gelegenheit auch nicht gethan haben. Es fehlte eben nur noch ein geringer Ruck, den die Uhr damals erhielt, die neun Stunden und neun Monate sind reine Zufälligkeiten."

„Verzeihen Sie, lieber Freund," sagte der Hauptmann, „sollte es nicht auch einen superstitiösen Glauben an die uns bekannten Ursachen, desgleichen an den Zufall geben? Nehmen Sie einmal im Ernste an, es habe dabei kein Zufall gewaltet, sondern eine vernünftige Ursache, welche durch natürliche Mittelursachen gewirkt haben, wie dann?"

„Und welchen Zweck sollte sie dabei gehabt haben?"

„Keinen andern, als sich selbst zu erweisen, auf sich aufmerksam zu machen."

„Das kann ich nicht annehmen. Ich müßte dann überhaupt an Uebernatürliches, an einen Zusammenhang desselben mit dem Natürlichen glauben, und wohin könnte mich das führen?"

„Nicht zum Schlimmsten," erwiederte der Hauptmann. „Und eben darum halte ich es für ein Glück, daß dann und wann auch in unsrer hellen Zeit sich noch Dinge ereignen, die über das uns Bekannte, vielleicht über das uns Begreifliche hinausweisen. Die heutigen Menschen scheinen nichts mehr zu scheuen, als den Affect der Philosophen: das Erstaunen. Indeß können wir uns freuen, daß wir nicht auf Erscheinungen, wie die von uns besprochenen, sondern auf etwas Besseres angewiesen sind, wo auch das Unbegreifliche kein Unbekanntes, kein Unerkennbares ist."

. . . . . r.

Am Familientische.

Amalie Sieveking und Wicherns Thätigkeit im Hamburger Gemeindeverein.

Von einem Freunde, der viele Jahre in Hamburg gelebt hat, empfangen wir, auf unsere Frage nach derselben, folgende Mittheilung:

Allerdings hat Amalie Sieveking in den Gängen und Höfen Hamburgs persönlich gewirkt, und zwar mit großer Ausdauer, — sie eben sowohl, wie die Frauen, die als Mitglieder an ihrem umfangreichen Armenvereine mit betheiligt waren. Wie wäre es auch anders möglich gewesen, da in diesen Gängen und Höfen die Armuth vorzugsweise ihre Lagerstätte hat, und da der erste Grundsatz Amalie Sievekings und ihres Vereins war: die Armen selber zu besuchen. Man wollte denselben den Freundesrath und Freundeshilfe bieten, aber zugleich eine sittliche Disciplin in ihren Haushältungen und Familien pflanzen und pflegen, — und beides wäre unmöglich gewesen ohne eigenes Sehen, Sehen, Suchen und Untersuchen. Wie oft sah man Amalie Sieveking in ihrem einfachen Gewande, — auch in ihrem späten Alter noch trotz aller körperlichen Schwäche — mit ihrem großen Beutelkorbe am Arme, der Arbeitsmaterial oder Erquickungen für die Armen enthielt, — und dann gingen ihre Wege, wie oft! nirgend anders hin, als in die Gänge und Höfe. An einem finstern Novembertage, wo es draußen stürmte und regnete, daß man keinen Hund vor die Thüre hätte jagen mögen, begegnete ich ihr, etwa zwei Jahre vor ihrem Tode, mit ihrem Korbe belastet, auf dem Wege zu einer Kranken, die in einer jener Spelunken lag, und zu der sie im Finstern noch zwei steile Treppen hinaufsteigen hatte. Das Gehen und Steigen wurde ihr damals schon sehr schwer. Der Wunsch, sie persönlich unter den Armen, soweit es möglich wäre, der tödtlichen Wohnungsnoth zu entreißen und gleichzeitig sittigend auf dieselben einzuwirken, trieb sie zur Begründung des in der Hamburger Vorstadt St. Georg belegenen Amalienstiftes, in dem arme wohlgeartete Familien gegen billige Miethe gesunde und gute Wohnungen und in den Gemeinschaftsräumen Gelegenheit die Hebel einer sittlichen und christlichen Gemeinschaft finden sollten. Das Elend der Kinderwelt, die in der dumpfen Luft jener Höfe und Gänge durch Krankheiten aller Art heimgesucht wird, trieb sie zur Begründung des Kinderhospitals, das in unmittelbarer Nähe des Amalienstiftes seit Jahren eine Stätte des Segens geworden ist. Ehe es zur Begründung dieses Hospitals kam, schaffte ihr Armenverein Kinderwagen an, in denen die elenden, strophulösen Kinder von Armen ins Freie gefahren wurden, und arme Leute, denen unterweilige Arbeit nicht wohl geboten, denen dieser Dienst aber anvertraut werden konnte, verdienten sich bei dem Verein ihren Tagelohn, indem sie die Kinderwagen nach den Wällen und freien Plätzen der Stadt fuhren.

Ferner bemerke ich, daß Dr. Wichern, der Gründer des Rauhen Hauses, kaum von der Universität nach seiner Vaterstadt Hamburg zurückgekehrt, mit einem kleinen Kreise christlicher Männer in den jenen Gängen und Höfen der Krankenpflege sich annahm, und daß das sittliche Elend der Kinder, die er dort in Schmutz und Säuferei verkommen sah, den Gedanken der Begründung einer Stätte in ihm reifte, die solchen Kindern Luft, Licht, Arbeit, Gesundheit und die Liebe der christlichen Familie wiedergeben möchte. So entstand das Rauhe Haus mit seinen Anstalten, die weit über Hamburg hinaus, für die evangelische Kirche eine so tiefgreifende und aufbauende Bedeutung gewonnen haben. Die Brüderanstalt des Rauhen Hauses hat seit langen Jahren, wie noch so vielen Stellen der Noth und Bedrängniß, so auch in die Armennoth Hamburgs ihre helfenden und dienenden Kräfte entsendet. Seit der Begründung des Vereins für innere Mission in Hamburg (1849) wirken Brüder des Rauhen Hauses, gegenwärtig sechs, als Stadtmissionare in den verschiedenen Kirchspielen Hamburgs, und ein guter Theil ihrer ausgedehnten und in das Volksleben eindringenden Thätigkeit reicht in jene Gänge und Höfe, in denen die Armuth und die Sünde, wie hinter feinernen Barrikaden verschanzt sitzt. Nur die christliche Liebe erobert diese Barrikaden. — —

Briefkasten.

A. B. C. Freilich wird jene Schilderung noch kommen. Es ging nur bis jetzt nicht, weil uns der Künstler im Stich gelassen hatte. Ueber N. werden Sie in den nächsten Quartalen etwas Angemessenes in Bild und Wort finden. Der Mann ist schon so oft behandelt, daß wir gern etwas nicht Gewöhnliches bringen möchten und — gut Ding will Weile haben.

Herrn Dir. B. in S. — Freundlichen Dank. Sie sprechen zugleich gegen ein Paar novellistische Beiträge Ihre Bedenken aus, die wir, wenigstens in einigen Punkten, anerkennen. Der novellistische Theil unsers Blattes macht uns die meiste Schwierigkeit, weil — gute Novellen überhaupt dermalen äußerst rar in deutschen Landen sind. Bergleichen Sie gütigst andere ähnliche Blätter und Sie werden in allen mindestens denselben Mangel finden. Nicht daß es an feiner psychologischer Motivirung, an kunstgerechter Gestaltung, an correcter Form fehlte, aber der Pulsschlag des Lebens, die Frische der Anschauung, die charakteröse Kraft tieferer Erfahrung, echter Gehalt und Gediegenheit — das ist eben selten. Uebrigens meinen wir doch auch hierin Arbeiten dargeboten zu haben, die zu den mustergiltigen gehören und die wohl die Leistungen der übrigen Tagesliteratur weit übertreffen dürften. Dergleichen immer zu bringen, ist unmöglich, und dies zu verlangen, wäre unbillig. — Sehr begierig sind wir zu erfahren, wie Ihnen unsere nächste in Nr. 38 beginnende Novelle gefallen wird. Unsrer Meinung nach erfüllt sie die höchsten Anforderungen, die man an eine Novelle stellen kann: sie hat tiefen, ethischen Gehalt und ist ergreifend spannend.

Herrn v. C. in Belgrad. — Ihren Wunsch, eine kurze Inhaltsübersicht am Kopfe jeder Nummer zu haben, werden wir im Auge behalten und erfüllen, wenn sich noch mehrere Stimmen in demselben Sinne äußern. Eine politische Beilage liegt dagegen ganz außerhalb der Aufgabe unseres Blattes.

J. K. in Barmen. — „Daheimchen" wird Ihr Ausdruck des Daheim genannt? „Wie das Volk spricht!" Der Witz ist entschieden der beste, den man auf das Daheim gemacht hat, er hat uns die Blüthe einer bergischen Geistchens auf dem dortigen Redaktionspfad gestreut. Und dieser exquisitesten Tropfen Humors kommt erst auf weiten Umwegen zu uns?

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute den 29. Mai ferner ein:

Hedwig von Grödthberg zu Gr. Thr. 2. Dhdt. in Elberfeld Thlr. 3. Stadtrth. Sachse in Hedingen Thlr. 1. C. Karsten in Rostock Thlr. 2. Professor Homeyer in Berlin Thlr. 5. C. Rockoll zu Groß-Otterzleben Thlr. 5. L. aus B. Thlr. 1. 3 Abonnenten in Neuwied Thlr. 3. Aus Racken Thlr. 5. Von einem Stuttgarter Gymnasiasten Thlr. 1. Von dem Gesangverein in Rappenau als Ertrag eines durch Gesang erheiterten Abends Thlr. 3. 5 Gr. Einige Leser in Herrnhut mit den besten Wünschen für die gute Sache Thlr. 5. Pf. Wiegmann in Volmarstein a/Ruhr Thlr. 2. Jac. Eckenbach in Birkelbach b/Siegen Thlr. 1. Ed. Hamblöef zu Burgholdinghausen-Hütte b/Siegen Thlr. 1. Bonnet zu Straßburg i/Uckermark Thlr. 2. v. Loesch zu Neumark i/Schl. Thlr. 5. C. W. Neviandt in Mettmann Thlr. 15. Aus Mettmann Thlr. 8. Aus Delitzsch im Magdeburgischen durch Pf. W. Thiemann Thlr. 9. Darunter ein Jahresbeitrag von Thlr. 1. Abonnent in Welzin Thlr. 1. Ober-Greng-Controlleur Mag in Swienemünde Thlr. 1. von Stülpnagel in Potsdam Thlr. 5. 2 Leserinnen in M.-Gladbach (abzügl. des Portos) 27 Gr. Betrag unsrer vorigen Quittung: Thlr. 1355. 14 Gr. Summa: Thlr. 1442. 16 Gr.

Geschenkgeber in Preußen werden zur Vermeidung von Beiträgen auf das bequeme Mittel der Postanweisung mit der Adresse: an den Verein für das Rettungswesen zur See zu Händen von Velhagen & Klasing in Bielefeld ergebenst aufmerksam gemacht.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Juni 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 38.**

Eine Erblochter.

Mittheilungen eines Landedelmannes, herausgegeben von **Victor von Strauß.**

Es ist schon oft bemerkt worden, daß im wirklichen Leben außerordentlichere Begebenheiten vorkommen als in den Erfindungen der Dichter. Selten aber findet man dieselben zu Kunstwerken verarbeitet, welche diesen Namen verdienen. Es mag wohl damit sein, wie mit manchen auffallenden Wolkengestaltungen und merkwürdigen Beleuchtungen, welche man in der Natur selbst mit der größten Theilnahme, vielleicht mit Entzücken betrachtet, während man sich zugleich gesteht, auf einem Gemälde würde dieselbe Erscheinung den Eindruck des Unnatürlichen, ja des Unmöglichen machen. Wäre ich Schriftsteller, so würde mich vielleicht diese Erwägung abhalten, die Geschichte, mit welcher ich den Leser bekannt zu machen gedenke, künstlerisch zu gestalten. Da ich es nicht bin, so bleibt mir ohnehin nichts übrig, als die Papiere, durch welche ich selbst mit dieser Geschichte genauer bekannt geworden bin, gleichsam als den unverarbeiteten Stoff mitzutheilen.

Zuvörderst habe ich jedoch zu berichten, wie ich zu dem Besitz dieser Papiere gelangt bin.

Schon mehre Jahre war ich verheirathet und hatte versucht, durch Fleiß und Sparsamkeit dem kleinen Gute, das ich mit großen Schulden übernehmen mußten, einigermaßen aufzuhelfen, aber von Mißernten und Viehsterben betroffen, hatte ich mich nur eben darauf erhalten können. Da geschah es, daß ich von einer entfernt Verwandten, der Baronin Adelgunde von W., mit Frau und Kindern zu einem Besuche eingeladen wurde. Ich kannte die Baronin nicht, wußte nur, daß sie nach einer kurzen unglücklichen Ehe schon vor geraumer Zeit verwittwet sei, und seitdem auf ihrem Gute in großer Zurückgezogenheit lebe. Die Einladung war so kurz und trocken, daß ich mich nur durch das Zureden meiner Frau bewegen sah, ihr zu folgen. Wir packten auf, nahmen unsre beiden Knaben mit und kamen nach einer mehrtägigen Reise bei dem Gute an.

Die Besitzung liegt in einer äußerst fruchtbaren Ebene und ich fand die Felder auf das Sorgfältigste bebaut. Unser Weg führte uns zunächst an die noch ziemlich neue Pächterwohnung mit ihren Scheunen und Stallungen, aber hier schien er auch zu enden; denn nach dem Herrenhofe selbst, den wir noch in einer Entfernung von etwa einer Viertelstunde von hohen Mauern umgeben vor uns liegen sahen, führte nur ein schmaler Fußpfad. Ich ließ halten und stieg aus, um Erkundigung einzuziehen, als eine schwarzgekleidete, bleiche, nicht mehr junge Dame aus dem Pächterhause auf mich zukam und sich mir als die Baronin zu erkennen gab. Sie begrüßte uns, dankte, daß wir ihrer Einladung gefolgt seien, bemerkte aber, daß wir den Rest des Weges zu Fuß machen müßten. Das Gepäck werde uns von den Leuten des Pächters nachgebracht werden. Sie werde uns in ihr Haus führen. Das alles sagte sie sehr kurz und ernst, aber durchaus nicht unfreundlich, und als meine Frau und die Knaben ausgestiegen waren, ging sie schweigend voraus und überließ uns, ihr nachzukommen. Ich sah meine Frau einen Augenblick zweifelnd an, diese aber nahm den jüngsten Knaben an die Hand, winkte mir und folgte ihr nach. So ging ich, den Aeltesten führend, hinter ihr drein. Unsre Führerin wechselte kein Wort weiter mit uns und sah sich auch nicht um, bis wir vor einem verschlossenen Pförtchen in der Mauer des Herrnhofes, dicht neben dem großen, gleichfalls verschlossenen Haupthore anlangten. Hier holte sie einen Schlüssel hervor, wandte sich zu uns und sagte: „Sie werden Haus, Hof und Garten ganz vernachlässigt und verwildert finden. Haben Sie Nachsicht mit den Launen einer alten Frau, die hierin einen gewissen Genuß findet. Seit vierzig Jahren lebe ich hier allein mit einer Freundin und zwei Mägden, und Sie sind die ersten Gäste, die den Hof seitdem betreten. Auch mit Tisch und Bedienung müssen Sie Nachsicht haben."

Während ich noch nach einer Antwort hierauf suchte, versetzte meine Frau sehr freundlich: „Wir sind durchaus nicht verwöhnt, gnädige Frau." Und da ihr die Antwort zu genügen, ja zu gefallen schien, so fügte ich nichts weiter hinzu. Indessen hatte sie aufgeschlossen und ließ uns eintreten.

Wie aber soll ich den Anblick beschreiben, der sich uns drinnen darbot! Man denke sich zwischen der Mauer und dem gegenüberstehenden massiven Wohnhause einen geräumigen viereckigen Platz, rechts und links von großen hölzernen, gänzlich verfallenen Wirthschaftsgebäuden begrenzt; man denke sich, ein Zauberer habe auf

Digitized by Google

diesen Platz ein eben so großes Stück wilden Urwald, nur mit Zurücklassung der alten und ganz hohen Bäume, versetzt, und man wird einen annähernden Begriff von der kleinen Wildniß haben, in die wir eintraten. Vielleicht hatten den Raum einst Anlagen mit Bosquet verziert. Jetzt war überall Gebäum und Gebüsch wüst durcheinander emporgeschossen, so hoch, daß man der Gebäude kaum ansichtig wurde; dazwischen rankten wilde Schlingpflanzen, mannshohe Disteln und Brennnesseln und andre Kräuter füllten die Zwischenräume. Nur ein schmaler Fußpfad führte hindurch zu der Treppe des großen Wohnhauses, und während wir uns hindurchwanden, bemerkte ich, daß die üppige wilde Vegetation zum Theil auch an und auf den Nebengebäuden sich angesiedelt habe, ja selbst in deren Inneres gedrungen zu sein schien. Die Vorderseite des Hauses sah grau und von Regen zerwaschen aus. Nach diesem Anblick überraschte es mich, das Innere des Hauses durchaus reinlich und geordnet zu finden, und die Zimmer im obern Stocke, in welche uns die Baronin führte, waren sehr reichlich, ja kostbar ausgestattet. Die Einrichtung, obwohl im Geschmacke einer vorübergegangenen Zeit, mußte glänzend gewesen sein, aber alles war wie erblichen und erblindet und schien seit vierzig Jahren seinen Platz nicht gewechselt zu haben. Selbst die Fensterscheiben waren wie von einem Flor überzogen.

Wir waren um Mittag angekommen und die Baronin führte uns sogleich zu Tisch. Er stand gedeckt und mit einfachen Gerichten bereits besetzt in einem der oberen Zimmer, und wir fanden dort eine andre schwarzgekleidete Dame, etwa von dem Alter der Baronin, welche sie uns als ihre Freundin Auguste vorstellte. Diese war höher gewachsen, als die Baronin, und ihr Gesicht, obwohl eben so bleich, hatte doch weichere Züge und Reste ehemaliger großer Schönheit. War aber die Baronin schon wortkarg, so erinnre ich mich nicht, von ihrer Freundin jemals mehr als zwei oder drei Worte hintereinander gehört zu haben.

Als wir uns gesetzt hatten und die Baronin die Suppenterrine herbeizog, um uns aufzufüllen, fragte mein ältester Knabe mich mit halblauter Stimme: „Papa, beten wir denn nicht?“ — Ich wollte ihn eben bedeuten, daß man sich darin bei Fremden nach der Sitte des Hauses zu richten habe, als die Baronin den Suppenlöffel niederlegte und den Knaben zu sich rief. Er kam.

„Betet Ihr zu Haus vor Tisch?“ fragte sie ihn.

„Ei, natürlich!“ antwortete er.

„Warum?“ fragte sie weiter.

„Warum?“ versetzte er, indem er sich besann. „O,“ fuhr er dann fort, „Papa hat ja gesagt, daß uns alles der liebe Gott gibt, und Essen und Trinken auch, und daß wir ihm dafür danken müssen; und der liebe Gott sieht ja selbst zu, ob wir das auch ordentlich und gern thun.“

Die Baronin strich ihm sanft mit der Hand über die Stirn, schickte ihn wieder an seinen Platz, und sprach dann selbst das Tischgebet.

Dieser kleine Vorfall schien ihr Herz gegen uns aufzuschließen, und ward sie auch ihrerseits nicht gesprächiger, so mußten wir ihr doch von unsern frühern Schicksalen, unserer Heirath, unserm häuslichen Leben, Thun und Wirthschaften erzählen. Ich überließ dieß größtentheils meiner Frau, da ich weder gern, noch gut lang spreche und die kurzen Zwischenfragen der Baronin immer der Art waren, daß sie ausführliche Erzählungen und Erörterungen verlangten.

Als wir von Tisch aufgestanden waren, sagte sie, bis zum Abend habe sie in der Nachbarschaft zu thun. Wir möchten indeß ausruhn oder uns im Hause und seiner Umgebung umsehen, wobei wir Eltern wohl sorgen würden, daß die Kinder in den Zimmern nichts von seiner Stelle entfernten. Ich würde die Bibliothek finden und sie stehe zu meiner Verfügung. Wolle man aus den Mauern hinaus, so werde die Magd aufschließen, auch wieder einlassen, wenn man die Glocke ziehe. Hierauf entfernte sie sich und ihre Freundin zog sich gleichfalls zurück.

Wir gingen in unsre Zimmer, wo das Gepäck inzwischen angelangt war, und da meine Frau mit den Kindern ausruhen wollte, dann aber auszupacken hatte, so suchte ich die Magd auf und ließ mir das Pförtchen aufschließen, um jenseits nach Kutscher, Pferden und Wagen zu sehn, die auf dem Pachthofe zurückgeblieben waren.

Ich fand alles wohl untergebracht, und der Pächter ein heiterer verständiger Mann, sagte, er habe Anweisung, den Kutscher und die Pferde so lange zu versorgen, als wir bleiben würden. Er sprach von der Baronin mit großer Ehrerbietung und erzählte mir, daß sie die unermüdliche Versorgerin und Pflegerin aller Armen, Kranken und Wöchnerinnen der Nachbarschaft sei, und in diesen Geschäften verrichte sie alles persönlich, Jahreszeit und Wetter möchten sein wie sie wollten, obgleich ihre Kräfte und ihre Gesundheit seit einiger Zeit sehr nachließen. In ihrer Jugend solle sie ein sehr schönes und fröhliches Mädchen gewesen sein, in der Ehe aber schwere Schicksale erlitten haben, und nach ihres Mannes Tode habe niemand sie wieder lachen, ja nur lächeln sehn. Soviel er wisse, seien wir die ersten, welche sie bei sich aufgenommen, denn niemand dürfe den Herrenhof betreten, und wer etwa komme, um irgend eine Hilfe in Anspruch zu nehmen, was gar häufig geschehe, der müsse an dem Pförtchen läuten und dort der allen Magd oder ihr selber sein Begehr vortragen. Er selbst hänige ihr dort seine Pachtsummen ein, und ebenso werde alles abgeliefert, was er oder seine Frau für sie besorgen müßten. Sie besitze übrigens noch ein Gut, einige Stunden von dort, welches ebenfalls verpachtet sei, und die beiden sehr beträchtlichen und nun schon lange schuldenfreien Bestzungen habe sie von ihren Eltern ererbt, von denen sie den Vater schon früh, die Mutter aber erst als sie verheirathet gewesen, verloren. — Dieß alles erzählte er, ohne daß ich es durch ausschickliches Ausfragen hervorholte. Meinerseits erkundigte ich mich nur nach seinem Wirthschaftsbetrieb, und da mir seine Mittheilungen bewiesen, daß ich es mit einem sehr einsichtigen und erfahrenen Landwirthe zu thun habe, so faßte ich, als ich mich verabschiedet hatte und wieder nach dem Herrenhofe zurückging, den Entschluß, ihn noch einige Mal aufzusuchen und eine so gute Gelegenheit zur Erweiterung meiner Kenntnisse nicht ungenutzt zu lassen. Auch habe ich hernach manches Gute bei ihm gehört und gesehen.

Am Pförtchen angelangt, läutete ich, ward nach einiger Zeit eingelassen und kehrte durch den wirren grünen Urwald, in welchem die Luft sogar feuchter und kühler war als draußen, nach dem Hause zurück. Da meine Frau und die Kinder noch schliefen, so machte ich von der Erlaubniß Gebrauch, das Haus zu durchwandern und ging in das untre Geschoß, wo vordem die Wohnung des verstorbenen Barons und seiner Gemahlin gewesen war.

Auch hier machten alle Gemächer den Eindruck des Erblindeten, Verblichenen, Ueberflorten, und da die Einrichtung noch viel kostbarer und ich möchte sagen füllereicher war, so wurde dieser Eindruck um so wundersamer, als alles noch ganz so lag und stand, wie die Bewohner es vor vierzig Jahren gleichsam nur auf einen Augenblick verlassen hatten. Dieß zeigte sich am meisten in den Zimmern des Barons, der kein sonderlicher Freund der Ordnung gewesen zu sein schien. In dem Ankleidezimmer, das ich zufällig zuerst betrat, lagen noch Kleidungsstücke herum, wie so eben gebraucht, Männerhandschuhe, die noch den Eindruck der Finger hatten, Stiefel, Pantoffeln und unzählige Toilettengeräthschaften; Hüte, Mützen, Reitgerten; auf einem Stuhle ein noch ungebrauchtes Pfeifengestell. In dem Wohnzimmer daneben fand ich den Schreibtisch mit Papier, Dintenzeug, Federn, Federmessern, gespitzten Bleistiften, dabei ein Paar goldene Uhren mit schweren Ketten, kostbare Ringe, ein Pulverhorn mit Ladezeug, eine Jagdbüchse quer darübergelegt, zerrissene Briefcouverte umher. Auf einem andern Tische sah ich eine Marmorvase voll Tabak, wertvolle Meerschaumpfeifen, theils angeraucht, theils noch gestopft, Fidibusse, zum Theil gebraucht, zwei silberne Leuchter mit halbherabgebrannten Wachslichtern. Auf dem Sopha lagen einige gebrauchte Taschentücher und Zeitungsblätter, dabei ein Hundehalsband. Von ein Paar Schränken enthielt der eine etliche Bücher und ein Paar physikalische Instrumente, der andre Büchsen und Jagdflinken, wie man durch die Glasthüren sah. An der einen Wand waren Waffenstücke trophäenartig aufgehängt, an den andern hingen lascive Bilder, über den Thüren waren große Hirschgeweihe befestigt. In der Ecke stand ein sogenannter stummer Diener mit Champagner- und Liqueurflaschen, von denen einige noch voll und unentsiegelt waren, Gläser und silberne Trinkbecher standen daneben, an dem Pfropfenzieher saß noch ein ausgezogener Stöpsel. Mir wurde zwischen diesen zudringlichen Zeichen eines längst abgebrochenen Lebens trüb und schwermüthig, ja gespensterhaft zu Sinne, und ich durchschritt die übrigen Zimmer rascher, obgleich es hier freundlicher aussah, wo Schmucksachen, angefangene Stickereien und dergleichen auf eine

Digitized by Google

weibliche Bewohnerin deuteten und alles sehr geordnet war. In das kleine Bibliothekzimmer warf ich nur einen flüchtigen Blick.

Durch den Gartensaal aber, dessen Glasthür offenstand, trat ich abermals in eine ganz unbeschreibliche Wildniß, noch bunter und verwirrener, als im Hofe, auch höher und älter, denn hier hatte es wohl vor vierzig Jahren schon nicht an ausgewachsenen, zum Theil mächtigen Bäumen gefehlt. Der Garten war sehr groß und mochte einmal mit vielem Geschmack angelegt gewesen sein, aber hiervon saß man nichts mehr. Auf dem fruchtbaren Boden war alles wild und wüst durcheinander aufgeschossen. Doch zogen sich noch immer einige schwach betretene Pfade hindurch, und an anderen Stellen erkannte man, daß dort einst Wege gewesen seien. Alles lebte und webte von Vögeln, die hier ungestört nisten mochten und die ganze Luft mit ihrem Gezirp und Gekrächze erfüllten. Ich suchte mich auf alten zugewachsenen Wegen hindurchzuarbeiten, und es war mir, als ob ich in fremden unbekannten Ländern auf Entdeckungsreisen wäre. Auch fehlte es nicht an Entdeckungen. An Stellen, die einst Rabatten gewesen waren, fanden sich mitten zwischen Dornen und anderm Gebüsch verwitterte und zermorschte hölzerne Tische, Bänke und Stühle. Hier und dort traf ich auf steinerne Bildsäulen, mit Flechten und Moos überzogen. Weiterhin auf einem erhöhten Platze hatte ein Tempel mit sechs Säulen gestanden. Fünf der Säulen standen noch, die sechste war umgestürzt und das gewölbte Dach lag in Stücke zerbrochen daneben, alles mit Dornen, Nesseln und anderm Unkraut überwachsen. Ich bemerkte von dortaus in einiger Entfernung ein Zinkdach, und arbeitete mich dahin durch. Es war dort ein altes Gartenhaus, dessen Thür sich öffnen ließ. Es enthielt zwei Gemächer, in deren einem ein Bett stand, und die zum Bewohnen offenbar mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet waren. Auch hier standen und lagen die Dinge noch wie in den Zimmern des Barons, aber die eingedrungene Feuchtigkeit hatte die ärgsten Verwüstungen angerichtet und alles war theils zerfault, theils von nassem Moder überzogen. Da ich beim Hinausgehn bemerkte, daß einer der betretenen Pfade hierher führe, so zog ich es vor, diesem zu folgen, anstatt mich wieder durch Gezweig, Ranken und Unkraut zu winden, und so gelangte ich an einen etwas offneren Platz, in dessen Mitte ein Grabhügel war. Ein Kreuz von weißem Marmor stand dahinter und auf ihm fanden sich die Worte: Karl, Baron von W. — Hier also war der Mann begraben, mit dessen Leben und Ende ich ahnungsvoll den Zustand der Dinge um mich her glaubte in Verbindung bringen zu müssen. Der Anblick gab mir genug zu vermuthen und zu sinnen, doch verweilte ich nicht lange und ging bald weiter. Indeß führte mich der eingeschlagene Pfad nicht wieder an den Gartensaal zurück, sondern ich gelangte auf ihm um das Haus herum in den vorderen Hof. Dieß machte mich neugierig, in die Stallungen und Remisen zu blicken. Zu den ersteren führte eine offene Thür. Natürlich waren keine Pferde darin, aber Geschirre, Sättel, Haferkisten voll Moder, Kutschergeräthe, alles der Art war noch vorhanden. In die Remise gelangte ich durch ein eingeflüchtes Thor. Hier fand ich einen großen Reisewagen, zwei Kalesschen, einen Phaeton und einen Jagdwagen, alle verrostet und verwittert, mit Moder, Staub und Spinnenweben überzogen. Kopfschüttelnd kehrte ich in das Haus zurück.

Hiermit aber glaube ich Haus und Umgebung, worin wir über acht Tage zubrachten, genugsam beschrieben zu haben. Unser Leben in dieser Zeit war sehr einfach. Den Knaben verbot ich, die andern Zimmer des Hauses zu betreten, und wenn sie hinaus sollten, so schicken wir sie nach dem Pachthofe, wo sie in den Kindern des Pächters ein Paar ganz wohlgezogene Spielkameraden fanden. Die Baronin sahen wir nur Morgens, dann beim Mittagstisch und einige Stunden des Abends, und immer in Gesellschaft ihrer stillen Freundin Auguste, der sie große Sorgfalt zuzuwenden schien. Sie war zu einfühlig und zurückhaltend, als daß sich ein eigentlich freundschaftliches, geschweige vertrauthschaftliches Verhältniß hätte bilden können, auch schien sie mehr uns aushören und beobachten zu wollen, als uns den geringsten Antheil an ihrem eignen Schicksale und Thun zu gönnen. Doch ließ sie sich einige Mal von meiner Frau auf ihren wolthätigen Ausgängen begleiten. Ich fand in der Zwischenzeit ganz gute Lectüre in der Bibliothek, besuchte auch zu verschiedenen Malen den Pächter, bei dem ich manches Neue lernte. Die übrigen Zimmer des Hauses und den Garten betrat ich nicht wieder. Meine Frau hatte nur die ersteren einmal besehen und denselben gespenstergrauen Eindruck davon erhalten wie ich. Auch sagte sie manches Treffende darüber. Im ganzen freuten wir uns, als wir nach einem ziemlich kühlen Abschiede von unsern Pferden wieder nach der Heimat gezogen wurden, und nach einer glücklichen Heimkehr hatte ich bald wieder alle Hände voll zu thun. Ich schrieb der Baronin dann einige Worte und dankte ihr für die uns erwiesene Gastfreundschaft. Sie antwortete jedoch nicht, und so gerieth das ganze Abenteuer unter den Aufgaben und Mühen der Tage allmählich bei uns in Vergessenheit.

Drei Jahre später erhielt ich folgenden mit sehr unsicherer Hand geschriebenen Brief von der Baronin:

„Ich bitte Sie, verehrter Herr Vetter, so bald es sein kann, mit Ihrer Frau Gemahlin zu mir zu eilen. Der einigen Wochen hat Gott der HErr meine Freundin Auguste abgerufen und damit scheint die Aufgabe meines Lebens erfüllt zu sein, das nun, ich fühle es, abrollt, wie eine Uhr, der man genommen, was ihren Lauf hemmte. Erfüllen Sie die Bitte einer längst Todesreifen, der Gott gnädig sein wolle. Adelgunde von W."

Obgleich das Schreiben gerade in der Erntezeit kam, wo es an Thorheit grenzte, aus der Wirthschaft zu gehn, so wußte ich den dringenden Zureden meiner Frau doch nicht zu widerstehen. Wir vertrauten die Knaben unserm Geistlichen und reisten ohne Zögern ab.

Als wir wieder an dem Mauerpförtchen läuteten, öffnete es die alte Magd unter strömenden Thränen. Dann führte sie uns sofort an das Bett der Kranken. Diese lag still und bleich, streckte uns die Hände entgegen, konnte aber nicht mehr reden. Einen Arzt hatte sie nicht zugezogen und als ich darnach fragte, deutete sie durch Zeichen an, daß sie dieß auch jetzt nicht wolle. Etwas Wasser mit Citronensaft war das Einzige, was sie zu sich nahm. Meine Frau verließ ihr Bett nicht mehr, ich blieb wenigstens in der Nähe und wir mußten ihr abwechselnd aus der Bibel vorlesen, wozu wir die Psalmen, das Evangelium Johannes und andere Theile derselben wählten. Zwischendurch schlummerte sie. So währte es die Nacht hindurch und den größten Theil des folgenden Tages. Dann verschied sie im Schlummer.

Nachdem der Tod angezeigt und die Bestattung vom Pachthofe aus in schicklicher Form geschehen war, erhielt ich eine Vorladung vom Gerichte zur Eröffnung des schon vor etwa drei Jahren hinterlegten Testamentes. Die Verstorbene hatte mich und meine Frau zu ihren alleinigen Erben eingesetzt. In dem Testamente, dessen Original vor mir liegt, heißt es nach der Erbeinsetzung:

„Ich habe meinen Vetter und seine Gemahlin in kurzer Zeit hinreichend kennen gelernt, um ihnen zuzutrauen, daß sie in einem besonnenen und mäßigen Wandel mit Gottesfurcht ihre Kinder erziehen und die Güter verwalten, auch die Armen und Nothleidenden, deren ich mich bisher angenommen, nicht verstummen werden. Ich bitte sie, für meine beiden alten Mägde dis an deren Tod Sorge zu tragen. Ich wünsche, daß der Herrenhof, den ich bewohnt habe, gleich nach meinem Ableben neu und anständig wieder hergestellt und daselbst alles beseitigt werde, was an frühere unglückliche Zeiten nur mich und meine Freundin Auguste erinnern sollte. Nähere Aufschlüsse hierüber finden sich in einem Paket Schriften unter der Bezeichnung: „Mein Unglück" in meinem Schreibpulte. Da ich meine Freundin Auguste zu überleben hoffe, so ist dann, nach dem Abscheiden aller Betheiligten, kein Grund mehr zur Geheimhaltung dieser Schriften."

Dergestalt bin ich in Besitz dessen gekommen, was hier mitgetheilt werden soll. Ehe ich hierzu übergehe, muß noch bemerkt werden, daß ich und meine Frau durch diese Erbschaft höchlichst überrascht wurden, aber vornehmlich um unsren Kinder willen von dem innigsten Danke gegen Gott und gegen die Verstorbene erfüllt waren, da wir nun aus jahrelangen schwierigen Verhältnissen und in eine sehr behagliche Lage versetzt sahen. Der unerwartet reichliche baare Vorrath des Nachlasses gestattete uns, die Umgestaltung des Herrenhofes sogleich in vorgeschriebener Weise auszuführen. Das geräumte große Thor zeigt dem Eintretenden jetzt einen hellen reinlichen Vorhof mit freundlichen Anlagen und an den Seiten die neu und solide aufgebauten Stallungen und Remisen; das Haus ist außen und innen erneuert, und wie ich hoffe, ohne übermäßigen Aufwand, doch sehr anständig eingerichtet; der Garten ist wieder so zugänglich, heiter und anmuthig, wie er nur je gewesen sein mag. Der Grabhügel mit dem Kreuze ist in einer kleinen dichten Tannenpflanzung versteckt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Frauenschlacht auf Borkum.

Geschichtliche Novelle von Ludwig Rosen.

(Schluß.)

VIII. Der Dank.

Folkert war, wie sich leicht denken läßt, jetzt der Held und Liebling der Borkumer Bevölkerung. Aber zwischen Aleida Visser und Folkert wollte sich der Friede nicht wieder herstellen, der doch durch die Ereignisse des verhängnißvollen Tages so gut angebahnt schien. Wenn Folkert in die Nähe kam, so hätte er gern Aleida gefragt, ob sie das Verbot, ihr Haus zu betreten, nicht wieder aufhebe, aber er erblickte sie nicht, und als sie wirklich einmal in der Thüre stand, da — ging er mit einem Gruße vorüber, dessen unterdrückte Leidenschaftlichkeit als abstoßende Unfreundlichkeit gelten konnte. Auch Aleida hätte ihn gern angerufen, aber sie unterließ es in der Ungewißheit, wie es aufgenommen werden würde. So hinderten die harten friesischen Trotzköpfe eine Annäherung, die von den warmen friesischen Herzen beiderseits ersehnt wurde.

Von Delfzyl aus spähten leichte Fahrzeuge nach dem schwarzen Relf; man kam nach Borkum und traf statt einer verödeten Insel die Kunde von der Zerstörung des Schiffes und dem Untergang der Mannschaft; die frohe Nachricht verbreitete sich längs der Küste, und der Magistrat von Emden sandte ein eignes Fahrzeug ab, um den jungen Borkumer, der die Frauen angeführt hatte, zum genauen, wahrhaften Bericht nach der Stadt zu holen. Emden erhielt sich vermöge der Stärke seiner Befestigung und der Wehrbarkeit seiner Einwohner frei von aus- und inländischen Bedrängern, aber sein Seehandel war gelähmt durch die Unsicherheit der Nordsee, und die Nachricht, daß der gefürchtetste unter den Freibeutern vertilgt sei, war von großer Wichtigkeit.

Folkert fuhr nach Emden und berichtete schlicht und einfach auf dem Rathhause vor dem versammelten Magistrate den Hergang der Sache. Man ließ ihn dann abtreten und berieth sich über den Vorfall. Zu dem wieder Eingeführten sprach der Bürgermeister: „Folkert Wybrand, die Weiber von Borkum haben gehandelt wie echte, tugendsame Friesinnen, doch hätten sie nichts vermocht ohne Dich, der Du Dich benommen hast als ein muthiger tapfrer Friese. Weil besonders durch Dein Thun das Meer von einem gemeingefährlichen, höchstverruchten Räuber gesäubert ist, Du aber bei der Gelegenheit um Dein Schiff gekommen bist, so schenkt Dir die Stadt Emden das beste Jachtschiff, welches fertig auf ihren Werften liegt, und außerdem diese Flagge hier, damit Dein Schiff, wenn es sie aufzieht, ohne Hafengeld und sonstige Zahlung in unsrem Hafen ein- und auslaufe; mit diesem treuen Handschlag nehme ich Dich auf als Emdener Bürger mit allen Gerechtsamen, die einem solchen zustehen."

Nachdem er den Handschlag kräftigst vollzogen hatte, rollte der Bürgermeister die vor ihm liegende Flagge — gelb-roth-blau, das Bild einer Harpye enthaltend — zusammen und reichte sie dem jungen Insulaner, der sie mit einfachen männlichen Dankesworten in Empfang nahm.

Auf Borkum trug der ehrenvolle Dank der Stadt Emden nicht wenig dazu bei, die Achtung vor Folkert zu erhöhen; man wetteiferte, ihm Freundlichkeiten zu erzeigen, und im geheimen wurde wohl hier und da eine Hoffnung wach, den stattlichen Freier an sich zu fesseln, da der Bruch mit Aleida Visser nicht wiederherzustellen schien. Nur einmal — gleich nach der Rückkehr Folkerts von Emden — ließ es sich so an, als würde eine Hand der Versöhnung gereicht und angenommen. Sie begegneten einander in der Straße des Dorfes, und auf den kurzen verlegenen Gruß Folkerts erwiderte Aleida denselben und fügte mit unsicherer Stimme und niedergeschlagenen Augen hinzu: „Es hat mich recht gefreut, Folkert, daß sie Dir in Emden solche Ehre angethan haben."

„Es war zu viel Ehre, Aleida!"

„Nein, nein, Du hast alles das wohl verdient, und weit mehr dazu."

„Meinst Du das wirklich, Aleida? Das freut mich, von Dir zu hören."

Aber in diesem Augenblick trat Annje Meeuw, die gerade des Wegs kam, zu den beiden heran und mischte sich mit so warmen Lobsprüchen Folkerts in die Unterhaltung, daß Aleida mit angenommener Gleichgültigkeit abbrach und sich entfernte.

Der Herbst war herangekommen; die Männer kamen vom Walfischfang zurück. So eifrig man von den Dünen die Annäherung der kleinen Flotte beobachtet hatte, so wenig erlaubte doch der Landesbrauch ein zu auffenglisches Entgegenkommen, und nur die Kinder waren neugierig nach dem runden Platz gelaufen, um der Ausschiffung beizuwohnen, während die Erwachsenen in dichtem Haufen bei der Kirche standen, voran der Domine mit Folkert und den Greisen, dahinter die Frauen und Mädchen. Von dem Thurme herab wehte die blau-roth-schwarze Flagge Ostfrieslands. Als die Seeleute angekommen waren, entstand ein Gewirre von Begrüßungen, doch ohne lauten Jubel wie ohne viele äußerliche Zärtlichkeitsbezeugungen, und die Gruppe gewann erst an Lebhaftigkeit, als die Zurückkehrenden mit den von Amsterdam mitgebrachten Geschenken ihre Frauen, Schwestern und Liebchen erfreuten. Keine Bewohnerin Borkums ging leer aus — mit einziger Ausnahme Aleidas. Als sie vereinsamt dastand, innerlich verletzt doch äußerlich ihre Gemüthsstimmung durch festzusammengepreßte Lippen und trotzige Mienen verbergend, da sagte Upke Haan, sie halb schadenfroh halb mitleidig anschauend zu ihr: „Wenn Du Dich auch nicht in Freundlichkeit von Tjeert Snier's getrennt hast, so hätte er Dir doch wohl etwas mitgebracht, aber er ist gar nicht mitgekommen. Er wollte uns garstig betrügen, der niederträchtige Hallunke, aber es kam noch vor der Abreise von Holland heraus, und er darf sich nicht wieder auf der Insel blicken lassen."

Aleida schaute schweigend vor sich nieder.

Der Geistliche forderte nun die Versammelten auf, mit ihm in das Gotteshaus zu treten und gemeinsam Gott für die glückliche Rückkehr zu danken, aber der Vorsteher Geerd Teerling hielt ihn zurück und sprach: „Erlaubt noch ein Wort vorher. Wir haben in Holland gehört, von einer wie großen Gefahr unsre Insel während unsrer Abwesenheit bedrängt gewesen ist, und alles ist voll von Lob für unsre Frauensleute, die sich so muthig gegen den schwarzen Relf benommen haben. Aber wir haben auch gehört, was dabei durch Folkert Wybrand geschehen ist, und wie ohne ihn doch keine Rettung und Hilfe gewesen wäre. Weil durch sein mannhaftes Thun die See von der gottlosesten und gefährlichsten Räuberschar befreit ist, so haben sich verschiedene Amsterdamer Kaufleute vereinigt und senden Dir, Folkert Wybrand, durch und durch schwere goldne Kette als Anerkennung für Deine tapfere That. Wir Borkumer Männer sagen Dir blos einen herzlichen Dank, aber wir werden nie vergessen, wie viel wir Dir schuldig sind."

Folkert nahm die Kette und sprach nach einigem Besinnen: „Ich freue mich von Herzen Eures Danks, diese Kette aber gebe ich, wenn sie dieselbe von mir nehmen will, derjenigen Jungfrau, die sich nebst Eurer eignen Frau, Geerd Teerling, am muthigsten gezeigt und am meisten Verdienst bei Abwehr der Seeräuber erworben hat."

Darauf ging er auf Aleida zu und hing nach einem innigen fragenden Blick, der nur mit tiefem Erröthen beantwortet wurde, die Kette um ihren Hals.

„Ich hab' es nicht um Dich verdient!" stammelte sie leise und verschämt.

„Wenn Du mir nur wieder gut bist, Aleida," flüsterte er, „sprich, bist Du mir wieder gut?"

„Ja!"

„Und darf ich wieder in Dein Haus kommen?"

„Gewiß."

Da trat Upke Haan mit schelmischem Lächeln heran und sagte, eine ernste Stimme annehmend: „Wir möchten Dich nun noch einmal fragen, Folkert Wybrand, ob Du mit Aleida Visser verlobt bist?"

Folkert hielt seine Hand hin, Aleida erhob ihre Augen und senkte sie wieder, nachdem sie einen einzigen Blick in sein liebewarmes Angesicht gewerfen, ergriff aber dann mit raschem Entschluß und muthigem Vertrauen die dargebotene Hand.

Da rief der glückliche Folkert froh und laut: „Ja, ich bin mit Aleida Visser verlobt!"

Ein allgemeiner Jubel folgte dieser Erklärung.

Digitized by Google

Blüchers Sturz bei Ligny.

Originalzeichnung von Georg Bleibtreu.

Digitized by Google

Zur Erinnerung an das Jahr 1815.

Von Wilhelm Baur.

(Mit Abbildung.)

I.

Es war keine Völkerschlacht, welche zum zweiten Mal Napoleon vom Throne stieß. Nicht so ungeheure Heeresmassen wie auf den herbstlichen Gefilden Leipzigs drängten sich in den sommerlich wogenden Getreidefeldern des belgischen Landes zusammen. Diesmal bedurfte es keines: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ um gegen den Feind zu rüsten, das Heer war noch nicht ganz zurückgekehrt und die Kaiser und Könige waren entrüstet genug, um alsbald den Befehl zum neuen Marsch gegen den Störer des Friedens zu geben. Nicht mehr ins deutsche Land durfte er herein, an den Grenzen schon schlug ihn die deutsche Hand darnieder. Kaum hatte der Krieg begonnen, so war er siegreich beendet. Aber vergessen darf nicht werden, daß auch dieser Krieg, wie leidenschaftlich die Könige ihn rüsteten, doch zugleich des Volkes ganze Zustimmung, den ganzen Nachdruck der noch nicht wieder gekämpften vaterländischen Begeisterung hatte, vergessen darf nicht werden, daß deutsches Blut es vor allem war, welches den Sieg entschied. Und wenn in den Junitagen 1865 nicht große Volksfeste gefeiert werden, so sollten die deutschen Hausväter um so treuer in ihren Familien das Gedächtniß des Sieges von 1815 erneuern. Einer solchen häuslichen Feier soll Bild und Wort, das wir bieten, dienen.

Max von Schenkendorf hatte 1814 im „Frühlingsgruß an das Vaterland“ über dem Jubeln die ernste Mahnung nicht vergessen:

> Aber einmal müßt Ihr ringen,
> Noch in ernster Geisterschlacht,
> Und den letzten Feind bezwingen,
> Der im Innern drohend wacht.
> Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
> Geiz und Neid und böse Lust,
> Dann nach langen, schweren Kämpfen
> Kommt Du ruhen, deutsche Brust.

Niemals vielleicht ist ein treugemeintes Wort schlechter befolgt worden als Schenkendorfs Mahnung von den Herrschern und Staatsmännern, die sich im Herbst 1814 auf dem Wiener Congreß versammelten. „Haß, Argwohn, Geiz, Neid und böse Lust,“ das waren die Mächte, die dort gegen einander arbeiteten. Auf die blutigen Schlachten folgten glänzende Feste, man entfaltete eine unerhörte Pracht und Ueppigkeit des Lebens, man ritt und fuhr und aß und trank und tanzte und spielte, man zettelte Liebes- und andre Händel an, und im Wechsel zwischen der heitersten Glut sinnlicher Leidenschaften und der größten sittlichen Erschlaffung wob man an dem neuen Kleide Europas und Deutschlands. Jeder wollte gewinnen, niemand verlieren; die, welche die letzten auf dem Schlachtfelde gewesen, drängten sich bei der Vertheilung der Beute in die vorderste Reihe, und die, welche den Krieg mit dem schönsten Aufschwung reiner Begeisterung geführt hatten, fühlten sich am schwächsten in den Künsten der Diplomatie. „Es ist jetzt die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen,“ schrieb der Freiherr von Stein damals an seine Frau. „Alles das kommt wieder hervor und nimmt seine alte Stelle wieder ein, und diejenigen, welche alles aufs Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt. Die ehrlichen Leute sind genug belohnt durch das Gefühl, ihre Pflicht erfüllt zu haben, und durch den innern Frieden, den sie genießen, der jenen elenden Haufen nicht zu Theil wird.“ Der Haß und Argwohn, der Neid und Geiz, vor welchen der Dichter gewarnt hatte, führte am 3. Januar 1815 so weit, daß Oesterreich und England im Bunde mit dem eben durch Preußen und Rußland befreiten Frankreich gegen Preußen und Rußland ein heimliches Bündniß schlossen. Schon begann man zu rüsten und Mittelstaaten wie Baiern und Darmstadt, die um die elfte Stunde dem Bunde gegen Napoleon beigetreten waren, überschauten bereits die kriegerischen Kräfte, die sie gegen Rußland und namentlich gegen Preußen zur Verfügung stellen könnten. Da kam Napoleon wieder, und die von der Liebe sich nicht wollten zusammenhalten lassen, die trieb der Zorn gegen den gemeinsamen Feind noch einmal zusammen.

Es war in der Nacht vom 6. auf den 7. März 1815; im Cabinette des Fürsten Metternich hatte eine Conferenz der Bevollmächtigten der großen Mächte stattgefunden und bis 3 Uhr Morgens gewährt. Der Fürst hatte seinem Kammerdiener befohlen, wenn Kouriere spät Nachts ankämen, ihn nicht im Schlafe zu stören. Dennoch brachte der Diener an diesem Morgen um 6 Uhr eine mittelst Estafette angekommene, „dringend“ bezeichnete Depesche. Der Fürst las auf dem Couvert „vom K. K. Generalkonsulate in Genua,“ hielt die Sache nicht für besonders wichtig, legte, sehr müde, die Depesche auf den Nachttisch und suchte den Schlaf. Aber einmal gestört konnte er nicht wieder einschlafen, gegen 7½ Uhr entschloß er sich die Depesche zu erbrechen, sie enthielt die Anzeige: der englische Kommissar sei im Hafen von Genua erschienen, um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon in Genua nicht habe erblicken lassen, denn von Elba sei er verschwunden. Der Fürst war rasch angekleidet und vor acht Uhr schon bei dem Kaiser Franz, dieser las die Depesche und sprach: „Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen, das ist seine Sache; die unsere ist, die Ruhe, welche er Jahre lang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden.“ Eine halbe Stunde später hatte Metternich zustimmende Erklärungen von Alexander und Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr traf er mit Fürst Schwarzenberg zusammen, um 10 Uhr mit den Ministern der Großmächte und schon siegen die Adjutanten nach allen Seiten, um den aus Frankreich zurückkehrenden Heeresabtheilungen Halt zu gebieten. In weniger als einer Stunde war der Krieg beschlossen. So erzählt Fürst Metternich die Sache in einem Briefe an Barnhagen von Ense, aber die Kriegserklärung ließ länger auf sich warten. „Wissen Sie, wohin Napoleon geht?“ fragte Talleyrand an jenem Morgen den Fürsten Metternich. „Der Bericht sagt nichts davon,“ antwortete der Fürst. „Er wird auf einer Küste Italiens landen und sich in die Schweiz werfen,“ meinte Talleyrand, aber Metternich behauptete: „Er wird grad' auf Paris losgehn!“ Und er hatte Recht. Aber man brauchte in Wien doch noch einige Tage, um aus dem Freudenrausche sich für ernste Ereignisse zu sammeln. Man beruhigte sich, indem man in Napoleon nur einen Abenteurer zu sehen sich Mühe gab. Die vornehme Welt war am 11. März beim Fürsten Metternich auf dem Ball. Die Gespräche über die muthmaßlichen Bewegungen und Ziele Napoleons konnten Tanz und Spiel nicht stören. Da fiel wie ein Blitz die Nachricht in die Gesellschaft: Napoleon ist ohne Widerstand in die Festung Grenoble eingezogen und die Besatzung, eine ganze Division, ist mit Enthusiasmus zu ihm übergegangen. Nun ward die Sache Ernst. Am folgenden Tag ward eine Erklärung der acht Hauptmächte berathen, die unter dem Datum des 13. März in die Welt ausging. Es heißt darin: Napoleon Buonoparte habe sich durch seine Entweichung aus Elba von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten Preis gegeben. Die Acht war über ihn ausgesprochen und sie sollte mit vereinter Macht der Herrscher Europas vollzogen werden.

Das deutsche Volk fühlte sich wohl in der Aussicht, gründlicher mit Frankreich abrechnen zu können. Die Frommen sahen in der Wiedererscheinung Napoleons eine Heimsuchung Gottes, die eine gnädige werden konnte, wenn Deutschland sich in reinem Sinne zum Kampf aufrostete. Max von Schenkendorf sang:

> Ach, alles mag vergessen,
> Vergeben alles sein,
> Nach rechtem Maß gemessen —
> Wer hieße fromm und rein?
> Und eben weil kein Reiner
> In unsern Reihen steht,
> So sei sortan auch keiner
> Gesäßtert und geschmäht.
>
> Herr Gott, der allen Sündern
> In Gnaden gern vergibt
> Und an gefallnen Kindern
> In Strafen Wohlthat übt —
> Wir alle sinken nieder
> Und beten dankend an,
> Sind eines Reiches Glieder
> Und kämpfen Mann für Mann.

Der alte Feldmarschall Blücher hatte während des Wiener Congresses, dem er nicht beiwohnte, in Berlin ohne Unterlaß mit

Digitized by Google

größtem Eifer auf die Federfuchser geschelten. Der Friede mit Frankreich schien ihm von Anfang an sanft und die Weise, wie Frankreich durch Talleyrand in Wien sich geltend machen durfte, bestätigte ihm nur diese Fäulnis. „Wir halten nur Rasttag," pflegte er zu sagen, und als die Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich erscholl, rief er: „Wir müssen wieder von vorn anfangen, und daran sind die Engländer schuld!" Denn diesen warf er vor, daß sie Napoleon aus Elba hatten entkommen lassen. Er legte seinen schlichten Bürgerrock ab und zeigte sich in Feldmarschallsuniform unter den Linden. Das Volk verstand das Zeichen und jauchzte ihm zu. Bald kam die königliche Ernennung zum Oberfelherrn der an Niederrhein aufzustellenden preußischen Heeresmacht. Gneisenau, als Chef des Generalstabes, eilte voraus. Von Wien aus begab sich Wellington nach den Niederlanden, um ein aus englischen, meist aber deutschen Truppen bestehendes Heer zu befehligen. Blücher und Wellington hatten die Arbeit zu thun, denn bis, nach dem in Wien gemachten Plane, das russische Heer am Mittelrhein das österreichische am Oberrhein sich in gleicher Linie mit den Heeren in den Niederlanden befinden konnten, hatte Napoleon, von ungeahnten Erfolgen in Frankreich vorangetrieben, den Krieg begonnen und den Sieg verloren.

Blücher und Wellington, Ligny und Waterloo, das sind die großen Namen, welche sich aus dem kurzen Feldzug des Jahres 1815 herausheben. Bei oberflächlicher Betrachtung kann es scheinen, als ob die Verbindung: Blücher und Ligny einfach die Verknüpfung des Heldennamens mit einer verlornen Schlacht bedeute, als ob die Zusammenstellung: Wellington und Waterloo den Sieg von 1815 allein an den Namen des englischen Feldherrn binde, aber man muß sagen: hätte Wellington am 16. Juni bei Ligny die versprochene Bundesgenossenschaft, auf deren Grund die Schlacht unternommen worden war, eingehalten, sie wäre siegreich ausgefallen. Und hätte am 18. Juni bei Waterloo Blücher nicht die Bruderhilfe geleistet, Wellington hätte den Sieg nicht davongetragen. Die beiden Feldherren hatten von Anfang an erkannt, daß sie die Sache auszufechten haben würden und waren in gemeinsame Berathung getreten. Unmittelbar vor der Schlacht bei Ligny waren sie zusammengekommen. Da standen sich die beiden Helden gegenüber, in allen andern Zügen ihres Wesens und ihres Geschickes verschieden, eins nur in dem Entschluß: Napoleon zu vernichten; der Engländer, früh vom Glück begünstigt und zur höchsten Stelle im Heer emporgetragen, der Deutsche, erst in greisen Jahren zur Heerführung berufen; Wellington in der Kraft der Jahre, eines Alters mit Napoleon, ein Sechsundvierziger, aber kühl berechnend, Blücher, bald dreiundsiebenzig, aber frisch „wie greisender Wein," ein Jüngling an stürmischem Muth; der englische Lord nicht blos ein Meister auf dem Schlachtfeld, auch ein Politiker, der nach geschlagener Schlacht unter die Reihen der Diplomaten eilte; der Pommersche Edelmann ein Todfeind der Diplomaten, der nur mit dem Schwerte orthographisch schrieb. Blücher erschien in einfachem Soldatenrock, Wellington fast aufdringlich, wie einer, der aus Liebhaberei den Krieg mitmachte. Der persönliche Verkehr war dadurch erschwert, daß Wellington nicht deutsch, Blücher nicht englisch sprach. Aber die andern Generale dolmetschten und die Verständigung gedieh soweit, daß Wellington Blücher bestimmt Hilfe zusagte. Es mag sein, daß er die Zusage nicht halten konnte, weil er auf schnellere Sammlung seines Heers gerechnet hatte und selbst angegriffen ward, gemacht hat er sie. Blücher nahm die Schlacht, die ihm Napoleon bot, an. Den ganzen Nachmittag bis in die späte Stunde des Sommerabends hat er mit seinen Preußen um den Sieg gerungen. Es war ein mörderischer Kampf, namentlich um die Dörfer bei Ligny, die oftmals aufgegeben, immer wieder genommen wurden, ein Kampf Mann gegen Mann, Bajonnet gegen Bajonnet. Um 8½ Uhr Abends schien endlich Ruhe zu werden. Da gibt's plötzlich wieder Bewegung. Napoleon hatte eine Reserve behalten, die er nun in den Kampf warf, um die Entscheidung zu erzwingen. Blücher saß auf, persönlich führte er seine Reitergeschwader ins Treffen, aber es gelang ihm nicht mehr, den Feind zurückzuwerfen. Wiederholt wandte er die Fliehenden gegen den Feind zurück, mit gezogenem Säbel voran. Er konnte auf die Länge nicht widerstehen und ward in den Rückzug mit fortgerissen. Er hatte nur einen seiner Adjutanten bei sich, den Major Grafen Nostiz. Beider Pferde wurden verwundet. Das Pferd Blüchers, ein prächtiger Schimmel-Araber, den ihm der Prinz-Regent von England geschenkt, war tödtlich getroffen, der Schmerz trieb das Thier zu wüthenden Sprüngen. „Nostiz," rief Blücher, „nun bin ich verloren!" Da brach das Pferd zusammen und kam auf seinen Reiter zu liegen. Trefflich hat uns der Maler die schreckliche Scene vergegenwärtigt. Hilflos liegt der Feldherr unter dem todten Pferde auf einem zertreteten Kornfelde. Und schon sind die preußischen Reiter alle dahin und die französischen Kürassiere jagen heran. Graf Nostiz ist abgestiegen, hält mit der Linken die Zügel seines Pferdes, mit der Rechten die Pistole, den Feldherrn zu schützen. Die feindlichen Scharen sprengen vorbei, ohne zu ahnen, wer unter dem Pferde liege. Sie sprengen, von den Preußen zurückgeworfen und verfolgt zum zweiten Mal vorbei. Nostiz ruft einen preußischen Unteroffizier mit Namen Schneider hinzu. Sie ziehen den Feldherrn unter dem Pferde hervor und heben ihn auf das Mauenpferd des Unteroffiziers. Es war die höchste Zeit, denn zum dritten Mal nahen die Franzosen.

Der greise Held war aus seiner Betäubung erwacht und klagte nur über sehr starke Schmerzen in der rechten Seite. Nostiz brachte ihn aus dem Getümmel des Rückzugs. „Wir haben viel Glück gehabt!" sagte er mit einem warmen Händedrücken, zu seinem Adjutanten. Sie erreichten das Dorf Tilly, weiter konnte der Feldmarschall nicht. Dort bereiteten ihm die Seinen, so gut es ging, die Nachtruhe.

Die Preußen hatten sich nach einem gewaltigen Kampfe zurückziehen müssen. Aber wie auf der einen Seite der Verlust der Schlacht dadurch gemildert erscheint, daß die Franzosen nicht energisch verfolgten, so ist's auf der andern Seite von entscheidender Bedeutung gewesen, wohin der Rückzug ging. Die commandirenden Officiere begehrten Befehle, aber der Feldmarschall war nicht zu finden. Gneisenau mußte für ihn eintreten und er sprach in der erwartungsvollen, ernsten Versammlung das große Wort: der Rückzug soll über Tilly nach Wavre angeführt werden. Dies Wort war nach der verlornen wie eine gewonnene Schlacht, denn es zeugte von genialem Feldherrnblick und von ungebrochenem Muthe. Napoleon war der festen Meinung, die Preußen würden in der Richtung von Namür ziehen, aber sie zogen nach Wavre. Namür bedeutete Herstellung der Verbindung mit dem Rhein, aber Loßsagung von Wellington. Wavre bedeutete Aufgeben der Hilfsquellen des eigenen Landes, aber neue Verbindung mit Wellington, es bedeutete Muth, Treue, festes Erfassen der gestellten Aufgabe. Als Gneisenau in der Nacht den geliebten Oberfeldherrn wieder fand, saß dieser noch wach unter lauter Schlafenden und rief: „Wir haben Schläge gekriegt, wir müssen es wieder ausbessern!" Und der Tagesbefehl vom 17. Juni schloß nach manchen Rüge: „Ich werde Euch wieder vorwärts gegen den Feind führen, wir werden ihn schlagen, denn wir müssen!" Und schon um neun Uhr hatte Wellington, der dem deutschen Waffenbruder seine Hilfe hatte bringen können und der nicht an die Möglichkeit dachte, daß Blücher in den nächsten Tagen wieder schlagfertig sein könne, die Botschaft: er sei, sobald an die Truppen Patronen und Lebensmittel angetheilt sein würde, wieder zum Losschlagen bereit. Wie heldenmäßig er Wort gehalten, hat Waterloo gezeigt.

Spanisches Schmuggelleben.

Erinnerungen eines Deutschen aus dem spanischen Grenzdienste.

I.

Heftiges Klopfen ertönt an der Hausthüre der Venta del Rey Moro, einer elenden Herberge auf der Landstraße die von Guipuzcoa nach Asturien führt. Endlich zeigt sich ein Licht, die Stimme eines halbschlafenden Mädchens fragt, wer Einlaß begehre.

„Gentes de paz," (friedliche Leute) ertönt die Antwort . . .

Das Mädchen öffnet — und läßt vor Schrecken fast das Licht fallen! Sechs bis acht Männer stehen vor ihr und drängen sich in die offne Thür . . .

„Seid Ihr verrückt," sagt einer von den Eindringenden, „uns so

Digitized by Google

lange warten zu lassen — der Mond scheint, als wenn er voll wäre — man kann uns auf eine halbe Meile sehen und Ihr laßt uns hier eine halbe Stunde vor der Thüre stehen! — Wo ist Pepe? wo ist Dein Vater?"

„Er schläft," . . . antwortet das Mädchen.

„Möge der Hund nie erwachen!" flucht der, welcher das Wort führt, „setz das Licht hier auf den Tisch und hol ihn herunter, sonst geh' ich hinauf und wecke ihn mit dem Kolben meines Trabuco — schnell — wir haben höchstens eine halbe Stunde Zeit."

Das Mädchen entfernt sich und die Männer setzen sich um den Tisch.

Sehr begreiflich ist es, daß das Mädchen beim ersten Anblick dieser Gesichter sich erschreckt hat, denn selten kann man etwas Schaudererregenderes wohl sehen! Grausenhaft häßliche, durch Wind und Wetter gebräunte Gesichter, kleine, stämmige Körper, fast in Lumpen gehüllt, nackte Beine, nur die Füße durch Sandalen geschützt, einen Calanes ohne Form auf dem Kopf, struppige Haare, die über das Gesicht fallen — und vor allem ein Arsenal von allerhand Waffen, die sie fast erdrücken. Eine Carabine über die Schultern gewoffen — einen Trabuco mit trompetenartigem Lauf unter dem Mantel — Pistolen im Gürtel — und endlich die nie fehlende navaja (Dolchmesser) von ungewöhnlicher Länge!

Schweigend sitzen sie um den Tisch — einer von ihnen hat das Fenster halb geöffnet — späht und horcht . . .

Endlich hört man schwere Tritte auf der Treppe — die Thüre öffnet sich von neuem und hereintritt Pepe, der Posadero, der Wirth der Venta del Rey Moro.

„Valgame Dios, (Gott helf mir!) Caballeros," sagt er, „ich will verdammt sein, wenn ich Euch heute erwartete."

„Das wirst Du ohne dies sein," antwortet der, welcher der Führer jener Unbekannten zu sein scheint, „wir glaubten es gestern auch nicht, daß wir in dieser Mondnacht hinausmüßten, aber der Alte hat befohlen."

„Wie macht Ihr's diese Nacht?" fragte Pepe, „habt Ihr viel geladen?"

„Zwölf Maulesel mit Tabak und Cacao und drei Wagen mit französischen Waaren."

„Pah," ruft Pepe mit verächtlichem Tone, „das ist der Mühe nicht werth, sich vom Monde besehenen zu lassen und den Douaniers von Llanes ein sichres Ziel für ihre Kugeln zu geben . . ."

„Der Alte will es," antwortet der erste; „er hat uns versprochen, daß die blauen Hunde (Grenzsoldaten) uns diese Nacht in Frieden lassen werden — und Du weißt, der Alte hat immer Recht."

„Na, na," erwidert Pepe; „der dicke Pedro aus Columbres hat mir erzählt, daß ein neuer Lieutenant in Llanes ist — ein Fremder, weder Spanier, noch Catalonier — wartet mal, von wo hat er doch gesagt, daß er wäre?"

„Gewiß ein gavacho (Spottname für die Franzosen)," sagte einer.

„Nein, nein . . . auch kein Italiener . . . halt . . . ein Aleman hat er gesagt . . . wißt Ihr, wo das liegt? . . ."

„Da hinter Barcelona," sagte einer mit weiser Miene.

„Und, hat der dicke Pedro hinzugesetzt, wenn der Alte den haben will, den bekommt er weder durch Geld noch Versprechungen — eine Unze Blei in den Kopf oder zwei Zoll Eisen in den Leib, das ist der Preis, um den man den neuen Lieutenant kaufen kann!"

„Es wird wohl so schlimm nicht sein," erwidert der andre, „heute z. B. sind unsre Spione in Llanes gewesen und haben das Gerücht verbreitet, daß eine Ballancelle mit Tabak in Riva de Sella landen wird — da werden die blauen Hunde die ganze Nacht hinter dem Felsen liegen und auspassen . . . während unsre Waare hier ruhig vorübergeht. Hahaha . . . wir wollen dem fremden Kerl schon spanische Kniffe zeigen, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll!"

Doch plötzlich hielt der Sprecher inne . . .

„Zum Teufel . . . was ist das?" schrie er . . . „hört Ihr das Geräusch nicht? . . ." Alle schwiegen! „Tontos," (Dummköpfe) rief Pepe nach einer Pause lachend, „das ist ein Mensch, der schnarcht! Ein armer französischer desterrado (Verbannter) hat mich heute Nacht um ein Nachtquartier im Namen der heiligen Jungfrau gebeten — er hatte nur eine peseta (1 Fr.) und ich konnte es ihm nicht verwehren, da wir heute oder morgen auch vielleicht über die Pyrenäen müssen und auch desterrados sein können!"

„Und wenn es ein Spion wäre?" sagte einer . . .

„Ein Spion! kenn' ich sie nicht alle?" sagte Pepe, „bin ich nicht selber ein Spion der Regierung, haha — übermorgen, zum ersten des Monats gehe ich nach Llanes und lasse mir meine monatlichen 5 duros geben und sehe mir bei der Gelegenheit den neuen Lieutenant an. Nein, muchachos (Jungens), das ist, weiß Gott, kein Spion, er versteht kein Wort Spanisch, kennt keinen Weg, — und will nur nach Oviedo, wo er einen Vetter hat . . ."

„Ich muß ihn sehen," sagte der Führer der Bande.

„Gerne," sagte Pepe, indem er das Licht vom Tisch nahm, „kommt alle, aber leise, damit er nicht erwache, und wenn einer von Euch einen Spion in ihm erkennt, bezahl' ich Euch morgen drei Maß Wein. Leise . . . kommt mit mir."

Er öffnete behutsam die Thüre des Nebenzimmers und führte die Schmuggler, indem er mit der Hand das Licht bedeckte, bis zu einem aus alten Decken und Schaffellen bereiteten Lager, auf dem ein junger Mensch schlief. Einer nach dem andern sah sich seine Gesichtszüge an, aber, wie Pepe es behauptet hatte, keiner kannte ihn. Der Schläfer konnte von Glück sagen, daß er nicht den geringsten Verdacht bei diesen Halbmenschen erregte; denn ihre navajos hätten ihm sicherlich und auf immer die Lust zum Spioniren benommen.

„Armer Teufel," sagte Pepe, indem er mit seinen Gästen wieder in das große Zimmer zurückkehrte, „er war so müde und so verhungert, als er heute hier ankam, daß, wenn ich ihn nicht hätte aufnehmen wollen, ich glaube, er hätte die Nacht nicht überlebt! Da muchachos, trinkt einen Schluck aus's Wohl des Alten!"

Die Schmuggler leerten die Flasche, welche ihnen Pepe hervorgeholt hatte und rüsteten sich, die Venta zu verlassen.

„Wo postirt Ihr Euch?" fragte der Posadero.

„An der Cueva de Sta. Innes," antwortete der Führer, „bis sie hier mit den Waaren vorbei sind und dann unter der Brücke der Rambla. Also Du weißt, wie Du Dich zu verhalten hast; in einer Viertelstunde steigt Du aufs Dach und beobachtest die ganze Gegend, wenn Du nur irgend etwas Verdächtiges siehst, so zündest Du ein Licht in Deiner Stube oben an. Verstanden? — Nun, gute Nacht! — Da, nimm das Paket Cigarren für Dich — sich' Dir den neuen Lieutenant in Llanes gut an; denn wenn er so ist, wie Du sagst, wirst Du ihn nicht lange mehr sehen. Gute Nacht! Tio Pepe (Onkel Pepe), paß gut auf, der Alte, Du weißt es, bezahlt gut, aber verzeiht nie — adelante muchachos (vorwärts Jungens!) — wir haben eine gute halbe Stunde Weg bis zur Cueva."

Die Schmuggler unter Anführung des Sprechers verlassen behutsam die Venta del Rey Moro und der würdige Wirth zieht sich ins Innere zurück; er zündet eine Cigarre aus dem Pakete, welches ihm der Schmuggler gegeben hat, an, setzt sich ans offne Fenster und späht in die Nacht hinaus. Die Fußtritte der Bande, welche vor einigen Minuten sein Haus verlassen hat, sind verschallt, die Nacht ist hell, kein Lüftchen saust, kein Blatt der wilden Hollundersträuche, welche sich längs der Landstraße hinstrecken, bewegt sich — Pepe raucht mit dem größten Wohlbehagen die Cigarre und freut sich wie die Asche so weiß ist und so lang wird; von Zeit zu Zeit beugt er den Kopf zum Fenster hinaus und lauscht . . . dann trinkt er einige Schluck Wein . . . doch plötzlich stellt er das Glas bei Seite, legt die Cigarre weg, steckt den Kopf so weit er kann zum Fenster hinaus . . . und horcht . . . horcht . . .

„Caramba" . . . murmelt er, . . . „wer kömmt da . . . auf der Straße vom Meere . . . regelmäßige Fußtritte . . . heilige Jungfrau, ist das nicht ein Säbel, der an einen Gewehrlauf anschlägt? . . . die blauen Hunde . . . valgame Dios . . . rasch hinauf — rasch Licht in meiner Stube!" . . .

Und er zieht den Kopf zurück und will das Fenster eiligst schließen . . . da fühlt er plötzlich, daß seine Cravatte ihm zu eng wird, er will sich umdrehen . . . er fühlt etwas Kaltes an seiner Schläfe . . . er schielt hin, es ist der Lauf einer Pistole; immer enger wird seine Cravatte — er fühlt, daß man sie von hinten zusammendreht . . . er will schreien — aber kaum hat er den Mund aufgethan, als er eine wildfremde Stimme hört:

„Einen Laut, und Du bist todt."

Er ist mit Gewalt vom Fenster entfernt und an den Tisch geführt; hier brennt das Licht, er schlägt die Augen auf . . .

Digitized by Google

„Valgame Dios," rief er wie vom Schlage gerührt, „mein Gast, der verbannte Franzose."

„Du irrst Dich, Freund," erwidert dieser mit ruhiger Stimme und im fließenden Spanisch . . . „ich bin der neue Lieutenant, der in Llanos kommandirt . . ."

Er hatte den Posadero losgelassen, es wäre auch unnütz gewesen, ihn länger festzuhalten, denn der Schreck war ihm dermaßen in alle Glieder gefahren, daß er fast leblos auf einen Stuhl gesunken war. Einige Minuten später zeigte sich ein bärtiges Gesicht am Fenster.

„Kommt nur herein, Ramirez!" rief der Lieutenant. Tio Pepe ladet Euch ein, einen Schluck Baldepennas mit ihm zu trinken."

Der Sergeant Juan Ramirez stieg durch das Fenster in das Zimmer. „Dolla, mein alter Freund," sagte er spöttisch; „so habt Ihr Euch doch endlich fangen lassen?"

„Wie viel Leute habt Ihr bei Euch, Ramirez?" fragte der Officier.

„Fünfzig, Ew. Gnaden," antwortet der Sergeant.

„Nun dann geht mit zehn nach der Brücke der Rambla, dort wird in drei Viertelstunden ungefähr der Vertrab der Herren Schmuggler ankommen, nehmt sie alle gefangen und bringt sie nach Llanos; vorher bindet mir aber den Pepe, und werft ihn in irgend eine Ecke."

Der Lieutenant verließ das Zimmer und ging zur Thür hinaus, wo die ihm von Juan Ramirez zugeführten Soldaten standen; er verbarg sie so gut wie möglich in dem Stall und unter dem Dache der venta und schärfte ihnen seine letzten und präcisesten Instruktionen ein; dann kehrte er wieder in die Wohnstube zurück und verabschiedete den Sergeanten.

„Wie werden Sie es mit dem Mädchen anfangen?" fragte dieser im Herausgehen . . .

Der Lieutenant lächelte:

„Ich habe ganz hageleine Collonatenpiaster in meiner Börse," sagte er . . .

„Der hat den Teufel im Leibe," murmelte Ramirez im Herausgehen . . . „sein eignes Geld gibt er, um Schmuggler zu fangen . . . während er doch nur ein Auge zuzudrücken brauchte, um reich wie ein Marquis zu werden . . . hm! Wenn er es so fortreibt, können sich die Schmuggler in Acht nehmen, hm! Ich fürchte, er wird nicht alt bei dem Handwerk werden, wenn er es so treibt! . . ."

(Schluß folgt.)

Erlebnisse eines deutschen Officiers im nordamerikanischen Kriege.

X.

Rekruten, Schlangen und Geister. Wieder ein verunglückter Scout. Der Oberstlieutenant und der Oberst verschwinden.

Unser Regiment war auf den Bestand von 200 Mann herabgekommen, Nachschub also dringend nöthig. Dieser traf denn auch endlich im Lager ein. Es waren jedoch völlig rohe Rekruten, die gegen 800 bis 1000 Dollar Handgeld Dienst für ein Jahr genommen hatten. Diese Leute wurden auf das Pferd gesetzt, mußten auf Vorposten ziehen, zu den Scouts mit ausrücken, kurz allen Dienst sogleich mitthun, von einem Ausexerciren war bei ihnen so wenig die Rede, wie bei der ersten Formation unseres Corps. Trotz dieser Verstärkung blieb der Dienst ein sehr beschwerlicher, hauptsächlich deshalb, weil wir so wechselnde Witterung und in Folge dessen viele Kranke hatten. Den Tag über war eine Hitze zum Ersticken, in der Nacht dagegen fühlte sich die Temperatur empfindlich ab, häufig wurden wir von sündflutartigen Gewitterregen fast ersäuft und um uns völlig obdachlos zu machen, entführte uns ein zwei volle Tage andauernder orkanartiger Sturmwind unsere sämmtlichen Zelte ohne Ausnahme auf Nimmerwiedersehen. Eine ebenfalls nicht angenehme Zugabe waren die Schlangen, die sich im Spätsommer in Unmassen zeigten. Ich erinnere mich des Schreckens noch recht gut, den ich hatte, als ich eines Tages in mein Zelt trat und sah, wie sich die mir als Lager dienenden Blätter bewegten, sich höher und höher boben und endlich ein großer Schlangenkopf daraus hervorblickte. Ich schlenderte ein Stück Holz, welches mir zur Hand lag, auf das elsbafte Gewürm und entdeckte bei genauerer Nachforschung unter den Blättern ein tiefes Schlangennest. Die Schlangen waren Klapperschlangen, die sich aber merkwürdig scheu und furchtsam zeigten, aber die s. g. schwarzen Schlangen, die zwar dreister, jedoch nicht giftig sind. Von letzterer Gattung hingen Dutzende von den Bäumen herunter wie Stricke, und ich erstaune mich, einmal ein Exemplar von über 8' Länge mit dem Säbel erschlagen zu haben, als es sich unter den Füßen meines Pferdes hervorringelte und einen Baum hinaufschlüpfen wollte.

Auch die Alarmirung einer Feldwache durch eine Schlange ist mir vorgekommen. Ich hatte eben in der Nacht abblasen lassen, da fiel von einem Posten her ein Schuß; ich ging hin und fragte, was denn passirt wäre? Der Mann erzählte, er habe einen dunklen Gegenstand aus dem Walde heraus sehr schnell auf sich zukommen sehen, ihn drei Mal angerufen, aber keine Antwort erhalten und dann geschossen. Das schwarze Ding sei sich doch emporrichtend auf ihn zugefahren, da habe er mit dem Kolben des Karabiners darauf losgedroschen und nun bemerkt, daß es eine ungeheure schwarze Schlange gewesen sei. Sie lag reb zu seinen Füßen und maß über 10 Fuß in der Länge. Daß beute von Klapperschlangen gebissen wurden, geschah 2 oder 3 Mal, allein man hatte ein probates Mittel. Der Patient mußte sich bis zur Sinnlosigkeit in Whisky betrinken; war der Rausch ausgeschlafen, so war auch die Gefahr beseitigt.

Die Sommernächte in den Wäldern auf Vorposten waren überigens trotz Schlangen und Guerillas ganz wundervoll. Nicht einen Augenblick ist es still, man hört ein Gewirr von summenden, surrenden, quakenden, schnarrenden, gurgelnden Tönen und sieht tausende von Käfern und Insekten, die diesen Concert aufführen; der Wald ist über alle Beschreibung üppig und schön, der Mond strahlt in silbernem, hellem Lichte, die Sterne leuchten mit einer so wunderbaren Pracht, wie man es in Europa niemals sieht. Vögel gibt es wenige, Singvögel gar nicht, die Blumen sind schön, aber ohne Geruch. Auch an romantischem Spuk fehlt es nicht, es mag so manche biedere Rothhautseele in diesen Gefilden herumstreifen und den weißen Eindringling, der die Jagdgründe occupirt hat, verwünschen und rächen; sogar das in Deutschland Jedermann bekannte Gespenst der Nixen treibt in Virginien sein Spiel, wie ich selbst erfahren sollte. Ich revidirte eines Nachts im Mondschein die Posten und kehrte, da ich alles in Ordnung gefunden, zur Feldwache zurück. Plötzlich höre ich etwas hinter mir herlaufen, ich drehe mich um und erkenne den letzten der Posten, der mit allen Anzeichen des Schreckens auf mich zukommt. Es war ein schon älterer, sehr vernünftiger Mann, ein Deutscher, einer unserer besten Leute. Auf mein Befragen erzählte er mir zitternd und athemlos, aus dem dicht neben ihm befindlichen Weiher sei plötzlich eine weißgekleidete Gestalt, ein bleiches, glänzendes Frauenbild vor ihm aufgestiegen und vor ihr hingetreten. Er habe sie ganz erstaunt angeredet, aber keine Antwort erhalten. Da er die Hand nach ihr ausgestreckt, um sie zu ergreifen, sei die Erscheinung vor seinen Augen zerflossen. Der Mann war weder betrunken, noch hatte er geschlafen, und obgleich ich ihn zu beruhigen und zu überzeugen suchte, daß seine Phantasie ihm einen Streich gespielt habe, konnte ich ihn doch nur mit der größten Mühe bewegen, auf seinen Posten zurückzukehren. Er blieb die ganze Nacht über verstört, sah aus wie eine Leiche und konnte sich auch nach der Ablösung lange Zeit nicht erholen.

Es wurde inzwischen Herbst und das Wetter immer ungünstiger. Tagelanger Regen durchweichte den Boden, so daß jede taktische Bewegung unmöglich wurde. Die Zelte gewährten keinen Schutz mehr, oft blieben wir mehrere Tage gleichsam im Wasser, denn es floß aus den Kleidern in demselben Maße wie nach unten ab, als es von oben zufloß. Endlich hellte sich der Himmel wieder auf; da meldeten die Vorposten eines Abends, daß auf einer nahen Anhöhe ein Feuer sichtbar sei, um welches sich Gestalten bewegten. Das mußte eine Guerillabande sein, und sogleich rückten 100 Pferde unter Major S. zu einem Scout aus. In der Nähe des vermeinten Lagerplatzes angekommen, mußte der dritte Theil der Mannschaft absitzen, um an den Feind heranzuschleichen und ihn zu überraschen. Wir schlichen uns bis auf die Höhe, aber das Nest war ausgeflogen, und wir selbst fielen in eine Falle. Als wir nämlich etliche Meilen weiter geritten waren, gelangten wir an einen mit Gestrüpp bewachsenen Hohlweg; die Avantgarde ging im Galopp hindurch, nichts rührte sich. Der Major glaubte sich sicher und folgte mit dem Gros im Schritt, aber kaum waren wir in der Mitte, als von oben herab von beiden Seiten ein mörderisches Feuer auf uns eröffnet wurde. Es gab eine heillose Verwirrung, alles scheie verwirrte! aber niemand konnte vorwärts kommen, weil die zusammengeballte Masse den Weg stopfte. Endlich war Alles hell tuchelter, sahen wir doch keinen Feind, nur die rothen Blitze seiner Gewehre zuckten aus dem Gebüsch unaufhörlich auf uns hernieder und die Kugeln schlugen in unsere Reihen. Die Vertheidigung war rein unmöglich. Endlich stoße sich der wirre Knäuel nach vorwärts und rückwärts auf, und es gelang mir, mit dem Hofzweig herauszukommen. Zu 10 oder 12 hatten wir uns eben um einen Officier gesammelt, da jagte ein halbes Dutzend von unsern Reitern wie toll auf uns zu, sprengte unsern Trupp auseinander und riß alles mit fort in die Flucht. Ich blieb etwas zurück und versuchte, ob ich nicht einige Leute zum Stehen bewegen könnte, aber es ließ sich keiner mehr blicken, und ich mußte, da mein Pferd einen Fehltritt gethan hatte und anfing zu lahmen, auf die eigene Rettung bedacht nehmen. Langsam trottete ich ganz allein von dannen und kam am folgenden Tage glücklich zu einem Vorposten bei Alexandria und von da in das Lager bei Vienne, tief beschämt, daß ich einer Truppe angehörte, die bis jetzt nur schmähliche Niederlagen erlitten hatte.

Nicht lange währte es, so verließen uns unser Oberstlieutenant und unser Oberst rasch nacheinander. Der letztere war streng und barsch, aber ein Ehrenmann, der erstere dagegen ein nichtswürdiger Tyrann, welcher Officiere und Soldaten quälte, dabei fast immer betrunken, oft an Anfällen des Delirium tremens leidend und dann voll der wunderlichsten Launen. So ließ er eines Tages meinen Capitän T. unter und berrische ihm zu, sofort 5 Mann zu holen und mit ihnen wiederzukommen. Als der

Digitized by Google

Capitän mit seiner Begleitung erschien, erhielt er den sonderbaren Befehl, er solle sich zur D.Compagnie begeben, dort einen namentlich bezeichneten Mann festnehmen, ein 6' tiefes Loch graben und besagten Mann, der durchaus nichts verbrechen hatte, lebendig begraben lassen! Der Capitän war zwar ein roher und rücksichtsloser Mensch, aber durch diesen Auftrag doch so verblüfft, daß er kein Wort erwidern konnte. Er führte sich übrigens gut ja geberchen und ging lustig in sein Zelt. Nach einer Stunde meldete er dem Oberstlieutenant, der Befehl sei ausgeführt, dieser erwiederte: es sei gut! Obgleich der verrückte Oberstlieutenant sein vermeintliches Opfer am andern Tage gesund und munter umherwandeln sah, so erwähnte er doch die ganze Sache mit keiner Silbe, wahrscheinlich wußte er, nachdem er den Rausch ausgeschlafen hatte, nichts mehr davon. Bei aller Brutalität war er übrigens entschieden feige, zu einem Scent ist er nur ein einziges Mal mit ausgezogen, die Guerillas kamen ihm dabei ziemlich nahe und deshalb ging er nie wieder mit. Wenn er nicht betrunken war, so betrieb er sich die Zeit damit, Papierdrachen fliegen zu lassen, oder mit Buttelisen zu werfen. Es ist das ein beliebtes Spiel der Neger in Westindien. Ein Stock wird in die Erde geschlagen und mit einem Hufeisen nach demselben geworfen, dabei kommt es darauf an, so geschickt zu werfen, daß das Hufeisen den Stock umklammert und an ihm liegen bleibt.

Das Regiment blieb längere Zeit ohne Oberst, der Major N., ein gutmüthiger Mann, ohne jede militärische Eigenschaft, erhielt das Commando. Er war sehr corpulent und ein lustiger Camerad. Von der Stunde an, wo er das Scepter ergriff, begann das alte Bummeleben in seiner ganzen Herrlichkeit, der Vorpostendienst wurde so nothdürftig als möglich betrieben und jeder that und ließ so ziemlich, was er wollte.

XI.

Kreuz und quer. Nachzug ins Shenandoahthal. Mein Austritt aus dem Heer.

In der Welt hat jedes Ding ein Ende, so endigte denn auch das Lagerleben bei Bienne. Early war durch überlegene Kräfte immer weiter in das Shenandoahthal gedrängt und die Eisenbahn nach Strasburg wieder frei geworden. Das 22. Armeecorps, zu welchem unsere Brigade gehörte, wurde zur Deckung der Bahn commandirt und wir erhielten den wenig erfreulichen Befehl, die Linie beständig abzupatrouilliren. Den ganzen September und October wurden wir hierdurch in Anspruch genommen und hatten große Strapazen zu ertragen. Bei dem ewigen Hermarschiren kommen wir die Zeit nicht mehr mitrechnen und waren daher allen Unbilden des sehr schlechten Wetters schutzlos preisgegeben. Hierzu kam noch, daß das Land ringsum vollständig aussorragirt und nicht viel besser als eine Wüste war. Nur ab und zu führte uns ein günstiges Geschick in ergiebigere Gegenden und dann nahm jeder, was er bekommen konnte. Rindvieh, Schafe, Geflügel, alles mußte seine Heimat verlassen und kam nachgelagert. Da unsere Verpflegung äußerst unregelmäßig und mangelhaft war, so fielen wir über die Vorräthe, die wir gelegentlich erbeuteten, wie heißhungrige Wölfe her und vertilgten, was wir fanden, in unglaublich kurzer Zeit. Erreichten wir einen Ort, wo noch nicht alles aufgezehrt war, so störte die militärische Ordnung vollständig auf, die Compagnien schwärmten aus einander und machten Jagd auf eigene Faust, denn jeder mußte für sich selbst sorgen, wenn er nicht verhungern wollte. In den wunderlichsten Aufzügen kamen die Leute dann auf den Sammelplatz zurück; so gebende ich noch eines Amerikaners, der folgendermaßen erschien: hinter dem Sattel ein ganzes Schaf, vor sich ein kleines Schwein, auf der einen Seite drei Gänse, auf der andern 4 Hühner und einen Truthahn. Einen Tag schwelgten wir im Ueberfluß, dann zogen wir wieder 3 bis 4 Tage, alles entbehrend, ohne Rub noch Rast umher. Endlich wurden wir auch hiervon erlöst. Durch die Schlacht von Fischers Hill verloren die Conföderirten das Shenandoahthal vollständig und unsere Position war somit überflüssig. Zunächst aber sollten die Bewohner des eben genannten Thales für ihre Anhänglichkeit an den Süden gestraft wurden. Early und seine Scharen hatten in dem reichen Districte Unterhalt und Beistand gefunden, dafür sollte die Landschaft büßen. Unsere Brigade und die gesammte Cavallerie des Sheridanschen Corps bekam Befehl, das Strafgericht zu vollziehen, welches dahin formulirt wurde, daß alles Vieh, Getreide, Heu und dgl. weggenommen werden sollte, damit den Feinde nicht nochmals Vorschub geleistet wurde. Man kann sich denken, wie ein solcher Befehl ausgeführt wurde. Die häbschen Farmhäuser, die Ernte, alles wurde mit Feuer und Schwert verwüstet, die Bevölkerung unter dem Freudengeschrei der Mordbrenner gemüthsruhig und in die Wälder getrieben.

Nachdem alles niedergebrannt war, was unsere Hände, die auf den ehrlichen Soldatennamen keinen Anspruch mehr machen konnte, das Lager bei Bienne wieder bezogen hatte, that ich unverzüglich die nöthigen Schritte, um meine Entlassung zu erhalten. Drei Jahre lang mußte ich nach meinem Contracte dienen und von dieser Zeit war erst die Hälfte verflossen. Der Mangel an Rekruten nahm von Woche zu Woche zu, ich hatte daher wenig Hoffnung, daß man mich von der übernommenen Verpflichtung ohne weiteres entbinden würde. Zunächst verginnen wieder einige Monate im altgewohnten Lagerleben; für mich war diese Zeit besonders schwer, weil ich von heftigen Fieberanfällen heimgesucht wurde.

Im Anfange des Januar 1865 ließ mich der Capitän T. rufen und eröffnete mir zu meiner höchsten Freude, es sei eine Ordre des Kriegsministeriums erschienen, welche gegen Rückerstattung alles dessen, was ich an Handgeld rc. vom Staate erhalten hätte, meinen Austritt aus dem Heere gestattete. Diese mir so willkommene Ordre war durch den Gesandten meines Heimatlandes vermittelt worden: vermöge des hohen Ansehens, welches er in Amerika genießt, war es ihm gelungen, mir diesen wichtigen Dienst zu leisten.

XII.

In die Heimat.

Ich traute meinen Ohren kaum, als ich die frohe Kunde vernahm, die mir Capitän T. mit aller ihm zu Gebote stehenden liebenswürdigkeit mittheilte. Zum Glück besaß ich Geschmack genug, um das Geschehene nicht zu bedauern, ich reiste deshalb mit einem herrlichgiven Urlaub nach Washington, wo ich den Entlassungsschein zu holen hatte. In einem Hotel abgestiegen, war es mein erstes, mich nach dem Namen des Kriegscommissärs zu erkundigen, an den ich mich zu wenden hätte. Ich suchte ihn noch denselben Nachmittag auf, allein er wollte mit der Sache nichts zu thun haben, wies mich an einen andern, dieser an einen dritten, welcher die Annahme des Gesbes ebenfalls zurückwies. Darüber war es Abend geworden. Im Hotel fand ich einen Capitän, dem ich meinen Fall erzählte und um seinen Rath bat. Mit großer Freundlichkeit versicherte er mir, kein Commissär in ganz Washington würde mir mein Geld abnehmen, er aber wolle sich gegen eine Gratification von 50 Dollar dieser Mühe unterziehen. Ich erwiderte dankend, daß ich es in diesem Falle doch vorzöge, die 50 Dollar selbst zu verdienen und die Sache allein zu versuchen. Am andern Morgen trat ich meine Rundreise wieder an, ich ging zu dem ersten Commissär, bei dem ich schon gewesen war, zeigte die Abschrift des Befehls aus dem Kriegsministerium, aber vergebens, er schickte mich zu einem andern. Hier war ich nicht glücklicher, ich wurde wieder weiter gewiesen und machte so die Runde bei 6 oder 7 dieser Herren. Ermüdet und wüthend kam ich in meinen Gasthof, wo der Capitän meiner harrte und lächelnd fragte, was ich ausgerichtet? Fest überzeugt, daß es sich doch nur um eine Gelbschneiderei handle, offerirte er mir 25 Dollar, um mir den unangenehmen Gang zu ersparen. „50 Dollar!“ Am Nachmittage rannte ich wieder umher und besuchte noch ein halbes Dutzend Schmarotzer von Commissärden, aber auch ohne Erfolg. Muthlos fand ich mich gegen Abend wieder im Hotel ein. Mein Capitän saß nach amerikanischer Sitte am Tisch, d. h. er schaukelte sich auf einem Stuhle, die Beine auf einem andern liegend, kratzte mit Messer, kaute Tabak, spuckte mit bewundernswerther Geschicklichkeit durch die Stube in die am entfernetsten stehenden Spuckndpfe und sagte freundlich: „Nun, wie stehts?“ „So sei es, 50 Dollar, wenn ich die Quittung erhalte,“ entgegnete ich, an aller Selbstpflege verzweifelnd. „Nun so kommen Sie, ich habe lange gewartet,“ sagte mein ehrenwerther Capitän und schleppte mich sofort auf das Generalcommando, wo er sehr bekannt zu sein schien. Da es schon zu spät war, die Sache noch denselben Tag zu erledigen, so verschaffte er mir, und sogar gratis, eine Verlängerung meines Urlaubs, und vertröstete mich auf den andern Morgen. Nach einigen Umständen gelang es ihm, die 50 Dollar zu verdienen, man nahm mir mein Geld ab und händigte mir die Quittung ein. In Bienne mußte ich noch 2 Tage bleiben, dann erhielt ich meinen Abschied, und überglatt leichten Herzens das in meinem Besitz befindliche Eigenthum der Union.

Die Eisenbahn führte mich schnell nach Newyork, wo ich mich bei für meine Freudenmonaten nicht geringeren Freiwilligenkostümes entledigte. Nach 3 Tagen behieg ich einen Steamer des nordbeutschen Lloyd, welcher mich der neuen Welt und ihren Herrlichkeiten, die ich offenbar nicht zu würdigen verstand, entführte.

Nach wenigen Stunden lag der letzte Streifen des großen Amerika weit hinter mir, der Schaumbart der Wogen spritzte um den Bug des Schiffes und jeder Augenblick brachte mich meiner Heimat näher, wohin es mich zog mit doppelter Macht zog, in die Heimat.

Am Familientische.

Abraham Lincoln und sein Volk.

„Sie haben wirklich den Präsidenten Lincoln persönlich gekannt?“ sagte ich zu meiner englischen Freundin. „Wo haben Sie ihn denn gesehen? und welchen Eindruck machte er auf Sie?“ Bitte, erzählen Sie.“

„Es war im Jahre 1858 und „crush night“ im Hause unseres Ministers in Washington,“ hob Mrs. S. an; „die ganze Elite der Gesellschaft der Hauptstadt war versammelt. Die literarischen und politischen Berühmtheiten des Landes und glänzend decorirte Minister des Auslandes drängten auf den Wogen der Crinolinenschönheiten in das Empfangszimmer; Namen von Weltberühmtheit wurden mir ins Ohr geflüstert von meinem Cicerone, der kein geringerer war, als Seward selbst. Plötzlich wurde unsere Aufmerksamkeit durch eine eigenthümliche Erscheinung gefesselt, durch eine Persönlichkeit, die in so elegante Kreise gar nicht zu gehören schien. Es war ein Mann, über sechs Fuß groß, mager, dürre, wie auf Draht gezogen. Seine langen, dünnen Arme und Beine schienen an seiner Figur eher zu hängen, als zu ihr zu gehören. Sein Gesicht war ebenso lang, seine Gesichtsfarbe bronzirt, sein Haar mit Grau untermischt, seine Stirne nicht sehr hoch, seine Augen klein, seine Nase lang und ähnlich einem Vogelschnabel, dazu hatte er hohe Backenknochen und einen großen, sehr beweglichen Mund. Er bewegte sich ungeschickt und doch mit der Elasticität, die die rauhe Zucht des Westens hervorbringt; dazu sprach er mit starkem westlichen Accent — kurz, ich dachte, er befände sich auf Verkehren in so vornehmer Gesellschaft. Ich fragte meinen Führer nach seinem Namen. „Es ist Mr. Lincoln aus Illinois, a third-rate lawyer (Advokat dritten Ranges),“ war die Antwort; aber als ich dieselbe Frage an den Grafen Sartiges, den französischen Minister, richtete, erwiderte

Digitized by Google

„Maikäfer flieg!“

Ein Bild ohne Worte nach dem Gemälde von A. Küster.

Digitized by Google

er: „Ein Mann von großer Befähigung, noch nicht entwickelt durch die Verhältnisse, aber bestimmt, sich über sie zu erheben."

„Wie merkwürdig!" erwiederte ich; „zwei ganze Jahre blieb er damals noch in der Dunkelheit, sein Name drang nicht über seinen Heimatsstaat hinaus — es schien, als ob er sich über die Mittelmäßigkeit nicht erheben könne."

„Ja wohl; aber 1860 hieß „Honest Old Abe", wie er vertraulich von seinen Landsleuten genannt wird, mit einem Male empor; im Mai ertönte sein Name von 110 stimmigen Stimmen in Chicago als der Candidat für den Präsidentenstuhl. Die an ihn abgesandte Deputation fand ihn im Hausrocke mit aufgekrempelten Hemdärmeln „neugierig zu erfahren, ob Seward oder Banks gewählt sei; und als er das Papier erhielt, das ihm eine ziemlich gewisse Aussicht auf den höchsten Posten in seinem Vaterlande eröffnete, bemerkte er nur, indem er sich zu seiner bescheidenen Wohnung kehrte: „Da ist eine kleine Frau zu Hause, die wird sich freuen, das zu hören."

„Wie war seine Wohnung?"

„Ein unansehnliches, hölzernes Haus, ohne Garten oder irgendwelchen Schmuck. Dort saß er Abends auf der Thürschwelle in Hemdsärmeln und plauderte mit seinen Nachbarn. Leutseligkeit und Demuth waren die vornehmsten Charakterzüge dieses außerordentlichen Mannes."

„Es freut mich, das von einer Engländerin zu hören;" sagte ein anwesender Amerikaner; „ich kann es aus eigener, persönlicher Erfahrung bestätigen. Er gebörte nie zu den extremen Abolitionisten, obgleich er ein entschiedener Gegner der Sklaverei war. Ich hörte ihn selbst beim Antritte seines Amtes sagen: „Ich habe durchaus nicht die Absicht, weder direkt noch indirekt in die Institution der Sklaverei in den Staaten, wo sie noch existirt, einzugreifen; ich habe kein Recht dazu und wünsche es nicht zu thun." Obwohl gemäßigt und verföhnend war seine Sprache gegen die Südstaaten, als sie sich gegen die Union empörten."

„Und doch," fügte ein anderer hinzu; „mit welcher Entschiedenheit verstand er es auszutreten. Wie bedeutungsvoll waren jene Jahre, die der deutsche Herr zu seinen „dunkeln" rechnet! Ich sah und hörte ihn in jener Zeit zum ersten Male. Es war in Cincinnati, im Ohiostaate, dem Mittelpunkte des Landes und auf der Linie, welche die freien von den Sklavenstaaten trennt. Jenseits des Ohiostromes erheben sich die Hügel von Kentucky; von Cincinnatis Straßen aus konnte man die Sklaven in voller Arbeit sehen. Auf einem großen Platze waren zwei bis dreitausend Männer, unter ihnen viele Sklavenfreunde, versammelt. Lincoln erschien auf einem Balkon — der Mond schien hell und klar auf ihn und auf die zu seinen Füßen versammelte Menge. Seine Rede fesselte mich; ruhig und nachdrücklich sprach er aus, was seines Herzens Ueberzeugung war: „Slavery is wrong!" (Die Sklaverei ist ein Unrecht!) Die Menge ließ ein scharfes, unwilliges Zischen hören — er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Euer Zischen wird die Mauern der Gerechtigkeit nicht umstürzen. Die Sklaverei ist ein Unrecht: die Verleugnung dieser Wahrheit hat schon oft den Bruderstreit hervorgerufen; sie hat das Feuer des Bürgerkrieges in Kansas entzündet. Seid überzeugt, daß kein Compromiß, keine politische Vereinbarung jemals dauern wird, welche die Sklaverei nicht als ein großes Unrecht behandelt."

„Als Lincoln das nächste Mal die Stadt betrat, kam er als der neuerwählte Präsident, hochgefeiert und geehrt; aber als er die verschiedenen Begrüßungen entgegengenommen und sich seinem Hotel zuwandte, sah man Thränen in seinen Augen. Die südlichen Staaten waren bereits abgefallen, und er durfte zu seinem saffischen Compromiß seine Hand bieten. Er blieb fest, obgleich schon damals die Hand eines Mörders auf ihn in Baltimore wartete, der er nur dadurch entging, daß er verkleidet die Stadt passirte."

„Bald nach dem Ausbruche des Krieges hatte ich eine Privatunterredung mit dem Präsidenten. Ich war auf acht Uhr Morgens bestellt, aber vor mir waren schon andere Personen da. Im Vorzimmer war ein junges Weib mit ihrem Kinde; trüb und thränenvoll war ihr Blick, als sie in des Präsidenten Zimmer hineingung — freudig und getröstet kam sie heraus; unzweifelhaft erhielt irgend ein armer Gefangner an jenem Tage seine Freiheit und die Erlaubniß zur Heimkehr. Ich war, in Begleitung eines Freundes, auch gekommen, für Gefangene ein Wort zu sprechen; wir wollten den Präsidenten bitten, die Sklaverei sogleich mit ganz aufzuheben. Er hörte uns sehr geduldig zu, dann legte er uns seine Ansichten ausführlich dar; folgende Worte sind mir darans besonders im Gedächtniß geblieben: „Wenn die Stunde gekommen sein wird, den Kampf mit der Sklaverei anzunehmen, hoffe ich, bereit und willig zu sein zu handeln, wenn es auch mein Leben kosten; und, meine Herren," fügte er mit trübem Lächeln und feierlichem Tone hinzu: „manches Leben wird darüber verloren gehen." Von den Süblingern sprach er durchweg im versöhnlichsten Geiste und er rieth uns ernstlich, unsern Einfluß zu benutzen, dahin zu arbeiten, daß Jedermann im Norden bereit wäre, an den Geldverlusten sich mitzubetheiligen, die der Süden, im Falle der Sklavenemancipation, erleiden würde."

„Und diesen Mann," sagte jemand anders aus der Gesellschaft, „haßte der Süden, nannte ihn einen „Illinoispavian, von Whisky und Fanatismus beherrscht" und die Unionstruppen „Lincolns Söldlinge oder seine Mörderbande". Dem Dämon der Sklaverei mußte er zum Opfer fallen von der Hand eines Süblingers."

Er ist gefallen, er, der seit Washington die größte Aufgabe für sein Land gelöst hat; aber vor ihm ist die Sklaverei gefallen, die er stets von unserer Seite gehaßt, so oft er auch geschwankt, wie er sich gegen sie verhalten sollte. Unvergeßlich werden stets die Worte seiner letzten Botschaft bleiben: „Meine feste Hoffnung nun mein unerlöstliges Gebet," sagte er, „ist, daß wir von dieser furchtbaren Geißel, dem Kriege, bald befreit werden möchten. Aber wenn es Gottes Wille ist, daß der Krieg fortdauere, bis die durch unbezahlte Sklavenarbeit in 250 Jahren aufgehäuften Reichthümer vernichtet sind und bis jeder Blutstropfen, der unter der Peitsche des Sklavenherrn gefloss, durch einen in viel Blut, dem Schwert entströmt, gesühnt ist, wir müßten dennoch rufen: Herr, Deine Gerichte sind wahrhaftig und gerecht!"

„Der jetzt beendigte Krieg", sagt ein Washingtonisches Journal, „ist aus einer Reaktion des religiösen Gefühles, das über die Missethaten der Sklaverei empört war, hervorgegangen; darum hat auch das religiöse Gefühl den Tage des Triumphes im Herzen des Volkes vorgeherrscht. Selbst in Newyork, der wenigst amerikanischen Großstadt der Union, gab der religiöse Gesichtspunkt den Ton an für die Aeußerungen der Freude, als die Nachricht vom Falle Richmonds und von Lees Capitulation anlangte. Mehrmals versuchten es einzelne unter der aufgeregten Menge, welche die Straßen erfüllte, patriotische Gesänge anzustimmen, aber vergebens: die alten puritanischen Psalmen drangen durch und erschollen unwillkürlich von allen Lippen." Dasselbe Gefühl trieb die folgenden Worte in einem politischen Journale Newyorks hervor: „Ehre sei dem Herrn der Heerscharen, von dem aller Segen kommt! Wenn jemals ein Volk sich gedrängt fühlen mußte, voll überschwenglichen Dankes sich vor ihm zu beugen, so ist es gewiß unser Volk. Die Geschichte bietet kein Beispiel einer ähnlichen nationalen Heimsuchung. Niemals wurden wir sie übertandten haben ohne die Hilfe, die von oben kommt. Die größten Geister Europas, bewandert in der Weisheit der Vergangenheit, nannten diesen Krieg eine Thorheit. Und er war eine Thorheit, menschlich angesehen und materialistisch berechnet. Aber wir hatten eine übergroße Kraft, von der die Welt sich keinen Begriff machen kann. Wir hatten den Glauben auf unserer Seite. Wir waren überzeugt, daß so wahr es einen allmächtigen Gott in Himmel gibt, er nicht den Erfolg einer Sache gutassen könne, die nur ein einziges Ziel verfolgt: die Fortherrschaft der Sklaverei. — Heute ist eine fromme Dankbarkeit die würdige Gesinnung dieses Glaubens. Der vorherrschende Gedanke ist der, daß wir von Gott aufs reichste gesegnet worden sind. Unsere Feinde können, soviel sie wollen, von unsern materialistischen Tendenzen sprechen; sie können unser Volk als „Gögendiener des allmächtigen Dollars" verdächtigen — sie verlieren damit nur ihre Zeit. Die Thätigkeit von Geschäftsleben, so groß sie ist, hat das religiöse Gefühl in dem Herzen Amerikas niemals vertilgt."

Ein solches Land hat, trotz aller seiner Gebrechen, eine Zukunft vor sich. Die nöthigen Kräfte werden ihm niemals fehlen. In den düsteren Tagen, die auf den Mord seines Präsidenten folgten, hat die Böse nicht aufgehört zu steigen und rasch sind die erforderlichen Millionen für eine Nationalanleihe gezeichnet worden.

R. K.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute den 8. Juni ferner ein:

Graf Rothkirch-Trach in Parthenau, Schlesien Thlr. 10. — Aus einem Krüngken in Klosterhein a/Saale Thlr. 2. — Pf. Pregell in Hinrichshagen, Mecklenburg-Schw. Thlr. 2. — Aus Dresden Thlr. 9. 28½ Sgr. — Rentner Gerhard Schmitz, Herm. Sohn in Mühlheim a/Ruhr Thlr. 25. — Emma Schmitz ebendaf. Thlr. 1. — Hermann Engels ebendaf. Thlr. 1. — Frau Krupp in Geisenkirchen Thlr. 5. — Lydia Krupp ebendaf. Thlr. 2. — Aus Havelberg Thlr. 1. — Von S. in E. Thlr. 2. — Frau Hahn in Herven Thlr. 2. — G. Lieben in Wolfstatt Thlr. 1. — Cand. Dietrich in Putbus Thlr. 1. — R. Mühlmann in Halle Thlr. 5. — Betrag unserer letzten Quittung: Thlr. 1442. 16. Summa: Thlr. 1512. 14½.

Geschenksgeber in Preußen werden zur Vermittelung von Beiträgen auf das bequeme Mittel der Postanweisung mit der Adresse: an den Verein für das Rettungswesen zur See zu Händen von Velhagen & Klasing in Bielefeld ergebenst aufmerksam gemacht.

Zur gefälligen Beachtung!

Mit der nächsten Nummer schließt das 111. Quartal. Wir ersuchen unsere Leser, zur Vermeidung von Unterbrechungen (besonders auf der Post), ihre Bestellungen gefälligst bald erneuern zu wollen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Juni 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 39.**

Eine Erbtochter.

Mittheilungen eines Landedelmannes, herausgegeben von Victor von Strauß.

(Fortsetzung.)

Aus Adelgundens Tagebuche.

O lieber Herr und Gott, wie hell und bunt und schön ist die Welt, die Du geschaffen und in die Du mich hineingeschaffen hast! Wie himmlisch war gestern die Fahrt! Die Pferde rannten so lustig, der Himmel war so blau neben den weißen Wölkchen, die Luft so frisch und duftig, alle Wiesen blühten, bunte Schmetterlinge gaukelten darüber hin und kamen ein Paar Mal selbst auf unsern Wagen, einer setzte sich auf den Blumenstrauß in meiner Hand; die Felder waren so grün und die Lerchen jubilirten darüber so ausgelassen — es war zum Entzücken! Ich mußte immer innerlich singen und that's bisweilen auch laut und die gute Mutter lächelte mich an. Ach alles lächelte, alles glänzte. Es war zu schön. Ich hätte so immer weiter und weiter fahren können und wäre immer glücklich gewesen.

Gerade dacht' ich daran, daß in acht Tagen mein achtzehnter Geburtstag wäre, als wir ankamen. Der junge Herr von H. hob mich aus dem Wagen. Ich habe sein freundliches ernstes Wesen so gern, sogar seine Schüchternheit. Sie steht ihm so gut, so edel.

Im Garten war schon eine ganze große Gesellschaft, viele junge Mädchen, alle munter und hübsch angezogen. Ich hatte mein Rosaseidenkleid an mit grünem Gürtel und weißem Shawl. Wir trieben uns lange im Garten umher und haben unsäglich viel gelacht. Wer weiß worüber? Ueber alles und über nichts. Wir waren eben vergnügt und glücklich und lustig, und das Lachen saß uns im Herzen und mußte heraus.

Als es Abend wurde, machte Benno, ich meine der junge Herr von H., den Vorschlag, wir Mädchen sollten uns aus den Blumen und dem Grün des Gartens Kränze machen und aufsetzen, und dann solle nach dem Flügel im Saale getanzt werden. Das war ein köstlicher Einfall. Wir liefen and gleich, brachen Blumen und Grünes und banden und schlangen es zusammen. Ich hatte eben einen wunderschönen Kranz fertig, als Benno von H. mit einer langen dichtblätterigen Epheuranke zu mir kam und meinte, die sollte ich um den Kopf winden, das wäre mir besser stehen, als alles andre. Da setzte ich seiner Schwester Mathilde meinen Kranz auf, und sie schlang mir den Epheu ums Haar, und als er fortgegangen war, neckte sie mich mit ihrem Bruder. Ich glaube, ich wurde roth, denn sie schwieg gleich wieder und sprach dann was anderes und dann lachten wir beide ganz unbeschreiblich.

Als wir alle bekränzt waren, gingen wir hinein. Ich sah in den Spiegel und ich glaube, ich sah recht gut aus. Und dann tanzten wir den ganzen Abend. Es war wunderhübsch. Es waren viele niedliche Mädchen da, die Herren sehr artig. Ich tanzte drei Mal mit Benno. Wir waren unendlich vergnügt.

Und wie wundervoll war die Nacht, als wir zurückfuhren! Es war so warm und windstill, daß wir den Wagen offen behielten. Mondschein war nicht, aber der Himmel war ganz klar geworden und ich glaube niemals so viele Sterne von allen Größen daran gesehen zu haben. Mama war müde und still. Ich war gar nicht müde und ganz glücklich, sah in die unzähligen Sterne hinauf und es war mir, als ob Gott der Herr mit dem freundlichen Angesichte seines lieben Sohnes auf mich herunterblicke. Ich war ihm so dankbar für alle die Freude und Liebe, die er um mich her gebreitet hatte. Und da mußte ich an den jungen Pastor bei der Pensionsanstalt denken, der das Tanzen immer für Sünde erklärte und in jedem tanzenden Mädchen eine Herodias sehen wollte, die um den Kopf Johannes des Täufers tanze. Neiß, nein! Ich hätte nicht so ruhig und glücklich in den Himmel hineinschauen und an das heilige freundliche Angesicht denken können, wenn ich eben von einer Sünde hergekommen wäre. Und als ich zu Bett ging, hätte ich Gott nicht so herzlich für diesen fröhlichen Tag danken können.

Baron Karl von W. an den Pastor Lesemeier.

Lieber alter Hof-, Stock- und sonstiger Meister! Hochehrwürdiger Pastor! In einigen Tagen werde ich bei Dir und Deiner tugendhaften Ehegattin eintreffen, um von dort aus mein Glück bei der hübschen Adelgunde zu versuchen. Für den guten Rath werde ich Dich hundert Mal im Thombre gewinnen lassen, Retabene, wenn ich erst das Mädchen und das Geld habe. Ich sah sie nur ein Mal gelegentlich von

Digitized by Google

ferne, und hübsch ist sie, sonst möchte sie der Teufel heirathen; sie war mir aber nicht hübsch genug, um mich gerade damals an sie zu machen. Hätte ich aber gewußt, daß sie ein solches Goldfischchen ist, so hätte ich schon da alle Netze und Angelhaken ausgeworfen, um sie zu fischen. Denn aufrichtig, mein Guter, ich stecke bis über den Schopf in Schulden. Bis über die Ohren würde mich noch nicht gönnen, aber nun wird es genannt. Die Residenz ist eine verdammt theure Garnison, und ein Gardeofficier muß viel mitmachen. Wein, Spiel, Mädchen — alles kostet Geld, und hat man keins oder zu wenig — was auf eins hinausläuft — so muß man borgen, und dann hat man die verfluchten Juden auf dem Halse und darf sie nicht einmal aus dem Fenster werfen. Ich habe deshalb auch einige Zeit krumm liegen müssen und allerlei Verdrießlichkeiten gehabt, aber meine Ehre ist blank geblieben wie mein Säbel. Nun, ich denke, das Gundelchen und sein Geld soll uns aus aller Noth helfen; und dann nehme ich meinen Abschied und setze mich auf eins der Güter, um wenigstens lustig zu leben, da ich zu einem tugendsamen Hausvater verdorben bin. Was Ihr da schreibt, lieber Pastor, von dem Mysticismus und der neumodischen Frömmelei, die das hübsche Kind aus der Pension mitgebracht habe, so wundert mich nur, daß Ihr mit Eurem taktfesten Händen den Sauerteig nicht wieder ausgefegt habt. Bei Eurer Hofmeisterei mit mir und meinen Brüdern habt Ihr doch meisterlich verstanden, alles dergleichen auszuraufen, was aus der Kindheit her noch saß. Uebrigens fürcht' ich das für meine Werbung gar nicht, die Frömmelei mein' ich; man kommt mit diesen kleinen Heuchlerinnen oft am weitesten. Ich habe darin schon Erfahrungen. Wenn man übrigens eine halbe Million oder so herum heirathen kann, so nimmt man schon ein Stück Betschwesterei mit in den Kauf. Das läßt sich später alles austreiben, oder man überläßt die tugendhafte Frau Gemahlin ihren Psalften und sucht sein Vergnügen anderswo. Natürlich werde ich anfangs vorsichtig auftreten, indeß bin ich zu siegen gewohnt. Schreibe mir also, ob ich in einigen Tagen mit Pferden und Burschen zu Dir kommen kann. Es wird mir bei den Frommen schon Folie und Relief geben, wenn ich bei einem Geistlichen einkehre. Bis dahin Adieu! Dein alter K. v. W.

Pastor Lesemeier an Baron Karl von W.

Hochzuehrender, Hochwohlgeborener Herr Baron! Auf Ihr Schreiben melde ich umgehend, daß Sie mir zu dem bewußten Zwecke jederzeit willkommen sein werden. Ich zweifle übrigens nicht, daß der etwas wilde, ja fast ruchlose Ton Ihres Briefes nur die Modesprache unter Euch Officieren ist, und daß sich dahinter ein viel besserer Charakter verbirgt. Ich hoffe, daß ich Ihnen, lieber Karl, nicht umsonst die hohe Moral des Christenthums eingeprägt habe, als ich Ihr Hauslehrer war; auch zeigten Sie immer ein sehr gutes Verständniß dafür und waren leicht gerührt. Wenn auch Mißverständniß und Aberglaube der finsteren Zeiten, in denen das Christenthum entstand und in denen es später zu einem so verwickelten, aller Vernunft widersprechenden Dogmengebäude aufgebaut wurde, die einfache Lehre seines Stifters entstellt haben, so werden doch seine drei Hauptlehren: Gott, Tugend und Unsterblichkeit allen guten Menschen theuer bleiben. Wir sind in unsern Zeiten aufgeklärt genug, um zu wissen, daß es dem großen guten Wesen jenseits der Gestirne gleichgültig ist, ob wir es Gott, Jehovah, Brama oder Allah nennen; in allen Religionen gibt es und hat es gute Menschen gegeben; und eben so gleichgültig ist es, wie wir uns den Zustand nach dem Tode denken; genug, wenn wir wissen, daß wir unsterblich fortexistiren werden und einst selig sind. Aber, verehrtester Herr Baron, nur der Tugendhafte ist glücklich. Die Tugend, sie ist kein leerer Schall, der Mensch kann sie üben im Leben, singt unser größter Dichter. O alle Seufzer, die der gepreßten Brust entsteigen, und alle Thränen, die auf Erden geweint werden, und die auf die Gräber unserer Hinübergegangenen fallen, sie sind nur Folge der verletzten Tugend, der zurückgestoßenen Tugend, der verlorenen Tugend. Ein wahrhaft moralischer, ein fühlender Mensch zu sein — wie groß, wie schön ist das! Davon wissen die Mystiker und Obscuranten nichts, die den ohnmächtigen Versuch machen wollen, an die Stelle der Tugend wieder den alten dumpfen Glauben zu setzen. Es ist aber zu hell in den Köpfen geworden, die Aufklärung ist zu weit durchgedrungen, die Vernunft hat schon gesiegt. Sie können höchstens hier und da die Weiblein gefangen führen.

Was nun Fräulein Adelgunde betrifft, so möchte ich doch zu großer Vorsicht rathen. Sie ist trotz des eingesogenen Mysticismus ein wirklich tugendhaftes Mädchen, auch — was mir dabei noch räthselhaft bleibt — frisch und munter und ohne alle Kopfhängerei, obwohl sie auch, wenn die Rede auf solche Dinge kommt, sehr ernst sein kann. Ich rathe daher: Accommodiren Sie sich ihr! Das kann kein Unrecht sein. Auch wir aufgeklärten Geistlichen müssen uns in Gebräuchen und Redeweisen den Gemeinden accommodiren, die noch an der alten Form des Christenthums hängen, und der Stifter unser Religion machte es zu seiner Zeit nicht anders. Ich weiß, was man dagegen sagen könnte, aber die Unwahrheit und Heuchelei der Frömmler ist eine ganz andre Sache; diese haben die Verfinsterung, wie die Aufklärung des Volks zum Zweck. Treten Sie also in solchen Dingen vorsichtig auf, berühren Sie dieselben gar nicht, oder widersprechen Sie wenigstens nicht. Das Weitere mündlich!

Was Sie scherzweise von den l'Hombrepartien sagen, soll bestens acceptirt sein. Hier komme ich seit diesen Jahren nur ein Paar Mal in der Woche zu einer Whistpartie und muß dazu beinahe eine Stunde Weges über Land gehen. Was thut man aber nicht einer guten Unterhaltung zu Liebe? Ich habe es vergeblich versucht, meine Frau und meinen Cantor in die Geheimnisse des l'Hombrespiels einzuweihen.

Nun, hochverehrter Freund, beeilen Sie sich zu kommen, und haben Sie meinen ganzen Segen zu Ihrer Unternehmung. Mit größter Hochachtung Ihr gehorsamster Diener Lesemeier.

Aus Adelgundens Tagebuche.

Wenn ich es aufschreibe, hier in mein liebes Büchlein, so gebe ich mir am besten Rechenschaft. Ich hoffe, es hat weiter keine Folgen. Die liebe Mutter meint nicht alles so, wie sie es sagt.

Der Pastor besuchte uns mit einem Gaste, Baron von W., Gardeofficier — jung, lebhaft, ich glaube auch schön — ob auch liebenswürdig? ich weiß nicht; aber er wollte es doch sein, und man sah, er konnte es sein, und ich glaube, er war's auch — und doch graute mich, wenn ich ihn ansah, und wenn seine sonderbaren Blicke mich ergriffen, so erschrak ich. Einige Mal sprach er mit mir, was er sagte, war gut und witzig und fein, und doch schauderte mich. Ich war wohl recht thöricht. Der Pastor zog mich zur Seite, um mir einiges über die kranke Wittwe im Dorfe mitzutheilen. Er und Mama sprachen unterdeß leise zusammen und sahen mehrmals zu uns herüber. Dann erzählte der Pastor von seinem Gaste, wie er sein Schüler gewesen sei und wie er ihn immer geliebt habe wegen seines guten Herzens, und wie er fürchte, daß ihm nach einiger Zeit doch der Aufenthalt in der Hauptstadt schaden und ihn gleichgültig machen könne gegen die guten Grundsätze eines christlichen Lebens, die er ihm eingeprägt habe. Er wußte so viel an ihm zu loben, auch daß er den stillen Aufenthalt in einem ehrbaren Pfarrhause allen Zerstreuungen der Residenz vorziehe, daß er unendlich heiter und munter sein könne, und so gern im Verborgenen Gutes thue. Ich schämte mich meiner wirrigen Gefühle gegen ihn und hat sie ihm im stillen ab, konnte sie aber doch nicht ganz überwinden, als wir hernach wieder zu ihnen gegangen waren. Als sie sich empfahlen, bat ihn Mama auf morgen Abend zu meinem Geburtstagsball. Mir war das nicht recht, am liebsten sähe ich ihn gar nicht wieder. Ich fürchte mich vor ihm. Aber Mama hat er ganz erobert, den ganzen Mittag sprach sie von ihm, sein Aeußeres, sein Benehmen, seine Gespräche, seine Familie, alles wußte sie zu loben. Einen solchen Schwiegersohn wünsche sie sich, sagte sie endlich.

Mein Gott und Herr, nein! Ich bitte Dich, mein Gott, — nein!

Und warum nicht? Dich bin wohl sehr thöricht. Was ist denn an ihm zu schelten? Und wenn es Mama wirklich und in allem Ernste so meinte, und wenn sie dabei bliebe, — hast Du nicht gebeten, mein Herr und Gott: Ehre Vater und Mutter?

Ach ich war diese Tage so vergnügt, ich freute mich so sehr auf den Ball, auf den morgenden Geburtstag, ich hoffte so fröhlich zu sein, so viel zu lachen und zu tanzen! Nun, kann ich es nicht doch vielleicht?

Hätte ich jemand, dem ich mein Herz ausschütten könnte, kein Wort schriebe ich davon, — aber so —

O welch ein Geburtstag war das! Bis zum Balle, wie schön und lieb und gut war alles! Ihn hatte ich beinahe vergessen, die Mutter sprach nicht von ihm und war über alle Beschreibung gütig und zärtlich und liebevoll. Was gibt es Besseres in der Welt, als eine gute Mutter? Mit dem Dankgefühle dafür gegen Gott, der sie mir gegeben, ging ich den ganzen Tag herum. Alle die reichen prächtigen Geschenke waren ja nur Kanäle ihrer Liebe. Und bis an meinen Tod werde ich der Thränen in ihren treuen Augen gedenken, mit denen sie mir gratulirte. Hernach durfte ich ausgehen und einige vergnügte Herzen machen. Und bei Tisch, als die Eingeladenen gekommen waren und mir alle so viel Liebes gesagt hatten, und ich saß zwischen meinen Freundinnen, wie haben wir da wieder gelacht; und eben so hernach im Garten. Wir waren lauter Mädchen und die eine lustiger als die andere. Hernach putzten wir uns alle untereinander für den Ball an, und dann gingen wir in den Saal, und dann kamen die Ballgäste, und dann kam er, später als die andern.

Als er mich begrüßte und mir gratulirte, erschrak ich wieder vor seinem Blicke. Ich konnte ihm erst den achten Tanz zusagen, die andern waren schon vergagt. Er sprach dann viel mit Mama, tanzte auch ein Paar Mal. Um mich kümmerte er sich gar nicht, aber um so genauer beobachtete ich ihn aus der Ferne. Einige Mal war ich in seiner Nähe, ohne daß er es merkte, und hörte ihn sprechen. Sein Benehmen mußte ich bewundern. Soviel Freiheit, Kühnheit, Sicherheit und gelassene Ueberlegenheit über alle die andern Herrn! Wie von selbst war er bald ihr Mittelpunkt. Nur Benne wich ihm aus. Ich hätte ihn beim Tanzen gern gefragt, warum? aber ich scheute mich. Aber o dieser achte Tanz! Es war ein Walzer. Er umfaßte und hielt mich so wunderlich, daß mir ganz fieberhaft ward, und in den Pausen flüsterte er so sonderbare unverständliche Dinge, daß ich ein Mal über das andere durch und durch erbebte und die seltsamsten Gefühle über mich kamen, und als der Tanz aus war, da hätte ich in Thränen ausbrechen mögen. Es war gut, daß er mich nicht noch einmal aufforderte. Meine Gedanken konnten aber nicht mehr von ihm los, und ich mußte mir Gewalt anthun, um ihm nicht immer nachzusehn. Wir tanzten noch lange, aber immer kam mir die Musik vor, als ob die Melodien in der Höhe schmerzlich weinten, während die Bässe in der Tiefe wild lachend durcheinander sagten. Und so kam mir der ganze Ball vor. O hätte ich davonlaufen und mich ausweinen können! Mehrmals erschrak ich vor mir selbst, als ich mich lachen hörte. Er hatte sich später in das Büffet zurückgezogen. Erst gegen Ende des Balles kam er wieder auf mich zu. Er hatte einen Moment gewählt, da uns niemand behorchen konnte. Fräulein Adelgunde, sagte er, während ihm die Thränen in die Augen traten, Sie wissen nicht, wie Ihre bloße Nähe auf mich wirkt. Sie können eine Seele retten. Doch das wollte ich nicht sagen. Ich bleibe noch einige Zeit in dem Pfarrhause. Darf ich öfter herüberkommen? — Ich senkte den Kopf und war in der äußersten Verwirrung. Ich wußte ihm nichts zu antworten, aber ich fühlte das innigste Mitleid mit ihm. Ich darf also kommen? flüsterte er leise, als einige andre herbeitraten, und er ging und verließ den Saal.

Vor drei Wochen schrieb ich diese Worte, ward abgerufen, und er war da. Jeden Tag ist er seitdem dagewesen. Es ist kein Zweifel, er liebt mich. Er wird um mich anhalten, sagt die Mutter — und ich soll ihn nicht abweisen. Mein Gott, könnt' ichs denn?

Ich glaube, ich kenne seine Fehler. O wenn auch die Liebe blind macht, sie sieht dennoch scharf. Er ist heftig, leidenschaftlich, liebt die Welt und ihre Vergnügungen, hat vielen Stolz. Aber was kann Liebe nicht überwinden? Er hat ein weiches gutes Herz, hat ein hohes Ehrgefühl, er ist für das Heilige und Himmlische nicht zugeschlossen, wenn es ihm auch noch fremd ist. Was kann der Arme für seine Vergangenheit und Jugendeindrücke? Aber Liebe und Treue und Gebet werden ihn überwinden. Ich könne eine Seele retten, sagte er an meinem Geburtstagabende. Ja, ich will es, ich will es. Und muß ich es nicht? Kann ich mich noch von ihm losmachen?

Mitunter, wenn er da ist, überschleicht mich noch die alte Furcht; dann lache ich sie wohl weg. Auch jetzt faßt sie mich wieder — wollt' ich ihr folgen, ja ich risse mich auch noch von ihm los, ich brauchte ihr nur Raum zu geben — und doch liebe ich ihn, doch würde es mir ein ewig wundes Herz lassen. Mein Gott, welch ein Räthsel ist der Mensch! Aber ich danke Dir, daß Du mir die Mutter gegeben, die mir ein Halt in diesem Schwanken ist. Sie will es, und das soll mir genug sein. O ich liebe ihn ja doch unaussprechlich.

Baron Karl von W. an den Pastor Lesemeier

Eure Reise, würdigster Seelenhirt, hat Euch um den Spaß meiner Verlobung mit dem zarten Gundelchen, will sagen mit einer halben Million gebracht. Die hundert Hombrepartien hast Du gewonnen, alter Burschc. Ich schob das Ding auf, bis ich erst fest und sicher im Sattel saß, dann brauchte ich die Sporen und war mit einem glücklichen Satz im Brautstande. Na, die Sache rührte mich wirklich, wie mir das hübsche Kind brennend und zitternd und ganz aufgelöst in die Arme sank, und ich weinte mit und bekam einige moralische Anwandlungen. Im übrigen ist die Krisis glücklich vorübergegangen, die Anwandlungen auch. Ich benutzte die übrigen Tage, da mein Urlaub ablief, um mit der Alten das Räthige zu besprechen. Ich nehme sogleich meinen Abschied, dann soll bald die Hochzeit sein, dann machen die glücklichen Eheleute — lache nicht! — eine kleine Reise. Unterdeß läßt die Alte das andere Gut, den sogenannten Herrenhof, völlig in Stand setzen zur Aufnahme des zärtlichen Taubenpaares. Wir waren den letzten Tag dort. Im ganzen ist es schon sehr gut, fast brillant ausgestattet, und etliche Hauptsachen, die noch fehlen, werde ich selbst hinschaffen. Dort werden wir wohnen und sie bleibt auf dem andern Gute, was mir recht lieb ist. Nach dem Testamente meines braven Schwiegervaters geht das Eigenthum der Güter mit der Hochzeit auf das Gundelchen, das heißt auf mich über. Die Alte behält freie Wohnung nebst gewissen Naturalien und wir haben ihr jährlich 1200 Thlr. an Leibrente zu zahlen. Ich habe es immer gewußt, daß ich mit meiner Person noch einmal mein Glück machen würde.

Fatal ist es, daß wir nicht hierher in die Residenz ziehen können, das Land ist so langweilig, und immer nur ohne Abwechselung die eine gegenüber zu haben — man muß sehen, wie man's aushält. Aber ich habe hier zu viele Liaisens gehabt und habe noch zu viele und — kurz es geht nicht. Jetzt wenigstens nicht, vielleicht später.

Nach meiner hiesigen Ankunft war's übrigens das erste, daß ich meine Verlobung in aller Form in die Zeitungen setzen ließ. Das hat mir bei einigen hübschen Weibsen zwar Verdruß gemacht, aber die Juden krümmen sich seitdem wie die Ohrwürmchen und ich kann sie viel Geld haben, als ich will. Die Satanskerle wissen ganz genau, was ich zu hoffen habe, nehmen indessen unverschämten Preis. Dafür trinke ich aber auch jeden Tag meinen Champagner und beleidige die liebe Moral noch auf manche andre Weise, womit Ihr Nachsicht haben werdet, mein tugendhafter Pas- und sensliger Thor, wenn Ihr bedenket, daß ich, auf Ehre! gewisse gute Vorsätze für das eheliche Leben gefaßt habe. Bisweilen kann's mich ordentlich rühren, daß sich das muntere, harmlose und, ich glaube, aufrichtig fromme Wesen mit seinen Hunderttausenden mir so zutrauensvoll auf Gnade oder Ungnade ausliefern will. Ich thäte so etwas wahrhaftig nicht! Diese gerührten Momente benutze ich zu meiner Correspondenz mit ihr, die mir übrigens etwas unbequem ist, aber Anstands halber doch mit dem Schein von Empressement geführt werden muß. Nun, ich ziehe dabei alle mir bekannten Register von Sc[illegible]sucht, Zärtlichkeit ꝛc., suche einige Abwechselung hineinzubringen, und so amüsirt man sich auch an solchen Ehehaften. In der übrigen Zeit suche ich meiner Freiheit hier noch auf alle Art zu genießen, soweit es der Dienst erlaubt. Meinen Abschied werde ich wohl schon in kurzem erhalten können, aber davon dürft Ihr nichts wissen, mein Schatz, denn nun, da es mir an Geld nicht fehlt, will ich hier noch einige Wochen lese nmherschwärmen und das Leben mit vollen Zügen genießen. Inzwischen fabricirt eine hübsche, aber kurze Traurete, etwa über das Kapitel vom verlorenen Sohn, und lebt wohl.

Dein K. v. W.

Aus Adelgundens Tagebuche.

Wie lange habe ich dies Büchlein vernachlässigt! Aber ich schreibe ja täglich an meinen Karl. Mit jedem Tage wird meine Liebe zu ihm reiner und fester. Sie ist ja nun Pflicht, und das ist ein sicherer, köstlicher Leitstern. Mama ist unzufrieden, daß seine

Digitized by Google

Briefe seltener und kürzer werden, aber er schreibt ja selbst, daß er noch so viele Geschäfte abzuwickeln habe.

Es sollte mir ein rechter Schmerz sein, wenn er und Benno von H. sich nicht befreundeten. Benno zweifelt daran, will aber den Grund nicht sagen. Er kommt jetzt öfter zu uns herüber und seine Unterhaltung ist immer anziehend und belehrend. Es ist doch ein edler, trefflicher Mann und sein Umgang wäre für Karl gewiß angenehm.

Pastor Lesemeier an Baron Karl von W.

Hochgeehrtester Herr Baron! Sie werden meinen schon vor längerer Zeit geschriebenen Gratulationsbrief erhalten haben. Heute schreibe ich wieder, doch nur um Sie alles Ernstes zu mahnen, die Sache bald zum Abschluß zu bringen. Es steht auf dem Gute nicht alles so, wie es sollte, und wenn auch Fräulein Adelgunde, trotz ihrer mystischen Religionsmeinungen ein sehr wackeres tugendhaftes Mädchen, Ihnen gewiß von Herzen zugethan ist, so müssen Sie doch bedenken, daß Sie ihre halbe Million erst mit der Vermählung sicher haben und daß die Damen varium et mutabile genus sind. Es sollte mir aufrichtig leid sein, wenn ich meine hundert l'Hombreparatien doch am Ende noch verlöre.

Gestern war ich drüben und die alte gnädige Frau hat mir eine lange Predigt über Sie und Ihr Benehmen gehalten. Der Henker weiß, woher sie es erfahren, aber sie wußte, daß Sie Ihren Abschied längst in der Tasche hätten und ein sehr flottes Leben in der Residenz führten. Specialitäten darüber scheinen ihr glücklicherweise nicht zu Ohren gekommen zu sein. Aber sie äußerte sich sehr unzufrieden und meinte, wenn Sie der Sache überdrüssig wären, so dürfte es am besten sein, sie ganz abzubrechen. Nur um Adelgundens willen wolle sie für jetzt noch nicht entschiedener auftreten, lange aber sehe sie es nicht mehr an u. s. w.

Außerdem ist mir manches andre erzählt worden. Herr Benno von H., der Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers, geht bei ihrer Fräulein Braut aus und ein, und man hat ihn mehrmals mit ihr allein im Garten auf- und abgehen sehn. Nun ist zwar die tugendhafte Gesinnung Adelgundens über allen Verdacht erhaben und Herr von H., ist soweit ich ihn kenne, ein ernster junger Mann von sehr strengen Grundsätzen. Dennoch kann ein solcher Umgang Folgen haben, die sich nicht berechnen lassen.

Ich hoffe, hochverehrtester Freund, daß noch nichts verdorben ist, wenn Sie nur rasch zur Vermählung herbeieilen. Ich hoffe zuvem, daß Sie sich jetzt ausgetobt haben, was Unsereins auf Universitäten zu thun pflegt, und daß die guten Vorsätze fürs eheliche Leben, von denen Sie mir geschrieben, Sie nun auf den Pfad der Tugend führen werden. Ich bin mir bewußt, daß ich Ihnen in Ihrer Jugend die besten moralischen Lehren, nicht ohne manches rührende und erhebende Beispiel hinzuzufügen, beigebracht habe. Gedenken Sie, theurer Jüngling, der letzten Ermahnungen Ihrer seligen Frau Mutter! Gedenken Sie Ihres nun im Grabe schlafenden biederen Herrn Vaters und seines weißen Hauptes! O wenn Sie eine Thräne auf diese theuren Gräber fallen lassen und an die Flüchtigkeit dieses vergänglichen Lebens und an das Jenseit denken, so müssen ja alle die Lehren der Weisheit und Tugend in Ihnen wieder aufleben, um Sie zu einem glücklichen Menschen zu machen. O Theurer, wer wollte nicht lieber der Sittlichkeit, als der Sinnlichkeit leben, da nur der Tugendhafte glücklich ist, das Laster aber zuletzt unglücklich und elend macht?

Beherzigen Sie meine wohlgemeinten Ermahnungen und kommen Sie bald, und da ich unter den mitgetheilten Umständen glaube hierauf rechnen zu können, so erlaube ich mir zugleich die Bitte, mir zehn Pfund Ihres feinen Knasters und ein halbes Dutzend neue Kartenspiele mitzubringen, und verharre mit der größten Hochachtung Ihr gehorsamster Diener.

Baron Karl von W. an Auguste.

Du bist und bleibst meine einzige und unvergängliche wahre Liebe, Auguste, aber Abschied konnte ich von Dir nicht nehmen, will ihn auch nicht genommen haben. Ich kehre wieder. Wenn Du dies Blatt empfängst, so bin ich schon abgereist. Frage nicht, wohin. Ich schwöre Dir, ich kehre wieder. Ich würde das Leben nicht ertragen, wenn ich wüßte, ich würde auf ewig von Dir getrennt. Du weißt, was mich zur Heirath zwingt. Du weißt, ich kann mich ohne dieselbe nicht länger halten, ich würde untergehen, und Du würdest elend werden. Ob ich Dich je zu mir nehmen kann, und wann? das weiß ich nicht. Aber ich werde zu Dir kommen, so oft und auf so lange, als es mir möglich ist. Hierneben einige Kleinigkeiten nebst meinem Bilde, auch Geld. In einigen Wochen schicke ich mehr. Du wirst mir treu bleiben, wie ich nie von Dir lassen kann.

Dein K. v. W.

Aus Adelgundens Briefen an ihre Mutter.

Liebe, liebe Mama! So komme ich denn endlich dazu, Dir zu schreiben und Dir zu sagen, wie ich von dem Augenblicke unseres Abschiedes an täglich nun stündlich Deiner gedacht und Dir in meiner Seele gedankt habe für alle die Güte und Sorge, für alle die Mutterliebe und Muttertreue, die Du mir so viele Jahre hindurch so unermüdlich zugewendet hast. Wollte Gott der Herr doch geben, daß ich Dir nur den kleinsten Theil davon vergelten könnte, und das andere wolle Er Dir vergelten mit reichlicher Gnade und allem Segen! O es war mir so schwer im Herzen und doch wie ein unerhörter Traum, als Karl mich hinunter führte an den Wagen, und wir stiegen ein, und fuhren in die Welt hinaus, und ich war nun allein mit ihm. Anfangs war er sehr aufgeregt und machte allerlei sonderbare und wilde Scherze; als er aber sah, wie ich weinte, wurde er weich und gerührt, suchte mich zärtlich zu trösten, und war den ganzen Nachmittag sehr gütig und freundlich gegen mich. Gerne hätt' ich Dir schon in C. geschrieben, wo wir übernachteten, aber ich konnte nicht dazu kommen. Wir fuhren gleich nach dem Frühstück wieder weiter, und kamen durch wunderschöne Gegenden. Karl macht sich daraus nicht viel, aber ich war ganz entzückt. In M. machten wir Mittag, wobei Karl wieder vergnügter wurde, und dann ging es abermals fort, immer zwischen grünen dunklen Wäldern und Wiesen und bunten Vieh und Steppefeldern hin, welche die Leute hier und da schon wieder umpflügten. Wir kamen durch freundliche Dörfer mit wunderlichen Kirchthürmen und Leuten in seltsamen Volkstrachten. Karl hatte bei Tisch wohl ein bischen viel Champagner getrunken, und schlief viel. Hernach wurde er wieder munter, und als wir in einen herrlichen grünen Wald kamen, ließ er halten, damit wir aussteigen und ein bischen zu Fuß gingen. Der Wagen fuhr langsam bergan und wir wanderten einen geschlängelten Fußpfad hinauf. Karl war still. Durch den Wald gingen Holzhauer, die mit ihren Aexten singend von der Arbeit kamen. Als wir vorüber waren sang einer:

Die Sonne, die schien in die Wege,
Da sprach das Mädchen zum Jäger:
Sieh eine junge Frau bin ich ja schon;
Sieh eine junge Frau bin ich ja schon!

Das thät den Jäger vertriessen,
Da that er das Mädchen erschiessen,
Wohl über das einzige Wort;
Wohl über das einzige Wort.

Die Leute waren hinter den Büschen verschwunden. Karl blieb stehen, sah mich an, und die Thränen liefen ihm aus den Augen. Dann umarmte er mich stürmisch, ließ mich wieder los und ging rasch und stillschweigend voraus. Es war so sonderbar. Und wie wir so hinter einander hinaufgingen zwischen dem dichten Waldgebüsch, von oben schien durch einen langen Spalt zwischen den Bäumen der blaue Himmel herein, und Vögel flogen vorüber, und von der Höhe her blies der Postillon in langen gedehnten Tönen über den Wald hin, da weiß ich nicht, was für ein unbekannter Schmerz mir durch die Brust zog, es war mir, als hätte Karl ein unendliches Leid zu tragen und ich mußte bitterlich weinen. Wir hatten aber noch lange hinaufzugehen und glücklicherweise blickte er nicht eher nach mir um, als bis wir auf der Höhe zu dem Wagen hinankamen, wo meine Augen wieder klar waren. Da scherzte er und wir lachten, stiegen wieder ein und fuhren weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Ende mit Schrecken.

Originalzeichnung von G. Bleibtreu.

Zur Erinnerung an das Jahr 1815.

Von Wilhelm Baur.

(Mit Abbildung.)

II.

Am 18. Juni ward die entscheidende Schlacht geschlagen. Der Muth, die Tapferkeit, die Ausdauer, womit auf beiden Seiten gekämpft wurde, entsprachen der weltgeschichtlichen Bedeutung, welche diese Schlacht haben mußte. Für Napoleon und seine Marschälle stand alles auf dem Spiel. Wellington und Blücher kämpften für die wiederhergestellte Ordnung, für die Freiheit Europas. „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!“ solche ächt französische Losung flog durch das Heer Napoleons. „Steht fest, meine Jungen, was würde man in England von uns sagen, wenn wir hier geschlagen würden?“ so redete Wellington seine Scharen an. Die Kaltblütigkeit, die Ausdauer, der eiserne Sinn, womit Wellington die Schlacht hielt, haben ihm unvergänglichen Ruhm erworben, seine Generale haben durch tödtliche Wunden bewiesen, daß sie den Vorterkampf nicht gescheut, die Soldaten haben sich tapfer geschlagen. Aber es ist eine Thatsache, daß er die Schlacht nicht hätte halten können, hätte Blücher nicht Wort gehalten. „Blücher oder die Nacht“ — das war auf der Höhe des entscheidungsvollen Kampfes sein Schlachtplan. Und Blücher kam der Nacht zuvor. Trotz der großen Schmerzen, die er litt, verlor er den frischen, muthigen, hellen Sinn nicht. Seine ganze rechte Seite war geschwollen. Es war zweifelhaft, ob er zu Pferde würde steigen können. Aber seine Erklärung, er wolle sich lieber aufs Pferd fest binden lassen, als der Schlacht entsagen, hauchte Muth ein. Der Regimentsarzt, um ihm das Reiten zu erleichtern, verordnete, ehe der Feldmarschall zu Pferde stieg, noch Einreibungen. Der große Held aber, als er die Anstalten sah, rief aus: „Ich was, noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf eins herauskommen!“ So setzte er sich wohlgemuth aufs Pferd, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Es hatte seit dem Nachmittag des 17. Juni in starken Güssen geregnet und der Boden bot die größten Schwierigkeiten für den Transport. Blücher aber, in seinem fröhlichen Heldenmuthe sich alles glücklich deutend, rief aus: „Dies sind unsere Alliirten von der Katzbach, da sparen wir unserm König wieder viel Pulver!“ Bülows Heer war das vorderste, Blücher begab sich an seine Spitze. Es war ein über alle Maßen mühsames Vorankommen auf den grundlosen Wegen. Fußvolk und Reiterei schafften sich mit der größten Beschwer fort, fast unmöglich schien es, die Geschütze voranzubringen. Blücher hatte nur eine Sorge: daß er sein dem verbündeten Feldherrn gegebenes Wort nicht würde halten können. Schon flogen Officiere heran, die Wellingtons Bedrängniß meldeten. „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ rief Blücher und sprengte auf und ab, überall die Hemmnisse durch sein drängendes Wort zu beseitigen. Aus dem Gemurmel der im Schlamm und in den Pfützen sich Fortarbeitenden klang es hervor, es ginge nicht, es sei unmöglich. Da redete Blücher, so erzählt Varnhagen, mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehn, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört Ihr wohl, Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Er hat Wort gehalten. Um 4 Uhr Nachmittag griffen die Preußen in den Kampf mit ein, und brachten ihn zur Entscheidung durch einen herrlichen Sieg. Von ungefähr begegneten sich am Ende der heißen Arbeit die beiden Feldherrn beim Eintritt in den Gasthof von La Belle Alliance. Sie umarmten sich und wünschten sich Glück. Es ist bezeichnend für Blüchers frische, fröhliche Art, daß er die durch gemeinsames Wirken siegreiche Schlacht nach La Belle Alliance genannt haben wollte, aber ebenso bezeichnend ist es für Wellingtons Stolz und Ungerechtigkeit, daß dieser sie nach dem Orte seines letzten Hauptquartiers Waterloo nannte. Die Feldherrn besprachen sich über die Benutzung des Sieges. Wellington erklärte, „daß er nicht im Stande sei, die Verfolgung des Feindes während der Nacht fortzusetzen, daß er nothwendig seine Truppen in ihr Lager zurückführen müsse, um die Disciplin wieder herzustellen und die Verpflegung zu ordnen.“ Blücher aber befahl den letzten Hauch von Mann und Pferd zur Verfolgung aufzubieten. Er übertrug sie dem General Gneisenau und die Preußen trieben die Franzosen wie Sturmwind die Spreu vor sich her. Die preußischen Hörner klangen den Fliehenden überall schrecklich in die Ohren.

Wenig fehlte, so wars Napoleon gefangen. Blücher, in welchem der ganze deutsche Haß gegen den fremden Tyrannen brannte, hätte ihn dann vielleicht füsilieren lassen. Hatte er überhaupt seinen Sinn für sogenannte politische Rücksichten, so schien er diesmal für ein eigentliches Strafverfahren die großen Mächte selbst, welche den Kaiser der Franzosen für vogelfrei erklärt hatten, auf seiner Seite zu haben, aber Napoleon entkam. Er wandte sich dem 1½ Stunde entfernten Städtchen Genappe zu. Hier hoffte man, bei den günstigen Verhältnissen des Orts, Athem schöpfen, etwas ruhen und am kommenden Morgen den Rückzug ordnen zu können. In und um Genappe hatten sich die Flüchtlinge, wie jeder konnte und mochte, zur Ruhe eingerichtet. Der Kaiser selbst hatte sich in seinen Wagen geworfen, der in dem Städtchen zurückgeblieben war. Die Gedanken, die sich seiner bemächtigten, mögen die schwersten gewesen sein, aber wer möchte zweifeln, daß noch Hoffnungsstrahlen durch das düstere Gewölk seiner Erwägungen blitzten? da auf einmal drang zu den Ohren des großen Besiegten Trommelklang, Krachen der Schüsse, Hurrahruf. Es waren die Preußen, die in die Stadt stürmten. An Widerstand war nicht zu denken. In wüstem Durcheinander flohen die Scharen; Generale, selbst der Marschall Ney, schleppten sich zu Fuße fort. Der Kaiser, als er Schüsse und Rufe in nächster Nähe hörte, sprang auf. Er hatte den Degen abgelegt gehabt, der blieb im Wagen. Er trat rasch auf den Tritt des Wagens, sein Hut ward abgestreift und blieb zurück. Ohne Hut und Degen eilte er, das bereitgehaltene Pferd zu besteigen. Der Maler hat uns auf dem Angelsche des Fliehenden den Ingrimm, der seine Seele erfüllte, trefflich zu zeigen gewußt. Welch eine Flucht des Gewaltigen, der die Welt zu seinen Füßen zwingen zu können meinte! Er eilte auf Quatre-Bras fort. Unermeßliche Beute an Heergeräth ward gemacht. Aber die stolzeste Beute war diesmal, was Napoleon von seinem persönlichen Besitz zurückgelassen. Vor dem Wagen fand man den Hut, den weltgeschichtlichen kleinen Hut des Kaisers. Und die Füsiliere aus der Brigade Hiller, welche Major von Köller führte, und die Füsiliere des ersten Pommerschen Regiments unter Hauptmann von Gezicki, — wir sehen die vordersten unter dem Klang der preußischen Hörner auf unserm Bilde in den Wagen eindringen — sie fanden die raresten Sachen: des Kaisers Degen, Krönungsmantel, Ordenssterne, Fernglas, seine silberne Feldausrüstung, Juwelen, Geld, Bücher. Auch eine Proklamation fand man in tausenden von Exemplaren, am Tage vorher, den 17. Juni, an die Belgier und Bewohner des linken Rheinufers gerichtet, gegeben im „kaiserlichen Schlosse“ zu Laeken. „Augenblicklich Erfolge meiner Feinde haben mich auf eine kurze Zeit von meinem Reiche getrennt. In meiner Verbannung, auf einem Felsen des Meeres, hörte ich Eure Klagen. Der Gott der Waffen hat das Schicksal Eurer schönen Provinzen entschieden. Napoleon ist in Eurer Mitte; Ihr seid würdig Franzosen zu sein. Erhebt Euch in Masse, vereinigt Euch mit meinen unüberwindlichen Phalangen, um die Trümmer der Barbaren zu vernichten, die Eure Feinde und die meinigen sind. Sie fliehen, Wuth und Verzweiflung im Herzen!“ O wie bitter war die Ironie, welche „der Gott der Waffen“ gegen diese Großsprecherei ausübte! Die Proklamation, ja die schönen Provinzen in den Händen der Barbaren, und die Zeichen der Macht und Herrlichkeit, Krönungsmantel und Orden die Zeichen seiner Feldherrnwürde, Hut, Degen, Fernglas auf dem Wege nach Berlin!

Es war ein herrlicher Sieg. „Die Geschichte,“ sagt Pertz, liefert kein Beispiel, daß ein Heer zwei Tage nach einer Niederlage wie bei Ligny zu einem solchen Siege geführt worden ist. Im großen Hauptquartier zu Heidelberg wollte man es nicht glauben; ein schlauer General meinte, in Belgien sei das Korn in der Jahreszeit so hoch, Napoleon werde sich mit seinen Heere darin versteckt haben. Als Fürst Metternich später die Bemerkung machte, daß ein österreichisches Heer in ähnlicher Lage wenigstens sechs Wochen zu seiner kampffertigen Herstellung bedurft hätte, erwiderte Stein: „Daran möge man erkennen, was die sittliche Kraft bedeute.“ An

Digitized by Google

Stein schrieb Blücher: „Ich hoffe mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden. In drei Tage habe ich zwei blutige Schlachten geliefert und fünf heftige Gefechte bestanden, noch drei Festungen eingeschlossen. Nur mein Eisernes Willen und den Beystand von Gneisenau, sowie die Zuneigung der Truppen und ihre Bravour habe ich alles zu danken; an Vorstellungen und Klagen über zu große Anstrengungen und Gefahren hat es nicht gefehlt, aber dergleichen habe ich von der Hand gewiesen. Napoleon hat alles verloren, seine Casse, seine Juwelen, und seine ganze Equipage; er wurde so überrascht, daß er ohne Degen und Hut aus dem Wagen sprang und sich zu Pferde rettete. Leben Sie wohl; ich wünschte, es wäre hier zu Ende, ich sehne mich nach Ruhe. Machen Sie, daß Alexander mich ein kleines Eigenthum in der Nähe von Birnbaum gibt, so sind wir Nachbarn. Ich will meine letzten Tage in Ruhe aufs Land verleben. Blücher."

Zunächst aber dachte der greise Feldmarschall nicht an Ruhe. Er war im frischesten Eifer, Paris zum zweiten Mal zu nehmen und was bei dem ersten Pariser Frieden versäumt worden war, nun nachzuholen. Gegen Ende des Monats hatte Napoleon bereits zu Gunsten seiner Sohnes dem Thron entsagt, und die eingesetzten Regierungsverweser hatten den Marschall Davoust zum Oberbefehlshaber ernannt. Davoust trug Blücher einen Waffenstillstand an, da ja durch Napoleons Abdankung der Grund des Kriegs beseitigt und mit Oesterreich bereits ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Blücher war anders gesinnt: die verbündeten Mächte hätten nicht allein Napoleon, sondern auch seine Familie vom Thron ausgeschlossen, er werde verangehen und habe die Mittel dazu. „Sehn Sie zu, Herr Marschall," schrieb er auf gut deutsch, „was Sie thun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris ebenso wie die von Hamburg auf sich laden?" Er schließt seinen Brief, der in deutscher Sprache abgefaßt schon dadurch allein dem eitein Franzosen als eine unerhörte Grobheit erschien, mit der köstlichen Wendung: „In den gewöhnlichen Formen übereinkömmlicher Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen, Herr Marschall, Ihr dienstwilliger Diener Blücher." Er ging voran. Je näher er der Hauptstadt rückte, deste banger ward sie. Schon war Blücher in St. Cloud, neue Unterhandlungen begannen. Blücher empfing die Abgesandten als Sieger. Er ließ sie antichambrieren, rauchte, als sie endlich eintreten durften, seine Pfeife weiter, dann bestand er darauf, daß das französische Heer über die Loire zurückgehen mußte, und als man die Befreiung der Hauptstadt von Einquartirung bedingen wollte, rief er aus: „die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirthet haben." Dann wollten sie noch Sicherheit für das Museum, Blücher aber sagte ihnen rund heraus, daß sie die geraubten Kunstschätze alle zurückgeben müßten. So, wie Blücher die Bedingungen gestellt, ward der Waffenstillstand abgeschlossen. Die Franzosen zogen ab, die Preußen rückten am 7. Juli in Paris ein, Blücher nahm sein Hauptquartier in St. Cloud. Er schaltete und waltete in seiner derben Weise fort, bis die Monarchen kamen. Namentlich gab er schnellen Befehl zur Ausscheidung aller in Deutschland geraubten Kunstschätze aus dem Museum und ein wahres Grauen jagte er den Parisern ein durch die Drohung, die Brücke von Jena sprengen zu lassen. Der preußische Gesandte selbst, Graf von der Goltz, legte sich ins Mittel. Blücher wies ihn schroffe zurück. Als er im Namen Talleyrands die Bitte erneuerte, erwiderte Blücher: „Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll und kann Euer Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mich recht lieb sein würde, wenn Herr Talleyrand sich vorher drauffetzte, welches ich Euer Hochgeboren bitte, ihn wissen zu lassen." Der Sprengungsversuch, freilich unternommen ohne daß Talleyrand auf der Brücke saß, mißglückte und durch die Ankunft der verbündeten Herrscher ward der volksthümlichen Regierungsweise des Marschall Vorwärts ein Ende gesetzt. Und zum zweiten Mal verdarben die Federn, was die Schwerter gut gemacht. Nachdem die Deutschen den Feind Europas auf dem Schlachtfeld besiegt, wandten sich ihre Bundesgenossen auf dem Felde der Diplomatie gegen die Deutschen. Elsaß und Lothringen blieb bei Frankreich, Frankreich erhielt die schönste Abrundung, Deutschland ward in einer Gestalt befestigt, welche für die Entwicklung einheitlicher Macht die ungünstigste war. Die Frucht, die aus der Saat so viel tapferen Blutes hätte reifen müssen, Deutschlands Größe und Einheit, und die gereift wäre, hätte man die Blücher, Gneisenau und Stein walten lassen, ward verkümmert. Und nicht einmal die Lorbeeren, welche die Deutschen bei La Belle Allianee errungen, hat man ihnen gegönnt!

Es ist bekannt, mit welch dreister Unwissenheit und Ungerechtigkeit die Engländer den Ruhm der Schlacht vom 18. Juni für sich allein in Anspruch nahmen, und mit wie eiserner Stirn der „eiserne Herzog" den Preußen die ihm gebrachte Hilfe einundzwanzig Jahre nach der Schlacht dadurch vergalt, daß er im englischen Parlament den Preußen schlechte Kriegszucht vorwarf. Und doch kannte Blücher seine Truppe zur rechten Zeit zusammenbringen, Wellington nicht, und Gneisenau konnte mit den Preußen nach den unglaublichen Anstrengungen des Marsches und Kampfes den geschlagenen Napoleon verfolgen, Wellington nicht. Wir verweisen die Leser, welche sich gegen die ungerechten englischen Beschuldigungen mit Thatsachen rüsten wollen, auf Beikes Geschichte des Jahres 1815, welcher wir auch bei unsrer Skizze vielfach gefolgt sind.*) Aber auf eins müssen wir hier mit allem Nachdruck hinweisen: nicht nur hätte Wellington ohne Blüchers Hilfe die Schlacht verloren, — das was er als Heerführer selbständig leistete, leistete er meistens mit deutschen Truppen. Wir haben Wellingtons Ausdauer und die Tapferkeit der englischen Führer anerkannt, aber die Führer gehörten nicht sämmtlich der englischen Nation an und von den Soldaten nur ein kleiner Theil. Nach Beikie bestand das sogenannte niederländische Heer, welches Wellington befehligte, aus 105,950 Streitern. „Fast 70,000 Streiter des Heeres von Wellington, welches in zahlreichen Schriften immer das „englische Heer," „die Engländer" genannt wird," waren Deutsche, der Kern der nordeutschen Kraft, und ein mäßiger Theil Holländer, welche ja auch Deutsche sind."

Es waren die deutsche Legion, die Hannoveraner, die Braunschweiger, die Nassauer, welche unter englischem Oberbefehl, aber unter ihren deutschen Officieren, die Schlacht mitschlugen. Ein rein englisches Heer, meist aus Irländern geworben, unter Officieren, die ihre Stellen erkauft, mit der schwerfälligen englischen Taktik hätte die Erfolge schwerlich gehabt, die Wellington mit deutschen Truppen erreichte. Der anspruchsvollen englischen Unwissenheit gegenüber ist es doch nöthig, das „Jedem das Seine" geltend zu machen und die Deutschen an Klopstocks Mahnung „Sei nicht allzugerecht" zu erinnern. Ja was der Dichter vor hundert Jahren in seiner Ode „Wir uns sie" in starkem nationalem Selbstgefühl ausgesprochen, das hören wir der nationalen Anmaßung gegenüber auch heute noch gerne:

Wir sind gerecht, das sind sie nicht!
Hoch stehn sie, träumen's höher noch!
Wir ehren fremd Verdienst!

Sie schlagen in der finstern Schlacht,
Wo Schrei an Schrei sich donnernd tegt!
Wir schlügen da wie sie!

Sie rühen auch in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, heran:
Vor uns entfliehen sie!

Was that Dir, Thor, Dein Vaterland?
Dein Spott ich, glüht Dein Herz Dir nicht,
Bei seines Namens Schall!

Es war das Feldherrngenie der Blücher, Gneisenau, Bülow, es war der seit 1813 erwachte preußische, es war ein deutscher Geist, welcher in dem kurzen Feldzug von 1815 den Ausschlag gab. Aber am liebsten theilen wir die Betrachtung der Dichter, welche die Wiederkehr Napoleons als eine Züchtigung Gottes für die schlechte Benutzung der Siege von 1813 und 14 ansahen und Gott die Ehre des Sieges gaben. Und die höchste Weisheit liegt in dem einfachen Lied, welches das deutsche Volk auf die Schlacht bei Waterloo dichtete:

Der Kaiser Napoleon bildete sich ein,
Ein unüberwindlicher Kaiser zu sein
Allhier auf Erden.

Das hat der liebe, liebe Herrgott gethan,
Der machte Napoleon zum armen Mann,
Kann nicht mehr streiten.

*) Vgl. auch Julius Könige rs so eben aus der Presse hervorgehendes Werk: „Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris", insbesondere das Kapitel: Bette-Alliance. S. 305 ff.

Digitized by Google

Spanisches Schmugglerleben.

Erinnerungen eines Deutschen aus dem spanischen Grenzdienste.

(Schluß.)

Kaum waren die Soldaten unter der Führung des Sergeanten von der Landstraße verschwunden, als der Lieutenant das Licht ergriff und die steile hölzerne Treppe hinaufstieg, die zu dem Zimmer, in welchem die Techter Pepes schlief, führte. Man kann sich das Erstaunen derselben vorstellen, als sie denselben Menschen, welchen sie vor einigen Stunden in abgerissenen Kleidern gesehen, plötzlich in Officiersuniform — die ihm die Soldaten mitgebracht hatten — vor sich sah.

Die Argumente, welche der Officier der Asturianerin gegenüber geltend machte, mußten sehr treffender Natur sein, denn als ungefähr eine halbe Stunde später von neuem an die Thüre gepocht wurde, . . . ging sie eben so schlaftrunken wie das erste Mal herunter, öffnete die Hausthür und ließ nach und nach bis zwanzig Schmuggler hinein, die sich um den Tisch setzten und an der blendenden Lampe ihre Cigaretten anzündeten.

„Nichts Neues, muchacha?“ (Mädchen), fragte der, welcher der Chef der Bande zu sein schien, „wo ist Dein Vater?“

„Er muß Pedrillo ein Stück Weges begleitet haben,“ antwortete das Mädchen unbefangen, „denn vorhin hab' ich ihn mit Eurem Vortrab sprechen hören . . .“

„So,“ antwortete der andre, „dann scheint doch alles ganz ruhig zu sein. Der Alte hat doch immer Recht. Aber — er wird wohl ein Dutzend Goldunzen nach Llanes geschickt haben, so versteh' ich's auch! Geh hinaus Irenillo, sage, der Transport soll ruhig vorbeipassiren. Alles ist in Ordnung? Bring uns Wein, muchacha!“

Die Schmuggler tranken gemüthlich eine Viertelstunde lang den ihnen von dem Mädchen gebrachten Wein, während dessen war der Transport Contrebande ruhig vor der Venta vorbeipassirt . . .

„Herrliche Jungens,“ rief der Chef, „kein einziger hat seinen Maulesel verlassen, um einen Schluck Wein zu trinken, so müßt Ihr es auch machen, wenn Ihr sie an der Cueva Sta Innes ablöst . . .“

Ein Schmuggler hatte sich dem Fenster genähert und sah dem Transport nach.

„Tod und Teufel,“ schrie er plötzlich . . . „die blauen Hunde führen unsre Thiere . . . Verrath . . . wir . . .“

Er konnte nicht fortfahren. . . . Ein Soldat erhob sich plötzlich vom Boden und stieß ihn mit dem Kolben seiner Carabine dermaßen auf die Brust, daß er bewußtlos zurücktaumelte . . .

Im Nu stürzten die Schmuggler auf ihre Waffen und dem Fenster zu; aber schon streckten sich ihnen ein halbes Dutzend Bajonnete entgegen; sie suchten Auswege durch die Thüren; überall Soldaten.

„Ergebt Euch,“ rief der junge Officier mit donnernder Stimme, indem er, einen Revolver in jeder Hand, in die Stube sprang; „Eure Waaren sind in unsren Händen, und jeder Tropfen Blut, den Ihr jetzt vergießt, ist nicht mehr Vertheidigung Eurer Waaren; sondern Mord und bringt Euch aufs Schaffot. Im Namen der Königin! ergebt Euch.“

Die betäubten Schmuggler sahen nach ihrem Chef, der unschlüssig dastand . . .

„Nun,“ rief der Officier, „was wählt Ihr, ein Paar Monate Gefängniß oder Euer Leben? . . .“

„San Antonio Benbito!“ rief der Chef endlich, indem er seinen Trabuco himwarf . . . es ist doch ein elendes Handwerk, das Eure, Caballero, arme Menschen, die sich ehrlich ihr Leben verdienen, so wie wilde Thiere zu verfolgen!“

Der Officier antwortete nicht — die Soldaten traten ein und entwaffneten die Schmuggler, banden sie fest und brachten sie zu den übrigen, welche ein andrer Theil schon bei der Ueberrumplung des Transportes gefangen hatte.

„Viva la virgen!“ rief der Corporal Antonio Gomez, „Ew. Gnaden, Herr Lieutenant, hat einen prächtigen Fang gemacht . . . aber nehmen Sie sich in Acht, gehen Sie nicht mehr allein des Abends durch die Straßen von Llanes, es gibt da gefährliche Ecken!“

Am andern Morgen wurden 32 Schmuggler, 2 Wagen und 13 beladene Maulesel nach Llanes gebracht und die Grenzsoldaten waren außer sich vor Freude, denn sie bekamen einen Antheil von der gemachten Beute!

Das war die erste That des Lieutenants, welcher, wie Tio Pepe sagte, weder Spanier noch Catalonier, sondern ein Aleman . . . da hinter Barcelona zu Hause . . . sein sollte!

Ehe wir weiter in der Erzählung dieser Skizzen aus dem spanischen Schmugglerleben gehen, wollen wir den Leser mit den Oertlichkeiten, in denen sie spielen, mit den hierauf Bezug habenden spanischen Gesetzen und mit einigen hervorragenden Persönlichkeiten dieser ehrenwerthen Gesellschaft bekannt machen!

Man weiß, daß die beiden Abhänge der Pyrenäen, sowohl auf der spanischen als auch auf der französischen Seite, von einem eigenthümlichen Volke — den Basken — bewohnt sind, einem Volke, welches noch gar wenig bekannt ist und das seiner wirklichen Originalität halber einen Platz in der modernen Völkergeschichte zu behaupten verdient. Beim ersten Blick schon erkennt man in ihnen Menschen, welche zu einer vollständig verschiedenen Race wie ihre Nachbarn, die Franzosen und Spanier, gehören. Ihre Sprache — kein Dialect, sondern eine vollständige, und vielleicht eine der schwierigsten Sprachen der Welt, hat in neuerer Zeit Gelehrte, die zuerst von Wilhelm v. Humboldt darauf aufmerksam gemacht worden waren, bewogen, ihr ernste Studien zu widmen, um so vielleicht das Räthsel der immer noch dunklen Abstammung dieses merkwürdigen Volkes zu ergründen.

Sie bewohnen in Spanien drei Provinzen, die von Guipuzcoa, Bittoria und Alava und zeichnen sich vor allen anderen Bewohnern der Halbinsel durch ihre Biederkeit, ihre wahrhaft seltne Treue und durch ihren durch nichts zu zerrüttenden Sinn für die Unabhängigkeit ihrer Nationalität aus.

Als bei der Thronbesteigung der Königin Isabella der legitime König Don Carlos das Volk zu den Waffen rief, schlossen sich die Basken mit unerschütterlicher Treue ihm an und, von ihrem berühmten Generale Zumalacarregui geführt, erfochten sie manchen Sieg, bis eine Kugel diesen kühnen Führer dahinraffte und sie in die Armee des Prätendenten verschmolzen wurden. Nach dem Frieden von Bergara unterwarfen sie sich freiwillig nach beinahe neunjährigem Kampfe der Regierung, jedoch nur unter der Bedingung, die Rechte der baskischen Nationalität auch als spanische Unterthanen zu bewahren. Diese Rechte, Fueros genannt, sind seit beinahe 20 Jahren unangetastet geblieben, und selbst die Unmasse von verschiedenen Regierungen, die seit dieser Zeit unter dem Scepter Isabella II das Land beglückt haben, sind den Versprechungen von Bergara stets treu geblieben, und seit 20 Jahren haben die Basken an keiner der Revolutionen und pronuneiamtos, welche Spanien oft so tief erschüttert haben, Theil genommen.

Diese Fueres sind ein vollständiges Self-government der drei Provinzen. Die Regierung fordert z. B. eine bestimmte Summe jährlicher Steuern — die Casse der Provinzen zahlt sie, jedoch die Regierung darf sich nicht darum kümmern, auf welche Art und Weise diese Summe unter den Bewohnern vertheilt wird. Der geforderte Militärcontingent wird regelmäßig der Regierung zur Verfügung gestellt, jedoch sie darf ihre Hand in die Rekrutirungen nicht mischen. Die drei baskischen Provinzen erwählen sich Nationalvertreter, die mit der Regierung sich in Verbindung setzen und über alles, was das Land betrifft, mit ihr unterhandeln; als spanische Unterthanen jedoch erwählen sie gleichfalls Deputirte zum spanischen Parlamente. Charakteristisch ist, daß die Volksvertreter der drei Provinzen jährlich eine Plenarsitzung, die eine ganze Woche dauert, auf freiem Felde, in der Ebene von Guernica, unter einer mächtigen Eiche, die vielleicht ein Halbjahrtausend alt ist, halten, in welcher alles, was das Wohl der Provinzen betrifft, öffentlich verhandelt wird.

Ihren eigenthümlichen Gebräuchen gemäß haben diese drei Provinzen einen vollständig verschiedenen und im Verhältnisse bedeutend niedrigeren Zolltarif wie die übrigen Provinzen des Königreichs, und man kann begreifen, daß das Schmugglerhandwerk hier eine zu glänzende Aussichten darbietet, um nicht mit einer vielleicht

Digitized by Google

in seinem andren Lande existirenden Beharrlichkeit und Energie betrieben zu werden; und obgleich es hier mit doppelter Gefahr verbunden ist, da die Waaren erst von Frankreich über die Pyrenäen nach den baskischen Provinzen, und von da ein zweites Mal über das cantabrische Gebirge nach Spanien eingeführt werden müssen, ist es keiner Regierung bis jetzt gelungen, diesem dem Staatsschatze so sehr gefährlichen Unwesen ein Ende zu machen. Man hat alle mögliche Mittel aufgeboten, um zu diesem Zwecke zu gelangen, und nach jahrelangen Versuchen ist man wiederum zu den primitiven Douanen und Grenzfeldaten zurückgekehrt.

Was diesen ihre Mission so äußerst schwierig macht, ist erstens der ungeheure Gewinn, den dieses Handwerk abwirft, zweitens die Auffassung, daß es kein unehrliches sei und daß sich alle Classen der Gesellschaft daran betheiligen, und endlich die meisterhafte Organisation der Schmugglergesellschaft, die über ungeheure Capitalien verfügt und ihre Verzweigungen im ganzen Lande hat.

Gewöhnlich wenn ein französischer Fabrikant Bestellungen auf nach Spanien zu liefernde Waaren hat, schickt er sie nur nach Bayonne oder Perpignan an bedeutende Commissionäre. Der spanische Kaufmann wird von diesem benachrichtigt, daß die Waaren bei ihm angelangt sind und erbittet sich pränumerando die Transportkosten bis zum Bestimmungsorte und $^1/_4$, $^1/_2$ oder $^1/_2$ — jenachdem — der Versteuerungsunkosten. Gewöhnlich enden diese lettres d'avis folgendermaßen: „Sollten die bezeichneten Waaren, in Folge der schlechten Wege oder andrer unvorhergesehener Umstände, Avarie erleiden oder gänzlich verloren gehen, so übernimmt die unterzeichnete Firma auch gegen $^1/_5$% Prämie die Verantwortlichkeit dieser Mißfälle und ersetzt in den 50 der Expedition der Waare folgenden Tagen den auf der Faktura angegebenen Werth derselben." — Mit andern Worten: „sollten diese Waaren beim Hereinschmuggeln confiscirt werden, so bezahlen die Commissionäre ihren Werth, wenn man dieselben bei ihnen versichert." Wird dieser Contrakt von dem Betheiligten angenommen, so verschwindet die Waare eines Nachts aus den Magazinen des Commissionärs, wird in kleinen Ballen auf den Schultern der Schmuggler auf Pfaden, die dem menschlichen Fuße unzugänglich scheinen, über die Pyrenäen getragen, dann auf Maulesel geladen und weiter ins Land geführt, wo sie Tage-, manchmal Wochenlang an Orten, welche den Douaniers meistens unbekannt sind und welche sehr oft gewechselt werden, verborgen, und dann langsam weiter spedirt werden, bis sie an ihren Bestimmungsort gelangt sind. In jeder der größeren Städte, wie Bilbao, Santander, Vittoria, Pampelona ꝛc. restirt ein Delegirter der Gesellschaft, welcher das untere Personal derselben überwacht, bezahlt, bestraft und für ihre Familien sorgt, wenn sie gefangen werden. Die Schmuggler, um jeden Verrath zu verhüten, kennen ihn nur unter dem Namen „der Alte" und sehen ihn nie; nur einige ihrer Chefs kommen mit ihm in persönliche Verbindung.

Was dieser so gut disciplinirten Schmugglergesellschaft eine so außerordentliche Gewalt gibt — ist das schlechte Gehalt, welches die Regierung den Grenzsoldaten und ihren Officieren bezahlt. Sehr wenige widerstehen der Versuchung; sie wissen, daß die Börse „des Alten" ihnen immer zur Verfügung steht und daß diese Börse stets voll ist. Die Regierung des General O'Donnel, wollte nach der Schlacht von Vicalvaro im Jahre 1854 diesem Unwesen ein Ende machen und veränderte fast das ganze höhere Grenzpersonal — jedoch im Jahre 1856 wurde diese Regierung, die dem Lande soviel Gutes hätte thun können, gestürzt und alles kam wieder in das alte Geleise.

Ungefähr eine Woche nach dem Fange, welchen der Lieutenant in der Venta del Rey Moro gemacht hatte, mußte derselbe sich zu seinem Vorgesetzten nach Santander begeben, und um Zeit zu gewinnen, nahm er eine Balancelle, in der er mit gutem Winde in nur sechs Stunden den Weg zurücklegte, auf den er, zu Lande, beinahe zwei Tage verwendet haben würde. Er hatte sich vorgenommen nach einige Tage in dieser Stadt zu bleiben, als ihn der Commandant am zweiten Abend eiligst zu sich rufen ließ und ihm sagte, daß nach sicheren Rapporten, die ihm von Spionen zugegangen wären, eine ziemlich bedeutende Quantität von französischer Seide nach Valladolid gehen solle und ihm befahl, so schnell wie möglich auf seinen Posten zurückzukehren. Der Officier begab sich an den Hafen, wo die Balancelle lag und gebot dem Schiffer so schnell wie möglich sich zur Abfahrt bereit zu halten.

In einer halben Stunde waren alle Vorbereitungen getroffen und das Boot schickte sich an, den Hafen zu verlassen, als der Schiffer plötzlich in ein lautes Fluchen ausbrach.

„Tod und Hölle," schrie er, indem er das Segel aufspannen wollte. „Lieutenant, sehen Sie . . ."

Das Segel war fast in Fetzen zerschnitten . . .

„Aber wie ist das möglich?" rief er . . .

„Das weiß der Teufel," wehrte der Schiffer . . . „ich habe mich heute Abend mit ein Paar Mauleseltreibern in einer Venta gezankt und die müssen mir den Streich gespielt haben. — Verfluchte Canaillen."

„Was thun?" fragte der Officier . . . „es ist bald zehn Uhr und Du kannst Dir jetzt kein andres Segel verschaffen . . ."

„Nichts," antwortete der Schiffer, indem er die Hand ans Steuer legte und zum Ankerplatz zurückkehrte . . . „aber nach der Venta werd ich gehen, meine Mauleseltreiber aufsuchen und . . . Hunde! . . . Ihr sollt mir's bezahlen."

Der Lieutenant war plötzlich nachdenkend geworden! — Die Mittheilung des Commandanten, und dann diese plötzliche Verzögerung seiner Abreise! . . . Er fragte sich, ob es nicht möglich sei, daß die Schmuggler, welche ihn seit seiner Anwesenheit in Santander sicherlich genau bewachen ließen, ihm nicht diesen Streich gespielt hätten, um seine Abreise zu verhindern! Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme reizte ihn dermaßen auf, daß er beschloß, alles aufzubieten, um eine andre Balancelle zu finden, mit der er in dieser Nacht noch nach Llanes zurückkommen könnte. Kaum hatte er das Boot verlassen, als er die Decks entlang lief und überall aufragte, aber überall abgewiesen wurde, da angeblich alle Balancellen irgend eine feste Bestimmung hätten. Der junge Officier bildete sich ein, daß alles dies die Folge der gegen seine Abreise angezettelten Verschwörung der Schmuggler sei, und wurde dadurch um so mehr angespornt, sein Unternehmen zu verfolgen. Er war schon am Ende der Decks angelangt, als ihm endlich ein schlafender und von ihm erweckter Schiffer antwortete, daß sein Boot frei sei.

„Wollt Ihr mich nach Llanes bringen?" fragte der Lieutenant.

„Ich denke nicht daran!" antwortete der Schiffer, indem er sich wieder auf sein Schaaffell legte . . .

„Und warum nicht?" fragte der Officier. „Ihr bekommt gut bezahlt . . ."

„Pah," antwortete der Schiffer, „und von dem Lumpennefte Llanes zurück nach hier? . . . da kann ich Wochen warten, ehe ich Fracht oder Personen bekomme . . . Gute Nacht, Caballero . . ."

„Wollt Ihr es für 6 Duros thun?" . . . fragte der Lieutenant.

„Gute Nacht . . . Caballero . . ."

„Zehn . . ."

„Schlafen Sie wohl . . ."

Der Officier sprang ins Boot . . . er hatte einen seinen energischen Charakter ganz angemessenen Plan gefaßt. Den bloßen Degen in einer Hand und eine Unze Gold in der andern ging er auf den erschrockenen Schiffer zu . . .

„Wähle!" sagte er, „hier ist fünf Mal der Preis Deiner Ueberfahrt — und hier —"

Der Schiffer nahm die Unze Gold, besah sie beim Lichte seiner Laterne, warf sie, um ihren Klang zu prüfen, auf die Bank . . .

„Wenn Ew. Gnaden das gleich gesagt hätten," sagte er indem er das Gold einsteckte, „wären wir schon aus dem Hafen!"

Er lichtete das Segel seines Bootes und stach in die See. Der Officier wünschte sich Glück, den Schmugglern bewiesen zu haben, daß alle ihre Intriguen ihn nicht abgehalten hätten auf seinen Posten zurückzukehren, und schlief ein, indem er sich von der morgenden Schmugglerjagd die interessantesten Abenteuer versprach. Gegen vier Uhr kam das Boot in dem ärmlichen Hafen von Llanes an. Der Lieutenant erwachte, gab dem Bootsmann ein Trinkgeld und kaum sich Zeit lassend die Kleider in seinem Hause zu wechseln, eilte er nach der Caserne und combinirte einen Plan, der die Schmuggler unfehlbar mit ihren sämmtlichen Waaren in seine Hände bringen mußte. Er ließ kaum ein Dutzend Soldaten in dem Städtchen und marschirte mit den andern ins Gebirge.

Sechs Tage und sechs Nächte hatte er auf der Lauer gelegen, ohne daß ihm das geringste Zeichen der Passage der Schmuggler ward — als ihm ein Soldat eine für ihn vom Commando in Santander eingegangene Depesche überbrachte . . .

Digitized by Google

Der Commandant hatte erfahren, daß die bezeichneten Waaren gut in Valladolid angekommen waren, und machte dem Lieutenant über seinen Mangel an Wachsamkeit die strengsten Vorwürfe!

Man kann sich denken, in welcher Stimmung der junge Officier war, als er mit seinen Soldaten nach Llanes zurückkam. Er war sehr empfindlich, und es schien ihm, als wenn er auf den Lippen der Leute, die auf den Straßen stillstanden als er durchmarschirte, ein spöttisches Lächeln bemerkte!

Wie ward ihm aber, als bei seiner Rückkunft in sein Logis ihm sein Bursche meldete, daß ein Unbekannter eine große Kiste mit Cigarren und einen Brief gebracht hätte, und er nachdem er ihn erbrochen, folgende Zeilen las:

„Herr Lieutenant!

„Wir waren in der größten Verlegenheit, auf welche Art und Weise wir einige Ballen Seidenzeug nach Valladolid expediren könnten, da die Wachsamkeit Ew. Gnaden uns unser Handwerk sehr schwer macht. Ew. Gnaden hat wahrscheinlich Mitleid mit armen Leuten wie wir gehabt, und hat die Balancelle, auf der die Waaren verborgen lagen unter seinem Schutz nach Llanes befördert, eine Unze Gold dafür bezahlt, und um uns die Hauptstraße von Castilien frei zu lassen, alle Soldaten mit ins Gebirge genommen. Wir bezeugen hiermit Ew. Gnaden unsre Dankbarkeit und senden Ihnen 2500 Havannahs erster Qualität, indem wir Sie bitten, auch fernerhin uns Ihren Schutz angedeihen zu lassen. Wir bitten Ew. Gnaden nur, sich keine Auslagen mehr dafür zu machen — wir sind reich genug, um alles allein zu bezahlen." Der Brief war unterzeichnet: „El viejo" (der Alte) und in einer Ecke stand: „Revancha de la Venta del Rey Moro!"

Der Lieutenant wüthete. . . . er war verpflichtet den Brief und die Cigarren an die Commandantur nach Santander zu schicken und wenn er daran dachte, wie man sich da über ihn lustig machen würde — war er außer sich!

Auch in Llanes schien es allbekannt . . .

„Sind das echte Havannahs, die Sie rauchen, Herr Lieutenant?" fragte ihn eine junge Dame auf der Promenade, indem sie spöttisch lächelte.

Der Lieutenant biß sich in die Lippen und antwortete nicht!

Aus der Kinderstube einer Vogelfamilie.

Von Dr. Franz Schlegel.

Die Mehrzahl der nach Europa gebrachten exotischen Stubenvögel sind armen Deportirten ähnlich. In neuerer Zeit erst ist es gelungen, einigen dieser Fremdlinge den Aufenthalt in der Gefangenschaft so annehmlich zu machen, daß sie in dem Gezweige eines Tannenbäumchens von den Palmen ihrer Heimat träumen und in den engen Grenzen ihrer umgitterten Zelle über den Verlust der unbeschränkten Freiheit im lianenumrankten Urwalde nicht weiter trauern, ja sogar nisten und damit den Beweis geben, daß sie sich bei uns so recht und ganz heimisch fühlen.

Dank den Bestrebungen der zoologischen Gärten und der durch diese Institute angelockten Privatliebhaber ist in neuester Zeit die Reihe der in der Gefangenschaft zum Brüten gebrachten überseeischen Vögel ziemlich bedeutend geworden und dürfte von Jahr zu Jahr sich mehren.

Auch mir, da ich der Pflege der Thiere nur aus Liebhaberei, nicht im Berufe oblag, war es durch Zufall beschieden ein kleines afrikanisches Vögelchen zur Vermehrung zu bringen, welches bis dahin noch nie in Europa sich herbeigelassen hatte zu nisten.

Viele meiner Leser, welche in zoologischen Gärten oder bei Händlern auch den kleinen überseeischen Finken einige Aufmerksamkeit zu schenken gewohnt sind, werden sich eines Vogels, Elstervögelchen genannt, erinnern, der seinen Namen nur dem metallisch schimmernden Schwarz seines Kleides abzuwechseln mit weiß verdankt. Mit einem Pärchen dieser Elstervögelchen hielt ich in gemeinschaftlichem Käfig ein Paar sog. Halsbandvögel, ausgezeichnet, wenigstens das Männchen, durch eine rothe Kehle auf sonst anspruchslos gefärbtem Gewande und durch einen schwalbenähnlichen, aber dumpferen Gesang. Ihr Käfig hatte zwei Seitenerker, die eigentlich bestimmt, Wasser und Futter aufzunehmen, von den zwei Pärchen nicht nur Nachts über, sondern oft auch bei Tage, um der Ruhe zu genießen, mit unverkennbarer Behaglichkeit benutzt wurden. Unbekannt damals mit der Gewohnheit beider Arten Vögel nach Art unserer Zaunkönige, Meisen, Staaren ꝛc. Schutz und Ruhe in Baumhöhlen mit enger Eingangsöffnung zu suchen, machte ich, dies zu erproben, den Versuch, den Eingang des Erkers durch Vorschieben eines zwei Finger breiten Pappstückes zu verengen. Als ich sah, daß dies kein Hinderniß für sie war, ersetzte ich die Pappe durch ein breiteres Stück und endlich schloß ich den Erker bis auf eine Oeffnung von Daumengröße dicht am oberen Rand. Ueber diese Nisthöhle war die Freude groß. Sie schlüpften hinein, kamen sichtlich froh wieder heraus, und machten diese Probe so oft hintereinander und lärmten dabei so, daß ich keinen Augenblick zweifelte, den Geschmack der Thiere ganz und gar getroffen zu haben. Ich gab ihnen die verschiedensten Nistfestoffe zur Auswahl. Mit dem Neste war bei beiden der Trieb zum Nisten unwiderstehlich erwacht. Das ehemalige Einverständniß beider Arten schien zu weichen. Ein andrer Geist war in ihnen erwacht. Ueber die Wahl des Brüteplatzes entzweiten sie sich und der Friede war abgelaufen. Den phlegmatischen Halsbandvogel verließ seine Gemüthsruhe und der sanguinische Elstervogel gerieth so in Leidenschaft, daß der größere Gegner schließlich überall weichen mußte. Die hadernden Parteien wurden getrennt und den kleinern, für ihren Herd so tapfer kämpfenden Elstervögelchen der Käfig zur Verfügung gestellt. Es war spät im Jahre, Ende September; doch für Afrikaner vielleicht gerade die rechte Jahreszeit. Beide Vögel schleppten, im eigentlichen Sinne des Wortes, ganze Ladungen von Leinenfasern dem Erker zu und füllten ihn damit so ziemlich an. Jetzt hebt das Weibchen eine Lage des eingetragenen Materials mit dem Kopfe zur Decke empor; immer aber stürzt die lockere Masse ihm über dem Kopfe zusammen. Ich fühlte mich zur Mithilfe aufgefordert. Ich gab ihnen fingerlange, feine, elastische Heufaden. Kaum daß ich meine Hand aus dem Käfig entfernt hatte, stürzten die Vögel mit einer Gier auf das neue Material los, als wenn sie sagen wollten, ja das ist das rechte, damit ist uns aus aller Noth geholfen. Beide nahmen einen Heufaden mit ihren Schnäbelchen auf und eilten dem Erker zu. Das Weibchen voraus ließ sein Heu am Eingang des Nestes fallen, wühlte sich mit ihrem Kopfe in die lockere Charpiemasse hinein und hob eine Schicht nach der Decke des Erkers empor. Ihm nach brachte das Männchen seinen Heufaden, spannte denselben querüber so, daß die leichten Fasern über dem Kopfe des Weibchens sich wölbten und festgehalten wurden. Der Grundstein war gelegt, der Weiterbau den Thieren ein Leichtes. Nicht eher ruhten sie, bis die Draht kuppel des Erkers dicht geschlossen war, so dicht, daß die Charpie zwischen den Drähten hervorquoll und kein Lichtstrahl durchzudringen vermochte. Der Abend kam, die Thiere suchten Ruhe. Sie hatten riesenmäßig gearbeitet.

Des anderen Tages mit dem Grauen des Morgens, kaum hatten sie Hunger und Durst gestillt, gingen sie wieder an die Arbeit und fütterten das Nest mit der bis dahin unbekannten Schweinswolle auf und aus. Am dritten Tage ruhte das Werk und meine Vögelchen verbrachten einen Tag nach dem andern fast lediglich im Neste. Dies führte mich zu der Vermuthung, daß sie mit Brüten beschäftigt sein möchten. Mich davon durch Augenschein zu überzeugen, dazu fehlte mir der Muth. Wie leicht hätte ich mich durch Neugier um den Erfolg bringen können, meine Geduld wurde aufs höchste gespannt. Der nach meiner Rechnung aufgestellte Termin, wo die Jungen endlich auszuschlüpfen sollten, verstrich. Vergeblich mühte ich mein Ohr, die Stimmchen der Nestkinder zu erlauschen, als auf einmal das Männchen aus der Oeffnung herauskam und wie zur Befriedigung meiner Neugier eins der kleinen Eierchen, das ihm an die Brust geklebt war, mit herausbrachte. Vergeblich suchte es sich des Anhängsels zu entledigen und nahm sein Eichen wieder mit in das Nest hinein. Fünf Wochen lang hielt ich mich zurück. Durch

Digitized by Google

die unnatürlich lange Brutzeit des Erfolges einmal unsicher, entschloß ich mich, die Kuppel des Nestes ein wenig zu lüften und erblickte zu meinem Staunen mehrere eben dem Ei entschlüpfte Junge. Das Weibchen bedeckte sie ängstlich und das kleine Mutterherz hatte den Muth kräftige Schnabelhiebe gegen meinen neugierigen Finger zu führen, der es wagte, zwischen den Drähten hindurch eine Oeffnung in die Charpiedecke zu machen.

Sechszehn Tage alt — es war am 15. November — wagten sich zwei der Jungen schüchtern, zwar nicht ohne von den Alten von hintenher gescholten und von vornher durch Lockspeisen gelodert zu werden, auf kurze Zeit aus dem Neste. Nach mehreren Tagen schon lernten sie, wenn auch noch ungeschickt, sich selbst am Futternapfe bedienen, ließen sich aber wie alle jungen Vögel noch sehr gerne und am liebsten füttern.

In einer geschlossenen Reihe auf einen Zweig gekauert, nicht selten zwischen ihren Eltern, hier an den Vater, dort an die Mutter angeschmiegt, pflegten sie der Ruhe. Gar bald aber äuderte sich das reizende Familienbild, so oft nämlich der Appetit sich regte und selten nur schien dieser lange auf sich warten zu lassen. Plötzlich ertönte der Ruf eines der Jungen und unterbrach das Stillleben. Dies war das Signal zu allgemeinem Lärmen, wachsend und wachsend, je unbeweglicher die Eltern dem ungestümen Verlangen gegenüber sich verhielten. Der eine oder der andere glaubte sich der vorzugsweisen Gunst der Alten zu erfrenen, stürmte, sein Bitten für unwiderstehlich haltend, über die anderen hinweg, dieser auf die Mutter, jener auf den Vater ein und ein dritter wohl gar von dem Gezweig herabhängend, ließ über den Kopf der Hartherzigen herein immer eindringlicher sein Klaglied ertönen.

Die Jungen konnten wie gesagt bereits allein fressen und den Alten schien es eine wohlweise Maßregel der Erziehung, die Kinder durch Hunger zur Selbständigkeit zu zwingen. Suchte sich auch der gestrenge Herr Papa der immer zudringlicher werdenden Bettler durch einen Verweis mit dem Schnabel zu erwehren oder flog unwillig davon, das Mutterherz war nicht im Stande dem ungestümen Lamento ihrer Kinder auf die Dauer zu widerstehen. Sie entschloß sich Futter zu holen. Sehnsüchtig und unaufhörlich lärmend erwarteten sie ihre Rückkehr und umringten sie dann von allen Seiten, rechts und links, von oben herein und von unten hinauf. Ueberall streckten sich ihr Schnäbelchen entgegen und sie wußte nicht wo anfangen; denn der Hungrigste war eben jeder. Zuweilen hüpfte die Frau Mutter ihrem Kindlein auf den Rücken und stopfte von hier aus in den ihr rückwärts zugewendeten Schnabel des Jungen hinein oder sie hing auch an dem Gezweig über ihrer Kinderschar und spendete freundlich lockend Labsal von oben herab.

Endlich schien aber doch die Zeit gekommen, wo die Jungen sich selbst zu bedienen lernen sollten. Die Alten saßen beim Futternapf am Boden des Käfigs und naschten, unbekümmert um das Lärmen und Rufen ihrer Kinder bald von dem, bald von jenem. Was blieb den Schreihälsen übrig? So gut es gehen wollte, kletterten, flogen und purzelten die anmuch unbeholfenen und ängstlichen Jungen zum Boden nieder. Mit Ungestüm rückten sie an die Eltern heran, um gefüttert zu werden, doch vergebens. Der flügge und selbständigste von ihnen machte endlich einen Versuch, ein Körnchen aufzunehmen. Es ging, die Geschwister folgten nach und in wenig Lectionen war die Kunst erlernt. Jetzt versügten sich die Lehrmeister an das ziemlich große Wassergefäß, welches sie ausnehmend lieben, nicht blos des Durstes willen, sondern um in überschwenglicher Weise wiederholt des Tages, zumal bei Sonnenschein, zu baden. Sie saßen am Rande des Glasnapfes und stillten zuvörderst ihren Durst, tauchten den Schnabel ein, mit schneller Bewegung des Kopfes das Wasser in weiten Strahlen um und über sich herzusprützen.

Die Jungen saßen dabei, schauten den Eltern bedenklich und neugierig zu und staunten nicht wenig, wenn sie gelegentlich ein Spritzbad empfingen. Kaum daß sie sich von diesem Schrecken erholt, so versenkt sich die Mutter vor den Augen ihrer Kinder in die Flut und in Wellen und Strahlen ergießt sich das gepeitschte Element über die Leiber der gelehrigen Schüler. Erschreckt treten sie zurück oder werden vom Rande hinweggespült. Endlich erhebt sich die Mutter aus dem Bade. Umringt von ihren Kindern schüttelt sie ihr durchnäßtes Gefieder und sprengt ihre Kinder tüchtig ein. Unterdessen steigt der Vater ins Wasser und ertheilt seinen Kleinen dieselbe Lection. Da setzt der Kühnste an und probirt. Zuerst mit dem Schnäbelchen, er lernt sich besprengen. Er sondirt mit dem Fuße, aber ja nur mit einem, recht vorsichtig, ob er Grund fassen kann. Plump! da verliert er das Gleichgewicht, er steht mit beiden Beinen im Wasser. Schnell heraus! Noch einmal probirt! Und siehe da, in dem seichten Wasser ist keine Gefahr! Ihm folgt der zweite und dritte. Rasch erlernt es das ganze Chor und bald wird ihnen ein Bad tägliches Bedürfniß und sichtliches Vergnügen.

Die Eltern machten zu einer zweiten Brut Anstalt. Für ihre Kinder schienen sie keinen Sinn mehr zu haben. Mancherlei Störungen im Nestbau, die sich die Jungen erlaubten, führten schließlich zu deren Verbannung aus dem Paradies ihrer Kindheit. Die auf Schritt und Tritt mit Schnabelhieben von den Alten verfolgten Vögelchen wurden entfernt. So endete die Idylle, welche mir tagtäglich immer neue Unterhaltung geboten und Frühlingsscenen in mein winterliches Stubenleben gezaubert hatte.

Den ganzen Winter hindurch waren die Alten mit Nisten beschäftigt. Um die Weihnachtszeit war draußen eine Kälte von 24 Grad R., am Fenster brüteten meine Elstervögelchen mit afrikanischer Inbrunst. Das Pärchen hatte bis zum August 22 Kinder groß gezogen. Die letzten 6 hatten das Nest noch nicht verlassen, als eines späten Nachmittags der Herr Papa mit seiner Ehehälfte in Wortwechsel gerieth, der zu Thätlichkeiten übergiug. Die Mutter flüchtete sich zu ihren Jungen ins Nest. Dem Wüthrich war auch diese Stätte nicht heilig. Er drang auf sie ein, wohin sollte die Bedrängte flüchten? Da bot sich die schmale Oeffnung, die mein neugieriger Finger in die Charpiedecke der Drahtkuppel des Nestes gebohrt, um die Geheimnisse ihrer Brutstätte zu belauschen, als einziger und günstiger Ausweg dar. Und husch! war mein Vögelchen im Zimmer und weiter und weiter stiehend zur offenen Thür hinaus in den Garten. Mein Schreck war groß. Und was sollte aus den 6 Jungen werden, die der Mutter noch gar sehr bedurften. Der Abend war vor der Thür. Schon traf das Männchen Vorbereitungen zum Schlafengehen, nahm das Nachtessen und den Schlaftrunk ein und huschte sorglos — so schien es — zu den Jungen ins Nest. Ich trug den Käfig in den Garten. Der Alte rührte sich nicht und schien nicht auf die wirklich jammernden Locktöne seines Weibchens zu achten, das auf dem Gezweige eines großen Nußbaumes sich vernehmen ließ, von uns aber nicht zu erspähen war. Bekümmerten Herzens ließ ich meinen Käfig ins Zimmer zurückbringen. Draußen in der Natur wurde es immer stiller und immer matter und seltener wurde der Klageten der Verstoßenen. Zuletzt verhallte er so eigenthümlich, als ob der Vogel in wehmüthige Träume versunken nur noch dann und wann mit einem halberstickten Weheruf sein gebrechenes Mutterherz erleichterte. Die Nacht sank hernieder und mit ihr verstummte die arme Verlassene ganz. Meine Gedanken freilich — wem brauche ich das zu versichern? — waren bei ihr. Mit dem grauenden Morgen war ich in dem Garten, der Käfig mitsammt der kleinen Familie bei mir. Noch rührte sich kein Vogel, das Elsterweibchen aber, noch immer auf dem Nußbaum, hatte sein altes Klagelied schon wieder angestimmt. Nicht lange zwar währte es, aber für meine Ungeduld viel zu lang, da stimmten die 6 Jungen den Hungerchor an und der Herr Papa mußte sich bequemen, aus dem warmen Neste in die herbstliche Morgenfrische hinauszutreten. Er schien herrlich ausgeruht. Aber sein armes Weibchen, wie mochte es die Nacht verbracht haben? Mit dem ersten Ruf, der aus dem Neste ertönte, stürzte das Weibchen aus dem Nußbaumdickicht hervor und flog auf den dem Käfig nächsten Pflaumenbaum. Das Gebauer ringsmm war mit Leimruthen gespickt. Mit klopfendem Herzen und angehaltenem Athem stand ich in Gesellschaft eines gebienten und bewährten Vogelstellers, den ich zu diesem kostbaren Fange eigens citirt hatte, etwas entfernt im Versteck. Das Männchen antwortete dem Weibchen mit süßgeworbnten Tönen und da erst schien es Muth zu fassen, kam von seinem Baume herab und tanzte rund um den Bauer hin und her, zwischen den Leimruthen durch, jede Spalte des Gitterwerkes versuchend, ob ihr der Eingang geflattet sei. Jetzt versuchte sie aufzustiegen und da lag sie jämmerlich schreiend am Kopf, Hals und Flügeln in ein Gewirr von Leimruthen eingewickelt. Mein Vogeltobias sprang rasch zu, ergriff die seltene Beute, entfernte die Leimruthen und ich eilte mit dem Käfig ins Gartenzimmer, sorgfältig hinter mir die Thüre schließend. Jetzt galt es den Leim aus dem Gefieder zu entfernen. Asche her! Ja Vogeltobias war nicht im Stande, so zitterten ihm die Glieder, die altgewohnte Operation vorzunehmen. Deutsche Vögel hatte er genug

Digitized by Google

gefangen, aber das war ja ein Afrikaner! Beide waren wir in ungewöhnlicher Erregung.

Wer vermöchte aber auch die spannenden Momente zu beschreiben, wie der Vogel aus seinem Versteck hervorstürzte, an seinen Käfig niederflog und wie er zwischen den Leimruthen hindurchtänzelnd begierig gerade das erstrebte, was auch wir erstehten und eben noch zu entfliehen drohte, als sich die seinen Rüthchen um sein Gefieder hefteten und ihn zitternd in seines Freundes zitternde Hand brachten. Die Begrüßung beider Vögel war eine sehr kurze. Unter jenem anderen Verhältniß würde der Vogel sicherlich für das Wichtigste gehalten haben, seine Toilette in Ordnung zu bringen, der Mutter aber war nichts wichtiger als ihre Kinder zu besuchen und mit Futter zu versorgen. Dann erst ging es an ein Putzen und Striegeln, was diesmal keine leichte Arbeit war.

Die Jungen wuchsen heran. Schon war ein volles Jahr fast das arme Weibchen nicht aus den Kindersorgen herausgekommen. Noch einmal schlüpften Junge aus. Im November aber sollte sie ihr letztes Ei legen. Sie starb dabei, jedenfalls an Erschöpfung. Und mir blieb nur übrig zu bereuen, der widernatürlichen Brüteslust nicht Fesseln angelegt zu haben, dadurch vielleicht, daß ich das Pärchen trennte. Die Herzinnigkeit beider Gatten war aber so groß, daß eine Trennung grausam und für das Leben beider nicht minder bedenklich schien.

Die Elstervögelchen empfehlen sich als Stubenbrüter ganz besonders. Jeder kleine Käfig mit der nöthigen Nisthöhle genügt ihnen. Auf dem Schreibpult und dem Nähtisch sind sie heimisch zu machen; da führen sie uns, während es draußen friert und schneit, das anziehende Bild eines innigen Familienlebens in immer neuen Scenen vor, die zwitschernden Jungen zaubern den Frühling in unsere Brust. Es wäre gewiß eine dankenswerthe Aufgabe, diese lieben Vögelchen bei uns heimisch zu machen, die, wenn sie auch keinen eigentlichen Gesang haben, doch durch die Innigkeit der Gattenliebe, durch die Leichtigkeit, mit der sie und zwar im Winter brüten, gewiß jeden, der Sinn für das Leben und Treiben der Thiere hat, ergötzen und eine reiche Quelle von überraschenden Beobachtungen bieten. Freilich nicht jedes Pärchen wird sofort im Käfig das Behaglichkeitsgefühl gewinnen, um hinter dem Drahtgitter von der Freiheit an den sonnigen Ufern des inselreichen Gambiaflusses oder den reizenden Thälern der Sierra Leona zu träumen.

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän **Werner.**

III. Nacht und Nebel.

Es sind mehrere Tage vergangen. Der anfangs günstige Wind ist umgeschlagen und das Schiff lavirt mühsam vorwärts. Eine Winterreise in unsern Meeren ist schon für Seeleute keine angenehme Partie, geschweige denn für solche, die zum ersten Male auf der See sind, und unsere Badegäste haben in den wenigen Tagen mehr Kummer, Unbehaglichkeit und Qual erfahren, als am Lande in eben so viel Jahren. Aber auch der erste Officier hat einen geheimen Kummer, der schon seit dem Abgange aus dem Hafen an seinem Herzen nagt und ihn in eine Aufregung versetzt, die man an dem sonst so ruhigen Manne gar nicht gewohnt ist. Freilich hat er auch genügenden Grund dafür, denn was kann es für einen ersten Officier Schlimmeres geben, als wenn sein Schiff nicht segelt, wie es von Gott und Rechtswegen soll und muß; wenn ein lumpiger Kauffahrtheischooner an ihm vorbeikreuzt, wie das gestern Sr. M. Fregatte „Seestern" horribile dictu passirt ist! Vergebens sucht Kurzspleiß alle möglichen Mittel hervor, um die Segelkraft zu erhöhen. Er läßt die Masten bald nach hinten, bald nach vorn überbiegen und zum großen Kummer der Matrosen den Eisenballast von einer Seite zur andern schleppen, als wäre dies nichts, während doch jedes Stück seine richtigen hundert Pfund Zollgewicht hat. Es hilft alles nichts und das alter ego des ersten Officiers, der Oberbootsmann der sein feinem Avancement nur noch hochdeutsch spricht, meint, die Geschichte sei zu mal (total) zum Verzweifeln; sonst hätte das Schiff deicht (dicht) am Winde bei solcher Brise doch stets seine zehn Meilen gemacht, jetzt aber kaum sieben.

Freilich könnte Kurzspleiß leicht erfahren, weshalb das Schiff nicht segeln will, wenn er nur den alten Bootsmannsmaat Schramm fragen wollte, denselben alten Grantepf, der beim Verlassen des Hafens die Bemerkung über das Freitagsegeln murmelte. Der Freitag allein trägt die Schuld. Welcher vernünftige Seemann segelt aber auch an einem Freitage? Der ist ja fast eben so schlimm wie ein Montag, und der alte Schramm weiß tausende von Beispielen, daß dieser Tag den Schiffen nur Unglück gebracht.

An dem verhängnißvollen Freitage hat der tückische Unhold, der Klabautermann, die Macht, an Bord der in See gehenden Fahrzeuge zu kommen, und wo der sich einmal eingenistet da — lebewohl guter Wind und glückliche Reise! Nebel, Regen, Windstillen und schlechtes Wetter sind seine treten Begleiter. Wer am 29. Februar in der Mitternachtsstunde eines neuen Jahrhunderts geboren ist, dem ist es vergönnt, den Kobold von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Wenn ein Unglück passirt oder ein Sturm im Anzuge ist, kauert er auf der Mittelwache von 12—1 Uhr unter dem Bugspriet. Ein grünlicher Fischkopf sitzt ihm zwischen den spitzen Schultern, mit blutigem Rachen und langen gelben Zähnen, die er grinsend fletscht. Langes struppiges Haar sträubt sich um seinen Kopf und die feurigen Augen drehen sich wie glühende Kohlen.

Schramm gehört zu diesen Bevorzugten, denen sowohl der Klabautermann als auch der fliegende Holländer zu Gesicht kommen und er weiß schaurige Geschichten davon zu erzählen, für die er zwar unter seinen Kameraden auf der Wache eben so eifrige als gläubige Zuhörer findet, auf die aber weder der Oberbootsmann noch der erste Officier etwas geben wollen.

Es ist wieder Freitag geworden; Schramm hat vorige Nacht den Klabautermann gesehen und dieser hat ihm unheimlich zugenickt. Das bedeutet nichts Gutes und der alte Unteroffizier geht düster schweigend bei der Fallreep auf und ab.

Es ist Kurzspleiß nicht gelungen, den Seestern zum schnelleren Segeln zu bewegen und auch er befindet sich in einer höchst unangenehmen Stimmung, der der Oberbootsmann bisweilen durch einen hochrothen Fluch Ausdruck geben zu müssen glaubt, wenn ihm ein Matrose in die Quere kommt oder seine Befehle nicht schnell und geschickt genug ausgeführt werden.

Dagegen scheint den Badegästen ein Trost zu erblühen. Der hartnäckige Westwind ist allmälig abgestorben und es ist heute Neumond, der fast stets einen Witterungswechsel mit sich führt. Die Oberfläche der Wellen hat sich seit einer Stunde wie ein Spiegel geglättet, die Segel hängen todt an Masten und Stengen nieder und schlagen mit einkönigem Geräusch den Takt zu den wiegenden Bewegungen des Schiffes.

Auf so hohen Breiten sind Windstillen im Winter nicht gewöhnlich und die Hoffnung auf baldigen guten Wind wächst bedeutend. Ihre Erfüllung läßt auch nicht lange auf sich warten. Im Osten zeigt sich ein grauer Streifen am Horizont und breitet sich mit steigender Geschwindigkeit bis zum Zenith aus.

Das Wasser kräuselt sich leicht an einzelnen Stellen und bildet „Katzenpfoten", die sich bald zu größeren Strecken vereinigen. Noch ist „das kleine Zugchen" allerdings kaum durch ein Kältegefühl zu unterscheiden, das sich am benäßten und hochgehaltenen Finger äußert. Es kommt jedoch aus Osten und die Raaen werden in das Kreuz gebrasst, um beim Eintritt stärkerer Briese das Schiff sogleich drehen und auf einen westlichen Curs bringen zu können.

Die Briese wächst allmälich, das Schlagen der Segel gegen Masten und Stengen hört auf, die gegen den Wind gestellten Vordersegel bringen mit Hilfe des Steuerruders das Schiff herum und bald gleitet es leichtfüßig durch die Wogen, getrieben von den rund vollstehenden Segeln, die sich im Scheine der Abendsonne in schneeiger Weiße an den Raaen blähen.

Digitized by Google

„Uebersegelt"!

Nach einer Skizze von Graf Monts auf Holz gezeichnet von Toller.

Die lichtgrünen durchsichtigen Wellen krönen sich nach und nach mit weißem Schaum, der wie blendender Perlenschmuck ihre Häupter bekränzt; doch sie rauschen und eilen vergebens, sie holen die flüchtige Fregatte nicht ein, die blitzschnell dem Ocean und seinen Azurfluten zustrebt.

Gegen Abend läuft der Seestern bereits 10 Knoten. Das Gesicht des ersten Officiers hellt sich etwas auf, der Oberbootsmann ladet den Zimmermann und Feuerwerker in seine Kammer zu einem Glase „Grog" und die allmälich von der Seekrankheit genesenen Badegäste freuen sich der schnellen Fahrt, die sie mit schnellen Schritten dem wärmeren Klima entgegenführt. Ja, Dr. Salomo wird sogar so übermüthig, daß er beim Gehen auf Augenblicke die Hände in die Tasche steckt. Er ist nicht wenig stolz auf seine körperliche Gewandtheit und wirft triumphirende Blicke auf die weniger geschickten Kameraden, die noch immer mit ausgestreckten Armen gehen und bei jeder heftigeren Bewegung des Schiffes eiligst nach einem festen Halt suchen.

Ueberall hat aber der günstige Wind freundliche Gesichter gemacht. Nur der alte Schramm schüttelt bedeutsam den Kopf über den Freitagswind und meint, daß unmöglich etwas Gutes dabei herauskommen könne.

Gegen 10 Uhr Abends meldet der Posten auf der Fockraa ein Feuer voraus, das auch bald von Deck gesehen und als das Feuerschiff von Galleyer, einer vor dem englischen Kanale liegenden gefährlichen Sandbank erkannt wird.

Bis dahin ist das Wetter schön gewesen, der Himmel fast wolkenlos, die Luft klar und durchsichtig und das Sternenzelt entfaltete seine ganze Pracht. Plötzlich aber tritt eine Aenderung ein; der Wind wird schwächer und es erhebt sich vor der Fregatte eine weiße Nebelbank. Das Feuer des Galleyer verschwindet, die freundlichen Sterne verhüllt ein dichter Schleier und der ohnehin schon durch die Nacht sehr beschränkte Gesichtskreis erstreckt sich jetzt nur auf wenige hundert Schritte.

Mag es wehen und stürmen, mögen die Wellen donnernd über dem Schiffe zusammenbrechen, mögen Klippen und Untiefen den Pfad versperren oder unsicher machen — gebt dem Seemann Licht, das Licht der Sonne oder des Mondes und er führt Euch sicher durch Sturm und See, durch das Labyrinth der Felsen und Bänke an den Ort Eurer Bestimmung. Doch Nacht und Nebel sind seine bösen Dämonen. Vergebens starrt das forschende Auge umher; kein dunkler Streifen am Horizonte läßt die Nähe der Küste, seine Verfärbung des Wassers die Gegenwart heimtückisch lauernder Gefahren ver-

Digitized by Google

muthen. Ueberall jenes gleichmäßige schauerliche Dunkel, das zugleich in die Seele dringt und auch sie mit der Nacht der Verzweiflung erfüllt! An Bord des „Seestern" werden alle Maßregeln getroffen, die bei solchem Wetter und besonders in einem so engen Fahrwasser erforderlich sind, wo tausende von Schiffen sich auf ihren Wegen kreuzen und man schon bei hellem Tage die größte Vorsicht anwenden muß, nun nicht gegen einander zu segeln.

Zwei Posten auf dem Back und der Hornist der Seesoldaten blasen auf Nebelsignalhörnern, die sich zu diesem Zwecke an Bord eines jeden Schiffes befinden, der Tambour rührt in Zwischenräumen die Trommel und von fünf zu fünf Minuten wird ein Kanonenschuß gelöst, denn das Gehör ertheilt jetzt die einzige Warnung vor der Gefahr. Die Wachmannschaft steht fertig zum Manövriren, um dem Schiffe in dringenden Fällen schnell eine andere Richtung zu geben und hunderte von Augen suchen die dunkle Wand zu durchdringen, die den „Seestern" umlagert.

In den Pausen erschallen bei dem schwachen Winde aus den verschiedenen Himmelsgegenden, bald näher bald ferner, ähnliche Warnungstöne des Hornes oder der Trommel. Bisweilen gleitet in unmittelbarer Nähe ein Schiff wie ein gespenstiger Schatten vorüber, dessen Formen der Nebel zu riesenhaften Phantomen vergrößert und die der Phantasie der Matrosen neuen Stoff zu abenteuerlichen Erzählungen geben. Ja oft unterscheidet man in der bei Nebel so hellhörigen Nacht Stimmen und Worte, die unheimlich über das Wasser klingen, wie Töne aus einer andern Welt, weil es nicht gelingt, das Schiff zu entdecken, dem sie angehören.

Der fast ganz gefallene Wind hebt sich jetzt plötzlich wieder und die Fregatte fliegt förmlich durch das Wasser trotz der verkleinerten Segel; doch auch die Gefahr wird dadurch bedeutend vergrößert. Mehr um dem eigenen Bewußtsein zu genügen, als daß man sich wirklichen Nutzen davon verspricht, werden die Posten mit Anzucke verdoppelt; der Capitän, der noch keinen Augenblick das Deck verlassen, läßt ununterbrochen sein Nachtglas durch das Dunkel schweifen und Jedermann an Bord strengt die Augen auf das Aeußerste an, als gälte es eine Krone damit zu gewinnen.

„Feuer voraus!" schallt es plötzlich aus hundert Kehlen zugleich. „Halt ab, halt ab, es ist ein Schiff!" im Tone der höchsten Angst hervorgestoßen, folgt unmittelbar dem Rufe.

„Auf mit dem Ruder, hart auf! um Gotteswillen!" befiehlt der Capitän und springt selbst zum Steuerrade, um es schneller drehen zu helfen.

Vergebens! es ist zu spät. Ein furchtbares Krachen erfolgt; der „Seestern" erzittert in den innersten Fugen und scheint einen Augenblick an dem Orte gebannt durch Schrecken vor einem entsetzlichen Unglück.

Ein Schrei des Todes und der Verzweiflung ringt sich aus den Wassern und verhallt ersterbend im Rauschen des Windes und der Wogen. Dann ist alles wieder still.

Die Fregatte stürmt fort in unaufhaltsamer Fahrt, als werde sie von Dämonen gejagt und die Mannschaft steht starr vor Schrecken und der Sprache beraubt.

Ein Fahrzeug ist übergesegelt! Gott erbarme sich der Aermsten, eine Rettung ist nicht möglich in einer solchen Nacht.

„Peilt die Pumpen!" unterbricht das Commando des Capitäns die Todtenstille auf dem Deck und jeder lauscht in angstvollem Harren der kommenden Antwort.

„Ein Zoll Wasser bei der Pumpe!" rapportirt mit lauter Stimme der Zimmermann. Ein schwerer Stein wälzt sich vom Herzen der Mannschaft. Gott sei Dank, die Fregatte ist unbeschädigt. Die Freiwache, welche durch den Zusammenstoß geweckt und auf das Deck gestürzt ist, begibt sich langsam wieder herunter und alle bedauern theilnehmend die Unglücklichen, die sich auf dem fremden Schiffe befunden haben.

„Ja! ja! ich wußte es wohl," sagt Schramm zu seinem Kameraden Lebrecht: „der Klabautermann wollte sein Opfer haben. Freitagsegeln bringt nimmer etwas Gutes."

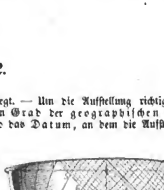
Am Familientische.

Die Normaluhr.

Während man in der Construction künstlicher Uhren es im Laufe der Zeit zu so außerordentlicher Vollkommenheit gebracht hat, war man in Bezug auf die natürliche Uhr so zurückgeblieben, daß man sich bis vor kurzem fast noch auf denselben kindlichen Standpunkte befand, den man bereits vor tausenden von Jahren einnahm, ja man hatte es fast vergessen, daß auch die beste Pendeluhr nur relativ richtig geht, d. h. wenn sie von Haus aus richtig gestellt ist, und daß man auch bei der besten Taschenuhr von Zeit zu Zeit einer Normaluhr bedarf, um sie zu reguliren. Eine solche ist aber um so mehr ein Bedürfniß einer Zeit wie die unsrige, wo Pünktlichkeit eine so große Rolle spielt, wo z. B. durch Versäumniß eines Eisenbahnzuges oft die wichtigsten Interessen gefährdet werden.

Eine solche Uhr, die die Zeit allemal absolut richtig angibt, ist nur eine richtig construirte Sonnenuhr, d. h. gewissermaßen die Sonne selbst. — Die bisher üblichen Sonnenuhren waren aber höchst unvollkommene Instrumente, an einen bestimmten Ort gefesselt, weit entfernt, die richtige mittlere Zeit auf Minuten genau angeben und daher ohne allen praktischen Werth. Eine sehr interessante und nützliche Erfindung, der noch eine bedeutende Zukunft bevorstehen dürfte, ist daher die von H. Schmeißer in Berlin erfundene und demselben patentirte „hemisphärische Sonnenuhr", die allen Anforderungen einer Normaluhr auf überraschende Weise entspricht. Sie ist vollkommen transportabel, läßt sich auf jedem Breitengrad mit leichtigkeit und ohne vorherige Kenntniß der Meridianrichtung aufstellen und gibt die Sonnenzeit sowohl als die mittlere Zeit sofort auf die Minute genau an. Außerdem aber gibt sie ein jedem Laien verständliches, höchst instructives Bild des (scheinbaren) Sonnenlaufs an jedem einzelnen Tage und das ganze Jahr hindurch, wodurch sie sich namentlich zum Gebrauch beim Unterricht für Schulen sehr empfiehlt.

Die hemisphärische Sonnenuhr besteht im wesentlichen aus einer halben Hohlkugel von Metall, dem Himmelsgewölbe entsprechend, die im Innern eine eingravirte Zeichnung enthält, die derartig ausgeführt ist, daß man den Stand der Sonne für jeden Tag des Jahrs, für jede Stunde und Minute darauf nachweisen kann. Ueber den Stand der Halbkugel ist ein Fadenkreuz gespannt (von Süd nach Nord und von Ost nach West), so daß der Kreuzungspunkt genau im Centrum der Kugelfläche ruht, worauf folgt, daß der Schatten dieses Kreuzungspunktes, wenn das Instrument richtig aufgestellt ist, genau denjenigen Weg auf der innern Kugelfläche, resp. in der vorgeschriebenen Zeichnung macht, den die Sonne am Himmel zurücklegt. — Um die Aufstellung richtig zu bewirken, hat man nur nöthig, den Grad der geographischen Breite des Orts zu berücksichtigen und das Datum, an dem die Aufstellung erfolgt. Von dem



Durchschnitt der Normaluhr.

Kreuzungspunkte der Fäden hängt nämlich ein kleines Pendel herab welches genau auf den Meridian in der Halbkugel und zwar auf denjenigen Grad desselben fallen muß, der dem Aufstellungsorte entspricht, was mittelst dreier Schrauben, auf denen das ganze Instrument ruht, leicht zu erreichen ist; dann hat man nur nöthig, es im Sonnenschein horizontal zu drehen, bis der Schatten des Kreuzungspunktes der Fäden auf denjenigen Kreisbogen fällt, der dem Datum der Aufstellung entspricht, und sofort kann man Stunde und Minute ablesen. Der Meridian in der Sonnenuhr liegt dann genau in der Richtung des wirklichen Meridians, und während man bei andern Sonnenuhren immer zuerst die Meridians-Richtung kennen mußte, ist dies ein Instrument, durch welches man diese umgehend sofort erfährt. Die Sonne befindet sich nämlich an einem bestimmten Tage des Jahrs zu einer bestimmten Stunde und Minute stets in einer bestimmten Höhe über dem Horizont, für jeden Breitegrad verschieden; die hemisphärische Sonnenuhr ist nun ein höchst sinnreiches und

Digitized by Google

dabei einfaches Instrument, um aus der Höhe der Sonne sofort Stunde und Minute zu erfahren. Man wird daher die erste Aufstellung nicht gut in der Mittagsstunde vornehmen, weil um diese Zeit die Sonne fast parallel mit dem Horizont fortrückt. Ist die Aufstellung einmal richtig erfolgt, so muß der erwähnte Schattenkreuzpunkt fortwährend genau den durch die Zeichnung vorgeschriebenen Weg verfolgen. Ist die Aufstellung in der Morgenstunde erfolgt und steht der Schattenkreuzpunkt in den Nachmittagsstunden desselben Tages noch auf demselben dem Datum entsprechenden Kreisbogen, so ist dies die beste Controlle für die vollkommen richtig erfolgte Aufstellung. Die Beobachtung ist deshalb eine sehr genaue, weil der Schatten vom Sonnenaufgang bis zum Untergang immer Lauf-recht auf die Fläche fällt, wo er beobachtet wird, also immer sich scharf markirt. — Man erfährt auf diese Weise allerdings zunächst die Sonnenzeit, die mit der mittleren Zeit (der Pendeluhren) selten übereinstimmt; durch eine im Innern der Holzkugel angebrachte Tabelle erfährt man jedoch die Differenz für jeden Tag des Jahres, d. h. wieviel Minuten die Pendel- oder Taschenuhr der Sonnenuhr vor- (+) oder nach- (—) gehen muß.

Will man die Uhr nicht an einem bestimmten Platze stehen lassen und doch die jedesmalige, wenn auch nicht unständliche, so doch Genauigkeit erfordernde Aufstellung vermeiden, so braucht man sich nur die drei Punkte zu markiren, wo die Spitzen der drei Schrauben, auf denen das Instrument ruht, zu stehen kommen, um ihr sofort die richtige Stellung wiederzugeben. Uebrigens kann sie auch mit freien Händen bestimmt, da die Holzkugel eben durch ein ebenes Glas vollkommen geschlossen ist.

Die hemisphärische Sonnenuhr ist somit ein Instrument, welches allen Anforderungen einer zuverlässigen Normaluhr entspricht. Ein und dasselbe Exemplar kann innerhalb einer Erdzone von 20 Breitegraden (43°—63° n. Br.) benutzt werden.

Die genaue Anweisung zur Aufstellung ist in der dazu gehörigen gedruckten Erklärung enthalten. Verfertiget und Verkäufer derselben ist der Mechanikus A. Meißner, den Debit für den Buchhandel hat die geographisch-artistische Anstalt von Ernst Schotte & Comp. in Berlin übernommen, so daß auch eine jede Buchhandlung die Bestellung darauf annehmen kann. Der Preis stellt sich auf 9 Thaler.

Zu einem Pommerschen Pfarrhause.

Es ist ein stiller Abend; man hört das Rauschen der Oster. Das Dorf liegt einsam da, fern von der nächsten Stadt und noch weiter von der Eisenbahn. Wie fast überall in dortiger Gegend hat der Pfarrer außer seinem Dorf noch mehrere Filialdörfer, die er Sonntag und sonntäglich zwei Mal, oft drei Mal zu predigen. Es ist eine Patronatstelle; der Gutsherr, sein Patron, ist ein Freund der Kirche und steht in gutem Vernehmen mit seinem Pastor. Das ist viel werth für den Umgang der Pfarrersleute, aber auch für ihre Wirksamkeit. Wegen der Filiale muß der Pfarrer ein Gespann haben; um die Pferde zu ernähren und anderweit zu beschäftigen, muß er Land haben. Das giebt ihm Viehzucht, und Acker, Ertrag der Wirthschaft bildet einen Hauptheil seiner Einnahme. Das Pfarrhaus ist zugleich ein Bauernhaus mit Oekonomiegebäuden, mit Kühen und Schafen und — was in Pommern nicht fehlen darf, auch mit einer entsprechenden Anzahl Gänse. Da sind Knechte und Mägde nöthig für die Bewirthschaftung, da fehlt denn auch nicht ein Schwein. Der Garten ist nicht kleiner. Aber was Dich vielleicht in einem Pfarrhause am meisten befremden dürfte und was Du gewiß in wenigen Gegenden sonst antreffen möchtest, Du hörst hier im Winter ein gar eigenthümliches Geräusch, welches Dich, wenn Du zufällig in einer Fabrikgegend zu Hause bist, an die Heimat mahnt. In der Wohnstube ist ein Webstuhl, und dahinter sitzt die Magd und webt die selbstgesponnene Leinwand aus der selbstgezogenen Wolle. Nun ist die Leinwand fertig für Hemden und Bettzeug, ja für das Tischzeug, Deck-Dich das Gebild; 45 Ellen nimmt als ihren Jahresloohn die Magd davon, das Uebrige ist für die Pfarrersleute, für Mann und Frau und die sieben blühenden Kinder. Ja die Pfarrerin hat den Sohnen Jacken, den Töchtern Röcke aus der Wollenwaare machen sie für das Gesinde, für die Drucker gegeben. Du siehst die weißen Plünktchen auf dem schwarzen Grunde und denkst an gedruckte Baumwollenzeug, aber es ist unverschleißliche selbstgewonnene Leinwand. Die Haussrau hat die Arbeit des Spinnens und Webens mit kundigem Auge überwacht; nun fängt ihre Haupttheil an mit dem nahenden Frühling. Die Gewebe wird an vier Tagen hinter einander getragen, sorgfältig gewaschen und auf dem Grase ausgebreitet. Darnach langt sie die Bütte herbei, um mit dem vollständig aufgelösten Chlorkalk, daß ja kein Schaden geschehe, die Fleckleche vorzunehmen. In zwei Stunden wirft das Chemikal bei der seitigen aufmerksamen Behandlung wahre Wunder; die graue Leinwand kommt schneeweiß, gewaschen im klaren Bachwasser, auf die Bleiche, wo sie bis zum Herbst fertig für den Gebrauch und kann die Kisten und Kasten, den Stolz der deutschen Hausfrau, mit selbstgewonnenem Reichthum füllen. Aber auch der Schafscheur wolliger Ertrag kommt nur theilweise auf den Markt; eßt muß die eigene Familie mit dem Nöthigen versehen werden. Der Magd gebührt alljährlich ein neues wollenes Kleid. Aber die Frau Pfarrerin wie die Töchter drehen sich mit selbstverfertigtem Wollenstoff; ob auch für den Pfarrherrn mitunter ein Schafskrock abfällt, haben wir zufällig nicht erforscht, wir sollten aber doch denken, daß er nicht leer ausgehen werde. Allein woher die schönen Farben an den Schossen, das Schwarz, das Blau, das Roth? woher der blendend rothe Besatz an den Kleidchen der Mägdlein? Das alles hat die Pfarrerin mit geschäftiger Hand besorgt; wie sie die Leinwand bleicht, so färbt sie auch die Wolle. Das ist denn doch ein wundersames Leben in dem Pommerschen Pfarrhaus, so einsam und gemeinsam mit den Dorfbewohnern, so fleißig, so geschickt, so theilnehmend, so vorbildlich. Da steht das Pfarrhaus inmitten der Gemeinde, innig mit allen Interessen der Insassen verwachsen, und der Pfarrer versteht seine Gemeinde, und sie nehmen mit Vertrauen sein Wort auf, wenn er von der Erde zum Himmel den Blick lenkt und Gotteskräfte in das irdische Treiben hernieder führt. Es ist viel schmmr Sitte im Dorf. Der Sonntag wird fromm gefeiert, auch im Sommer in der Erntezeit. Gerne sammeln sich die Leute am Mittwoch Abend zur Bibelstunde, am Sonnabend nach dem Abendgelaut zum liturgischen Gottesdienst. Fast die ganze Gemeinde ist dann beisammen wie am Sonntag; denn wenn am Samstag Abend die Pfingstfeste gefeiert hat, beginnt die Osterwoche mit alle Arbeit im Dorfe hat ein Ende. Wer möchte nicht gerne weilen in solcher Stille, wohin aus der Ferne des schäumenden Meeres majestätisches Rauschen uns geöffnete Ohr so geheimnißvoll wohlthuend dringt?

Cr.

Die Macht des Gewissens.

Heinrich II, König von Frankreich, übertraf seinen Vater Franz I noch an Grausamkeit gegen die Protestanten. Es mischte sich aber in den aberglaubischen Schauder, den er vor ihnen empfand, eine gewisse Neugierde, sie kennen zu lernen. Mehrere Hinrichtungen hatten seinen Eifer nicht gemindert. Seine Wuth gegen die Protestanten stand auf dem 1100 Male seinem Leben wenigen Schritte in das Château des Tournelles. Der Mann besaß indeß Geistesgegenwart und Scharfsinn genug, um die Prälaten, die ihn examinirten, durch seine treffenden Antworten in Erstaunen zu setzen. Dieser wie Pracht des Palastes, noch die Gegenwart des Königs, noch der Pomp des reichen Hofstaates, ihn in die geringste Verwirrung. Auch war die Freimüthigkeit und Keckheit seiner Antworten erstirnten aufs höchste Heinrich II, und er schwur, er wolle folgenden Tages der Hinrichtung des Verwegenen selbst beiwohnen. Er hielt Wort und erschien mit glänzendem Gefolge auf einem Balkone gegenüber dem Scheiterhaufen. Der arme Schneider stand festgebunden an dem Pfahl und erwartete das Anzünden des Holzes, als er Heinrich II gewahrte. Von da an ruhte sein Blick, milder, ies und doch strenge, unverwandt und seit auf dem Könige; nicht nur in seines Richters Auge senkte er sich, er drang ihm tief ins Herz. Der König erblaßte, trat einen Schritt zurück, und sobald die Flammen ihr Opfer umzüngelten, bereite er sich, mit seinem Gefolge aufzubrechen.

Er that es, aber nicht ohne Hindernisse. Der König fortwährend. Er fühlte sie überall, auf der Jagd, im Rathe, auf dem Balle, sogar in seinen Träumen. Er hat niemals wieder der Hinrichtung eines Ketzers beigewohnt.

R. K.

Eine Alpenveilt unter unsern Füßen.

Inmitten der größten Wassermasse der Erde, d. i. der Südsee, liegt auf der entgegengesetzten Seite der Erdkugel, so ziemlich unter unsern Füßen, das verjüngte „England der Gegenfüßler," Neuseeland. Es besteht wie England selbst aus zwei Hauptreilanden, lehnt sich an das australische Festland in ähnlicher Weise, wie England an Europa, und kommt besonders durch seine prächtige Alpenvegetation dem fern, und kaufmännischen Sinne der Engländer bestens entgegen. Kein Wunder, daß das alternde England in Neuseeland sich dereinst verjüngt zu sehen wünscht, strebt und hofft. Schon kommen den Engländern wunderliche Phantasien in den Kopf. Da sieht man wohl im prophetischen Fernblick den Sohn des neuseeländischen Aktions in Laufe der Jahrhunderte eine sentimentale Reise nach dem verlebten Alt-England antreten und auf der verfallenen Londoner Brücke melancholische Studien über den Wechsel aller menschlichen Dinge machen. Alse eine große geschichtliche Rolle hat man Neu-Seeland zugedacht. Bis jetzt hatte es so gut wie gar keine Geschichte. Da gibt es weder Grabhügel, noch Pyramidenmeer oder Ruinen, keine verfallenen Tempelsäulen einer großartigen Religion, keine Ruinen eines gefallenen Babylons, keine pyramidalen Schöpfungen einer altehrwürdigen Kunst. Und doch hat auch Neuseeland in gewissem Sinne Spuren einer großartigen Geschichte aufzuweisen. Daran aber haben weder Menschengedanken noch Menschenhände Theil. Es sind die Spuren einer großen Naturvergangenheit. Wilde Schlösser, Gemäuer und der Boden selbst hat hier mit Wasser und Feuer im großartigsten Styl gearbeitet. Und wie die alten Könige des Morgenlandes, nachdem sie große Dinge vollbracht hatten, auch gern für ein weithinragendes Denkmal ihrer Thätigkeit sorgten, so hat hier der göttliche Werkmeister weithin sichtbar Monumente seiner großen Wirksamkeit aufgerichtet, wie sie sonst nur wilde Phantasie und Aberglaube in Pyramidenform oder Riesengebirge im Süden, und im Norden Hebe, in die ewige Schneeregion aufsteigende Bultankegel mit ihrer geheimnißvollen und doch für alle lesertichen Bilder- und Hieroglyphenschrift. Schon die ersten der hier vorüberstrahenden Europäer warfen Blicke des Staunens empor zu diesen antipodischen Alpen. Einen besondern großartigen Eindruck machten sie selbst Fremden der Westküste. Dort fallen die ungeheuren Felsmassen an manchen Stellen mit drei bis vier tausend Fuß hohen senkrechten Wänden ab und bieten dem Sturme der furchtbarsten Meeresbrandung eine wahrhaft eiserne Stirn, als wollten sie sagen: „Mein Wille gegen Deinen! Eins gegen Eins! Mich dünkt, das hebt sich."

So sich an diesen gefährlichen Küstenstrichen weit und breit kein Hafen für die gefängsten Seefahrer öffnet, so blieb das dahinterliegende Gebirge bis in unsere Tage eine vom menschlichen Fuß so gut wie unberührte Wildniß, denn auch die Eingebornen, denen es an allen wilden Orten unbeirrlich wird, bieten sich fast von diesen gefpenstischen Bergwüsten. Erst in den letzten Jahren haben sich Männer der Wissenschaft gefunden, kühn genug, um bis zu den eisigen Gletschern der höchsten Gebirgsstöcke empor-

Digitized by Google

zustimmen. Wir freuen uns sagen zu dürfen, daß unter diesen ein Deutscher oben an steht. Haaß nämlich, der als Regierungsgeolog der Provinz Canterbury 1861 bis zu den Quellen des Rangitata vordrang und seit 1862 dem Quellengebiet des Waitangi am Mount Cook seine wissenschaftliche Ausmerksamkeit widmet.

„Mit Bewunderung," sagt Haaß, der Überhaupt die ersten augenzeugenlichen und verläßlichen Nachrichten über neuseeländische Gletschergebiete gab, „betrachtete ich die über alle Beschreibung großartige Gebirgswelt um mich. Gehüllt in feierliche finstere Schneemäntel thronten ringsum die Patriarchen der Alpen mit ehrwürdigen Häuptern und lang herabwallenden Bärten. Nur der Donner der Lawinen oder der melancholische Ruf des Nestorpapageis unterbrach die Stille der jungfräulichen Natur und ein Gefühl von Ehrfurcht und heiliger Scheu überkam mich, wenn ich dachte, daß da, wo ich stand, in dieser einsamen Wildnis noch nie zuvor ein menschlicher Fuß gestanden."

So Haaß. „Und aber nach fünfundvierzig Jahren will ich denselbigen Weges fahren." Wird es dann noch immer eine „einsame Wildnis" sein? Oder wird es dann auch in jener Alpenwelt unter unsern süßen Alpenführer und Alpenwirthshäuser geben? Graul.

Präsident der Acordada.

Wie voll und vornehm klingt der Titel! — und was steckt dahinter? — Ein Zuchthäusler. Acordada ist der Name des großen Gefängnisses in Mexiko und die Verbrecher, die daselbst zur Ueberwachung ihrer Kameraden benutzt werden, wofür sie eine monatliche Gratification erhalten, heißen „Präsidenten". Die Weiber der Acordada zu überwachen muß wohl mehr Mühe machen, da die Gratification der „Präsidentin" die des „Präsidenten" um die Hälfte übersteigt. F. L.

Briefkasten.

Abonnent in Dommitzsch. Der Brauch des Polterabends vor der Hochzeit, nach dessen Ursprung Sie fragen, ist durch ganz Norddeutschland bekannt. Er hat seinen Namen von dem Lärmen (Poltern, Ballern), welchen die vor und an die Thüre der Braut gewofenen alten Töpfe verursachen. Die Meinung eines neueren Gelehrten, daß er aus dem Glauben des Volkes, damit böse Geister zu vertreiben herstammt, ist irrig. Denn diese „bösen Geister", von welchen der Aberglaube früher erzählte liebten als „Poltergeister", „Rumpelgeister, Rumpelstilz" erst recht den Scandal. Vielmehr ruht der Gebrauch in dem Eifer, recht viel Töpfe in Scherben zu zerbrechen. Denn wie das Volk bei uns sagt: „Je mehr Scherben, desto mehr Glück." Die Ansicht freilich, daß zerbrochene Scherben dem neuen Brautpaare Glück bereiten, hat eine weiterverbreitete, unserm Volk kaum mehr deutliche Symbolik. Clearins fand in Rußland die Sitte, daß Braut und Bräutigam ein Glas voll Wein zusammen austrinken. Der Bräutigam nimmt hierauf das Glas und schleudert es auf die Erde, daß es zerbricht. Beide treten es dann völlig in kleine Scherben mit den Worten: „So müssen auch alle die, so zwischen uns Feindschaft und Haß zu erwecken gedenken, vor unser Füße fallen und zertreten werden." Ein ähnlicher Brauch findet bei den Hochzeiten der Juden statt, die noch die hergebrachten Ceremonien beobachten. Der Bräutigam zerbricht ein Glas durch Schleudern an die Wand oder Zertreten mit den Füßen. Die Symbolik war eine ähnliche, Glück bestehend, wenn sie auch in Worte nicht gefaßt ward.

Die Intention des Polterabends ist also an sich eine wohlmeinende Verwünschungen, ein Zeichen guter Wünsche von Nachbarn und Freunden. Jetzt freilich ist der Geist entwichen, aber der Spektakel ist geblieben.

Mehrere Abonnenten in Königsberg i/P. Für Ihre liebenswürdige Anerkennung wie für Ihren offenen Tadel unsern Dank; ersterer ermuntert uns, von letzterem eignen wir uns das Zutreffende an. Hierbei ein Paar Worte im allgemeinen. Daß wir die uns von allen Seiten mit massenhaft zugehenden Wünsche nicht alle berücksichtigen können, liegt auf der Hand; es geht schon deshalb nicht, weil sie sich oft diametral entgegenstehen. Dieser will mehr Ernst, jener mehr Humor, dem dritten ist das Novellistischen zu viel, dem vierten zu wenig, der fünfte möchte mehr Geschichtliches, der sechste mehr Naturhistorisches, der siebente wünscht dringend das Gewerbliche oder das Geographische mehr herangezogen, der achte empfiehlt mehr Berücksichtigung der Tagesgeschichte, der neunte warnt davor. Hier begehrt man mehr Pädagogisches, dort mehr für Haushaltung, Handarbeit, Gesundheitspflege, wogegen wieder ein andrer dies langweilig findet und nach Tages Last und Mühe heiter unterhalten sein möchte.

Die Fülle dieser Wünsche verdrießt und ermüdet uns nicht. Einmal lernen wir daraus, und dann geht uns daraus die große Theilnahme hervor, mit der man unserm Daheim in Nah und Fern folgt und ihm wohlwill. Und wenn man an daffelbe nach so kurzem Bestehen sogleich die höchsten Anforderungen stellt, höhere als an irgend ein andres Blatt, so ist das zwar zuweilen unbillig, aber doch auch wieder ehrend. Daß die Redaction dabei ihre Selbständigkeit wahrt, ist notwendig und selbstverständlich.

Meister S. in Potsdam. Der Verfasser von „Ehren und Nichtehren" ist Sanitätsrath Professor Dr. Erhard in Berlin. Mauerstraße 31. Wenden Sie sich gefälligst direkt an ihn.

Dem Leserkreise in Dorst bei Cresfeld. Prämien? Ist unmöglich. Erstens scheint uns dies Lockmittel dem Standpunkte unsres Blattes und unsres Leserkreises nicht ganz angemessen und zweitens ist es finanziell rein unmöglich. Bedenken Sie: wöchentlich 1½—2 Bogen Text, mit den besten feinsten Illustrationen, also jährlich ca. 100 Bogen — diese 100 Bogen Papier, rohes unbedrucktes Papier, kosten uns selbst für jedes Exemplar 20 Gr., gleichviel ob 100 oder 100,000 Exemplare gedruckt werden,) — für 2 Thaler, wovon wir noch den üblichen Buchhändler-Rabatt zu geben haben. Wir glauben, unsre Leser werden am besten fahren, wenn alle Mühen und Kosten auf das Blatt selbst verwandt werden.

An unsre Leser.

Mit der nächsten Nummer beginnt das vierte Quartal unsrer Zeitschrift.

In demselben kommen zunächst die schon mehrfach angekündigten Beiträge und Illustrationen zum Abdruck, welche bisher aus räumlichen Gründen keinen Platz finden konnten. Die weiteren Nummern werden unter anderm enthalten: Der Flüchtling, Erzählung aus der Camisardenzeit von Gottfried Flammberg. — Aus den Papieren eines Untergegangenen, Novelle von Victor von Strauß. — Novellen von Roquette, Brachvogel, Ziemßen, Hobein, Ottilie Wildermuth u. a. — Die Fortsetzung der mit so vielem Beifall aufgenommenen Seebilder von Werner. — Eine Reihe selbsterlebter Episoden eines Seemanns, früher auf der deutschen österreichischen, englischen, jetzt auf der nordamerikanischen Flotte, unter dem Titel: Aus allen Meeren. Zum Theil mit Illustrationen I. Die Verbrechercolonie in der Südsee. II. Auf dem Walfischfang. III. Das Sklavenschiff. — Erinnerungen eines evangelischen Feldpredigers aus der Krimm. — Brasilianische Nächte, von R. Avé-Lallemant. — Dr. Barth von Calw, ein Lebensbild mit Portrait. — Ein Besuch auf den neuen preußischen Panzerschiffen. — Der Kampf um den Nordpol, von Hermann Wagner, mit Illustration. — Der Vater des deutschen Freiturnens, mit Spieß Portrait. — Der Fund eines Kleinodes auf dem Sinai, von Constantin Tischendorf, mit Illustration. — Der Mann auf der Schecke, mit Illustration: Gellert im Rosenthal zu Leipzig. — Ein Gang durch die Werkstätten des Daheim. I. Ein Morgen im Redactionsbureau. II. In der Holzschneiderei. III. Sturm und Drang in der Druckerei. — Die Berliner Thierarzneischule, mit Illustration: in der Hundeklinik. — Im Arsenal zu Spandau. — In der Capuzinergruft zu Wien, mit Illustration. — Calvin und Servet, von H. Krummacher. — Zwei königliche Wittwen, von Rob. Koenig, mit Illustration. — Der Graubündtner Gemsenkönig, mit Illustration von R. Kretschmer. — Unser Freund in Deutschlands Wäldern, von Schlegel, mit Illustration. — Die Arche Noahs auf der Eisenbahn; ein Thiertransport für den zoologischen Garten zu Breslau von demselben. — Eine Völkerbildungsstätte. 50 Jahre aus der Geschichte des Basler Missionshauses. — Vom Grunde des Meeres; eine Wanderung an unsren Küsten, von Hermann Wagner, mit vielen Illustrationen. — Das unterirdische Berlin, mit Illustration. — Zwei Tage aus dem Vogelleben, von Baldamus, mit Illustrationen. — Miß Faithfull und ihre Setzerinnen; ein Blatt den deutschen Setzern gewidmet von R. K. — Aus den Tagen der großen Kaiserin, von Hiltl, mit Illustration. — Der Piz Languard im Engadin, ein Alpenbild aus Graubünden, mit Illustration von Amberger. — Ein Abend mit Livingstone. — Den unsern bekannten Mitarbeitern kommen interessante Beiträge vom Gebiete der Medicin, Volks- und Hauswirthschaft, der populären Rechtskunde, der socialen Fragen u. s. w. zum Abdruck. Für die Vertretung der ernsteren Interessen wird durch die tüchtigsten Kräfte gesorgt. Auch wichtige Zeitereignisse bleiben nicht unberücksichtigt.

Leipzig, Ende Juni 1865. **Die Redaction des Daheim.**

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 2.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Juli 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 40.**

Eine Erbtochter.

Mittheilungen eines Landedelmannes, herausgegeben von Victor von Strauß.

(Fortsetzung.)

Aus Adelgundens Briefen an ihre Mutter.

Nachdem wir noch einmal die Pferde gewechselt hatten, langten wir spät Abends in B. an, einem kleinen Orte mit sehr schlechtem Pflaster und lauter finsteren schmalen Häusern mit spitzen Giebeln. In dem Gasthofe war es recht eng und unbequem, aber reinlich, das Essen gut gekocht, aber ganz gewöhnlich. Karl war sehr unzufrieden, schalt mit dem Wirthe, und da dieser ungezogen antwortete, ward er so heftig, daß ich in Todesschrecken gerieth und von Kopf bis zu Füßen zitterte. Hernach wollte ich der Frau einige freundliche Worte sagen, aber Karl sah so unwillig drein, daß ich verstummte. Die ganze Nacht konnte ich mich von dem Schrecken nicht erholen. Es war wohl recht albern von mir, aber ich habe die Männer ja eigentlich nur noch im geselligen Umgange gesehen und bin so etwas noch gar nicht gewohnt. Wie schrecklich ist ein Mann in solcher Leidenschaft, wenn man ihn auch noch so lieb hat. Am andern Morgen hatten wir zeitig wegfahren wollen, aber es war etwas am Wagen zerbrochen, es währte lange, ehe die Leute damit fertig wurden, und ich konnte es Karl nicht verdenken, daß er übler Laune war. Endlich kamen wir fort, und dann hatte ich wieder meine Freude an der schönen wechselnden Gegend. Ich mußte aber immer wieder an Dich denken, und wie schade es sei, daß Du das schöne Land nicht auch sähest, da Du so viel Freude an der Natur hast. O Du liebe, liebe Mama! Warum kann ich nicht einen Augenblick bei Dir sein und meinen Kopf an Deine treue Brust legen? Nicht, daß ich nicht glücklich wäre! Gewiß nicht, liebe Mama! Karl ist so gütig und nachsichtig gegen mich, und ich bin recht glücklich; aber Du fehlst mir allenthalben. — Am Abend noch lange vor Dunkelwerden kamen wir hier in F. an, kehrten in einem prächtigen großen Gasthofe ein und Karl bestellte gleich ein reiches Diner, das auch geschwinder fertig war, als ich gedacht hätte. Wir aßen auf unserm großen Balconzimmer, sahen durch die offenen Balconthüren in die schöne breite Straße hinaus und Karl wurde sehr aufgeräumt. Nach Tische wollte er noch ins Theater. Ich ließ ihm nicht merken, wie müde ich war, machte noch ein bischen Toilette, und wir fuhren hin. Es war, glaub' ich, ein ganz lustiges Stück, Karl kannte es und amüsirte sich sehr daran. Weil wir aber erst während des zweiten Actes kamen, konnte ich nicht klug daraus werden und die Müdigkeit ließ mich auch nicht aufpassen. Ich war herzlich froh, als wir wieder zu Haus und endlich zu Ruhe kamen. Heute Morgen ist Karl gleich nach dem Frühstück ausgegangen, um Geld zu erheben und allerlei zu kaufen, während ich Dir schreiben wollte. — Eben war er wieder hier, um das Geld einzuschließen. Er hat sich eine neue goldene Uhr gekauft, einen Ring, ein Paar schöne Meerschaumpfeifen, ein Fernglas und noch allerlei. Es machte mir großes Vergnügen zu sehen, welche Freude er daran hat. Mir hatte er ein wunderschönes Stück parfümirter Seife mitgebracht. — Nun aber, liebe Mama, muß ich schließen. Wir sollen noch aufsahren und der Brief muß auf die Post. O meine liebe Mama, mein ganzes Herz möchte ich Dir mit dem Briefe hinüberschicken. Gott der Herr behüte und beschütze Dich! Mit der innigsten Liebe Deine getreue Tochter Adelgunde. — — —

— Wir sind noch immer hier, fahren in der Umgegend herum, gehen Abends ins Theater und Karl ist viel mit andern Herren aus, die er kennen gelernt hat. Er ist immer gut und sehr rücksichtsvoll gegen mich, und ich bin gewiß recht glücklich, aber ich fürchte, er hat Grund, mit mir nicht ganz zufrieden zu sein. Ich weiß noch nicht, worin es liegt und woran ich es fehlen lasse, und ich scheue mich, ihn selbst darnach zu fragen, aber ich bitte Gott, daß er es mir zeigen welle. Ich habe den aufrichtigsten Vorsatz mich zu bessern, wenn ich es nur erst weiß. Vielleicht ist es auch Einbildung und es kommen mir solche Grillen, wenn ich in dem großen Zimmer allein sitze. Ich denke, wir reisen bald weiter, aber es scheint Karl hier sehr zu gefallen. Um Beschäftigung zu haben, und um ihm eine Freude zu machen, habe ich eine ziemlich große Stickerei für ihn angefangen. Gestern traf er mich dabei, lobte das Muster, setzte aber voraus, ich arbeite das für mich selbst. Ich widersprach nicht, denn ich hoffe, er hat um so mehr Freude daran, wenn er dann das Fertige erhält. Ach ich zeigte ihm in allem so gern, wie ich nur für ihn leben, ihm gehorchen, ihm Freude machen will. Seitdem er es gelobt hat, bin ich noch viel fleißiger dabei. —

Digitized by Google

Baron Karl von W. an den Pastor Lesemeier.

Ihr müßt mir einen Gefallen thun, Pastörchen. Ich habe hier verschiedene Weine, unter andern auch 103 Flaschen Champagner gekauft. Auf dem Herrnhofe ist aber niemand, der mit dem köstlichen Naß umzugehen weiß, und da Du es verstehst, so ersuche ich Dich, dort die gute Einlagerung anzuordnen. Du kannst dafür drei Flaschen Champagner auf meine Gesundheit austrinken. Die Ankunft der Fässer und Kisten wird Dir sogleich gemeldet werden. Vergiß nicht, daß der Champagner stehen muß und nicht liegen darf.

Von meinem Ehestande ist nicht viel zu sagen. Anfangs machte mir der neue Zustand Vergnügen, aber meine Frau ist eine außerordentlich kühle und leidenschaftslose Person, und da sie auch aufhört zu tändeln und zu lachen, was ihr sonst so gut stand, und schon anfängt ernsthaft, sentimental und schweigsam zu werden, so langweilt mich diese Tugend bereits. Unter uns: Ich fürchte, sie hat mich nur geheirathet, weil es die Alte wollte, und dies früher so lebendige Wesen würde in den Armen eines anderen ganz anders sein. Obgleich sie mir aber allen Grund zu einer kalten Gleichgültigkeit giebt, so fühle ich doch, daß sie mich in die wüthendste Eifersucht jagen könnte, wenn ein Grund dazu vorhanden wäre, was ich nicht hoffe. Bei alledem ist sie meine Gemahlin, ich verdanke ihr mein Glück und viel Geld — die Alte hat sich sehr liberal gezeigt — und der Teufel sollte den holen, der ihr nicht die gehörige Achtung erweise.

Ob wir noch weit reisen werden, weiß ich nicht. Ich habe einen Raptus zur Jagd gekriegt, habe hier Büchsen und Doppelflinten gekauft, nach Hause vorausgeschickt, und hätte große Lust, gleich umzukehren, um dies Vergnügen zu genießen, wozu es hier an Gelegenheit fehlt. Doch habe ich gute Kumpane gefunden, mit denen sich leben läßt. Wir treiben uns zusammen umher, Abends nach dem Theater wird gespielt und getrunken und selten komme ich vor ein Uhr nach Haus. Bisweilen denke ich an Eure Ermahnungen, um mich zu erinnern, daß das Laster doch viel lustiger ist, als die Tugend, und die Sinnlichkeit viel amüsanter, als die Sittlichkeit. Daß Ihr das Gegentheil predigen müßt, versteht sich von selbst, das gehört zu Eurem Handwerk, und das gemeine Volk würde auch bald übermüthig werden und nicht zu regieren sein, wenn man es nicht mit Himmel und Hölle in Furcht und Zaum hielte. An mir könnt Ihr künftig Euer Handwerkszeug sparen. Adieu. K. v. W.

Aus Adelgundens Tagebuche.

O mein Büchlein, mein Büchlein! Dir muß ich es vertrauen, was ich der Mama nicht schreiben darf. Das war ein schrecklicher Auftritt. Gott und Herr, Du weißt wie herzlich gut ich es meinte! Aber ich habe doch nicht recht gethan, ich habe nicht die rechte Weise — o mein Gott, lehre sie mich! Ach ich dachte, es sei die schonendste, die zarteste Weise, wenn ich Karl bäte, um seiner Gesundheit willen weniger Wein zu trinken — er war ja seit vier Tagen des Nachts berauscht nach Hause gekommen. Es war nach dem Theater, da er fortgehn wollte, als ich ihn darum bat, und ich meinte es so freundlich und bescheiden zu thun, und doch muß wohl etwas wie Tadel und Vorwurf in meinen Worten oder in meiner Stimme gewesen sein, was ihn so heftig dagegen aufbrausen ließ. Aber alle die zornigen Vorwürfe — daß ich ihn schon hofmeistern wolle, daß ich ihm sein Vergnügen mißgönne, daß ich einen andern hätte heirathen sollen, wenn ich einen weinerlichen Tugendhelden gewünscht hätte, und was er noch Mehres und Schrecklicheres, theilweis Unverständliches hervorstieß — ich bin ja gewiß, er meinte es nicht so, er wußte selbst nicht, was er sagte in der Heftigkeit seiner Leidenschaft, als er so gegen mich tobend auf- und abschritt und mich schalt und dann will seinen Hut nahm und fortging und die Thür donnernd hinter sich zuwarf. Wie es auch geschehen sein mag, ich habe ihn beleidigt und verletzt und erzürnt, und das war gegen Dein Wort, mein Gott, welches sagt: Die Weiber seien unterthan ihren Männern als dem Herrn! fiel es mir doch in all meinem Schrecken und meiner Angst gleich auf die Seele, und darum habe ich ja zitternd und weinend vor Dir gekniet und um Vergebung gebeten. Ich habe gewiß Unrecht gethan und habe seinen Zorn verdient — und das that ich vier Wochen nach unserer Hochzeit!

Aus Adelgundens Briefen an ihre Mutter.

Dein Brief, herzliebe Mama, hat mir die allergrößte Freude gemacht, und ich danke Gott dafür, daß es Dir so gut geht. Von Benno ist es sehr gut und freundlich, daß er Dich öfter besucht. Alles was Du mir von Hause schreibst, von den Nachbarn, von Pastors, von den Leuten, von den Pferden, den Schwänen, den Hühnern, alles hat mich interessirt. Ich denke so viel dorthin zurück! Meinst Du aber, es liege an Karl, wenn unser Verhältniß nicht immer ganz gleich ist, so irrest Du, beste Mama. Ich bin ganz gewiß, daß es nur meine Schuld ist. Jetzt werde ich erst meine vielen Fehler und Mängel gewahr. Noch gestern machte ich die Erfahrung davon. Nach dem Theater hatte ich Karl etwas sehr Unbedachtes gesagt, was ihn stark verletzte, so daß er in seiner Weise heftig aufbrauste und im Zorne davonging. Er kam erst spät in der Nacht zurück und heute Morgen, als ich aufstand, war er schon wieder ausgegangen. In großer Reue und Angst wartete ich jwei Stunden mit dem Frühstück auf ihn und horchte furchtsam auf jeden Tritt vor der Thür, während ich an der Stickerei für ihn nähete. Und wie gut und lieb war er, als er endlich kam! Er bat mich unter Thränen, ihm seine Heftigkeit zu verzeihen, und brachte mir ein wundervolles Seidenkleid und eine prächtige goldene Brosche, die er für mich gekauft hatte. Ich umarmte ihn und bat ihm mein Unrecht ab! Nein, nein! sagte er, er habe Unrecht gehabt und ich ganz Recht, und wir wollten noch heute Nachmittag abreisen. Dafür dankte ich ihm wieder tausendmal, und wir waren eine Stunde lang unendlich glücklich. Dann mußte er noch einmal fort. Ich aber wollte Dir das doch noch in aller Eile schreiben, damit Du Dir keine Gedanken machst und von Karl nichts Unrechtes denkst. O ich bin jetzt wieder so glücklich! Nun aber, liebe Mama, muß ich packen, denn heute Nachmittag geht's weiter nach der Schweiz zu. Gott, dem ich für alles so dankbar bin, sei auch Dein Schutz! —

— Hier sitze ich in einem einfachen Bauernstübchen und sehe durch das Fenster ein Stückchen See und rundumher himmelhohe nackte Felsen, und Berge mit Wald und grünen Matten; darüber strecken sich ferne helle Firnspitzen hervor, um welche leichtes Gewölk spielt, und drunten rauschen und rieseln hundert klare Bächlein aus den Einschnitten der Berge und den Spalten der Felsen in den dunkeln See herein. Die Sonne scheint, und wo sich eine Welle bewegt, da glitzert und blinkt sie. Im Orte höre ich das Brüllen von Kühen und das Geläute ihrer Glocken und von den Bergen tönt bisweilen ein Alphorn halb fröhlich, halb melancholisch herüber. Und warum ich hier stillsitze, daß an meiner Stickerei nähe, bald nach den Bergen hinüberträume, bald versuche, eine Unterhaltung mit dem freundlichen stämmigen Mädchen zu führen, welches ab und zu geht, mich bedient und ein fast unverständliches Deutsch gurgelt, — warum ich nicht mit Karl die schöne Schweiz durchschwärme, das ist wieder eine Folge meiner eigenen Unvorsichtigkeit. Wann wird die kleine Frau besonnen und vernünftig werden? frag' ich mich oft. Wir waren in einem Schiffstein über den See gefahren und ich war von den großartigen prächtigen Umgebungen ganz wie bezaubert und trunken, und so kam es, als wir hier am steinigen Ufer anlandeten, daß ich beim Aussteigen nicht aufpaßte, ein Stein unter mir umkippte, der Fuß sich umbog und knackte, und daß ich mir ihn so stark verstauchte, daß ich bis in dies Haus getragen werden mußte. Ein Wundarzt, den die Leute rühmten, wohnt im Orte und wurde gleich gerufen. Er untersuchte den Fuß, was mir viele Schmerzen machte, legte einen Verband an und erklärte, gefährlich sei es gar nicht, aber vor vierzehn Tagen dürfe ich nicht daran denken, wieder auszugehen. Karl war darüber mit Recht sehr verdrießlich und ich bat ihn wegen meiner Unachtsamkeit vielmals um Verzeihung. Obgleich er mich anfangs nicht verlassen wollte, so bat ich ihn doch so lange, bis er sich entschloß, ohne mich die Reise fortzusetzen. Er hat sich zu einer kleinen muntern Gesellschaft gefügt, die mit uns hier eingetroffen war, und wird mich wieder abholen. Auf unsrer bisherigen Reise war er sehr liebenswürdig. Ich habe nun ein Paar Tage gelegen, darf jetzt aber stehen und konnte doch heute an Dich schreiben, aber — eben verbietet es mir der Wundarzt, und ich schließe. — — — —

Die Briefchen aus meiner Einsamkeit, liebste Mama, wirst Du erhalten haben. Es war mir außerordentlich lieb, daß ich schon seit einigen Tagen wieder gehen konnte und vollkommen hergestellt war, als Karl gestern Abend wieder eintraf. Er entschuldigte sich so freundlich, daß er acht Tage länger ausgeblieben wäre, daß ich ganz glücklich war. Heute treten wir nun die Rückreise an. Ich habe zwar nur wenig von dem schönen wunderbaren Lande gesehen, aber ich kann doch nicht verlangen, daß Karl noch länger wegbleibt, da er sich sehr nach der Jagd zu Hause sehnt. Auch freue ich mich ganz unbeschreiblich, Dich, liebe Mama, bald wieder zu sehen. Gott behüte Dich bis dahin!

Digitized by Google

Aus Adelgundens Tagebuche.

So zogen wir denn auf dem Herrnhofe ein, und Karl schien dabei sehr glücklich, ich war es auch, vor allem weil ich die liebe Mama wiedersah, die uns empfing. In den nächsten Tagen war viel zu thun mit Einrichtungen im Hause, und Karl war in guter Stimmung. Dann machten wir Besuche in der Nachbarschaft. Es scheint nicht, als ob er sich mit Benno befreunden werde, und als wir von H.s zurückfuhren, war er sehr verstimmt. Er hat allerlei Jagdpartien verabredet. Heute haben sie angefangen.

Wir könnten so glücklich sein, Karl hat wirklich ein gutes Gemüth und ist in weichen Augenblicken unendlich liebenswürdig, aber es muß in meinem Wesen und Benehmen etwas sein, was ihm Ursache gibt unzufrieden zu sein. Ich fühle das, und denke viel darüber nach und kann es nicht entdecken. Ach Gott, ich fürchte, das ist der Grund, weßhalb er sich so oft durch Weingenuß zu betäuben sucht. Was kann ich anders machen, als daß ich ihm in allen Stücken gehorsam bin, mich immer gleich freundlich und liebevoll zeige und alles thue, was ich thun an den Augen absehen kann? — — —

— Gestern am Sonntage war Benno hier. Karl war in der übelsten Stimmung und überließ mir die ganze Unterhaltung, während er viel Wein trank. Ich versuchte es umsonst mit aller Freundlichkeit, ihn in unser Gespräch zu ziehen, er blieb einsilbig und verdrießlich, und Benne schien sich über uns beide zu verwundern, was mir einen Stich durchs Herz gab. Ich hoffte, Bennos Fortgehen sollte seine Laune verbessern, aber nun ward sie erst recht schlimm, er fuhr über jede Kleinigkeit auf und wir hatten einen recht unglücklichen Abend. Nein, sein Herz war nicht dabei! Es ist was Krankhaftes in seiner Natur — Hypochondrie oder wie soll ich's nennen? — worunter der Arme selbst erschrecklich am meisten leidet. O wie sollt' ich denn es an ihm nicht mit aller Geduld und Liebe tragen? Ich fürchte nur, daß es schlimmer wird durch den Weingenuß und durch die häufigen Gelage mit seinen Jagdfreunden. Wenn ich ihm nur ein Wort darüber sagen könnte! Aber seit jenem schrecklichen Auftritt in F. wage ich es nicht. Er versteht nicht, wie ich es meine. — — — — —

— Ich habe eine schreckliche Entdeckung gemacht. Karl ist ohne Glauben, ganz ohne Glauben. O darum wich er immer aus, wenn im Anfange die Rede auf so etwas kam, darum läßt er mich immer allein zur Kirche fahren! Als er gestern Abend die schrecklichen Worte sprach, da sah er, daß sie mir das Herz zerrissen, daß ich mich nicht halten konnte, daß ich in das bitterste Weinen ausbrach — Ich hatte mir den ganzen Tag Mühe gegeben, vor seinen Augen heiter und fröhlich zu sein, weil ich bemerkt habe, daß er das gern hat — es hatte seine Stimmung verbessert, er trank mäßig und schien ganz aufgelegt — und da kam er plötzlich damit herans und sprach die schrecklichen Worte — sprach sie, als wären es ganz gleichgültige Dinge, die sich von selbst verstünden, während ich darunter zusammenbrach, als ob mir die Brust zerknirscht würde. Aber es that ihm leid, als er meinen Jammer sah. Sein gutes Herz überwant ihn. Er bat mich um Vergebung, die Thränen kamen ihm in die Augen, er nannte mich ein gutes frommes Kind und sagte, wenn er meinen Glauben auch nicht haben könne, so beneide er mich doch um ihn. Er versuchte mich auf alle Weise zu trösten. Ich bemühte mich, in all meiner Betrübniß wieder zu lächeln, aber es war doch eine schreckliche Entdeckung. Hernach ward er sehr stille, traut viel, sah mich öfter an, ward aber immer finsterer. O mein Herr und Gott, was kann ich thun? Was kann ich thun? Sprechen soll ich mit ihm ja nicht davon. Er hat es mir verboten. Beten, beten will ich für ihn. — — —

— Er läßt mich so viel allein in dieser Winterzeit, und wenn er einmal zu Haus ist, hat er wilde Gesellschaft, bei der ihn nicht nach mir verlangt. Da hab' ich Zeit gehabt nachzudenken, habe über ihn nachgedacht, und weiß nicht anders zu sagen, als: Bei aller scheinbaren Gesundheit und Kraft ist er krank an Körper und Seele. Jenes ist seine Verstimmtheit und Heftigkeit; dieses sein Unglaube, seine Gottentfremdung. Das fühlt er, und dies Gefühl sucht er im Weingenuß zu ertränken, und doch wird es wohl dadurch noch schlimmer, und das ist auch eine Krankheit. Er ist sehr unglücklich und weiß es nicht einmal. Er jammert mich von ganzer Seele. O wie sollte ich von einem so Unglücklichen nicht alles in Liebe und Sanftmuth erdulten? Leide ich darunter, so leide ich Dir, mein Gott. Aber Du weißt, ob ich leide! — Er muß Geschäfte halber nach der Residenz. Ich bleibe gern zurück. Ich will auf die Zeit zur Mutter gehen, um ihr auszureden, daß ich unglücklich sei. ·

Baron Karl von W. an Pastor Lesemeier.

Plagt mich nicht, Pastor! Statt der hundert Hombrepartien soll Ihr 50 Ducaten haben, wenn ich einmal bei Gelde bin, aber hier in der Hauptstadt habe ich nichts übrig. Ich habe hier, mit Verlaub Eurer scheinheiligen Tugend, eine alte Liebschaft, die mir mehr kostet, als ich dachte. Uebrigens braucht Du es Dir gar als keine so große Verdienst anzurechnen, daß Du mir zu einem kalten nonnenhaften Weibe verholfen hast, die immer wie ein stiller Vorwurf vor mir herumgeht. Sie hat mir geschrieben, ob sie mir nicht nachkommen solle, da sich meine Abwesenheit die in Länge ziehe, aber hier kann ich sie heim Teufel am allerwenigsten brauchen. Sucht ihr die Dummheit auszureden und bringt ihr das heiligende Kettelchen, indem ich eine Wendung gefunden habe, die sie wohl zurückhalten wird. Verbieten könnt' ich's ihr nicht. Im übrigen spielt wohl, trinkt wohl und lebt wohl, wie Dein K. v. W.

Derselbe an Adelgunde.

Es freut mich, liebe Adelgunde, daß Du bei Deiner Mutter gut aufgehoben, auch zufrieden und vergnügt bist. Da mich, wie Du weißt, Geschäfte hier gefesselt hielten, so habe ich das Leben auch auf alle Weise zu genießen gesucht. Glaube mir, das ist das Vernünftigste, was der Mensch thun kann. Mit dem Hauptgeschäft bin ich nun soweit, daß ich seinen Abschluß jeden Tag erwarte. Ich kann zwar nicht wissen, ob es sich nicht noch länger hinzieht, es kann aber auch sehr gut sein, daß ich schon morgen oder übermorgen wieder abreise, und da verstehlten wir uns am Ende gar unterwegs, wenn Du auch bei diesem kalten Wetter die Reise machen wolltest. Ich hoffe sehr, Dich heiterer und frischer wiederzusinden, als ich Dich verlassen habe. Grüße Deine Mutter und lebe wohl! Dein K. v. W.

Derselbe an Auguste.

Ich bin wieder auf dem verdammten einsamen Gute, meine süße herrliche Auguste, und denke mit Entzücken und Sehnsucht an die köstliche Zeit zurück, die ich bei Dir verbracht habe. Zur Eifersucht hast Du wahrhaftig keinen Grund. Meine Frau ist eben meine Frau, aber nichts weiter, nicht meine Geliebte. Das bist Du und Du ganz allein, seitdem wir uns kennen. Wir dürfen auch nicht länger getrennt sein. Auf der Herreise habe ich mir einen Plan ausgedacht, diesen auch schon eingeleitet, und Du wirst und mußt darauf eingehen. Nun, ich weiß ja, Du kannst auch nicht anders. Höre denn!

Eine Stunde von hier, mitten im schönsten Walde, liegt ein einsames stattliches Jägerhaus. Die obere Etage ist frei, denn der alte Jäger ist ein einzelner Mensch und wohnt dort mit einer bejahrten Magd ganz allein. Der Satanskerl ist zu allem zu gebrauchen und ich habe mich mit ihm schon verständigt. Die obere Etage wird hübsch und bequem eingerichtet, für seine Nichte, sagt der Jäger. Die Magd wird entlassen, der Alte hebt Dich selber ab, und Du bringst das Weib mit, das Dich bisher schon bediente — und dann kann ich so oft bei Dir sein, als ich will und als Du willst, und wir wollen leben wie die Götter. An nichts soll es Dir fehlen. In einigen Wochen wird sich der Kerl bei Dir melden. — In Gedanken — jetzt nur, dann aber in Wirklichkeit Dich tausendmal küssend und umarmend Dein K. v. W.

Aus Adelgundens Tagebuche.

Mein armer Kranker ist wieder da! O ich kann nur für ihn beten. Ach mag nicht an die schönen ruhigen Wochen bei der lieben Mama zurückdenken. Wie ganz anders stand damals sein Bild vor mir! Habe ich es mir nur verschönert, während ich doch seiner Krankheit und Mängel nie vergaß? Oder hat er sich in Wahrheit verändert? Er scheint nur noch zwischen der kältesten Gleichgültigkeit gegen mich und der gereiztesten Heftigkeit gegen alle Welt abzuwechseln. O mein Gott, ich bin sehr unglücklich — und doch ist er der Unglücklichste von uns beiden. Das will ich nie vergessen. — — —

„Desselben gleichen sollen die Weiber ihren Männern unterthan sein, auf daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden, wenn sie ansehen Euren keuschen Wandel in der Furcht; welcher Schmuck soll nicht auswendig sein, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geist, das ist köstlich vor Gott."

So sagt die heilige Schrift und es soll mein Leitstern sein. — —

— Das waren schreckliche Wochen. Nun scheint er ruhiger zu sein, aber er jümmert sich kaum noch um mich. Jeden Tag reitet oder geht er mit der Flinte auf die Jagd. Oft bleibt er die Nächte hindurch aus. Es ist eine Art Frieden und Stille im Hause, aber

Digitized by Google

so unheimlich — o ich wollte, er brauste und zürnte lieber. Diese wilde Gleichgültigkeit ist noch viel schlimmer. — — — —

O warum kommt denn der Frühling wieder? und warum fängt alles wieder an zu grünen und zu blühen? Was sollen mir alle die Erinnerungen an vergangene glückliche Frühlinge? Ich gehe im Hause, im Garten umher wie ein geschrecktes vergessenes Weib. Ist es denn möglich, daß ich noch nicht neunzehn Jahre alt bin? Sind denn nicht schon Jahre dahin gegangen seit jenem achtzehnten Geburtstage? Sogar die Leute im Hause sehen mich seufzend und kopfschüttelnd an, und dem Kammermädchen habe ich wiederholt den Mund verbieten müssen, wenn sie anfangen wollte, mich zu beklagen oder von Karl zu reden. Ach hilf mir, mein Gott, daß ich von der Geduld und Liebe nicht ablasse!

Augustе an Baron Karl von W.

Es ist in dieser Einsamkeit und schlechten Umgebung nicht auszuhalten, und da Du es mir nicht erlauben willst, sie auf einige Zeit zu verlassen, so gehe ich ohne Deine Erlaubniß. Ich werde nicht lange ausbleiben und Du weißt, daß ich nicht von Dir lassen kann, aber Deine Liebe ist allzu tyrannisch. Der Jäger und die Alte wissen nichts von meinem Fortgehn. Du wirst diesen Zettel auf meinem Tische finden. Wenn ich wieder zurückgekehrt bin, wird Dir der Jäger sogleich Bescheid bringen. Spüre nicht nach, wohin ich gehe; es würde ganz umsonst sein. Wo ich aber in den Paar Wochen auch sei, ich bin immer und in Ewigkeit mit der heißesten Liebe Deine treue Auguste.

Aus Adelgundens Tagebuche.

Er hat mich geschlagen! O mein Gott, er hat mich geschlagen! — Er war gleich nach Tisch ausgeritten, und da nach langer, langer Zeit kam Benne einmal, und zu besuchen. Ach ich glaube, er weiß oder er ahnt, wie schlimm es um uns steht. Er war so ernst und sanft und mitleidig und sprach kein Wort über Karl. Nur von vergangenen Zeiten war die Rede, von jenen fröhlichen Tagen, und ich strengte mich unsäglich an, glücklich und heiter zu scheinen, damit er nichts merke von unserm Leid. Wir sprachen von großen und heiligen Dingen; und als er wieder fortgegangen, war's mir, als wäre ich in einer ganz anderen Welt gewesen, und davon blieb mir noch lange ein Glanz im Inneren; und da Karl bis spät Abends ausblieb, konnte ich mit recht versöhntem Herzen für ihn beten. Endlich in der Nacht kam er zurück, sehr beschmutzt vom Reiten; er mußte schweren Verdruß gehabt haben, er war furchtbar finster und gereizt und stürzte ohne ein Wort zu sagen, sogleich eine ganze Flasche Champagner hinunter. Dann saß er lange stumm und warf zornige Blicke zu mir herüber. Zuletzt rief er mich zu sich. Ich kam. Da nimmt Herrenbesuch in meiner Abwesenheit an! rief er mit heftigem Ausdruck. Verzeih, lieber Karl, sagt' ich; ich konnte ja nicht anders, da Du ausgeritten warest. — Warum verschweigst Du es mir? rief er mit funkelnden Augen. Ich sagte, das sei nicht meine Absicht gewesen; ich habe nur warten wollen, bis es ihm recht gewesen wäre, daß ich mit ihm spräche. — Du lügst! schrie er dann. Benno von H. ist bei Dir gewesen! Und dann unter den wildesten Flüchen und Scheltworten, die ich nicht niederschreiben kann, schlug er mich, daß ich niederfiel. Ach vor dem Schrecken, dem Entsetzen, dem unendlichen Leid, daß er das thun konnte, fühlte ich nicht, es mich schmerze. Ich glaube, er selbst war erschrocken darüber. Ich war auf die Kniee gefallen. Er stand vor mir und drückte die eine Hand auf die Augen. Ich nahm die andre. Karl, sagte ich, lieber Karl, warum thust Du mir so wehe? Ich habe Dich ja nie beleidigt. Er stürzte fort in sein Zimmer. — —

— Nein, nein! Keine Bitterkeit gegen ihn soll in mein Herz kommen! An Dich will ich mich halten, der Du Größeres und Schwereres für mich gelitten hast. Ich fühle es, wie es mein Inneres mit ihm verstehnt, wenn ich zu Dir für ihn, für seine Seele und für mich um seine Liebe bete. „Der verborgene Mensch des Herzens unverrückt mit sanftem und stillem Geist" — das sei meine Rettung, daran will ich mich halten. Er ist weniger abwesend als sonst. Er fängt an, sich um den Garten, ich glaube auch um die Wirthschaft zu kümmern. Die Abende freilich, wenn er getrunken hat, sind schrecklich. Aber ich glaube, es nagt ihn, daß er mir so großes Unrecht gethan. Am Tage, wenn wir zusammen sind, und er fast gar nicht spricht, liegt doch oft sein Blick auf mir. Ich fühle es, auch wenn ich es nicht sehe. Und wenn ich zu ihm aufblicke, wendet er die Augen plötzlich weg. Oder sollte es ein böser Argwohn sein, weshalb er mich so beobachtet? —

— Die Mama ist krank, ist sehr krank. Karl hat mir erlaubt zu ihr zu gehn und sie zu pflegen. Ich lasse mir meine Sachen vom Kammermädchen nachbringen und fahre sogleich ab. —

Pastor Lesemeier an die Baronin Adelgunde von W.

Gnädige Frau Baronin! Sie wissen, daß ich morgen mit den Meinigen abziehe, um eine bessere Pfarre in einer entfernten Provinz anzutreten, und obgleich ich meinen Abschiedsbesuch bereits gemacht, muß ich Hochdieselben noch einmal behelligen. Der Herr Baron hat mir in meinem eignen Hause und in Gegenwart eines Gastes einen großen Schimpf angethan, und obwohl ich ihm denselben nach den Vorschriften der christlichen Moral gern vergeben und keine Rache üben will, so hat er dadurch doch jedes Band zerrissen, das die Dankbarkeit gegen seinen ehemaligen Lehrer hätte knüpfen sollen.

Zunächst erzähle ich den Vorfall, wie er sich begeben hat. Er war am Abend mit dem Pächter Heitlein bei mir zu Gast und wir spielten eine Partie zusammen, während wir ein Glas Wein tranken. Der Herr Baron hatte kein Glück, bekam schlechte Karten und schien dadurch aufgereizt zu werden. Bei einem Spiele, welches er übrigens gewann, kamen wir in eine Differenz. Er wollte dasselbe höher angesagt haben, als es der Fall war, und da ich dies nicht zugestehen konnte, warf er mir Geiz vor. Das verdroß mich um so mehr, als ich lebenslang den schmalen Pfad zwischen weiser Sparsamkeit und dem weisen Genuß zeitlicher Güter mit der größten Gewissenhaftigkeit gewandelt bin, und ich ergriff die Gelegenheit, als guter Hausvater ihn an eine Schuld von 50 Ducaten zu mahnen. Der Herr Baron konnte dieselbe nicht leugnen, fuhr aber mit den leidenschaftlichsten ehrenrührigen Reden auf mich ein, so daß mir die Selbstachtung gebot, ihm seine Unduldsamkeit vorzuhalten. Darüber gerieth er in eine so unbezähmbare Wuth, daß er die Tabackspfeife aus dem Munde nahm und sich so weit vergaß, mir mit derselben zu verschiedenen Malen mit aller Kraft ins Gesicht zu schlagen, so daß ich heute die entstellendsten blutunterlaufenen Stellen auf Stirn und Wangen habe. Dann entfernte er sich und ließ mich in der größten moralischen Entrüstung zurück.

Gnädige Frau Baronin! Sie wissen, was ich an ihm gethan, wie ich ihm in meiner Jugend Zeit und Kräfte gewirmet und mich bemüht habe, ihm alle Federn der Weisheit und Tugend einzuprägen, welche eine vernünftige Religion darbietet. Er verdankt mir sein ganzes Glück. Aber mit Betrübniß muß ich sehen, wie er den Pfad des Lasters eingeschlagen hat. Ich will mich nicht rächen. Aber nachdem ich bei kältestem Blute die Pflichten des Menschen gegen sich selbst und gegen seinen Nebenmenschen erwogen habe, bin ich zu dem Entschlusse gelangt, Ihnen die in dem beigeschlossenen Paketchen eingesiegelten Briefe des Herrn Barons an mich zuzusenden. Ich halte es für die Pflicht der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, welche wir unserm Nächsten schuldig sind, Sie über die Gemüthsart und Denkungsweise des Herrn Barons nicht in Zweifel zu lassen. Zugleich werden Sie in den Briefen den Beweis finden, daß er mir die fünfzig Ducaten versprochen hat, die er jetzt nicht zahlen zu wollen scheint. In Betracht meiner geringen Mittel und meiner vier Kinder hätten die Frau Baronin vielleicht die Gnade, den Herrn Baron zur Zahlung zu vermögen. Im Übrigen wünsche ich ihm nichts Böses und scheide mit versöhntem Herzen, wie es einem Christen geziemt. Indem ich allen Segen wünsche, verbleibe ich mit höchstem Respect Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener Lesemeier.

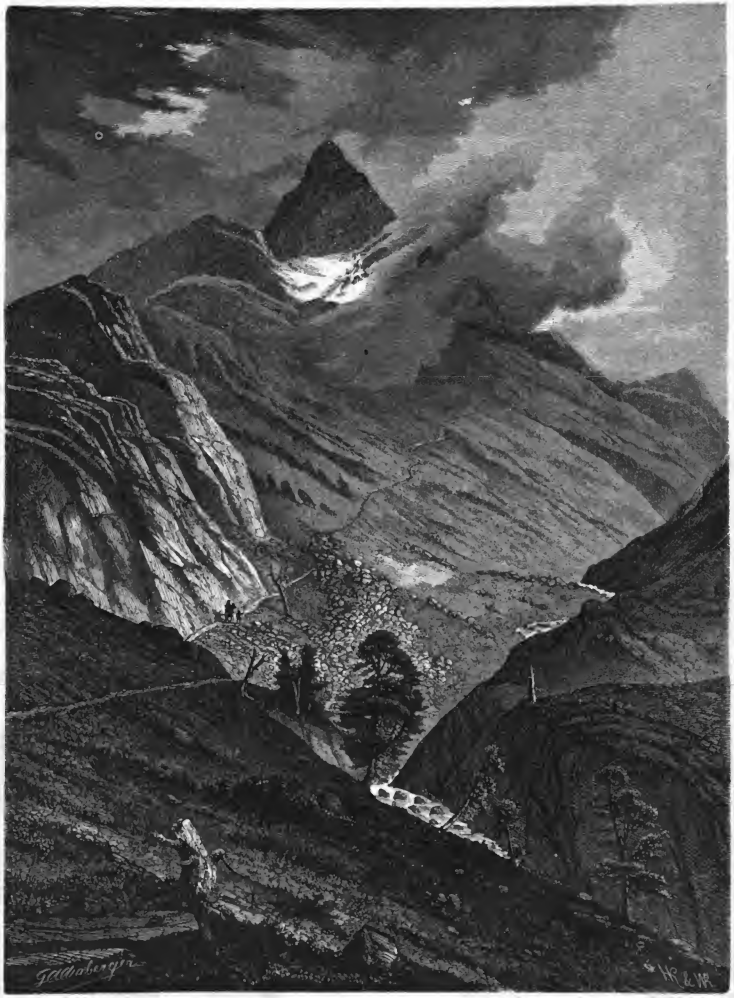
Adelgunde an Barou Karl von W.

Lieber Karl! Verzeihe mir, wenn ich Dir mit einer unangenehmen, aber schon völlig abgemachten Sache noch lästig falle. Ich habe heute den beiliegenden Brief von dem abgehenden Pastor Lesemeier erhalten, aus welchem ich aber nichts herauslese, als daß er gern Rache an Dir üben möchte und daß Du ihm eine Summe schuldig seiest. Das erste kann ihm in der Weise, wie er es versucht hat, nicht gelingen. Den Schuldbetrag habe ich ihm statt Deiner aus dem Gelde der Mama zugeschickt. Das Paketchen mit den Briefen erhältst Du hierneben, und das unverletzte Siegel wird Dir zeigen, daß ich sie nicht geöffnet habe. So ist die ganze Sache abgemacht und ich würde sehr glücklich sein, wenn Du mit meinem Verfahren zufrieden wärest.

Die liebe Mama ist sehr krank und ihr Zustand erfüllt mich mit den größten Besorgnissen. Ach, daß Gott sie uns noch erhalten wolle! Außer Dir und ihr habe ich ja niemand auf der Welt. Es thut mir so leid, daß Du jetzt ganz allein bist, aber ich kann sie keinen Augenblick verlassen. Herzliche Grüße! Deine getreue und gehorsame Adelgunde.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Piz Languard.

Originalaufnahme für Daheim von G. L. Amberger.

Der Piz Languard im Engadin.

Ein Wink zum Beginn der Reisezeit.

(Mit Abbildung.)

„Dahinten" nennen unsere lieben Mitreisgenossen das Graubündnerland. Bis in die neuere Zeit pflegten sie Land und Leute von dahinten wenig zu berücksichtigen. Man hatte wirklich zum Theil in der Schweiz, selbst noch vor wenigen Jahren, ganz mysteriöse Vorstellungen vom Leben in den rhätischen Bergen, wo es fast nur Bären und wilde Männer geben sollte; ähnlich wie Schiller (in der ersten Ausgabe seiner „Räuber") dort Spitzbuben genug, ärger denn die Zigeuner hausen ließ. Wenige kannten das Land hinlänglich, und einer dieser wenigen, gefragt, was man dahinten eigentlich finde, soll erwidert haben: „Eine Welt im kleinen." Dieser Freund Bündens hatte recht gesehen. Wenigstens „eine Schweiz im kleinen" ist Hohenrhätien, und zwar nach Natur und Geschichte; als Bergland nämlich ein Miniaturbild der Schweiz, und bis vor 60 Jahren eine selbständige Eidgenossenschaft. Nachdem es Jahrhunderte lang wegen seiner Bergpässe ein Zankapfel europäischer Mächte gewesen war und zu jener Zeit viele tüchtige Männer in Kriegs- und Staatsdienste verschiedener Länder gesandt hatte, machte es sich in unserem Jahrhunderte fast nur als die Heimat friedlicher Europaverzuckerer bekannt. So lasen wir erst kürzlich, daß es treffend als das Land der Kriegshelden und Zuckerbäcker, der Dichter und Reisläufer, der glänzenden Redner und hochbegabten Kaffeewirthe" bezeichnet wurde. Doch kaum waren neuerdings einige Zeitungsartikel, Monographien und naturwissenschaftliche Arbeiten über „alt fry Rhätien" erschienen und zugleich das die Länder verbrüdernde Eisen auch in seinHerz hineingedrungen: so wuchs unter den Schweizern selbst, wie unter den Betretern anderer Nationen, besonders aber unter den Deutschen und Engländern, ungemein schnell das Interesse für diese gleichsam wieder neuentdeckte kleine Welt, und jetzt durchziehen bereits Scharen von Wanderern im Sommer das rhätische Gebirgslabyrinth, erforschen und bewundern seine Naturschätze und wilden Schönheiten, und werden zugleich aufmerksamer auf die Geschichte des Landes, den Charakter und die Sitten seiner jetzigen Bewohner.

Das Hauptziel der Reisenden pflegt aber das Engadin zu sein, der Magnet der Naturfreunde die Berninagruppe, der besuchteste Wallfahrtsort der Piz Languard.

Himmelanstrebende Eisberge und Schneefelder, Seen und Wasserfälle, Sturzbäche und Nadelhölzer finden sich auch in andern Gegenden der Alpenwelt. Doch einzig steht in ganz Europa das Oberengadin da, ein langes, cultiviertes Hochthal, von einer Höhe, die anderswo nur von Bergspitzen erreicht wird, besetzt mit stattlichen Ortschaften und durchweht von der reinsten Luft.

Da kommen Wanderer vom Donaustrande durch das Tyrol herauf in das bündnerische Innthal; sie trösten sich, daß der holperige Weg bald durch Neubauten beseitigt sein wird, reinigen sich von alten Uebeln durch die herrlichen Wasser zu Schuls-Tarasp in dem sich civilisirenden Unterengadin, und ziehen dann zur Stärkung hinan nach den Quellen des Inn. Bequem kann man schon seit Jahren von Chur aus im Eilwagen durch das Oberhalbstein den alten Julier passiren; und bald wird der Reisende unterwegs, in Tiefenkasten, am Scheidewege stehen, d. h. von dort auch die Tour über den schönen Albula per Post machen können, da die neue Straße dieses Passes im Bau begriffen ist. — Wer an den italienischen Seen geschwitzt hat, eilt nach dem Grenzstädtchen Chiavenna, findet dort etwa einen Bekannten, welcher sich die Via mala und die Schneegallerien des Splügen angesehen hat, und zieht nun in Gesellschaft durch das romantische, an Abwechslungen überaus reiche Bergeller thal hinauf, um über den Malojapaß zum berühmten Stahlwasser von St. Moritz zu gelangen und von da oder von dem städtischen Samaden, dem Centrum des Obrengadins, seine Ausflüge in die Berninagruppe zu unternehmen. Wem aber keiner von diesen Wegen convenirt, der mag, nachdem er vom Comersee aus oder über den Apricapaß, oder über den Stelvio beim alten Bade Bormio vorüber, ins Rebenland Valtellina gelangt ist, das stelze Alpenthal Poschiavo besuchen, im reizenden Schwefelbade le Prese am fischreichen See Station machen und eines schönen Tages über den ernsten Berninapaß nach dem gastlichen Pontresina reisen. Hier sein Standquartier aufzuschlagen, wollen wir jetzt den Leser einladen; er wird nun hinlänglich orientirt sein.

In einem reizenden Hochthale, umragt von der Berninagruppe und vielen andern ehrwürdigen Schneeriesen, liegt das freundliche Dorf Pontresina, einer der behaglichsten, angenehmsten Rupeunkte der Schweiz. Früher errichtete man im Engadin nur plumpe, mit Holz gedeckte Steinhaufen, an denen Schießscharten als Fenster angebracht waren, doch meistens ohne alle Symmetrie, denn die einzelnen Theile eines Hauses wurden aneinandergeflickt nach dem augenblicklichen Bedürfnisse. Die hohen, breiten Rundbogenfenster der Heustadel im Hinterhause nehmen sich noch am besten aus. Jetzt aber stehen da schon viele moderne Gebäude, und die Einwohner haben sich überzeugt, daß sich hier auch während der langen und rauhen Wintersseit in Stuben mit größeren Fenstern existiren läßt, und daß das liebe Vieh, welches in die Keller verbannt zu werden pflegte, ebenfalls ohne Schaden etwas lichtfreundlicher behandelt werden darf. Die Pontresiner sind übrigens ein lebensfrohes Völkchen und discurriren oft in vielen Sprachen, jenachdem sie von ihrer Schwalbennatur nach Italien oder Deutschland, Frankreich oder Holland geführt wurden, um dort den größten Theil ihres Lebens zuzubringen. Schade, daß sie ihr rhäto-romanisches Idiom häufig mit fremdartigen Bruchstücken verpfuschen. Fleißig sind die Oberengadiner gewöhnlich blos in der Fremde; goldbeladen heimgekehrt, lieben sie es, sich auf die Bärenhaut zu legen, den Magen zu füllen und Luxus zu entwickeln, besonders in ihren Wohnungen.

Es verdient indessen Anerkennung, daß etliche Bewohner unseres Standortes sich nicht allein mit Gartencultur emsig befassen, wovon auch ein reicher Blumenflor an den Fenstern zeugt, sondern zugleich angefangen haben, die Landwirthschaft rationeller zu betreiben und dabei das berühmte Bündnerphlegma etwas abzuschütteln. Seiner Lage am Berninapaß verdankt es ferner der Ort, daß feuriges Saraczenenblut in den Adern seiner ältesten Familien fließt. Und da von Alters her über jenen Paß der Haupttransport des edeln Veltlinerweines stattfand (wobei die Pontresiner Säumer mit ihren starken Rossen auf rauhen Winterpfaden und in Schneestürmen sich trefflich bewährten), so mag auch das zur Belebung des Temperamentes beigetragen und die Verbreitung des geisttödtenden Branntweingenusses verhindert haben. Die großartige Umgebung, das reiche Thierleben (noch vor wenigen Jahren war der Reichthum an Gemsen und Murmelthieren groß, heute noch haust hier der Bär in entlegenen Tobeln, und mancher Steinadler fällt alljährlich dem sicheren Blei der Pontresiner Schützen) erzeugte nicht allein den berühmten Jägermann J. M. Colani, der schon bei Lebzeiten eine mythische Person wurde, sondern bildet noch immerfort verschiedene Freunde und Meister der Hochwildsjagd.

Einer der kühnsten Jäger und Bergsteiger ist der Prästdent Saraz, mit Führer Jenny und Jäger Rüedi der zweite Besteiger der Berninaspitze. Groß soll der Reiz dieser gewagten Gletscherfahrt sein. Die Besteiger erzählten von seenhaften Eisthälern, bizarren Formen, schroffen Schneewänden und Gräten und von der einzigen Fernsicht, die sie nach dem letzten kühnen Ritt über einen scharfen Kamm zwischen grausenden Tiefen bewundern konnten. Herr Saraz läßt nicht gern reden von seinen verwegenen Gemsjagden, sonst könnten wir manchen interessanten Zug erzählen, daß er aber auch ein feiniger Kenner und Beobachter der Natur ist, beweiß seine reiche ornithologische Sammlung, die er mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit dem zeigt, der sie aus mehr als müssiger Neugierde zu sehen wünscht. Als sich fremde Besucher der Gegend zahlreicher einstellten, fanden sich leicht die nöthigen Führer, kundige, erfahrene und vorsichtige Bergmänner, deren Leitung man sich ohne Sorge anvertrauen kann; wie es denn Thatsache ist, daß bei den verschiedenen Bergtouren auf diesem Gebiete noch kein Unglücksfall vorgekommen ist. Wir befinden uns bereits 6010 Schw. Fuß über dem Meere, und auf allen Seiten stehen noch hohe Berge, umsäumt von dunkelgrünem Walde und duftenden Wiesen, gekrönt mit vielfach schattirten Felsen oder mit blinkendem Firn. Silbernen

Digitized by Google

Bündern gleichend fallen die Bergbäche hernieder. Ist der Alpenreisende in das gemüthliche Quartier eines Pontresiner Gasthauses eingezogen, hat er einen Tag beschaulich ausgeruht, dann tritt eine Frage an ihn heran, die einem auf diesem glücklichen Fleck Erde beinahe Kopfzerbrechens machen könnte, die Frage: wohin zuerst? doch da ist keine Wahl: Morgen auf den Piz Languard.

Der beliebteste Punkt des Oberengadins, das Ziel der Sehnsucht vieler ist, wie gesagt, der 10,887 Schw. F. oder 10054 Par. F. hohe Piz Languard geworden, in der Gegend jetzt nicht selten einfach „der Piz" genannt. Es gibt im Engadin und in Graubünden überhaupt gar nicht wenige über 10,000 F. hohe Nadeln, Kegel oder Kronen, die mehr oder weniger leicht zu ersteigen sind und im ganzen ungefähr das Nämliche oder doch Aehnliches bieten, wie der Languard. Insbesondere wollen wir seinem nächsten Rivalen, dem blos einige Meter niedrigeren Piz Ot ob Samaden durchaus nicht zu nahe treten, vielmehr aus voller Ueberzeugung jedem anrathen, auch ihm einen Besuch zu machen, was niemand bereuen wird. Aber der Languard hat sich nun einmal in die Nähe Pontresinas hingestellt, wo gleichzeitig so viele Partien anderer Art sich anreihen; und übertroffen wird sein Panorama doch nicht leicht von irgend einem anderen ebenso bequem zugänglichen in den Alpen.

Sobald der Himmel ein heiteres Gesicht macht, pflegen sich die Pontresiner Gäste zur Languardtour zu rüsten. Es ist rathsam, des Morgens sehr früh aufzubrechen, womöglich vor Sonnenaufgang, wo dann des Führers Laterne zuerst den Weg erhellen muß, daher weder der Nachtwächter gewöhnlich die Führer und diese die Wanderlustigen. Der Weg ist reich an Abwechselungen. Bei den Zeugen vergangener Zeiten, dem fünfeckigen Saracenenthurme und der alten Kirche vorüber, ziehen wir zwischen Alpenrosengebüsch und unter alten Lärchen und Arven hinauf nach der Hütte Bergamaskischer Schafshirten, dieser malerischen Erscheinungen, deren Herden zur Sommerszeit noch viele Bündner Alpen beleben und angenehme Staffagen bilden. Schon hier ist ein Rückblick recht lohnend. Im Thale brütet wohl noch der Nebel, den die ersten Strahlen der Sonne zerstreuen werden, aber schon schauen der breite Piz Julier mit seinen mächtigen Eisterrassen, der schöne Piz Nair, an dessen Fuße St. Moriz und seine Wälder liegen, der nette Ort Celerina-Cresta, über dem der Piz Ot emporragt, herauf und herüber. Da im Languardthale, nicht weit ob jener schwarzen Alphütte, wählte unser Maler, Freund Amberger, den Standpunkt zur Aufnahme seiner schönen Ansicht des Piz, ohne sich hindern zu lassen durch einen voreiligen und unhöflichen Engadiner Sommerschnee! Im Vordergrunde erblicken wir die letzten, zum Theil schon verkrüppelten Arven oder Zirbelnußbäume. Oberhalb derselben, an mannigfaltig schattirten Felsen hin, wo öfters das geschätzte Edelweiß zum Schmuck der Hüte gepflückt wird, schlängelt sich der Pfad in sanfter Steigung empor. Dort zieht eine kleine Karavane, dabei eine Dame zu Pferd; letzteres wird vom Fuße des Kegels weg durch des Führers Töchterlein heimgebracht. Rechts, am crippel della rossgia, der „Felspartie der Säge," vorüber, stürzt das Languarbwasser hinab, das brunten im Grunde des Berninathales eine Sägemühle treibt.

Die Sonne ist inzwischen aufgegangen und hat uns beim Rückwärtsschauen Blicke von unnennbarer Schönheit und Erhabenheit in die Eiswüsten des scheinbar so nahe liegenden Berninacolosses auf die jeden Augenblick neu sichtbar werdenden Firnspitzen gestattet. Diese Blicke können nur übertroffen werden von der Aussicht, die die oberste Spitze des Piz bietet. Diese ragt über einem kleinen Schneefelde zu den Wolken empor, oder — noch besser, nämlich zu größerer Freude der Wanderer, — in das reine Blau hinein. Kopfschüttelnd hat etwa unterwegs der eine oder andere hinausgeblickt, doch jeder Führer vermeidet leicht alle Schwierigkeit, wie denn z. B. der Schreiber dieses bald mit alten Herren, bald mit Damen und munteren Kindern die Tour gemacht hat. An mancher Stelle wird man aber ausrufen:

Welch ein Frühling blüht hier oben
Unterm Sonnenlicht hervor!
Welch ein Teppich, reich durchwoben
Mit dem schönsten Alpenflor!

Dessen freuen sich auch die Murmelthiere, welche hier aus Rücksicht auf den Fremdenbesuch geschont werden und daher nicht mehr scheu sind. Weit seltener läßt sich jetzt am Languard eine Gemse sehen.

Wir sind auf der letzten Bergterrasse angelangt. Dicht vor uns, aus einem Ringe von Geröll, Schutt und Felsblöcken ragt die letzte, steile, zuckerhutförmige Spitze des Piz empor. Mancher mag den mächtig aufstrebenden Burschen und die Kante bedenklich anschauen, an deren vielfach unterbrochener Oberfläche wir uns, von Block zu Block springend, hinaufzuarbeiten haben. Der Pfad ist nicht schwierig, jedenfalls ungefährlich, aber doch muß der Kopf schwindelfrei und der Fuß berggewohnt sein, denn zur Seite fällt die Tiefe hinab bis zu dem kleinen, lieblauen Bergsee, an dem Colani seine Salzlecken für die Gemsen hatte und die Sprünge von einem Block zum andern wollen nach dem dreistündigen und ununterbrochenen Steigen ein kräftiges Knie. Damen und Schwachgewordene werden übrigens von den Führern so trefflich unterstützt, daß so leicht niemand wird zurückbleiben müssen. Endlich, nach vierstündiger Wanderung von Pontresina weg, liegt auch das im Rücken, ist der letzte Steg erstiegen, und wir stehen erstaunt auf der schmalen Fläche der Felsspitze. Voll Entzücken schweifen die Augen ringsum auf den Kranz der Gebirge. Vor allem imponirt die mächtige Berninagruppe, die man hier gerade gegenüber hat; die meisten schönen Gipfel dieser fabelhaften Eismasse sind sichtbar. Ueberragt wird sie aber noch vom fernen Monte Rosa. Freundlich liegt unten der grüne Thalgrund der Gegend von St. Moriz, und ob diesem erscheinen wieder so viele erhabene Bergzüge.

Bald wird das Auge gefesselt von den Berner Alpen, bald angezogen durch die zahllosen, verschiedenartigsten Formen der Bündner Höhen. Dort findet es den Säntis und viele andere bekannte Berge, dann die Tyroler Ferner und Gletscherzüge; nun ruht es wieder auf dem majestätischen Ortler und wendet sich von den Veltliner Spitzen zum nahen Bernina zurück. Man kann unmöglich alle einzelnen Punkte nennen, — und was würde es auch nützen? Um die Wette streben die Silbergipfel himmelwärts, die fernsten Gebirge zeichnen sich bei reiner Luft noch deutlich am Horizente ab, und der Gesammteindruck des ganzen Bildes bleibt doch der Hauptgenuß. Wer nur nach Namen hascht, möge die vorhandenen Panoramen benutzen und dazu sich vom Führer die ausgezeichnete Orientirungsscheibe nebst Instrument hervorholen lassen.

Wir waren mehr denn ein Dutzend Male da oben, im Frühsommer und im Spätherbste, des Morgens zum Aufgange und des Abends zum Untergange der Sonne, beim heißten Tagesglanze wie bei zauberischer Mondbeleuchtung: jedesmal empfanden wir neuen Reiz.

O unabsehbar weite Landeskarte,
Vor unsern Augen herrlich ausgespannt!
Wie klein erscheint von dieser hohen Warte,
Was in den Tiefen Höhe wird genannt!

Ja, fast nur Höhen treten da hervor; zwischen ihnen aber lagern die vielen, vielen Thäler, und immerhin ist es nur ein so kleines Stückchen Erde, auf dem sich die Blicke bewegen, und über demselben wölbt sich ein weiter, unendlicher Himmel!

Die Reiszeit ist da. Der wohlhäbige Hamburger, der muntre Berliner, der gebildete Sachse und der gemüthliche Schwabe fühlt einen bestimmten Drang nach frischer Luft. Bald sieht man über den Bodensee und die Basler Rheinbrücke freundartige Gestalten ziehen. Der carrirte oder graumelirte Engländer (Lord oder Reverend, letzterer in der Regel der küpste Bergsteiger) wandelt einher mit dem rothbraunen Murray; der stadtentstehene deutsche Professor, hellen, glücklichen Angesichts, blättert auf einer Steinbank vergnüglich im Bädeker. Neben ihm liegt die Pflanzentrommel, denn er botanisirt stets. Bequeme Väter mit beweglichen Töchtern schauen aus den Fenstern der „Drei Könige" herunter auf den grünen Strom. Der echte Bergsteiger, den man an keiner Aeußerlichkeit erkennt, lächelt theilnehmend über die naive Freude des erwartungsvollen Laienvolkes, das eine Rigifahrt schon für eine Leistung hält. In den Störchen, Bären, Schwänen, Schwertern, wilden Männern und weißen Kreuzen der Schweiz beginnt's lebendig zu werden und auch Du, lieber Leser des Daheim, schnürst Dein Bündel. Wohl Dir, wenn Mittel und Zeit reichen bis zum Fuß der Alpenriesen. Wir wollten, wir könnten mit. Und besonders wünschten wir, wir könnten

Digitized by Google

wieder einmal auf den schönen, fecken Piz Languard, gern würden wir Dir die Wunder zeigen, die sich da oben auftun. Nimm wenigstens einen Rath mit auf den Weg. Willst Du die große theure Reute meiden, oder kennst Du schon jene hochcivilisirten Orte, wo dem biedern deutschen Thaler bange wird vor Albions Pfunden, so versuch's einmal mit dem Engadin. Für angegriffene Körper, für gedrückte Gemüther, für bescheidene Beamten-, Studenten- und Candidatenbeutel kann es keine besseren Orte geben wie Pontresina und St. Moriz, und unter allen auch für mittlere Kräfte ausführbaren Bergtouren keine schönere, als die auf den prächtigen Piz Langnard!

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

I.

Die Verbrecherinsel in der Südsee.

Am 22. Juni des Jahres 1847 hatte ich auf dem Bremer Barkschiff Louise, Capitän Cl. Wittmann, den Hafen von Honolulu auf den Sandwichsinseln verlassen und befand mich auf der Fahrt nach Sidney. Diesmal als Passagier; das Kreuzen auf Walfische war mir verleidet, ich sehnte mich darnach, die alte Heimat und die Meinigen nach sechzehn langen Jahren wiederzusehen, und es war mir nicht gelungen, ein Engagement zu finden. In Sidney hoffte ich dagegen, daß mir daselbst nicht fehlen werde; ich nahm daher getrost Passage, noch dazu ziemlich billig, und genoß einmal nach langer Zeit wieder das süße Behagen des Nichtsthuns. Wir schwammen, nach einer verhältnißmäßig glücklichen Fahrt, schon in der neunten Woche, da wir über den 240. Grad östl. L. aufkreuzen mußten, bis wir den N. W. Passat fanden, auch mehrmals Windstillen gehabt hatten. Die Reise war ziemlich einförmig; nur ganz wenige Segel waren uns in Sicht gekommen. Wir sahen in der Ferne den Pik von Witi-Lewu, die blauen Umrisse mehrerer nenen Hebriden und dann wieder der Freundschaftsinseln. Ich war der einzige Passagier an Bord und langweilte mich, trotz der zuvorkommenden Freundlichkeit des Capitäns und der guten Haltung der Mannschaft, aufs äußerste, zumal an Tagen der Windstille. Zwar hatte ich mir regelmäßige Beschäftigung vorgenommen, führte ein Tagebuch, und hatte begonnen die allen Seefahrern nothwendige spanische Sprache zu studiren; aber ich brachte es zu keinem gesunden, anhaltenden Thun. Es ist ordentlich, als sei dies eine Krankheit, die dem Passagierleben auf dem Schiff anhaftet, an welche ich aber, so viel ich davon hatte erzählen hören, niemals recht glauben wollte, bis ich nunmehr an mir selber die Erfahrung ihrer Thatsächlichkeit machte. Jeden Morgen springt man mit dem festen Entschluß aus seiner Hängematte: Heute willst Du fleißig sein! und jeden Abend knüpft man sie auf mit dem Gemurmel: Wieder nichts gethan! Also morgen! — Ob daran das Schaukeln des Schiffs, die Seeluft oder die Witterung schuld ist — ich weiß es nicht; wohl aber, daß mich in meinem langjährigen Seemannsberuf diese körperliche und geistige Hingebrochenheit niemals überfallen hat. Bestimmte Thätigkeit mit dem Hintergrunde: Du mußt! ist ein radicales Mittel dagegen.

Am 24. August befanden wir uns unter dem 190. Grad w. L. und 28. Grad s. Br. Wir hatten mehre Tage lang so günstigen Wind gehabt, daß wir hoffen durften binnen kürzester Frist Port Jackson anzulaufen; aber an dem genannten Tag wurde gegen Abend die Luft immer matter, und endlich klappten die Segel todt gegen die Masten. Totale Windstille war eingetreten. Wir hatten Land in Sicht; aber Larbord weg erblickten wir in etwa vier Meilen Entfernung eine dunkle Klippenreihe; es war die Gruppe der Norfolk-Inseln. Viel Aufmerksamkeit schenkten wir denselben nicht, dazu waren wir allzu verdrießlich, vom Capitän abwärts bis zum Schiffsjungen: Windstille, und zwar nur noch etwa 500 Meilen (See-) vom Hafen entfernt! Selbst die allabendliche Partie in der Kajüte ward im Aerger aufgegeben und mürrisch kroch ich in meine Hängematte. Der Verdruß schärft bekanntlich den Appetit und den Schlaf; in letzterem ist zudem der Seemann ein Meister und Künstler, der ihn zu nehmen und zu genießen versteht, wo er ihn findet, weil er ihn nur allzuhäufig entbehren muß. So hatte ich denn auch in der Nacht eine unbestimmte Empfindung von Lärm und Getöse über mir, kehrte mich aber nicht daran und schlief herzhaft weiter bis in den hellen Tag hinein. Da fuhr ich aber plötzlich empor: Ein Kanonenschuß! Darüber war bei einem Zögling der britischen Marine keine Täuschung möglich — mit einem Satz war ich aus dem Gestecht und an Deck. Hier fand ich allerdings Ursache zur Ueberraschung.

Die „Louise" hatte Gäste bekommen. An die Schnau des Hauptmastes gelehnt saßen drei Fremde, wilde Gestalten, Europäer, aber gebräunt und zerrissen vom Wetter, mit ganz kurz geschorenen Haaren, schenen, theilweise bösen Blicken und thierischen Zügen. Der eine von ihnen war völlig nackt bis auf ein zerrissenes Tuch um die Lenden, der zweite trug eine graue, schwarzgestreifte Sträflingskleidung, der dritte blos Beinkleider, dafür aber einen eisernen Ring mit einem Ende Kette am Fuß; die beiden andern hatten sich ihrer Schellen zu entledigen gewußt. Ihre Arme waren mit Stricken über den Ellbogen dermaßen auf dem Rücken festgeschnürt, daß sie nur die Hände frei bewegen und nach dem Munde führen konnten. Düsteren Auges, schweigend umstanden unsere Matrosen die unheimliche Gruppe. Der Capitän hatte sich in seine Kajüte begeben.

„Gebt mir zu trinken!" sagte der Nackte mit heiserer, mißtönender Stimme; ich erkannte ihn sofort für einen Irländer. „Aber laßt's was Starkes sein, ich habe das faule Wasser satt bekommen." — Der Bootsmann goß ihm einen zinnernen Becher voll Rum ein, und gab ihm denselben in die zitternden Hände; ich werde nie den funkelnden Blick der Gier vergessen, mit welchem der Unglückliche den lang entbehrten Feuertrank empfing, das thierische Wohlbehagen, womit er ihn hörbar, ohne abzusetzen, in das Gefäß beißend, daß es knirschte, hinabschlang. Mit einem tiefen Athemzug ließ er endlich den Becher von den Lippen fallen. „Bah!" rief er, „für noch einmal so viel thäte ich es auf der Stelle wieder. Und nun Jungens, wer hat eine Pfeife Tabak für einen verlornen Mann?" — Die Matrosen stopften ihm sofort einen thönernen Stummel und zündeten ihm den Tabak an, dessen Rauch er mit vollen Zügen in sich sog. Mittlerweile hatte auch sein Kamerad einen Becher Rum erhalten; dieser bat sich den Tabak zum Kauen aus, und auch sein Wunsch ward sofort von den mitleherzigen Theerjacken erfüllt. Der dritte jedoch schlug den Branntwein aus und bat mit leiser Stimme um Wasser. Ich sah mir sofort den Mann näher an; er schien anderen Schlags, wie seine beiden Kameraden; obgleich gebräunt wie sie, verrieth die Form seiner Hände, wie sein ganzes Aeußere, daß er dereinst höherem Stande angehört habe; er hob nicht ein einziges Mal die Augen, sondern starrte fortwährend tiefsinnig vor sich auf das Deck. Ein Matrose brachte ihm eine große Schale voll Wasser, ein anderer drückte den Saft einer Orange hinein, der Bootsmann goß einige Tropfen Rum hinzu — denn unser Wasser war fast ungenießbar geworden. Mit einem leisen „Dank Euch!" leerte der Mann das Gefäß. Ich bot ihm darauf eine Manilla-Cheroot, die er gleichfalls dankend annahm und still rauchte, während seine Gefährten in unheimlich affectirter Lustigkeit mit den rohesten Scherzen die Angst vor dem Kommenden zu übertäuben suchten. Jetzt erst nahm ich den Bootsmann bei Seite und bat ihn um Auskunft. Die drei Gefesselten waren von der Insel Norfolk entwichene Sträflinge. Sie waren auf einem aus wenigen mit Lianen zusammengebundenen Baumstämmen verfertigten Floß in der Nacht — nicht unbemerkt! — an das Schiff gekommen, hatten dasselbe bestiegen und hofften die Freiheit errungen zu haben. Sie hielten nämlich die Bark für ein von Californien heimsegelndes Fahrzeug und hofften auf Sympathie bei der Besatzung; sie hatten sich aber sehr verrechnet. Die „Louise" führ unter britischer Flagge und Capitän Wittmann kannte allzugut seine Pflicht, sowie die Gefahr, welcher er sich im Nichterfüllungsfalle ausgesetzt haben würde. Er ließ daher — da er schon beim Nahen des Flosses auf Deck geholt worden war — die Flüchtlinge sofort fesseln und bewachen, um sie nach Tagesanbruch auszuliefern. Es ist wahr, die Matrosen fühlten Mitleid mit ihnen, ebenso aber die Nothwendigkeit, unter deren Gebot ihr Vorgesetzter handelte. Auch konnten sie doch, bei allem menschlichen Rühren, einen gewissen Abscheu nicht ganz unterdrücken; wer wußte, welche Verbrechen diese Burschen da begangen hatten? nach

Digitized by Google

Norfolk-Island werden nur die allergefährlichsten, zum Tode verurtheilten, aber begnadigten Verbrecher deportirt.

Da mahnte — kaum zehn Minuten waren vergangen — schon ein zweiter Kanonenschuß von der düsteren Insel herüber. Gleichzeitig trat der Kapitän mit der gefertigten Depesche an Deck und die englische Flagge flog zur Gaffel hinan. Sofort ward das Boot ins Wasser gelassen und sechs Hände zur Bemannung aufgerufen. Der Capitän, welcher das Schiff nicht verlassen wollte, wandte sich darauf an mich mit der Bitte, die Missen zu übernehmen, die Uebelthäter ans Land zu bringen und seinen Rapport der Commandantur zu übergeben; natürlich sagte ich gerne zu. Während ich mich rasch ankleidete, hatte Capitän Wittmann sorgfältig mit dem Fernrohr die Küste beobachtet. „Hurtig, flink!“ rief er auf einmal laut, und obgleich ich nur wenige Minuten zu meiner Toilette gebraucht hatte, bekam ich doch während der Zeit drei Botschaften, mich zu beeilen. Als ich hinaufkam, sollten eben die Flüchtlinge ins Boot geschafft werden. „Nur noch einen Schluck!“ flehte, sich sperrend, der Ire — er erhielt nochmals den Becher mit Rum gefüllt und leerte ihn mit leuchtenden Augen. Die beiden andern ließen sich apathisch hinabhissen. Alle drei wurden in die Mitte gesetzt, ich trat ans Steuer, und wir trieben durch die spiegelglatte, von keinem Lüftchen erregte See dem Lande zu, so rasch es mit sechs Riemen und einem ungefügen Küstenboote gehen wollte. Die Entflohenen saßen ihrem Gefängniß abgekehrt; der Ire hüllte sich in Wolken von Tabaksrauch, sein Kamerad rollte seinen Twist aus einer Backenhöhle in die andere; der „Gentleman“, wie unsere Matrosen schon den dritten getauft hatten, hatte den Kopf in die Hände gesenkt. An was mochte er in diesem fürchterlichen Augenblicke wohl denken?

Wir waren noch keine Meile von der „Louise“ abgekommen, als ich ein großes Boot vom Lande her auf uns zufliegen sah. Es war eine mit achtzehn Ruderern in der Uniform der englischen Marinesoldaten bemannte Barkasse, worin außerdem sich als Befehlshaber ein Unterintendant nebst vier bewaffneten Aufsehern befand. Einer der letzteren schrie und schimpfte schon mühsend aus der Ferne, als könne er es gar nicht erwarten, die Entflohenen wieder in seine Gewalt zu bekommen; seiner Obhut waren sie anvertraut gewesen und er mußte unter dem eisernen Regiment, das auf Norfolk herrscht, streng für seine Nachlässigkeit büßen. Dieser war es auch, der, als wir beilegten, sofort in mein Boot sprang und mit der Faust dem Iren die Tabakspfeife in und um den Mund schlug, daß Blut und Feuer umherspritzten, indem er die gräßlichsten Verwünschungen über die Unglücklichen ergoß. Ich glaubte meinen Auftrag beendet, und wollte dem Officier der Barkasse die Depesche des Capitäns übergeben; dieser aber, welcher sehr artig und würdevoll gegrüßt hatte, winkte, ohne ein Wort zu sprechen, abwehrend mit der Hand; zugleich sah ich, daß seine Leute damit beschäftigt waren eine Schleppleine im Ringe meines Fahrzeugs festzumachen. Waren wir Gefangene? Jedenfalls mußten wir uns in das Unvermeidliche ergeben und so flogen wir denn im Kielwasser der Barkasse dem Lande zu, das immer deutlicher, höher und dunkler sich aus den seunigen Wogen hob.

Die Norfolkgruppe besteht aus drei Inseln, deren größte ihr den Namen gegeben hat. Sie ist die allein bewohnte; ihr Flächengehalt mag kaum mehr als 4—5 englische Meilen im Quadrat betragen. Augenscheinlich vulkanischen Ursprungs bildet die ganze Norfolk-Insel nur einen einzigen Berg, dessen höchste Spitze, Pie Pitt genannt, weithin sichtbar, mit einem Walde von Norfolktannen düster genug bewachsen ist; bekanntlich der schönste von allen Nadelholzbäumen. Ueberall fällt das Ufer steil und hoch ab in die brandende See, so daß nur ganz wenige sichere Landungsplätze zu finden sind. Die Strafcolonie liegt am südwestlichen Ufer der Insel, wo das letztere einen breiten, sanft ansteigenden Gürtel bildet. Wir ruderten in den schmalen Canal zwischen Norfolk und der kleineren Insel Nepean, während in geringer Ferne südlich die dritte, Philipps Island, ein nackter Felsen, aus den Fluten emporstieg. Indem wir um Cap Howe herumbogen, wo wir zum erstenmale die Dächer des Etablissements erblickten, mußte ich mir gestehen, daß es ohne den trefflichen Lootsen, der uns schleppte, mir schwer geworden wäre, mein Boot zu landen, so schmal und windungsreich schlängelte sich das Fahrwasser zwischen Klippen und Brandungen hin. Endlich gelangten wir in eine halbkreisförmige, geschützte Bucht, an deren östlichem Strande wir landeten. Hier war aus festem Gestein eine Art Quai mit weit vorspringendem Damm errichtet; vor Anker lag ein kleiner Posttutter, rings um ihn einige Lichterschiffe und Boote; auf dem Damme steht ein Schilderhaus; hier nahm uns eine Gruppe Marinesoldaten, mit Ober- und Untergewehr, in Empfang. Als wir am Land waren, entschuldigte sich der Officier höflich gegen mich, und bat mich, ihn zu dem Intendanten zu begleiten, damit ich demselben persönlich Bericht abstatte; meinen Leuten ward bedeutet, bei ihrem Boote zu bleiben, ihnen aber Erfrischung versprochen. Mittlerweile hatten die Aufseher den drei Flüchtlingen wieder mit fadelhafter Geschwindigkeit Hand- und Fußschellen angelegt, die Soldaten nahmen sie in die Mitte und führten sie ab. Vorher aber hatte einer unserer Matrosen dem Irländer noch eine ganze Hand voll Tabak zugesteckt, den er jetzt mit geschwollenen Backen kaute.

In Gesellschaft des Unterintendanten — hinter uns, ob absichtlich oder nicht, weiß ich nicht, ein halb Dutzend Mariners — schritt ich in dem Zuge über eine mit zahllosen Rollsteinen bedeckte, nackte Fläche, dem Gebäude der Colonie zu, das sich uns gegenüber einförmig, aber schreckhaft erhob. Eine hohe, auf dem Kamm mit Schiefer oder Platten gedeckte, endlos lange Mauer umschließt die sämmtlichen Häuser, von welchen nur ein Paar mit kleinen, eng vergitterten Fenstern darüber hinweg ins Freie schauen. Wir kamen an ein hohes, eisernes Thor, ganz aus starkem Blech gefertigt, mit einem Guckfenster, welches sich öffnete, um der Wache Gelegenheit zu unserer Inspection zu geben, ehe wir Einlaß erhielten. Zunächst traten wir, zwischen zwei Schilderhäusern und verschiedenen Bänken voll Soldaten hindurch in einen großen Hof; ein kleines, isolirtes Haus darin zur linken Seite ist das Wachtlokal, zugleich das Polizeibüreau; hier mußte ich meinen Namen, den meines Capitäns und Schiffs, sowie den Zweck meines Hierseins in ein Buch eintragen; als letzteren schrieb ich: „Unbekannt, angekommen im Schlepptau von J. M. Barkasse?“ Mein Führer lächelte und setzte einige Worte darunter, die ich nicht zu sehen bekam.

(Schluß folgt.)

Im Arsenal Spandau.

„Haben Sie das Arsenal in Wien gesehen? Wahrlich eine großartige Anlage, zugleich Citadelle mit einer starken Besatzung, Werkstätte für alle Kriegsbedürfnisse des Kaiserreiches und durch Kirche und Waffenmuseum ein Tempel des Friedens und des Ruhmes. In der Nähe des Südbahnhofes gelegen und mit demselben durch Geleise verbunden, bildet es das eigentliche Centrum und auf einem einzigen Punkte ein gut Stück von der Macht des Kaiserstaates. Im Vertrauen, das Arsenal wünschte ich den Berlinern.“

Da waren Sie wohl nie in Spandau, oder waren Sie dort und haben nicht geahnt, daß auch Preußen schon jetzt ein Arsenal besitzt, so reich, daß es nach drei oder vier Jahren auf dem Continente vielleicht nicht seines Gleichen finden wird?

Allerdings möchte es Ihnen nicht gelingen, überall Zutritt zu finden; aber machen Sie nur nicht ein zu auffallend pfiffiges Gesicht, als ob Sie einige Maschinen mitnehmen könnten, so wird wenigstens der schneeweißköpfige Portier der Königlichen Geschützgießerei unsre Karten dem freundlichen, verdienstvollen Director und uns dafür die Erlaubniß zum Eintritt überbringen, natürlich mit der strengen Weisung, daß Geheimnisse uns verhüllt bleiben.

Vorher gestatten Sie mir, daß ich Ihnen einiges über Spandau erzähle.

Noch vor wenigen Jahren war Spandau oder Spandow ein so ruhiges, bescheidenes Städtchen, daß ein würdiger Wallmeister, ein Polizeisergeant oder gar ein Gefängnißinspector in den „Lokalen“ auf dem Platze der Honeratioren saß, daß man am ersten Tage nach der Ankunft von der Schuljugend gegrüßt wurde, und daß man den Damen fast vierundzwanzig Stunden vorher ansehen konnte, wenn sie nach Berlin fahren wollten. Da sehen Sie heute dieses Treiben. Die Garde hat ein ganzes Regiment nach Spandau abgegeben, und neben dem bescheidenen schwarzen Kragen, der sonst auch schon zum

Digitized by Google

Feuerwerkslaboratorium und der Pulverfabrik kommandirt gewesenen Artilleristen freut sich das Auge der Spandauer Holden ob des Glanzes der preußischen Elite. Sehen Sie das Rennen der strömenden Arbeiterjahl aus der Gewehrfabrik, der Zündspiegelfabrik, der Geschützgießerei, aus den Festungsbauten, aus dem Bane der Centralwerkstatt; und lassen Sie dazu Jahrmarkt sein, so müssen Sie mir Recht geben, daß Spandau einer großen Stadt sehr ähnlich sieht. Und dieses Spandau mit seiner altehrwürdigen Citadelle, mit seinen Fortifikationen neuesten Stils ist Preußens Arsenal.

Sonst war die Reise nach Spandau ein Schreckwort in den Marken; man verstand im Volksmunde darunter den gesellschaftlichen Tod. Wie manchem war sie seit Jahrhunderten in diesem Sinne beschieden, wie mancher drängt sich noch heute in jenes graue Haus, welches bestimmt ist, oft die geschicktesten Künstler auf diese Weise auch andern ehrlichen Leuten nützlich zu machen. Sie wissen ja, daß unsre Kunstveerleger viele ihrer besten Zeichner dort finden, wo man die Menschen aufzubewahrt, welche der Genius ihrer Kunst selbst auf die Copie der gefeiten Papiere des Staates führte. Zu diesen Künstlern mußten in den ersten Jahren ihres Bestehens selbst die königlichen Werkstätten flüchten. Viele Millionen von Patronenhülsen sind nach der Einführung der Zündnadel im Spandauer Zuchthause gefertigt worden. Aus diesem Grunde verzeihen Sie die Bekanntschaft. Sie war nöthig, um Ihnen zu zeigen, daß unser Arsenal eine unvergängliche Arbeiterreserve hat.

Jetzt ist es glücklicher Weise anders. Ganz Deutschland hat seine tüchtigsten Büchsenmacher hergegeben, und die Geschützgießerei wird von Beschäftigung suchenden Metallarbeitern überströmt, während die Zündspiegelfabrik mehr dem jugendlichen Alter übergeben ist, welchem sie natürlich oft die Ehre des Besuches eines Schulzwang übenden Gensdarmen verdankt.

Um den Zusammenfluß der Havel und der Spree liegend bietet Spandau große Annehmlichkeiten für die Anlage von Etablissements, welche eines besonderen Schutzes bedürfen. Nordwestlich der Stadt trägt der Eiswerder, eine Insel der Havel, das Feuerwerkslaboratorium, in welchem durch eine besondere Artillerieabtheilung, die zwei Feuerwerkscompagnien, die besonders künstlichen und geheimen Zündungen der Artillerie angefertigt werden. Dies ist die einzige Fabrik Spandaus, welche durch Soldaten bedient wird, während, im geraden Gegensatze zu dem Wiener Arsenal, alle übrigen Arbeiten durch Civilpersonen ausgeführt werden. Nordöstlich der Stadt über die Citadelle und über die Gewehrfabrik hinaus liegt mehrfach von Gräben und Armen der Havel durchschnitten der schöne Park der Pulverfabrik. Das ist ein wahrer Paradiesgarten — ich habe zur Zeit der Nachtigallen den Director, den Gelehrtesten der gelehrten Artilleristen besucht und habe mir so die Erlaubniß verschafft in dieses Heiligthum zu gelangen, vor welchem ein junger Gabriel mit der Pickelhaube steht. Nur bei Leibe kein feuriges Schwert, — denken Sie doch an die tausende von Centnern Pulvers, welche hier in Staubform oder in gepreßten Kuchen oder schon als Billionen Körnchen zur Versendung fertig unheimlich lauernd ruhen, gewärtig des sie entfesselnden Elementes, um Verderben in die entzückende Natur zu donnern, ohne die exquickenden Gaben spenden zu können, welche der Segen des donnernden Himmels sind. Aber sie sind ja auch da zum Nutzen des Vaterlandes, um eingezwängt in die gezogenen Geschütze zu zeigen, wie geschickt sie sind, die eisernen Ballen wie Meteore auf die Köpfe derer zu schleudern, welche seine Ruhe und seine Macht zu stören suchen.

Dieses Boot führt uns in die Geschützgießerei. Sehen Sie dort zur Rechten die Citadelle, an welche sich so manche Sage und manches Märchen von hohen und niedrigen Staatsgefangenen knüpft. War nicht dort auch die schöne Gisterin? Und der arme Erfinder der Zündspiegel — o, das Volk denkt dankbar an Dich — aber nicht jeder weiß, daß der Staat noch dankbarer an Dich dachte, Du glücklicher Dreyse, der Du mit Deinen goldenen Lorbeern in Sömmerda restirst. Haben Sie wohl je an diese Fabel geglaubt?

Zwischen der Pulverfabrik und der Citadelle sieht man die Gewehrfabrik, in welcher etwa eine Million von Zündnadelgewehren gefertigt ist. Denken Sie an die Nothwendigkeit, für jedes Gewehr im Ernstgebrauche viele kleine Bestandtheile in Reserve zu haben, so können Sie leicht erkennen, mit welcher Genauigkeit alle Arbeiten ausgeführt sein müssen, um ungehindert für jedes Gewehr jedes Stück, welches nie mit ihm in Verbindung war, gebrauchen zu können. In naher Beziehung zu dieser Anstalt steht die Gewehrprüfungscommission, welche neben der Ausbildung der als Schießschule kommandirten Mannschaften zugleich die neuen Gewehre wie alle Erfindungen dieses Feldes prüft.

Vor uns liegt links von der Geschützgießerei, auch auf dem linken Spreeufer, die Kriegszündspiegelfabrik. Von Geheimnissen wird man Sie nichts sehen lassen. Immerhin können Sie sich vergnügen an dem Anblicke von Millionen. Man muß einmal solche Zahlen verkörpert sehen, um sich ein Bild davon machen zu können. Sehen Sie diese Hülsenkiste von etwa drei Fuß Länge, anderthalb Fuß Breite und ein Fuß Höhe. Sie faßt ungefähr 10,000 Hülsen; dividirt man mit 10,000 in eine Million, so finden Sie, daß man 100 solcher Kisten bedarf. Ueberlegen Sie diese Patronenhülsen in gute blanke preußische Thaler, so haben Sie ein Bild von dem, was vielleicht Rothschild nicht einmal gesehen hat — ein ganzer Wagentrain ist damit beladen.

Ha, ha — der alte Gießmeister hat sein Pfeifchen angesteckt. Da gibt es gewiß heute einige Bierunzwanzigpfünder; das raucht und schmaucht und wälzt sich und drängt sich da aus dem alten Schornstein, als ob er den Dampf zu einer neuen atmosphärischen Eisenbahn bauen wollte.

Große Eile haben wir also noch nicht; aber da ich hier bekannt bin, werde ich Ihnen den Gang der Geschützfabrikation zeigen. Ich bin überzeugt, Sie haben vorher gewußt, daß man für Kanonen nicht erst das Loch macht und dann das Metall herumgießt, sondern man macht allerdings erst ein Loch, gießt aber die Kanone hinein, und das Kanonenloch, welches den hehren Namen „Seele“ führt, wird nachträglich durch sehr künstliche Maschinen hervorgebracht.

Auf zwei Lagern ruht eine mit Wergfeilen umgebene Spindel, welche zunächst mit Stroh und dann mit einer so dicken Lehmschicht bedeckt wird, daß der Körper etwas stärker wird als das zu gießende Kanonenrohr. Zur Seite befestlen ist ein Formbrett angebracht, welches, indem die Spindel gedreht wird, den überflüssigen Lehm abstreift, um ungefähr die verlangte Gestalt herzustellen. Zwischen den Lagern glimmt ein den Kern trocknendes Kohlenfeuer. Für diesen Kern hat man jetzt einen umschließenden Mantel herzustellen, welcher ebenfalls von einer besonderen Lehmmischung gefertigt wird. Aber vorher hat man zu sorgen, daß man den Mantel lösen kann. Das ist sehr einfach, indem man auf den Kern trocknen weißen Sand streut, welcher die Verbindung von Mantel und Kern verhindert. Der Mantel erhält die für seine Haltbarkeit genügende Stärke und wird durch Eisenschienen und starken Draht so fest gemacht, daß man den Kern aus ihm entfernen kann, indem man zuerst die Spindel, dann das Wergseil und das Stroh herauszieht und den übrigen aus Lehm bestehenden Theil behutsam zerschlägt.

Dort ist so ein Mantel zu sehen — er steht aus wie eine Wickelpuppe von 15 Fuß Länge. Sehen Sie, wie der Mantel schräge gestellt und darunter ein so großes Feuer gemacht ist, daß die Flamme der Länge nach hinturchschlägt. Der wird wohl bald getrocknet sein, damit er als Gießform dienen kann; dann stellt man ihn, wie jenen dort, in die Dammgrube, die wohl zwanzig Fuß tief ist, und schüttet diese so fest mit Erde zu, daß die beiden Formen unverrückbar eingedämmt sind. Diese aus Ziegeln gebildete Rinne hat den Zweck, die Formen mit dem Auge des Ofens, jener Oeffnung, aus welcher das Metall fließen wird und welche nur durch einen Lehmpfropf geschlossen ist, zu verbinden.

Da steht's nun fest gemauert in der Erden — sehen Sie das ernste Gesicht des greisen Meisters. Das Feuer brannte etwa drei bis vier Stunden und jetzt: „los“ — er sticht ab, ein glühender Sternenregen spritzt umher, und hervor quillt der goldne Strom, das flüssige Metall folgt der Rinne wie Wasser und stürzt sich sprudelnd in die Formen, welche es bald bis zum Rande gefüllt hat. Es ist vorbei, die Form hat gehalten. Wehe, wenn die feurige Masse die feuchte Umgebung ersaßte — es entwickelt sich dann plötzlich eine solche Menge von Wasserdampf, daß eine Explosion erfolgt, welche die Umstehenden in ernstliche Gefahr bringen kann.

Diese beiden Oefen sind für den Bronze-, jene beiden für den Eisenguß; jeder faßt mit einem Male über 100 Centner Metall.

Und diese vielen kleinen rauchenden Berge? das ist die Geschoßfabrikation. Jede Granate, jedes Shrapnel, jedes Vollgeschoß hat ein auf interessanten Maschinen geformtes Modell, welches, in eisernen Kasten verdämmt, das flüssige Eisen aufnimmt. Und jene Soldaten? — sind die Reviseren. Jedes einzelne der tausende von

Digitized by Google

Geschossen wird untersucht; die kleinste undichte Stelle im Metall und die geringsten Abweichungen von der vorgeschriebenen Form und Größe überliefert hunderte dem unbesiegbaren Feuertode; nur ein läuterndes Feuer, eine neue Geburt läßt sie würdig erscheinen vor den Augen und den Maßstäben jener Artilleristen.

Treten wir in den Hof, den Eisengarten. Da sind alle Eisenmulden, der Urstoff, geordnet nach tausenden, je nach Geburt und chemischem Rang, und zwischen ihnen ruhen die Verworfenen, ob groß ob klein, der über 100 Zentner wiegende Achtundvierzigpfünder, wie die 100pfündige Bombe, die niedliche Granate des Vierpfünders und die verlornen Köpfe der ganzen Compagnie. Auch sie erwartet der feurige Ofen zur Neugeburt.

Der Hof stößt an die Spree, und wollen Sie den Mittelpunkt der preußischen Macht sehen, so treten Sie auf diese Ladungsbrücke. Dieser Kahn trägt die ultima ratio an alle Enden der Monarchie, jener bringt von der Gewehrfabrik das schnellfichre Zündnadelgewehr, und jener enthält die belebenden donnernden Geister. Alles das so friedlich und im Zorne der Welt so vernehmlich.

Hier kommt eine Ladung alter Kanonen — viele haben dem Vaterlande treu gedient, viele aber waren gegen uns gerichtet, und nur ungern, weil in unseren Festungen treulos von ihren Brüdern wie von ihren Herren zurückgelassen, gehen sie nach Spandau. Viele erzählen von vergangenen Jahrhunderten, ihre Inschriften zeugen von des Vaterlandes Noth, von des Feindes Macht, und sie alle zeugen durch ihr Schicksal von des Vaterlandes Sieg.

Kommen Sie nach jener Stelle des Hofes — da liegt die alte Garde der vergangenen Artillerie. Mit welcher Kunst, wie mit Reliefs, Frisen und Karniesen sind sie ausgestattet; mit welchem Stolze betrachtete wohl der Constabel seinen alten Donnerer! Mit geringschätzend würde er auf unsre Kanonen sehen, welche einst als Zeichen unsers Geschmackes werden Zeugniß ablegen von unserm nüchternen Streben nach Nützlichkeit.

Aber was würde der Constabel sagen, wenn er vor Düppel hätte sein können? Donnern konnte er wie wir, aber treffen? Indessen die Festungen waren auch früher groß genug, um dem Belagerer als Zielobjekt dienen zu können, und der Vertheidiger machte durch ein einziges Geschütz das ganze Vorterrain unsicher, denn man wußte nie, wohin es seinen Donnerkeil senden würde.

Freilich hatten die alten Büchsenmeister nicht solche Maschinen, wie wir sie jetzt sehen wollen — aber es war wohl eine schöne würdige Zeit, wo man nicht so sorglos mit Pulver und Schießwolle, und wie die Knallgeister alle heißen, umging. Da wurde nach jedem Morgen vor dem Eintritte in das Laboratorium dem Kanonier ein ernstes Wort vorgelesen, und ernste Formeln wußte er in seiner Rede zu führen, denn „der sollte nach kaiserlicher Ordennung gestänpt werden," der in diesen dem Uneingeweihten nicht zugänglichen Räumen den Namen „des schwarzen Mannes" aussprechen würde. Welche andre Forderungen hatte der Artillerist von damals als der von heute! Wie der Churfürst bekanntlich seine Artillerie belohnte, indem „die faule Grete senkrecht aufgericht't und das Zündloch seiberlich verpicht," um sie mit süßem Weine zu füllen, so gab der Kaiser seinen Feuerwerkern je nach dem Grad und nach Verdienst zur besondern Labung eine wohl fixirte Anzahl von Tonnen Bieres — ist etwa das Bedürfniß heute nicht so groß?

Nur die Pulverfabrik hat etwas dem Alten Aehnliches — freilich sind die würdigen Stampf- und Walzmühlen verschwunden, aber die blaue Blouse des Eisenarbeiters sieht man hier doch nicht — in schwarze glanzleinene Gewänder sind ernst die donnernde Körner erzeugenden Männer gehüllt.

Treten wir mit dem aus der Gießerei Neuangekommenen ein. Sehen Sie diesen herrlichen Raum, diese Eleganz, diese Sauberkeit, diese Ordnung. Ein solches Leben haben Sie in jeder Maschinenanstalt, aber einen solchen Schmuckſaal gibt es in der Art keinen zweiten. Zwei Eisenbahnen, welche den ganzen etwa 150 Schritt langen Raum der Länge nach überspannen, führen an Ketten hängende die Kanonen von Maschine zu Maschine, und dort jene glänzenden Dampfmaschinen bilden den Nerv all dieses Lebens. Hier wählt sich ein Vierundzwanzigpfünder auf der ersten Maschine; er soll seinen verlornen Kopf weggeben, worunter man das Ende versteht, welches beim Gusse der Länge des Kanonenrohres zugegeben wird, um beim Erkalten des Metalls einen großen Druck zur Verdichtung des eigentlichen Rohrkörpers auszuüben.

Auf der Nachbarmaschine sehen Sie einen anderen schon in seiner richtigen Länge; der glättende Stahl schleicht Strich bei Strich über seine Oberfläche, und immer wieder muß der Gequälte um seine eigene Achse sich drehen, um würdig zu sein, dem nächsten Arbeiter übergeben zu werden, der ihm zum höhern Dasein hilft, der ihm die Seele gibt, welche hier im Urzustande erscheint, glatt, spiegelglatt, ohne die Furchen der Erziehung, ohne die Spuren der Erfahrung.

Fällt Ihnen nicht diese Maschine auf mit ihren coloſſalen Kloben und Schrauben gegenüber dieser schlanken Kanone, für welche sie nicht gefertigt zu sein scheint? Darin besteht gerade das Eigenthümliche dieser Bohrwerkfstatt, daß alle Maschinen gleichzeitig für die schwersten und für die leichtesten Kaliber verwendbar sind. Beispielsweise bearbeitet diese Schiltzapfendrehbank heute ein Bombenkanon, in welches ein Mann kriechen kann, morgen einen solchen eleganten Vierpfünder, an welchem Kinder exerziren möchten.

Was ist das für ein schrecklicher Schrei? Sind Arbeiter verunglückt? O nein — beruhigen Sie sich — es ist der Klageton der Bronze, welche sich unter dem Stahle windet. Nimmer kann dieses Glockengut vergessen, daß es vor Jahrhunderten Jahrhunderte lang in stolzer Ruhe thronte, um nur durch seine weithschallende Lunge herbeizurufen zum Gottesdienst, nimmer kann es jenen Moment verschmerzen, wo es das erste Mal von seinem hohen Stuhle durch rauhe Hand hinabgestoßen wurde.

Bei jeder neuen Schmelzung bläht es sich auf in neuer Hoffnung auf den Dienst des Friedens, und jedesmal unter dem Zwange der Maschine ächzt es und stöhnt es in dieser mächtig erschütternden Weise.

Sie wundern sich über die Stahlkanonen? Diese königliche Fabrik fertigt nicht allein ihre selbstgegossenen bronzenen und eisernen Röhre, sondern auch die Stahlkanonen, zu welchen Essen und einige andere Gußstahlfabriken die rohen Blöcke liefern. Sie sehen, wie man überall Begriffe gern an Persönlichkeiten knüpft; so ist es auch hier der Fall. Hohen Respekt vor den Männern, welche dem stolzen Albion den Rang abgewonnen — aber fragen Sie sie einmal selbst, so werden sie Ihnen sagen: Die gezogenen Kanonen sind nicht uns, wir sind den gezogenen Kanonen verpflichtet — mit Freuden werden sie Ihnen sagen: Wir gaben das Zeug, in Berlin unt Spandau wurde es verarbeitet, aber der Schnitt ist der Artillerie eigenes Werk.

Jedenfalls überzeugen Sie sich hier, daß wir unsre gezogenen Kanonen ebenso aus Eisen und Bronze fertigen, wie aus Stahl; denn diese kunstvollen und doch im Principe so einfachen Maschinen, vor welchen wir jetzt stehen, sind die Ziehmaschinen. Sehen Sie, diese Stange trägt den Kopf mit den Messern; sie wird durch eine lange Schraube langsam vorwärtsgeschoben, so daß jedes Messer einen seinen Spahn vor sich hinschiebt, und jene Räder geben ihr die für jede besondere Rohrart bestimmte Drehung, welche für die Züge als Drall vorgeschrieben ist. Diese nächste Maschine gibt durch einen schleifenden Schmirgelkolben den Zügen ihre Glätte und die genauen Abmessungen, welche für die Geschütze verlangt werden.

Jene kleineren Maschinen und die lange Reihe von Schraubstockarbeitern fertigen die Verschlüsse zu den Kanonen oder die Formen für die Geschoßgießerei, während dazwischen geschickte Ciseleure den Kanonen im allgemeinen ihre Nummern, den Feldkanonen insbesondere den preußischen Adler mit der Umschrift eingraviren: pro patria et gloria. Die größeren an den Röhren noch nöthigen Handarbeiten werden dort in der Behausbude ausgeführt.

Die Kanonen sind fertig; durch diese Flügelthüren verlassen sie die Werkstatt, um in den Revisionssaale dem prüfenden Maßstabe der Feuerwerker sich zu unterwerfen. Aus dem Revisionssaale führen nur zwei Wege, einer in die Welt, der andere den Verstießenen auf dem Todtenwagen zu jenen verlornen Köpfen, welche des Läuterndon Feuers harren. Zum Glücke ist nur wenigen dieses harte Loos beschieden — Dank der Vorzüglichkeit der Maschinen und der Geschicklichkeit der Arbeiter.

Sehen Sie sich noch einmal um und malen Sie sich nach dem, was Sie hier mit einem Blicke übersehen können, das aus, was in den nächsten Jahren die große Centralwerkstatt bieten wird, welche die Wagen, die Lafseten und all das Zubehör der Geschütze liefern wird. Sie sehen vor uns zwischen der Geschützgießerei, dem Bahnhofe und der Zündspiegelfabrik schon die erste Gebäudefront und die mächtigen Erdarbeiten, welche theils dieser Anlage selbst, theils den schützenden Wällen angehören.

Nicht wahr, meine weitgereisten Leser des „Daheim", das ist auch ein Arsenal?

Digitized by Google

Der Mann auf der Schecke.

Die erste Begegnung.

Es war an einem Augustmorgen des Jahres 1764, da ritten in aller Frühe zwei Männer die einzige, schlecht gepflasterte Straße Carlsbads hinab der Egerbrücke zu; es war Professor Fürchtegott Gellert auf seinem eignen, und ein Reitknecht hinter ihm auf einem gemietheten Gaule. Fünf Wochen lang hatte Gellert mit großer Gewissenhaftigkeit die Cur gebraucht ohne Kränker oder gesünder zu werden; nun war der ersehnte Tag gekommen, der ihn seinem lieben Leipzig wiedergeben sollte; bis Schlackenwerth wollte er noch einen Morgenritt machen, dann wollte er die langsame Post besteigen, die auf ziemlich holpriger Straße zwischen Carlsbad und Annaberg bergauf, bergab schlich, und in welcher sein Famulus Sauer mit dem Gepäck ihm nachgefahren kam: seine Schecke sollte der Reitknecht dann nach Leipzig reiten. Als die beiden den Berg nach der Eger zu hinabritten, trat auf einmal ein stattlicher Herr mit ehrerbietigem Gruße die Cavalcade an, hielt Gellerts Pferd am Zügel fest und sprach: „Verzeihen Sie mir eine unbescheidne Frage, Herr Professor; ich bin der Baron Stentsch aus Schlesien. Ich habe Sie so oft auf dieser Schecke ausreiten sehen, und sie kommt mir so bekannt vor; ich möchte wohl gern wissen, ob Sie das Pferd schon lange haben?“

„Wie lange ich's habe, Herr Baron, das kann ich Ihnen nicht so genau sagen; vielleicht wollen Sie aber wissen, wo ich's her habe? Aus dem Stalle des Prinzen Heinrich von Preußen.“ — „O nun weiß ich alles. Sein Generaladjutant Kalkreuter hat es von mir für den Prinzen gekauft. Er hat es immer auf dem Marsche geritten! O wie freut mich's, daß die Schecke in Ihren Händen ist. Ich habe Sie, Herr Professor, so lieb, und es ist ein gutes Pferd, das ich selbst zugeritten habe. Das ist ein sehr unerwartetes Vergnügen für mich! Leben Sie wohl, Herr Professor, und verzeihen Sie meine Neugier!“

Damit ging der Frager nach der Stadt zu und Gellert setzte seinen Ritt nach Schlackenwerth fort. In dessen Nähe, an einem einsam am Wege gelegenen Wirthshaus sollte der Wechsel zwischen Schecke und Post vor sich gehen. Als sie daselbst erreicht hatten, waren sie der Post weit voraus, und Gellert hatte die angenehme Aussicht, noch einige Stunden zu warten. Er ließ sich auf einer Bank vor der Thür nieder; aber bald sollte seine Ruhe in höchst unangenehmer Weise unterbrochen werden. Auf dem Wege von Joachimsthal her ließ sich schon von weitem ein heftiges Schreien und Zanken vernehmen, und bald begen um eine Ecke der Straße eine Anzahl Leute; vornweg hinkte, auf zwei Bauern gestützt, ein Officier in preußischer Uniform, der heftig tobte und schimpfte; hinter ihm lenkte mit dem wehmüthigsten Gesicht von der Welt sein Kutscher eine halbzerbrochene Chaise. Sobald der Officier vor der Schenke angekommen, rief er mit wuthzitternder Stimme den Kutscher herbei, und überhäufte ihn mit einer Flut von Flüchen und Schimpfwörtern. „Verfluchter Kerl,“ fuhr er zuletzt auf, „neun Millionen Teufel sollen Dir in den Leib fahren für Dein Ungeschick, und ich will Dir Deine Tölpelhaut braun und blau gerben!“

Damit hob er den Krückstock, den er seiner Lahmheit wegen trug, und schickte sich an, den bestürzten Diener zu schlagen. Die Bauern murrten und erklärten, es sei schändlich, einen Unschuldigen wegen eines Unglücks so zu behandeln, daran sei der schlechte Weg schuld, der schon mehr als eine Axe gebrochen; sie drängten sich sogar um den Kutscher, als ob sie ihn vor seinem wüthenden Herrn schützen wollten. Dieser aber schrie: „In drei Teufels Namen, geht Eures Wegs, der Kerl kriegt seine Prügel, so wahr Ihr alle Halunken seid!“ Damit drang er mit seiner Krücke auf sie ein; sie retirirten in aller Eile und ließen den armen Kutscher schuldlos dem Rasenden gegenüber. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und als er sich umsah, blickte er in das milde, ernste Antlitz Gellerts.

„Im Namen des Gottes der Liebe und Barmherzigkeit,“ sprach dieser ernst, „gebiete ich Ihnen, Ihre Wuth zu zügeln und eine That zu unterlassen, die Ihres Standes und Ihrer Bildung unwürdig ist.“

Der Officier stand einige Minuten betroffen, dann kehrte seine Wildheit zurück, und er schrie: „Schock Millionen Donnerwetter! wer sind Sie und wie können Sie wagen, mich so zu hofmeistern?“ — „Wer ich bin, ist ganz gleichgültig, entgegnete Gellert gelassen; „ich bin ein armer Sünder, wie Sie, weiß aber, daß die Sünde der Leute Verderben ist; ich bin ein Mensch, der nicht ruhig zusehen kann, wenn sein Bruder sich diesem Verderben blind in die Arme wirft. Ihren Namen weiß ich nicht, aber Ihr Kleid zeigt mir, daß Sie ein Officier Sr. Majestät des großen Friedrichs von Preußen sind, folglich ein Mann von Bildung, und selbst Ihr schändlicher Mißbrauch des hochheiligen Namens Gottes beweist mir, daß Sie ein getaufter Christ sind, der seinem Heilande Nachfolge gelobt und dem Teufel abgesagt hat, der in Ihrem Munde und Herzen zu regieren scheint. Diesen Ihren doppelten Stand, als Christ und als gebildeter Mann, waren Sie so eben im Begriff auf die unverantwortlichste Weise mit Füßen zu treten.“

Die Wirkung dieser wenigen, mit Entschiedenheit und doch mit Freundlichkeit gesprochenen Worte, war eine wunderbare. Der Officier stand eine Zeitlang sprachlos, dann ergriff er Gellerts Hand und rief: „Sie haben Recht, mein Herr, ich war eben in Begriff, mich selbst zu entehren; ich danke Ihnen, daß Sie mich zu rechter Zeit an meine Pflicht erinnerten.“ — Freundlich entgegnete Gellert: „Ich wußte es, mein junger Freund, ich wußte es, daß Sie im Grunde eine edle Natur sind, Ihr Angesicht log mir nicht. Das Gemeine schwimmt nur oben auf; aber auch da soll es ein Christ nicht schwimmen lassen, sondern soll es mit Hilfe des heiligen Geistes völlig ausfegen. Kommen Sie, junger Freund, wir müssen näher bekannt werden; setzen Sie sich, während Ihr Wagen reparirt wird, zu mir, und helfen Sie mir eine gute Flasche Weins leeren.“

Gellert hatte von dem Grafen von Uhlenfeld, dem Oberhofmeister der Kaiserin Maria Theresia, in Carlsbad vier Flaschen ächten Tokayer geschenkt erhalten; von diesen ließ er eine durch seinen Reitknecht herbeibringen, und die beiden wundersam zusammengewürfelten Menschen setzten sich einträchtiglich zum Glase.

Ein lebendiges Gespräch war bald im Gange. Der junge Officier hat Gellert noch einmal um Verzeihung für seine Heftigkeit, er sei leider von Jugend auf diesem Laster unterworfen und habe sich nie recht im Zügel gehabt; und neuerdings sei diese angeborne Untugend noch gesteigert worden durch seine Verwundung in der Schlacht bei Cunersdorf. Dadurch sei sein Fuß gelähmt, und im Ingrimm darüber überlasse er sich nun so leichter seiner Wuth.

„Ich soll nun in Carlsbad Hilfe für mein Leiden suchen, das mein Arzt mit meiner Galle und Leber in Verbindung bringt. Sagen Sie, lieber Herr, ist es nicht entsetzlich, daß gerade mich heftigen Menschen Gott mit solcher Plage schlägt, die mich noch ungeduldiger macht?“

„Gott, mein junger Freund,“ entgegnete Gellert, „will Sie nicht heftiger und ungezügelter machen, sondern er hat Sie in diese Schule genommen, damit Sie Geduld lernen!“

„Lernen, Geduld lernen! Das lernt sich doch nicht, das muß angeboren sein. Wenn ich freilich Ihr Gesicht mit seiner himmlischen Ruhe ansehe, so glaube ich, Sie wissen gar nicht, was Ungeduld ist, Sie haben's darin leicht, aber jeder Tropfen meines Blutes siedet, wie soll ich da Geduld lernen? Die Natur läßt sich nicht austreiben!“

„Da sind Sie in starkem Irrthum, junger Freund, keine christliche Tugend wird angeboren; jede ist Frucht innerer Umkehr und unablässiger Uebung. Sie meinen, mir sei die Geduld angeboren? O wie irren Sie! Ich bin von Natur der ungeduldigste und heftigste Mensch von der Welt. Aber gelernt habe ich doch schon etwas. Ich will Ihnen sagen wie. Als ich so eben im Bade war, hatte ich tagelang die heftigsten Zahnschmerzen und verlor durch einen ungeschickten Zahnarzt drei meiner besten Zähne. Aufgebracht über die ausgestandene Marter stand ich über meinen Verlust brütend am Fenster, da sehe ich einen alten ehrwürdigen Juden vorübergehen, einen Mann, den der Schlag vor vielen Jahren gerührt, und der vierzig Meilen hinter Warschau herbeigekommen war; er schlich, von seiner Frau und zwei Kinder geleitet, vorbei. Ich schämte mich aber und sprach zu mir selbst: bist Du nicht viel glücklicher als dieser Mann? Du kannst noch gehen und reden; das kann er nicht! Sei nicht undankbar! Mir gegenüber wohnte die allerelendeste Person unter allen Kranken; es war eine Jungfer aus Dresden, eines Fleischers Tochter, die durch den Schrecken des preußischen Bombardements am ganzen Leibe gelähmt und durch das langwierige Lager jämmerlich verwundet war. Mein lieber, treuer Arzt behandelte sie, und ich hörte, wenn er von ihrem Elende sprach und von ihrer Geduld erzählte, immer achtsam zu, um selbst Mitleiden zu üben und Geduld zu lernen. Auch habe ich manchen Kranken auf seinem Schmerzens- und Todesbette besucht, um ihn zu trösten und

Digitized by Google

Gellert im Rosenthal zu Leipzig.

selbst zu lernen, wie glücklich ich sei und wie man Leiden mit Dank gegen Gott ertragen müsse. Machen Sie es auch so, lieber Freund, gehen Sie in solche Schule."

Während sie so sprachen, kam von ferne die Postschnecke in Sicht und Gellert beeilte sich aufzubrechen. Der junge Mann stand ihm hilfreich bei, dann faßte er ihn bei der Hand und sprach:

„Lieber Herr, ich gebe Ihnen mein Wort als Edelmann, ich will meine wilde Natur zähmen und lernen, mich in Gottes Wege in Geduld zu fügen. Aber schwer wird's halten!"

„Gewiß, junger Freund, wäre die Tugend so leicht, so wäre es ja nicht der Mühe werth, darnach zu ringen. Gott segne Ihren Entschluß!"

„Aber nun noch ein Wort, Sie haben meiner Seele einen großen Dienst erwiesen, und er wird nicht vergebens sein. Wer sind Sie? Ich bin Freiherr Adolph von B...ow preußischer Rittmeister, wer sind Sie?"

„Fragen Sie nicht nach meinem Namen, auf den kommt's nicht an. Lieber Freiherr, ein rechter Adliger ist und soll ein Freiherr sein, frei von der Sünde und Herr seiner Leidenschaft! Das bedenken Sie und leben Sie wohl; gedenken Sie meiner als eines dem Namen nach Unbekannten, der Sie herzlich lieb gewonnen hat."

„Also Ihren Namen soll ich nicht wissen?" sagte der Officier fast traurig; „aber dafür will ich Ihr Gesicht mir einprägen."

Damit sah er ihm lange und fest in die Augen; dann sagte er: „Nun weiß ich, was mich an Ihnen so ergriffen hat, daß ich nicht widerstehen konnte. Sie haben die Augen meiner guten, seligen Mutter, die oft, und noch auf ihrem Todtenbette über meine Heftigkeit in Thränen schwammen. Wär ich ihr gefolgt! Aber nun soll und muß es anders werden, verlassen Sie sich auf mein Wort!"

„Auf Ihr Wort verlasse ich mich nicht; aber ich freue mich Ihres redlichen Entschlusses, und verlasse mich auf den Gott, der das gute Werk in Ihnen angefangen hat; Er wird es auch vollenden. Leben Sie wohl, Herr Baron."

Damit stieg Gellert in die geräumige Landkutsche, wo ihn sein Famulus, Herr Sauer, mit dem Reisegepäck erwartete. Der Officier fragte alle, die in der Nähe waren, nach dem herrlichen, wunderbaren Manne, aber keiner kannte seinen Namen. Endlich sagte ihm der Wirth: „Im Stalle ist der Reitknecht mit seinem Pferde, vielleicht können Sie's dem entlocken. Aber er ist ein schlitzöhriger Bursche; mir lachte er ins Gesicht, als ich ihn fragte, und meinte: wenn ich's wissen sollte, hätte mir's sein Herr schon selber gesagt!"

Digitized by Google

Mit einem Sprunge war der Baron im Stalle und fand da denn auch, daß Gellert eine sehr berühmte und geliebte Person sein müsse, und wurde immer begieriger ihn zu sehen. Eine gesteigerte Aufmerksamkeit und ein Drängen am Eingange führete die erwartete Ankunft an. Von seinem Reitknecht gefolgt, tritt er durch die ihm umdrängenden und ehrerbietig grüßenden Scharen hindurch, und grüßte freundlich wieder. Aber, wie ward mir zu Muthe, meine Julie!

Schon die Schecke, die er ritt, weckte in mir eine Erinnerung, die immer mehr zur Gewißheit ward. Das Gesicht des Reitknechts kam mir bekannt vor, und als ich ihn selbst erblickte, ja da konnte ich nicht länger zweifeln, es war dasselbe, etwas nach vorn geneigte edle Haupt, dieselbe aufsehnliche, aber hagere Gestalt, dieselbe edle Bildung, dieselbe hohe feine Stirn, dasselbe beseelte blaue Auge, das mich an meine selige Mutter erinnerte, dieselbe hohe und zugleich gebogene Nase, derselbe geistvolle, wohlgebildete Mund. Ja, meine Julie, ich hatte meinen Mann auf der Schecke vor mir, wie er leibt und lebt, und hätte ich noch geschwankt, so hätte mir der Ausruf meines hinter mir stehenden Johann allen Zweifel benehmen müssen. „Herr! das ist er, so wahr mir Gott helfe!“ rief die ehrliche Seele aus, und die Thränen stürzten ihm über die Backen. Ich drehte mich um; durch seinen Ausruf waren die Umstehenden auf uns aufmerksam geworden. Ich wäre selbst in diesem Augenblick fähig gewesen, mich zu seinen Füßen zu stürzen, und mußte mich mit Gewalt zusammennehmen. Als ich mein Auge wieder nach ihm richtete, war er schon ein gut Stück die Allee hinab und ich sagte mir selbst, daß hier nicht der Platz einer Wiedererkennung sei. Wie ich in meinen Gasthof zurückgekommen bin, weiß ich nicht, nur das ist mir erinnerlich, daß es stürmisch in meiner Seele auf- und niederwogte: den Mann mußt Du aufsuchen und sprechen, es koste was es wolle! Als ich mich etwas recelligirt, ging ich in den Eßsaal hinab; der Wirth trat sogleich zu mir und fragte mich, ob ich Gellert gesehen? „Ja wohl,“ sagte ich, „und habe einen alten lieben Bekannten in ihm gefunden; wissen Sie niemand, der mich sobald als möglich in seine Wohnung führen kann, da ich hier ganz fremd bin?“ Als ich dies mit leuchtenden Augen sprach, wandte sich mein Gegenüber, ein Officier in sächsischer Uniform, höflich an mich und fragte: „Der Herr Kammerad wünschen Herrn Professor Gellert zu sprechen? da steh' ich gern bereit, ihn bei Sr. Ehrwürden einzuführen; ich habe morgen früh selbst mit ihm zu thun.“ — Wie freudig ich das annahm, können Sie, liebste Julie, denken. Wir gerietben in ein lebhaftes Gespräch, aus dem ich entnahm, daß mein neuer Bekannter ein Officier am sächsischen Hofe war, der von seinem Landesherrn den Auftrag erhalten, Gellerten ein Pferd aus des Churfürsten Marstalle als Geschenk zuzuführen.

Wie sehr dieser edle Fürst Gellert ehrt, können Sie, liebste Julie, daraus entnehmen, daß derselbe in höchsteigener Person das auf seinen Befehl zugerittene Pferd probirt, und daß er angeordnet, es solle stets mit einer weißen Wilschur eingeritten werden, weil Gellert eine solche trägt, damit es sich schon im voraus an seinen Reiter gewöhne.

Des andern Tages gingen wir früh in das „schwarze Brett,“ wo Gellert wohnt. Seine beiden Famuli empfingen uns; ich hatte dem ehrlichen Johann die Freude gemacht, ihn mitzunehmen, er wollte Gellert nur von ferne sehen. Wir blieben im Vorzimmer, bis der sächsische Officier in aller Form seinen Auftrag ausgerichtet und Gellert ihm seinen Dank ausgesprochen hatte. Dann winkte mir mein Kamerad und bat Gellert, ihm einen Freund vorstellen zu dürfen, der seine Bekanntschaft zu machen wünsche. Ich näherte mich mit hochklopfendem Herzen; als er mich erblickte, rief er: „Ei! das ist ja mein alter Freund von Schlackenwerth! Willkommen, tausend Mal willkommen; ich sehe es Ihnen an den Augen an, Herr Baron, daß Sie ehrlich Wort gehalten!“

Da konnte ich mich nicht länger halten; ich stürzte zu seinen Füßen und rief, indem ich seine Hände küßte: „Ja, ehrwürdiger Mann, das habe ich mit Gottes Hilfe und gedenke es ferner zu thun. Er segne Sie, Retter meiner Seele; wie freh bin ich, daß ich Sie endlich aufgefunden habe und Ihnen danken kann!“

Gellert hob mich auf und küßte mich zärtlich einmal über das andere, wobei sein Gesicht von Wonne strahlte. „Guter Gott,“ rief er, „wie kannst Du ein geringes Wort segnen! Schweigen Sie, lieber Freund, von dem, was ich gethan! Gott allein die Ehre!“

Mein Kamerad stand ganz verdutzt dabei und es war nothwendig, daß wir ihm nun die ganze Sache erzählten. Ich that es

Die zweite Begegnung.

Leipzig, den 22. December 1768.

Werthgeschätzteste Braut!
Angebetete Julie!

Drei Wochen bin ich nun schon von Ihnen entfernt, und lebe doch noch, wenn man es anders leben nennen kann, so weit von Ihnen getrennt die Luft athmen zu müssen und gezwungen zu sein, was man so gern Auge in Auge und Herz in Herz sagte, dem traurigen Papier anzuvertrauen. Und doch hoffe ich, daß Ihnen dieser Brief einiges Vergnügen machen soll, denn ich habe etwas erleben dürfen, dessen ganzen Hochgenuß Ihr fühlendes Herz gewiß mit mir theilt. Es drängt mich, es Ihnen mitzutheilen, und so einen schwachen Ersatz für die Wonne zu haben, die ich empfinden würde, wenn es mir vergönnt wäre, es Ihnen zu erzählen.

Ich bin in Leipzig, dem alten berühmten Musensitze und Handelsplatze. Ich erkundigte mich beim Hereinfahren, welches wohl der beste Gasthof wäre, und erfuhr, daß Cavaliere und Leute von Distinction gewöhnlich im blauen Engel einkehrten. Dort nahm ich mein Quartier und machte den ersten Abend einen Plan, die Sehenswürdigkeiten der Stadt mit Muße zu genießen. Der redselige Wirth setzte sich zu mir und antwortete auf meine Fragen gescheidt und distinct genug. Er rieth mir, vor allem nicht zu versäumen, den berühmten Spaziergang, das Rosenthal anzuschauen.

„Es ist zwar schade,“ sagte er, „daß der gnädige Herr gerade im Winter hier sind, inzessen um die Mittagsstunde können Sie auf dem Wege dorthin und im Hauptgange die schöne Welt und die lustigen Musensöhne beobachten, und haben zugleich Gelegenheit, unsern berühmten Gellert zu sehen, der um diese Zeit eine Stunde dort spazieren reitet. Er ist der einzige, außer unserm gnädigen Churfürsten, der als Auszeichnung für seine Verdienste vom hohen Stadtrathe die Erlaubniß empfangen hat, dort zu reiten.

Gellert! Gellert! Ja, den mußt Du sehen, tönte sogleich eine Stimme in mir. Das ist ja der Mann, für den die zarte Seele deiner Julie schwärmt, dessen schöne, gefühlvolle Schriften Du so oft mit ihr gelesen, ihr vorgelesen und von ihrer süßen Stimme hast vorlesen hören. Er hat mich durch seine herrlichen Ermahnungen mächtig auf dem Wege bestärkt, den ich seit jenem verhängnißvollen Tage betreten und eingehalten, als jener herrliche Unbekannte so kräftig mir in die Seele redete. Ich habe Ihnen ja, theuerste Julie, die Geschichte so oft erzählt, daß Sie dieselbe auswendig wissen müssen. Der Mann mit der Schecke! Ach, daß ich ihn auf dem Lebenswege noch einmal träfe und ihm danken könnte! Wenn ich meinem tugendhaften Lebenswandel das Glück danke, eine Julie zur Braut zu haben (denn wie ich war, hätte sie mir nie ihre Herz geschenkt!), so danke ich's ihm. Und sie schwärmt für Gellert.

Das stand also fest, Gellert mußte ich sehen; ich machte mich um zehn Uhr Morgens auf den Weg und durchwandelte die Alleen, die sich um die Stadt ziehen und am Ende über mehrere Brücken in das Rosenthal führen. Es ist dies ein Wald mit schönen Eichenstämmen, durch den hindurch eine etwas geschlängelte Allee gehauen ist, der Hauptspaziergang der schönen und vornehmen Leipziger Welt. Es war ein schöner, frischer Wintertag und die Promenade ziemlich belebt. Als es eilf Uhr geschlagen hatte, hörte ich häufig, wenn ich eine Gruppe passirte, sagen: Nun muß er bald kommen! Darauf

in überströmendem Gefühl, Gellert wehrte alle Lobeserhebungen und Danksagungen ernst ab. Auf einmal hörte uns ein lautes Schluchzen; siehe da, mein Johann hatte sich nicht halten können, er war immer näher getreten, und verschlang mit seinen Augen den Professor.

„Ei, ei," rief Gellert, „da ist ja auch der alte, ehrliche Kutscher! Lauter gute alte Bekannte." Da konnte sich die ehrliche Seele nicht länger halten; lautweinend umfaßte er, so heftig auch Gellert wehrte, dessen Kniee, die Schleußen seiner Beredtsamkeit brachen, und wie ein Strom schossen ihm die Worte aus dem Munde:

„Ja, ehrwürdiger Herr, ich bin's; Sie sind mein Engel und meines Herrn Engel gewesen; ach wenn Sie wüßten, wie gut er gegen mich ist; ich lebe wie im Paradiese, er ist seit jenem Tage so sanft und freundlich, wie ein Engel. Und wenn Sie erst wüßten, was für eine holde, liebliche Braut er hat, die ist noch viel mehr ein Engel. Ach, Gott, ich bin solche Freude gar nicht werth."

Gellert klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sprach: „Mein ehrlicher Freund, wem Gott eine gute Herrschaft gegeben, dem hat Er eine große Gnade verliehen; sei er recht dankbar dafür!"

„Ja, ehrwürdiger Herr, ich danke es Gott alle Tage, und künftig will ich es noch viel mehr thun; Gott aber soll meine Hand gänzlich von mir lehren, wenn ich nicht in allen Dankgeboten Ihrer gedenke, und künftig will ich's mit doppelter Andruust thun."

Die Wogen der Rührung hatten sich nun etwas gelegt. Der sächsische Officier, der bisher mit großer Discretion der Sache ihren Lauf gelassen, trat zu Gellert heran und bat ihn, ob es ihm genehm sei, das Geschenk Sr. Churfürstlichen Gnaden in Augenschein zu nehmen; er habe es in den Hof führen lassen. Wir traten ans Fenster und schauten hinab in den geräumigen Hof; er hatte sich unterdessen mit Männern, Frauen, Kindern, Studenten, Gelehrten und Ungelehrten, Vornehmen und Geringen, bis in die äußersten Ecken gefüllt; in der Mitte unter Gellerts Fenster stand das churfürstliche Geschenk, ein schönes lichtbraunes Pferd mit schwarzen Extremitäten und einem schwarzen Striemen über das Kreuz; es sah still und freundlich aus, ob es gleich etwas unruhig war, und trug einen vergoldeten Zaum, einen sammtnen Sattel und eine schöne goldgestickte Schabracke von der feinsten Arbeit; ein Stallmeister in churfürstlicher Livree hielt es am Zaume, entblößte sein eisgraues Haupt und führte es Gellert vor. Als dieser jetzt das Fenster öffnete, erscholl ein so lusterschütterader Jubel aus tausend Kehlen, daß die Stube bebte. Als der Jubel sich gelegt, erzählte der Stallmeister, indem er die ehrerbietigsten Grüße von seinem Oberstallmeister brachte, wie der Churfürst dies Pferd Gellert zum Geschenke mache, wie er selbst dessen Zureitung überwacht und dasselbe mehrere Tage in Dresden mit seiner Ausrüstung öffentlich habe sehen lassen, bei welcher Gelegenheit viele tausende es besucht. Als er geendet, brach aufs neue ein so betäubender Jubel aus, Hochs auf den Churfürsten und auf Gellert, daß dieser nur mit einer stummen Verbeugung danken konnte. Er schloß das Fenster und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Wir sahen, daß er sehr angegriffen war (leider ist er sehr kränklich), und nahmen daher stillschweigend unsern Abschied.

Ich bin seitdem fast täglich mit Gellert zusammen, habe auch schon zweimal mit ihm gespeist, einmal allein und einmal hatte er mir zu Ehren seine Freunde, auch den sächsischen Officier geladen. Mein ehrlicher Johann hat es sich als besondere Gnade ausgebeten, an diesen Tagen bei Tische serviren zu können. Sie sollten seine strahlenden Blicke sehen, wenn er in seiner feinsten Livree seinen Dienst mit sichtbarem Stolze versieht und einmal über das andere versichert: das sei die schönste Zeit seines Lebens; diese Ehre wolle er nicht vergessen, und wenn er Methusalas Alter erreiche. Als ich das letzte Mal bei Gellert war, kam er mir sehr traurig vor, und erzählte mir auf mein Befragen, daß seine getreue Scheele am Donnerstag gestorben sei. „Für mich" sagte er, „ein unersetzlicher Verlust. Wie wunderbar, daß kurz zuvor mein neues churfürstliches Pferd eintraf. Geritten habe ich's noch nicht, denn ein kranker alter Professor und ein gesundes junges Pferd schicken sich nicht recht zusammen." — Mich dauert das edle Thier beinahe eben so sehr, wie seinen Herrn! Dem ehrlichen Reitknecht, dem meine zwei Goldfüchse das Geheimniß seines Herrn nicht zu entlocken vermochten, habe ich in der Freude meines Herzens deren vier geschenkt. Der prächtige Kerl heulte faßt laut über den Tod der alten Scheele!

Und nun, theuerste herzliebste Julie, was soll ich noch weiter schreiben? Ich schwimme in Glückseligkeit; Gellert, mein Retter, nennt mich seinen lieben Freund und enttäßt mich nie, ohne mir seine ehrerbietigsten Grüße aufzutragen „an meine engelhafte Braut!" Ich habe ihm gesagt, wie sehr Ihr edles Herz für ihn schwärmt, und er hat mir versprochen, Gast bei unsrer Hochzeit zu sein.

Sobald ich es vermag, schüttle ich die lästigen Geschäfte, die mich von Ihnen, meine herzliebste Julie, entfernt halten, von mir und eile zu Ihnen, wo mein ganzes Leben pusstirt! Ich weiß, seit er Gellerts Freund ist, schlüge Ihr edles Herz, wenn's möglich wäre, noch tausendmal bräutlich wärmer für Ihren

nach Ihnen seufzenden getreuen Bräutigam

Adolph v. B...ow.

Hier lassen uns unsre Akten in Stich. Wir können es nicht sagen, ob Gellert seinen Wunsch, bei der Hochzeit des jungen Paares zu sein, ausgeführt hat oder nicht. Sehen ein Jahr nach diesem Erlebnisse, d. 13. Dec. 1769, neigte er sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe, und schlief im Glauben an seinen Herrn sanft und selig ein. An dem Orte im Rosenthal, wo er seinen Eintritt zu halten pflegte, hat ihm die Verehrung seiner Mitbürger in unsern Tagen, beinahe ein Jahrhundert nach seinem Tode, ein schönes Denkmal errichtet. Das Andenken des Gerechten bleibt im Segen.

Am Familientische.

Frauenhilfe im Nordamerikanischen Bruderkampfe.

Von den amerikanischen Mädchen und Frauen hast Du, liebe Leserin, gewiß keinen zu vortheilhaften Begriff; Du stellst Sie Dir vor als ziemlich verwöhnte Salonpuppen, vom Morgen bis zum Abend sich in Schaukelstühlen wiegend, im Hotel lebend, die Männer tyrannisirend, von ihnen unverschämt bedient und geehrt, jedenfalls zu energischem, Selbstverleugnung erfordernden Thun völlig unfähig. Ich will heute nicht versuchen, dieses Bild der in Friedenszeiten lebenden Amerikanerinnen zu retouchiren; ich will Dir heute nur erzählen, was diese verzärtelten, schwächlichen Wesen in dem jetzt Gottlob beendigten Kriege gethan haben.

Am 15. April 1861 griffen die Conföderirten das Fort Sumpter an; es mußte sich den Feinden übergeben. Kaum hatte die Nachricht New-York erreicht, als die amerikanischen Frauen sich des leuchtenden Vorganges ihrer englischen Schwester, der edlen Florence Nightingale, erinnerten und beschlossen, dasselbe nachzuahmen und das ihrem Geschlechte zukommende Werk christlicher Barmherzigkeit zu üben unter Freunden und — Feinden. Sie haben es übertroffen; ihre Zahl ist bei weitem größer gewesen, als die unserer eigenen Landsmänninnen, muß ein englisches Blatt eingestehen; „in der That, die Weltgeschichte mag wohl kaum ein gleiches Beispiel weiblichen Heldenmuthes aufzuweisen haben."

Sie begannen damit, Charpie, Binden ꝛc. anzufertigen, dann vereinigten sie sich zu kleinen Gesellschaften und da sie bald das Bedürfniß einer centralisirten Thätigkeit fühlten, beschlossen ihrer 50 oder 60, die im New-Yorker Frauenhospitale zusammengekommen waren, ein Committee aus ihrer Mitte zu wählen, um dem Bedürfnisse Genüge zu thun. Das geschah am 25. April 1861, nur zehn Tage nach dem Beginn des Krieges.

Die Folge eines von diesem Committee ausgehenden Aufrufes an die „Frauen von New-York" und einer großen Versammlung aller Hilfsbereiten war die Gründung der „Woman's Central Association of Relief," deren Aufgabe es sein sollte, mit den Militärbehörden in Verbindung zu treten und die Frauen der Union genau zu unterrichten über Dasjenige und Dasjenige der erforderlichen Hilfe, sei es an Charpie, Bandagen, Pflegerinnen oder Kleidungsstücken, so daß sie alle zu einem gemeinsamen Ziele streben könnten. Es war eine sehr große Versammlung; Frauen aus allen Ständen der Gesellschaft, vorwiegend aus den vornehmsten und reichsten, hatten sich eingefunden. Hervorragende Aerzte und Geistliche waren als Berather und Freunde zugegen. Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, namentlich auch der Opposition der Regierung, die von der Thätigkeit solcher Gesellschaften einen Nachtheil für die Disciplin der Armee befürchteten, entstand die „United States Sanitary Commission", in der die Frauenvereine Hand in Hand mit den Männervereinen arbeiteten. Es stellte sich bald heraus, wie sehr solche Privatthätigkeit nothwendig war. Uebereinstimmenden englischen und amerikanischen Zeugnissen gemäß war die Verwirrung und schlechte Verwaltung unter den Militärbehörden ebenso groß, oder vielleicht noch größer als in England beim Ausbruche des Krimkrieges. Aber die Freiwilligen waren glücklicherweise rasch zur Hand. Von dem Anfang ihrer Thätigkeit an fand die Wohlthaten des Frauenvereines der Sanitary Commission von der amerikanischen Armee erkannt worden. Hunderte auf hunderte boten ihre Dienste als Pflegerinnen an, während die zu Hause Bleibenden unermüdlich thätig waren. Im ganzen Lande fand der Aufruf der Frauen von New-York ein lebendiges, thatbereites Echo. Große Summen wurden von jenen zur Beschaffung der nothwendigen Sachen aufgebracht, mehr als eine Million Dollars von den New-Yorker Damen allein.

Digitized by Google

Das Geld wurde oft auf eine höchst unterhaltende Art zusammengebracht. In Chicago, z. B., beschloß man einen großen Jahrmarkt zu errichten, zu dem alle nordwestlichen Staaten Beiträge einsenden sollten. Am Tage der Eröffnung zog eine Reihe schwerbeladener Wagen, drei (engl.) Meilen lang, in die Stadt. Der Markt dauerte 14 Tage, und jeder Tag brachte neue Vorräthe und Käufer. Die Landleute, hundert Meilen umher, sandten per Eisenbahn die verschiedenen Produkte ihrer Güter und Mühlen. Wer nichts anders vermochte, sandte einen Ochsen, eine Kuh, ein Kalb oder etwas Geflügel, oder auch nur einige Scheffel Korn oder Kartoffeln; Handwerker sandten Ackerwerkzeuge u. dgl. Aller Erlös für diese Gaben wurde sogleich dem Frauencommitée überwiesen. Dafür errichteten die Damen von Chicago eine eigene Restauration für ihre Freunde, wo sie durchschnittlich 1500 Gäste täglich speisten. Die Bewohner der Stadt lieferten ihnen dazu die nöthigen Lebensmittel; die Reicheren Fleisch und Geflügel, die Aermeren Gemüse, oder auch nur etwas Pfeffer und Salz. Hundrete von jungen Mädchen, zum Theil aus den wohlhabendsten Familien, in netter Uniform, standen hinter den Schenktischen als Kellnerinnen und warteten auf; die ganze Einnahme wurde dem sanitary fund zugewiesen. Mehr als 50,000 Dollars brachte dieser merkwürdige Jahrmarkt dem Schatze des Chicagowegen ein.

Das, wird die geehrte Leserin meinen, war ja mehr ein Vergnügen, als eine Arbeit! Ganz recht, aber das war auch nur ein Anfang und ein kleiner Theil der von den Frauen geleisteten Hilfe. In der pünktlichsten und geschäftsmäßigsten Weise nahmen sie sodann laufende von Paketen in Empfang, sortirten, arrangirten, adressirten und expedirten sie per Dampfschiff oder Eisenbahn Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, zu Jahre hindurch. Um sich einen Begriff von dieser Arbeit zu machen, seien einige der Artikel hier etwas specificirt. Vom Anfange des nordwestlichen Zweiges nach dem Kriegsschauplatze expedirt wurden. Unter den expedirten Sachen finden wir (bis zum Juli v. J.) 10,911 Bettdecken, 24,887 Bettziechen, 38,367 comfortables (eine Art Pferdedecke), 10,421 Kissen, 153,017 Kissenüchen, 184,445 Paar Socken, 192,712 Hemden, 107,763 Paar Unterhosen, 270,276 Handtücher und Schnupftücher, 295,371 Pfunde Charpie und Bandagen, außer unzähligen Flaschen Wein, Kannen von präservirter Milch, Rauchfleisch, Thee, Zucker, Butter ꝛc.

In den östlichen Distrikten waren die Frauen nicht minder begeistert. Besonders wurden sie durch die Freigebigkeit der Landbewohner unterstützt. So wird uns erzählt, daß in Connecticut, wo die Dörfer als Muster von Sparsichkeit gelten, gegenwärtig höchst selten Gardinen in irgend einem Hause zu finden sind, weil sie alle den Frauencommitées überlassen wurden. Dies ist um so anerkennenswerther, als eine Farmersfrau von Connecticut auf nichts so stolz ist, als auf ihre Fensthervorhänge.

Auf dem Kriegsschauplatze nahmen andere Damen diese Sendungen zur Vertheilung in Empfang. Als im Winter 1861/62 die Virginische Armee entsetzlich von Krankheit litt, beschloß die Regierung, mehrere Dampfschiffe der Sanitary Commission zur Verfügung zu stellen, einige als Hospitalschiffe, andere zum Transporte der Kranken und Verwundeten. Auf der Ocean Queen, die für 1000 Kranke Raum hatte, wurden die Nerven der Damen zuerst auf eine harte Probe gestellt; denn in einer Woche kamen nicht weniger als 900 Typhusfieberfälle vor.

Es sei uns vergönnt, einige Züge aus dieser Thätigkeit hervorzuheben. Es ist Nacht. Ein scharfer Ton der Dampfpfeife erweckt die Frauen am Bord des Schiffes. Bald darauf nahen Boote mit hunderten von Kranken und Bleßirten vom Lande her. Behutsam werden sie aufs Deck geschafft; die Bärterinnen stehen zu ihrem Empfange bereit, schreiben zuerst die Namen und Adressen aller derer auf, die noch sprechen können, numeriren und verwahren ihre mitgebrachten Sachen; dann werden sie langsam hinabgelassen in die Krankenkajüten und ins Bett gelegt, wo sie Erfrischungen, Medicin ꝛc. erhalten. „This is just like home!“ „es ist gerade, als ob ich daheim wäre!“ ruft da mancher: der schönste Lohn für die treuen Hände und Herzen, die es ihnen so gut bereitet haben.

„Um Mitternacht,“ schreibt eine der Pflegerinnen, „kamen zwei Steamer langsteit der Elm City, jeder mit hundert Kranken an Bord, und mit der Nachricht, daß der Daniel Webster in kurzer Entfernung gestrandet wäre mit noch zweihundert Kranken, alle ohne Pflege und ohne Lebensmittel. Natürlich mußte für sie gesorgt werden. So, inmitten des wildesten Gewitters, fuhren wir in einem kleinen Boote mit Thee, Rum und beef-essenco (Fleischextract) zu ihrer Hilfe. Der Regen floß in Strömen, die Wellen erleuchteten von Zeit zu Zeit die Finsterniß um uns und um uns; mit Gottes Hilfe erreichten wir ungefährdet das erstrebte Schiff und brachten den armen Burschen die ersehnte Erquickung.“

Auf den Schlachtfeldern entwickelte sich aber vor allem die Thätigkeit der Frauen. Da stehen sie, während der Kampf tobt, und kochen Suppe und Kaffee, bereiten Feldlager, Charpie, Bandagen ꝛc. vor, empfangen dann die Verwundeten, stärken sie mit Speise und Trank, und trösten sie mit ernstem und heiligem Zuspruche. „Ich glaube nicht,“ schreibt eine von ihnen nach der Schlacht bei Gettysburg, „daß einer von den 16,000 Verwundeten — Rebellen und Unionisten — ohne ein gutes Wort weiter transportirt worden ist.“ Die Schwerverwundeten, die nicht sogleich weiter gebracht werden konnten, versorgten sie mit reiner Wäsche, Pantoffeln, Schlafröcken ꝛc. und leisteten ihnen viele andere Dienste.

Die Frauen von Gettysburg zeichneten sich besonders durch ihre Begeisterung und durch ihren Heldenmuth aus. Ein armes kräftiges Bauernmädchen lebte in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes, ja so nahe, daß ihr Haus von den feindlichen Kugeln ganz durchlöchert wurde. Als der Kampf vorüber war, wurde sie gefragt, wie sie irgendwo wäre und ob sie nicht sehr in Angst gewesen? „Ach nein,“ erwiderte sie, „wir buken hier alle Brot für unsere Soldaten. Als die erste Kugel durchs Zimmer fuhr, kam ein Officier und sagte zu mir, ich sollte lieber weggehen, aber ich sagte, ich wollte den Teig nicht verlassen und so arbeitete ich fort, bis eine dritte Kugel kam, dann ging ich hinab in den Keller, aber,“ fügte sie triumphirend hinzu: „ich ließ mein Brot zurück in meinem Ofen.“ — „Und warum gingst Du nicht vorher?“ — „O, sehen Sie, wenn sie (der Feind) gekommen wären, würden sie all den Teig verdorben haben.“

Aber die eben nur in schwachen Umrissen gezeichnete Frauenthätigkeit erstreckt sich noch viel weiter. Sie sorgen für den Soldaten während seiner Reconvalescenz und schaffen ihm Obdach und Unterstützung, bis er im Stande ist, heimzureisen; sie sammeln für ihn seinen Sold, schützen ihn, so gut sie können, vor Betrügern und schlechter Gesellschaft und geleiten ihn zu guterletzt auf die Eisenbahn, die ihn zu seiner Familie führt. Zu diesem Zwecke haben sie „Homes“ eingerichtet, wo er wohnen kann, bis seine Kraft wiedergestellt ist. Das größte derselben ist in Washington; es hat Raum für 320 Reconvalescenten. Vom December 1862 bis zum Oktober 1863 fanden 7187 Leute darin Aufnahme.

Endlich haben sie noch zwei „Nurses' homes“ gegründet, eins in Washington, das andere in Annapolis, in denen Pflegerinnen, seien es erkrankte oder sonst angenehmlich dienstunfähige eine Stätte zum Ausruhen haben. Aber der echt christliche Geist, der diese edlen Frauen beseelte, zeigte sich in noch weitergehender Aufopferung und Selbstverleugnung. Als sie nämlich die große Zahl hilfloser, gramvoller Weiber sahen, die nach Washington kamen, um sich nach ihren Männern oder Söhnen in der Armee zu erkundigen, gaben sie sogleich einen großen Theil ihrer eigenen, beschränkten Räumlichkeiten auf, um ihnen Obdach und Nahrung zu gewähren, und thaten alles, um ihnen die erwünschten Nachrichten und damit Trost zu verschaffen.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß die Achtung vor diesen dienenden Frauen so groß war, daß sie mit vollkommener Leichtigkeit aus dem Unionslager in das der Conföderirten passiren konnten und umgekehrt: überall sicherte sie ihre wohlbekannte Mission der Barmherzigkeit nicht nur vor Belästigung, sondern verschaffte ihnen die freundlichste Aufnahme.

So hat es sich in Amerika bewährt, wie im vergangenen Jahre auf Schleswig-Holsteins Feldern, daß es mehr ist als Weib, was der Dichter singt:

„Die Liebe ist des Weibes größte That!
Und was ein Weib in Liebe thut,
Wie ihre Sorge nimmer ruht, —
Wie sie in Treue alle pflegt,
Die ihr der Herr ans Herz gelegt, —
Dn Mann voll Kraft und Streben könntest's nicht!
Die Liebe ist des Weibes größte That!“

R. K.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute den 20. Juni ferner ein:

Von d. Schülern d. Domgymnasiums und d. Realschule zu Colberg durch Direktor G. Stier Thlr. 25. — F. Midau in Godesberg Thlr. 1. — v. d. K. in Berlin Thlr. 1. — Pf. Kersch in Wohrungen Thlr. 1 24. — H. R. in Posen Thlr. 2. — Th. vom Rath in Duisburg Thlr. 5. — B. u. J. M. in Beylar Thlr. 1. — Pf. Weigand in Reichenbach Thlr. 1 15. — R. R. in Salzufseln Thlr. 1. — C. A. Dahlenmeier in Cöln Thlr. 1. — Pf. K. W. in Resia Thlr. 2. 10. — D. C. W. D. in Barth Thlr. 1. — Wittwe Windhövel in Schwelm Thlr. 2. — Peter Mennenöh daf. Thlr. 3. — Pf. R. K. in Kösetitz Thlr. 1. — Pf. Linkenblatt in Merczen Thlr. 1. — Eine Familie in Giersleben Thlr. 1. — R. H. in Ehr. Thlr. 1 (Antwort siehe unten). — G. W. in Hamm, „Bereitwerdenlied“, Thlr. 3. 5½. — Dr. Bleiker in Torgau Thlr. 2. — C. Düsser in Breslau Thlr. 1. — Buchhändler Auhuly in Paris Thlr. 2. 15. — Betrag der letzten Quittung: Thlr. 1512. 14½ Gr. Summa: Thlr. 1573. 24 Gr. Thlr. 22 Jahresbeiträge und 3 Lotterieloose.

Briefkasten.

Herrn R. H. in Ehr. Sie schlagen vor, um auch unbemittelten Menschenfreunden Gelegenheit zur Bethätigung am Rettungswerk zu geben, den Preis des Daheim von 15 Gr. auf 16 zu erhöhen, und den 16ten Gr. für das Rettungswesen zu bestimmen. Das ergäbe jährlich 4100 Thlr. Freilich wäre das eine schöne Summe, aber Sie vergessen, daß wir nicht das allermindeste Recht haben, unsern Leserkreis auch für den besten Zweck willkürlich zu besteuern. Manche würden sich das vielleicht nachsichtig gefallen lassen, andere könnten sich aber mit Recht über Bevormundung und Zwang zur Wohlthätigkeit beklagen. Wir können nur freie Gaben entgegen nehmen, gehen diese ihrem den Geber, und bedauern, auf andere Weise dem Rettungswerke nicht dienen zu können. Uebrigens unsern Dank für Ihr Interesse.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 1b.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Juli 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 41.**

Eine Erblochter.

Mittheilungen eines Landedelmannes, herausgegeben von Victor von Strauß.

(Schluß.)

Aus Adelgundens Tagebuche.

Es ist vorbei. Heute, an meinem neunzehnten Geburtstage, will ich es hier einschreiben. Das soll seine einzige Feier sein. Soll ich bei den Paar Worten bleiben, die mich seit drei Wochen keinen Augenblick verlassen: Mein Gatte hat meine Mutter getödtet? Was sie sagen, das ist es, was mich erstarren macht. Es bleibt nichts übrig, als dies. Und wie es war, das will ich mir selbst heute erzählen und hier aufschreiben für künftige Jahre.

Immer leidender und immer schwächer war Mama geworden, der Arzt gab aber noch Hoffnung. Sie lag in ihrem Bette und hatte, seit ich bei ihr war, niemand außer dem Arzte gesehen, als Benne, der dreimal herübergekommen war. Er war auch an diesem Tage dagewesen und hatte von heiligen und ewigen Dingen mit ihr geredet. Er war so eben weggeritten. Da hörte ich drunten Karls Stimme, rauh und heiser, wie sie immer war, wenn er zuviel Champagner getrunken hatte. Wo ist er? Er muß noch hier sein! rief er. Ich gerieth in große Angst — damals konnte ich mich noch ängstigen — ich wollte hinaus und ihm entgegen, da streckte mir Mama erschrocken die Hände entgegen, ich suchte sie zu beruhigen. Sie hielt mich fest. Ich hörte ihn die Treppe heraufkommen mit harten, ungleichen Schritten. Plötzlich riß er die Thür auf und stürzte auf uns los mit wilden funkelnden Augen, die Mütze auf dem Kopfe, die Jagdbüchse in der Hand. Er muß noch hier sein! schrie er mit fürchterlicher Stimme. Wo habt Ihr ihn? Ihr habt ihn versteckt? — Die Mama zitterte und wimmerte. Ich wußte nicht, was ich that. Ich stürzte vor ihm auf die Kniee. Karl, lieber Karl! rief ich; um Gotteswillen verlaß uns! Ich flehe Dich an! Sieh nur die Mama an! Sie überfleht es nicht! Sei barmherzig, lieber Karl, und verlaß uns! — Da schrie er auf mich ein: Verdammte Heuchlerin! und hub die Büchse auf und schoß nach uns. Der Schuß ging donnernd durchs Fenster. Das Glas klirrte nach. Dann hörte ich die Mutter stöhnen und ächzen und röcheln. Ich sprang auf, ich wollte ihr helfen. Da kam noch ein Schrei aus ihren Lippen. Da war sie verschieden. Ich sah mich um. Da stand er noch, bleich wie ein Tuch vor Zorn oder Schreck, mit blutunterlaufenen Augen und starrte auf uns. Und ich fiel stumm und erstarrt auf die Todte, als er hinaustrannte. Sie sagen, er habe sich im Hofe schreiend aufs Pferd geworfen und sei wie rasend davongejagt.

So ist es geschehen. Zwei Nächte und zwei Tage habe ich bei der Getödteten gesessen. Der Arzt sagte, sie sei vom Schreck gestorben. Das wußte ich auch. Geweint hab' ich nicht, auch nicht, als sie weggebracht wurde, auch bis heute nicht. Und heute ist mein neunzehnter Geburtstag.

Es ist vorbei. Ich sehe ihn nie wieder. Niemand darf zu mir. Ich will mich auch ferner eingeschlossen halten. Er hat zu mir gewollt, mehrmals! Nein. — Er hat mir geschrieben. Nein. Ich lese nichts. Gott mache es mit mir, wie es Ihm gefällt. Es ist alles einerlei.

Baron Karl von W. an Adelgunde.

Adelgunde, was habe ich gethan — im Wahnsinn, in der Raserei! Adelgunde, mein theures, himmlisches, geduldiges Weib! Du willst mich nicht sehen, nicht anhören. O ich begreife es! Aber lies diese Zeilen. Sie sollen Dir alles sagen, was Du aus meinem Munde nicht hören willst. Sie sollen meine Schuld nicht bemänteln, meine Scheußlichkeiten nicht verkleinern. — O ich bin der unglücklichste, der verdammenswertheste Mensch!

Ich schwöre es Dir, Adelgunde, der unselige Schuß geschah ohne meinen Willen. Ich raste, ich hatte keine Besinnung, aber so viel weiß ich, ja ich kann es beschwören: das Gewehr entlud sich ohne daß ich es wollte, ohne daß ich daran dachte. Ist es von meinen Händen geschehen, so weiß ich es nicht, so hat es eine andere höllische Macht durch mich gethan, aber nicht ich. O Du weißt nicht, wie sich mein Herz schon umgekehrt hatte. Als ich Dich schalt, erbebte ich bis ins Mark, denn es war gegen meine Ueberzeugung. Du mußt alles wissen. Du sollst aber auch meine ganze Schlechtigkeit und die Bösartigkeit meines Herzens erfahren, die ich jetzt verfluche und bereue.

Digitized by Google

Adelgunde, wirst Du es glauben? gerade Deine stille, fromme, liebreiche, demüthige Geduld war es, die ich nicht ertragen konnte, die mich immer peinigte und reizte. Hättest Du gezürnt, wärest Du heftig und leidenschaftlich geworden, ich wäre anders gewesen. O es war teuflisch von mir, aber es war so!

Aber an jenem Abend, Du wirst es nicht vergessen haben, als ich mich soweit vergessen hatte, Dich — Dich zu schlagen, als Du auch da kein zorniges, kein bitteres, kein Wort des Vorwurfes hattest und mich nur fragtest, warum ich Dir so wehe thue, da Du mich ja nie beleidigt habest — Adelgunde, da fühlte ich zum ersten Male meine ganze Schändlichkeit gegen Dich, es schnitt mir durch die Seele — o Du kamest mir vor wie ein Engel des Himmels, den ich gemartert hatte, und der nun mit der liebevollsten Sanftmuth mir doch nur meinen Fluch verkündigte. Ich hatte einen andern heftigen Aerger gehabt, aber daran dachte ich nicht mehr. Die ganze Nacht stand mir Dein Bild vor Augen, wie Du da vor mir gelegen, und es wurde mir zur heißesten Qual. Mich schauderte vor mir selbst. Du aber, Adelgunde, warest mir wie ein heiliges und doch peinliches Räthsel geworden. Ach schon damals, in den Tagen darauf und bis Du fortgingst, hätte alles anders werden können. Daß es nicht wurde — es hängt mit der unseligen Leidenschaft zum Trinken zusammen. Das braucht mir niemand zu sagen. Auch sie wollte ich überwinden. Damals vermochte ich es noch nicht. Ueber Tag blieb ich fest, aber wenn der Abend kam — ach Du weißt es. Es kam noch eine andre alte böse Leidenschaft hinzu, die mich verstörte, deren Erinnerung ich ertränken wollte.

Und noch eine dritte hatte mich ergriffen seit jenem unseligen Tage: Eifersucht, unsinnige Eifersucht gegen Benno von H.

Als Du die Angelegenheit mit dem rachsüchtigen Pastor, bei der ich mich ja freilich unverantwortlich benommen, als Du sie mit so edler offner Liebe ausgeglichen und mir dabei ein Vertrauen erwiesen hattest, das ich nicht verdiente, — o Adelgunde, mein ganzes Innere beugte sich davor — nun fühlte ich, daß ich Dich dennoch liebte und daß ich Deiner nicht werth sei. Ich wußte es nun — ein Weib wie Du hätte ich auf den Händen tragen sollen, aber nun so unsinniger wurde meine Eifersucht. Ob ich mich in sie hinein retten wollte vor meinem Schuldgefühle gegen Dich? —

Ich hatte gehört, Benno sei mehrmals bei Euch gewesen. Ich ließ aufpassen. An dem Schreckenstage wurde mir gemeldet, er sei dort. Ich hatte in meiner Wuth getrunken und alles wogte und tobte in mir, als ich die Büchse nahm, wie wenn ich zur Jagd wolle, und zu Euch hinüberjagte. In der Luft wurde mein Zustand noch wilder und verworrener. Nun weiß ich nicht mehr, was ich gethan oder gesagt, bis zu dem Augenblicke, da der unglückselige Schuß durchs Fenster fuhr, da ich Deine Mutter mit dem Tode ringen und sterben sah. Da konnte ich nicht bleiben und floh und jagte nach Haus.

Adelgunde — es ist geschehen, was ich nicht wollte — und es ist von Gott geschehen, daß ich es nicht wollte — und Er ist es, vor dem ich jetzt bebe und weine und flehe. Ich habe nicht an Ihn geglaubt, ich habe Seiner gespottet, Ihn verlästert, mich tausendmal an Ihm versündigt. Ich bin nicht werth, daß Er mir vergibt — ich kann nicht daran glauben, daß Er es thut, wenn Du es nicht thust, Adelgunde. Was soll aus mir werden, wenn Du mir nicht vergibst? Sei barmherzig! Willst Du mich nicht sehen, so schreib mir nur die zwei Worte: Ich vergebe! Laß mich nicht verzweifeln! Erbarme Dich Deines K.

Du antwortest mir nicht, Adelgunde. Du willst mich auch nicht zu Dir lassen. Wer anders, als ich, kann Dir denn sagen, welche Reue, welche Schmerzen über die ganze Vergangenheit mich zerreißen — o über alle die Unthreue, die Lieblosigkeit, die Wildheit, die Härte, die Sünden, die ich an Dir verübt, die mir Gott nicht vergibt, wenn Du mir nicht vergibst. Ich habe die Nacht Deines Geburtstages vor Deiner Hausthüre gelegen und unter Thränen Gott angefleht, daß Er mir Deine Vergebung schenke, damit ich wissen könne, ob Er mir vergebe. Brauche ich es Dir zu versichern, daß seit dem schrecklichen Augenblicke keine Ruhe in mein Gebein, kein Tropfen Wein über meine Lippe, kein treuloser oder eifersüchtiger Gedanke in meine Seele gekommen ist? O nun erst weiß ich, was für ein köstliches, edles, himmlisches Weib ich habe — Adelgunde, muß ich sagen, gehabt habe? Um Deßwillen, zu dem wir beide jetzt ja beten und flehen, lasse mich Vergebung von Dir empfangen. Nur ein Zeichen derselben gib Deinem einst so geliebten K.

Ist es möglich, Adelgunde, daß jener einzige entsetzliche Augenblick Dich so ganz verändert hat? Bist Du denn nicht mehr die Du warest? O wenn ich zurückdenke an die ganze Zeit, die wie eine durchtaumelte Wüstenei hinter mir liegt, deren Greuel und Missethaten gegen Dich mich jetzt foltern wie mit Flammen der Hölle, kein Wort, keine Silbe des Vorwurfs, der Ungeduld, der Klage, keinen Blick des Unwillens und des Tadels fand ich jemals bei Dir, immer still, immer geduldig, immer liebreich hast Du alles, alles ertragen wie ein Engel Gottes, und nun, da ich von unsäglichen Reueschmerzen gefoltert Dir zu Füßen fallen will, da mein Herz nach Vergebung schreiet — nun stößt Du mich zurück?

Ich habe in Deinen Zimmern — ich verlasse sie nicht mehr, jede Stelle darin ist mir ein Heiligthum — da hab' ich Deine Bibel gefunden, ich habe darin gelesen, ich bin davor zusammengebrochen, es brannte mir wie Feuer in allen Gliedern. — Kann so etwas geschehen und gesagt, geschrieben und gedruckt sein, und ich wußte nichts davon und konnte leben und lästern und sündigen, wie ich gethan habe? Da, in Deiner Bibel habe ich dick unterstrichen die Worte gefunden: „Es sollen die Weiber ihren Männern unterthan sein, auf daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden, wenn sie ansehen Euern keuschen Wandel in der Furcht" u. s. w. — So hast Du gethan, Adelgunde, und hast es erreicht. Du hast mich überwunden — und nun? — Adelgunde, ich beschwöre Dich bei dem lebendigen Gott, meinem schrecklichen Richter, laß mich nicht ohne Vergebung? Wie kann mir Gott vergeben, wenn Du es nicht thust?

Du antwortest nicht, Du läßt mich nicht zu Dir — kannst Du mich untergehen lassen in dieser Verzweiflung? Wieder zwei Nächte habe ich auf der Schwelle Deines Hauses verweint von Mitternacht bis Tagesanbruch. Zweifelst Du an meiner Aufrichtigkeit? Oder glaubst Du nicht, daß meine Buße Bestand haben werde? Setze mir eine Probezeit! Verspricht nur, mir dann zu vergeben, wenn ich sie bestehe! — Adelgunde, ich habe niemand, der mir hilft in dieser Rathlosigkeit meines Innern, da ich hin und herbange zwischen Gericht und Gnade, zwischen Hölle und Himmel. Du allein kannst mir helfen. Nur einmal, nur einmal laß mich zu Dir, und dann sage mir, daß Du mir vergeben wollest, wenn ich Gott und Dir treu bleibe. Willst Du mich dann nicht mehr sehen, so muß ich es leiden. Ich weiß es, daß ich Deiner nicht werth bin.

Aus Adelgundens Tagebuche.

Heute an meinem einundzwanzigsten Geburtstage nehme ich dies Buch nochmals vor. Auch dies stehe darin für künftige Jahre und künftige Geburtstage. Die Geschichte meiner Unversöhnlichkeit und meiner Buße und meiner Vorsätze. In meiner Jugend bin ich alt geworden. Diese Geschichte soll mir jung bleiben für mein Alter, damit sie mich fest erhalte auf meinem Wege. An jedem Geburtstage will ich sie lesen.

Seit dem durch Karls Unvorsichtigkeit wohl nur beschleunigten Tode meiner Mutter, war mein Inneres wie erstarrt und versteinert. Ich hielt mich in ihren Zimmern eingeschlossen, ließ niemand zu mir, ging umher und saß wie von einem fürchterlichen Traume befangen, und dachte an nichts als an die entsetzliche Begebenheit. Ich war überzeugt, Karl habe auf uns schießen wollen. Er ist oft dagewesen, ich weiß nicht wie oft, denn ich hatte verboten, es mir zu melden. Ich wollte ihn nie wiedersehen. Seine Briefe legte ich uneröffnet weg. Das währte Tage und Wochen lang.

Es war am 16. Juli Morgens früh, als der alte Diener meiner seligen Mutter zu mir verlangte. Ich schloß ihm auf. Man habe ihm erzählt, sagte er, Karl sei in der Nacht auf dem Wege von hier nach dem anderen Gute mit dem Pferde gefährlich gestürzt. Er habe um Nachricht hingeschickt, halte es nun aber für seine Pflicht zu berichten, daß der Baron in der letzten Zeit fast jede Nacht auf der steinernen Treppe vor dem Hause zugebracht habe. Er selbst schlafe nur wenig und leise, sei von dem Aufschlag und Schnauben des Pferdes geweckt worden, habe durchs Fenster blickend Karl im Mondschein erkannt und gesehen, wie er abgestiegen sei, das Pferd angebunden und sich

Digitized by Google

dann auf der Treppe niedergelassen habe, wo er theils knieend und händeringend, theils liegend und seufzend bis zur Morgendämmerung verweilt und dann wieder mit dem Pferde fortgejagt sei. So sei es auch in der letzten Nacht geschehen, und auf dem Heimritte müsse er gestürzt sein.

Ich weiß nicht, was während dieser Erzählung in mir vorging. Ein tiefer Jammer um den Unglücklichen durchdrang mich. Zum ersten Mal seit der Mutter Tode konnte ich weinen. Ich schickte den Alten fort und wies ihn an, mir die eingehende Nachricht sofort zu überbringen. Dann holte ich Karls Briefe, erbrach sie, las sie. Ein neuer heftiger Thränenguß mußte mir Luft machen über all den Empfindungen, die über mich kamen. Er war also unschuldig an dem schrecklichen Schuß und seinen Folgen, und sein Herz hatte sich gewandelt, sich zu Gott dem Herrn gewendet, aufrichtig und tief reute ihn seine Vergangenheit. Ich fühlte die Wahrheit davon aus jedem seiner Worte heraus. Aber ich erschrak vor meinen eigenen Härte und Unversöhnlichkeit. Darum alſo, darum war mir Gott die ganze Zeit ferne gewesen, mein Herz ohne Troſt, mein Gebet ohne Kraft und ohne Leben! Und so lange hatte ich den Unglücklichen, Reuevollen, Flehenden, ohne Vergebung, ohne Troſt, ohne Hilfe gelaſſen! Ich mußte zu ihm, ich ließ anſpannen.

Da kam die Nachricht, er ſei vom Pferde, wahrſcheinlich im vollſten Jagen, mit Bruſt und Weichen gegen ein Pfahlwerk am Wege geſchleudert worden, edle innere Gefäße ſeien verletzt, er liege hoffnungslos und bewußtlos. Arzt und Chirurg meinten, er werde ſchwerlich den Tag überleben. Die Nichte des alten Jägers pflege ihn. Ich war außer mir von dem Gedanken, er könne ſo hinſterben, ohne mich geſehen, ohne ein Wort meiner vergebenden Liebe gehört zu haben. In der unbeſchreiblichſten Angſt fuhr ich hinüber.

Ich fand ihn, wie man mir geſagt hatte. Auguſte ſtand weinend und händeringend an ſeinem Bett. Er ſah entſetzlich aus, lebte und athmete zwar noch, gab aber kein Zeichen von ſich, daß er von ſeiner Umgebung etwas wiſſe, und hatte die Augen geſchloſſen. Auch mir war die Umgebung gleichgiltig. Ich kniete vor ſeinem Lager hin und ſagte ihm laut alles, was ich ihm ſagen wollte und mußte. Vielleicht hörte er es ja noch. Dann betete ich zu Gott dem Herrn laut für ihn und für mich, und ſagte ihm im Gebete alles noch einmal, und betete für ſeine Seele mit Zuverſicht um Gnade.

Und unter dem Gebete war er verſchieden — und ich wußte nicht, ob er noch ein Wort von allem gehört hat — und weiß ich es denn heute? — Und iſt es nicht meine Härte und Unverſöhnlichkeit geweſen, die ihn an meine Thürſchwelle und von da in den Tod gejagt hat? Du wirſt Dich ſeiner erbarmt haben, o Herr, wie auch des Schächers am Kreuze, denn er hat wahrhaftig und tief bereut. Aber daß er ohne den Troſt der Vergebung hingeſchieden, das iſt meine Schuld, und es ſteht vor Dir, wie ich ſie büßen will bis an mein Lebensende.

Es geſchah am Abend deſſelben Tages, daß Auguſte zu mir kam, mir weinend zu Füßen ſank und alles bekannte. Seit meiner Trennung von Karl hatte auch ſie ihn nicht mehr geſehen bis an dieſen Tag. Ich habe ſie bei mir behalten und ſie iſt eine ächte Magdalena geworden. Den erſten Sommer bewohnte ſie das Gartenhäuschen, nicht weit von Karls Grabe. Jetzt ſind wir unzertrennbar. Gott erbarme ſich unſer aller!

Nachwort.

Zum Schluß ſei nur noch bemerkt, daß die Bareuin merkwürdiger Weiſe auch gerade an ihrem ſechzigſten Geburtstage geſtorben iſt.

Von der großen Kaiſerin Maria Thereſia.

Eine Skizze von George Hiltl.

(Mit Abbildung.)

Das war ein großartiger, wahrhaft romantiſcher Anblick, der ſich im Jahre 1762 dem Auge desjenigen darbot, der etwa von der Höhe irgend einer der zahlreichen Baſteien die Umgebungen der kaiſerlichen Reſidenz Wien betrachtete. Wo ſich heutzutage im Gewirre Straßen, Stätten der Induſtrie oder der Humanität durcheinanderſchlingen, in den Vorſtädten — da zogen ſich zu jener Zeit prachtvolle Gärten hin, aus deren lebhaftem Grün herrliche Villen gleich Edelſteinen hervorblitzten. Dieſe Gärten waren in altfranzöſiſchem Geſchmacke angelegt, ſie zeigten lange Gänge mit kerzengradgeſchnittenen Hecken, in welche hie und da die Hand des Gartenkünſtlers Niſchen hineingearbeitet hatte, aus denen die blendend weißen Marmorſtatuen hervorlugten. Zuweilen erhob ſich, über die Hecken emporſteigend, ein ſchöner Waſſerſtrahl, den ein Triton aus ſeiner Muſchel hervorblies oder der ſich aus dem Dreizack eines Neptuns herabſenkte, auch allerlei japaniſche Spielereien, Thürmchen mit Glocken und Drachenköpfen verziert, Muſchelgrotten mit ſeltſamen Tropfſteingebilden konnte man gewahren. Hier war es, wo der Adel: die Paars, die Königseggs, die Stahrembergs u. ſ. w. ihre Landſitze hatten, und ein buntes, geſellſchaftliches Zuſammenleben entfaltete ſich in dieſen Gängen, Bosquets und Alleen. Wenn ein ſchöner Tag den Aufenthalt im Freien begünſtigte, dann konnte man die Toiletten der Damen und Herren recht genau betrachten. Es waren die Robes oder Sacs der Damen, mit Silber durchflochtene, mit Gold geſtickte Kleider, an den Spitzen mit Blonden verbrämt, die ſich zwiſchen den Blumenbeeten gleich lebenden Päonien oder ungeheuren Feuerlilien hin- und herbewegten. Die rothe Farbe war zu jener Zeit beſonders gern geſehen, denn auch die Herren trugen rothe Tuchfracks; ſchwarzgeſtickte Oberröcke ließen die Lieblingsfarbe nur ſpärlich durchſchimmern und grüne Weſten mit goldner Einfaſſung vollendeten eine Zuſammenſtellung, die mehr reich als ſchön genannt werden konnte. — Die endloſen Gehege, Parks und Umgebungen der vielen ſtattlichen Landhäuſer mit ihren Durchfahrten oder Einfriedigungen zogen ſich in langer Reihe von Wien bis zu dem kaiſerlichen Luſtſchloſſe Lazenburg. Mitten durch alle dieſe glänzenden Herrenſitze hindurch führte jene ſchattige Allee von Rüſtern und Linden, welche ſchon Kaiſer Leopold I angelegt hatte von der Reſidenzſtadt aus bis vor das Thor von Lazenburg. Die große Kaiſerin Maria Thereſia hatte ſich das Schloß zu ihrem Lieblingsſitz auserkoren, denn eine Menge hiſtoriſcher und lieber Familienerinnerungen hafteten an den alten Mauren. Noch ſtand das Hauptgebäude mit zwei Thürmen verſehen, über den breiten Waſſergraben führte eine hölzerne Brücke, in weiterer Ferne ſah man die übrigen Gebäude. Aber faſt in jedem Jahre erſtanden neue Verſchönerungen und beſonders war es das um 1753 erbaute „grüne Luſthaus“, welches der Sammelpunkt heitrer, gewählter Geſellſchaft wurde, die Maria Thereſia hier, fern vom Gewühle des Hoflebens, von der erdrückenden Arbeit der Staatsgeſchäfte zu Luſt und Erholung um ſich verſammelte. Jede Freude ungebunden ländlichen Lebens ward hier genoſſen, man ſpielte im Freien und verbannte die Etikette; hoch in die Lüfte ſtiegen die Falken zur Reiherbeize, buntgeſchmückt trug der leichte Kahn fröhliche Menſchen durch die glatten Fluten, ſchattige Bosquets nahmen plaudernde und lachende Geſellſchaften auf, die ſich ergötzten, ſcherzten, erheiterten, bis der ſtill heraufſteigende Mond ſie mahnte, die gaſtlichen Hallen des Kaiſerſchlößchens aufzuſuchen, wo ihrer ein heiterer Mahl im trauten, von den hohen, kaiſerlichen Wirthen herbeigezogenen Kreiſe wartete.

Zu dieſen traulichen Geſellſchaften berufen zu werden galt in der That als beſondere Auszeichnung, denn die Kaiſerin wählte ängſtlich den Umgang aus. Da waren die Grafen Trautſon und Liechtenſtein, Clary und Ehrenbüller, welche den Stamm der Geſellſchaft bildeten. Anfangs wollte die Kaiſerin nur einen möglichſt kleinen Hofſtaat in Lazenburg um ſich verſammeln, aber bald drängten die Familien Colloredo, Paar, Ulefeld, Durazzo, und manche andre vornehme Geſellſchaft nach dem reizenden Landſitze.

Lazenburg ſtritt mit Schönbrunn um den Vorzug. Wenn Maria Thereſia an letztgenanntem Orte verweilte, war ſie, obgleich ſich ländlicher Zurückgezogenheit erfreuend, doch immer noch Kaiſerin. In Lazenburg war ſie das freilich auch, ſie war es immer, ſelbſt in den Momenten der leutſeligſten und freundlichſten Herablaſſung, aber in Lazenburg rückte ſie die Staatsgeſchäfte in den Hintergrund, während ſie in Schönbrunn, namentlich in ſpäterer Zeit, täglich im Sommer mit ihrer um den Leib geſchnallten, Briefe, Papiere und

Digitized by Google

allerlei Geschäftliches bergenden Schachtel durch den Corridor in die Bogenlande des Gloriets schritt, um daselbst zu arbeiten, indessen eine Schildwacht den Eingang hütete.

Im Jahre 1762 war über den gesammten kaiserlichen Hof eine wahrhaft beglückende Ruhe gekommen. Der furchtbare Sturm des siebenjährigen Krieges hatte ausgetobt, allmählich kehrte das Vertrauen in die mächtig erschütterten Gemüther zurück. Mehr als je verlangte man nach Zusammensein, nach Mittheilung. Die gelichtet aber sand man die Kreise, wie viele fehlten, die vor nicht langer Zeit noch durch ihr heiteres, witzreiches Wort die glänzende Gesellschaft erfreut hatten! Sie medersen auf den weiten, öden Schlachtfeldern Schlesiens, in den Kirchen ihres heimatlichen Stammgutes waren sie beigesetzt in großen, prunkenden Särgen mit Epitaphien darüber, auf denen die Todesstunde in goldnen Lettern verzeichnet war. Noch andre erschienen wieder in der Gesellschaft, aber wie? Dahin waren die frischen Wangen. Welk, gebeugt, ernst und düster — so erblickte man diejenigen wieder, welche ehedem in jugendlicher Kraft geprangt hatten. Das kräftige, elegante Bein ersetzte ein Stelzfuß, des Sammetrocks Aermel hing schlaff herab, denn statt des muskulösen Armes barg er nur einen Stumpf. Diesem verunstaltete ein schwarzes Pflaster, auf dem zerstörten Auge liegend, das einst schöne Gesicht, jenem hatte ein furchtbarer Hieb die blühenden Wangen zerrissen oder die feine, kühngeformte Nase verstümmelt. — Solche Dinge sah man im lebenslustigen Wien nach dem Kriege von sieben Jahren.

Indessen gingen diese trüben Erscheinungen bald vorüber, theils durch den angeborenen heitern Sinn jener Leute von 1762, theils durch die Macht der Gewohnheit zu Atomen verstreut. Der Frühling kehrte wieder, der Sommer kam, Lust und Leben zogen mit ihm herbei, man brauchte nicht ängstlich auf jedes Postherngeschmetter, auf jeden Galopp eines Pferdes zu lauschen, die entweder eine briefliche Nachricht oder die Ankunft eines Couriers mit inhaltsschweren Berichten verkündeten.

Als nun die Sonne am Tage St. Rochus im Jahre 1763 heiter und gelzig hernieder schien, die Vögel in den dichtbelaubten Zweigen des Parkes zu Lazenburg munter zwitscherten, da erschien ein zahlreiches Gefolge von hohen Herren und Damen im Schlosse. Sie trugen alle ihre Gebetbücher und Rosenkränze in den Händen, sie blieben im Empfangssaale in halblautem Gespräche die Ankunft der Kaiserin erwartend. Nachdem sie eine Zeitlang so geharrt, öffneten sich die Flügelthüren und Maria Theresia trat ein, umgeben von ihrer ganzen Familie. Der Kaiser führte seine Gemahlin und hinter den Eltern ging die Schar der blühenden, schönen Kaiserkinder. Die ältesten Erzherzoginnen und Erzherzöge voraus, die jüngeren Kinder von ihren Wärterinnen geleitet. Die hellen, frischen Gesichter der Nachkommen des hohen Paares machten einen äußerst behaglichen Eindruck, Joseph, Leopold, Ferdinand, Max, die Töchter Josepha, Caroline, Amalie, Christine, Elisabeth, endlich die Erzherzogin — Marie Antonie. Das war die lange Reihe von Sprößlingen, welche die hohe, edle Gestalt der Kaiserin umringten.

Maria Theresia hielt unendlich viel auf die Festigung des Familienlebens. Sie lohnte und strafte ihre Kinder wie die Frau des kleinsten Privatmannes es that. Besonders wichtig schien der Kaiserin die religiöse Erziehung der Ihrigen. Sie ging in Beobachtung kirchlicher Vorschriften mit dem Beispiele voran und gewisse Tage waren dazu ausersehen, Spenden in Kirchen und Klöstern abzustatten. Ein solcher Tag war das Fest des heiligen Rochus. Man sah die Kaiserin, gefolgt von ihren Kindern, in die Kirche schreiten, und so ein Kirchgang bot ein freundliches, belebtes Bild; es machte einen ganz eigenthümlich schönen Eindruck, wenn die Gebieterin über eines der größten Länder der Erde, die Herrscherin von Millionen, unter den Klängen der Orgel in Mitte ihrer schönen, blühenden Kinder niederkniete, um den vorgeschriebenen Pflichten ihrer Kirche zu genügen. Am Tage St. Rochus besuchte Maria Theresia gewöhnlich das Kloster der Augustiner an der Landstraße. Im Jahre 1762 machte sie jedoch eine Ausnahme. Es war nämlich an jenem Tage ein besonderes Fest in Aussicht, dessen Feier die kaiserliche Familie sich nicht entzog: die Einkleidung einer Nonne, welche ehedem den Hofkreisen angehört hatte. Die Kaiserin fehlte nie, wenn solche Ceremonie bei den Ursulinerinnen stattfand, und so standen denn heute die Equipagen bereit, um die gesammte Familie Maria Theresias nach Wien zu bringen, woselbst die siebenzehnjährige Tochter des Fürsten Lamberg, Elisabeth, den Schleier nehmen sollte. Die Feierlichkeit war um so wichtiger, als seit fünfzig Jahren keine so hohe Persönlichkeit der Welt Lebewohl gesagt hatte, um sich in die Stille und Einsamkeit des Klosters zu begeben.

Als die Wagen vor der Pforte des heiligen Gebäudes hielten, kamen die frommen Schwestern, die Aebtissin an der Spitze, dem kaiserlichen Paare entgegen. Im Sprechzimmer des Klosters waren die Angehörigen der zukünftigen Gottesbraut versammelt, und tief neigte sich alles vor der eintretenden Kaiserin, welche durch das Refectorium in die Sacristei schritt und zu der von ihren Brautjungfern umgebenen Elisabeth, Fürstin von Lamberg, trat. Die Kleidung der jungen Dame war die einer Braut von Stande, sie trug eine Robe von schwerer, weißer Seide, ihr Haupt zierte der Kranz. Maria Theresia küßte die Dame auf die Stirn und begann alsdann mit eigener Hand den Kopfputz zu ordnen, nach diesem Geschäfte führte sie die Einzukleidende zur Firmung und nahm sie später in die Galawagen mit zum königlichen Kloster.

Der glänzende Zug ging über den Kohlmarkt und Graben in das Kloster. Rechts und links von dem Wagen ritten die Brautführer, der Bruder Elisabeths: Johann Friedrich und ihr Vetter Graf Ernst Harrach; neben der zukünftigen Nonne saß die Kaiserin, ihr gegenüber Erzherzog Joseph und der Kaiser. Maria Anna, bestimmt ebenfalls dereinst den Schleier zu nehmen, folgte mit den beiden Erzherzoginnen und der Fürstin Trautson im nächsten Wagen, dann kamen die zahlreichen Equipagen, welche die Anverwandten und den Hofstaat zum Kloster führten.

Die Ceremonie begann mit feierlichem Hochamte, sie endete mit dem Zurückwerfen des Kranzes durch die Nonne und mit der Einsegnung durch den Bischof. Während der Feierlichkeit blickte die Kaiserin mit großem Wohlgefallen über den Rand ihres Gebetbuches hinweg ihre Kinder an. Sie schienen alle so ganz versunken in die Feier, daß kein Gedanke an weltliche Dinge dieser Andacht Hörend in den Weg trat. Nur der Erzherzog Joseph verursachte seiner erhabenen Mutter einiges Stirnrunzeln, denn die Architectur der Kirche, sowie die vielen Leute mochten den zukünftigen Kaiser mehr beschäftigen als die feierliche Handlung. Während Maria Theresia so ihre Kinder verstohlen musterte, trafen ihre Blicke auch auf die Lieblingstochter Marie Christine, und zu ihrem nicht geringen Erstaunen bemerkte die Kaiserin, daß auch dieses sonst so fromme andächtige Kind seine schönen Augen umherschweifen ließ, bis sie endlich auf einem Gegenstande haften blieben, der sich unter den vielen in glänzendster Toilette prangenden hohen Herren befand, welche den Raum vor dem Altare umstanden. Maria Theresia folgte den Blicken ihrer Tochter und entdeckte sehr bald, daß sie einen jungen, schöngewachsenen Cavalier herausgefunden hatten, der in die prachtvolle Uniform eines Obersten der Cürassiere gekleidet, mit den Abzeichen des Feldmarschall-Lieutenants geschmückt, auf seinen in vergoldeter Scheide ruhenden Pallasch gestützt, der Ceremonie eben so wenig Aufmerksamkeit schenkte als Joseph oder die Prinzessin Marie Christine, sondern vielmehr die junge Erzherzogin gleich eifrig zu suchen schien. Die Kaiserin gewahrte deutlich den Augenblick, als sich die beiden aus der Ferne gefunden hatten und sie schüttelte leise, doch nicht ohne ein gewisses Wohlwollen das Haupt, als sie bemerkte, wie die wunderschöne Hand Marie Christinens von dem Gebetbuche herabglitt und sich mit leichter inniger Geberde auf das Herz legte. Es war jedenfalls auch ein Gelübnis an heiliger Stätte, auch eine Verlobung, aber doch bedeutend verschieden von der, die vor dem Altare gefeiert wurde.

Wer war jener Cavalier, dem die Tochter eines mächtigen, erhabnen Fürstenstammes ihre Neigung, ihre Liebe so offenbar entgegentrug? Es war Prinz Albert von Sachsen. Der Prinz, einer der liebenswerthesten jungen Männer seiner Zeit, hatte im siebenjährigen Kriege sich die Sporen verdient, war nach dem Hubertsburger Frieden an den Hof von Wien gekommen, hatte hier an allen Freuden, Festen und Ereignissen vielfach Theil genommen. Seine hübsche Persönlichkeit, die Feinheit seiner Manieren, vor allen Dingen aber die sehr festen und sittlichen Grundsätze, welche Prinz Albert trotz des frivolen Hoflebens in Dresden sich bewahrt hatte, machten ihn zu einem der von der Kaiserin Mutter für ihre kleinen Hofkreise besonders gesuchten Theilnehmer.

Hier sah er die schöne, jugendliche Erzherzogin Marie Christine. In den schattigen Baumgängen von Lazenburg, bei den „Streifen“,

Digitized by Google

wie man die Partien durch Wald und Flur bei Hofe nannte, hatte der Prinz sich der Kaisertochter genähert; freilich anfangs ohne alle Hoffnung. Was konnte er, als ein kleiner, apanagirter Prinz der Tochter des mächtigen Reiches bieten? — eine Hand, ein liebevolles Herz, das die herrlichen Eigenschaften Marie Christinens ganz mit Verehrung und innigster Zuneigung erfüllt hatten. Die Erzherzogin bemerkte diese Liebe zu ihm sehr bald, sie machte kein Hehl daraus, daß der Prinz nicht ohne Hoffnung auf Gegenliebe seine bescheidne Werbung fortsetzen dürfe. Die Kaiserin bemerkte die Neigung ebenfalls. Sie mochte den Prinzen Albert persönlich gar gern; aber wie stand es mit dem Glanze, der Hoheit ihrer Lieblingstochter, wenn sie in eine Ehe mit dem kleinen Prinzen willigte? Diese Gedanken tauchten besonders wieder bei der Kaiserin auf, als sie in der Kirche das stumme und dennoch sehr laut sprechende Geberdenspiel der Liebenden gewahrte.

Nach beendeter Ceremonie kehrte man in das Lustschloß Lazenburg zurück. Da die kaiserlichen Kinder mit ihrem Hofstaate und den Gouverneuren oder Gouvernanten nicht alle in dem kleinen Schlosse Platz finden konnten, waren einige von ihnen in Hetzendorf, andre in Schönbrunn untergebracht, und nach der Tafel begaben sich die jüngern Kinder wieder an ihre bestimmten Wohnorte. Vorher passirte aber die ganze Reihe an Vater und Mutter vorüber zum Handkuß. Dann fuhren sie ab, nur die Eltern blieben. Als Marie Christine die Hand der Mutter ergriff und sie an die Lippen führte, bemerkte sie ein leises Zittern derselben, auch legte sich die Hand der Kaiserin starr und steif, ohne mit einem gefühlvollen, mütterlichen Druck die reizenden Finger der Erzherzogin zu umspannen, in die Hand der Tochter. Die Prinzessin zuckte zusammen. Sie blickte in das Antlitz der Mutter, es zeigte sich ein Schatten auf dem schönen, gutmüthigen Gesichte der Monarchin. Marie Christine konnte nicht lange in Zweifel bleiben, die Kaiserin Mutter zürnte. Wie lange? das beschloß die Erzherzogin bald zu erforschen.

Der Nachmittag des St. Rochus-Tages war ganz der Freude geweiht. Es fand ein kleines Carousel in der Reitschule statt, wobei die Damen Gräfin Gees und Thierheim die Preise austheilten. Die Kaiserin hatte die Programme selbst entworfen und war sehr eifrig darauf bedacht, daß alles pünktlich erfüllt werde. Als die Sonne mit ihren glühenden Strahlen sich hinuntersenkte, gab der Kaiser ein Zeichen, sich in Bewegung zu setzen. Der gesammte Hof trat seinen Marsch an, den der Kaiser führte, voraus schritt ein Musikcorps, und so ging es quer über die Felder nach Hetzendorf; als man dicht davor war, marschirte die in Hetzendorf wohnende Hofgesellschaft, an der Spitze einen Dudelsackpfeifer, dem Kaiser entgegen. Unter Scherz und Jubel kehrte man nach Lazenburg zurück, wo die Kaiserin mit ihren Töchtern die Gesellschaft empfing. Als es völlig dunkel geworden war, sind man im Namen des Kaisers die Anwesenden ein,

Digitized by Google

in den Park zu kommen. Hier waren Schießstände errichtet. Man schoß mit kleinen Armbrüsten, sogenannten Balestren nach erleuchteten Scheiben, und jedesmal, wenn ein Bolzen den Mittelpunkt traf stieg eine glänzende Rakete in den Nachthimmel empor. Auch vertheilte man sehr kostbare Preise an die glücklichen Schützen.

Während rings um die Schießbahnen ein fröhliches Gewimmel herrschte, dem die Kaiserin von der Terrasse des „grünen Lusthauses“ zusah, stand Marie Christine nachdenklich an einer Base lehnend, die der Epheu überwucherte, und blickte in das Dunkel hinaus. Der laute Jubel kümmerte sie nicht, ihre Gedanken waren bei dem Prinzen Albert, sie flogen zurück in das Kloster der Ursulinerinnen, sie zauberten ihr den ernsten Blick der kaiserlichen Mutter vor. Die Erzherzogin seufzte und machte eine Bewegung, sich unter die Gesellschaft zu mischen, als grade in dem Augenblicke, wo sie vorwärts schreiten wollte, der Bolzen eines Schützen das Centrum der Scheibe traf. Prasselnd fuhr die Rakete in die Höhe und erleuchtete mit ihrem weißen Scheine die Menge. Bei diesem Lichte gewahrte Marie Christine dicht in ihrer Nähe den Prinzen Albert. Sie hatten sich beide nur flüchtig, wie durch Zucken eines Blitzes beleuchtet, gesehen, aber unwillkürlich näherten sie sich einander. Die Nacht und der Eifer, mit dem alles dem Spiele zuschaute, begünstigten diese Annäherung, niemand beobachtete die junge Erzherzogin, als sie zitternd vor stiller Freude und Verlegenheit ihre Hand in die des Prinzen legte, der sie ehrerbietig und innig an seine Lippen drückte.

„Ich bin glücklich!“ flüsterte der Prinz, „weiter kann, darf ich nichts sagen. In diesem einen Worte liegt alles.“ „Mein Prinz,“ entgegnete die Erzherzogin, „Sie dürfen mir glauben, daß auch ich es bin. Ihr stilles, treues Werben, Ihre aimablen Eigenschaften, die mir täglich mehr bekannt und täglich theurer werden, lassen mich stolz darauf sein, daß sich das Herz eines so edlen Chevaliers mir zugewendet.“ „Chevalier! Prinzessin, im wahren Sinne des Wortes: „Dieu et mes armes!“ das ist mein ganzes Besitzthum.“ „Ei Prinz! soll denn ein wahrer Ritter nach den Grundsätzen der Chevalerie mehr besitzen? Wer Gott und Waffen hat, der ist reich genug.“ „Wenn der Erste uns hilft, brauchen wir freilich keine andere Alliance, ohne seinen Secours möchten die Waffen ziemlich unnütz sein. Man erringt heutzutage keine so schöne Hand wie die Ihrige, Maria, durch das Schwert. O wäre es möglich, Sie würden mich morgen in den Hof der kaiserlichen Burg reiten sehen, ich würde jedem, der meinem Glücke im Wege stünde, den Handschuh hinwerfen, Sie auf schnaubenden Rossen entführen, Sie auf meine Burg führen — —.“ „Halten Sie an, Prinz! c'est un peu extravagant!“ lächelte Marie Christine, „leider ist es nicht möglich, mich so zu erringen.“ „Wie soll ich es beginnen? Ma tante, Ihre erhabene Mutter, scheint mich allerdings in faveur genommen zu haben. Allein ich weiß gewiß, daß die Bewilligung zur Heirath zwischen uns doch mit den Plänen Ihrer Majestät nicht übereinstimmt.“ Die Liebenden hatten sich, ohne es eigentlich zu merken, während dieses Gesprächs von dem Platze entfernt und waren in eine Seitenallee gelangt. Hier war niemand zu bemerken, und die Prinzessin ließ sich auf einen Steinsitz nieder, während Prinz Albert neben ihr stehen blieb, sich auf die Lehne der Bank stützend.

„Woher wissen Sie das?“ fragte die Prinzessin traurig. „Ich weiß es aus dem Schönbrunner Cabinet,“ sagte Albert. In diesem Augenblicke rauschte es hinter der Bank in dem Gebüsche, die Liebenden horchten auf. „Was war das?“ fragte Marie Christine, sich ängstlich umschauend, „man wird uns vermissen, man sucht uns.“ „Es ist nichts, theure Marie. Ein Windstoß fuhr durch die Zweige. Schenken Sie mir einige Augenblicke noch, sie sind kostbar. Majestät, die Kaiserin, wissen um unsre stille Liebe, Sie haben dem Grafen Khevenhüller und dem Herrn Grafen Künigl erklärt, daß die Verbindung zwischen uns nicht nach ihrem Wunsche sei.“ Marie Christine seufzte. „Ah! das ist der Grund, weshalb Mama mir heut Morgen so kalt die Hand gereicht. Ich bin recht méchante gewesen! S'ist wahr. Hab' übers Gebetbuch weg Euch angeschaut und das hat die Allergnädigste Mama gemerkt.“ „Es ist recht traurig für uns,“ sagte Albert wehmüthig; „wenn die Kaiserin ihr Jawort geben wollte — ich würde dem hohen Hause nur Ehre machen. Bin ich denn nicht ein Prinz? Hab' ich denn nicht meine éducation am Dresdner Hofe erhalten? Ich bin der Verwandte der Kaiserin, ich hab' als solcher ein Recht, zu ihr zu gehen, sie zu fragen, zu bitten.“ „Ist mon ami nicht zu heftig? beschwichtigte die Erzherzogin; es gibt ein besseres Mittel. Mama ist die große — große Kaiserin, das ist richtig, und da hat sie ihre Plane, aber Mama ist eine noch viel größere, liebere, herzige Mutter, und wenn ich, die ihre ganze Liebe hat, mir eines Tages das Herz fasse und sage: Schau die Allergnädigste Mutter, ich lieb' den Prinzen Albert, ich kann halt' ohne ihn nicht heurense sein auf dieser Erdenwelt, soll ich durchaus ins Kloster, wo hinein ich mit aller Frömmigkeit nicht möcht? denn ich nehm' keinen andern. Machen die Allergnädigste Mama uns beide glücklich, wir wollen auch den Papa bitten; muß es denn immer ein Prinz mit zehn Kronen am Kopfe sein? Denken Mama, daß zum Glück noch mehr gehört und schenken Sie uns Ihren Segen. Wenn ich so spreche, dann, ich weiß es, kommt die Mutter über die Kaiserin.“ „Sie sind ein Engel!“ rief der Prinz, die Hand der Erzherzogin küssend, „thun Sie so, wie Sie sich vorgesetzt haben. Wer könnte Ihnen widerstehen!“ „Mais,“ sagte Marie Christine sich erhebend; jetzt keinen Augenblick länger mehr weilen. Blicken Sie die Alle hinunter, man wird das Schießen beendet haben, die Preise werden vertheilt. Also: pour toujours! mein lieber Prinz.“ „Pour toujours, geliebte Maria.“ Schnell verließen beide den Sitz und eilten die Allee entlang zu den Ständen, wo sie von allen unbemerkt sich bald in das Gedränge mischten.

Wenig Minuten nachdem sie verschwunden waren, raschelte es wieder in dem Gebüsche. Zwei verhüllte Damen traten hervor. „Hab's nun gehört und wirst mir jetzt glauben?“ sagte die erste, ihre Kapuze zurückschlagend. Es war die Kaiserin Maria Theresia. „Majestät hatten vollkommen richtig geurtheilt,“ entgegnete die Angeredete, ein Fräulein Guttenberg.

Maria Theresia stand in der Mitte des Ganges, sie blickte auf die Steinbank, wo ihre geliebte Tochter gesessen. „Weißt Du, Franzl,“ sagte sie nach langer Pause, „es hat mich gar zu sehr gefreut, was ich von der Christine gehört hab'. Ich will die beiden glücklich sehen.“ „Majestät streuen ja immer nur Gold und Wohlthat aus.“ „Es wird freilich se mancher wieder plauschen,“ sagte die Kaiserin, „laßt's ihn. Die Kinder kann ich nicht so unglücklich werden lassen. Es ist selten genug, daß sich was Hohes aus Liebe zu einander findet. Ich will zwei von den Meinen durchaus glücklich sehen. Die Christine hat ganz Recht: die Kronen braucht man nicht immer fürs Heil und für den Frieden — leider,“ seufzte sie tief, „leider ist Josephs unglückliche Mariage ein Beleg dafür.“ Sie faßte den Arm der Vertrauten und ging in das Schloß zurück.

Als die Kaiserin eingetreten war, erschienen die Erzherzoginnen, um der Mutter eine gute Nacht zu wünschen, denn die Kaiserin überwachte die Erziehung ihrer Kinder äußerst genau, und so war auch den älteren Prinzessinnen die Stunde unerbittlich vorgeschrieben, in der sie jede Gesellschaft verlassen und sich zu Bett begeben mußten.

Jede Tochter erhielt den „Gute-Nacht-Kuß,“ und als Marie Christine schlichtern der Mutter nahte, ergriff diese der Tochter Hand und sah ihr lange ins Auge, so daß die Prinzessin den Blick senken mußte. „Du warst heut', dünkt mich, recht vergnügt, recht heureuse mein Kind,“ sagte die Kaiserin halblaut, „an solchen Tag erinnert man sich gern im Leben und so will ich Dir denn ein souvenir eichen. Bleib immer dabei, daß Deine Mutter Dich wahrhaft liebt und,“ sagte sie flüsternd, indem sie ein kostbares Armband um der Prinzessin Handgelenk befestigte, „sei vorsichtig und ruhig gegen alle Leute, ich habe nur Dein Glück vor Augen.“

Marie Christine ward purpurroth, sie begriff sofort, daß die Mutter alles wußte. Diese Liebe, diese Güte verwirrten die Erzherzogin und indem sie einen Kuß auf die Hand der Kaiserin drückte, stammelte sie verworrene Dankesworte und wankte endlich aus dem Zimmer. Die Versammlung hatte diese Scene der Erregung auf Rechnung des kostbaren Geschenkes gesetzt. Niemand ahnte den eigentlichen Grund, aber Erzherzogin Marie Christine schlief, die große, gute Mutter segnend, glücklich und zufrieden ein, um von den heitersten Zukunftsträumen sich allerlei vorgaukeln zu lassen.

Von jetzt an war das Glück der Liebenden entschieden, denn die Kaiserin nahm die zärtliche Neigung in ihren Schutz. Blumen, kleine Andenken aller Art, anfangs spärlich, dann aber fast täglich erscheinend, bildeten die Vorläufer, und Marie Christine schrieb endlich an Prinz Albert: „Par la permission de la meilleure des mères je suis autorisée de recevoir plus souvent de vos lettres, d'en retracuher toutes les Altesses et Cérémonies.“ Als nun der

Digitized by Google

Kaiser ebenfalls einwilligte und der Bruder des Prinzen, Xaver, um die Hand der Erzherzogin für Albert anhielt, schrieb Maria Theresia zurück, wie sie den Prinzen wegen seiner trefflichen Eigenschaften lieb gewonnen und gern und freudig ihre Einwilligung ertheile. Sie berief sich stolz auf ihre eigne, glückliche Ehe und betonte: daß keine „zeitliche Absicht", sondern innige Neigung das junge Paar verbinden und dessen dauerndes Glück befestigen werde.

So waren denn die heiterste Stimmung, die froheste Laune, das ungetrübteste Familienglück am kaiserlichen Hofe herrschend, und Maria Theresia, die Frau, welche wie nie eine andre ihres Geschlechtes, die unermüdlichste, erspriesslichste Thätigkeit in Staatsgeschäften an den Tag legte, zugleich eine wahrhaft glückliche Mutter. Die erhabne Kaiserin hat es, vielleicht einzig in der Geschichte dastehend, meisterhaft verstanden, die Hausfrau mit der Trägerin der schweren Krone eines der mächtigsten Reiche zu verbinden und steht als ein Musterbild großer Regentinnen, eine Vereinigung von Kraft, Milde und häuslicher Tugend vor den Augen der Nachwelt. So gewissenhaft wie sie heute jedes Bündel Staatsakten durchlas, ihre Bemerkungen dazu machte und mit klarem, treffenden Verstande entschied, wie sie heute Befehle über Krieg und Frieden erließ, Urtheile fällte — ebenso sorgsam schrieb sie die Anzahl der Kipfel, der Brötchen, die Quantität Chocolade vor, die ihre Kinder zum Frühstück genießen sollten. Die Unterrichtsstunden, die Wäsche, Spaziergänge, Gebet und Erholung waren durch eigenhändig entworfene Vorschriften ebenso genau für die kaiserlichen Kinder durch die sorgende Mutter bestimmt, als die sorgende Kaiserin ihre Entscheide genau in die zahllosen Kanzleien sendete, mit denen zu jener Zeit Oesterreich versehen war.

Daß die Kaiserin als sorgende Mutter glücklich war, wenn eine Heirath nach Wunsch gestiftet wurde, bedarf keiner Frage, und in der That stiftete Maria Theresia gern Heirathen. Sie hatte zwei Ehen zu fördern: erstens die ihrer Lieblingstochter Marie Christine mit dem Prinzen Albert, ein Bündniß, das durch seinen romantischen Hauch die Kaiserin besonders interessirte, dann die Heirath des Erzherzogs Leopold mit Maria Louise von Spanien.

Unter Vorbereitungen zu diesen Festen war das Jahr 1765 herangekommen. Merkwürdiger Weise rückte die Angelegenheit Marie Christinens und Alberts nicht vorwärts. Obgleich öffentliches Geheimniß, zögerte die Kaiserin, den Akt der Verlobung herbeizuführen, und die Erzherzogin hatte alle Mühe, ihren ungeduldigen Bräutigam zu beschwichtigen. Gleichwohl überschüttete ihn die Kaiserin mit Gnaden, und der Grund jener Zögerung ist wohl darin zu suchen, daß Prinz Albert erst einen hohen Posten bekleiden sollte, bevor er die Hand der Kaiserstochter am Altare empfinge. So voll schöner Pläne, mit dem Bewußtsein, allen zu ihrem Glücke verhelfen zu wollen, trat die Kaiserin an der Spitze des Hofes die Reise nach Innsbruck an, wo das Vermählungsfest des Erzherzogs mit der spanischen Prinzessin gefeiert werden sollte. Diese Reise war ein Zug, der Freude in alle Herzen goß. Alle Landschaften paradirten, die Städte und Dörfer glänzten in festlichem Schmucke und in prachtvoller Erleuchtung; Adel, Geistlichkeit, Bürger wetteiferten, dem geliebten Herrscherpaare und seinen Kindern den Aufenthalt, die Reise unvergeßlich zu machen. Die Kaiserin war glückselig. Sie hatte eine glänzende Feier in Aussicht, tägliche Feste, dabei Ruhe im Innern und nach außen, ihre Kinder glücklich — welch ein Zusammenströmen freudiger Ereignisse!

Marie Christine und Prinz Albert freuten sich doppelt des Glückes der andern, denn unmittelbar nach der Hochzeit Leopolds sollte der feierliche Akt ihrer öffentlichen Verlobung vollzogen werden.

Nach ermüdenden Freudenrauschen und Festen der glänzendsten Art langte der kaiserliche Hof am 15. Juli in der alten Burg zu Innsbruck an. Eiligst war hier alles erneuert und namentlich der Riesensaal wiederhergestellt worden, und am 5. August hielt die Braut Maria Louise ihren feierlichen Einzug in die alte Hauptstadt Tirols. Feuerwerke, Bälle, Illumination, Theater, Ringelrennen und Tänze wechselten mit einander ab. Die Erleuchtung der Stadt war kolossal großartig. Als die Kaiserin durch die Straßen fuhr, schien sie in Feuer zu schwimmen, dessenungeachtet erschien die Ehrenpforte, durch welche die Majestäten zogen, einem Castrum doloris gleich, die Lichter brannten sehr trübe rings umher und die Oper, welche Abends gegeben wurde, „Parthenope," mißfiel, weil die Melodien so traurig und düster klangen. Am 13ten sollte großes Feuerwerk stattfinden, aber es konnte nicht abgebrannt werden, denn ein ungeheurer Platzregen verdarb es gänzlich. Die allgemeine Fröhlichkeit wich, man konnte sich den Druck nicht erklären, der auf allen Gemüthern lastete. Erzherzog Leopold erkrankte, und obwohl er sich schnell wieder erholte, blieb er dennoch ein wenig leidend. Mit ernsten Gedanken beschäftigt, gezänftigt und verwirrt, verließen Hof und Adel die Kirche am 16. August, woselbst ein Prediger als Steff zu seiner Rede: „Die Ungewißheit der Todesstunde" gewählt und dargethan hatte, daß niemand unter den Zuhörern vor einem jähen Tode sicher sei.

Glänzend erleuchtet waren die Gemächer der Burg zu Innsbruck am Abend des 18. August. Man erwartete die Rückkehr des Kaisers, der das Ballet „Iphigenia" ansehen wollte. Als es beendet war, erschien Franz, von Herren und Damen umgeben, im Corridor, der zu den Wohnzimmern Erzherzog Leopolds führte; an seiner Seite schritt sein Sohn Joseph. Vor dem Saale angekommen, verabschiedete der Kaiser die Begleitung mit den Worten: „Bon soir Messieurs et Mesdames, à nous revoir à souper." Er ging zur Kaiserin. Joseph blieb hinter seinem Vater einige Schritte zurück und sah, wie der Kaiser die Stufen zum Saale hinanstieg. Oben angelangt, überfiel ihn ein Zittern, er lehnte den Kopf gegen einen Pfosten der Thüre. „Was ist Euch, lieber Vater?" rief Erzherzog Joseph hinzuspringend; „setzt Euch, ich rufe Hilfe herbei." „Nicht doch, Joseph," sagte Franz lächelnd; „ein rechter Kerl muß nichts achten." Er erhob sich und ging weiter. Der Erzherzog stellte sich, als ginge er in das anstoßende Gemach, aber er verlor den Vater nicht aus den Augen. Er sah ihn plötzlich taumeln, sich beugen, mit einem Satze sprang Joseph hinzu und fing den Kaiser in seinen Armen auf; Graf Salm kam ihm zu Hilfe, beide trugen den Röchelnden auf das Rollbett eines Lakaien im Vorzimmer. Angstrufe hallten durch die Burg: „Der Kaiser stirbt!" — Von allen Seiten stürzt man herbei, mit lautem Wehschrei eilt Maria Theresia an das Lager ihres Gatten; Arzt, Chirurg sind sofort erschienen, die Lanzette fährt in den Arm des Kaisers, eine Ader zu öffnen, stumm, ängstlich blicken aller Augen auf den entblößten Arm — kein Blut erscheint, kein Athem regt mehr die Brust und die festlich gekleidete Versammlung umsteht eine kaiserliche Leiche.

Franz ist an einem Blutschlag verschieden. Maria Theresias Brust entwindet sich ein kurzes, furchtbares Wimmern, dann bleibt sie wie versteinert vor der Leiche stehen, sie kann keinen Schritt thun und man muß sie gleich einer Marmorstatue hinwegtragen.

Wie hatte mit einem Schlage sich alles, alles geändert, die Tage der Freude waren den Tagen des Trübsinns, der Trauer gewichen, die Kaiserin hatte ihren geliebtesten Freund verloren und keine Grenzen kannte der Schmerz, dem sie sich ganz hingab, für nichts mehr einen Sinn verrathend, seiner Festlichkeit oder Angelegenheit mehr Aufmerksamkeit schenkend als nur der Leichenfeier für „ihren guten, geliebtesten Kaiser."

Langsam und traurig, wie es einem Leichengefolge geziemte, kam der Hof zu Wasser von Hall aus in Wien an. Statt der Hochzeiten und Verlobungen feierte man mit düsterem Prunk die Beisetzung der kaiserlichen Leiche. Maria Theresia war für niemand sichtbar, sie hatte die Thüren zu ihren Gemächern verrigelt, fünf Tage ließ sie sich nicht sehen.

In den Zimmern des verstorbenen Kaisers ging ganz allein, ohne alle Begleitung, der Erzherzog Joseph umher. Er trug ein Schlüsselbund und öffnete alle Kasten oder Schubfächer. Er schien sorgfältige Nachsuchung zu halten. Joseph wollte das Testament seines Vaters auffinden, denn die große Hinterlassenschaft des Kaisers mußte geordnet sein, oder man ging unzähligen Verwicklungen schwierigster Art entgegen; so viele Forschungen aber auch stattfanden — es ließ sich kein Document entdecken.

Die Kaiserin war nicht zu bewegen, die Schränke ihres verstorbenen Gemahls zu durchstöbern. Joseph trat seine Entdeckungsgänge noch einmal an und zwar in Begleitung Khevenhüllers und eines Schlossergesellen. Wieder vergeblich! — Endlich gewahrten die Sucher im Vorzimmer einen alten, rostigen Kasten, der auf vier plumpen Füßen ruhte. „Wie ist es damit?" fragte der Schlosser. „Laßt es nur, es ist unnütz," sagte Joseph. „Man kann nicht wissen," entgegnete der Handwerker und erbrach das Schloß. Joseph zog eine Schublade auf. Er fand eine alte, braune Brieftasche darin, als er sie öffnete, hielt er bald das kaiserliche Testament in der Hand. Es war sehr weitläufig in französischer Sprache geschrieben und dabei lagen das Testament der Kaiserin, sowie eine Mahnung an seine Kinder.

Digitized by Google

Jedes Wort zeugte von Liebe, jede Zeile athmete Wohlwollen, besonders zärtlich gedachte Franz seiner Gattin und die schon gelbliche Schrift bestätigte aufs neue, welch ein festes, glückliches Familienleben der unerbittliche Tod zerrissen hatte.

Maria Theresia fand sich wieder, aber ihre Heiterkeit, ihre frohe Laune waren dahin. Die leichten, kräftigen Schwingen der Freude waren gelähmt und nur der kalte Glanz kaiserlicher Pracht erleuchtete fortan ihre Lebensbahn.

Ein lichter Punkt war die Hochzeit Marie Christinens mit Prinz Albert von Sachsen-Teschen, Statthalter zu Preßburg, die ein Jahr nach des Kaisers Tode zu Schloßhof bei Mackhegg an der ungarischen Gränze gefeiert ward. Nach manchen Hindernissen, die trotz der Begünstigung durch die große Mutter sich entgegenthürmten, kam diese Ehe zu Stande, welche eine der glücklichsten ward, die überhaupt von den Geschichtsschreibern der Familien großer Häuser in die Gedenkbücher eingetragen worden ist. Die Kaiserin hatte die Genugthuung zu sehen, daß sie wahrhaft glückliche Menschen durch die Verwerfung äußerlichen Glanzes und Ruhmes gemacht hatte. Die dankbare Zärtlichkeit der schönen, glücklichen Tochter lohnte dafür, daß sie Mutter — nicht Kaiserin gewesen, als es sich um die Zukunft eines geliebten Kindes handelte.

Albert hat seine Gattin Marie Christine überlebt. Sie starb am 24. Juni 1798. In dem kleinen Gartenhause des Fürsten Kaunitz bei der Vorstadt Mariahilf gelegen, hauchte sie ihre Seele in den Armen des geliebten Gatten aus. Es war ein herrlicher Sonnenuntergang, und als das letzte Stück der gluthrothen Kugel am Horizonte hinunterfank, mit seinen Scheidestrahlen die Gärten, Häuser und Alleen, die wir geschildert haben, vergoldend, da sanken auch die schönen Arme der Sterbenden herab, ihr Haupt fiel zur Seite und mit dem leisen Rufe: „Albert!“ schwebte die Seele in das Jenseits hinüber.

Niemand wird wohl versäumen, bei seiner Anwesenheit in Wien das wundervolle Denkmal Canovas in der Kirche der Augustiner zu besichtigen. Es ist dem Andenken Marie Christinens von ihrem Gatten geweiht; ihre sterblichen Reste ruhen in der kaiserlichen Gruft der Capuzinerkirche zu Häupten des Sarges ihrer Mutter, der großen Kaiserin Maria Theresia. Das Denkmal, von Canovas Meisterhand, trägt die einfache, aber alles sagende Inschrift: „Uxori optimae Albertus!“

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeoffiziers.

I. Die Verbrecherinsel in der Südsee.

(Schluß.)

Vor uns erhob sich zunächst rechts das große zweistöckige Gebäude der Intendantur, welches besonders massiv gebaut sein muß, um erforderlichen Falles als Citadelle dienen zu können. Abermals zwei Schildwachen an der Thüre. Es überlief mich ein Schauder, als ich in die düstre Flur trat, über deren Eingang das Wort des Dichters geschrieben steht: „Ihr, die Ihr eingeht, laßt alle Hoffnung hinter Euch!“ — Wir wandten uns rechts in eine geräumige Kanzlei, in welcher mehrere Aufseher als Schreiber fungirten. Hier befanden wir uns vor dem Intendanten, dem Commandanten von Norfolk, damals ein Oberst von der Linie; ein hoher, stattlicher Fünfziger. Diese Stellung, welche große Verantwortlichkeit in sich schließt, deren Inhaber Herr über Leben und Tod aller Bewohner, freier und unfreier, seiner Insel ist, wird nur ganz erprobten Männern übertragen, die aber, wie alle andern oberen Beamten, nur wenige Jahre auf ihrem Posten bleiben, welchen sie blos annehmen, weil dessen hohe Besoldung und die Unmöglichkeit, etwas auszugeben, ihnen gestattet, hier ein Vermögen zu sammeln. Der Intendant empfing mich gemessen freundlich, nahm meinen Brief ab, ließ sich aber zuvor mündlichen Bericht von mir erstatten, ehe er um die Erlaubniß bat, das Schreiben in meiner Gegenwart öffnen zu dürfen. Ich war ganz verwirrt über diese langentheurte Urbanität. Gleich darauf wurden die drei Gefangenen hereingebracht. Der Intendant nahm nicht die geringste Notiz von denselben, drehte sich herum und schritt in sein Cabinet. Der mitgekommene Unteraufseher rapportirte dem einen Schreiber blos drei Zahlen und einige Personalien, von welchen ich aber nur einzelne Worte vernahm, da mich mein Begleiter eben einem starken, jovial aussehenden Marinelieutenant vorstellte, der sich von mir die Ehre ausbat, sein Frühstück mit ihm zu theilen, die ihm natürlich gern zugesagt wurde. Jede Unterhaltung stockte aber, als plötzlich der irische Flüchtling zu sprechen begann. „Euer Gnaden“, sagte er in halb bittendem, halb zutraulichem Ton, „Euer Gnaden, kein Erlaß diesmal? Macht's nicht zu arg mit uns, wollten uns ja blos ein bischen Tabak holen!“ — Aber er erhielt keine Antwort, las auch keine in den eisernen Mienen seiner Richter. Er brummte etwas in sich hinein, und schien dann tückisch das Wort in sich verbeißen zu wollen; aber eine bessere Regung siegte in ihm. „Euer Gnaden,“ rief er wiederum „wenn denn Euer Gnaden es uns für diesmal nicht schenken wollen — so — so schenkt es wenigstens diesem da!“ Und er deutete auf seinen zusammengesunkenen, dritten Gefährten, den „Gentleman“. — „Ich und Ben da,“ fuhr er fort, „dessen Schlafmate (Kettengenosse) er ist, haben ihn dazu gezwungen, uns zu helfen, und drohten, ihn todt zu schlagen, wenn er es nicht thäte, oder uns verriethe. Schenkt es ihm, und ich will mich nicht beklagen — macht mit mir, was Ihr wollt“ — und seid verd —!“ fügte er murmelnd hinzu. Mit Befremden hatte ich während dieses Zeugnisses gesehen, daß der Unterintendant sich abwandte, die Schreiber sich tiefer auf ihre Federn gebeugt hatten und der Marinelieutenant ganz blaß geworden war. Allein in diesem Augenblick trat auch der Oberst in die offene Thür und gab einen ernsten Wink; sofort wurden die Gefangenen abgeführt. Dann trat er zu einem der Schreiber, prüfte das ihm dargereichte Blatt, vollzog die Unterschrift und übergab es einer harrenden Ordonnanz, die damit hinauseilte. Darauf übergab er mir einen Brief an den Capitän der Louise und verabschiedete mich aufs freundlichste.

Nunmehr nahm mich Lieutenant Maclean in Beschlag und bugsirte mich treppauf über einen langen Corridor in seinen Junggesellensalon. Es sah darin aus, wie in einer Kajüte nach einem überstandenen Typhoon, aber aus der Mitte aller Trümmer und Seltsamkeiten ragte verlockend ein sehr wohl conservirter und garnirter Rundtisch hervor, zu welchem freilich blos ein einziger ganzer Stuhl — für den Gast — vorhanden war, während der Wirth sich mit einem dreibeinigen Holzschemel begnügte. Wir hatten eine Auswahl vorzüglicher Früchte: Wassermelonen, Orangen, Bananen und Weintrauben, welche in dem Garten der Colonie vortrefflich gedeihen; eine Kaninchenpastete, den Schlegel einer wilden Ziege und Möveneier; lauter einheimische Produkte, welche ihrem Vaterland alle Ehre machten; daneben allerlei europäische Präserven, sehr guten Sherry und sogar ein Fläschchen peruanischen Sect, sogenannten Cliquot. Ein solches kunilliches Mahl hatte ich seit Jahren nicht gehabt, aufrichtig gestanden, auch auf der Insel Norfolk nicht gesucht. Ich sagte dies meinem jovialen Wirth; er seufzte aber zur Antwort sehr tief, und klagte, daß die Tafel nicht immer so besetzt, sondern gar häufig Schmalhans Küchenmeister und „Cisternienzer“ der tägliche Trank sei, wenn einmal, was häufig geschähe, die Proviantschiffe von Hobarttown und Sidney allzulang ausblieben. Denn so vorzüglich auch das Klima der Insel Norfolk sich für die Erzeugung von Obst und Getreide fast aller Weltgegenden eignet, so gering ist doch die Fläche produktiven Bodens, den sie bergibt. Dieser wird größtentheils zum Anbau von Mais und Bataten (süßen Kartoffeln, sweet potatoes) benutzt, welche beide die Lieblingsspeisen der Bevölkerung liefern, Maisknchen (corn-cakes) und ein sehr gesundes, wohlschmeckendes Beigemüse. Die Früchte, welche im Garten der Anstalt in seltener Ueppigkeit wachsen und gedeihen, reichen nicht hin, um als Nahrungsmittel ins Gewicht zu fallen; sie bilden aber eine sehr angenehme Zukost, von welcher auch die Sträflinge ihren Antheil erhalten. Hinsichtlich des frischen Fleisches ist man angewiesen auf einen kleinen Stamm von Schweinen und Schafen, welche übrigens nur so schlecht gefüttert werden können,

Digitized by Google

daß sie kaum für ihren Zweck — monatliche Speisung der Gefangenen mit frischem Fleisch — ausreichen; die Officiere halten sich großentheils an Präserven; die Insel Philipps liefert hier und da noch sehr mühseliger Jagd einen wilden Ziegenbraten, dagegen Kaninchen in Fülle; am ergiebigsten ist das Meer mit einer Auswahl der trefflichsten Fische. „Sie glauben nicht," sagte der Lieutenant, „mit welcher armseligen Aengstlichkeit man hier in diesem abscheulichen Aufenthalt des Leibes Nothdurft und Pflege überwacht. Gegen alles Uebrige wird man gleichgültig — man läßt mit der größten Gemüthsruhe um acht Uhr einen Kartätschensack in einen Menterershaufen prasseln und möchte um neun Uhr verzweifeln, wenn die Cakes verbrannt sind oder der Thee ausgegangen ist. Das einzige Vergnügen, und auch das ist melancholisch genug, besteht hier im Essen und Trinken, überhaupt in der Pflege des Körpers für eine kommende bessere Zeit. Und Sie können sich keinen Begriff davon machen, mit welcher Genugthuung ich täglich einen Tag im Kalender durchstreiche; die Freude, die noch übrigen zu zählen, welche ich hier zu verbringen habe, versparе ich mir jedoch auf die Festtage; leider arbeitet mein Gedächtniß zu gut, als daß ich nicht immer an fait wäre!" Und schwermüthig mischte er kunstgerecht ein Glas brandy and water, sich eins, mir eins. Unsere anfangs etwas zurückhaltende Conversation war allmählich unter dem Einfluß der vertilgten guten Sachen etwas wärmer, mittheilsamer geworden; ich hatte von meinen Seefahrten erzählt, mich aber wohl gehütet, etwas davon zu sagen, daß ich — in untergeordnetem Rang — in der britischen Marine gedient. Jetzt schien mir die Zeit gekommen, eine Frage zu thun, welche mir schon lang auf der Zunge schwebte. Ich brachte unvermerkt die Rede auf die drei eingelieferten Flüchtlinge und frag meinen Wirth, welche Bewandniß es wohl mit dem „Gentleman" haben möge, der mir besonders aufgefallen sei. Augenblicklich sah ich, daß eine Veränderung in dem Lieutenant der sich ging; er nahm sich zusammen, die gleichgültigste Miene von der Welt anzunehmen, und warf hin, indem er sich eine javanesische Palmblattcigarre anzündete: „Mir unbekannt! Heißt, wie ich heute gehört, 316. Wer kann sich um diese Kerle bekümmern? Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir einen Gang durch den Kennel machen, damit Sie doch etwas von unserer Einrichtung zu sehen bekommen." — Ich wagte noch eine Frage nach dem Loose der Deserteure, aber Mr. Maclean überhörte sie, und ich mußte ihm folgen. Allein ich machte die Bemerkung, daß er während unserer ganzen Wanderung mich sehr fein und vorsichtig darüber auszuholen suchte, ob der Flüchtling, für den ich mich interessirte, etwa irgend etwas gegen uns ausgeplaudert habe. Ich konnte nichts sagen, denn ich wußte nichts und dadurch schien der Lieutenant so befriedigt, daß er mir ein ganzes Bündel seiner Opium-Segars aufdrang.

Die Insel Norfolk ist seit dem Jahre 1810 eine britische Strafcolonie und zwar die strengste, aus welcher keine Lieferung ist. Wie schon erwähnt, werden gewöhnlich die vom Strang begnadigten Verbrecher aus Großbritannien hierher depertirt; außerdem diejenigen Sträflinge, welche in den mitleren Colonien von Hobarttown auf Vandiemensland und Sidney rückfällig geworden sind; letztere heißen Oldhands, erstere Newhands. Von beiden Klassen waren damals über 1200 Mann detinirt, welche von etwa 300 Mann Wache, Aufseher und Beamte mit einbegriffen, im Ganzen gehalten werden mußten. Daß dies bei dem numerischen Mißverhältniß nur durch die äußerste Strenge möglich ist, leuchtet ein; ich sollte Beispiele davon zu sehen bekommen, trotzdem man mir nicht alles zeigte, z. B. die stets mit Kartätschen geladenen, verbergen aufgestellten Kanonen, welche die Corridore bestreichen. Die Sträflinge wohnen in drei großen, von einander getrennten Gebäuden von zwei Stockwerken (und Parterre). Wir besanden uns in dem Hauptgebäude, das Haus der Intendantur bildet den rechten Pavillon desselben; unten befinden sich Küche, Vorrathsräume und Arbeitslokale; in den Etagen die Schlafsäle. Diese werden — durch Sträflinge selbst — peinlich sauber gehalten, sind lustig und zweckmäßig eingerichtet; jeder Mann hat darin seine eigene, zwischen der Wand und einer Pfostenreihe aufgehängte, starke Hängematte mit wollener Decke. Die Größe der Schlafsäle ist verschieden, die größeren fassen je 80 bis 100 Mann. Mit dieser Zusammendrängung sind freilich Unzuträglichkeiten verbunden, von welchen man sich kaum einen Begriff macht — aber, sie ist nun einmal nicht zu ändern und man scheint von oben herab dafür zu halten, daß an diesen Verlorenen doch nichts mehr zu verlieren sei; eine grauenhafte Maxime. Vor den festen, mit einem Gitterfenster versehenen Thüren der Schlafsäle steht auf erhöhtem Gerüste nächtlich je eine Wache mit scharf geladenem Doppelgewehr — von welchem schon unzählige Male haf Gebrauch gemacht werden müssen. Wir schritten wieder hinab in den Hof; ein isolirtes, einstöckiges Gebäude in demselben dient als Schule; den Schulmeister macht ein alter Deportirter, der, wie mir mein Führer sagte, Griechisch und Lateinisch verstehe, wie ein Junge das Kirschenessen; es nahmen gegen 300 Sträflinge an dem Unterricht Theil, der hauptsächlich in Lesen, Kopfrechnen, Geographie und Religion besteht. Zur Seite befinden sich die beiden Capellen, eine katholische und eine anglikanische; für beide Confessionen sind eigene Geistliche angestellt. Es standen Wachen vor den offenen Thüren und wir konnten nicht eintreten, wie der Lieutenant gleichgültig bemerkte; als ich einen Blick in die düstere Halle warf, glaubte ich einen der Flüchtlinge, vor dem Altar knieend zu erblicken, aber wir gingen rasch vorüber. Durch ein zweites bewachtes Thor gelangten wir in den Arbeitshof. Hier waren ein Paar hundert Detinirte beschäftigt mit den mannichfaltigsten Arbeiten. Die Werkstätten stehen frei in der Mitte des Quadrats, dessen Längenseiten von bedachten, offenen Hallen eingenommen werden, die als Speisesäle dienen. Wir sahen Mattenflechter, Korbmacher, Tischler, Seiler, Schlosser, Kupferschmiede, Weber, Böttcher — alle unter strengster Aufsicht; es ist übrigens schon eine Vergünstigung, in den Werkstätten arbeiten zu dürfen; die übrigen müssen das Feld bebauen, den Garten besorgen, Wege anlegen ꝛc. sämmtlich bewacht von Soldaten, welche nur den einen Befehl haben: zu feuern bei der geringsten Widersetzlichkeit oder Entfernung aus dem angewiesenen Kreise. Die Kost der Sträflinge besteht aus Maispolenta, süßen Kartoffeln, Pökelrindfleisch, welches aus Chili bezogen wird; jeder Gefangene erhält außerdem täglich geliefert ein bestimmtes Quantum Brot (ganz weißes Weizenbrot!), Salz, Zucker, Seife und eine Citrone, letztere zur Verbesserung des Wassers, welches aus den Regenbächen in Cisternen gesammelt wird und oft sehr schlecht schmeckt; Quellen und Brunnen gibt es auf der Insel nicht. Wie schon erwähnt, wird monatlich höchstens einmal frisches Fleisch verabreicht, gewöhnlich Schweinefleisch; die Schafe werden für die Beamten und Soldaten gehalten. Frisches Fleisch ist aber dasjenige, wonach die Sträflinge am meisten gieren, und sie achten den Tod nichts, um es sich zu verschaffen. Daher müssen die Thiere Tag und Nacht überwacht werden, und trotzdem ist es nicht zu verhindern, daß fort und fort eine große Zahl davon gestohlen, heimlich geschlachtet und verzehrt wird; geht es nicht anders, so wird einfach der Wächter erschlagen, wenn er nicht sehr auf seiner Hut ist. In gleicher Weise wissen sie sich auch Surrogate für andere Gemüse zu verschaffen. Da der Tabak streng verpönt ist, so rauchen sie aus allen möglichen Pfeifen und Röhren jedweder Kraut und Laub, mit besonderer Vorliebe das der (wirklichen) Kartoffel. Branntwein erhalten sie nur zeitweilig, wenn das Wasser zu schlecht ist; sie schaffen sich aber ein berauschendes Getränk in der ekelhaften Chicha maschada, peruanischen Ursprungs, durch kleingekaute Maiskörner und nachherige Gährung des Breis. Alle diese Uebertretungen werden aufs strengste bestraft; ich sah im Polizeilokal eine ganze Reihe „neunschwänziger Katzen" an der Wand hängen. Der Esprit de corps ist aber unter den Verbrechern so groß, daß der wahre Schuldige niemals herauskommt, wenn er nicht auf der That ertappt wird; keiner verräth den andern, lieber sterben sie. Die Wahl ist freilich nicht groß; wer verräth, stirbt ebenfalls, wird unfehlbar, sei es früher oder später, von den Mitschuldigen erschlagen oder erdrosselt; die Thäter sind dann niemals zu finden; hüsen sich die Morde, so wird einfach der Schlafsaal decimirt, dann ist wieder eine Zeitlang Ruhe. Die gefährlichen und verdächtigen Sträflinge tragen Schellen mit einem sogenannten Springer an den Füßen, die ihnen nur kurze Schritte zu thun erlauben; die im Freien Arbeitenden sind gewöhnlich paarweise an einander geschlossen; täglich werden die Fesseln untersucht. Ich habe in meinem weit herumgeworfenen Leben niemals solche Galgenphysiognomien erblickt, wie hier. Lachen oder nur lächeln sah ich keinen einzigen der Verbrecher, unter welchen alle Altersstufen vertreten waren, vom bartlosen jungen Mann an bis zum eisgrauen, gebückten Greis. Doch gehören diese beiden Extreme zu den Ausnahmen; die meisten Sträflinge stehen im mittleren Lebensalter; länger wie zehn Jahre lebt selten einer auf der Insel. Täuschte ich mich oder war es wirklich so — ich glaubte in allen

Blicken, die auf mich, dessen Sendung sie errathen hatten, fielen, tödtlichen Haß, bittersten Ingrimm zu lesen; überhaupt schien eine finstere verbissene Stimmung unter ihnen zu herrschen und gar vielen stand deutlich das Blut im Auge. Als ich meinen Begleiter darauf aufmerksam machen zu müssen glaubte, lachte derselbe hell auf — was ihn wahrscheinlich nicht beliebter gemacht hat. Aber wir waren hinlänglich sicher; ringsum auf erhöhten Plätzen Soldaten mit scharfgeladenen Gewehren vertheilt, sie Bleistecke der Aufseher nicht zu rechnen. Letztere werden aus den Deportirten selbst herangezogen; ihre Stellung ist eine der entsetzlichsten in der Welt, denn auf sie concentrirt sich der ganze Neid ihrer ehemaligen Kameraden, die nun in ihnen abtrünnige Spione erblicken. Jährlich wird eine große Zahl davon erwerdet; im vergangenen Jahre fielen auf diese Weise nicht weniger als gegen zwanzig Aufseher! Nichtsdestoweniger ist der Posten ein begehrter, wenn er auch nichts einbringt, als bessere Kost, Kleidung und Befreiung von der Kette und Handarbeit. Man sollte glauben, bei der totalen Abgelegenheit der Station inmitten der Sümpfe und der überaus strengen Organisation seien Fluchtversuche ganz unmöglich; dennoch werden alljährlich deren genug ausgeführt. Gewöhnlich verbergen sich die Desertemre zunächst in irgend einer Schlucht der Insel selbst, um auf ein vorbeisegelndes Schiff zu warten, aber der Hunger treibt sie sehr häufig aus ihrem Schlupfwinkel hervor, ehe ein solches erscheint, und darum wird gar nicht nach ihnen gesucht; wann man weiß, daß keine Segel in Sicht sind. Es ist übrigens ein durchaus falsches Mitleid, welches Capitäne bewegt, solche Verbrecher aufzunehmen und wieder in die bürgerliche Gesellschaft zu führen, deren Schrecken sie waren und stets wieder werden. Andere gelangen im besten Fall auf einigen zusammengebundenen Baumstämmen bis zur Insel Philippa, gehen aber auf derselben an Wassermangel elendig zu Grunde, wenn man sich nicht die Mühe nimmt, sie wieder abzuholen. Doch gehen auch Sagen, an denen thatsächliche Begründung ich aber kaum glauben kann, daß schon Flüchtlinge auf ihren armseligen Flößen das Festland von Australien erreicht hätten; die Verbrecher halten die Sache natürlich für wahr und ausführbar und jeder ist allzeit bereit, selber die Probe zu machen. Die drei, welche zu der Louise gekommen waren, hatten die Flucht jedenfalls lange verabredet und vorbereitet, wahrscheinlich beim Holzfällen nach und nach einige Stämme bei Seite und in ein Versteck gebracht; als unser Schiff in Sicht kam, waren sie am Abend ausgebrochen, hatten das Floß zusammengesetzt und sich demselben anvertraut. Zwei davon waren berüchtigte Ostbandt; mehr als dies letztere wurde mir aber nicht gesagt — ich erfuhr es später von unseren Matrosen — da man auf der Insel eine ganz auffällige Zurückhaltung hinsichtlich der persönlichen Verhältnisse der Detinirten beobachtete. Im Grunde schien dies nicht mehr als billig; waren sie doch längst keine Menschen mehr, sondern nur noch Zahlen!

Leider war mir nur ein flüchtiger Gang durch das Hauptgebäude, den Twing, mit seinen Kennels (eigentlich Hundeställen) gestattet, da ich mich nicht allzulang von meinem Schiff fern halten durfte und wir noch ein tüchtiges Ende bis dahin zu rudern hatten. Lieutenant Maclean beneidete mich um die Heimfahrt und klagte bitterlich über die traurige Norfolk-Station. „Hätte ich ahnen können," sagte er, „was einem an Umgang mit guten Gesellen gewöhnten Menschen hier blüht, ich hätte den Posten nicht angenommen und wenn er noch dreimal so viel eingebracht hätte. Jetzt heißt es aber Aushalten. Glücklicherweise sind in eilf Monaten meine sechs Jahre um, und dann — dann," setzte er begeistert hinzu, indem er mir derb auf die Achsel schlug, „dann will ich mir eine Familie gründen und zufrieden meinen Kohl bauen!" Und der gute Mann wiegte sich in den seligsten Träumen, sah sich schon als Landbesitzer, Gatte, Vater, Großvater, im vollen Besitz alles Glücks, das er von Jugend an unter Entbehrungen aller Art männlich und zäh erstrebt hatte. — Wenige Monate später las ich in der Naval and Shipping Gazette, daß bei einem Aufstand der Sträflinge auf der Insel Norfolk der Lieutenant Maclean vom 64sten gefallen sei! Welchen Eindruck diese Nachricht auf mich machte, kann man sich wohl denken.

Als wir wieder über den Hof schritten, hörte ich plötzlich aus nicht geringer Entfernung eine Gewehrsalve; ich fuhr zusammen. „Was war das?" frug ich meinen Führer. — „Nichts," entgegnete dieser kaltblütig und blies ein Ringelwölkchen in die Luft, „es sind drei Nummern dakant geworden!" — „Erschreckt!" rief ich, fast bebend. — „Nothwendig!" antwortete er kurz.

Am Boot angelangt, fand ich meine Matrosen, obgleich etwas unwirsch darüber, daß man ihnen nicht erlaubt hatte, das Land zu betreten, doch sonst in vortrefflicher Stimmung, da sie reich mit Brandy, Zucker und Limonen bedacht worden waren und mit den Marinern der Küstenwache scheinbar ein sehr animirtes Convivium gefeiert hatten; wenigstens schwuren sie sich einander ewige Freundschaft, als wir ankamen und der begeisterten Scene ein Ende machten. Der Intendant hatte die Aufmerksamkeit gehabt, eine stattliche Spende frischer Gemüse und Früchte für Capitän Wittmann in das Boot legen zu lassen, wofür wir ihm zu hohem Danke verpflichtet waren. Meine Zeit war abgelaufen.

Als ich schon mit einem Fuß im Boote stand und dem zuvorkommenden Lieutenant Maclean zum letzten Male die Hand schüttelte, hielt er mich an derselben zurück, näherte sein Gesicht dem meinen und sagte mit leiser Stimme: „Sie haben besonderes Interesse gezeigt für einen der Burschen" — er deutete dabei mit dem linken Daumen hinter sich, wobei es mich überlief — „ich sage, der Knall, den Sie so eben gehört haben, wird eines der stolzesten Schlösser Altenglands erschüttern bis in die Grundmauern. Und nun, good bye!"

Wir lagen noch bis zum Abend des nächsten Tages regungslos auf derselben Stelle. Ich saß die ganze lange Zeit hindurch auf dem Deck und mein Blick hing wie magnetisch festgebannt an den dunkeln Umrissen der Verbrecherinsel.

Der Kampf um den Nordpol.

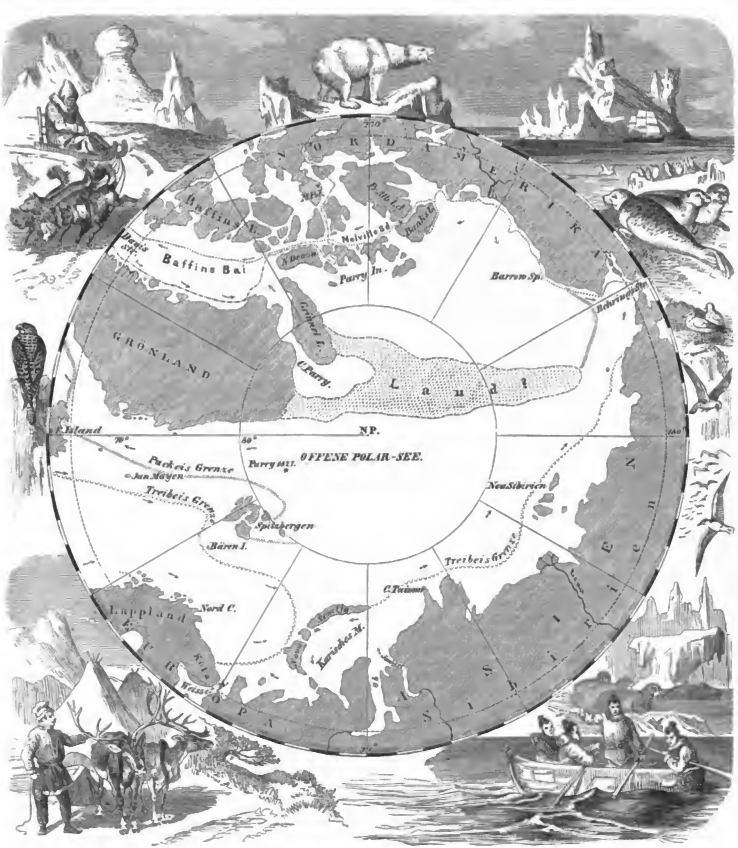
Von Hermann Wagner.

Einem ruheliebenden Bewohner des Binnenlandes, der sich von ganzem Herzen freut, daß der abscheuliche Winter mit Eis und Schnee, mit Noth und Weh vorbei ist, mag es Wunder nehmen, wenn Leute Sehnsucht nach dem Nordpol haben! Sein Befremden steigert sich, wenn er erfährt, daß eine berühmte gelehrte Gesellschaft sogar von ihrer Landesregierung bedeutende Summen Geldes, Schiffe und Leute beansprucht, um solch eine Partie auszuführen, bei der, wie er meint, schließlich doch weiter nichts zu holen sei als Skorbut und erfrorene Glieder. Er weiß, daß schon zahlreiche Nordpolexpeditionen unternommen und ebenso viele mißglückt sind, daß die Leute nicht selten gar ihre schönen Schiffe im Eis flecken ließen und froh waren, wenn sie das liebe Leben zurückbrachten. So kommt ihm natürlich die Frage: was denn die Schiffer eigentlich für einen Grund haben, dem Winterkönig in seinem Daheim einen Besuch abstatten zu wollen? Hierauf wollen wir in möglichster Kürze versuchen eine Antwort zu geben, müssen aber dabei scheinbar etwas weit ausholen, weil eben die Nordpolfahrten von sehr altem Datum sind.

Jedermann weiß, daß Christoph Columbus die Wunderlande Asiens: Indien, Katai und Zipange suchte und — Westindien fand. Als kurz darauf der Papst, der die Erde vielleicht noch für eine flache Scheibe hielt, dieselbe durch einen Federstrich in zwei Hälften getheilt, die östliche den Portugiesen, die westliche den Spaniern geschenkt, entspann sich unter diesen beiden seefahrenden Nationen ein eigenthümlicher Wetteifer, so rasch als thunlich das größtmöglichste Stück ihres Antheils in Besitz zu nehmen. Die Spanier entdeckten das Festland der neuen Welt und den stillen Ocean und ein schlauer Kopf unter ihnen, Magellan, der die Erde für eine Kugel ansah, hatte den Einfall, die ersehnten Gewürzinseln von Westen her aufsuchen zu wollen und diese so für Spanien zu erwerben. Er fand richtig den Weg um das Südende Amerikas herum und nachdem sein Schiff sich mit Nußkatuffen und Gewürznelken beschadet, kehrte es glücklich von Osten her nach Europa zurück. Engländer, Holländer und andere nichtkatholische Leute waren bei jener Theilung der Welt leer ausgegangen, gaben sich aber nicht damit zufrieden, sondern suchten auch noch ein wenig für sich zu erringen. Was den Spaniern im Süden Amerikas gelungen, das wollten sie im Norden versuchen.

Die Baffins- und Hudsonsbai führten tief in das Festland von Nordamerika hinein; man hielt es für wahrscheinlich, daß hier eine

Digitized by Google



Der Nordpol und seine Umgebungen

bis zum 65. nördlichen Parallelkreis.

Zur Erläuterung der Karte: Die mit Strichen und Punkten angegebene Linie längs der grönländischen Küste und durch den Archipel der Parryinseln bis zum Polarkreis bezeichnet die letzte Fahrt Franklins; das Kreuz am Polarkreise den Endpunkt dieser unglücklichen Expedition. Die punktirte Linie von der Behringsstraße nach Banksland und weiter nach der Baffinsbai, stellt die Reise Mac Clures dar, das Kreuz neben Banksland den Punkt, wo Mac Clure sein Schiff zurückließ. Die Pfeile bezeichnen die Meeresströmungen, der magnetische Nordpol ist durch ein Sternchen angedeutet. Das von Dr. Petermann in der Nähe des Nordpols vermuthete Land (zusammenhängendes Land oder Inselgruppe) ist durch schwächere Schraffirung angedeutet.

Wasserstraße nach dem stillen Meere vorhanden sei und sandte eine Expedition nach der andern, jene nordwestliche Durchfahrt zu suchen. Die meisten probirten es von der Ostseite aus, Cook und andere untersuchten aber auch die Westseite Nordamerikas und prüften darauf hin jede Meeresbucht, bis sie schließlich durch die Behringsstraße in das nördliche Eismeer gelangten. Fand sich wirklich ein praktikabler Weg für Schiffe, so war dieser der nächste nach Ostindien und China, er mußte für den Handel von größtem Vortheil sein. Die englische Admiralität hatte deshalb demjenigen Schiffer, der ihn entdecken würde, die runde Summe von 140,000 Thalern zur Belohnung versprochen.

Nachdem eine Anzahl Expeditionen unverrichteter Sache heimgekehrt war, machte England 1845 einen neuen Versuch mit den beiden Schiffen „Erebus" und „Terror" unter Führung des alten,

Digitized by Google

erfahrenen John Franklin. Es begleiteten ihn 138 auserlesene Männer, darunter 24 Offiziere, die zu den besten und wissenschaftlich tüchtigsten Leuten der englischen Marine gehörten. Eine Anzahl dieser Leute war bereits mehrere Male in dem Polarmeere gewesen, der Kampf mit Eis und Winternacht war ihnen nichts Neues, alle beseelte höchste Begeisterung und man nahm Abschied daheim, in der sichern Erwartung, die nächsten Briefe jenseits der Behringsstraße empfangen zu können. Allein es kam anders. Am 26. Juli sah der Walfischfahrer Captain Danoel die beiden Schiffe noch etwas westlich von der Melvillebai, — dann erhielt man zwei Jahre lang nicht die geringste Kunde von ihnen. Schon im September 1846 drang John Roß mit Bitten in die Admiralität, man möge ein Schiff den vorausgegangenen nachsenden, allein erst Ende des nächsten Jahres theilte letztere seine Befürchtung eines etwaigen Unglücks. Es entspann sich jetzt ein rühmlicher Wettstreit zwischen allen seefahrenden Völkern des Nordens, den Verlorenen aufzusuchen. Besonders gingen England und Amerika darin voran. Großbritannien sandte in den Jahren 1850—54 förmliche Flotten aus, die einen durch die Baffinsbai, die andern durch die Behringsstraße. Man versuchte alle möglichen Passagen zwischen den zahlreichen Inseln des nördlichen Amerikas und probirte alle erdenklichen Mittel, den etwa Verschlagenen und noch Lebenden Kunde und Rettung zukommen zu lassen. Nicht allein, daß man an bekannten und leichterreichbaren Punkten Lebensmittel und Schriftstücke unter Steinhaufen und Signalstangen niederlegte, man schrieb auch Hinweise darauf mit Riesenschrift an die Felswände, grub dieselben in kupferne Halsbänder ein, welche man gefangenen Eisfüchsen umlegte und diese wieder laufen ließ, man steckte sie in zahlreiche Blechbüchsen und übergab die Beförderung derselben den Meeresströmungen, ja ein Herr Shepherd übergab dem Aufsuchungsgeschwader unter andern eine ganze Wagenladung Papierballons, welche bedruckte Zettel über weite Strecken des fraglichen Gebietes vertheilen sollten. Capitän Forsyth und Lieutenant de Haven fanden in der Nähe des Cap Riley, im Südwesten von North Devon, die ersten Spuren der Vermißten, kurz darauf Capitän Penny auf der Beechey-Insel die Stelle, an welcher Franklin mit beiden Schiffen das erste Winterquartier gehalten hatte. Drei seiner Männer ruheten dort, durch den Frost in ihren Särgen zu Mumien verwandelt. Eine geraume Zeit blieb man über das weitere Schicksal des Erebus und Terror in Ungewißheit, bis Dr. Rae an der Mündung des großen Fischflusses weiteres erfuhr. Die daselbst wohnenden Eskimos besaßen zahlreiche Gegenstände, welche Franklin und seinen Begleitern gehört hatten. Sie erzählten: im Frühjahr 1850 seien etwa 40 weiße Männer an der Nordküste der King Williams-Insel von ihnen gesehen worden, deren Schiffe durch das Eis zertrümmert gewesen. Dieselben seien nach Süden gewandert, danach aber zur größten Zahl von ihnen todt gefunden worden. Sie seien dem Mangel an Lebensmitteln und übergroßer Anstrengung erlegen. Im Jahre 1855 fuhr eine kleine Expedition in gebrechlichen Rindenbooten, unter Andersons Führung, den Fischfluß hinab und verfolgte die letzten Spuren von Franklins Leuten bis zu den sogenannten Franklin-Wasserfällen. Mac Clintock endlich begab sich im folgenden Jahre, mit dem kleinen Dampfer Fox, den Lady Franklin auf eigne Kosten hatte ausrüsten lassen, nach King Williams-Insel und fand jene Eskimonachrichten durch die vorhandenen Todtengebeine, durch zahlreiche Geräthschaften, Schriftstücke u. dgl. bestätigt, das bisherige Räthsel deshalb völlig, wenn auch traurig, gelöst.

Eins derjenigen Schiffe der Aufsuchungsgeschwader, welche durch die Behringsstraße eingedrungen waren, hatte unter Leitung des beherzten Mac Clure zwei Jahre lang seinen Weg in dem schmalen Wasserstreifen fortgesetzt, der zwischen dem Festland und den schwimmenden Eismassen entsteht. Mac Clure stellte es fest, was man größtentheils schon wußte, daß nämlich Amerika zwar im Norden von Wasser und vielen Inseln umgeben, daß aber dieser Weg für Schiffe nicht praktikabel sei. Als Beweis dafür diente sein eignes Schiff, der Investigator, das eingefroren sitzen blieb. Mac Clure hielt, trotz aller Noth, den dritten Winter in demselben aus, hatte aber bereits Anordnungen getroffen, das Fahrzeug zu verlassen, um den Rückweg zu Lande zu versuchen, als die Schiffswache meldete, daß ein „Neger" auf das Schiff über das Eis herzukäme. Der Ankömmling war Lieutenant Pim von der Reßolute, die nicht gar zu weit davon der Anker lag und Nachrichten von den Eingefrorenen erhalten hatte. Pim war seinen Leuten vorausgeeilt und hatte sich das Gesicht zum Schutz gegen die Kälte geschwärzt. Es war das erste Mal, daß sich hier zwei Männer, der eine von Osten, der andere von Westen kommend, die Hand reichten. Bei diesen Aufsuchungsfahrten hatten die Engländer stets die Nordküste des Continents festgehalten, waren also von der Baffinsbai jedesmal nach Westen gesegelt, meist durch den Lancaster-Sund. Die Nordamerikaner, unter Kane und Hayes dagegen, versuchten es zur Abwechselung einmal nach Norden, und drangen an der Westseite Grönlands in den Smith-Sund ein. Dort froren sie zwar fest, unternahmen aber zu Schlitten verschiedene Partien zur weitern Erforschung des Gebietes. Dergleichen Schlittenreisen mit Eskimohunden sind sehr verschieden von einer solennen Schlittenfahrt bei uns zu Lande. Die acht oder mehr Hunde sind, jeder an einem einzelnen Riemen, neben einander gespannt und verwirren sich während des Laufens mitunter so arg, daß nur das Messer die gordischen Knoten zu lösen vermag. Dr. Hayes hatte sich bei einer solchen Tour nur dadurch retten können, daß er seine Seehundslederhosen zu Riemen zerschnitt. Morten, einer von Kanes Leuten, drang mit den Schlitten, unter unsäglichen Mühen, theils über die zerbrochene und wieder gefrorene Eisdecke des Smith-Sundes, theils auf einem schmalen, stellenweise nur drei Fuß breiten Eisrande am Ufer bis zum Cap Conſtitution vor. Dies zu übersteigen war ihm wegen der steilaufragenden Felsen ebenso unmöglich, wie das an seinem Fuße brandende Meer eine Umgehung verwehrte. Man sah aber von hier aus im Norden den Gebirgszug, welcher die gegenüberliegende Küste von Grinnells Land bezeichnete. Die höchste Spitze ward Mont Parry benannt. Im Nordosten breitete sich ein weiter Wasserspiegel aus, belebt von zahllosen Vögeln und Seehunden. Die Entdecker dieses offnen Meeres sprachen die Vermuthung aus, daß sich dasselbe bis vielleicht zum Nordpol erstrecken möge. Hayes unternahm auch geradezu eine neue Expedition nach demselben Sunde, in der Absicht, von hier aus die Geheimnisse des Nordpols zu entschleiern, mußte aber unverrichteter Sache wieder umkehren.

Die Veranlassungen zu den Nordfahrten hatten im Laufe der Zeit also schon zum dritten Male gewechselt. Zuerst suchte man einen möglichst geraden Weg nach Ostindien und China, der große Handelsvortheile versprach, — dann suchte man die verloren gegangene Franklinsche Expedition — und zuletzt strebte man nach wissenschaftlicher Belehrung. Letzteres ist also jetzt die nächste Losung, allein mit den menschlichen Bestrebungen, mit dem Ziele, das sich die Sterblichen setzen, ist es ein eigenthümliches Ding, wie jeder weiß. Niemand kann von vornherein sagen, was er erreichen wird und wohin ihn die Hand führt, die ihn leitet! Die Alchemisten suchten Goldtinktur und den Stein der Weisen und legten den Grund zum wunderbaren Gebäude der heutigen Chemie. Aus dem scheinbar thörichten Treiben der Adepten entstand eine Wissenschaft, die das ganze technische und industrielle Leben vollständig umgestaltete. Die Versuche, welche Oersted und andere Physiker mit Magnetnadel und Elektricität anstellten, mochten ihren Nachbarn als sehr unnütze Spielereien vorkommen, — und doch entsprangen daraus die elektrischen Telegraphen. James Watt mußte sich von seiner Mutter ausschelten lassen, weil er mit dem Dampf am Theekessel spielte — und siehe da — er hatte die ersten Grundgesetze kennen gelernt, nach denen später die Dampfmaschine construirt ward. Was mag sich ein schlichter Landmann gedacht haben, wenn er einen Meteorologen in seinem Observatorium beschäftigt gesehen, — und jetzt vermag es der letztere, dem Schiffer ein bis drei Tage vorher den nahenden Sturm anzuzeigen. Ist ein Streben des menschlichen Geistes nur an und für sich gut, so mag es verfolgt werden, niemand darf sagen, es sei unnütz, niemand vermag es zu bestimmen, welche Ergebnisse es bringen wird. „Beherrschet die Erde und machet sie Euch unterthan!" lautet das alte Gebot Gottes an Adam — dazu gehört aber zunächst eine gründliche Kenntniß derselben, also auch jene der Pole. (Schluß folgt.)

Neueingetretene Abonnenten können die den Anfang der Novelle enthaltenden Nummern 38 u. 39 apart à 2½ Sgr. durch alle Buchhandlungen nachbeziehen.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 1b.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Kornig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Juli 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 42.**

Schwester Maria de las Angustias.

Historische Episode aus der Gegenwart.

Gewiß werden sich diejenigen unserer Leser, welche die politischen Umwälzungen unsres Jahrhunderts in ihren Zeitungen Schritt für Schritt verfolgen, noch der kurzen Periode der letzten spanischen Progressistenregierung entsinnen, die auf dem Schlachtfelde von Vicalvaro 1854 begründet, schon 1856 in den brennenden Straßen von Valladolid ihr Grab fand. Sie werden sich entsinnen, wie zwei unversöhnliche Feinde, die sich eine gegenseitige Achtung indessen nicht versagen konnten — der Marschall Espartero, Herzog von Bitteria und der General O'Donnel, Graf von Lucena — diese Regierung zwei Jahre lang führten, wie endlich der Brand von Valladolid, von der clerikalen Partei und den verdrängten Christinos (Parteigänger der Königin-Mutter) unter dem Schrei: „Es lebe die Republik!“ angestiftet, das Signal des gänzlichen Sturzes ihrer Regierung ward.

Noch immer schwebt ein undurchdringliches Dunkel über jener politischen Demonstration, die mit der Brandfackel in der Hand die alte Königsstadt, die Perle von Castilien, die so viele Hofgelage, Turniere und Autodafés in ihren Mauern gesehen hatte, Valladolid, zu zerstören suchte.

Einige Wochen vorher hatte der Herzog von Bittoria einen glänzenden Einzug daselbst gehalten und war wohl nie von einer enthusiastischeren Menge als Erretter des Vaterlandes begrüßt worden, als da, wo bald die Anarchie ein fast noch nie dagewesenes Beispiel kalter, wohlberechneter, wir möchten sagen disciplinirter Grausamkeit geben sollte. — Während der Anwesenheit des Marschalls in Valladolid war die öffentliche Ordnung so beispiellos wenig, trotz aller Festlichkeiten, gestört worden, daß man es sogar nach seiner Abreise nicht mehr für nöthig gehalten hatte, eine so starke Garnison dort zu behalten und einige Bataillone nach Asturien und den baskischen Provinzen sandte.

Ohne das geringste Vorzeichen, ohne irgend eine jener oft bedeutungslosen Thatsachen, die von den Parteien als Vorwand genommen werden, brach die Catastrophe aus.

Im nahe liegenden Städtchen Palencia, wo vielleicht die zahlreichsten und bedeutendsten Fabriken und Dampfmühlen des ganzen nördlichen Spaniens sind, wurde mit einer unbedeutenden Feuersbrunst, die sogar leicht gelöscht ward, das Signal gegeben.

Am andern Tage brannten vier Fabriken, am dritten zwanzig, am nächsten das ganze Städtchen. Obgleich der Gouverneur der Provinz immer noch glaubte, daß die Catastrophe von Palencia vielleicht aus Böswilligkeit, auf keinen Fall aber von einer politischen Partei herbeigeführt sei, so hatte der commandirende General doch den glücklichen Gedanken, ein Bataillon des Regimentes Cazadores de Léon, das an der asturischen Grenze lag, in Eilmärschen nach Valladolid zu beordern.

Palencia lag in Asche, tausende von hilflosen Familien lagerten ohne Obdach in den Straßen von Valladolid; die Beamten der Regierung ruhten weder Tag noch Nacht, um diesen Unglücklichen Obdach und Nahrung zu verschaffen. Subscriptionen wurden im ganzen Lande eröffnet und von der Tribüne der Cortes schleuderten die absolutistischen Deputirten die schwersten Anklagen gegen die Regierung, als wie ein Donnerschlag die Nachricht anlangte, Valladolid selbst stehe in Flammen und der Schrei: „Es lebe die Republik!“ ertöne durch die brennenden Straßen der Hauptstadt von Castilien.

Es ist fast unmöglich, sich die Verlegenheit der Obrigkeiten, welche Feinde und Rebellen überall fühlten, erriethen, aber nirgends sahen, vorzustellen. Man möchte sagen, daß viel mehr Ruhe in den Reihen der Mörder und Brandstifter herrschte, als in denen der Regierungsbeamten, die rathlos umherliefen und Befehle widerriefen, die sie einige Stunden vorher selbst ertheilt hatten. Der Brand der Fabriken nahm reißend zu, an Löschen war wenig zu denken, da kaum die Garnison zähig war, einige strategische Punkte der Stadt besetzt zu halten. Man sah nirgends einen Auflauf, alles schien seinen gewöhnlichen Gang zu gehen; Leute, von denen man bestimmt wußte, daß sie die Hand in der Verschwörung hatten, gingen ruhig, ihre Cigarrette rauchend, unter den Collonaden der plaza de la constitucion spazieren — hier und da höchstens einige Rufe: „Es lebe die Republik!“ kurz die Stadt schien der größten Ruhe zu genießen — nur sie brannte an allen Ecken. Am dritten

Tage des Brandes langten die vom Generale herbeigerufenen sechs Compagnien der Cazadores de Léon an und am selben Tage wurde der Belagerungszustand erklärt. Bald kam es zu unvermeidlichen Reibungen zwischen den Truppen und Bewohnern und am Abend des vierten Tages des Brandes begann der Straßenkampf. Es ist nicht unsere Absicht, dem Leser die Einzelnheiten dieser, wie wir schon vorhin sagten, immer noch dunkeln Catastrophe zu schildern; es genüge ihm, zu wissen, daß am sechsten Tage die Stadt bewältigt war und der Minister des Inneren Don Patricio de la Escosura von Madrid kam, um eine Untersuchung über die stattgefundenen Ereignisse einzuleiten. Beiläufig sei noch gesagt, daß das Publikum nie das Resultat dieser Untersuchung erfahren hat, und daß Don Patricio de la Escosura, eines der Häupter der Fortschrittspartei, zu der Regierung übergegangen und als Generalstaats-Intendant nach den Philippinischen Inseln mit einem Gehalte von ungefähr dreißigtausend Thaler jährlich gesandt worden ist.

Bei der Erstürmung einer kleinen Barrikade am Thore von Burgos sank der Führer einer Compagnie, von einem Schusse in die Schulter getroffen, zusammen. Einige seiner Soldaten rissen ihn fast leblos aus den Händen der Rebellen und versuchten, ihn in ein naheliegendes, großes Gebäude, auf dessen Thor ein aus Stein gemeißeltes Kreuz sich befand, zu bringen. Sie hatten schon ziemlich lange an das Thor geklopft, als endlich eine kleine Luke sich öffnete und eine näselnde Stimme fragte, was man begehre.

„Im Namen der Königin!“ rief der Sergeant José Munez, der seinen Hauptmann nicht verlassen hatte, „im Namen der Königin, öffnen Sie und empfangen Sie für einige Stunden diesen verwundeten Officier!“

„Es ist hier kein Hospital,“ erwiederte die Stimme, „und wir empfangen niemand, in wessen Namen es auch sei; wir sind durch das Gesetz von jeglicher Einquartierung und Kriegssteuer befreit.“

„Caramba,“ schrie der Sergeant, „und Sie wollen einen Verwundeten vor Ihrem Thore hilflos liegen lassen?“

„Wir können und dürfen nicht!“ war die Antwort.

„So hole Sie und alle Bewohner dieses Hauses der Teufel!“ eiferte José, „ich werde mir dies Haus merken; .... und Euch morgen bei Tage eine Visite mit meinen Kameraden machen, die Euch nicht angenehm sein wird. Kommt, Kinder! wir wollen sehen, wo wir den Hauptmann unterbringen! Halunken, Ihr werdet José Munez kennen lernen!“

Die Soldaten nahmen den Verwundeten, den sie einige Augenblicke lang niedergelassen hatten, wieder auf; diese Bewegung verursachte dem Hauptmann wahrscheinlich sehr viel Schmerzen, denn er stöhnte laut und seufzte in einer fremden Sprache die Worte: „Gott! mein Gott!“

„Man öffne das Thor!“ rief plötzlich im Innern eine Stimme, an deren Klang man wohl hörte, daß sie zu befehlen gewohnt war, „und nehme den Verwundeten auf!“

Die schwere Thüre krachte und that sich auf, die Soldaten sahen frembartige Gesichter in schwarzer Priestertracht, die einen noch ziemlich jungen Mann mit hellblonden Haaren, der ihr Vorgesetzter zu sein schien, umgaben. Beim Anblick des Priestergewandes, das auf jeden Spanier eine eigenthümliche Wirkung hervorbringt, verschlang José Munez einen jener derben aragonischen Flüche, mit dem er sich vorgenommen hatte, den Pförtner zu begrüßen.

„Gott beschütze Sie, ehrwürdiger Vater,“ sagte er, „hier ist ein verwundeter Mann, mein Hauptmann, den ich Sie bitte, aus Liebe zu unserm Herrn Jesu Christo aufzunehmen und bis morgen wenigstens zu pflegen!“

„Es ist dies nur unsere Pflicht!“ erwiederte der Priester, „helft, meine Lieben, diesen braven Soldaten, nehmt ihnen ihre Bürde ab, tragt den Verwundeten in meine Zelle und legt ihn auf mein Bett.“

Diese Worte waren an die ihn Umgebenden gerichtet.

Drei oder vier junge Leute nahmen den Hauptmann und trugen ihn mit der größten Vorsicht ins Innere des Gebäudes.

„Gott! mein Gott!,“ seufzte der Verwundete wiederum in derselben seinen Soldaten unverständlichen Sprache.

Die Priester sahen sich erstaunt an; der, welcher den andern an Rang überlegen schien, zögerte einen Augenblick, endlich aber wandte er sich an den Sergeanten.

„Wie heißt Ihr Hauptmann?“ fragte er.

„Don Louis F****“ antwortete José.

„Ist es ein Spanier?“

Der Sergeant José Munez blieb verblüfft, er wußte nicht, was er antworten sollte. Unwissend, wie der größte Theil seiner Landsleute, waren seine geographischen Kenntnisse nur auf Spanien beschränkt; er hatte wohl gehört, daß nahe bei Bitteria . . . da bei Tudela . . . es ein Land gäbe, das Frankreich hieße, wo ein Kaiser Napoleon lebe, der jetzt einen Krieg hatte mit einem anderen Kaiser Nicolaus, dessen General Sebastian Polo (Sebastopol!?) hieße — auch hatte er im Hafen von Bilbao wohl gehört, daß englische Schiffe dort lägen — aber weiter auch nichts.

„Ich verstehe Ew. Gnaden nicht,“ sagte er, „morgen werden wohl Officiere kommen, die den Hauptmann besuchen und die wissen es wahrscheinlich besser als ich. Gott behüte Ew. Gnaden! wir müssen gehen.“

José Munez entfernte sich mit seinen drei Soldaten, nachdem er gehört hatte, daß die schwere Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte und versuchte durch ein Gewirr von engen Straßen seine Compagnie, die er nahe bei dem Regierungspalaste glaubte, zu erreichen. In einer der Straßen sprangen ihnen plötzlich ein Paar Dutzend Rebellen aus einem Durchgang entgegen und ehe sie Gebrauch von ihren Waffen machen konnten, hatten sie schon mehrere tödtliche Messerstiche im Körper.

Die vier braven Männer, die ihrem Hauptmanne vor einer halben Stunde das Leben gerettet hatten, starben mitten in der Straße, ohne daß eine der Hausthüren sich öffnete und eine mitleidige Hand den Sterbenden einen Trunk Wasser angeboten hätte.

Die Priester brachten den Hauptmann Don Louis in das Zimmer, das ihnen angewiesen worden war, und entkleideten ihn schnell. Seine Wunde wurde von einem unter ihnen untersucht, die Kugel mit vieler Geschicklichkeit herausgezogen und der erste Verband angelegt.

Der Hauptmann hatte sich bis dahin ziemlich ruhig verhalten, aber kaum war der Verband angelegt, als auch schon das Fieber ihn ergriff und seine vom Blutdrange erregte Phantasie ihm die wunderlichsten Bilder vorführte. Das Wundfieber hat das vor allen Fiebern voraus, daß der Kranke ganz gut sieht und versteht, was um ihn vorgeht, nur verweigt sich die Wirklichkeit so innig mit den phantastischen Erschaffungen seines Gehirnes, daß ihm nachher alles unbegreiflich, unverständlich wird. Der Hauptmann sah ganz gut die ihn umgebenden Priester, er hatte noch Sinn genug, zu erstaunen, daß fast alle blonde Haare hätten; er hörte ganz gut, daß ihre Sprache nicht die spanische wäre, es kam ihm vor, als wäre es Englisch mit einem eigenthümlichen Accente gesprochen . . . aber nachher verwirrte sich alles wieder in seinem kranken Gehirne. Später schien es ihm, als wenn frische Luft seine brennende Stirn kühle, er versuchte, die Augen aufzuschlagen und bemerkte ganz gut den blauen Himmel über seinem Haupte, dann sah er wieder den großen, blonden Priester neben seinem Lager, er hörte leise gemurmelte Gebete, fühlte, wie ein nasser Finger auf seinen Füßen, seiner Brust und Stirn das Zeichen des heiligen Kreuzes machte, begriff ganz gut, daß man ihm die letzte Oelung gäbe, suchte, ohne daß es ihm gelang, seine Gedanken dem Schöpfer zuzuwenden . . . Dann hatte sich mit einem Male der Priester in eine Nonne verwandelt, deren hohe Figur sich über sein Lager beugte und seine feuchte Stirn trocknete; er hörte, wie sie leise mit einem alten Manne sprach, der seinen Puls ergriff — dann verwirrte sich wieder alles; — er fühlte einen stechenden Schmerz in der Schulter — und jetzt war es weder Spanisch noch Englisch, das man neben seinen Bette sprach, — es war Deutsch, gutes Deutsch mit einem leisen Anklange jenes mitteldeutschen Accentes, der im Munde von gebildeten Frauen wie das Recitativ eines Gesanges klingt.

„Er ist verloren, meint der Arzt,“ sagte jene Stimme, die er zuerst gehört.

„Vielleicht auch nicht,“ — antwortete eine männliche Stimme, die er für die des Priesters zu erkennen glaubte, „er ist stark und jung, und die Kugel hat keinen der edlen Theile verletzt.“

„Und Sie haben immer noch nicht erfahren, wer er eigentlich sei?“

„Nein, sein Name klingt spanisch, aber ich versichere Sie, meine Schwester, daß sowohl ich, als meine Zöglinge ihn deutlich zu zwei Malen haben seufzen hören: „Gott! mein Gott!“ und ich muß

Digitized by Google

Ihnen gestehen, daß ich nur deshalb das Thor unseres Stiftes habe öffnen lassen, um ihn zu empfangen; — ich glaubte: God, my God! zu hören und wollte einen verwundeten Landsmann nicht an der Thüre unserer Stiftung hilflos liegen lassen."

„O Vater Anselmo!" erwiederte die andere Stimme im Tone leisen Vorwurfs, „ist denn ein verwundeter Spanier nicht ebenso Ihr Landsmann im Reiche des Herrn wie ein Engländer?"

„Verzeihen Sie, durchlauchtigste Fürstin," antwortete der Andere, „aber inmitten dieser unbegreiflichen Revolution und bei unserer Stellung in diesem Lande ist die größte Vorsicht nöthig, um uns nicht zu compromittiren und Ew. Hoheit . . . "

„Ich bin Schwester Maria de las Angustias, wie Sie, Mylord, Vater Anselmo sind," unterbrach die Nonne, „sein Sie in allem vorsichtig, man könnte uns verstehen . . . vielleicht sogar dieser Kranke, denn der Arzt sagte mir, daß die Verwundeten gewöhnlich, wenn die Wunden nicht am Kopfe sind, alles hören, was um sie vorgeht . . . und vielleicht ist es sogar ein Deutscher."

„Diese schwarzen Haare und diese bleiche, bräunliche Gesichtsfarbe sagen das Gegentheil," war die Antwort.

Der Kranke hörte nur noch ein leises Gemurmel; alles ward wieder wirr in seinem Geiste, er hatte keine Begriffe von Zeit und Ort mehr, nur besann er sich später, einen angeheuren Schmerz im ganzen Körper gefühlt zu haben, worauf eine unbeschreibliche Mattigkeit folgte. — Er verfuchte, die Augen aufzuschlagen, es gelang ihm, er sah sich in einem einfach möblirten Zimmer, das von einem Geistlichen bewohnt gewesen zu sein schien, denn an den Wänden hingen nur Heiligenbilder und auf einem seinem Bette gegenüberstehenden Betpulte stand ein hölzernes Cruzifix. Die Thüre öffnete sich und eine alte Nonne trat herein, näherte sich leise dem Bette und staunte ihn verwundert an.

„Gott sei gelobt," rief sie, „es scheint besser zu gehen!"

„Wo bin ich?" fragte der Kranke.

„In der Infirmerie des Klosters Sta. Trinidad," erwiederte die Nonne, „wohin Sie vor ungefähr einer Woche gebracht worden sind. Man wollte Sie ins Militärhospital bringen, aber Sie waren so krank, daß der Arzt erklärte, Sie könnten auf keinen Fall weiter transportirt werden, und da unser Orden dieselben Pflichten wie der des heiligen Vincenz von Paula hat und wir diese kleine Infirmerie haben, so wurden Sie hierher gebracht . . . wie fühlen Sie sich, Caballero?"

„Sehr matt, liebe Schwester," erwiederte der Kranke, dessen Haupt in die Kissen zurücksiel. Ein wohlthätiger Schlaf schien den Rest des Fiebers verscheucht zu haben, denn gegen Abend schon erklärte der Arzt, daß die Gefahr vorüber sei.

Während der folgenden schlaflosen Nacht versuchte Don Louis seine Gedanken zu sammeln; er konnte nicht wissen, ob seine Fieberphantasien ihm jene Figuren, die er gesehen zu haben glaubte, vorgeführt hätten, oder ob sie in der Wirklichkeit existirten; auf jeden Fall beschloß er, mit der größten Vorsicht zu handeln.

Am nächsten Morgen erschien der Priester, den der Hauptmann glaubte, Vater Anselmo nennen gehört zu haben, und wünschte dem Verwundeten zu seiner baldigen Genesung Glück. Nachdem der Arzt, der ihn begleitete, das Zimmer verlassen hatte, setzte er sich zu ihm und, seine Hand ergreifend, sagte er:

„Der Herr, mein Sohn, hat ein Wunder zu Ihren Gunsten gethan, mögen Sie das nie vergessen und in Ihren Gebeten Ihm dafür danken! Als ich zuerst Ihre Wunde sah, glaubte ich nicht, daß der Herr mir die Gnade erweisen würde, das Werkzeug zur Erhaltung eines seiner Kinder zu sein. Gebenedeit sei die heilige Jungfrau von Covadonga, zu der wir so innig für Ihre Genesung gebetet haben, daß sie unser Flehen erhört hat."

Der Kranke drückte leise die Hand des Priesters.

„Ich danke Ihnen, mein Vater," sagte er, „Gott wird wissen, warum er ein Leben erhalten, dem vielleicht noch viele Leiden und Schmerzen bestimmt sind . . . Doch ich möchte wohl wissen, wie ich hierher in Ihre wohlthätige Pflege gerathen bin, denn mein Gedächtniß verläßt mich ganz, seit dem Augenblicke, wo ich mein letztes „Adelante" (Verwärts) am Thore von Burgos commandirte."

Vater Anselmo sah einen Augenblick den Hauptmann forschend an, dann erzählte er ihm in wenigen Worten, wie man eines Abends ihn verwundet und halb ohnmächtig zu ihm gebracht, wie man ihn nach einigen Tagen mit Zustimmung des Arztes nach dem Militärhospital habe bringen wollen, wie auf dem Wege der Arzt es für rathsam gehalten hätte, ihn in das nahe liegende Kloster von Sta. Trinidad tragen zu lassen, wo er durch die Pflege jener barmherzigen Schwestern einer baldigen Genesung entgegengehe."

Bevor der Vater sich entfernte, um, wie er sagte, den Kranken nicht zu sehr zu ermüden, fragte er ihn, als wenn ihm zufällig dieser Gedanke gekommen wäre: „Sind Sie ein Spanier, mein Sohn?"

„Sehen Sie denn nicht, mein Vater," antwortete Don Louis, indem er ihm seine Uniform mit der Hand zeigte, „daß jene Uniform, die mir meine Königin gegeben, noch mit dem Blute, das für ihren Dienst geflossen, geschmückt ist?"

Ein unbemerkbares Lächeln spielte auf den Lippen des Priesters. „Nicht allein Spanier, sondern sogar Andalusier, das heißt zweimal Gascogner scheint er zu sein," murmelte er im Herausgehen.

Die Besserung des Hauptmanns ging mit schnellen Schritten vorwärts; täglich kam Vater Anselmo, um einige Stunden mit ihm zu verplaudern und konnte sich nicht genug wundern, wie sehr jegliche Bildung in diesem Offiziere, der doch vielleicht noch bis zu den höchsten Stufen der Militär-Hierarchie sich hätte emporschwingen können, vernachlässigt war. Den Louis schien ihm einer jener Soldaten, die für nichts, als nur für ihren Stand leben und für die ihr Regiment die Welt ist; lebendige Kriegsmaterialien, mit denen man Schlachten gewinnt, aber die, wenn sie einmal die Uniform ausgezogen haben, für nichts anderes tauglich sind.

„Ehrwürdiger Vater," sagte eines Tages der Hauptmann, als er langsamen Schrittes am Arme des Priesters in den schattigen Alleen des Klostergartens auf- und abging, „Sie scheinen lange außerhalb Spanien gelebt zu haben, denn Sie haben ganz und gar einen der Muttersprache fremden Accent angenommen."

„Ich bin kein Spanier" antwortete Vater Anselmo lächelnd, „das Königreich Großbritannien ist mein Vaterland."

Don Louis sah ihn erstaunt an.

„Zu Zeiten der grausamen Königin Elisabeth, der Tochter des ersten englischen Ketzerkönigs, erlitten die Christen so viele Verfolgungen in jenem unglücklichen Lande, daß unser heiliger Vater darauf bedacht sein mußte, daß wenigstens die nöthige Anzahl von Hirten der verfolgten Herde nie fehle, und er errichtete mit Erlaubniß des damaligen Königs Philipp II in dieser Stadt drei Seminare für englische, schottische und irländische Geistliche, die heute noch durch göttliche Hilfe bestehen und der Kirche so manchen treuen Diener vorbereitet haben. In eines dieser Seminare, dessen Vorsteher ich bin, hat man Sie verwundet gebracht."

„Und dauert diese Christenverfolgung noch immer in England?" fragte Don Louis, „daß man verpflichtet ist, junge Leute, die sich dem Dienste ihres Heilandes widmen wollen, nach Spanien zu schicken?"

Vater Anselme wußte einen Augenblick dem Hauptmann keine Antwort zu geben; aber Schritte, die man in einer Seitenallee hörte, gaben dem Gespräche eine andere Wendung.

„Ein anderes Mal, mein Sohn, werde ich Ihnen die gewünschte Erklärung geben, ich glaube, unsre geliebte Schwester Maria de las Angustias zu hören, ich werde sie Ihnen vorstellen, Sie sind ihr Dank schuldig; während Ihrer Krankheit hat sie sich viel mit Ihrem Wohle beschäftigt, eifrig für Sie gebetet und manche Nacht an Ihrem Bette gewacht."

Bezierigen Blickes spähte der Hauptmann nach der Gegend, aus der sich die Tritte vernehmen ließen, und als er bald eine majestätische Gestalt in langem, schwarzen Gewande und weißem Schleier erscheinen und sich ihm nähern sah, beschlich ihn ein eigenthümliches, man könnte sagen, ängstliches Gefühl. Seit einigen Tagen war er in beständigem Zweifel geblieben, ob jene geheimnißvolle Nonnenfigur, die er während seiner Krankheit zu sehen geglaubt hatte, wirklich existire oder ob sie ein Trugbild seiner fieberischen Phantasie gewesen. Jetzt sah er sie einige Schritte von sich, und obgleich der Schleier sie fast gänzlich verhüllte, konnte er doch aus ihrem hohen Wuchse und aus ihrer majestätischen Haltung schließen, daß sie dieselbe sei, die ihm in seinen Fieberträumen erschienen.

„Meine Schwester," sagte Vater Anselme, als sie herangetreten war, „sehen Sie, wie der Herr unser Streben gesegnet hat und wie unser Kranker der gänzlichen Genesung schnell zuschreitet; seit einer halben Stunde gehen wir schon im Garten spazieren, ohne daß er sich ermüdet fühlt."

Digitized by Google

Der Hauptmann ging auf die Schwester Maria zu, ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Gebe Gott Ihnen Glück und Ruhe," sagte er, „ich werde Ihrer Pflege nie vergessen, meine Schwester, und wenn Sie einst des Lebens, welches Ihre christliche Liebe errettet, bedürfen, gebieten Sie, es steht zu Ihrer Verfügung."

„Ich danke Ihnen, Caballero," antwortete die Nonne, „rechnen Sie meine Pflege nicht zu hoch an; des Herrn Allbarmherzigkeit allein hat Sie errettet. Werden Sie uns bald verlassen?"

„Ich hoffe, in acht oder zehn Tagen fähig zu sein, zu Pferde zu steigen und mich wieder zu meinem Regimente zu begeben, das, wie ich gehört habe, sich jetzt in Pampelona befindet."

Ein gleicher Gedanke schien plötzlich im Geiste des Vaters Anselmo und der Nonne zu keimen. Ersterer warf einen forschenden Blick auf Schwester Maria de las Angustias, den diese mit einer leichten Kopfbewegung beantwortete.

„Es könnte gehen," sagte Vater Anselmo auf deutsch, dann sich plötzlich zu dem Hauptmann wendend: „Sprechen Sie französisch, Don Louis?" sagte er.

Der Hauptmann schien sehr verlegen zu werden.

„Sie wissen, mein Vater," sagte er, „daß alle Officiere es eigentlich sprechen müssen; aber . . ."

„Ja, ja, ich verstehe," erwiederte Vater Anselmo lachend, „da man keine Gelegenheit hat, es zu sprechen und die Officiere etwas anderes zu thun haben, als die schöne Zeit mit Studiren zu verbringen, so vergißt man bald das wenige, das man weiß. Doch verzeihen Sie, Don Louis, ich weiß eigentlich gar nicht, warum ich Sie das frage."

Schwester Maria grüßte den Hauptmann mit einer hohen Handbewegung und setzte ihren Spaziergang fort, und der Hauptmann kehrte etwas müde mit dem Vater Anselme in sein Gemach zurück.

Die Reconvalescenz nahm ihren gewöhnlichen Gang und in der folgenden Woche machte er schon ziemlich lange Spaziergänge in der Stadt, um sich nach dem Laufe der politischen Ereignisse zu erkundigen, alte Freunde aufzusuchen, sich beim General zu melden, einige nothwendige Besuche abzustatten und, wir wollen es gestehen, auch einige Erkundigungen über die beiden Persönlichkeiten, die ihn in so hohem Grade interessirten, einzuziehen. Jedoch alle seine Nachforschungen, die er mit der äußersten Vorsicht anstellte, blieben ohne Erfolg. Ganz Valladolid wußte, was ihm Vater Anselmo von den Stiftungen Philipps II erzählt hatte, aber um die Personen, die sich in demselben befanden, hatte sich niemand bekümmert. — Was die barmherzigen Schwestern des Klosters Sta. Trinidad anbetraf, so hatte man wohl ihre schwarzen Kleider und weißen Schleier in Spitälern und bei Prozessionen manchmal bemerkt, jedoch wer konnte wissen, wer sie wären? Man erinnerte sich nicht einmal, eine so hohe Figur, wie die, welche der Hauptmann beschrieb, je gesehen zu haben.

Der Banquier, von dem Don Louis sich einiges Geld verschießen ließ, war vielleicht der einzige, der ihm, was den Vater Anselmo betraf, einen Leitfaden in diesem Labyrinthe gegeben hatte. Er erzählte nämlich, daß bei ihm schon oft auf Lord H***, Sohn des Herzogs von D***, ausgestellte Wechsel von einem Priester, dessen Aeußeres so ziemlich mit dem Vater Anselmos zusammentraf, einkassirt worden wären.

Die alte Nonne, die ihn zuweilen besuchte, hatte ein Mal seine Fragen über Schwester Maria de las Angustias ziemlich mürrischen Tones beantwortet und ihm zu verstehen gegeben, daß die Schwester dem Kloster mehr Umstände als Nutzen gebracht hätte.

„Glauben Sie nicht, Caballero," sagte sie, „daß wir hier in unsern vier Wänden unabhängig von der Welt unserer Ruhe und unserem Heile leben können, wenn wir es auch wollten; unaufhörlich stören uns diese oder jene äußeren Einflüsse . . ."

„Zum Beispiel ein verwundeter Hauptmann," sagte lachend Don Louis.

„Spotten Sie nicht," erwiederte die Nonne, „unseren Mitmenschen helfen, heißt auch unser Heil bereiten, aber alle jene . . ." Sie unterbrach sich und so sehr der Hauptmann sich auch bemühte, sie auf dieses Thema wieder zurückzuführen, so gelang es ihm doch nie. Sie schien sogar zu bereuen, schon zu viel gesagt zu haben, denn sie fügte lächelnd hinzu:

„Sie sehen, mein Sohn, daß man sich nie ändert, und daß Frauen, mögen sie nun im Kreise der Welt oder in den Mauern eines Klosters sich bewegen . . . immer Klatschschwestern bleiben."

Einige Tage später jedoch, achtundvierzig Stunden vor seiner projectirten Abreise gab der Zufall den Schlüssel dieses Geheimnisses in die Hände des Hauptmanns Don Louis X. Eines Morgens war er früher als gewöhnlich erwacht und in den Garten hinabgestiegen, um frische Luft zu schöpfen; er fand die Thüre der Kapelle, die einen Ausgang auf den Garten hatte, geöffnet und trat ein, um ein Bild der heiligen Catharine, von dem ihm die alte Nonne viel erzählt hatte, anzusehen. Das Bild war wirklich schön, von Ribera oder von einem seiner guten Schüler gemalt, und er war schon lange in den Anblick desselben versunken, als Schritte, vom Chor aus kommend, ihn aus jener Art von künstlerischer Betäubung, die ein gelungenes Kunstwerk auf gewisse Gemüther ausübt, erweckten. — Es war Schwester Maria de las Angustias, die sich mit Vater Anselmo dem Pfeiler nahte, hinter dem Don Louis, ihren Augen verborgen, stand. Sie ließen sich beide auf eine daneben stehende Bank nieder und während einer Stunde, die ihm eine Minute erschien, hörte der Hauptmann ihrer in deutscher Sprache geführten Unterhaltung zu, ohne daß sie eine Ahnung von seiner Gegenwart hatten.

Nachdem sie die Capelle verlassen, begab sich Don Louis in einer ungeheuren Aufregung auf sein Zimmer, er warf einen Blick in den Spiegel — er war bleich wie ein Todter . . . Am selben Abende besuchte ihn Vater Anselmo und sah, wie der Hauptmann alle seine Vorbereitungen traf, um am folgenden Tage Valladolid zu verlassen; er befragte ihn über den Weg, den er einzuschlagen gedenke, wo er ruhen und wie viele Begleiter er mitnehmen werde. Don Louis antwortete, er würde über Burgos und Bittoria reisen, sich wahrscheinlich in jeder dieser Städte einen Tag ausruhen und nur zwei oder drei Soldaten zu seiner Bedienung mitnehmen.

„Don Louis," sagte Vater Anselmo, „dürfte ich Sie um einen Dienst bitten?"

„Sie wissen," antwortete der Hauptmann, „daß ich Sie schon oft gebeten habe, meine Dankbarkeit auf die Probe zu stellen."

Der Priester sah den Hauptmann scharf an . . .

„Und wenn dieser Dienst darin bestände, eine Dame bis Bittoria zu begleiten?" sagte er.

Der Hauptmann kräuselte lächelnd seinen Schnurrbart.

„Ist die Dame jung?" fragte er.

Vater Anselmo runzelte die Stirn. „Was kümmert Sie das, Caballero?" sagte er, „man vertraut einem Ehrenmanne die Sicherheit, in diesen bewegten Zeiten vielleicht das Leben, einer Dame an und bevor er diesen beneidenswerthen Auftrag annimmt, fragt er, ob sie auch jung sei!"

„Es war so schlimm nicht gemeint," antwortete der Hauptmann beglitgend, „und Sie müssen mich zu gut kennen, um nicht überzeugt zu sein, daß ich Ihnen und der ehrenwerthen Dame gerne den Dienst erweise, ihr Gesellschafter bis Bittoria zu sein. — Wie wird die Dame reisen, zu Pferde oder zu Wagen?"

„Die Wege sind gut, ich würde vorschlagen zu Wagen," sagte Vater Anselme.

„Und ich das Gegentheil," antwortete Don Louis, „wenn man eine geschlossene Kutsche, von einem Officiere eskortirt, auf der Landstraße erblickt, ist der erste Gedanke, daß ein Gefangener sich darin befinde, und es könnte den Herren Gebrüder Hierros, die mit ihrer Bande zwischen Burgos und Bibienna hausen, vielleicht einfallen, den Wagen zu öffnen, um zu sehen, ob man ihrer Partei nicht irgend einen Chef, General, Prinz oder eine Prinzessin entführe."

Vater Anselmo ward blaß und seine stechenden Blicke schienen die Gedanken aus dem Herzen des Hauptmanns herausreißen zu wollen.

„Wenn die Dame sich aber die Reise zu Pferde zu machen entschließen könnte," fuhr der Hauptmann fort, der die Blicke des Priesters nicht zu bemerken schien, „so wäre das ganz etwas anderes, je nachdem Sie jung oder alt ist, würde man sie für meine Mutter, Schwester oder Frau halten."

„Wann denken Sie in Bittoria anzukommen?" fragte Vater Anselmo.

Der Hauptmann rechnete an seinen Fingern. — „Wir reisen Donnerstag von hier ab, sind Sonnabend Abend in Burgos, hören am Sonntag Morgen die Messe in der Cathedrale, ruhen uns den

Digitized by Google

Uhland bei Kerner.
Originalzeichnung von Th. Schüz.

Digitized by Google

Tag über aus, machen uns Montag früh wieder auf den Weg und werden mit Gottes Hilfe Mittwoch Abend in Bittoria sein."

„Und wann passiren Sie die gefährliche Gegend, wo, wie Sie mir vorhin sagten, jene Parteigänger hausen?"

Der Hauptmann schlug die Augen nieder und biß sich stark in die Lippen.

„Dienstag früh," antwortete er endlich unbefangen, „und ich fürchte diese Herren zu sehen, denn obgleich sie gewöhnlich einzeln Reisende ruhig passiren lassen, könnten sie doch mit einem Officiere eine Ausnahme machen."

„Ich will sehen," sagte Vater Anselmo, indem er sich von ihm verabschiedete, „ob ich die Dame bestimmen kann, Ihnen zu Pferde zu folgen."

Don Louis brachte diesen und den nächstfolgenden Tag bei seinen Bekannten in der Stadt zu, besuchte die besten Waffenschmiede, bei denen er sich und seine Leute mit guten Revolvers versah, suchte sich die vom General ihm zugedachte Escorte in der Caserne aus und am Donnerstag Morgen hielten drei Soldaten mit vier Pferden vor dem Thore des Klosters und erwarteten den Hauptmann.

Am Abend vorher hatte er sich schon von der alten Nonne verabschiedet; der Vater Anselmo hatte ihm versprochen, ihn noch des Morgens vor seiner Abreise zu sprechen; Schwester Maria de las Angustias jedoch hatte ihm sagen lassen, daß ein plötzliches Unwohlsein sie an ihre Zelle fessele und daß sie ihm Glück und Segen zu seiner Reise wünsche.

Don Louis fühlte sich wie neugeboren, als er sich aufs Pferd schwang und den dumpfen Klostermauern Lebewohl sagte. Er ritt langsam bis zu einer Capelle an der Landstraße, wo, wie ihm am vergangenen Abend der Pater gesagt hatte, er ihn mit der Dame erwarten würde und in der That sah er schon von weitem einen Maulesel an einen Baum gebunden und den Priester mit einer dicht in die Falten ihrer Mantille gehüllten Dame, auf einer Rasenbank sitzend. Ein eigenthümliches Lächeln umzog die Lippen des Hauptmanns.

„Er hält mich aber doch für zu dumm," murmelte er.

Behend schwang er sich vom Pferde, als er nahe bei der Capelle angekommen war, und ging dem Priester, der sich gleichfalls erhoben hatte, entgegen. Sie begrüßten sich herzlich und Vater Anselmo stellte dem Hauptmanne die Dame unter dem Namen Donna Anna vor; die Dame verbeugte sich still und bestieg mit Hilfe des Hauptmanns das Maulthier.

Der Hauptmann ging mit dem Priester eine kleine Strecke zu Fuß und beim Abschied schloß letzterer ihn in seine Arme und legte segnend seine Hand auf sein Haupt.

„Ich brauche Ihnen nicht die Dame anzuempfehlen," waren seine letzten Worte, „ich weiß, Sie würden alles thun, um ihr die Reise so angenehm als möglich zu machen, doch muß ich Ihnen vorhersagen, Sie werden keine interessante Gesellschafterin in ihr finden, denn ein herber Kummer nagt an ihrem Herzen und sie wird wenig zum Sprechen aufgelegt sein."

Don Louis zuckte mit den Schultern; er stieg zu Pferde und war in einigen Augenblicken zur Seite der Dame, die mit der Hand dem Pater ein Lebewohl winkte, doch kaum hatte sein Pferd einige Schritte gethan, als er sich umdrehte und dem Priester zurief:

„Vergessen Sie nicht, der guten Schwester Maria de las Angustias meinen besten Gruß und meinen nochmaligen herzlichsten Dank zu bestellen."

Vater Anselmo blieb einen Augenblick wie angewurzelt stehen, dann winkte auch er ein Lebewohl, und bald hatte er die davoneilenden Reisenden aus den Augen verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Uhland und Kerner.

Erinnerungen von Ottilie Wildermuth.

(Mit Abbildung.)

Meine ersten Vorstellungen von Büchern und Autoren sind sehr unklarer Natur gewesen. In meiner kleinen Vaterstadt war der Meßner zugleich Buchbinder, ich glaube, diese Vereinigung findet manchmal statt, da Buchbinden gar ein verständiges, friedfertiges Gewerbe ist, das mit dem geistlichen und gelehrten Stande zusammenhängt und zu dem häufig minderbegabte Söhne des Honoratorenstandes bestimmt werden.

Da nun die Bücher im elterlichen Haus aus der Hand des Meßners kamen, so bildeten wir Kinder uns ein, daß der Meßner sie ganz und gar hervorbringe; als wir in einem Gebet die Stelle lasen: „Licht ist Dein Kleid," fragten wir die Mutter: „Woher weiß denn der Meßner, wie der liebe Gott angezogen ist?" und wenn uns etwas in einer Geschichte mißfiel, fertigten wir es ab mit der kurzen Kritik: „Ein dummer Meßner!"

Später, als ich längst wußte, wie so gar unschuldig unser guter Meßner an allen schönen und nicht schönen Büchern gewesen ist, da mußte ich mir unwillkürlich einen Dichter, einen Schriftsteller als lange verstorben oder doch als ein in unnahbarer Ferne stehendes Wesen denken, ich hatte kein Verlangen sie anders kennen zu lernen, als sie sich in ihren Dichtungen gaben, glaubte ihnen auch alles aufs Wort, wobei mich freilich mancher Dichter mit seinen verschiedenen Gattungen von Liebe, Glück und Leid oft in Verlegenheit gebracht hat, weil es so schwer zu vereinigen war. Unsere Zeit begnügt sich nicht damit, einen Dichter in „nebelgrauer Ferne" anzustaunen und sein Leben nur aus seinen Gedichten zu ahnen, sie will klar sehen, womöglich mit Händen greifen; wie sie die Farben des Regenbogens analysirt und ehe sie an die Auferstehung der Todten glaubt, zuvor messen will, ob auch Sauerstoff genug in der Luft sei für so viel Auferwecke, so will sie auch des Dichters Leben und Wesen alsbald in seine Elemente zerlegen, sie will wie Pfizer sagt:

„nur nach dem Faden fragen
dran sich gebildet der Krystall"

und wie bei den alten Egyptern wartet man mit dem Todtengericht nicht mehr, bis die Leiche unter der Erde ist.

Mag es einerseits das zarte Gefühl verletzen, so frühe schon verehrte Lebende oder Todte ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen zu sehen, so kann doch ein reines Dichterleben nur gewinnen, wenn es von allen Seiten betrachtet und ins klare Licht gestellt wird, frei von den Mythen, die sich so leicht darum bilden, und wenn es so zum ganzen Eigenthum der Mitwelt und des nachwachsenden Geschlechtes wird.

Uhland und Kerner, ihre Dichtungen, ihr Leben und ihr Charakter, die treue Freundschaft, die sie trotz aller Verschiedenheit verbunden, ist noch beim Leben und seit dem Tode beider vielfältig besprochen worden. Wenige der Nachgebornen mögen wohl befähigt und berufen sein, auf den Grund dieser Verschiedenheit und Verwandtschaft der Freunde zu gehen, nur ihre eignen Briefe könnten dies thun. Was hier zur Begleitung unsres anmuthigen Bildes geboten wird, soll nur eine Einkehr in die Heimat der beiden Dichter sein, von Einer, die mit Liebe und Ehrfurcht zu ihnen aufgeblickt hat.

Eine Heimat nach seinem Herzen ist jedem von ihnen geworden, und jedem hat Gott die Sonne und Krone einer rechten Heimat beschieden — ein Weib nach seinem Herzen. Mit freudigem Stolz darf unser dichterreiches Schwaben sagen: die poetische Licenz, mit der man sonst wohl leichte Sitten und regellose Leben eines Poeten entschuldigt, die braucht es für die besten seiner Dichter nicht in Anspruch zu nehmen. Wenn vielleicht Schiller die Sturm- und Drangperiode einer wilden, zu lange eingedämmten Jugend durchzumachen hatte, so hat er doch in reinem Werben um die Liebe einer reinen Frau gezeigt, daß er die Frauen nicht nur im Liede verehrt, sondern die rechte heilige Bedeutung der Ehe wohl erkannt hat. Uhland aber und Kerner, wie ihre Freunde Schwab und Karl Mayer, bieten uns das herzerfreuende Bild einer unbefleckten Jugend und einer reinen, schönen, innerlich beglückten Häuslichkeit. Es war jedem hier sein Loos aufs lieblichste gefallen, nach seines Wesens Bedürfniß jedem die treue, verständige, herzlich sorgende Hausfrau, das „tugendsame Weib, auf die ihres Mannes Herz sich verlassen durfte" und die ihn der kleinlichen Sorgen für das Alltags-

Digitized by Google

leben enthob. Dem einen die ernstgestimmte, tiefsühlende Seele, die in beglückter Demuth den reichen Besitz ihm zu Füßen legte, die in stolzer Liebe die ganze Reinheit, den vollen Adel seines Wesens erfassen und Theil nehmen konnte an seinem ganzen innern Leben, so daß das edle Paar im Gefühl der innigsten Vereinigung sich darein ergeben konnte, allein miteinander durchs Leben zu gehen, und er ihr mit Eltana sagen konnte: „Bin ich Dir nicht besser denn zehn Söhne?“

Dem andern ward das sorgsame, kluge, selbstvergeßne Hausmütterlein, das mit praktischem Blick und nüchternem Sinn mit hingebender Treue die Ausschreitung seiner phantastischen Ideen im Gleise hielt, und doch so geduldig und liebevoll sich all seinen Wünschen fügte, wo immer es möglich war, die treue aufopfernde Mutter seiner Kinder, die auch hier ergänzend und helfend dem Vater zur Seite stand, von der er selbst mit Beziehung auf die berühmten Frauen der Weibertreue nicht ganz ohne Grund sagt:

> Getragen hat mein Weib mich nicht,
> Aber ertragen,
> Das war ein schwereres Gewicht
> Als man kann sagen.

Wie nun jedem der Dichter gegönnt war, sich die Heimat nach seinem Herzen zu gründen, so trug denn auch dieser Wohnsitz bei jedem das Gepräge, das ihm die Eigenthümlichkeit des Hausherrn aufdrückte.

Da steht Uhlands Haus, schlicht und fest, angebaut an den Hügel am Neckarstrand, beschattet von Acazien, ein einfacher, schmuckloser Bau; ebenso einfach und schmucklos das Zimmer, wo er, mehr in ernster Geistesarbeit und mühevollem Forschen, als in „süßen Dichterträumen“ seine meiste Zeit verlebt. Gleich dem Knaben vom Berge, begrüßte seine Fenster der frühe Sonnenstrahl und weilte bis zum letzten Blick.

Ein Mann der Freiheit im reinsten und besten Sinne des Wortes, suchte sich Uhland vor allem die persönlichste Freiheit, die Freiheit von Bedürfnissen zu bewahren; warme Hüllen, Leibchen, Shawls, Ueberzieher ꝛc., an die jetzt schon der Stoullknabe gewöhnt wird, hat er zum Theil nie, zum Theil erst im hohen Alter getragen, nie in einem geheizten Zimmer geschlafen, und manchen wohl erlaubten Genuß, z. B. den Kaffee nach Tisch, sich versagt, nur um sich kein neues Bedürfniß anzugewöhnen. „Man muß gegen Alter und Krankheit jeden Posten vertheidigen,“ sagte er scherzend noch in seiner letzten und einzigen Krankheit, als die besorgte Gattin ihn mit mehr Bequemlichkeiten umgeben wollte.

So verschmähte er auch in seinem Zimmer jeden überflüssigen Schmuck; schöne Stickereien, Fauteuils, Teppiche ꝛc., mit denen seine Verehrerinnen ihn beschenkt, wurden den Zimmern der Frau zugewiesen; es kostete Mühe, bis er sich nur farbige Fensterrouleaux gefallen ließ, jahrelang hatte er an sonnigen Tagen Arbeitstisch und Stuhl immer tiefer ins Zimmer gerückt, um dem zu hellen Lichte auszuweichen, bis die Hausfrau durch Rouleaux von hübsch bescheidner Färbung, braun in braun gemalt, diese etwas beschwerlichen Zimmerreisen überflüssig machte.

In den Wohnzimmern oben, da war es der Hausfrau unverwehrt, sich mit dem würdigen, einfachen Comfort zu umgeben, der zum Reiz des gebildeten Lebens gehört und der jeden Besucher mit wohlthuender Harmonie anspricht.

Hier ruhte Uhland gern in friedlichem Gespräch, oder in dem behaglichen Schweigen, das ihm, in noch höherem Grad als sonst schwäbischen Männern, zur Gewohnheit geworden war, und das ihm zu wirklichem Genuß wurde an der Seite der Gattin, die in liebevollem Eingehen in sein eigenstes Wesen gelernt hatte, ihn auch ohne Worte zu verstehen. Freilich wurde sie auch reich entschädigt für langes Schweigen, wenn irgend ein Gedanke ihn so lebendig bewegte, daß mit einemmal der klare Quell aus verborgnem Grunde zu Tage sprudelte, der anscheinend dürre Strauch ausschlug in frische Blüthen, sein Mund überfloß in warmer begeisterter Rede.

Hinter dem Hause zieht sich der Garten und Weinberg den Hügel hinan, steil hinan, wie sich denn Uhland nichts in seinem Leben zu leicht und bequem gemacht hat: ein anmuthiger Garten, nicht zu ängstlich gepflegt und regelmäßig angelegt, wie das schon durch seine Lage am Berge bedingt ist, das Auge findet da auch noch frische, schöne Rasenstücke und allerlei schattige, traufiche Ruheplätzchen. Oben auf der Höhe ein kleines Gartenhaus mit Ruhesitzen daneben, von denen man den schönsten Ausblick hat hinauf und hinab das blühende Neckarthal, auf das alte Schloß, und auf die grünen Berge der schwäbischen Alp.

Es war ein gar stilles, doch innerlich reiches Leben, das in diesen Räumen seinen ruhigen Gang ging, Verwandte und Freunde wurden mit herzlicher Gastlichkeit aufgenommen. Nie hat Uhland eine Pflicht versäumt, die alte gute Sitte vorschreibt, und die Güte und Freundlichkeit des sonst so ernsten und verschlossnen Mannes hatte etwas wahrhaft Rührendes. Aber wie er einst seinen ersten Lorbeer an einen alten Eichenstamm im Schönbuchwald gehängt, so widerstrebte es all sein Lebenlang seiner ganzen Natur, sich expreß ansuchen, feiern und bewundern zu lassen. Abgewiesen hat er niemand, auf einen herzlichen Gruß hatte er stets ein herzliches Wort, aber er verhielt sich kühl und nicht eben ermuthigend gegen den Schwarm von Touristen, Literaten ꝛc. die, nachdem sie etwa den Lichtenstein, die Nebelhöhle und sonstige bescheidne Merkwürdigkeiten unsres Ländchens besucht, auch noch den Uhland sehen wollten, um ihn nachher beschreiben zu können.

Es war bei ihm nie unfreundlich gemeint, er wollte niemand wehe thun, auch nicht wenn er die zahlreichen Sendungen von geschriebnen und gedruckten Gedichten, die ihm von bekannten und unbekannten Dichtern zukamen, unbesehen und unbeantwortet liegen ließ, er war trotz der Freiheit seiner äußern Stellung, in Wahrheit ein vielbeschäftigter Mann, dem es Ernst war mit der Arbeit, der zur Privatkorrespondenz sich nicht mehr Zeit nahm, und was vielleicht eigenthümlich ist, selten oder nie mehr lyrische Gedichte las.

Als Uhland einst ein Orden von hoher Hand zugesandt wurde, brach er nicht in hohe Tiraden und feurige Reden über die Nichtigkeit menschlicher Ehre und Fürstengunst aus. „Wenn sie einen doch in Ruhe ließen!“ war sein einfacher Stoßseufzer, und so war es nicht Kälte und nicht Menschenfeindlichkeit, was ihn manchmal still und abgeschlossen machte, es war nur der Wunsch in Ruhe zu bleiben.

Auch war seine Zurückhaltung nicht ohne Grund, denn seine gastliche Güte ist manchmal eigenthümlich vergelten worden von wißbegierigen Reisenden. Der eine hat ihm, der andre seiner Gattin seltsamliche Gespräche in den Mund gelegt, die sie nie gehalten haben, ein dritter behauptet, Uhland sei mit ihm auf den Stadtkirchthurm gestiegen, um Violinsaiten zu holen, und ein vierter erzählt gar, Uhland habe ihm jeden Morgen die gewichsten Stiefeln aufs Zimmer gebracht, was vielleicht einmal geschehen konnte, wenn er ihn zum Frühspaziergang abholte, was aber als regelmäßige Artigkeit des Wirthes sich zu denken für jeden lächerlich erscheint, der Uhlands bei aller Einfachheit so durchaus würdevolle Persönlichkeit gekannt hat.

All solche Mythen sind aber nicht unrecht gemeint und nicht schwer zu nehmen, in der Erinnerung mag sich die Begegnung mit einem bedeutenden Mann leicht verklären und ausmalen; um große Männer und alte Thürme setzen sich Sagen an, wie die kleinen Buben um hohe Domkirchen.

Bei seinem sonst ernsten und zurückhaltenden Wesen hatte Uhlands Güte und Freundlichkeit etwas besonders Wohlthuendes, Rührendes, möchte ich sagen, und sie hat manche Glücklichte gemacht.

Eine Dame aus Norddeutschland, die längere Zeit in Tübingen verweilt hatte, war am Ende ihres Aufenthalts trostlos darüber, daß sie nicht einmal den Uhland gesehen. Eine Freundin, die Frau Uhland kannte, bot ihr an, bei dieser einen Besuch mit ihr zu machen, „vielleicht fügt sich's doch, daß wir Uhland selbst sehen.“ Es fügte sich so günstig, daß Uhland allein zu Hause war, und zufällig den Damen im Hausgang begegnete; und nicht nur unterredete er sich freundlich mit ihnen, er führte sie selbst in den Garten, um der Fremden die schöne Aussicht zu zeigen, und schnitt dieser eigenhändig eine Traube aus seinem Weinberg. Die war nun auf dem Gipfel irdischer Glückseligkeit. „Wie schmeckt denn die schöne Traube?“ fragte die Freundin. „Sie glauben doch nicht, daß ich die Uhlandstraube allein essen werde! nein, nicht eine Beere erlaube ich mir, die muß ich unversehrt nach Hause bringen! aber wie bringe ich die kostbare Frucht am besten heim?“ Mancherlei Vorschläge wurden gemacht: sie allein packen war nicht thunlich, in eine Schachtel mit andern gemeinen Trauben? gewiß nicht! wie leicht konnte sie da verwechselt werden? Sie einmachen? da verliert sie zu viel von ihrer Eigenthümlichkeit. Der letzte und beste Vorschlag war, die ganze

Digitized by Google

Traube in ein Glas mit Zucker und feinem Kirschgeist zu legen. Gesagt, gethan; das wohlverbundne Glas, das leider mit einer prosaischen Schweinsblase verwahrt werden mußte, wurde sorgsam in den Koffer gepackt. Auf der ersten Station aber befiel die Dame große Angst um die Sicherheit ihres Kleinodes, der Koffer wurde umgepackt, sie hielt die Schachtel mit dem Glas im Arm und brachte so den Schatz unversehrt nach Hause.

Hier wurde nun dieser glücklichen Reisebeute zu Ehren ein besondres Fest gefeiert, an dessen Schluß die Uhlandstraube in einzelnen Beeren vertheilt, die Sauce aber mit kleinen Löffeln verspeist wurde. „Es war deliciös!“ Wie viel von dem Genius des Dichters, dem reinen, schlichten und klaren, durch die Uhlandstraube und ihre köstliche Sauce auf die entzückte Gesellschaft übergegangen ist, das ist mir des näheren nicht bekannt worden.

Lehren wir nun auch in Kerners Haus ein, wie es seit Jahren schon so vielfältig auf Gegenständen aller Art abgebildet ist, wie es mir selbst einmal in jungen Tagen von einem Lichtschirm mit Mondbeleuchtung so recht heimlich und wunderbar ins Herz geschienen hat, lange eh' ich geahnt, daß ich selbst später im Tageslicht als Gast darin eintreten durfte; — das kleine Haus „an dem Fuß der Frauentreue“ mit seinen kleinen Stübchen, so traulich und schwäbisch gemüthlich, und doch von wunderbar poetischem Duft durchweht, reich angefüllt mit Merkwürdigkeiten aller Art, hier das schöngemalte Oelbild des greisen Dichters selbst, aus den Tagen frischer Manneskraft, mit dem träumerischen Blick und dem wehmüthigen Zug um den feinen Mund, dort ein geschnitztes altes Marienbild aus einem verschollenen Kirchlein, hier das Bild einer jungen Kaiserin, nicht weit davon das eines flüchtigen Demokraten, eine Gesellschaft aus allen Ständen und Bekenntnissen an diesen Wänden, lauter „ganz liebe Leute“; dazwischen ein Paar Schildkröten, die zwischen den zahlreichen Menschenfüßen still und geheimnißvoll am Boden umherkrochen, wunderbarliche Kreaturen, schon darum, weil sie nie zertreten worden sind!

Und wie behubar waren die Räume dieses kleinen Sommerhauses, das schon hinreichend gefüllt schien mit den eignen Bewohnern, der vollen, schweren Gestalt des Dichters selbst, dem „Comtesschen“, die aus hohem Hause dem Dichter und Arzt anvertraut, hier in ewiger Kindheit ein friedliches Traumleben führte, dem anmuthigen „Hofrath und Sekretär“ zu welchen er seine zwei jungen Enkeltöchter ernannt, — auch ohne weitere Gäste und Besuche.

Und doch schien das Haus zum Gasthaus bestimmt; Gäste wurden hereingeladen, gelockt, geführt, and dem Wirthshaus geholt, und alle, alle untergebracht. Prinzen und Grafen, geistvolle und geisteskranke Damen, Dichter und Dichtergenossen, alte Jugendfreunde und junge Studenten, Polen, Engländer, Russen und Schweizer, — es war wirklich fabelhaft, wo sie Raum fanden in dem kleinen Hause. Wohl war hinten noch ein Bretterbau angefügt worden, der einen lustigen Speisesaal für den Sommer enthielt; wohl befand sich auf dem Dachboden ein trauliches Gaststübchen mit rundgewölbtem Bretterdach und einem Ochsenaug' auf den Garten, wohl stand im Salon zu Füßen des Madonnabildes ein Divan, der zur Schlafstelle diente; auch hatte Kerner nach eigner Angabe an einer alten, hehen Kommode eine wunderliche Construction anbringen lassen, also daß sie zu einer Bettlade auseinander gelegt werden konnte, — das reichte aber nicht zu, das Gartenhaus in dem großen Gemüsegarten über der Straße, das kleine gespenstige Stüblein im Geisterthurm, in dem anmuthigen Hausgarten, von dem sich ein Pfad, die Weiberteufe, hinanzieht, — die alle mußten auch noch zu Gastzimmern benutzt werden; nur auf der Weiberteufe selbst hat meines Wissens nie ein Gast geschlafen.

Behnbar und geräumig wie sein Haus war auch Kerners Herz, es hatten darin gar viele Raum und in der warmen Atmosphäre dieser lautern Herzensgüte haben sich die allerverschiedensten Elemente gut und friedlich vertragen. Er hat nicht nur Gäste aufgenommen, deren Besuch ihm Ehre oder Gewinn bringen konnte, seinem weichen Herzen war es nicht möglich, einen zurückzuweisen, mochte er ihn nun auffuchen als den gemüthvollen Dichter, als den geheimnißvollen Meister, dem sich der Blick erschlossen in das Nachtgebiet der Natur, als eine bloße Reisemerkwürdigkeit, oder gar als das Schlachtopfer, dem er seine jungen oder alten Poesien überreichen und vortragen wollte. Darin hatte Kerner eine rührende Geduld, Monate lang hörte er jeden Sonntag die Gedichte eines jungen Kaufmannslehrlings an, die dieser ihm vorlas, und ermuthigte das geistige Streben junger Lehramtscandidaten mit unerschöpflicher Langmuth.

Auch Kerner blieb nicht verschont von Mythen und Sagen, die sich bei lebendigem Leibe um ihn bildeten, es war das noch natürlicher als bei Uhland, da sich gerade seinem eigenthümlichen Wesen am Ende alles zutrauen ließ; er hat's nicht übel genommen und herzlich darüber gelacht. Als solche hat er z. B. die Geschichte bezeichnet, wo ein eintretender Fremder ihn und seine ganze Familie platt ausgestreckt auf dem Boden liegend fand, weil „sie nur probiren wollten, wie sie einmal im Grabe liegen würden,“ oder das schöne Histörchen, daß er die Prinzessinnen des königlichen Hauses im Schlafrock empfangen und denselben nach hinten zurückgeschlagen habe: „o Ihr lieben Kinder, seht, ich will nur geschwind einen Frack aus meinem Schlafrock machen.“ Kerner war bei aller Besonderheit doch zu sehr ein Kind der guten alten Zeit, um irgendwie die gute Sitte zu verletzen.

Bei aller vielseitigen Gastlichkeit blieben dennoch eigne und geweihte Räume in Kerners Herzen für die Freunde seiner Jugend, der beste und heiligste wohl für Uhland, den ersten dieser Freunde im buchstäblichen und im idealen Sinne des Wortes.

Eine Männerfreundschaft, die sich von früher Jugend bis ins Greisenalter, bis zum Grabe, in unverminderter Wärme und Frische erhält, gehört gewiß zu den Seltenheiten. Gerade der selbständige Entwicklungsgang des männlichen Geistes macht, daß so oft nicht nur die Wege, sondern auch die Herzen auseinandergehen, die in der Kinder- und Jugendzeit eng verbunden waren; es ist nicht Untreue, nicht böser Wille, was sie trennt, sie sind eben auseinander gewachsen und mit dem redlichsten Willen, mit aller Pietät ist es nicht möglich wieder zu vereinen, was durch den innern Lebensgang getrennt wurde.

Uhland hat einem andern Universitätsfreund beim Schluß der Studienjahre ins Stammbuch geschrieben:

Kennen lernten wir uns und lieben im Frühling des Lebens
Bei der Freude Pokal und bei der Freunde Gesang.
Wie zwei Schmetterlinge auf Einer glänzenden Blume,
So begrüßten wir uns, mitten im schönsten Genuß.
Sehen wir wieder uns einst, wir werden betrübet uns ansehn,
Worte der Jugend allein machen das Herz uns vertraut.
Stieg auch im Westen hinab des Genusses feurige Sonne
Freundlich im Osten herauf steigt der Erinnerung Mond.

Mit Kerner ist es nicht so gekommen, sie haben sich nie betrübet angesehen. Es war irgend ein entfernter Verwandtschaftsgrad, wie sie in Würtemberg cultivirt und honorirt werden, der in früher Jugend schon die beiden einander nahe gebracht, es war ein fröhliches, rühriges, poetereiches Studentenleben, das die Herzen später innig vereint und den Bund festgeknüpft hat, den keine Zeit, kein Wechsel des Lebens, keine noch so tiefe Verschiedenheit der Welt- und Lebensanschauung je gelöst hat.

Was die Freundschaft so frisch und innig erhalten neben dieser großen Verschiedenheit in dem Wesen beider, das war wohl zunächst die tiefe Treue, die ein Grundzug in Uhlands Charakter war und die innige Liebebürftigkeit in Kerners Natur, es war das gemeinsame Heimatrecht im goldenen Reiche der Poesie, das beiden als köstliche Wiegengabe war beschert worden, es war die Entschiedenheit, mit der jeder in allen Strömungen der Zeitanschauung sich unter das Panier des heiligen Glaubens stellte, zu dem er sich bekannte, — wie wenig auch in Uhlands stiller Weise lautes Besprechen dessen lag, was ihm ins innerste Heiligthum gehörte, und wie seltsame Arabesken auch Kerners manchmal zu gläubige Natur sich um das einfache Licht des echten Glaubens bildete — es war vor allem die herzliche Liebe zu einander, die sich schließlich nicht erklären und nicht definiren läßt.

Einen der ersten Besuche hat Uhland bei Kerner als neuetablirtem Arzt und jungem Ehemann in Weibheim gemacht. Kerner hatte nach manchen Drangsalen und Prüfungen sein getreues Rikele heimgeführt, aber er hatte seine erste Liebesheimat noch nicht so poetisch und harmonisch gründen können, wie später im Häuschen an der Weibertreu. Bei dem großen Mangel an Wohnungen in der kleinen Stadt hatte das junge Paar nur zwei Zimmer in einem Wirthshaus zur Miethe bekommen und von diesen noch mußte eins geräumt werden, so oft im Gasthof Tanzunterhaltung war. Da kehrten einst Uhland und Mayer, der dritte im Bunde der Freunde, bei dem genügsamen Paare ein; da der Raum im Hause so eng und das Wetter so schön war, so zogen die Freunde alsbald in den Wald hinaus, den grünen

Digitized by Google

Wald, den jeder der drei in eigenthümlich schöner Weise durch seine Dichtungen verherrlicht hat. Sie lagerten sich im Grünen und Kerner fischte in seiner Tasche,— er hat immer gern weite Röcke mit großen Taschen getragen, — nach einigen neuen Gedichten, die er den Freunden vortragen wollte; mit dem Taschentuch, allerlei Papieren Briefen und Büchlein, die er mit sich zu tragen pflegte, fiel auch eine Thürschnalle heraus. „Na, was hast Du denn da?" fragte Uhland lachend. „'s ist nur mein Zimmerschlüssel," sagte Kerner gleichmüthig und schob den Gegenstand wieder ein; seine Stuben waren nämlich in so ursprünglicher Weise verwahrt, daß man sie nicht schließen kennte, sondern einfach die Thürschnalle abdrehte, wenn man ausging.

Gar oft und viel ist Uhland, der allzeit Rüstigere, Beweglichere von beiden, bei seinem Freunde eingekehrt, in dem waldumgebenen Weltheim, wo Kerners liebliches Märchen „die Heimatlosen" entstanden ist, im alten Tannenhaine, bei der sonnenwarmen Flut, des Wildbads „heil'ger Quelle" und später im Dichterhause zu Weinsberg, wo erst so recht Kerners wunderbar eigenthümliches Leben, rein reicher, mannigfacher Verkehr mit der Menschen- und Geisterwelt begann.

Bei dem ersten Besuch, den Uhland mit seiner jungen Frau in Weinsberg machte, ist ihnen eine seltsame Serenade gebracht worden. Kerner schrieb damals eine Abhandlung über Wurstgift, und hatte, um Versuche anzustellen, vier Katzen damit vergiftet. Diese armen Bestien hatte man im Ofenloch des Gastzimmers eingesperrt und vergessen, sie zu entfernen. Inmitten der Nacht erhoben sie nun ein dermaßen jammervolles und erbärmliches Gemauz, daß von süßem Schlummer und poetischen Träumen im Dichterhause keine Rede sein konnte.

Aber Uhland hat noch manche friedliche Nacht und manchen gemüthlichen Tag bei Kerner zugebracht, im traulichen Zimmer, auf dem alten Geisterthurm oder in dem schattigen Laubgang des Gartens, wo unser Bild die beiden Freunde in fröhlichem Beisammensein darstellt. Jeder sind sie beide nicht gewesen, aber als echte Dichter und echte Schwaben haben sie „einen Trunk des edlen Weins in reinem Glase" als köstliche Gottesgabe werth gehalten und sich gern dadurch das Herz erfreuen lassen.

Für Kerner war ein solcher Besuch immer eine rechte Herzenserquickung. In unsern nüchternen Tagen, wo Gymnasiasten schon eine gewisse Welt- und Menschenverachtung zur Schau tragen, wo siebzehnjährige Mädchen das Leben und sich selbst gegenseitig äußerst kühl beurtheilen, da ist es recht innerlich wohlthuend, noch Männer, alte Männer zu sehen, die

für die Träume ihrer Jugend
Noch Achtung haben, wenn sie Greis geworden.

Es war erfrischend bei einem alten Manne wie Kerner eine so herzliche Verehrung und Liebe zu sehen, wie er sie seinem Jugendfreund Uhland bewahrte. Uhland hat seine Liebe und Treue für den Freund mehr mit der That als mit Worten gezeigt, wie das so seine Art war, aber auch von Kerners poetischer Begabung hat er sehr hoch gedacht, ja sie über seine eigne gestellt.

Fast nach jeder größern Reise, die er alljährlich zu machen pflegte, kehrte Uhland noch bei seinem Freunde ein, meist wanderte er zu Fuß von Heilbronn herüber und liebte, still und unerwartet einzutreten. Traf er, wie das ja meist der Fall war, Besuche im Haus, so zog er sich nie zurück, sondern nahm einfach und ungezwungen an der Unterhaltung Theil, wohl froh im Stillen, daß er hier nicht allein der Gefeierte sein mußte.

Es war in Kerners letztem Lebensjahr, als Uhland, damals dem Anschein nach noch ein sehr rüstiger Greis, spät am Abend unerwartet bei dem Freunde eintraf. Sonst mußten an Kerners lieben Gästen seine eigne Familie, meist auch noch andere Bekannte so weit er sie haßhaft werden konnte, Theil nehmen; Uhland aber wollte er diesmal allein haben, er schickte Tochter und Enkeltöchter, deren Nähe ihm sonst so lieb und unentbehrlich war, alle nach Haus und zu Bett und blieb bis tief nach Mitternacht allein in herzlichem vertrautem Gespräch mit dem alten Freunde beisammen; dieser Besuch hat ihm im innersten Herzen wohlgethan, so lang er noch lebte, sprach er mit Freude und tiefer Bewegung davon.

In die Reiche der Geisterwelt ist Uhland seinem Freunde nicht gefolgt. Was ins Gebiet des Glaubens gehört, das hat er in ernster Ehrfurcht stille im Herzen bewahrt; nur selten, in erregten Stunden, hat er entschieden und mit Wärme ausgesprochen, wie er an den Grundwahrheiten unsres Glaubens festhielt als an einem Heiligthum; mit der tiefen Sehnsucht, die sich in seiner „verlornen Kirche" ausspricht, hat er die Vereinigung mit seinem Herrn gesucht im Wort, in der Kirche, im Abendmahl, das er wie in gesunden Tagen so sterbend noch mit ernster Andacht empfing, — aber all die Erscheinungen und Offenbarungen von Seherinnen und Besessenen ließ er mit kühler Ruhe liegen, ohne sich darüber mit dem Freunde in Streit einzulassen. „Wirst's schon noch glauben lernen!" drohte ihm Kerner. Nun ist ja beiden klar, was hinter dem dunklen Vorhang liegt, den noch keine Hand gelüftet.

So sind es wohl auch keine „Erscheinungen auf dem Nachtgebiete der Natur" gewesen, die in jener Mitternachtsstunde aufgelebt sind im vertrauten Gespräche der greisen Dichter; es waren die friedlichen Geister vergangener Tage, das Gedächtniß lange geschiedener Freunde, die Bilder einer fröhlichen farbenhellen Jugendzeit.

Nur einmal noch nach jenem Besuch war Uhland mit seiner Gattin in Weinsberg, Kerner nahm in seiner gewöhnlichen humoristischen Weise Abschied bei ihrem Gehen, durch die kaum geschlossne Thür aber hörten sie ihn laut und heftig weinen; es war das letzte Scheiden.

Im Februar 1863 ist Kerner heimgegangen. Uhland eilte zu seinem Begräbniß, seine Gattin war in Sorge, ihn bei der rauhen Witterung reisen zu lassen, er aber ließ sich nicht nehmen, dem Freunde das letzte Geleit zu geben, man vermuthet, daß er hier sich den Keim seiner tödtlichen Krankheit geholt. Im November desselben Jahres haben wir die Krone und den Stolz unsres Vaterlandes, Uhland zu Grabe zu tragen.

Und, seltsam, — Kerner, der bis zum Tode den Umgang mit Menschen, den Verkehr mit vielen und vielerlei, geliebt und gesucht, der mit naiver Freude jede Huldigung hingenommen, Kerner hat in seinem letzten Willen verlangt, ganz stille ohne Sang und Klang, nur von Einem Freunde begleitet, ohne alle Feierlichkeit begraben zu werden, keine Reden, keine Gesänge sollten am Grabe ertönen, nur ein stilles Vaterunser sollte gebetet werden. Sein Wille wurde erfüllt; nur zu dem Einen Freunde, der ihn begleiten sollte, gesellten sich gar viele, aber stille, ohne Sang und Klang, wurde er eingesenkt.

Uhland, den sein ernster Sinn immer in die Stille getrieben, der von aller lauten Huldigung, allem Menschengedränge und Gepränge sich so gern abgezogen hatte, hat keine Verfügung über sein Begräbniß hinterlassen, und so war es der Liebe und Verehrung unverwehrt, sich an seinem Grabe auszusprechen. Ein unermeßlicher Zug folgte seinem Sarge, Freunde aller Stände, Studenten und Bürger; als dem Dichter, als dem tüchtigen, treuen Bürger seiner Heimat und seiner Vaterstadt, wurden ihm Kränze, Reden und Lieder dargebracht und noch in tiefer Nacht, nachdem der edle Leib schon in seiner Ruhe lag, zog die Jugend mit lodernden Fackeln hinaus, um seinem Grabe den letzten Gruß zu bringen.

Wir hoffen, daß bald ein schönes würdiges Denkmal für Uhland in seiner Vaterstadt sich erheben wird. Die ganze deutsche Nation, versprengte Deutsche und alle Himmelsstrichen haben reich und freudig dazu beigetragen, und wir freuen uns, daß unser Volk sich selbst ehrt in einem Dichter, der nicht nur durch seine Poesie, der durch Reinheit des Wollens und Adel der Gesinnung unter die Besten gerieht werden darf, so weit die deutsche Zunge klingt.

Für Kerner beanspruchen wir kein Nationaldenkmal, er hat es nicht verlangt:

So wie ich war, bin ich noch heut', Ihr Lieben,
Und, trägt mein Haupt auch keinen Bürgerkranz,
Ist mir die freie offne Stirn geblieben,
Die Hand, die nie gespielt zu irrem Tanz,

hat er mit Recht gesagt in der Erklärung an freigesinnte Freunde, die irre an ihm werden wollten, er hat mit Wahrheit schön hinzugefügt:

Wer hat in jenen irren, bangen Tagen,
Als Uhlands Ruf zur Königshalle drang,
Die Harfe in den wilden Sturm getragen,
Die Liebe, Liebe, alte Liebe sang. *)

Aber sollte die dankbare Liebe so vieler, die an seinem gastlichen Herd und Herzen warm geworden, die sich seiner Güte gefreut

*) Mit Bezug auf die Jahre 1848 — 49.

Digitized by Google

und seine treue Liebe erfahren, sollte sie nicht hinreichen, ein einfach würdiges Denkmal auf der Weiberterrasse zu gründen für ihn, der die Frauen so lieblich besungen, so rein verehrt? Sollten nicht in Schwaben, nicht nur stille in den Herzen, nein, auch sichtbar im Bilde noch fortleben die beiden Freunde, die ihres Gleichen wohl nicht mehr finden werden: Uhland und Kerner?

Der Kampf um den Nordpol.

Von Hermann Wagner.

(Schluß.)

Gerade in der Umgebung des Nordpoles findet sich auf den Landkarten noch ein großer weißer Fleck, von dem keiner sagen kann, ob er Wasser bedeute oder Land. Vorzüglich mit geographischen Entdeckungen ist es eine eigenthümliche Sache. Als Franz Drake an Californien anlegte, ahnte er nicht, daß dort später, gelockt durch den Reichthum an edlen Metallen, Volk aus aller Welt zusammenströmen werde. Neuholland hielt man lange Zeit kaum für tauglich zu einer Strafcolonie für Verbrecher und heutzutage blühen daselbst prächtige Städte. Am Nordpol wird nun freilich niemand ein verborgenes Paradies vermuthen, wie ehedem einmal lustige Schwänkemacher behaupteten, auch von Gold und Silber wird schwerlich etwas zu finden sein, sicher dagegen findet man bei einer solchen Expedition sehr interessante Belehrung über Wärme-, Wetter- und Beleuchtungsverhältnisse der Erde, über Meeres- und Luftströmungen, über Erdmagnetismus, über Verbreitung des Pflanzen- und Thierlebens, — und was man sonst etwa noch finden wird, welche anderweitigen Folgen sich daran knüpfen, ja, wer kann im voraus das sagen!

Dergleichen wissenschaftliche Ergebnisse einer Nordpolexpedition kommen schließlich jedem Volke zu Gute, da man gegenwärtig nicht mehr eifersüchtig das Erforschte verheimlicht. Allein diejenige Nation, welche ein solches Unternehmen glücklich zu Ende führt, welche eine der uralten Fragen des Menschengeschlechts löst, hat für ihren Theil noch einen besonderen Gewinn vor den übrigen Mitbewerbern voraus. Sie gleicht einem Volk, das mit der blanken Waffe einen Triumph errungen, nur steht sie höher als ein solches, denn sie hat dabei keinem ein Leids gethan, sondern allen genützt. Triumphe, welche ein Volk auf dem Gebiete der Wissenschaft erringt, sind die schönsten Siege, die es erkämpfen kann. Es sind unvergängliche Lorbeeren um seinen Namen, durch die sich der ärmste seiner Söhne gehoben fühlt. Der Volksgeist wird durch dergleichen glücklich vollbrachte Unternehmungen gestärkt, das Nationalbewußtsein gekräftigt. Ein solcher Gewinn ist höher anzuschlagen, als hätte man ganze Gebirge von Gold und Edelsteinen gefunden. Dies wissen unsre Nachbarn, die Engländer recht gut. Sie haben schon ehedem manches Schiff, manches Tausend Pfund Sterling und manches Menschenleben daran gesetzt, ihre Geschicklichkeit, ihren Muth und ihre Ausdauer dadurch zu zeigen, daß sie sich selbst zwischen die Eisschollen und Gletscherfälder des Polarmeeres wagten. Sie haben am Südpol die Naturverhältnisse so ziemlich aufgeklärt, sie mechten auch am Nordpol schließlich den alten gordischen Knoten noch lösen.

Ein erprobter Nordpolfahrer, der englische Capitan Sherard Osborn, der sich im Jahr 1853 in Gemeinschaft mit Capitän Richards u. a. auf dem arktischen Boden schon versuchte, legte am 23. Januar des laufenden Jahres der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London den Plan zu einer neuen Expedition vor, welche die Erreichung des eigentlichen Poles und eine Erforschung der um denselben befindlichen Gebiete als Ziel haben soll. Jene Gesellschaft besteht aus 2000 Mitgliedern, unter denen sich die gediegensten Autoritäten Englands befinden. Den Vorsitz derselben hat der bekannte Sir Roderik Murchison, der stets alle tüchtigen, wissenschaftlichen Bestrebungen unterstützt. Osborns Absicht ging dahin zunächst, die genannte Gesellschaft für sein Vorhaben so weit zu interessiren, daß diese die Landesregierung um Bewilligung der hierzu nöthigen Schiffe, Mannschaften und Gelder angeht. Osborn lebt der Ansicht, daß sich der nördliche Theil von Grönland oder das nördlich vom Smith-Sund gelegene Grinnellland bis zum Nordpol oder wenigstens bis in dessen Nähe erstrecke und ist deshalb der Meinung, der Pol werde sich durch eine Schlittenexpedition am leichtesten erreichen lassen. Er schlägt vor, zwei tüchtige Schiffe mit etwa 120 Mann Bemannung und hinreichendem Proviant nach der Baffinsbai und dem Smith-Sund zu senden. Im August des ersten Jahres, meint er, würden sie Kap York erreichen. Ein Schiff mit nur 25 Mann bliebe am Kap Isabella zurück, das andere mit 95 Mann bahne sich den Weg an der Westküste hinauf bis zum Kap Parry oder wenigstens in dieser Richtung hin und entferne sich dabei etwa 75 deutsche Meilen von dem ersteren. Noch im Herbst würde sich das südliche Schiff durch Depots mit dem nördlichen in Verbindung setzen und letzteres würde solche Depots gegen den Pol hin anlegen, damit im Frühjahr Gebrauch davon gemacht werden könnte. In den beiden folgenden Jahren müßten dann Schlitten- und Bootsfahrten nach dem Pole hin und über das unbekannte Gebiet angestellt werden, und im vierten Jahre könnte die Expedition zu Schiff oder zu Boot vom Smith-Sund nach Upernavik auf Grönland zurückkehren. Der äußerste Punkt Grönlands, den man bis jetzt kennen gelernt hat, das Kap Parry, ist etwa noch 120 deutsche Meilen vom Pole entfernt, es liegt ungefähr unter 82 Grad 30′ n. Breite. Den Weg von 240 Meilen hin und zurück mit Schlitten zurückzulegen, hält er für gut ausführbar, da bereits mehrfach viel größere Strecken auf diese Weise durchzogen worden sind.

Osborn ist der Ansicht, daß gerade Smiths-Sund sich zum Ausgangspunkt für einen solchen Versuch ganz besonders signe, denn es findet sich dort eine ziemlich reiche Thierwelt: Rennthiere, Eisbären, Seehunde, Walrosse und Seehöel, die als Fleischlieferanten von Wichtigkeit sein. Daß es zu jeder Jahreszeit dort etwas zu leben gibt, schließt er aus dem Vorhandensein von Eskimos an jenen Gestaden. Es sind dies Leute von kräftigem Bau, die den Kampf mit Eisbär und Walroß nicht scheuen und deren Frauen auf der andern Seite so gutmüthig sind, daß sie, wie es Kane passirte, dem besuchenden Fremdling ihr nacktes Kind als Kopfkissen anbieten. Aus dem Brustfell eines Eskimoschlittens, den Morton am Kap Constitution fand, schließt Osborn, daß auch noch weiterhin Niederlassungen von Menschen existiren. Kane entwerfe zwar, sagt Osborn, von der Noth und Trübsal, die er mit seinen Leuten im Smith-Sund ausgestanden, ein schauerliches Bild, allein bei der kümmerlichen Ausrüstung jener Expedition sei dies kein Wunder; im Gegentheil müsse man erstaunen, daß diese Amerikaner zurückgekehrt seien. Um dieselbe Zeit hätten sich behufs der Aufsuchung Franklins gegen 400 Engländer unter verschiedenen Führern an verstreuten Punkten des Polarmeers befunden, alle aber ein ziemlich behagliches, ja selbst comfortables Leben geführt, da sie mit allem Nöthigen versorgt gewesen. Schlittenreisen seien gegenwärtig viel leichter auszuführen als ehedem, man könne jetzt Proviant auf ebensoviel Monate bei sich führen, wie ehedem auf Wochen. Gleicherweise habe man gelernt, wie dem Skorbut zu begegnen sei.

Gegen diesen Plan Osborns spricht sich Professer Dr. Petermann in Gotha, der korrespondirendes Ehrenmitglied der genannten Geographischen Gesellschaft ist, aufs entschiedenste aus. Er hält den Smith-Sund nur für eine Meeresbucht, deren Hintergrund durch wahrscheinlich unübersteigliche Gletscher geschlossen ist. Als Beweise dafür sieht er die zahlreichen gewaltigen Eisberge an, diese Abbrüche von Gletschern, die gerade aus dem unbekannten Hintergrunde jenes Sundes hervortreiben. Daß zwischen dem Smith-Sund und dem östlichen Meere keine Verbindung flattfindet, schließt er aus dem gänzlichen Mangel an Treibholz in ersterem. Er hält es dagegen feuererseits für sicher, daß der bei weitem größte Theil der Umgebung des Nordpols durch Wasser gebildet wird und räth deshalb dringend, eine Schiffsexpedition derthin über Spitzbergen zu unternehmen. Ein Schraubendampfer mit Eisenplatten gepanzert, würde im Stande sein, den Kampf mit den Eisschollen siegreich zu bestehen. Zu Hammerfest in Norwegen könne ein Kohlendepot für denselben angelegt werden, auf Spitzbergen hat die Natur schon selbst für Steinkohlentager gesorgt.

1827 hatte zwar Capitän E. Parry von Spitzbergen aus den Versuch gewagt, mit Schlitten nördlich zu gehen. Er hatte aber hierzu den Sommer gewählt. Am 22. Juli befand er sich auf einem schwimmenden Eisfelde nur noch 109 deutsche Meilen vom Nordpole entfernt. Er ward zum Umkehren gezwungen, weil das Eis, auf dem er sich befand, schneller südwärts trieb, als er mit seinem Schlittenboote auf demselben nordwärts marschiren konnte. Petermann schlägt vor, im März bereits aufzubrechen, wenn der südliche Theil des Meeres noch frei von Treibeis ist. Man würde dann mit dem Dampfer zwischen dem nachher aufbrechenden Eise sich hindurch winden und den Pol in Zeit von eben so viel Wochen erreichen können, als die Osbornsche Schlittenexpedition Jahre beanspruchte. Daß in dieser Richtung kein Land zu erwarten sei, schließt er aus dem völligen Fehlen von schwimmenden Eisbergen, die stets als Gletscherabbrüche eines größern Landes zu betrachten sind. Alles Eis, das den Schiffern um Spitzbergen begegnet, ist Meereserzeugniß und bietet der Schifffahrt heutzutage kein unüberwindliches Hinderniß mehr. Man war bisher stets der Ansicht, daß das Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja durch eine Eisbarriere jedem Weiterdringen mit Schiffen verschlossen sei. Professor Petermann meint, dies sei blos im Hochsommer theilweise der Fall, da zu jener Zeit das Wintereis höhere Breiten von Norden nach Süden treibe und sich stellenweise aufstaue. Sei einmal jener Gürtel schwimmender Eisfelder glücklich durchbrochen, — und das Eis im Meere von Spitzbergen ist gewöhnlich nur halb so dick als jenes in der Baffinsbai, so würde man eben so sicher dahinter freies Wasser finden, wie dies Capitän Roß in der Südsee hinter dem Treibeis gefunden, vor welchem ehedem Cook und viele andere muthlos zurückgeschreckt waren. Ja, Petermann glaubt sogar mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen zu dürfen, daß man bis zum Nordpol selbst eisfreies Wasser treffen könnte, wenn die Expedition hierzu die Monate April bis Juni wählte.

Zwischen Südpol und Nordpol lassen sich bis auf einen gewissen Grad sehr interessante Vergleiche anstellen, welche auch auf die vorgeschlagene Expedition des geeignete Licht werfen. Man nahm ehedem an, der ganze südliche Theil des antarktischen Kreises sei durch einen gewaltigen australischen Continent ausgefüllt. Der berühmte James Cook unternahm eine seiner Weltfahrten ausschließlich zu dem Zweck, den wahren Sachverhalt aufzuklären. Er traf unter dem 67. Grad südl. Br. auf dichte Massen von Treibeis und der Kampf mit letzteren machte ihm so wenig Vergnügen, daß er erklärte: es sei nicht möglich weiter vorzudringen. Die Polarseen enthalten Eismassen, die ihrer Entstehung nach zweierlei Art sind. Die See gefriert während des Winters auf weite Ausdehnung hin, die hierbei entstehenden Eisfelder lehnen sich vorzugsweise an die Küsten der Inseln und Continente, werden estmals durch Ebbe und Flut zerbrochen, durch Sturm und Wellen übereinandergeschoben. Beim Eintritt des Sommers zerspringt dieser Eispanzer und treibt als meilengroße flache Eisfelder oder als übereinandergethürmte Packeis nach wärmeren Meerestheilen, um dort zu zerschmelzen. Die größern Länder innerhalb der Polarzonen bilden dagegen aus den hier sich ansammelnden Schneemengen in ähnlicher Weise Gletscher, wie solches in den Alpen stattfindet. Die Eiszungen der polaren Gletscher schieben sich in einer Mächtigkeit von mehreren hundert bis tausend Fuß ins Meer, die sie durch ihr Gewicht abbrechen und als die vielbesprochenen phantastisch gestalteten Eisberge ebenfalls nach milderen Breiten treiben. Am Südpol folgt alles Treibeis der antarktischen Meeresströmung, die in sehr gleichmäßigem Verlauf sich bis in die Nähe des Feuerlandes und des Kaps der guten Hoffnung erstreckt und ungefähr erst in diesen Breiten durch die wärmeren äquatorialen Meeresströmungen abgelenkt wird. Während der Wintermonate (Juni — August) können Schiffe im südlichen Polarmeer ziemlich weit vordringen. Die Handelsflotten, welche nach Australien segeln, kreuzen jetzt jährlich denselben Breitengrad, an welchem Cook umkehrte, ohne daß sie eine Spur von Eis sehen. Es bilden sich im hohen Süden erst die neuen Eismassen und liegen noch fest vor Anker. Im südlichen Sommer (December — Februar) dagegen begegnet ihnen der Seefahrer oft schon in der Nähe des Kaps oder an den Falklandsinseln. Sie bilden dann einen Gürtel aus kleinern und größern Schollen und Bergen, der an Breite und Dichte sehr verschieden ist, je nachdem der Wind das Seine hierzu beigetragen und je nachdem die Auflösung der Massen weiter fortgeschritten ist. Capitän Roß traf jenen südlichen Eisgürtel ebenfalls, durchbrach ihn aber mit seinem Segelschiff und fand hinter demselben natürlich freies Wasser, auf welchem er bis zum 78. Grad verdrang, dort das Victoria-Land und die feuerspeienden Berge Terror und Erebus entdeckte.

Im allgemeinen sind die Verhältnisse im nördlichen Eismeer ganz ähnliche wie im südlichen, nur treten mehrere wichtige Verschiedenheiten darin hervor. Das Inselgewirr im Norden Amerikas bietet dem Wintereis zahllose Stützpunkte, die engen Kanäle stopfen sich nicht selten so, daß sie jahrlang der Schifffahrt verschlossen bleiben. In der Baffinbai spielen die Eisberge, welche Grönlands Riesengletscher aussenden, die Rolle mächtiger Pflüge, zertrümmern die schwächeren Schollen und finden oft erst auf den Untiefen von Neufundland ihren Untergang, da einzelne treiben in der Nähe Amerikas bis zur Breite von Lissabon. Jenes Inselmeer mit seinem Eischaos ist gerade dasjenige Gebiet, durch welches man anfänglich die nordwestliche Durchfahrt, nachdem der verlorengegangenen Franklin suchte; es ist das allerungünstigste, was man sich denken kann. Nach andern Theilen des nördlichen Oceans sind ehedem auch bereits Versuche behufs einer Durchfahrt unternommen worden. Es ist zwar keinem derselben gelungen, wohl aber sind mehrfache Aufschlüsse über die räumlichen Gebiete dadurch erlangt worden. Dr. Petermann macht beispielsweise auf einen Umstand aufmerksam, der aus mehr als einem Grunde für jeden Europäer von hohem Interesse ist. Es betrifft nämlich den nördlichen und nordöstlichen Verlauf des Golfstroms, jener gewaltigen Meeresströmung warmen Wassers, die in dem Golf von Mexike ihren nähern Ursprung hat, anfänglich geringere Breite und bedeutende Geschwindigkeit besitzt, nördlich vom 50. Grad aber bisher noch wenig berücksichtigt worden ist. Dieser Warmwasserstrom drängt die von Norden kommende Eisströmung nach der Küste von Amerika und verleiht Europa sein auffallend mildes Klima. Es genügt ein Blick auf die unter gleichen Breitengraden liegenden Länder und Orte Amerikas und Europas. Unter demselben Breitengrade, unter welchem im traurigen Labrador die Eskimos ihr Leben mühselig mit Fischfang fristen, liegen London und Mitteldeutschland, die Südspitze von Grönland liegt in gleicher Breite mit Christiania Stockholm und Petersburg. Während die Ostküste Grönlands des Eises wegen fast nie zugänglich ist, wird an der nerwegischen Küste nie Eis bemerkt, ja in dem betriebsamen Hammerfest am Nordkap sinkt die Temperatur meist nur auf 10, sehr selten auf 12 Grad unter Null. Es ist hier das Winterklima viel milder als an den südlicher gelegenen Gestaden der Nord- und Ostsee. Die Meerestheile unmittelbar an der nordasiatischen Küste sind dann, wenn sie durch Inseln gegen Norden abgeschlossen sind, auffallend kalt. Das Karische Meer ist fast stets eiserfüllt, während die Nordküste Nowaja-Semljas von zahlreichen Robben, Rennthieren und Bären bewohnt ist. Es sind vielfache Anzeichen vorhanden, aus denen man vermuthen möchte, daß der nördliche Arm des Golfstroms zwischen Spitzbergen und Nowaja-Semlja hindurch in der Richtung nach Neu-Sibirien verläuft und etwa in der Nähe der Behringstraße sein Ende findet. Gerade diese Stelle ist es, welche Prof. Petermann als Pforte nach dem Nordpol bezeichnet, das Meer zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja. Die erstgenannte Insel ward in frühern Zeiten von holländischen und deutschen Schiffern des Walfischfanges und der Robbenschlägerei wegen stark besucht. Nach alten Erzählungen sollen von hier aus Holländer nicht nur bis wirklich zum Nordpol, sondern noch 2 Grad über denselben zu Schiff gedrungen sein. Befindet sich in der Nähe des Poles Meer, so erscheint solches auch nicht unmöglich, es ist dann sogar wahrscheinlich, daß das Klima hier viel milder ist, als in der viel südlicher liegenden Mitte Sibiriens. Es ist durchaus irrig, wenn man annimmt, daß die Kälte sich genau in dem Verhältniß steigert, als man sich dem Nordpol nähert: es spielen eben hier die Meeresströmungen, Luftströmungen, das Verhältniß des Wassers zum Lande gewaltige Rollen. Auf der Taimyr Halbinsel, wo man ehedem alles in ewigen Eis und Schnee erstarrt sich dachte, jagte Middendorf nach Schmetterlingen und zwar — in Hemdsärmeln, da es ihm zu heiß ward.

Die Walfische bevölkerten ehedem das Meer südlich von Spitzbergen in solchen Scharen, daß der einzige Walfischfahrer Scoresby der ältere gegen eine Million Thaler an Werth beim Fang dieser Thiere erbeutete. Selbst Friedrich der Große befahl seiner Zeit Schiffe zum Walfischfang auf Staatskosten auszurüsten. Gegen-

Digitized by Google

wärtig sind jene Wale südlich von Spitzbergen selten, allein es liegt der Vergleich zu nahe, es möge hier derselbe Fall stattfinden wie im großen Ocean. In denselben waren die Wale südlich vom Behringsmeer durch die unablässigen Verfolgungen der Amerikaner sehr gelichtet und verscheucht worden — da drang man nördlich ins Behringsmeer selbst ein und gewann binnen zwei Jahre über acht Millien Dollar an Thran und Fischbein. Es ist nicht unmöglich, daß jenseits Spitzbergen sich ein reiches Jagdgebiet für Walfischfänger und Robbenschläger eröffnet, so daß eine Expedition dorthin auch bedeutenden pecuniären Gewinn bringen kann. Ist die Annahme richtig, daß der Golfstrom nördlich von Asien verläuft und mit der Polynia, dem offnen Wasser der Russen, nördlich von Neu-Sibirien zusammenfällt, so erscheint auch eine Fahrt mit Dampfer nach Sibirien und den Inseln an dessen Küste sehr leicht ausführbar. Hier lagern bekanntlich schon seit uralten Zeiten Unmassen von Elfenbein, Zähne des Mammuthsthieres, die gegenwärtig nur durch einzelne Unternehmer zu Schlitten ausgebeutet werden. Man hat berechnet, daß seit zweihundert Jahren jährlich ungefähr vierzigtausend Pfund solches versteinerthümliches Elfenbein in den Handel gebracht worden sind, ohne daß bis jetzt irgend eine Abnahme davon bemerkbar würde. Soll ja ein besonders glücklicher Elfenbeinsammler in Neu-Sibirien während eines Sommers allein zwanzigtausend Pfund zusammen gebracht haben. Niemand kann von vornherein ein solches Erzeugniß als zu geringfügig betrachten — es ahnte auch niemand, daß man binnen zwanzig Jahren von einigen kleinen Inseln für dreihundert Millien Dollar an Werth Vogeltünger wegführen würde.

Die Geographische Gesellschaft hat eingehend beide Pläne gegen einander abgewogen und sich schließlich für die von Professer Petermann vorgeschlagene Expedition entschieden. Es steht zu erwarten, daß die Britische Regierung auf die ihr von der Geographischen Gesellschaft gemachten Vorschläge eingehen und die Mittel zu einer solchen Polfahrt bewilligen wird. Wir haben deshalb Hoffnung, jetzt, nachdem die meisten Geheimnisse des Innern von Afrika und Australien ans Licht gezogen sind, auch noch das größte Problem der Geographie: die Erforschung der nächsten Umgebung des Nordpols und die Erreichung des letzteren selbst, lösen zu sehen. England wird schwerlich sich jene Ehre von einer andern Nation nehmen lassen, wenn auch der Plan dazu von einem Deutschen entworfen ward. Begeisterend würde es freilich für jeden Patrioten sein, wenn die junge deutsche Marine sich stark genug fühlte, ein solches Unternehmen zu wagen und glücklich zu Ende zu führen.

Die Kaisergruft in der Kapuzinerkirche zu Wien.

Kaiser Mathias war des Herrschens und des Lebens müde, lange bevor er aufhörte Kaiser zu sein und zu leben. Freilich zeigte der Rückblick auf seine kurze Regierungszeit und der Blick auf die Zustände im deutschen Reich und in seinen Erblanden ihm wenig Erfreuliches. Ungarn und Siebenbürgen liebäugelten mit den Türken, und auf dem Reichstage von 1608 war die Auflösung der Reichseinheit, welche nach zwei Jahrhunderte lang dem Namen nach fortbestand, thatsächlich schon erfolgt, da zum erstenmal ein Reichstag ohne Abschied auseinandergegangen war. Dazu kam Unfriede im eigenen Hause, schon bei seinen Lebzeiten die Vereinigung der Erzherzöge, um dem glaubensstrengen und energischen Erzherzog Ferdinand v. Steiermark, der in diesem Lande und in Tirol die Gegenreformation mit eiserner Hand durchgesetzt hatte, die Erbansprüche auf alle österreichischen Länder zu übertragen, bei seinen Lebzeiten schon das eigenmächtige Auftreten Ferdinands, der Mathias allmächtigen Minister, Cardinal Eiesel, in den kaiserlichen Gemächern aufheben und nach Innsbruck bringen ließ. Unter solchen Umständen sehnten Mathias und seine Gemahlin Anna sich nach nichts mehr als nach Ruhe, und in dem Gefühl der Nichtigkeit alles Irdischen erkoren sie das Haus der Armuth „und Demuth zur letzten Ruhestätte für sich und ihre Nachfolger. Den zu Anfang des Jahrhunderts nach Wien gekommenen Kapuzinern, welche in der Vorstadt St. Ulrich ihren Sitz hatten, sollte noch ein Kloster gegründet und in dessen Kirche die Begräbnißstätte der Habsburger eingerichtet werden. Unmittelbar nachdem das kaiserliche Paar diesen Wunsch ausgesprochen hatte, erfolgte der Tod der Kaiserin Anna, welcher Mathias drei Monate später (1619) folgte.

Ferdinand II war nicht der Mann, einen derartigen Wunsch unerfüllt zu lassen. Kaum hatte die Schlacht am weißen Berge (8. Novbr. 1620) ihm etwas Luft gemacht, als der Kaiser den Bau auf dem Grundstücke der erloschenen Grafenfamilie Schaumburg am Neuen Markte anordnete. 1622 wurde in Gegenwart des ganzen Hofes der Grundstein gelegt, doch währte es unter den Kriegsläuften ein volles Jahrzehnt, bis Kloster, Kirche und Kaisergruft vollendet und Mathias und Anna beigesetzt wurden. In diesem Kloster lebte und starb (1699) der Pater Marcus Aviänus, welcher die Waffen der zum Entsatze Wiens anrückenden Fürsten gesegnet hatte, beim Volke im Rufe eines Wunderthäters stand, und von Karl von Lothringen und Leopold I so hoch gehalten wurde, daß letzterer sogar die Absicht hatte, seine Leiche in der kaiserlichen Gruft beisetzen zu lassen. Ein halbes Jahrhundert später nahm Maria Theresia ihre Erzieherin, die Gräfin Karoline Fuchs, wirklich in die Reihe der Ahnen und vorausgegangenen Kinder der kaiserlichen Frau auf, um ihr auch nach dem Tode noch die höchste Dankbarkeit und Verehrung auszudrücken. Dieselbe Kaiserin hatte auch, wie schon vor ihr Leopold I die Gruft erweitern, ein Mauseleum für sich und ihren Gemahl errichten und statt der alten, schöne bronzene Särge anfertigen lassen; so auch, in diesem einen Punkte sich ungeheissam bekennend, einen solchen für ihre Großmutter Eleonora Thereſia (von der Pfalz), welche in Nonnentracht in einfachem hölzernen Sarge und mit der Aufschrift „Eleonora Thereſia, arme Sünderin“ hatte bestattet werden wollen. Seit dem plötzlichen Tode des Kaisers Franz (zu Innsbruck 1756) kam Maria Theresia häufig in die Gruft, um an seinem Grabe zu beten, und da ihr in den letzten Jahren das Treppensteigen schwer wurde, ließ sie hier wie in ihren Gemächern in der Burg und im Schlosse Schönbrunn eine Aufzugmaschine anbringen, um sich ohne fremde Hilfe hinablassen und hinaufziehen zu können. Man erzählt, daß bei ihrem letzten Besuche in der Gruft, am 2. Novbr. 1780, die Maschine dreimal ins Stecken gerieth, so daß die Kaiserin bemerkte: „Die Gruft will mich nicht mehr fortlassen.“ Am 3. Decbr. fand sie in der That dort ihren Platz.

Anderer Art waren die Schicksale des Kapuzinerklosters unter Joseph II.* Die Commission zur Aufhebung der Klöster brachte aus den unterirdischen Räumen vier Patres ans Licht, welche dort unten, der eine 53 Jahre lang, gefangen gesessen hatten. Ein Theil des Klosters und der ganze Garten wurden zu Wohnhäusern verbaut. Dagegen ließ Franz I die Gruft abermals erweitern, wobei man auf eine römische Begräbnißstätte mit Gerippen, Ziegeln, Münzen u. dgl. stieß.

Gegenwärtig mögen etwa hundert Mitglieder des kaiserlichen Hauses dort begraben liegen. Das Ceremoniel für die Beisetzung einer Leiche ist folgendes: Der Leichnam wird einbalsamirt und mit allen Zeichen der getragenen Würden in der „Ritterstube“ oder in der Hofburgkapelle auf einem Paradebett ausgestellt, und zwar unterscheidet sich der Sargüberzug, der bei regierenden Herren oder deren Gemahlinnen schwarzer Sammet mit Gold, bei Erzherzögen rother Sammet mit Silber ist. Den der schwarzausgeschlagenen, mit Wappenschildern und allen üblichen Trauerzeichen geschmückten Kapuzinerkirche ziehen die Patres der Leiche bis zu der zwischen ihrem Kloster und der Hofburg gelegenen Augustinerkirche, in welcher das Herz des Verstorbenen beigesetzt wird, entgegen und geleiten mit Fackeln den Zug in ihre Kirche, in welche nur die wirklichen Leidtragenden Zutritt erhalten. Der Fürstbischof von Wien vollzieht nun die Einsegnung der Leiche, die Assistenten und Kapuziner singen die vorgeschriebenen Psalmen; die Kapuziner tragen dann bei Fackelschein den Sarg in die Gruft hinab, wo er noch einmal geöffnet wird. Der Oberstheſmeister fragt den Pater Guardian: „Erkennen Sie in dem (der) Verblichenen unsere(n) allergnädigste(n) Herrn(in) — den durchlauchtigsten Erzherzog ꝛc.?“ Auf die Bejahung erfolgt die Uebergabe und das feierliche Versprechen des Guardians, den Leichnam wohl verwahren zu wollen. Der Sarg, mit zwei Schlüsseln versehen,

Digitized by Google

In der Kapuzinergruft.

wird wieder verschlossen, einen Schlüssel behält der Oberstthofmeister, den andern der Guardian.

Am Allerseelentage (2. Novbr.) ist die Gruft Jedermann geöffnet und der Zudrang gewöhnlich sehr groß, doch erhalten Fremde jederzeit Zutritt. Napoleon I ließ sich 1809 die Gruft, wie auch die Loretokapelle in der Augustinerkirche öffnen und verweilte, wie in Potsdam vor dem Sarge Friedrich des Großen, hier lange vor der einfachen Ruhestätte Josephs II.

Die ersten Preußischen Panzerschiffe.

Der langjährige Streit zwischen Deutschland und Dänemark hat für uns auch das Gute gehabt, uns zu einer Marine zu verhelfen. Sein erster Ausbruch im Jahre 1848 legte den Grund dazu und überzeugte das deutsche Volk von der Nothwendigkeit einer angemessenen Seestreitkraft, wenn es seine Stimme im Rathe der Völker erheben und zur Geltung bringen wollte. Unglückliche Verhältnisse, die sich unserer Erörterung entziehen, ließen das begonnene nationale Werk zwar nicht in der Weise zu Stande kommen, wie anfangs gehofft war; der Enthusiasmus verrauchte und die vielversprechende deutsche Flotte kam unter den Hammer; jedoch ein deutscher Staat, Preußen, verkannte nicht seine Aufgabe und schritt stetig, wenn auch langsam auf dem betretenen Wege zur Schaffung einer Kriegsflotte weiter. Wenn die Zahl seiner Schiffe verhältnißmäßig auch nur gering war und im Laufe der Jahre wenig zunahm, so zeigte sich die Preußische Kriegsflagge doch in den entferntesten Gewässern der Erde und die Expeditionen unserer Schiffe nützten der künftigen Entwickelung und Wirksamkeit unserer Marine mehr als eine bloße Anhäufung von Schiffen. Sie waren eine vortreffliche Bildungsschule für Officiere und Mannschaften, die wichtigsten Factoren einer Marine, ohne welche auch die zahlreichsten und besten Schiffe nutzlos sind. Ueberdem fehlte es bisher an geeigneten Häfen, um eine größere Flotte tiefgehender Schiffe aufzunehmen, und ebenso gebot das Uebergangsstadium, in welchem sich der Kriegsschiffbau seit fünf bis sechs Jahren befindet, große Vorsicht.

Der letzte dänische Krieg hat bewiesen, daß Preußen es verstanden hat, ein in jeder Beziehung tüchtiges Personal für seine Flotte heranzubilden. Die junge Marine hat dem Lande gezeigt, daß es ihr weder an Muth noch Geschick fehlt, mit überlegenen Kräften den Kampf aufzunehmen, und sie hat geleistet, was von ihr zu erwarten war. Sie hat die Feuerprobe glänzend bestanden und dem Lande die Gewißheit gegeben, daß sie die Ehre der ihr anvertrauten Flagge stets zu wahren wissen wird.

Diese Thatsache, so wie die Befreiung der Herzogthümer von dänischer Herrschaft, wodurch an Deutschland der Hafen von Kiel, einer der schönsten und geräumigsten Kriegshäfen Europas zurückgegeben ist, haben der Flottenfrage einen neuen und nachhaltigen Impuls verliehen. Es sind jetzt die Elemente für eine bedeutende Erweiterung der Marine vorhanden, und die Preußische Regierung hat in der diesjährigen Marinevorlage kundgethan, daß sie ernstlich an die Herstellung einer entsprechenden deutschen Seemacht denkt. Die verhältnißmäßig bedeutende Vergrößerung des Materials im letzten Jahre zeigt deutlich, daß mit der Ausführung der Pläne nicht gezögert werden soll; vier Dampfcorvetten von zusammen 73 Geschützen, so wie zwei Panzerschiffe von 4 resp. 3 Geschützen sind der Zuwachs eines Jahres und als solche keineswegs zu unterschätzen.

Wir wollen unsern Lesern zunächst die Panzerschiffe als die jüngsten und zugleich die interessantesten Erwerbungen der Marine vorführen und ihnen eine möglichst anschauliche Beschreibung davon geben.

Digitized by Google

Streng genommen dürfen wir bis jetzt eigentlich nur von einem Preußischen Panzerfahrzeuge reden, da das zweite, der Cheops, zwar in Danzig angekommen, aber noch nicht abgenommen ist.

Als der Kaiser Louis Napoleon vor sechs Jahren das erste Panzerschiff „La Gloire“ construiren ließ, gab er damit das Signal zu einer allgemeinen Umwälzung im Kriegsschiffsbau.

Anfangs lächelte England mitleidig über die neue Idee des Nachbars. Bald jedoch trat Besorgniß an die Stelle des Lächelns. Das Invasionsgespenst mit allen seinen Schrecken tauchte drohend wieder auf, das stolze Selbstvertrauen auf die „hölzernen Mauern Alt-Englands“ wurde plötzlich auf das heftigste erschüttert und die Panzer-Colosse „Warrior“ und „Black Prince“ waren die Antwort auf „La Gloire.“

Da kam die Kunde von dem Kampfe des Merrimac und des Monitor von jenseits des Oceans. Das Panzerfieber ward allgemein, die schwebende Frage „Eisen oder Holz“ wurde, wenn auch etwas zu hastig, zu Gunsten des ersteren beantwortet und nicht allein England und Frankreich rivalisirten in fieberhafter Hast im Bau von Panzerschiffen, sondern auch die übrigen Seemächte folgten dem gegebenen Beispiele. Selbst Dänemark und Schweden blieben nicht zurück und wenn Preußen auch vorläufig nicht daran denken durfte, sich mit England oder Frankreich um die Herrschaft des Meeres zu streiten, so gebot doch seine Ehre, wenigstens seinen beiden Nachbarn in der Ostsee gewachsen zu sein und seine Häfen ebenfalls durch Panzerschiffe zu schützen.

Unsere Küstenverhältnisse und die geringe Wassertiefe der Ostseehäfen verbot die Beschaffung solcher mächtigen Fahrzeuge, wie sie die Werften Englands und Frankreichs im Warrior und Black Prince, Magenta und Solferino producirten. Wir waren gezwungen, uns an kleinere Dimensionen zu halten und die Klasse der Monitors in Betracht zu nehmen, d. h. Fahrzeuge, die so niedrig wie möglich auf dem Wasser liegen und ihre schwere Bewaffnung in Eisenthürmen tragen, welche sich in der Mittellinie des Schiffes befinden. Sowohl „Arminius“ wie „Cheops“ gehören zu dieser Klasse, d. h. sie sind speciell für die Vertheidigung der heimischen Küsten und Häfen und nicht für den Kampf auf offenem Meere bestimmt, wenngleich sie im Nothfalle größere Touren machen können, wie dies ersterer durch seine Reise von England und letzterer durch die Fahrt von Frankreich nach Danzig bewiesen hat.

Der Arminius war bereits im Jahre 1863 von der Preußischen Regierung bei den Gebrüdern Samuda in London bestellt und sollte im September 1864 zur Ablahme fertig sein. Der dänische Krieg verzögerte letztere jedoch um ein Bedeutendes und so ist das Schiff erst neun Monate später an Preußen abgeliefert.

Das Fahrzeug hat nicht das Imponirende, welches man bei Panzerschiffen voranzusetzen geneigt ist. Im Gegentheil unterscheidet es sich in seinem Aeußern wenig von einem Dampfkanonenboote, und seine niedrige Bemastung ändert an diesem Eindrucke nichts.

Seine Länge beträgt 200 Fuß, seine größte Breite 36, sein Tiefgang 14 Fuß. Sein Tonnengehalt beläuft sich auf 1230 Tons (à 2000 Pfd.) und seine Maschine von Penn und Sohn in Greenwich hat 300 Pferdekraft.

Die innere Haut des Schiffes, seine Rippen und Balken sind von Eisen, kann kommt eine neunzöllige Lage von dem ostindischen, besonders festen und zähen Thekaholze und auf dieser liegt ein $4^1/_2$zölliger Eisenpanzer, der bis drei Fuß unter die Wasserlinie reicht.

Das Vordertheil des Schiffes endigt in einem unter Wasser spitz zulaufenden, sehr massiv gebauten Schnabel oder Sporn. Ursprünglich gab man den Panzerschiffen diesen Sporn, um ihn als Waffe zum Niederrennen zu gebrauchen und versprach sich viel davon. Bei fühlerer Ueberlegung hat man sich später jedoch überzeugt, daß zum Niederrennen anderer in Bewegung begriffener Schiffe eine bedeutend übertegene Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit nöthig ist und die Sporen haben in Folge dessen viel von ihrem imaginären Werth als Waffe eingebüßt. Indessen hat man die Bemerkung gemacht, daß die Verlängerung die nautischen Eigenschaften der Panzerschiffe verbessert und sie deswegen auch bei den neueren Constructionen beibehalten.

Der Arminius hat zwei Gefechtsthürme. Dieselben sind ähnlich wie das Schiff erbaut, d. h. aus einer inneren Eisenhaut, 9 Zoll Thekaholz und $4^1/_2$zölligen Panzerplatten, die sich in der Nähe der Kanonenpforten zu 8 Zoll verstärkt.

Die Thürme haben einen inneren Durchmesser von 18 Faß und eine Höhe von 8 Fuß, sind jedoch um ihre halbe Höhe unter das Deck versenkt, so daß sie nur 4 Fuß über dasselbe hinausragen. Sie ruhen auf massiven Rädern und lassen sich mit Hilfe eines Zahnrädenwerkes durch Menschen drehen. Diese Drehung ist erforderlich, um den beiden parallel nebeneinander aufgestellten Geschützen die nothwendige Seitenrichtung zu geben, da sowohl der beschränkte Raum im Thurme als die engen Pforten eine Drehung der Geschütze selbst nicht gestatten. Zur Bewegung des Thurmes sind vier Mann an jeder Kurbel erforderlich und wird eine ganze Umdrehung in $2^1/_2$ Minuten bewirkt.

Die für die Bewaffnung des Arminius bestimmten Geschütze sind gezogene 72Pfünder Gußstahlkanonen mit Keilverschluß, welche von Krupp in Essen verfertigt werden. Eins derselben wird gegenwärtig auf dem Artillerieschießplatze in Tegel bei Berlin probirt. Es ist hierbei jedoch zu bemerken, daß der Ausdruck 72Pfünder bei gezogenen Geschützen sich nicht auf das Gewicht des Geschosses, sondern nur auf dessen Kaliber bezieht. Eine runde, aus dem Rohr gefoffene Kugel würde 72 Pfd. wiegen, da die gezogenen Geschosse jedoch ogival, d. h. cylindrisch, mit konischer Spitze sind, so wächst ihr Gewicht durch diese Form um ein Bedeutendes und das Geschoß des 72Pfünders wiegt in Wahrheit 225—230 Pfd., als Granate etwas weniger, als Vollkugel etwas mehr. Es wird mit einer Pulverladung von 16 Pfd. abgefeuert und hat bei der bekannten Treffsähigkeit der Preußischen Geschütze eine Tragweite von 5500 Schritt. Durch die beschränkte Pfortenhöhe der Thürme wird letztere jedoch auf 3800 Schritt reducirt, eine Entfernung, die für Seegefechte vollständig ausreicht. Das Rohr dieser gewaltigen Geschütze wiegt 130 Centner, die dazu gehörige Lafette 20 Centner.

In der Decke der Thürme befinden sich drei kreisförmige Oeffnungen von $1^1/_2$ Fuß Durchmesser. Sie sind theils zur Ventilation bestimmt, theils für den Geschützcommandeur, um den Geschützen die nothwendige Seitenrichtung, resp. den Thürmen die erforderliche Drehung zu geben. Zu diesem Zwecke sind Korn und Visir nicht auf den Geschützrohren, sondern oben auf den Thürmen über den Geschützen angebracht und der Geschützcommandeur, dessen Kopf sich außerhalb des Thurmes befindet, gibt von hier die Seitenrichtung.

Ein kleinerer dritter Thurm, welcher unmittelbar hinter dem vorderen steht, ist für den Commandanten im Gefecht bestimmt. Er ist nur aus $4^1/_2$ zölligem Schmiedeeisen erbaut, aber ohne Holzfütterung. Seine Höhe über Deck beträgt 5, sein innerer Durchmesser nur 3 Fuß und der Commandant steht darin auf einer eisernen durchbrochenen Plattform. Von oben wird er durch ein rundes schräg gestelltes Eisenschild gegen Flintenkugeln (bei etwaigen Enterungen) geschützt. Zwischen dem Schilde und der Thurmwand befindet sich ein halbkreiliger Zwischenraum, der dem Commandanten einen freien Ueberblick über den ganzen Horizont gewährt, jedoch kann er durch eine kreisförmige Mittelöffnung des Schildes auch den Kopf über den Commandothurm erheben. Unmittelbar unter letzterem steht das Steuerrad und ein Sprachrohr führt zur Maschine, so daß der Capitän stets die Bewegungen des Schiffes unmittelbar leiten kann.

Masten und Segel führt der Arminius nur in Friedenszeiten. Im Kriege werden sie fortgenommen und das Schiff verwandelt sich im Gefecht in eine schwimmende Batterie. Die eisernen Verschanzung ist so eingerichtet, daß sie überall herumtergeschlagen werden kann. Die Boote werden im Hafen zurückgelassen und ihre Krähne in gleicher Weise wie die Verschanzung niedergelegt; ja sogar die Schwellen der Luken sind zum Fortnehmen und im Kampfe bietet deshalb das Schiff eine sehr niedrige und schwer zu treffende Zielfläche, da das Verdeck nur 4 Fuß über Wasser liegt.

Der Preis des Arminius ist 480,000 Thlr. mit Ausschluß der Geschütze und Munition. Diese Summe ist aus den freiwilligen, dem Preußischen Kriegsministerium eingezahlten Gaben des deutschen Volkes bezahlt und deshalb der Name unseres ersten Panzerschiffes sehr passend gewählt worden.

Bei den angestellten Probefahrten hat die Geschwindigkeit des Arminius 11 Knoten ($2^3/_4$ geogr. Meilen in der Stunde) ergeben. Zwar ist dies Resultat kein glänzendes, es ist aber bisher der Technik überhaupt nicht gelungen, Panzerfahrzeugen von kleineren Dimensionen eine größere Schnelligkeit als die obige zu geben, ebenso wie es es noch nicht vermocht hat, die großen Panzerfregatten zu eben so guten Seeschiffen zu machen wie die hölzernen Kriegsschiffe sind. Ob dies je gelingen wird, muß die Zeit lehren und die Lösung dieses

Digitized by Google

Problems wird auch erst endgültig darüber entscheiden, ob die Frage „Eisen oder Holz“ in Wirklichkeit zu Gunsten des Eisens ausfällt.

Der „Cheops“ ist französischen Ursprungs und auf den Werften des berühmten Schiffsbauers Armand in Bordeaux erbaut. Ursprünglich mit seinem Schwesterschiffe Sphinx von den Consöderirten bestellt, kam er wie jener nicht zur Ablieferung, sondern wurde von der französischen Regierung zurückgehalten, um die Neutralität nicht zu verletzen. Die Sphinx ging dann nach Dänemark, wurde jedoch, angeblich wegen Untauglichkeit, nicht abgenommen und demnach an die Consöderirten verkauft. Das Schiff kreuzte den atlantischen Ocean und kam glücklich in Cuba an, ergab sich dort aber bedingungslos an die Vereinigten Staaten, da der Süden bereits besiegt war.

Der Cheops wurde unter Voraussetzung der Erfüllung gewisser Bedingungen, zu denen namentlich eine Schnelligkeit von 11 Knoten gehörte, von der Preußischen Regierung gekauft. Die Abnahme sollte in Danzig stattfinden und mußte das Schiff von Armand dorthin geliefert werden. Seit Anfang Juni befindet es sich dort, hatte aber das Unglück, bei den Probefahrten durch die Ungeschicklichkeit des Lootsen auf eine Sandbank zu fahren und dadurch ein Leck zu erhalten, in Folge dessen es gezwungen ist, in Danzig gedockt zu werden. Ob es abgenommen werden wird, steht noch dahin, obwohl es wahrscheinlich ist. Nach Berichten aus Amerika wird das Schwesterschiff, die Sphinx, die dort den Namen Stonewall erhalten hat, ausnahmend gelobt, soll sich in See vortrefflich gemacht haben und die Nordamerikaner erklären, es sei ihr bestes Panzerschiff. Sie besitzen deren nicht weniger als 52 und wenn die Erklärung wahr ist, so dürfte sie ein entscheidendes Moment für die Abnahme des Cheops werden. So viel steht indessen fest, daß Frankreich England im Panzerschiffbau vollständig überflügelt hat und viel bessere Schiffe liefert, als dieses. Die Construction des Schiffskörpers vom Cheops ist ähnlich wie die des Arminius, d. h. innere Eisenhaut, 9zöllige Thekaholzfütterung und $4^1/_2$zölliger Panzer. Auch die Maschinenkraft ist gleich und die Dimensionen weichen nur wenig von einander ab. Die Länge des Cheops beträgt 171 Fuß, seine Breite 32, sein Tiefgang $13^1/_2$ Fuß. Der Tonnengehalt dagegen beläuft sich auf 1503 Tons, weil das Schiff höher aus dem Wasser liegt als der Arminius ($5^1/_2$ F. statt 4). Auch ist der Sporn beträchtlich länger, als bei letzterem.

Der Hauptunterschied zwischen beiden Fahrzeugen liegt in der Construction der Thürme und im Motor. Die Thürme des Cheops sind nicht beweglich, sondern fest und die Maschine hat doppelte Schrauben, um durch Zusammen- oder Gegeneinanderwirken derselben die Manövrirfähigkeit des Schiffes zu erhöhen. Die Masten sind nicht zum Fortnehmen, die Verschanzung von Holz und nur in so weit zum Herunterschlagen eingerichtet, als dies für die Feuerwirkung der Geschütze in dem hinteren Thurme erforderlich ist. Ueberhaupt ist aber das Schiff weniger als schwimmende Batterie, wie als Seeschiff gebaut und macht unstreitig auf das Auge einen kriegsschiffsmäßigeren Eindruck als der Arminius. Daß die Sphinx den Weg nach Cuba ungefährdet zurückgelegt hat, ist jedenfalls auch eine Empfehlung für den Cheops. Die vorderen Thurmwände bilden zugleich die Außenwand des Schiffsbuges; der hintere Thurm dagegen steht in der Mittellinie des Schiffes für sich. Für den vorderen Thurm ist ein gezogener 72Pfünder, für den hinteren sind zwei Geschütze derselben Art bestimmt. Erst.rer hat eine gewöhnliche Stückpforte an jeder Seite, deren Dimensionen beliebige Höhen- und Seitenrichtung des auf einer Rahmenlafette stehenden und um Pivotbolzen drehbaren Geschützes zulassen.

Der hintere Thurm hat an jeder Seite zwei ähnliche Stückpforten, von denen je eine schräg nach vorn und hinten weist.

Bei beiden Schiffen liegen alle bewegenden Theile der Maschine unter der Wasserlinie und werden sowohl durch das Wasser selbst als auch den noch 3 Fuß unter das Niveau reichenden Panzer gegen Geschoßwirkungen hinreichend gesichert. Eine unter hohem Bogen von oben durch das Deck fallende Granate kann zwar deunoch die Maschine zerstören, jedoch ist ein solcher Fall in Seegefechten kaum anzunehmen und höchst unwahrscheinlich.

Jedenfalls erhält Preußens Marine durch diese beiden Schiffe einen ganz bedeutenden Stärkezuwachs. Zwar fehlt noch viel an der Flotte, welche wir im Verhältniß zu unsern maritimen Interessen nöthig haben, allein nach den energischen Anstrengungen der Preußischen Regierung im letzten Jahre dürfen wir erwarten, daß der Besitz einer entsprechenden Seemacht für uns nicht mehr in so ferner Zukunft steht. An der Hauptsache, einem tüchtigen Personal, fehlt es uns nicht und das Material ist nur eine Geldfrage. Zwei Lebensbedingungen für die Flotte sind jedoch der Hafen von Kiel und der Nord-Ostsee-Kanal; ersterer für die größeren Schlachtschiffe, letzterer, um einer feindlichen Seemacht die Mittel zu nehmen, die Ostsee abzuschließen.

Bei dem allgemeinen Interesse, das sich in ganz Deutschland für die Preußische Marine kundgibt, wird unsern Lesern eine Aufzählung der Seestreitkräfte Preußens gewiß willkommen sein und wir lassen diese daher zum Schlusse noch folgen.

Preußen besitzt gegenwärtig an see- und gefechtbereiten Dampfschiffen:

a. Panzerschiffe.		**d. Aviso.**	
Arminius . 4 Kanonen	300 Pferdekr.	Preuß. Adler	4 Kanonen 300 Pferdekr.
Cheops . 3 „	300 „	Loreley . . 2 „	120 „
(noch nicht abgenommen.)			
b. Gedeckte Corvetten.		**e. Kanonenboote I. Classe.**	
Hertha . . 28 Kanonen	400 Pferdekr.	5 Stück à 3 Kanonen	80 Pferdekr.
Nymfia . . 28 „	400 „		
Arcona . . 28 „	386 „		
Gazelle . . 28 „	386 „	**f. Kanonenboote II. Classe.**	
c. Glattdecks-Corvetten.		15 Stück à 2 Kanonen	60 Pferdekr.
Medusa . 17 Kanonen	200 Pferdekr.		
Nymphe . 17 „	200 „	**g. Königliche Yacht Grille.**	
Augusta . 14 „	400 „	2 Kanonen	160 Pferdekr.
Victoria . 14 „	400 „		

Summa: 36 Fahrzeuge mit 243 Geschützen und 5492 Pferdekraft.

An Segelfahrzeugen sind außerdem noch die Fregatten Gefion, Thetis und Niobe von zusammen 112, so wie die Briggs Musquito Rover und Hela von zusammen 38 Geschützen vorhanden. Die Gefion ist Artillerieschulschiff, die Niobe dient zur Ausbildung der Cadetten und die Briggs sind Schulschiffe für die Schiffsjungen.

Endlich besitzen wir noch 34 Ruderkanonenschaluppen zu 2 und 4 Kanonenjollen zu einem Geschütz, die jedoch nur zur Vertheidigung der Flüsse, Haffs und Binnengewässer dienen und nicht in See gehen können.

Die Summe aller Preußischen Kriegsfahrzeuge stellt sich mithin auf achtzig mit einer Bewaffnung von 165 Geschützen, deren kleinstes Kaliber der gezogene 12Pfünder ist. Wir dürfen also immerhin schon von einer Preußischen Flotte reden.

Am Familientische.

Maria Theresia über das Verhältniß einer Frau in der Ehe.

Ein Brief an ihre Tochter Marie Christine.*)

„Meine liebe Tochter! Du wünschest, daß ich Dir über Deine künftige Lage einen Rath gebe. Es gibt viele Bücher, welche diesen Gegenstand behandeln; ich will nicht wiederholen, was sie sagen. Du weißt, daß wir Frauen unsern Männern unterworfen, daß wir ihnen Gehorsam schuldig sind, daß unser einziges Streben sein soll, unserem Gemahle zu dienen, ihm nützlich zu sein, ihn zu unterm Rath und dessen Freunde zu machen. Wenn auch manche Beispiele unglücklichenweise das Gegentheil zeigen, so kann ich Dich doch nicht von Deiner Pflicht entbinden. Du nimmst Deinen Mann aus Neigung; darum allein habe ich in Deine Ehe gewilligt. Du kennst ihn, Du darfst mit Grund hoffen so glücklich zu werden, wie man es nur auf dieser Welt sein kann.

Trachte darnach, den göttlichen Segen durch ein christliches Leben zu verdienen. Sieh anderen ein Beispiel durch Deine Wohlthätigkeit, Deine Andacht, durch ein geordnetes Benehmen und beschedene Zurückhaltung, die Du überall beobachten mußt. Es kommt Dir zu, den Ton anzugeben, und ich bin überzeugt, daß Du es thun wirst; Du bist ganz geeignet dazu. Du besitzest Anmuth und Hingabe, aber hüte Dich, diese Tugenden und schönen Eigenschaften zu übertreiben. Ich mag Dich besonders davor warnen, weil Du aus zärtlicher Liebe zu Deinem Mann leicht in ein Uebermaß gerathen könntest, das ihm zur Last fallen würde; nichts ist so delikat, als diese Klippe; die zärtlichsten und tugendhaftesten Frauen, die Frauen, die aus Neigung heirathen, scheitern daran. Je mehr Du sogar mit unschuldigen Liebkosungen sparsam bist, desto mehr wirst Du geschätzt werden. In unserem Jahrhundert will man vor allem keine Scene; durch die schlechten Beispiele ist es dahin gekommen, daß man ohne Anstoß auch so erscheinen kann. Je mehr Du Deinem Mann Freiheit läßt, indem Du so wenig als möglich Scene und Galanterien von ihm verlangst,

*) Aus dem französischen, im Besitz des Erzherzogs Albrecht befindlichen Originale übersetzt.

beste liebenswürdiger wirft Du Dich machen; er wird Dich suchen und sich Dir hingeben.

Es muß Dein vorzüglichstes Bemühen sein, daß er bei Dir eine immer gleiche Laune, dieselbe Gefälligkeit, dasselbe Entgegenkommen finde. Suche ihn zu unterhalten, zu beschäftigen, damit er sich nicht anderwo wohler fühle. Um Dir sein Vertrauen zu erwerben, muß Du trachten, es durch Dein Benehmen und Deine Discretion zu verdienen. Niemals finde ein Verdacht in Deinem Herzen Eingang; je mehr Du Deinem Gemahle Freiheit läßest, je mehr Du ihm in vielem Punkte Dein Vertrauen bezeigst, deste ergebener wird er Dir sein. Alles Glück der Ehe besteht im gegenseitigen Vertrauen und Entgegenkommen. Die thörichte Liebe vergeht bald; aber man muß einander achten und lieben. Der eine muß der wahre Freund des andern sein, wenn man in der Ehe glücklich leben, die Prüfungen dieser Zeit ertragen und — sein Seelenheil schaffen will: das aber ist das einzige, das wesentlichste Ziel unsres Strebens, in welchem Stande wir uns auch befinden. In dieser Hinsicht fürchte ich nur ein Zuviel, das auf Euer gemeinschaftliches Glück Einfluß üben könnte. Ich habe Dich ersterfüchtig auf Deine Freundinnen gesehen; hüte Dich dafür bei Deinem Manne; das würde ihn entfernen. Nicht einmal scherzen darfst Du über diesen Punkt; von Scherzen kommt man zu Verwürfen, der Aerger kommt dazu, die gegenseitige Achtung und der Reiz des Lebens entschieden, und die Abneigung tritt ein. Je mehr Du Deinem Manne Vertrauen bezeigst, deste ergebener wird er Dir bleiben.

Dieses Glück, in seinem Hause immer wieder eine liebenswürdige Gemahlin zu finden, die nur daran denkt, ihren Mann glücklich zu machen, ihn zu unterhalten, zu trösten, ihm nützlich zu sein, die ihn nie belästigt, ihn immer wollkommen heißt, sich mit seinen Aufmerksamkeiten begnügt und glücklich ist, um ihn zu sein. Wer das auch nicht im Anfang erkennt, wird doch die Wirkung davon in der Folge erfahren.

Alle Ehen würden glücklich sein, wenn man diesen Weg einschlüge. Aber alles hängt von der Frau ab, sie soll die rechte Mitte innehalten, die Achtung und das Vertrauen ihres Mannes gewinnen; sie soll beides nie mißbrauchen, weder damit prunken noch dadurch ihn beherrschen wollen. In dieser Hinsicht ist Deine Lage ebenso heiklat, als es die meinige war. Laß ihn niemals Deine Ueberlegenheit fühlen. Nichts wird einen schwer, wenn man wohlgesinnt und verständig ist; besonders bin ich ruhig.

Keine Koketterie, keine Eitelkeit ist Dir erlaubt. Höre auf niemand, der anders spricht. Zeige vielmehr, daß Du über diese Aeußerlichkeiten erhaben bist. Bei einer verheiratheten Frau ist alles von Wichtigkeit, nichts geringfügig. Kleide Dich immer bescheiden! Einer verheiratheten Frau ist das nicht gestattet, was man bei einem Mädchen passiren läßt. Die anderen können der Eitelkeit zuweilen huldigen.

Habe keine Vertraute; das soll Dein Mann allein sein. Ich will nicht einmal eine Ausnahme für mich in Anspruch nehmen, um Dich nicht daran zu gewöhnen, mir vertrauliche Mittheilungen zu machen. Du hast Geist und Talente genug, wenn Du sie zu Deinem Glück gebrauchen willst, um so mehr, als der Charakter und das Benehmen Deines Gemahls Dich über die Zukunft nicht beruhigen kann, als alles andere, wenn Du nicht selbst Dein glückliches Verhältniß zu ihm störst.

Du mußt darnach trachten, immer Deinen Gemahl zu beschäftigen und seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen; das ist das einzige Mittel, in seine Verirrungen zu gerathen. Man findet um so mehr Geschmack an Vergnügungen, wenn man sie mit Maß genießt; Du hast genug Beispiele davon gesehen.

Ordnung in der Tageseintheilung und im Haushalte ist die Seele eines ruhigen und glücklichen Lebens. Ich weiß, daß man jetzt an kein Vergnügen mehr glaubt, wo nur irgentwelche Eile dabei ist. Ich kann damit nicht übereinstimmen, da ich es selbst erfahren habe und es jeden Tag noch erfahre, wie diejenigen Leute, die am meisten jene Manier verabscheuen, sich am meisten langweilen, am wenigsten glücklich sind; sie haben an nichts mehr Freude, taßen ihren Launen und Sinnen freien Lauf und werden am Ende von denselben tyrannisirt.

Ich spreche natürlich von der Ordnung, die mit dem Willen Deines Gemahles vereinbar ist. Nichts darf Dich abhalten, denselben nachzugeben. Du mußt alles opfern, wenn es sich darum handelt, ihm zu gefallen oder seinen Willen zu thun. Du kannst nicht immer recht haben; Du hast nur zu gehorchen. Einmal kannst Du Deine Einwürfe und Vorstellungen mit Sanftmuth und Güte vorbringen; wenn er aber das Gegentheil entscheidet, bleibt Dir nur übrig zu gehorchen und zwar so, daß man sieht, Du machst daraus ohne Mißhalt Deine eigene Angelegenheit. Nichts ist leichter, wann man wahrhaft liebt und seine Pflicht kennt. Das ist aber auf dieser Welt der einzige Weg, glücklich und ruhig zu sein.

Wenn Dein Gemahl Dich immer bemüht findet, ihn durch Dein Entgegenkommen zu erfreuen, wenn Du dahin strebst, daß er sich daheim glücklicher, ruhiger, gemüthlicher befinde, als anderswo, dann kannst Du darauf rechnen, ihn zu fesseln und so Euer Glück zu gründen; aber Du mußt ihn nie nöthigen wollen das einzugestehen; er muß davon überzeugt werden.

Sehr häßliche und sehr alte Frauen haben oft die heftigsten Leidenschaften entzündet durch ihr Entgegenkommen wie durch ihre Gewandtheit, die Leute zu unterhalten und anzuziehen, während die schönsten Frauen vernachlässigt werden, weil ihnen diese Eigenschaften fehlen. Je wenger Talente, deste besser. Das ist noch ein Uebel, welches heutzutage sehr in der Mode ist; aber man muß eine große Ueberlegenheit des Geistes und viel Geradheit haben, um ohne Nachtheil täuschen zu können. Ueberdies erzeugt dieser Ton eine gewiße Familiarität, bringt Bitterkeit in die Geselschaft, und vertreibt den Anstand, wie die Höflichkeit. Leide niemals an Deinem Hofe zweideutige Redensarten noch Kraftscherzen. Kläre die Dinge unverzüglich auf, so muß Du die schlechte Laune im Keime ersticken. Bei jeder Gelegenheit zeige Deinen Eifer, der Tugend Gerechtigkeit widerfahren zu laßen; entsetne aus Deiner Geselschaft alle diejenigen, denen sie fehlt. Laß Pünktlichkeit in allen Dingen an Deinem Hofe herrschen. Verpflichte die oberen Beamten, die Leute in Ordnung zu halten. Laße keinem in diesen Punkte etwas durchgehen, überlaße aber immer den Oberdeamten die Zurechtweisung, ohne Dich selbst damit zu befaßen. Das ist das einzige Mittel, gut bedient zu werden und geschickte Leute zu haben.

Ich sage Dir nichts über Dein eigenes Benehmen. Vernachlässige nie die Pflichten der Religion; im Ehestand bedarf man mehr als sonst des Gebetes und der Hilfe Gottes. Deine religiöse Lectüre muß regelmäßig stattfinden; ich empfehle es Dir besonders, darin pünktlich zu sein. Richte Dich in Deinen Andachtsübungen wie in Deiner Wohlthätigkeit nach dem Rathe Deines Beichtvaters.

Der gütige Gott hat Dir so viel Talente und Vorzüge verliehen; Er hat Dich sichtlich aus Deiner zahlreichen Familie auserwählt, Deinen Eltern und Deiner frommen und hilfsbedürftigen Schwägerin Glück und Wonne zu bereiten, indem Er Dir einen tugendhaften, liebenswürdigen Gemahl gab, dem Du Deinen eigenen Willen opfern sollst. Ich hoffe, daß der liebe Gott das Werk vollenden wird; Er kann es. Doch glücklich machen, wenn Du Ihn nicht verlässest und meine Rathschläge befolgst, deste werden Dir ebenso wie meine zärtliche Liebe niemals fehlen. Ich gebe Dir meinen Segen und umarme Dich zärtlich und bin für immer Deine treue Mutter

Wien, 1766. Maria Theresia m. p.

Die evangelische Gemeinde in Belgrad.

Nachdem Fürst Milosch die Freiheit und Selbstständigkeit Serbiens erschoten hatte und durch einen Ferman des Sultans im Jahre 1830 bestätigt war, begann er alsbald an der innern Hebung des Volkes zu arbeiten. Zur Erreichung dieses Zweckes dachte er schon damals an die Anlegung deutscher Colonien und veranlaßte den Oberbergkauptmann v. Herder, welcher 1835 das gedeigenreiche Serbien genauer untersuchte, seine sächsischen Landsleute zur Einwanderung nach Serbien zu bewegen, wobei ausdrücklich das Versprechen hinzugefügt war, daß für ihre kirchlichen Bedürfnisse gesorgt werden solle. Im Jahre 1839 kam die erste deutsche Colonie, etwa 20 Familien stark, und schon in den vierziger Jahren regte sich der Trieb nach der Bildung einer eigenen deutsch-evangelischen Gemeinde. Die Folge gepflogener Verhandlungen mit dem evangelischen Oberkirchenrathe Preußens gewährte der märkische Gustav-Adolf-Verein die Mittel zur Sendung eines Geistlichen, und die serbische Regierung erließ ein Gesetz, zu welchem sie unter Vorbehalt bedeutender Vorrechte für die herrschende orientalische Kirche allen auerlannten christlichen Religionsbekenntnissen freie Ausübung ihres Gottesdienstes gestattete. Im Frühjahr 1846 traf endlich jener Pastor in Belgrad ein, welcher 1847 ordinirt wurde. Aber schon 1858 stellte der Gustav-Adolf-Verein seine Unterstützung wieder ein und der bisherige Geistliche wurde wegen der drohenden Revolutionsführung in die Heimat zurückberufen. Nachdem diese in der Einsetzung der alten Obrenowitschen Dynastie ihre Erledigung gefunden, nahm sich der Central-Ausschuß für innere Mission der Reformirten Glaubensgenossen an, und sendete ihnen einen neuen Seelsorger, den Pfarrer D. v. Cölln, der am 29. Mai 1859 seine Antrittspredigt hielt und drei Jahre lang von jenem Bereich besorget wurde. Am 26. April 1860 schenkte der greise Fürst Milosch der Gemeinde eine fertige Capelle, die am 7. Sonntag nach Trinitatis unter dem Namen „Lazarusliche“ eingeweiht wurde. Am 1. Februar 1862 übernahm der Regierung das Patronat über die evangelische Gemeinde und den größten Theil der Besoldung des Pfarrers. Für den Rest trat einstweilen der Gustav-Adolf-Verein ein. Die Gemeinde zählt jetzt circa 400 Seelen. Außerdem leben im Innern des Landes, besonders in Schabatz, Matarapwel und Studlina bei Obrenowatz noch nahe an 200 Seelen zerstreut, die aber nur selten besucht werden können, weil das Reisen im Innern des Landes, das jetzt erst in seiner Entwicklung begriffen, zur Zeit noch mit zu bedeutenden Kosten und Unbequemlichkeiten verbunden ist.

F. L.

Briefkasten.

An Hr. M. in B. und Leser in Pfarrfeld. — Um Deutsche, die nicht italienisch verstehen, in Dantes Werke einzuführen, erschien uns noch immer die gereimte Uebersetzung von Streckfuß am geeignetsten. Dem Inhalt nach ist sie im ganzen treu und treffend, die Sprache ein verständliches und genießbares Deutsch, überdem besser, als in der gleichfalls gereimten Uebersetzung von Bernd von Guseck. — Zur tiefern Bekanntschaft dienen dann Graulo gereimte Uebersetzung der Hölle, mit Anmerkungen, die besonders in theologischer Beziehung manches Treffliche enthalten, ferner die ungereimten Uebersetzungen von Philalethes und Kopisch, letztere mit gegenüberstehendem italienischen Texte. Keine dieser Uebersetzungen mit ihren Anmerkungen genügt für sich; eine muß die Lücken und Unsetzigkeiten der andern ersetzen. Zum wahren Verständniß ist das eigne und fortgesetzte Studium Dantes unerläßlich. Die Literatur über Dante umfaßt bekanntlich eine eigene Bibliothek.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 1.

Unter Verantwortlichkeit von J. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Juli 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 43.**

Schwester Maria de las Angustias.

Historische Episode aus der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Fast stillschweigend ging die Reise bis Burgos vor sich und nur von Zeit zu Zeit wurden einige kurze Phrasen zwischen dem Hauptmanne und den Reisenden über das Wetter, über die Gegend und andere gleichgültige Gegenstände gewechselt. Am dritten Tage bemerkte die Dame, daß einer der Soldaten der Eskorte fehle und auf ihre deshalb gestellte Frage antwortete der Hauptmann, daß er ihn mit einem Rapporte an den Commandanten von Burgos vorausgeschickt hätte. Als sie am Sonnabend Abend ziemlich spät vor den Thoren der Stadt angekommen waren, schlug man den Weg um die Mauer herum ein, anstatt durch die Straßen zu reiten, und der Hauptmann schien die Bemerkung, die die Dame darüber machte, überhört zu haben, denn er beantwortete sie nicht.

Es war schon ziemlich finster, als man am entgegengesetzten Thore ankam, wo zum größten Erstaunen der Dame ein Piquet von einigen zwanzig Lanciers unter der Führung eines Officiers die Reisenden erwartete. Don Louis bat sie, von ihrem Maulthiere herab und in einen Wagen, der ihr vorgeführt wurde, einzusteigen.

„Sennora," sagte er, „ich bitte Sie um Entschuldigung, unsern Reiseplan etwas verändert zu haben, doch der General meinte, daß es besser für uns wäre, die Gelegenheit dieser Eskorte zu benutzen und diese Nacht durch bis Miranda zu fahren, wo wir uns morgen ungestört ausruhen können."

Die Dame schien unwillig zu sein; sie gab vor, sie sei äußerst müde, hätte noch einige Bestellungen in Burgos zu machen und fürchte sich außerdem, die Nacht zu durchreisen. — Der Hauptmann erwiederte, daß, so leid es ihm auch thäte, ihren Wünschen nicht nachkommen zu können, es ihm doch unmöglich wäre, den Befehlen des Generals nicht zu gehorchen. Es käme ihm selbst sehr komisch vor, fügte er hinzu, daß man ihm, der doch kaum genesen sei, nicht einmal vergönne, eine Nacht zu ruhen; aber, wie er gehört habe, sei der General so vorsichtig geworden, weil ihm angezeigt worden wäre, daß Emissäre unter allerhand Kleidung von jeglichem Stand den Gebrüdern Hierros Berichte, Befehle und Geld von ihren Anhängern überbrächten.

Die Dame erwiederte kein Wort und stieg in den Wagen. Don Louis bat sie um die Erlaubniß, sich neben sie zu setzen, da die Nacht kühl und auch er ermüdet sei; ehe er aber seinen Platz einnahm, ließ er sich seine Pistolen aus den Satteltaschen geben und legte sie, so wie Degen und Dolch auf den Rücksitz.

„Wer weiß, ob wir sie nicht gebrauchen werden," sagte er im Hineinsteigen, „es scheint, als wenn die Herren im Gebirge einen wichtigen Emissär erwarten, denn so eben hörte ich, daß man Feuer auf der Höhe will gesehen haben . . . Doch fürchten Sie nichts, Sennora, niemand soll Ihnen ein Haar krümmen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf!" . . . Dann sich aus dem Wagenschlag beugend: „Adelante, Caballeros!" rief er, und wie der Wind rollte der von vier derben Maulthieren gezogene und von der Eskorte umringte Wagen über die Landstraße von Castilien.

Während der ganzen Fahrt saß Don Louis schweigend zur Seite der Dame; in Bibienna, wo die Maulthiere gewechselt wurden, fragte er sie, ob sie eine Erfrischung zu sich nehmen wollte und nach ihrer verneinenden Antwort lehnte er sich dermaßen zum Wagenfenster hinaus, daß ein umherschleichender Stalljunge, der neugierige Blicke in den Wagen zu werfen schien, nichts darin zu erkennen im Stande war.

Gegen Morgen hielt der Wagen plötzlich auf der Landstraße still; die als Vortrab dienenden Lanciers waren zurückgekommen und meldeten dem Officier, daß untrügliche Zeichen eines projectirten Hinterhaltes sich ungefähr eine halbe Meile weiter vorwärts befänden. Don Louis verließ den Wagen und unterhielt sich einen Augenblick leise mit dem Officier, dann kehrte er zurück und sagte, indem er sich in den Wagenschlag lehnte:

„Sennora, ich muß Sie bitten auszusteigen, denn Sie werden wahrscheinlich im Wagen nicht mehr sicher genug sein, da es anzunehmen ist, daß die Briganten zuerst auf die Maulthiere schießen, und die kurze Zeit, die dann zu Ihrem Aussteigen nothwendig ist, dazu benutzen werden, um uns so viele Leute, wie möglich zu tödten. — Bitte, nehmen Sie meine Hand — so . . . doch vergessen Sie dieses

Digitized by Google

kleine Säckchen nicht, das seit Balladolid Sie nie zu verlassen scheint . . ."

Die Dame gehorchte schweigend, man konnte jedoch an allen ihren Bewegungen wohl bemerken, daß, wenn sie Herrin ihres Thuns und Lassens gewesen wäre, sie vielleicht nicht so gehandelt hätte. Don Louis half ihr ein Pferd, das von einem Soldaten gehalten wurde, besteigen, wonach er sich einen Augenblick entfernte, und da die Nacht sehr finster war und der Officier verboten hatte, Laternen anzuzünden, so konnte sie nicht sehen, wer einige Schritte von ihr folgende Worte sprach:

„Sie sind nicht gescheit, Pedro, mit Ihren ewigen Voraussetzungen, wie wäre es nur möglich zu denken, daß diese Dame eine Emissärin der Hierros wäre und daß wir sie escortirten. Sie wissen nicht, was Sie reden, Pedro, und wäre es wirklich so, nun, in einer halben Stunde werden wir ja wahrscheinlich mit ihnen zusammenkommen, und wenn sie da nur eine verdächtige Bewegung macht . . . glauben Sie es mir, Pedro, ich kenne Don Louis sehr gut, und wäre es seine leibliche Mutter, Schwester oder Frau, er würde ihr seinen Dolch in die Kehle stoßen, so wahr die heilige Jungfrau mich beschützen möge! . . ."

Die Dame zitterte am ganzen Körper, sie wollte ihre Hand auf den Sattelknopf legen, fand ihn aber nicht und bemerkte zu ihrem größten Erstaunen, daß sie auf einer wollenen Decke säße, und daß der Sattel dem Pferde abgenommen sei.

Plötzlich zuckte das Pferd zusammen und ein Arm legte sich um die Taille der Dame . . . sie schrie auf . . .

„Verzeihen Sie mir, Sennora," sagte Don Louis, der schon hinter ihr auf dem Pferde saß, „ich dachte nicht daran, daß es so dunkel wäre, daß Sie mich nicht hätten zu Pferde steigen sehen . . . so, jetzt incommodire ich Sie weniger."

„Erlauben Sie mir denn nicht, allein auf diesem Pferde zu bleiben?" fragte die Dame.

„Ganz gewiß nicht," antwortete Don Louis, „ich habe unserm Freunde, dem Vater Anselmo, versprochen, über Sie zu wachen und habe mich, so zu sagen, bis Vitteria für Sie verbürgt und muß alle Vorsicht aufwenden, damit ich meinem ihm gegebenen Versprechen treu bleibe . . . Wir sind bereit, Don Cajetano," fuhr er fort, sich an den Officier wendend, „befolgen Sie nur aufs genaueste meine Befehle."

Die Dame fühlte, wie der linke Arm des Hauptmanns sich um ihren Körper legte und die Zügel ergriff; in seiner Rechten sah sie einen Revolver und bemerkte ganz gut, daß an der an seinem Handgelenke befestigten Degenquaste der bloße Säbel hing.

„Fürchten Sie nichts, Sennora," sagte der Hauptmann, „ich verlasse Sie, Sie kommen unversehrt in Vitteria an."

Auf das Commando des Officiers setzte sich der Zug in Bewegung, der Wagen fuhr zuerst und die Escorte, den Hauptmann und Donna Anna in der Mitte, folgten. Ungefähr eine halbe Stunde lang fuhr man ziemlich langsam, aber beim Eingang in eine Art von Gebirgswald fing ein starker Trab an; noch ungefähr zehn Minuten ging alles in der größten Ruhe von statten . . . da erschall plötzlich ein gelles Pfeifen durch den Wald . . . Don Cajetano commandirte Galopp . . .

Der Zug brauste mit Windeseile dahin . . . nach einigen Augenblicken fiel ein Schuß — bald ein zweiter — mit einem Male eine ganze Salve.

Die Maulthiere, die den Wagen zogen, stürzten; doch ohne einen Augenblick zu verziehen, trennte sich die hinter ihm reitende Escorte, stürmte an den beiden Seiten des Wagens vorbei und vereinigte sich wieder, nachdem sie an den in ihrem Blute schwimmenden Maulthieren vorüber waren. — Als wäre nicht das Geringste vorgefallen, sagte die Escorte den Berg hinauf, man sah aber ganz gut, daß der zurückgebliebene Wagen von Leuten umringt sei — man hörte fluchen — noch einige Schüsse — dann wurde alles mit einem Male still.

„Vorwärts, Don Cajetano," schrie Don Louis, „ich wette, sie schlagen den Fußsteig über Cavedra ein und in einer halben Stunde haben wir sie wieder auf dem Nacken, wenn wir ihnen nicht zuvorkommen."

Die Pferde schienen Flügel zu haben, sie schienen die Angst der Reiter zu theilen, denn in weniger als einer halben Stunde war das Plateau erreicht.

„Demonio," schrie plötzlich Don Cajetano, „dort das Licht . . . die Schurken haben uns überholt . . . Sie hatten Recht, Capitän, was thun?"

„Vorwärts," schrie Don Louis, „vorwärts, wir müssen durch!"

Wiederum sausten die Pferde im fürchterlichsten Galopp davon, die Dame hatte sich fest an den Hauptmann geklammert, sie konnte kaum mehr athmen und schien leise ein inbrünstiges Gebet zum Himmel zu senden.

Eine Kugel riß plötzlich den Tschako eines Soldaten herunter . . bald folgten mehrere Schüsse . . . bald wiederum eine ganze Salve . . . es schien, als wenn die Rebellen sich nicht mehr eines Hinterhaltes bedienen, sondern die Escorte auf der Landstraße erwarten wollten . . .

Schon sah man die schwarzen Umrisse von einigen dreißig Menschen in der Entfernung von einigen hundert Schritten sich auf den grauen Grund der Heerstraße zeichnen.

„Was thun?" fragte Don Cajetano.

„Vorwärts!" rief Don Louis, „durch! und einige tüchtige Pistolensalven den Hunden!"

Man rückte mit Sturmesseile der Catastrophe näher. Der Hauptmann hielt die am ganzen Körper zitternde Dame mit dem linken Arme, während er mit der Rechten seinen Revolver erhob . . .

„Bücken Sie sich, Sennora," sagte er, „und verbergen Sie Ihren Kopf in meinem Mantel.

„Gott sei mir gnädig!" rief die Dame in deutscher Sprache.

„Er wird uns beschützen, Durchlauchtigste Fürstin!" antwortete Don Louis ebenfalls deutsch.

Schwester Maria de las Angustias, die unsere Leser vielleicht schon längst unter den Falten der Mantille der Donna Anna vermuthet haben werden, stieß einen furchtbaren Schrei aus . . .

„Ich bin verloren!" rief sie.

„Feuer!" kommandirte Don Cajetano.

„Feuer!" klang es aus dem Haufen der Rebellen.

„Es lebe die Königin!" schrien die Soldaten, indem sie ihre Pistolen links und rechts abfeuerten, ohne den wüthenden Lauf ihrer Pferde nur einen Augenblick anzuhalten.

„Es lebe die Religion!" war das Geschrei, das unter Musketenfeuer von beiden Seiten ihnen zuscholl.

Wie ein Ungewitter stürmte die Escorte vorwärts, und obgleich sie von dem Schießen der Rebellen verfolgt wurde, war sie doch in wenigen Augenblicken aus der Schußweite und konnte den Lauf der kaum mehr athmenden Pferde etwas vermindern. Nach einer halben Stunde erreichte man ein Städtchen, wo einige Garnisen lag und wo man beschloß, die Nacht zu verbringen, denn einige von den Soldaten waren verwundet und viele von den Pferden verfagten den Dienst. Don Louis, der seit dem Augenblicke, wo die Gefahr am höchsten war, noch kein Wort mit der Dame gewechselt hatte, ließ sie auf ein Zimmer führen und sie bitten, möglichst schnell sich zur Ruhe zu begeben, da man wahrscheinlich am nächsten Morgen früh die Reise fortsetzen würde. Sie warf einen Blick zum Fenster des ihr angewiesenen Zimmers hinaus, Lanciere lagerten im Hofe; sie öffnete die Thüre, ein auf- und abgehender Soldat fragte, was sie befehle; sie begriff, daß sie bewacht sei und schloß die Thüre.

Gegen Mittag erwachte die Schwester; ein Geräusch ließ sich vor der Thüre des Hauses hören; sie erhob sich, war in einem Augenblicke angekleidet und sah, daß es die Post, die so eben angekommen und die die Pferde wechselte, war. Im selben Augenblicke klopfte man an die Thüre und Don Cajetano trat ein.

„Sennora," sagte er zu der Nonne, die eiligst mit der Mantille ihr Gesicht verdeckt hatte, „der Hauptmann Don Louis läßt sich Ew. Gnaden empfehlen und bittet Sie, sich bereit zu halten, sogleich abzureisen; der Wagen harrt seit einer halben Stunde Ew. Gnaden."

Die Schwester nahm ihre kleine Reisetasche. — „Ich bin bereit, Sennor," sagte sie.

Der Officier verbeugte sich tief und öffnete die Thüre, eine Dienerin stand mit der Chocolade davor, jedoch die Schwester gab mit einer Handbewegung kund, daß sie nichts begehre und stieg die Treppen hinunter.

Eine ziemlich bequeme Reisekutsche hielt vor der Thür und kaum war die vorgebliche Donna Anna eingestiegen, als der Wagenschlag sich schloß, Don Cajetano ihr mit entblößtem Haupte eine gute Reise wünschte und die Pferde im Trabe das Städtchen verließen. Schwe-

Digitized by Google

ster Maria de las Angustias hatte wohl einen spähenden Blick umhergeworfen, jedoch Don Louis, den sie wahrscheinlich zu finden hoffte, war nirgends zu sehen; wohl aber bemerkte sie gleich, daß der Wagen mit allen Bequemlichkeiten, Spiegel, Toilette, kalter Küche und Wein, die eine ziemliche lange Reise erforderte, versehen war.

Drei Tage und drei Nächte rollte der Wagen ununterbrochen auf der Landstraße; fünf oder sechs Mal nur hatte man angehalten, um die Pferde zu wechseln, und jedes Mal sah die Nonne einen Bedienten, der die den Wagen umgebenden Neugierigen in gebührigem Respekt zu halten schien. Wenn sie ausstieg, um einige Schritte zu gehen, so bemerkte sie ganz gut, daß der Diener seinen Oberrock öffnete und nachlässig mit dem Kolben eines Revolvers spielte; auch war es ihr aufgefallen, daß mandmal beim Pferdewechseln dem Diener ein Billet übergeben wurde, das dieser, nachdem er es gelesen, in kleine Stücke zerriß. Es war mitten in der Nacht, als der Wagen still hielt, der Schlag sich öffnete und der Bediente die Nonne bat, auszusteigen; sie gehorchte, ein Maulthier stand bereit, das sie mit Hilfe des Dieners bestieg und von ihm und einigen ziemlich verdächtig aussehenden Männern begleitet, schlug man einen Seitenweg ein, der nach einer Stunde ungefähr auf eine andere Landstraße führte. Eine frischere Luft und dumpfes, fernes Geräusch ließen die Nonne schließen, daß man sich nahe am Meeresstrande befände, und wirklich sah sie noch einigen Zeit, vom Monde beleuchtet, zu ihrer Linken das Meer. Ein Seitenweg führte sie zum Gestade, wo ein ziemlich großes Fischerboot ihrer zu harren schien. Man hieß sie vom Pferde steigen und sich in das Boot begeben; jedoch zum ersten Male seit ihrer Entführung beschlich sie eine unnennbare Angst, und sie weigerte sich bestimmt, das Land zu verlassen. Der Bediente näherte sich ihr: „Sennora," sagte er leise, „man hat mir befohlen, wenn Sie sich weigern sollten, mir zu folgen, Sie sogleich in die erste Stadt zum Corregidor zu führen und da vom Gerichte Ihren Reisezaß öffnen zu lassen." Schwester Maria ward sehr bleich . . .

„Ich folge Ihnen," sagte sie mit zitternder Stimme, „aber um Gotteswillen, wohin führen Sie mich?"

„Morgen früh sind Sie frei und in Sicherheit, Sennera, und alles wird Ihnen erklärt werden . . . bitte, beeilen Sie sich."

Die Nonne stieg in das Fischerboot, wo ihr ein bequemer Sitz bereitet war, der Diener und die übrigen Begleiter blieben am Lande zurück, sie warf einen Blick um sich und sah nur einen ziemlich alten Mann und einen Knaben, der ihm beim Lichten der Segel half; bald bemerkte sie jedoch einen Mann, der, in seinen Mantel gehüllt, in einer Ecke des Bootes zu schlafen schien.

Ein leichter Wind schwellte die Segel und das Boot glitt mit Vogelschnelle über die nahe am Ufer immer etwas hohen Wellen.

Bis fünf Uhr Morgens dauerte die Fahrt und nichts hatte sich am Bord seit dem Abstoßen des Bootes verändert; der alte Mann saß noch immer, seine Thonpfeife rauchend am Steuerruder; der Knabe war bemüht, überall etwas zu thun; die Nonne saß, traurig nachdenkend, ihren Blick auf das flüchtige Ufer gerichtet, und immer noch lag jener Mann, den sie schon beim Einsteigen erblickt, schlafend in seinen Mantel gehüllt, da.

Das Boot legte in einer kleinen Bucht an, die zwischen Felsen versteckt, ein nm nahegelegenen Städtchen fast unsichtbar war; der alte Mann ließ es sich in den Sand einfahren und gab dem Knaben ein Zeichen, den Schlafenden zu erwecken. Dieser gehorchte, bengte sich über ihn und es gelang ihm nach einigem Rütteln.

„Was ist geschehen?" rief eine der Nonne wohlbekannte Stimme, die sie jedoch tief erschütterte, „warum weckt man mich?"

„Wir sind angekommen," antwortete der Knabe.

Der Schläfer richtete sich in die Höhe und die schlanke Figur des Hauptmanns Don Louis zeigte sich.

„Ah . . . Pardon," rief er, als er die Nonne erblickte, „verzeihen Sie mir, liebe Schwester, Ihnen diese Nacht ein so schweigsamer Gesellschafter gewesen zu sein; aber, bei meiner Ehre, ich konnte mich nicht mehr aufrecht halten, es sind jetzt beinahe sechs Tage her, daß wir Valladolid verlassen und," setzte er lächelnd hinzu, „wir sind oft scharf geritten."

Mit einem Sprunge war er aus dem Boote und reichte der Nonne die Hand zum Aussteigen; kaum waren beide ans Land, als der alte Schiffer mit der größten Eile sein Boot wieder flott machte und in die See stach, nachdem er von Don Louis eine Hand voll Geld erhalten. Mit Hilfe des Hauptmannes erstieg Schwester Maria de las Angustias den etwas steilen Felsen und beide befanden sich in einer mit Bäumen bepflanzten Allee, die zu dem Städtchen führte.

„Wo sind wir?" waren ihre ersten Worte, die sie an den Hauptmann richtete.

„In San Juan de Luz," antwortete er, „das erste französische Städtchen diesseits der spanischen Grenze."

Nach einigem Schweigen blieb die Nonne plötzlich stehen, ihr Haupt erhob sich gebieterisch, sie schlug den Schleier ganz zurück und zum ersten Male war es dem Hauptmann gestattet, sie genau zu betrachten. Sie konnte vielleicht dreißig Jahre alt sein, und war, wie wir schon bemerkt haben, von hoher, majestätischer Gestalt; ihr Gesicht von einem dunkelblonden, starken Haarwuchs umgeben, hatte so weiche, sanfte Züge, daß es mit ihrem hohen Wuchse einen auffallenden Contrast bildete. Sie war schön, niemand konnte es leugnen, und doch sah man auf ihrem Gesichte, daß der Sommer ihres Lebens verschwunden und daß herbe Leiden einen frühzeitigen Herbst herbeigeführt hätten. Sie war verblüht, vor der Zeit gealtert und doch — wer hätte behaupten können, daß, wenn das Glück diese halbwelke Blume mit seinem belebenden Hauche angeweht hätte, sie nicht noch einen prangenden Spätsommer hätte haben können? Man sah, daß sie gewohnt war, gebeugte Häupter vor sich zu sehen, und daß jeglicher Wille bisher dem ihren gewichen war; sie hatte sich schweigsam und würdig der Gewalt, die sie entführte, gefügt; jetzt jedoch, da sie sich in einem Lande wußte, wo der, welcher ihr Verfolger zu sein schien, machtlos war, steht erhob sich ihr Haupt gebieterisch und mit vor Zorn zitternder Stimme sagte sie:

„Ich finde keinen Ausdruck für Ihr Verfahren, mein Herr; Sie hatten Recht, Ihre Uniform auszuziehen, denn jegliche Epaulette ist entehrt, wenn sie dazu dient, einer Frau, die sich der Ehre beffen, der sie trägt, anvertraut, Gewalt anzuthun. Bin ich frei? kann ich meine Schritte wenden, wohin ich will? oder bin ich immer noch gezwungen, Ihre Gesellschaft zu ertragen?"

Sie hatte spanisch gesprochen und das unterdrückte Gefühl ihres beleidigten Stolzes schien sie mit einem Male so zu überwältigen, daß Thränen ihren Augen entströmten. Don Louis stand aufrecht vor ihr; sein Blick hatte sich nicht einen Augenblick gesenkt, als die Nonne ihm diese herben Worte zurief, und seine Stimme hatte eher einen Anklang von Traurigkeit, als von Zorn, als er ihr im fließendsten Deutsch antwortete:

„Ew. Hoheit ist frei, ich muß noch heute nach Spanien zurück und mein Anblick wird Sie nicht länger belästigen. Wollen Sie mir gestatten, Sie bis zum Städtchen zu führen, von wo aus Sie den Weg einschlagen können, der Ihnen beliebt?"

Sie hatte weder diesen ruhigen Ton, noch diese in deutscher Sprache gegebene Antwort erwartet, blieb daher einen Augenblick unschlüssig.

„Und wenn ich nach Spanien zurück wollte?" fragte sie endlich.

„Ich glaube, die Post kömmt um vier Uhr durch San Juan de Luz und wann Sie dieselbe nehmen, können Sie schon um sechs in Spanien sein," antwortete Don Louis ruhig.

„Und Sie würden mir kein neues Hinderniß in den Weg legen?" fragte sie nach kurzem Schweigen.

„Gewiß nicht," erwiederte der Hauptmann, „ich sagte schon vorhin Ew. Hoheit, daß Sie frei zu thun und zu lassen sei, was Ihr beliebt."

„Aber warum haben Sie mich denn gezwungen, Spanien zu verlassen? Warum haben Sie mich denn mit Gewalt hierher gebracht, um mir einen Augenblick nachher zu gestatten, wieder dahin zurückzukehren, von wo Sie mich entführt haben?" Don Louis sah sie ruhig an:

„Es ist dies sehr einfach," antwortete er, „weder der Arzt, noch meine kräftige Constitution haben mich vom Tode errettet, sondern nur die aufopfernde Pflege Ew. Hoheit, die Tage und Nächte an meinem Lager zugebracht haben. Ich wollte die Schuld zu bezahlen suchen und Ew. Hoheit von einer sichern Schmach erretten."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr."

„O gewiß verstehen Sie mich," fuhr der Hauptmann mit derselben Ruhe fort, „in jener Reisetasche tragen Sie Papiere genug, um, wenn dieselben der Oeffentlichkeit übergeben werden, einen der größten Skandale, die je ein Land erlebt hat, hervorzurufen. Sie, gnädigste Fürstin, sind die Emissärin, von deren Durchreise der

Digitized by Google

commandirende General in Burgos schon Kenntniß hatte; jedoch ehe es Ihnen gelungen wäre, jene geheimen Befehle den Gebrüdern Hierros im Gebirge zu übergeben, wären Sie sicher arretirt worden . . . und ich weiß nicht, was Ihnen geschehen wäre . . . Der Obrist des Lancierregimentes, mein intimer Freund, gestattete mir, mich dem Piquet anzuschließen, das er nach Miranda zu schicken hatte . . . Sie wissen das übrige . . .“

Schwester Maria de las Angustias stand sprachlos vor ihm . . . ein schwerer Kampf schien in ihrem Innern vorzugehen . . . endlich schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Sie träumen,“ sagte sie, „ich beschäftige mich weder mit Politik, noch mit anderen weltlichen Angelegenheiten, ich bin Nonne und darf nur an ein jenseitiges Leben denken.“

Don Louis lächelte kalt . . . „Nachdem wir die Hierros hinter uns hatten,“ fuhr er fort, ohne ihr direkt zu antworten, „hielt ich es weiter für meine Pflicht, Ihnen den Ausgang aus einem Lande zu erleichtern, wo Sie den größten Verfolgungen einer Partei, deren Befehle Sie auszuführen versprochen hatten und, wenn auch unfreiwillig, nicht ausgeführt haben, ausgesetzt sind. Ich verließ jenes Städtchen einige Stunden nach unserer Ankunft und überließ Sie der Begleitung eines mir befreundeten Ehrenmannes, der in Bedientenkleidung Sie bis zu dem Orte brachte, von wo Sie sich einschifften; ich hatte auf dem Wege Ihnen die nöthigen Pferde, wie auch jenes Schmuggelroboot, das uns nach Frankreich geführt hat, besorgt. Jetzt, gnädigste Fürstin, jetzt glaube ich, ist meine Pflicht erfüllt . . . jetzt, ich wiederhole es noch einmal, jetzt sind Sie frei und sich selbst überlassen. Es kann mir nicht einfallen, Sie verhindern zu wollen, nach Spanien zurückzukehren und Ihrem sichern Untergange entgegenzugehen: aber es war meine Pflicht, Sie ein Mal davon zu erretten und Ihnen den Abgrund zu zeigen, worin herrschsüchtige Priester keine Gewissensbisse hatten, Sie stürzen zu wollen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen . . . Jetzt thun Sie, was Ihnen beliebt, Prinzessin!“

Einen Augenblick stand die Nonne sprachlos.

„Aber was konnte Sie denn bewegen, sich einer Sache anzunehmen, die doch gar kein Interesse für Sie hat?“ fragte sie:

„Ich bin spanischer Officier, Madame,“ antwortete Don Louis, indem er den Kopf zurückwarf, und wenn Sie mir auch antworten würden, daß Sie die Emissärin hoher und allerhöchster Personen jenes Landes sind, so könnte ich Ihnen die Worte des unsterblichen Dichters citiren: „„Meinen Degen gab mir das Land durch die Hand des Fürsten . . .““

„Und warum, wenn Sie Ihrem Schwure so getreu sind, nahmen Sie denn nicht jene Reisetasche, die, wie Sie sagen, jene wichtigen Papiere enthält und übergaben sie dem General in Burgos? Sie würden gewiß ein sehr schnelles Avancement gehabt haben, und ich konnte mich dem ja nicht widersetzen — ich war ganz in Ihrer Gewalt.“

Don Louis warf einen langen, vorwurfsvollen Blick auf Schwester Maria de las Angustias.

„Ich hatte die Ehre, Ihnen vorhin zu sagen, daß ich Sie für die Erretterin meines Lebens halte, und ich setze hinzu, damit meine Handlungsweise verständiger werde: Ich bin wie Sie, gnädigste Fürstin, ein Deutscher, und meine Väter sind Jahrhunderte lang Unterthanen der Ihrigen gewesen — ich konnte weder Ihr Verräther noch Ihr Mitwissender werden und glaubte, so handeln zu müssen, wie ich es gethan.“

„Aber wie konnten Sie denn das alles erfahren, was Sie zu wissen vorgeben, denn ich muß Ihnen nochmals wiederholen, daß nur Träumereien . . .“

„O ich bitte Sie, gnädige Fürstin,“ unterbrach Don Louis, „kein Wort mehr darüber, ich stand hinter einem Pfeiler der Kapelle, als Ew. Hoheit mit Vater Anselme oder besser mit Lord B . . . darüber sprachen.“

Die Nonne stieß einen lauten Schrei aus . . . sie war bleich wie ein Leichnam und ihre zitternden Hände gegen den Hauptmann ausgestreckt, rief sie in fast unverständlichem Tone:

„Und Sie haben alles gehört? . . . alles?“

Don Louis ließ den Kopf sinken — „Alles!“ antwortete er.

Die Nonne schien ihm nicht zu glauben . . . wie eine Wahnsinnige trat sie vor ihn hin . . . ihre Augen schienen ihn durchdringen zu wollen . . .

„Alles?“ fragte sie noch einmal?

„Alles!“ erwiederte der Hauptmann mit einem vielsagenden Blicke.

„O, ich entsinne mich!“ stammelte die Nonne — „e! ich bin verloren! und Sie wissen auch . . . warum ich in ein Kloster ging?“

„Ich weiß es“ . . . sagte der Hauptmann.

„Ich bin verloren!“ schluchzte die Fürstin, indem sie mit beiden Händen ihr bleiches Gesicht bedeckte . . . rettungslos verloren!“

Don Louis schwieg einige Minuten lang; er schaute mit dem innigsten Mitgefühl auf die unglückseligte Frau, die mit den schrecklichsten Schmerzen rang; er, der Abenteurer, der in seinem so bewegten Leben sein Herz gegen jegliche Empfindung hatte stählen müssen, er fühlte, wie eine Thräne sein Auge verdunkelte und fast unwillkürlich beugte er Knie und Haupt vor jenem fürstlichen Elende.

„Verzeihen Sie, Hoheit,“ sagte er, „ich wußte nicht, was ich hinter jenem Pfeiler hören würde . . . und als ich das erste Wort gehört, fesselte mich eine unwiderstehliche Gewalt, und ich möchte sagen, zwang mich, alles zu hören. — Es war Unrecht . . . verzeihen Sie . . . Schwester Maria!“

Die Nonne ließ langsam die Hände von ihrem Gesichte herabfallen — es war verstört und bleich und große Thränen liefen über ihre Wangen, sie hob sprachlos ihre Augen und schien ein inniges Gebet gen Himmel zu senden.

„Stehen Sie auf, Don Louis,“ sagte sie endlich, „weder Sie noch ein anderer ist an alle dem Schuld . . . Gott wollte auch den Rest des bittern Kelches nicht an mir vorübergehen lassen . . . Sein Name sei gebenedeit und Sein Wille geschehe! . . .“

(Schluß folgt.)

Mutter und Kind.

Kindlein in der Mutter Schooß,
O wie selig ist Dein Loos!
Was die Welt Dir auch mag reichen,
Dieser Zeit
Seligkeit
Ist's nicht zu vergleichen.

Ueber Dir wie hell und klar
Wacht ein treues Augenpaar.
Welche Wonne, welch Entzücken
Wenn ihr Kind
Sanft und lind
Sie ans Herz kann drücken!

Zwischen Deinen heitern Scherz
Und das treue Mutterherz
Schiebt sich trübend nichts dazwischen.
Thränen sind
Einem Kind
Leicht noch abzuwischen.

Digitized by Google

Mutter und Kind.

Nach dem eignen Gemälde auf Holz gezeichnet von Franz Meyerheim in Berlin.

Digitized by Google

Die Darwinsche Hypothese.

Ein Gespräch.

Wir hatten die prächtigen Gewächshäuser durchwandert, dann das reichhaltige naturhistorische Museum betrachtet und saßen nun rastend im zoologischen Garten, der Naturforscher, der Poet, der Philosoph und ich, vor uns die schlanke zierliche Giraffe, zu deren Füßen sich eine Riesenschildkröte bewegte, nahebei der Elephant, weiterhin die Aussicht auf die Löwen- und Bärenzwinger.

„Welch unergründliches wundervolles Gottesgeschöpf ist die Natur!“ sagte der Dichter. „Wie tausendfältig sie mit Formen und Lebensgestalten spielt! Welch ein Reichthum in ihren unzähligen Wasser-, Land- und Luftgeschöpfen! Ist es nicht, wenn das Auge zwischen ihnen hin und her wandert, als badete es in einem Meere der kindlich-tiefsinnigsten Gottesgedanken, deren jeder für sich unendlich ist und die doch alle zusammen auf die fastliche Weise nur Ein Unendliches aussprechen?“

„Ja,“ sagte der Naturforscher, „es ist merkwürdig, zu welcher Mannigfaltigkeit sich eine einzige Urzelle steigern konnte. Darwin meint zwar, daß die Thiere von etwa vier oder fünf und die Pflanzen von eben so vielen oder noch weniger Stammarten herrühren. Er sagt dann, die Analogie würde ihn noch einen Schritt weiter führen, nämlich zu glauben, daß alle Pflanzen und Thiere von einer einzigen Urform abstammten; doch könne die Analogie eine trügerische Führerin sein. Aber ich thue diesen Schritt unbedenklich, indem ich mich nicht auf die Analogie stütze, sondern auf das erkannte Gesetz. Ist es einmal Naturgesetz, daß sich das Vielartige aus dem Einfachen entwickelt, so kann aller Mannigfaltigkeit auch nur Eine embryonische Urzelle zum Grunde liegen.“

Der Poet sah ihn groß an und sagte: „Meinen Sie oder Darwin dies als ideale Anschauung oder als physische Wirklichkeit?“

„Die Naturforschung,“ versetzte der andere, „idealistirt nicht und dichtet nicht; sie hält sich ans Reale, an die Erfahrung.“

„Vortrefflich,“ rief der Dichter. „Aber wo in aller Welt hat Darwin denn die Erfahrung gemacht und gesehen, daß ein Pilz eine Gurke, ein Moos ein Apfelbaum, daß ein Blutegel eine Schildkröte, oder ein Maulwurf eine Giraffe geworden sei?“

„Mit demselben Rechte,“ entgegnete der Naturforscher, „könnten Sie fragen, wer es je gesehen, daß eine Eichel zum tausendjährigen Baume, daß Meeresboden zum Hochgebirge geworden sei: und doch wissen wir, daß beides geschieht, aus Erfahrung.“

„Möchten Sie uns nicht mit der Darwinschen Lehre näher bekannt machen?“ sagte ich. „Den Hauptgrundsatz haben Sie zwar ausgesprochen, aber so allein scheint mir derselbe — verzeihen Sie! — ganz in der Luft zu schweben.“

„Ich hoffe Sie eines andern zu überzeugen,“ erwiederte er. Beim Nachsinnen über die Entstehung der Thier- und Pflanzenarten hat sich Darwin die Vermuthung aufgedrängt, daß jede Art nicht unabhängig von der andern erschaffen sei, sondern nach der Weise der Varietäten von andern Arten abstamme. Um zu finden, wie dies geschehn sein könne, unterfuchte er die Veränderungen der Hausthiere und der Culturpflanzen und überzeugte sich, daß erbliche Abänderungen in großer Ausdehnung möglich seien, und daß das Vermögen des Menschen, geringe Abänderungen durch deren ausschließliche Auswahl zur Nachzucht, d. h. durch künstliche Züchtung zu häufen, sehr beträchtlich sei. Auch bei den organischen Wesen in der freien Natur kommen Umstände vor, welche kleine Abänderungen herbeiführen, auch da sind sie im Stande sich zu summiren, und es geschieht dies durch den Kampf um das Dasein. Denn da weit mehr Einzelwesen jeder Art erzeugt werden, als fortleben können, und deßhalb das Ringen um Existenz beständig wiederkehren muß, so folgt daraus, daß ein Wesen, welches in irgend einer für dasselbe vortheilhaftesten Weise auch nur um etwas von den übrigen abweicht, unter mannigfachen und oft veränderlichen Lebensbedingungen größere Aussicht auf Fortdauer hat, und demnach bei der natürlichen Züchtung im Vortheile ist. So entwickeln sich aus einer Urart verschiedene höher gesteigerte Abarten; jene, als die minder geeignete Lebensform stirbt aus, während die zur Nachzucht auserlesenen Varietäten nach dem strengen Erblichkeitsgesetze jedesmal ihre neu abgeänderte Form fortzupflanzen streben. In dem einfachsten Wesen, dem einfachsten Organ liegt die Möglichkeit seiner höchsten Entwickelung und Umgestaltung, wie die vergleichende Anatomie uns zeigt; der Instinct der Thiere führt sie zu den Bedingungen der Verwirklichung dieser Möglichkeit, welche anfangs unmerklich, allmählich so bedeutend wird, daß die Kreuzung der Abarten bereits unfruchtbar bleibt. So fügt sich in leisen Uebergängen, während der ungeheuren Perioden der Naturentwickelung Abwandlung zu Abwandlung, Fortgestaltung zu Fortgestaltung; und wer dies Gesetz einmal erkannt hat, kann sagen: „Nur ein Korallenthier gebt mir und hundert Millien Jahre dazu, so ist die Erde mit all diesen Thierorten, ja mit Menschen bevölkert! Das, im kurzen, ist Darwins Theorie.“

„Merkwürdig!“ sagte der Poet. „Ich möchte gleich die Schildkröte, die Löwen, die Klapperschlangen als Lettern umarmen. Aber wissen Sie, — die Verwandtschaft würde darunter nicht leiden, — daß man die ganze Hypothese auch umdrehen, den Baummipfel in die Erde pflanzen könnte?“

Der Naturforscher sah ihn im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit kalt an.

„Ich meine,“ fuhr er unbeirrt fort, „daß man die Leiter, die Sie hinaufsteigen, auch herabsteigen kann, um bei demselben Ziele anzulangen. Nach meinem bisehen Erfahrung und Naturbetrachtung habe ich immer gesehen, daß, wo für Pflanzen oder Thiere die nothwendigen Lebensbedingungen mangeln oder beschränkt werden, nicht Steigerung sondern Verkümmerung eintritt, die Abarten werden dabei nicht vollkommener, sondern unvollkommener. Ja, ich muß dies für eine unwiderlegliche Thatsache halten. Gebe ich dann aber die Möglichkeit des Uebergangs von einer Art in die andere zu, so kann ich in Qualle und Koralle nur die im Drangsal des Lebens heruntergekommenen Bettern von Affe und Giraffe, in diesen aber unmöglich geniale Parvenüs sehen.“

„Sie müssen zugeben,“ sagte der Philosoph, „daß dieser Einwand von Erheblichkeit ist.“

„Durchaus nicht,“ erwiederte der Naturforscher. „Denn erstens zeugt gerade die Betrachtung der Aenderungen bei Hausthieren und Culturpflanzen, daß die Fortbewegung vom Unvollkommeren zum Vollkommeneren geht.“

„Ja,“ sagte der Dichter, „wenn der Mensch mit seinem Verstande sich einmischt, wenn er durch sorgfältige Pflege den Kampf ums Dasein beseitigt, wenn er die dadurch schon herbeigeführte Verödung durch verständige Auswahl und Absonderung bei der Fortpflanzung, vielleicht auch durch wohlberechnete Kreuzung der Rassen befördert. Glücklicherweise regiert diese Sorte von Verständigkeit und Berechnung in der Naturwelt nicht. Die Natur möchte sonst unausstehlich philisterhaft sein, da sie jetzt voll himmlischer Genialität ist. Wollen Sie aber sehen, wie die Natur verfährt, und zugleich wie falsch der Schluß von der wirthschaftlichen Züchtung auf den Naturzustand ist, so überlassen Sie einmal unsre feinsten einheimischen Culturpflanzen im freien Felde sich selbst, überlassen Sie einmal die edelsten Rassen unsrer Hausthiere dem ungepflegten und ungebundenen Leben in Wald und Haide, was gilt's, nach einer Reihe von Jahren sind sie alle ausgeartet und verwildert, und ihre Nachgeschlechter, je mehr sie den Kampf ums Dasein zu bestehen haben, um so mehr zu ganz ordinären Geschöpfen ihrer Art heruntergekommen.“

„Allerdings ist es unzulässig,“ meinte der Philosoph, „aus Veränderungen, welche durch die sorgfältigste Pflege des Daseins herbeigeführt werden, auf ähnliche Veränderungen zu schließen, welche der Kampf ums Dasein bewirken solle. Aber Sie sagten erstens: Sie müssen noch ein zweitens haben.“

„Das hab' ich,“ entgegnete der Naturforscher, „und dies zweite beweist eben, daß der von Ihnen angefochtene Schluß dennoch richtig ist.“

„Darauf könnte ich antworten,“ sagte der Philosoph, „daß nichts in der Welt einen logisch falschen Schluß in einen richtigen zu verwandeln vermag. Doch lassen Sie hören.“

„Zweitens also,“ fuhr jener fort, „zeigen uns die geologischen

Digitized by Google

Thatsachen, die Versteinerungen, vom ältesten Uebergangsgebirge an durch die ganze Secundär- und Tertiärzeit hindurch, daß eben wirklich eine aufsteigende Entwickelung, eine stetige Fortbewegung zum Höheren und Vollkommneren bei Pflanzen wie bei Thieren stattgefunden habe."

„Sie wollen sagen," versetzte ein würdiger alter Herr, den wir bei den Fossilien des Museums kennen gelernt und der sich während dieses Gesprächs unserm Tische genähert hatte, — „Sie wollen sagen, daß in den verschiedenen Gebirgsschichten, je jünger sie sind, sich desto höhere und ausgebildetere Gattungen von Pflanzen und Thieren zeigen."

„Nun ja," sagte der Poet, „aber daß die einen die Väter der andern gewesen, davon steht in den Gesteinen nichts. Wir sahen im Museum die phantastischen riesenhaften Halbeidechsen, die Saurier der Urzeit, und sie folgten, wenn ich mich recht erinnere, auf lauter Fische mit wunderlichen Schwänzen. Welcher jüngste von diesen Fischen hatte denn den ältesten Saurier zum Enkel oder Urenkel? Aber im Ernst: finden sich unter den Petrefacten wirklich Uebergänge und Zwischenstufen, etwa zwischen Fischen und Sauriern oder zwischen andern Thierklassen? In dem Museum habe ich nichts dergleichen bemerkt. Oder halten Sie den Pterodaktylus, auf den Sie mich aufmerksam machten, für eine Uebergangsform zwischen Sauriern und Vögeln?"

„Das fällt mir natürlich nicht ein," erwiederte der Naturforscher. „Aber Sie setzen eine Vollständigkeit der geologischen Urkunden voraus, die wir nicht haben und nicht haben können. Wir kennen wenig vom Innern der Erdrinde und zwei Drittheile derselben bedeckt das Meer. Es hätten die sonderbarsten Zufälligkeiten sich vereinigen müssen, um uns gerade die Uebergangsformen zu erhalten."

„Es sind also wirklich noch keine gefunden?" fragte der Dichter.

„Nein," sagte der alte Herr. „Aber ich erlaube mir zu sagen: es hätten die sonderbarsten Zufälligkeiten sich vereinigen müssen, um uns gerade die Uebergangsformen zu entziehen, wenn sie überhaupt vorhanden gewesen wären."

„Das ist eine paradoxe Behauptung," versetzte der Naturforscher, „für die ich mir doch einen Beweis ausbitten möchte."

„Nun," sagte der alte Herr, „so lassen Sie uns zunächst bei den Fischen und Sauriern bleiben; denn diese, als die ausgebildeteren Wirbelthiere müßten doch wohl von jenen abstammen. Sie wissen, daß die devonische Formation, das ältere Steinkohlengebirge und die Zechstein- oder permische Formation in dieser Reihe aufeinander folgen, mithin auch die Zeiten ihrer Ablagerung sich ebenso aneinander schließen. In den devonischen Gebilden kennen wir etwa 120 Species von Fischen und nicht Einen Saurier; in der Steinkohlenformation, einschließlich des Kohlenkalks, 143 Fischarten und die ältesten Saurier, den Archaegosaurus Decheni und Archaegosaurus minor; in der nachfolgenden Zechsteinbildung bereits 20 Arten Saurier aus den drei Geschlechtern Proterosaurus, Palaeosaurus und Thecodontosaurus."

„Was beweist das?" unterbrach er. „Die sedimentären Ablagerungen dieser Gebirge sanken doch ohne Zweifel im Meere statt, wie das schon die Menge von Fischarten zeigt; die Saurier aber waren Amphibien, etwa Sumpfthiere, und finden sich deshalb in den älteren Perioden seltener, auch schon weil ihrer erst wenige waren. Wie wollen Sie da erwarten, gerade die Uebergangsformen zu finden?"

Der alte Herr fuhr ruhig fort: „Sogar Saurier einer späteren Periode, wie der Ichthyosaurus und Plesiosaurus, können nur im Meere gelebt haben. Aber Sie vergessen, daß nach Ihrer oder Darwins Ansicht nicht die Saurier zu Fischen, sondern die Fische zu Sauriern geworden sein sollen, und daß wir daher auf Seiten der Fische die Anfänge und Uebergänge finden müßten, ein andres Knochen- und Muskelsystem zu erlangen, die Flossen in Füße mit Zehen zu verwandeln, den Hals langzustrecken, die Nase zu öffnen, die Kiemen in Lungen umzugestalten. Je allmählicher, je langsamer, in je geringeren Abänderungen dies geschehen wäre, um so sicherer müßten wir erwarten, unter den vielen tausend Exemplaren von Fischen der langen Steinkohlenperiode irgend ein Beispiel davon zu finden. Aber nicht eins ist aufgefunden. Das müßte doch, wären solche Uebergänge damals vorgekommen, der allerseltsamste Zufall sein. Eben so wenig aber werden Sie eine Uebergangsform zwischen zwei verschiedenen Thierarten aus irgend einer anderen Gebirgsformation nachweisen können. Die geologische Thatsache ist, daß die verschiedenen Arten theils nacheinander, theils nebeneinander, aber immer und überall ohne jene hypothetischen Vermittlungsgebilde auftreten. Gewissenhafte Naturforschung erfindt wohl auch Hypothesen, um erfahrungsmäßige Thatsachen zu erklären, sie erfindt aber keine Thatsachen, die nur ein Zufall uns verbergen sollte, um grundlose Hypothesen zu stützen.

„Ist denn die Vielheit der Arten keine Thatsache?" rief der Naturforscher lebhaft. „Ist es keine Thatsache, daß deren Mannigfaltigkeit im Verlaufe der geologischen Perioden fortwährend zugenommen hat?"

„Das letztere ist sehr zu bezweifeln," sagte der alte Herr; „aber wäre auch beides richtig, so fehlen doch eben diejenigen Thatsachen, auf welche allein sich die Hypothese stützen könnte. Die Natur ist unerschöpflich reich an Formen aller Art. Warum sollte sie nicht Verschiedenartiges neben einander hervorgehen lassen? warum in den productiven Perioden nicht unabhängig nacheinander? Wir kennen jetzt auch 67 chemische Elemente verschiedener Art: wollen Sie diese etwa auch aus einer Urart ableiten? —"

„Sie bezweifelten so eben —"

„Erlauben Sie," sagte der alte Herr, indem er einige Blätter hervorzog, „daß ich Ihnen einige Worte aus einer Rede des trefflichen Forschers Bolger vorlese, die ich zufällig bei mir trage. Er sagt hier: „Es weist durchaus nichts darauf hin, daß die jetzige große Mannigfaltigkeit der Arten entstanden sei aus einer früher geringeren Anzahl von Arten, indem aus einzelnen früheren Arten sich viele neue entwickelt hätten. Gerade der Umstand, daß Arten der früheren Periode in einer späteren ausgestorben erscheinen, weist darauf hin, daß früher wohl durchschnittlich eben so viele Arten existirt haben, als gegenwärtig. Ja, wir wissen aus einzelnen Beispielen nachzuweisen, daß ganze Thiergruppen in der Vorzeit örtlich eine größere Mannigfaltigkeit besaßen als gegenwärtig. So finden wir in den Schichten des Pariser Tertiärbeckens, für dessen Periode doch nicht etwa die Herrschaft der Weichthiere angenommen werden kann, soviele Konchylien vereinigt, wie wir sie gegenwärtig an keinem Punkte der Erde, selbst nicht im Antillischen Meere, kennen. Somit würde, wenn die Darwinsche Hypothese gegründet ist, jedenfalls nicht eine Zurückweisung auf immer wenigere Arten, und endlich auf Eine Stammart stattfinden, sondern es wäre die jetzige Vielheit lebender Arten an die Stelle einer Vielheit anderer Arten getreten." — „Denn," fuhr er fort, „habe ich nur hinzuzufügen, daß ich eben aus den schon erörterten Gründen die Darwinsche Hypothese für unbegründet halten muß."

„Hypothese?" rief der Naturforscher. „Ist das aufgefundene Gesetz der fortschreitenden Entwicklung Hypothese? Wird es nicht durch die embryonische Entwicklungsgeschichte jedes Organismus bestätigt?"

„Hier muß ich doch Einspruch thun," sagte der Philosoph. „Hat man das Gesetz gefunden, nach welchem sich das Einzelwesen als solches aus dem Samen, dem Ei, der Zelle zur vollen Gestaltung entwickelt, so würde man vielleicht berechtigt sein, dies Gesetz auf die fortschreitende Entwicklung der Arten alsdann anzuwenden, wenn diese als Thatsache feststände. Dies ist aber, wie wir gehört haben, nicht der Fall. Zu sagen, weil eine gesetzliche Entwicklung des Individuums stattfindet, darum muß auch eine gesetzliche Entwicklung der Arten auseinander stattfinden, ist gegen alle Logik, ist im recht eigentlichen Sinne eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*.*) So wird diese Hypothese doch wohl Hypothese bleiben."

„Ja," rief jener, indem er unmuthig aufstand, „für jeden, der nicht das höhere Bedürfniß fühlt, die Thatsachen der Natur wissenschaftlich zu erklären."

„Gott sei Dank, das fühle ich gar nicht!" sagte der Dichter. „Ich habe hingehorcht, wo man solche Erklärungen versucht, — was höre ich? Alle Erklärungen laugten doch bei dem Unerklärlichen an, und selbst das Erklärte behielt immer noch eine unerfaßliche Lebensfülle, die glücklicherweise gar nicht hinauszuerklären war. Angenommen, der ganze absurde Stammbaum wäre richtig, wäre darin nicht eben so viel Unerklärbares, als in der ursprünglichen Erschaffung der Arten? Mich ahnt, Euer ganzes wissenschaftliches Beginnen läuft darauf hinaus, alles Wundersame nur in recht ordinärer Weise aufsädeln zu können."

„Das möchte ich doch nicht sagen," meinte der Philosoph, — denn der Naturforscher hatte sich entfernt. — Auch ich hätte noch gern

*) Uebertragung eines Gesetzes, das für ein bestimmtes Gebiet durch Thatsachen bewiesen ist, auf ein anderes Gebiet, für welches dieser Beweis fehlt.

einige Einwendungen angebracht, z. B. daß Abartungen doch niemals zu Umartungen führen können; ferner daß ein starkes Moment gegen die Hypothese noch in dem Fortbestehen der niedrigsten Organismen liegt, die, wie die Korallenthiere, weder ausgestorben, noch etwas Besseres geworden sind, — es ließe sich wohl noch manches anführen — indeß, was hilft's?"

„Ganz recht! was hilft's?" versetzte der Poet. „Diese Art ist nicht umzuarten. Ich hatte ihn gleich weg, als er den Menschen so gelegentlich miteinrangirte, etwa hinter Faulthier und Affen. Wer aber das Wunder und die Wunder des Geistes nicht in sich erlebt hat, wie wird der sie außer sich in der Natur erkennen? Da wird es ewig heißen: Sie haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht. Dies ganze wissenschaftliche Bedürfniß läuft darauf hinaus, Musik durch die Akustik und Malerei durch die Optik zu erklären. Oder warum soll ich mich genieren, es offen zu sagen? Es ist das Interesse des Unglaubens, dem die Natur des Wunders nicht minder ein Greul ist, als die Wunder der Natur, weil beide, einmal anerkannt, nothwendig zu der unbehaglichen Anerkenntniß eines lebendigen Gottes führen müssen."

„Ich glaube," sagte der Philosoph; „mir diesen Irrthum auf eine andre Weise erklären zu müssen. Einen Antheil an der Wahrheit hat jeder Irrthum; ohne ihn würde er weder aufkommen noch sich ausbreiten, und von ihm lebt er eigentlich. So ist es ja richtig, daß es im Pflanzenreiche wie in der Thierwelt aufsteigende organische Reihen gibt vom Niedrigsten zum Höchsten, vom Unentwickelten zur vollsten Ausbildung. Keine Art, keine Gattung steht vereinzelt da, und obgleich wir sehen und wissen, daß jede, so lange sie existirt, sie selbst bleibt und nie zu einer anderen wird, so erscheint sie anatomisch und physiologisch doch als eine Fortbildung einer unteren, als die Vorstufe einer oberen. Vielleicht kann man auch sagen, daß jedes Individuum in seiner Entwicklung die Stufen zu durchlaufen hat, auf welchen die niedrigeren Organismen ihrer Art zufolge verharren müssen."

„In gewisser Weise ist das allerdings richtig," sagte der alte Herr.

„Nun," fuhr der Philosoph fort, „was sehen wir darin anders, als die Einheit, die Mannigfaltigkeit und den Fortschritt des schöpferischen, des Dasein bewirkenden Gedankens der Gottheit? Der göttliche Gedanke des Thieres hat einen unendlichen Inhalt nach Art, Gestalt und Entwickelungsstufe; weil er aber bei allem Wechsel und Wandel seiner Manifestation er selbst bleibt und in sich gesetzlicher Organismus ist, darum erscheint er als solcher auch in der Fülle seiner Productionen innerhalb der Natur. Mit anderen Worten: in der göttlichen Idee entwickelt sich nach einheitlichem Gesetze Gestalt aus Gestalt, Art aus Art, von der Urzelle bis zum Menschen herauf, und der Irrthum ist, daß nicht diese Idee in ihrem Principe erkannt, als solche vielmehr gelegnet, das, was nur ihre Manifestation ist, zum Prinzip erhoben, sie selbst aber zu einem materiell historischen Vorgang herabgesetzt wird."

„Ja, ja," sagte der Dichter, „im Interesse des Materialismus. Aber wissen Sie, wie ich mir die Entstehung dieser Hypothese denke? Darwins Auge sieht eben in der ganzen Natur nur englische Volksgesellschaft. Da findet er in dem stark bevölkerten Lande den Kampf ums Dasein, das Ringen um die Existenz, was in der Weise, wie es seine Hypothese verlangt, in der Natur gar nicht vorhanden ist. Da hat er gesehen, wie einzelne Leute sich bemühen, aus den überfüllten niederen Klassen, wenn sie ihren Lebensunterhalt nicht mehr finden, in bessere Klassen hinaufzudringen; wie es ihnen gelingt, wenn Talent und Glück sie unterstützt; wie so die Familien nach und nach heraufrücken; wie der glückliche Abkömmling eines Kohlenträger-Polypen endlich zum Lord-Löwen wird; wie körperlich und geistig unbegabte Geschlechter im Elend des Lebens verkommen und aussterben, begabtere sich emporringen: und das alles hat er nun in die himmlischen Gottesgedanken der wundervollen Natur echt philisterhaft hineingetragen. Möchte er doch! aber es ist ein Jammer, wenn man sieht, wie auch damit wieder der materialistische Leviathan gemästet wird."

„Für die Wissenschaft sind solche Irrthümer gleichfalls zu beklagen," sagte der Philosoph.

„Sagen Sie das nicht!" versetzte der alte Herr. „Wie man von der Kirche sagt, daß sie ihre Erkenntnisse im Streit gegen die Ketzereien entwickelt habe, so ist es auch mit der Naturwissenschaft. In meinem langen Leben habe ich schon manche Systeme einander abwechseln sehen. Jedes bestritt das vorhergehende, wurde von dem nachfolgenden bestritten, und über das alles ist man doch allmählich ein gut Stück weiter gekommen. Entschiedene Irrthümer, so lange sie herrschen, können zwar Unheil mancher Art zur Folge haben, aber zuletzt leben sie sich aus. So wird die Zeit kommen, wo auch die Darwinische Lehre nur noch eine historische Merkwürdigkeit ist."

Der Philosoph schien hierauf noch etwas antworten zu wollen, aber die Rückkehr des Naturforschers machte dem Gespräch ein Ende.

Victor von Strauß.

Ein Abend mit Livingstone.

Es war im Dezember des Jahres 1856, bald nachdem der große „Pfadfinder", dessen Name seitdem in der ganzen Welt berühmt geworden ist, in England gelandet war. Von Hoch und Niedrig, von Männern der Wissenschaft, wie von den Vertretern der Kirche, von den höchsten Staatsmännern, wie von den bedeutendsten Kaufleuten, ja von dem königlichen Hause war Dr. Livingstone, Afrikas größter Missionar, mit einer seltenen Begeisterung empfangen worden. Die hervorragendsten Städte Großbritanniens hatten es für eine Ehre gehalten, dem Sohne des Volkes, der aus einer ärmlichen Hütte Schottlands hervorgegangen, das Ehrenbürgerrecht zu verleihen.

In dem Drawingroom eines der schönsten Häuser des Westendes von London, war eine große Gesellschaft vereinigt. Der Gastgeber, ein sehr reicher Kaufmann, überhäufte mit selbstgefälliger Zufriedenheit den gewählten Kreis von Damen und Herren, die zum Theil den höheren Schichten der Gesellschaft angehörten. Alle Gespräche hatten nur einen Gegenstand, alle Augen blickten gespannt auf die Thüre, durch welche er, der alle ihre Gedanken beschäftigte, eintreten sollte.

„Er läßt sehr lange auf sich warten, der gute Doktor," meinte eine Dame; „ein Mann von so geringer Extraktion sollte doch etwas höflicher und pünktlicher sein."

„Ich versichere Sie, Mylady," erwiderte Mr. Oswald, der Herr des Hauses, „wir können uns sehr glücklich schätzen, wenn er überhaupt kommt — denn außer meiner Einladung, die allerdings eine der ersten war, hatte er nicht weniger als fünf andere für heute Abend."

„Ist es möglich, und er ist doch nur ein Missionar! Weshalb feiert man den Menschen eigentlich in so übertriebener Weise?" gab Mylady zurück.

„Ja, es ist eigentlich lächerlich," warf ein sehr feingekleideter Herr von der Klasse der Swells ein; „diese ganzen Missionsgeschichten sind doch nichts als eine fromme Extravaganz. Zu rechter Bildung kommen diese braunen und schwarzen Barbaren doch nun und nimmer mehr."

„Entschuldigen Sie, mein Herr," entgegnete mit einem feinen, kaum bemerkbaren Lächeln Dr. Muir, ein Arzt; „ob dieselben zu einer so hohen Bildung kommen, wie Sie sie besitzen, ist allerdings zweifelhaft. Daß sie aber zu echter Geistesbildung, wie zu wahrer Herzensbildung gelangen, daß aus diesen „Barbaren", die man in einem großen Theile der Welt noch als Waare behandelt, tüchtige Kaufleute, Aerzte, Geistliche u. s. w. hervorgehen, daß ihrer viele endlich nicht nur zu einem aufrichtigen, lebendigen Christenthum, sondern sogar zu einer tiefen, gründlichen Kenntniß des Wortes Gottes gelangen, kann ich aus langjähriger Erfahrung bezeugen. Ich habe viele Jahre, wie Sie wissen, in Ostindien und in Südafrika gelebt, und zähle gar manchen braunen und schwarzen Barbaren zu meinen liebsten Freunden."

„Sehr wahr, sehr wahr," sagte ein anderer Gast, ein Professor der Naturwissenschaften; „und lassen Sie uns nicht vergessen, welche großen Dienste die Mission bereits der Wissenschaft, der Geographie und Ethnologie, der Sprachkunde u. s. w. geleistet hat. Hat sich doch die Französische Akademie veranlaßt gesehen, einen von dem Gelehrten Volney, berüchtigten Andenkens, ausgesetzten Preis für das tüchtigste Werk über afrikanische Sprachen einem Missionar, Herrn

Digitized by Google

Koelle, für sein Werk, Polyglotta Africana, und seine Grammatiken der Bornu-, Vei- und Yoruba-Sprachen, die ohne sein Wissen, ihr vorgelegt worden waren, zuzuerteilen. Der beste Beweis aber, welche reiche Frucht alle Wissenschaften von dem Baume der Mission ernten, ist unser erwarteter" — —

Die Thüren öffneten sich. Der Diener meldete: „Dr. Livingstone!" und gleich danach trat der Langerwartete ein.

Eine kleine, schlanke aber kräftige Gestalt; eine von Anstrengung und Sorgen zeugende Stirn; ein Antlitz, auf dessen dunkler, gebräunter Oberfläche überwundene Schwierigkeiten und bestandene Gefahren tiefe Furchen gezogen hatten; ein Entschlossenheit kündender Mund, den indeß ein dichter schwarzer Schnurbart ganz verhüllte, dazu ein Auge von außerordentlicher Gewalt, ein wahres Pfadfinderauge, rabenschwarz, das zuweilen plötzlich aufleuchtete und einen Blick in seine Seele gestattete. Sein ganzes Auftreten war ungewöhnlich einfach und schlicht und machte den Eindruck großer Milde und Herzensgüte, wie sie gerade den größten und fürsten Naturen eigen zu sein pflegt; seine ungekünstelte Höflichkeit zeugte von der Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, die er sich immer bewahrt hat.

So erschien David Livingstone, der schottische Bauernsohn, der kühne Erforscher Central-Südafrikas, der treue Verkündiger seines heiligen Glaubens, in dem eleganten und vornehmen Kreise des Westendes von London.

In ungesuchter Weise, durch ein Kreuzfeuer von Fragen eingeladen, beherrschte er bald die Unterhaltung. So lange seiner Muttersprache entfremdet, sprach er dieselbe mit etwas ausländischem Accente; ja zuweilen hielt er inne, um seine Worte zu suchen und zu übertragen; seine Sätze waren oft fremdartig construirt, aber das Feuer, mit dem er redete, das helle Aufblitzen seiner Augen, wenn er ein verwegenes Abenteuer erzählte, die lebhaften Gesten, mit denen er seine Worte begleitete, gaben seiner Darstellung etwas besonders Anziehendes und Fesselndes. Dabei sprach er so ruhig, so bescheiden und so zur Sache, als ob er eine zahlreiche Versammlung anredete. In der That war das für ihn ganz dasselbe. Er hatte so viel zu sagen, was uns und interessant war — deshalb sagte er es überall in der allereinfachsten Weise, ohne Effekthaschen, ohne Redekünste. Durchweg fühlte man in seiner ganzen Weise einen tief ernsten Mann, dessen Religion zur That geworden war, einen Mann der, — wie es ein englisches Unterhaltungsblatt ausdrückt — „angesichts unzähliger Gefahren und Hindernisse, sich durch diese Welt seinen Weg bahnte, geleitet von „der ewigen Sonne der Gerechtigkeit," gerade wie er auf bisher unerforschten Wegen durch Afrika seine Straße fand, geleitet von der irdischen Sonne und den ihr abgelaufenden Beobachtungen."

Die Gesellschaft betrachtete aufmerksam die von ihm selbst entworfene Karte seiner Entdeckungen und verfolgte darauf die kleine Spur des Pfadfinders, die zuerst von der Capkolonie ausging, sich dann ein wenig hin und her wand, dann um den See Ngami lief, dann wieder tief und kräftig in die Wildniß eintauchte, bis sie vorwärts und aufwärts nach Loanda gelangte. Ist das nicht genug für einen Mann, ja für ein Menschenleben? Wird er nun nicht seine müden Glieder in den westlichen Bogen fröhlich baden und dann zu Schiffe steigen und nach England oder wenigstens nach dem civilisirten Cap zurückkehren? Nein, sein Auge durchschreitet einen Continent von Westen nach Osten; und siehe da, die kleine, dünne Spur bricht wieder auf, windet sich aufs neue zurück zu dem Centralpunkt und zweigt sich dann kühn ab, bis sie in die Gewässer des indischen Oceans eintaucht. Jene fadenartige Linie hat einen weiten Continent umgürtet. Und da steht er nun, vor aller Augen, der Bote, wohlbehalten heimgekehrt aus dem unbekannten Lande; er bringt gute Botschaft und verkündet, daß die friedvollen Streiter des Evangeliums sogleich ihm folgen und das Land im Namen ihres Herrn einnehmen können.

Wir wünschten, unsern Lesern Dr. Livingstones Mittheilungen an jenem Abende wortgetreu wiedergeben zu können. Wir müssen darauf verzichten. Bald führte er seine Zuhörer hinein in die reichen Erlebnisse seines Missionslebens, in seine Begegnungen mit Seitsche, dem Häuptling der Bakuena, der später selbst der Lehrer seines Volkes in der christlichen Wahrheit wurde.

„Es ist ein merkwürdiger Mann, dieser Seitsche," sagte er. Sie wissen, daß mein Schwiegervater Moffat das Wort Gottes in die Sitschuanasprache übersetzt hat. Auf diese Uebersetzung warf sich Seitsche mit einem ganz unerhörten Eifer. So unausgesetzt studirte er, daß er, früher ein eifriger Jäger und fast mager zu nennen, aus Mangel an Bewegung förmlich corpulent zu werden anfing. Mit großer Leichtigkeit lernte er am ersten Tage das Alphabet und nie kam ich zu ihm in die Stadt, ohne daß er mich nöthigte, ihn ein Paar Kapitel aus der Bibel lesen zu hören. Der Prophet Jesaias war sein Liebling und oft sagte er: „Das war ein feiner Mann, der Jesaias; der wußte, wie man reden soll." So wuchs er rasch in der Erkenntniß der christlichen Wahrheit und bald sprach er offen und rückhaltslos vor seinem Volke die Ueberzeugung aus, daß das Christenthum die wahre Religion sei. Nur die Schwierigkeit sich von seinen vielen Frauen zu trennen, hielt ihn lange von der Taufe zurück. Als er endlich um dieselbe bat, fragte ich ihn, wie er, mit der Bibel in der Hand, nun meinte, handeln zu müssen. Er ging nach Hause, gab jeder seiner überzähligen Frauen ein neues Kleid, schenkte ihnen alles, was sie von seinem Eigenthum bisher in ihren Wohnungen gehabt hatten, und sandte sie zu ihren Eltern zurück mit der Erklärung, daß er durchaus an ihnen nichts zu tadeln finde, daß ihn aber das Wort Gottes lehre, er müsse sich von ihnen (bis auf Eine) trennen und danach wünsche er im Gehorsam zu handeln. Nach seiner Taufe begannen allerhand Feindseligkeiten, er ist aber unerschütterlich fest und treu geblieben."

Und weiter erzählte Livingstone, wie er Bäume gefällt, sich ein Haus mit eigener Hand gebaut, in Gemeinschaft mit seiner Frau, die jetzt wieder glücklich an seiner Seite saß, ein Mahl zubereitet, Lichter und Seife gemacht, und die Kühe gemelkt habe, während er nie versäumte, zu dem Volke, in dessen Mitte er sich niedergelassen, von Christus und seinem Erlösungswerke zu sprechen; bald berichtete er von seinen langen Irrfahrten, auf deren erster ihn seine Frau begleitete, und den darauf ausgestandenen Mühsalen und Beschwerden. Dann kam die Entdeckung des Sees Ngami, die Rückkehr zum Cap, von dem aus er Weib und Kinder nach England sandte; endlich die große That seines Lebens, die einsame, kühne, zuversichtliche Reise hinauf gen Norden, weiter zu den westlichen Gestaden und wieder durch das Festland hindurch zu dem östlichen Meer.

„Und ist dort wirklich ein Arbeitsfeld für die christliche Mission?" unterbrach ihn eine Stimme aus dem andächtig lauschenden Kreise.

„Gewiß," erwiderte er; „überall erregte mir das Heidenthum ein gemischtes Gefühl von Mitleid und Ekel, überall aber auch den Wunsch, diesen verkommenen Leuten das Wort des Lebens zu verkündigen. Ja, ich kann es aus eigener Erfahrung bestätigen, überall ist die menschliche Natur dieselbe, nur äußerlich verschieden nach klimatischen und sonstigen lokalen Einflüssen, und sie bleibt dieselbe, bis die göttliche Gnade sie umwandelt und neugestaltet."

„Aber glauben Sie wirklich, daß die Missionsarbeit Aussicht auf Erfolg hat, daß man je hoffen darf, in jenen fernen Ländern christliche Völker leben und emporblühen zu sehen?" fragte Mr. Oswald.

„Ganz sicherlich glaube ich das; habe ich doch selbst in meinen bisherigen, geringen Erfolgen, noch mehr aber in den Erfolgen meines Schwiegervaters Moffat, einen erfreulichen Anfang der Erfüllung solcher Hoffnung gesehen. Freilich gehört zur Missionsarbeit unter den Heiden noch viel mehr, als man sich gewöhnlich unter dem Bilde eines Missionars zu denken pflegt, mehr als ein Mann, der auszieht und umhergeht mit der Bibel unter dem Arm. Derselbe sollte sein besonderes Augenmerk dahin richten, einen gesunden Handelsverkehr in Gang zu bringen, weil dies mehr als etwas anderes dazu beiträgt, jenes Gefühl der Isolirung, das ein echtes Erzeugniß des Heidenthums ist, aufzuheben und die Stämme in gegenseitige Abhängigkeit von einander und zu herzlichem Wohlwollen gegeneinander zu führen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, erhielten die Missionare in Kuruman von der Colonialregierung des Caplandes die Erlaubniß, daß ein Kaufmann sich dort niederlasse und das Emporkommen eines beträchtlichen Handelsverkehrs war das Ergebniß. Jene Gesetze, welche selbst unter civilisirten Nationen noch immer den freien Handelsverkehr hemmen, scheinen mir nichts anders als ein Rest unseres eigenen Heidenthums zu sein. Meine eigenen Beobachtungen in dieser Hinsicht haben in mir den lebhaften Wunsch erweckt, dazu mitzuwirken, daß in Afrika die Rohstoffe für die europäische Manufaktur zubereitet und Wege für ihren Absatz eröffnet werden; denn auf diese Weise werden wir nicht blos dem

Digitized by Google

Sklavenhandel ein Ende machen, sondern auch die Negerfamilie in die große Gemeinschaft der Nationen einführen, in welcher kein einziges Glied leiden kann, ohne daß die anderen mitleiden. Gelänge dies sowohl in Ost- als in Westafrika, so wäre die Folge, daß im Laufe der Zeit die Segnungen der Civilisation sich viel weiter ausbreiten würden, als dies dadurch möglich ist, daß man da und dort die Missionsarbeit auf einen einzelnen kleinen Stamm beschränkt. Natürlich sollte das Evangelisationswerk zu gleicher Zeit in voller Kraft fortgehen, und zwar an gesunden, im Mittelpunkt des Verkehrs liegenden Hauptstationen. Denn weder die Civilisation, noch das Christenthum kann allein und eines ohne das andere gedeihen. Beide sind unzertrennlich."

Höchst interessant waren des großen Reisenden Erzählungen aus seinen Beobachtungen in der Natur. In der That sind seine Beiträge zur Kenntniß derselben höchst bedeutend. Welche glorreichen Gemälde des Thierlebens in Wäldern und Wüsten wußte er zu entrollen! Welche klaren und anschaulichen Bilder der Gewohnheiten von Vögeln, Fischen, Insekten ꝛc. konnte er entwerfen! Von dem mähnelosen Löwen in Centralafrika erzählte er, dessen dem Straußgeschrei ganz ähnliches Gebrüll er zuerst beobachtet hatte, von den ungeheuern, aber ebbaren Fröschen in dem Kolobengflusse im Bechuanalande, von der seltsamen Tiefstessiege und ihren giftigen und dem Vieh so verderblichen Stichen und von den Tampans, Insekten, die den Menschen besonders und nicht ungefährlich plagen.

„Aber auch Delikatessen findet man in der Insektenwelt," sagte er u. a.; „dazu gehören vornehmlich die weißen Ameisen oder Termiten. Diese werden, besonders in der Zeit des Schwärmens, fleißig gesammelt. Sie sind dann einen halben Zoll lang, so dick wie eine Krähefeder, und sehr fett. Geröstet sehen sie etwa wie Reiskörner aus. Eines Tages besuchte uns am Ufer des Zonga der Bayeiyeis-Häuptling, als wir gerade beim Essen waren. Ich gab ihm ein Stück Brot und eingemachte Aprikosen und da ihm beides gut zu schmecken schien, fragte ich ihn, ob er irgend ein ähnliches Nahrungsmittel in seinem Lande habe. „O!" erwiderte er; „haben Sie jemals weiße Ameisen gegessen?" Als ich es verneinte, entgegnete er: „Das glaube ich wohl; wenn Sie es hätten, würden Sie nie wünschen etwas Besseres zu genießen."

„Wie werden diese Insekten denn gefangen?"

„Man gräbt ein Loch in ihre Hügel und wartet bis sie hervorkommen, um den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Dann schiebt man sie in ein Gefäß, ähnlich dem Ameisenfresser, der sie mit seiner langen, dünnen, biegsamen Zunge in seinen Mund schiebt."

Dann wieder gedachte er des schnellen Fluges tausender von Schwalben und anderer Wandervögel, die wie er Wanderer auf dem fernen Europa waren, aber wohl viel früher als er dorthin zurückkehren mochten. An anderen Orten erblickte er Turteltauben, die ihre kleinen friedlichen Wohnstätten auf Bäumen anlegten, welche sich über einen wild brausenden Strom neigten. Von den anmuthigen Antilopen und Hirschechsen sprach er und von dem reizenden kleinen Honigvogel. Sein Auge glänzte fröhlich, als er die lustige Weise desselben beschrieb, der ihm so wunchmal auf seinen einsamen Pfaden begegnet war.

„Der kleine Bursche," erzählte er; „sehr prunklos in seinem Aeußern, aber ungemein heiter und zuthunlich in seinem ganzen Wesen, pflegte sich auf einem Zweige vor mir zu schaukeln; dann zwitscherte er in muntern Trielen, und sobald er sah, daß es ihm gelungen, meine Aufmerksamkeit zu fesseln, weg hüpfte er wieder auf den Zweig eines anderen Baumes. Von da verneigte er sich ganz höflich und wiederholte seine Trielen. So folgte ich meinem lustigen Führer, zu seiner stattdaren Genugthuung, bis ich an einen etwas verdächtig aussehenden Baum gelangte, den ich sogleich als die Festung eines Stammes wilder Bienen erkannte. Was thut der kleine Späher nun? Er fliegt auf einen benachbarten Baum und sitzt dort ruhig und erwartungsvoll und putzt sein Gefieder, während ich die gelbene Honigscheibe vorsichtig ausschneide. Ist das alles? Nein: ein kleines, reiches Stück lege ich ihm sorgfältig auf einen Zweig des Baumes, auf dem der Bienenfinder geduldig und instinktiv hoffend dastzt. Das ist Waltgerechtigkeit; und alles ist in Ordnung zwischen Mensch und Vogel."

„Haben Sie jemals solch einen Vogel gefangen, Dr. Livingstone?"

„Niemals; ich versuchte es, aber wirklich, ich konnte es nicht. Es wäre ein Mord gewesen."

Darauf sprach er mit hinreißender Anschaulichkeit von jenem wundervollen Sturze des großen Zambesistromes, dem er den Namen „Victoria Falls" gegeben hat, von dem merkwürdigen Risse, in den der Fluß so wild und jäh hinabfällt, von dem schrfen Basaltrande, über den er dahindraust, und von den fünf großen Säulen „tönenden Rauches" — wie die Eingebornen sie gerne nennen — die sich wie Monumente aus seiner verborgenen Begräbnißstätte erheben, überspannt von solch einem Regenbogenkreise, wie ihn nur des Südens Sonne aus perlichten Lichtgürteln zu bilden vermag. Es war auf dem kleinen Eilande, das den Strom oberhalb des Falles zertheilt, gerade wo er bereibelt, um in Atome wirbelnden Schaumes zu zerstäuben, daß der Reisende den ersten europäischen Garten in Centralafrika anlegte. Da, auf einem durch fortwährendes Schaumspritzen bewässerten Boden pflanzte er seine hundert Pfirsich- und Aprikosensteine und säte seine Kaffeesaat. Da schnitt er in einen Baum die Initialen: „D. L." mit der Jahrezzahl 1855; da ließ er seine fruchtbaren Hoffnungen in diesem Muttergarten einer neuen Welt keimen.

Es war späte Nacht geworden, als die in Mr. Oswalds Hause versammelte Gesellschaft endlich aufbrach; und noch lange dachte wohl ein jeder von ihnen an den so selten genußreichen Abend mit Livingstone.*)

R. K.

*) Die Ergebnisse der ersten Reisen Livingstones wurden von der Londoner Missionsgesellschaft, in deren Dienst er bisher gearbeitet hatte, dazu benutzt, in den gesunden und volkreichen Umgebungen des Flusses Zambesi mehre neue Missionsstationen zu gründen. Die Britische Regierung beschloß überdies, die neu entdeckten Gebiete von Inner-Afrika noch weiter zu erforschen, einestheils um für den Handel neue Wege zu eröffnen, andererseits um der christlichen Civilisation und Bildung auch dorthin Bahn zu brechen. Das Britische Parlament bewilligte zu diesem Zweck 5000 Pfund St. und beschloß eine Expedition wissenschaftlich gebildeter Männer, Livingstone an der Spitze, den Zambesi hinaufzufahren. Im Jahre 1858 wurde Livingstone von der Königin Victoria zum Consul von Kilimane, Sena und Tete ernannt. Am 13. September desselben Jahres hatte er eine Abschiedsaudienz bei ihr, bei welcher Gelegenheit sie ihre lebendige Theilnahme für seine große Aufgabe aussprach und ihm Gottes Schutz und Segen wünschte. Am Abend desselben Tages wurde ihm ein großes Festmahl bereitet, an dem mehr als 300 der angesehensten Gäste (Herzöge, Grafen, Bischöfe, Gelehrte ꝛc.) Theil nahmen. Als ein Trinkspruch auf seine Gesundheit und auf den glücklichen Erfolg seines Unternehmens ausgebracht wurde," heißt es in einem Bericht, „wurde die ganze Gesellschaft von einem wahrhaft unbeschreiblichen Enthusiasmus ergriffen." Livingstone war tief bewegt, als er sich erhob um zu danken. „Laßt uns", rief er dann unter anderm aus, „in Afrika nicht den gleichen Fehler begehen wie in Indien, sondern laßt uns dorthin unser Christenthum mit uns nehmen!" — Auf die bisherigen Ergebnisse seiner neuen Reisen gedenken wir ein anderes Mal zurückzukommen.

Am Saume der Nordsee.

Von Herrmann Meier in Emden.

Die Nordsee-Insel Borkum verdient vor vielen andern Inseln von denen, die wirklich eine Badekur durchmachen wollen oder müssen, und nicht blos des Vergnügens oder der Mode wegen ins Bad reisen, besucht zu werden. Borkum ist erst seit etwa zwanzig Jahren aus seiner Isolirtheit herausgetreten, ist kaum zehn Jahre lang den „Deutschen", wie der Ostfriese die Bewohner des Binnenlandes nennt, bekannt und doch schon heute ein Seebad zweiten Ranges, und bei nur etwas materieller Unterstützung würde es sich in kürzester Zeit den besuchtesten Seebädern nah und fern ebenbürtig an die Seite stellen können.

Bis jetzt muß es freilich darauf verzichten, und wer großartige Zerstreuungen, öffentliche Vergnügungen ꝛc. sucht, der gehe ja nicht

Digitized by Google

dahin, er würde nichts von dem allen finden. Aber frische, freie Gottesnatur, eine weiche stärkende Luft, reiche Abwechselung des verschiedenen Bodens, eine Menge treflichen Rindvieh auf ergiebigen Wiesen, Dünen mit kleinern und größern Thälern, die nie gesehene Pflanzenformen darbieten, durch welche rothäugige Kaninchen huschen, einen prachtvollen Strand mit kräftigem Wellenschlag und das Meer mit seinem ewigen Wechsel, seinen sanft murmelnden Wellen und seinen wild donnernden Wogen; eine gemüthliche, noch nicht zu sehr von der Cultur belecte Bevölkerung — das und noch manches andere bietet Borkum. Wer einmal dort war und Wohlgefallen findet an Naturschönheiten und ungekünstelten Naturverhältnissen, den wird es gewiß mit unwiderstehlicher Gewalt wieder hinziehen.

Borkum ist nicht nur die größte und fruchtbarste, sondern auch bei weitem die schönste unserer ostfriesischen Inseln. Sie liegt da, wo die Ems sich mit ihren beiden Armen in die Nordsee ergießt. Schon die Römer erwähnen ihrer, Plinius nennt sie Fabaria oder Burchana, Strabo Burchanis, doch unsasste sie zu der Zeit mehr als zwanzig Quadratmeilen, und das heutige Nordernei ist vielleicht nur ihr damals östlichster Theil. Fürchterliche Sturmfluten haben wiederholt sie zerstückelt und mehrere dieser Theile wurden abermals im Laufe der Jahrhunderte verschlungen. Auch das jetzige Borkum besteht aus zwei zur Flutzeit getrennten Theilen; aller Anstrengungen der Kunst, dieselben wiederum zu verbinden, hat das Meer gespottet. Von diesen beiden Theilen ist das sogenannte Westland der eigentlich bewohnte Theil; hier finden wir Dorf, Kirche, Schule, Leuchtthurm, Badeanstalt, dort auf Ostland nur einige Bauernhöfe.

Die Fahrt zur Insel geht von Emden, von wo im Sommer wöchentlich verschiedene Dampf- und Segelschiffe fahren. Mit ersterm erreicht man das Ziel der Reise in etwa drei Stunden, mit letztern dauert's natürlich etwas länger. Nachdem man die alte Seestadt Emden verlassen und die kolossale Seeschleuse passirt hat, gelangt man auf den Meerbusen Dollart; derselbe entstand 1277—1287, fünfzig Dörfer, sowie eine nicht unbedeutende Stadt liegen auf seinem Grunde. Statt dessen sieht man dort jetzt auf- und absegelnde Fahrzeuge, sich überschlagende Delphine und die einsame Möwe. Zu beiden Seiten sind die Dörfer genau zu unterscheiden: hier holländische, dort ostfriesische. Nach etwa einer Stunde passirt man die holländische Festung Delfstiel und von nun an gewinnt die Ems immer größere Breite, so daß bald ein scharfes Auge erforderlich ist, die Ufer zu erkennen. Die Wellen gehen höher und verkünden die Nähe des Meeres, vom Verdeck verschwinden nach und nach die zur Seekrankheit Geneigten, um ungesehen Neptun ihre unfreiwilligen Opfer darzubringen.

Da gibt die Insel die erste Kunde von sich: der 1576 erbaute, 120 Fuß hohe Leuchtthurm steigt aus den Wogen empor. Bald zeigt sich uns die Insel wie ein leichtes Gewölk, dann als weißlich gelber Streifen, bald werden Dünen, Kapen und Strand sichtbar und der Anker fällt.

Wir betreten das freundliche Eiland und fahren dem Dorfe zu, welches in Hufeisenform von Nord nach Süd mit trefflichen Wiesen und fruchtbarem Ackerland vor uns liegt. Im Dorfe werden wir mit der den Insulanern eigenen Neugierde empfangen und bereitwilligst zu einem Quartiere geführt.

Die Häuser des von etwa 500 Einwohnern bewohnten Dorfes sind einfache, einstöckige Gebäude mit aufstehendem friesischen Giebel und vereinigen unter einem Dach Wohnung, Stall und Scheune. Das Innere eines solchen Wohnhauses, welches noch nicht im Dienst der Badeanstalt steht, also noch sein ursprüngliches Gepräge trägt, hat eine Sommer- und eine Winterküche, einen Milchkeller, eine Piesel, die selten zur Wohnung, fast immer nur zur Aufbewahrung des Sonntagsstaats und der bessern Sachen, sowie zur Wohnung der Torten bis zur Beerdigung benutzt wird. In der Winterküche befindet sich ein mächtiger Feuerherd, dessen Rückseite aus weißen oder bunt bemalten Eisrichen besteht. In demselben hängt Kette, Zange und Aschschaufel, alles blank gescheuert und wie Silber glänzend. Die in der Wand angebrachten Betten, ähnlich wie die Kojen auf den Schiffen, sind so hoch, daß man nur vermittelst einer davorstehenden, hübsch geschnitzten und reich vergoldeten Bank hineinsteigen kann.

Bei allen Häusern befindet sich ein kleinerer oder größerer Garten, in dem Gemüse allerlei Art, Kartoffeln und Korn gebaut wird. Obstbäume wollen wegen der verheerenden Seewinde nicht recht fort; sobald überhaupt die Bäume das Haupt über das schützende Dach recken, werden die Blätter schwarz und die Krone verdorrt.

Die Wege dieses Dorfes bestanden bis vor kurzem nur aus Sand; jetzt hat man durchs ganze Dorf und bis an den Badestrand einen hübschen Steinweg angelegt.

Im östlichen Theile des Dorfes steht der schon erwähnte Leuchtthurm, neben ihm liegen Kirche und Gottesacker. Ersterer war früher ohne Leuchtapparat, 1857 wurde das seit vierzig Jahren aufgestellte Reverberenlicht gegen ein katadioptrisches nach Fresnel'schem System umgetauscht. Hier befindet sich auch die Batterie des Telegraphen, vermittelst welches man täglich mit seinen Lieben nah und fern reden kann. Die Aussicht vom Thurm auf Dorf, Insel und Meer ist eine unbeschreiblich reizende.

Die Kirche bietet nichts Beachtenswerthes. Eine steile, verfallene Treppe führt auf den mehrere Fuß hohen, von Sand und Rasen aufgeführten Kirchhof. Grab reiht sich an Grab, eines noch einfacher als das andere, wenige nur deckt ein kalter Stein, noch wenigere ein stehendes hölzernes Denkmal mit einem schlechtgemalten Symbol der Ewigkeit und der Verklärung. Baum und Strauch sucht Du vergebens, Eisengitter und Familiengrüfte kennt man hier nicht, aber Ruhe, tiefe Ruhe und leichte Erde wird dem müden Schlummernden zu Theil. Der Insulaner betritt nur dann den Kirchhof, wenn wieder einer aus seiner Mitte die Augen zum ewigen Schlafe geschlossen hat. Bis vor wenigen Jahren grub der Nachbar dem Nachbar das Grab, jetzt aber hat man auch hier einen Todtengräber angestellt. Ein anderer Friedhof befindet sich inmitten der stillen Düneneinsamkeit. Dort begräbt man die, welche das Meer an den Strand schwemmte. Hier schläft mancher wackere, kräftige Seemann unter dem leichten Sande, während die Seinen daheim sich die Augen roth weinen über sein Nimmerwiederkommen. Ohne Sang und Klang hat man ihn hier gebettet, bald ist der einfache Grabhügel verweht, aber das nahe Meer singt ihm unaufhörlich das hehre Lied der Auferstehung.

Die Bewohner Borkums verrathen in allem, äußerlich wie innerlich ihre friesische Abstammung. Das ganze Dorf ist fast eine große Familie, da man sich meistens unter einander, selten mit Festländern verheirathet. Die Ehen sind in den meisten Fällen sehr kinderreich. Kenschheitssünden sind selten, wenn auch die Ehre der Sittlichkeit nicht mehr so weit getrieben wird, wie vor Zeiten, da eine Wittwe im Glauben an ewige Liebe und Treue eine zweite Verheirathung als Treubruch angesehen haben würde. Auch über die Nichtverheiratheten wachte ein strenges Sittengesetz. Sonntag Abends besonders sah man in den einzelnen Häusern die männliche und weibliche erwachsene Jugend versammelt, hier mehrere in Freundschaft und nachbarlicher Gewohnheit, dort ein einsames Liebespaar. Solche Zusammenkünfte durften aber nach alter, von den Vätern überlieferter Sitte nur bis Mitternacht dauern, wer länger blieb, wurde durch den Kolk gejagen, wie es unlängst im „Daheim" beschrieben worden ist. *)

Geistesgegenwart, Entschlossenheit, Kühnheit, Tapferkeit — diese Gaben hat das Meer seinen Söhnen reichlich beschert, auch die Frauen haben ihren Antheil davon erhalten. **) Treue, Gastlichkeit und Ehrlichkeit werden geehrt und geübt, und erst in neuester Zeit hat dieses und jenes neumodische Haus ein Thürschloß erhalten. Die meisten Thüren werden bei Nachtzeit nur mit einem hölzernen Riegel verschlossen. Diebstahl und Betrug sind Seltenheiten und Betteln ist eine Schande. Man würde lieber verhungern, als das Mitleid anderer anflehen. Seine Heimat liebt der Insulaner über alles und wenn irgend möglich kehrt der auf fremden Schiffen Fahrende gegen den Winter heim, es ist unterlassen, am nächsten Sonntag für sich in der Kirche ein Dankgebet sprechen zu lassen. Der Glaube seiner Väter ist ihm ein heiliges, unantastbares Gut, welches ihm zu entreißen seiner Macht der Erde gelingen würde. Eigensinn und falsche, hartnäckige Vorliebe zum Alten und Hergebrachten sind seine Hauptfehler. So war denn auch das hier errichtete Seebad ihm recht lange Zeit ein Dorn im Auge und hätte er gern die Insel von allen Fremden gesäubert; die jährlich wiederkehrende Einnahme aber hat endlich dieses Vorurtheil geheilt.

*) S. 506 und 523.

**) Einen Beweis davon liefert die im vorigen Quartal mitgetheilte Erzählung: „Die Frauenschlacht auf Borkum."

Digitized by Google

Mit Unrecht macht man ihm den Vorwurf der Trägheit und Faulheit. Schon die musterhafte Reinlichkeit in Haus und Garten zeugt dagegen und ein noch so kurzer Aufenthalt wird jeden, der sehen will, vom Gegentheil überzeugen. Während auf Helgoland und andern Inseln dem Weibe alle Arbeit, auch die des Feldes überlassen bleibt, greift auf Borkum der Mann auch wacker zu und überläßt seinem Weibe gewiß nicht die schwersten Beschäftigungen.

Die Kleidung unserer Insulaner ist möglichst einfach und ohne alles nationale Gepränge. Dunkle Farben sind vorherrschend. Die eigenthümlichen Kopfbekleidungen, die in frühern Tagen von den Frauen getragen wurden, sind fast sämmtlich verschwunden. Die tägliche Lebensweise divergirt wenig von der der ostfriesischen Küstenbewohner; Fleisch wird wenig genossen, desto mehr Fisch. Fisch ist dem ärmeren Mann oft Brot und Fleisch, Butter und Käse, alles in allem. Wer zu seinem Schwarzbrot ein Stück frischen oder getrockneten Seefisch, Schelle, Butt oder Krecken hat, der fühlt sich noch lange nicht beklagenswerth. Die Sprache ist das ostfriesische Plattdeutsch, stark mit holländischen Ausdrücken vermischt.

Wer also ein Seebad benutzen muß, der komme nach Borkum, welches außer den erwähnten Vorzügen noch den Vortheil bietet, daß es keine übertriebenen Anforderungen an den Geldbeutel stellt. Nicht zu großartige Wünsche finden hier reichliche Befriedigung und eine Fahrt nach dem Ostland oder nach der benachbarten holländischen Eiersisel Rottum, eine Seetour, freie Kaninchen- und Seevögeljagd, eine Rodbenjagd ꝛc. bieten zu außerordentlichen Beinstigungen hinreichende Gelegenheit. Bis jetzt beträgt die Zahl derer, die aus aller Herren Länder hierherkommen, zwischen 6 — 800.

Antike Geräthe.

Von C. Friederichs.

Man hört und sieht jetzt nicht selten Klagen über Handwerk und Industrie, daß in ihren Produkten sich ein gänzlicher Mangel an Geschmack und Schönheitssinn kundgebe. Auf Industrieausstellungen haben erfahrene Männer die Ueberzeugung gewonnen, daß die Fabrikate von Chinesen, Indiern, ja selbst von Indianern diejenigen der hochcivilisirten Nationen in vielen Fällen an Schönheit weit übertreffen.

In der That ein beschämendes Zeugniß gegen unsere ihrer Fortschritte sich so gern rühmende Zeit! Doch nicht so überraschend für denjenigen, der von der bloßen Verstandeseinsichtigkeit nicht allzu hoch denkt. Der Verstand mag tausend wunderbare Erfindungen machen; etwas Schönes zu schaffen, was Geist und Gemüth erfreut, das ist nicht seine Sache, dazu bedarf es anderer, tieferer Kräfte.

Und diese tieferen Kräfte bleiben ohne Pflege und ohne Ausbildung in einer Zeit, wo der Nutzen regiert. Wer nur darum arbeitet, um zu verdienen, ohne an der Arbeit selbst Freude zu haben, ist nicht der rechte Arbeiter. Er kann höchstens dem praktischen Bedürfniß Genüge thun, aber etwas, was zugleich praktisch und schön wäre, vermag er nicht zu schaffen. Unnatürlich aber ist es, für den bloßen Nutzen zu arbeiten. Ist denn die liebe Gottesnatur so eingerichtet? Haben Schmetterlinge und Blumen ihre bunten Farben um des Nutzens willen?

In unserer Zeit tritt der Nutzen dem Schönen und Erfreulichen überall störend entgegen. Statt der Häuser baut man in Fabrikstädten große viereckige Kasten aus Backsteinen mit möglichst vielen Löchern darin für das Licht; ganze Straßen von solchen „Häusern" gibt es z. B. in Manchester. In der ärmlichsten Hütte eines Wilden lebt ein höherer Geist als in diesen Produkten der „Civilisation".

Doch war es nicht immer so in der Welt. Bei allen Völkern des Alterthums, den Aegyptern und Assyrern, Griechen und Römern hatte das Handwerk künstlerischen Geist in sich, der Handwerker war ein halber Künstler. Die schlimme, jetzt bestehende Trennung, daß der eine nur für den Nutzen, der andre für die Freude des Lebens arbeitet, kannte man nicht. Dies zeigen die Geräthe dieser Völker, die uns Musterbilder sein können einmal in Hinsicht auf die Zweckmäßigkeit, besonders aber durch ihre sinnvolle Kunstform, die das Geräth gleichsam belebt und den Begriff des todten ausdruckslosen Instruments aufhebt.

Bei Ausgußröhren z. B., von Pumpen oder Dachrinnen begnügen wir uns mit einer einfachen Röhre, und allerdings genügt das vollkommen für den praktischen Zweck, die Alten dagegen ließen das Wasser der Dachrinne oder Quelle aus einem Munde, sei es von Thier oder Mensch, ausströmen. Sie thaten das nicht nur in einzelnen besonderen Fällen, etwa bei den Dachrinnen der Tempel, es war vielmehr allgemeine Sitte. Und wo ein voller Strahl auszugießen ist, da wählten sie ein Thier mit breitem Kopf, besonders den Löwenkopf, während die Thiere mit spitz zulaufendem Kopf, z. B. Adler, Schaf, Ziege, Reh, Hirsch u. s. w. sich besser zur Aussendung eines feinen Strahls eignen. Unser Bild zeigt ein Trinkhorn in dieser Art gestaltet. Das spitze Ende ist durchbohrt, so daß der Strahl aus dem Maul des Thiers hervorzugehen scheint. Denn nicht aus dem breiten Ende der Trinkhörner pflegte man zu trinken, wie unsere Studenten thun, denen die antike Weise wohl etwas mühsam und kärglich erscheinen mag. Auf den Dampfschiffen des mittelländischen Meeres kann man dagegen noch eine der antiken verwandte Art des Trinkens beobachten. Die Blechkanne, aus der die Matrosen ihren Wein trinken, hat eine ganz spitzzulaufende Ausgußröhre, und wenn der Trinkende sie erst an den Mund gesetzt hat — ein Glas ist dabei natürlich überflüssig — so entfernt er im Trinken das Gefäß immer weiter vom Munde, so daß der feine Strahl in weitem Bogen in den Mund fließt.

Der Thierkopf findet eine andere, sehr ausgedehnte Verwendung an den Enden der verschiedenartigsten Geräthe, z. B. vorn an der Deichsel des Wagens, an den Achsen, an den Seiten- und Rückenlehnen der Stühle, an dem Griff der Geräthe u. s. w. Auch dies ist uns im ganzen fremd, wir machen weniger Umstände, wir schneiden das Ding, z. B. die Deichsel, einfach ab, und das genügt allerdings für den praktischen Zweck. Nur sieht dann freilich das Geräth immer wie etwas Verstümmeltes, nicht wie etwas in sich Abgeschlossenes und Vollendetes aus. Dies erreichen die Alten, indem sie dem äußersten Theil des Dinges einen Kopf aufsetzen, der Kopf ist in der organischen Welt überall Spitze, Bekrönung, Abschluß des Ganzen. Die Wahl des Kopfes aber richtet sich sehr sinnig nach Construction und Zweck des Geräthes. Unsere Abbildung führt ein Geräth vor, unsern Punschlöffeln ähnlich und auch zu ähnlichem Zweck im Alterthum gebraucht. Der Löffel soll aus tiefen Krügen den Wein heraufholen können und so muß er einen langen Stiel haben. Dies ist der Grund, warum er gerade in einen Schwanenkopf ausläuft, das langhalsige Thier war gerade für die Construction dieses Geräthes besonders passend. Auch die lange, schön gebogene Rücklehne von Stühlen läuft ebenso passend in einen Schwanenkopf aus. Auch hier darf man nicht glauben, daß solcher Schmuck nur ein Vorrecht einzelner, besonders kostbarer Geräthe war, es sind z. B. die im Berliner Museum befindlichen Schöpflöffel — reichlich ein Dutzend — fast ohne Ausnahme in dieser Weise verziert. Die Alten hatten eben im großen und kleinen mehr Bedürfniß nach einer durch Schönheit und Kunst veredelten Umgebung, nach ansprechenden, anmuthigen Formen der äußeren Existenz. Ein Gang durch Pompeji lehrt das am anschaulichsten. Wir leben zwischen einförmigen und nur zu oft geschmacklosen Tapeten; in wechselnden Farben vom Dunkleren zum Lichten aufstrahlend, mit einem heitern Bild in der Mitte erscheint eine pompejanische Wand, und nicht blos die Wand des Reichen.

Hand und Finger dienen, je nach dem Gestus, den sie machen, zu verschiedenen Zwecken, zum Anfassen und Einhaken, oder auch zum Schöpfen und Herausnehmen. Solche entweder lang ausgestreckte oder zusammengekrümmte Hände sieht man sehr oft an den verschiedensten Geräthen, unsere Abbildung gibt eine Haarnadel, in eine ausgestreckte zum Anfassen gleichsam einladende Hand auslaufend.

Der Fuß endlich ist die natürliche Stütze der Geräthe. Man benutzte am liebsten die Tatzen wilder Thiere. Sie scheinen sich nach ihrer Form gleichsam in den Boden einzukrallen, wodurch die Herstellung eines möglichst festen Standes hervorgerufen wird.

Diese Beispiele zeigen, daß die Verzierung der Geräthe eine

Digitized by Google

Antike Geräthe,
nach Exemplaren im Berliner Museum.

keineswegs willkürliche war. Dadurch wird freilich kein Geräth schön, wenn man den für den praktischen Zweck erforderlichen Theilen irgend etwas Zierendes, irgend ein beliebiges Ornament hinzufügt; durch willkürliche Ornamente wird vielmehr ein Geräth verschlechtert, wofür die Schaufenster unserer Läden nur zu viele Beispiele bieten. Die Alten verfahren anders, sie befolgten den einfachen Grundsatz, den Zweck, die Funktion eines Geräthstheils durch das in der organischen Welt dieselbe Funktion erfüllende Glied bildlich darzustellen. Ein Handwerk, wie das antike, würde nicht allein für die Gestaltung des äußeren Lebens und für die Geschmacksbildung, sondern auch für die Arbeiter selbst sehr glückliche Folgen haben, weil es Freude macht, solche Geräthe zu bilden, die zugleich reizen zu eignen neuen Erfindungen. Es ist nicht zu tadeln, wenn die Rücksicht auf Verdienst den Arbeiter an seine Arbeit fesselt, es ist zu loben, wenn außerdem noch das höhere Gefühl der Pflicht ihn beseelt, gewiß aber ist es etwas Herrliches und Bedeutendes, wenn noch wirkliche Freude an der Arbeit hinzukommt. Das aber geschieht am ersten da, wo die Arbeit der Art ist, daß sie des Arbeiters Kopf und Phantasie anregt.

Auch in praktischer Hinsicht scheinen die antiken Geräthe den unsrigen manchmal überlegen zu sein. Namentlich in den Geräthen, die unter den Begriff der Kanne fallen. Wie oft haben wir Noth mit unseren Kaffeekannen, indem entweder der Ausguß nicht breit genug oder in anderer Weise das Geräth mangelhaft construirt ist. Eine gewisse kleine Kaffeekanne von brannem Steingut, die man in Berlin und auch wohl anderswo kennt, ist so eingerichtet, daß man mit allem guten Willen nicht sauber und reinlich einschenken kann. Mit den antiken Gießkannen wird nur ein Tölpel etwas verschütten können, in breiter bequemer Rundung öffnet sich der Ausguß, und nicht blos nach vorn, sondern auch nach beiden Seiten, um seitwärts einschenken zu können.

Interessant ist eine Form antiker Tassen, von denen unsere Abbildung ein Exemplar vorführt. Sie haben zwei Henkel, die aber nicht gleich sind, denn der eine steht vertikal, wie bei unseren Tassen, um den Finger bequem hineinstecken zu können, der andere aber horizontal, nämlich zum Darreichen des Geräthes.

Zu den schönsten altgriechischen Gefäßen gehört der dreihenklige Wasserkrug, von welchem die Abbildung zwei Exemplare aus verschiedenen Zeiten vorführt. Das Gefäß ist nicht dazu bestimmt, aus einem Flusse Wasser zu schöpfen, in welchem Fall die Form eines Eimers zweckmäßiger gewesen wäre, sondern es wird unter das Wasser speiende Löwenmaul im Quellhause gestellt und nimmt mit seinem trichterförmigen oberen Theil den Strahl in sich auf. Dann wird es an den zwei festen und darum kleinen Henkeln angefaßt und auf den Kopf gesetzt, während der dritte, auf der Abbildung nicht sichtbare Henkel an der Rückseite zum Tragen des leeren Gefäßes schicklich ist. Auf dem Kopf wird es mit untergelegtem Polster getragen und zwar trugen es die griechischen Frauen leicht und frei, ohne die Hand daran zu legen, was den griechischen Künstlern schöne Vorbilder für ihre Werke gab. Für diese Weise des Tragens ist aber die schon an sich so gefällige Eiform auch praktischer, weil der Schwerpunkt des Ganzen dadurch mehr nach oben gerückt wird. Daß aber von dem schönen Quellwasser, das die Griechen Grund hatten werth zu halten, nichts verspritzt werde beim Tragen, dafür ist durch die enge Oeffnung des Halses gesorgt.

Digitized by Google

Die ältere Form dieses Kruges ist diejenige, wo Hals und Bauch sich in scharfer Kante treffen, die später abgerundet wird, wodurch die Form an Grazie ungemein gewinnt.

Manchmal freilich scheint es, als ob die Alten, nun nur etwas Schönes zu schaffen, das Praktische ein wenig beeinträchtigt hätten. Diese Betrachtung kann man namentlich bei der Vergleichung alter und neuer Kriegsgeräthe machen. An Schönheit sind die ersteren den letztern weit überlegen. Wer je in einer Sammlung mittelalterlicher Waffen gewesen ist, weiß, was für eine unförmliche Figur diese alten Ritter in ihren Panzern, Helmen und Beinschienen machen. Aber auch die modernen Cürassierpanzer und die bunte Willkürlichkeit der modernen Tschakos ist nicht eben von besonderer Schönheit. Die alten Griechen dagegen befolgten ein höchst einfaches Princip, sie bildeten die durch die Rüstung zu bedeckenden Theile in Metall nach, sie formten die Rüstung gleichsam über der Natur. Der Helm hat den Zweck, den Kopf zu schützen, es wird also ein hohler Kopf von Metall gebildet mit Augen, Nase, Backen, genau sich anschließend an den wirklichen Kopf. Ebenso verfährt man mit dem Panzer, er besteht aus einem Brust- und Rückenstück, auf deren jedem alles wichtigere anatomische Detail des wirklichen Körpers ausgedrückt ist, so daß die sonst unvermeidliche leere platte Fläche verschwindet. Auch die Beinschienen sind nur Beine von Erz, kurz man sieht, es ist dasselbe Princip, das in der Bekleidung der griechischen Statuen herrscht, nämlich die Form des Körpers nicht zu verstecken unter der Hülle, sondern die Hülle schmiegt sich den unter ihr liegenden Formen an. Also auch hier wieder die Abneigung vor willkürlichen Formen, das treue Anschließen an die vorhildende Natur. Ob aber freilich der flach anliegende griechische Panzer so praktisch ist, wie der vorgewölbte der neuern Zeit, ist mir zweifelhaft.

Bisher wurden nur solche Eigenthümlichkeiten besprochen, die den antiken Geräthen im allgemeinen zukommen; bei Geräthen, die etwas höhere Ansprüche machen, tritt die künstlerische Zuthat natürlich in noch höherem Maße hervor. Besonders beliebt war es, Figuren von Thieren und noch mehr von Menschen mit Geräthen in Verbindung zu bringen. Als Griff oder Henkel oder Träger der verschiedensten Geräthe wird die menschliche Gestalt in sinnigster Weise benutzt. Die Alten verfuhren dabei in der kleinen Welt der Geräthe nach ganz ähnlichen Grundsätzen, wie in den großen Werken ihrer Architektur, wo sie ja auch manchmal an die Stelle lebloser Säulen menschliche, gleichsam lebendige Träger unter die Last eines Gebälks setzten. Uns ist dies auch geläufig durch die Nachahmung der modernen Architektur. In Berlin z. B. ist nichts gewöhnlicher, als daß man den Balkon eines Hauses durch Mädchengestalten, die sogenannten Karyatiden, tragen läßt. Es ist gewiß richtig, nur leichte Lasten den Mädchen auf die Köpfe zu legen, für schwerere dagegen die starre Stütze der Säule beizubehalten, allein in der Bildung der Mädchenfiguren sollten sich unsre jetzt so gelehrten Architekten doch etwas genauer die griechischen Vorbilder ansehen. Es ist eine Seltenheit, wenn man an den neuen Berliner Wohnhäusern wirklich schön gebildete Karyatiden findet, und doch ist der Grundsatz, der ihre Anordnung bestimmt, sehr einfach. Die Mädchen nämlich sollen ja nicht selbständige Statuen sein, sondern sie gehören zu einem architektonischen Ganzen, in welchem sie die Stelle von Säulen vertreten. So wenig nun die Säulen unter sich verschieden sein können, eben so wenig dürfen die Mädchen, die Stellvertreter der Säulen, in ihrer Tracht und Haltung von einander verschieden sein. Derartige Gesetze, zu deren Verständniß es nicht einmal eines feineren Gefühls bedarf, die vielmehr einfach in der Natur der Sache liegen, beobachteten die Alten auch in ihren Geräthen. Wie die Karyatide in ihrer ganzen Erscheinung der Säule ähnlich sein muß, die sie vertritt, ebenso muß eine den Griff eines Geräths, etwa einer Pfanne, vertretende Figur, in ihrer Erscheinung einem Griffe möglichst ähnlich sein. Sie darf sich nicht auf ihre eigne Weise geberden, indem sie z. B. die Beine auseinander hält, nur dadurch hat sie ein Recht der Stellvertretung, daß sie sich so benimmt, wie es die Natur des Griffs erfordert; sie darf es also nicht übel nehmen, wenn sie die Beine dicht zusammenhalten soll und wenn sie ein wenig ausgereckt wird. Was bei einer selbständigen Figur unschöner Zwang wäre, ist hier eine schöne Nothwendigkeit.

Als Beispiel für das Gesagte sehe man sich besonders die Pfanne an mit der lang ausgestreckten männlichen Figur, die den Griff bildet. Es ist ein Werk der alten Etrusker, eines Volkes, das wie seine Nachkommen, die Florentiner, in der Technik der Geräthe so kunst- und erfindungsreich war, daß ihre Fabrikate, selbst bei dem königlichen Kunstwerk der Hellenen, sehr gesucht waren. Außerdem führt unsre Abbildung zwei Spiegel vor, Metallspiegel, wie sie im Alterthum gewöhnlich waren. Auch in diesem Artikel waren die Etrusker Meister, es sind noch hunderte dieser Spiegel erhalten, zum Theil so blank, daß man sie noch jetzt gebrauchen könnte. Die Rückseite des Spiegels zeigt gewöhnlich eine eingravierte Zeichnung zur Unterhaltung bei der Toilette. In Griechenland sind noch wenig solcher Spiegel gefunden, einer der schönsten ist der hier abgebildete, dessen Griff durch eine wirkliche Figur gebildet wird. Das andre Exemplar stammt aus Pompeji; es ist, wie man sieht, kein Handspiegel, sondern auf einen festen Stand berechnet. Der Mann, der den Spiegel emporhält, etwa wie Atlas das Himmelsgewölbe trägt, nur daß er die leichte Last frei und schlank, ohne sich zu bücken und zu krümmen, emporhalten kann, steht mit seinen Füßen auf einer Schildkröte. Dies Thier findet sich sehr oft in den antiken Geräthen da angebracht, wo es etwas zu tragen gibt, es hat ja einen besonders harten Rücken.

Doch genug der Einzelheiten. Sie werden hinreichen, um es deutlich zu machen, daß die alten Völker ein viel lebendigeres Bedürfniß hatten nach künstlerisch gestalteter Umgebung, als wir. In so vielen Fällen, wo wir uns des nüchternen Wortes bedienen, drückt das Alterthum sich bildlich aus. Wir siegeln die Briefe mit unsern Namenszügen, das Alterthum siegelte mit Bildern, da konnte denn einer in einem hübschen Symbol sein Wesen oder seine Neigung ausdrücken, wie z. B. der Dichterfreund Polykrates mit einer Leier siegelte. In vielen tausenden sind geschnittene Siegelsteine mit schönen Bildern aus dem Alterthum erhalten und noch mehr Glasabdrücke von Steinen für den Gebrauch derer, welche das Geld nicht hatten für erstere. Die Meilenzeiger sind jetzt kahle Steine mit Inschriften im Telegraphenstil, die Griechen setzten das Bild ihres Wegegottes an die Straßen, der den Wandrer in schönen Versen freundlich belehrt, ihm auch wohl einen feinen Spruch mit auf die Reise gibt. So las man auf Meilensteinen in der Nähe des alten Athen Sprüche dieser Art: „Wandle mit gerechten Gedanken", „Hintergehe deinen Freund nicht" u. s. w. Kurzum, im ganzen Leben der Alten war man nicht auf den bloßen Nutzen bedacht, sondern wünschte alles zunächst für den Nutzen Bestimmte aus der Sphäre des bloßen Nutzens herauszuheben. Es ist eine sehr falsche, wenn auch weit verbreitete Ansicht, daß die Völker in Kunst und Handwerk von der knappsten Befriedigung der Bedürfnisse ausgegangen und dann erst zur Verzierung des Nothwendigen, zur Schönheit gelangt seien. Mit dem knapp Nothwendigen begnügt man sich nur, wo der eisige Hauch des Materialismus die ederen Kräfte und Bedürfnisse einer Nation getödtet. Solche Denkungsweise aber darf man nicht in der Kindheit der Völker voraussetzen, die voll ist von Phantasie und Gemüth.

Wir verkennen freilich nicht, daß ein Unterschied ist zwischen den Völkern, wie zwischen den Individuen. Der eine ist mehr nach Innen gekehrt und legt wenig Werth auf die äußere Erscheinung seiner selbst und der Dinge um ihn her, der andre trägt sich mit Anstand und Grazie und bildet sein eignes Wesen unwillkürlich auch der umgebenden Welt ein. So geht es auch mit den Völkern. Die nördlichen Völker sind im allgemeinen von der ersten Art, die südlichen, jetzt und früher, von der andern. Es ist dieser Unterschied auch für das geistige Leben der Völker von der höchsten Bedeutung. Nun soll ein jeder freilich in seiner Art bleiben und das ihm gegebene Theil mit allem Ernst auszubilden sich bemühen, denn die Nachahmung ist unrecht und unwürdig und hat auch noch nie einen rechten Erfolg gehabt. Es soll aber auch der eine vom andern lernen, sich des andern Weise durch den Kopf gehn lassen und die Gefahren der Einseitigkeit zu vermeiden suchen.

Digitized by Google

Am Familientische.

Voltaire in Lausanne.

Nach seiner Rückkehr aus Preußen ließ sich Voltaire an den Ufern des Genfersees nieder, um hier so angenehm, so gemüthlich und so unabhängig als möglich zu leben. Dabei aber fuhr er gleichwohl fort, seinen Platz in Paris zu behaupten und nach allen Seiten in Europa seinen Schatten zu werfen, als Gegenstand der Verehrung oder des Schreckens. Während er in der Ferne durch seine Schriften die Aufmerksamkeit der Welt in Anspruch nahm, setzte in der Nähe sein Ruf, seine unerschöpfliche Laune und seine über sprudelnde Activität alles in Bewegung. Neben ihm war in unmittelbarer Nähe kein Raum für einen zweiten, und man weiß, mit welchem groben Geschütz er seinen Nebenbuhler Rousseau aus dem Felde zu schlagen wußte: „Dieser falsche Bruder, dieser platte Charlatan, dieser Affe, dieser größte kleine Narr von der Welt.“

Die Schweizer nannte er gern seine „großen Freunde und guten Gevattern“. Doch strenkte er ihnen auch wirkliches und großes Lob: „In diesem ehemals so rohen Lande ist man an einigen Orten dahin gekommen, athenische Gesittung mit lacedämonischer Einfachheit zu vereinigen“. Anderswo rühmt er ihre Enthaltsamkeit und Bescheidenheit, die Beschäftigtenheit der Freiheit, und thut ihnen gar die Ehre an, sich selbst einen guten, alten Schweizer oder einen armen Schweizer Teufel zu nennen. Er findet „an den Ufern des Lemau mehr Philosophie als in der Sorbonne“, was ihn jedoch nicht hindert, ein anderes Mal zu sagen: „Ich bin nicht so sehr Schweizer, daß ich keine Vernunft annehmen sollte.“

Bei aller Gemüthlichkeit hatte der Aufenthalt in der Schweiz indessen auch ein Widerwärtiges für ihn. Zunächst mußte er den großen Haller neben sich dulden und sogar respectiren; denn „die Schurkereien der Buchhändler“, und endlich die „Manie der Schweizer, ihn zu malen“ und „sein magerest Bild“ zu besitzen. „Als ich eines Tages,“ erzählt er, „bei Bern mit einem höchst vortrefflichen Schultheiß der Republik spazieren ging, hatte man in der Nähe einen Maler postirt, der mich zeichnete. Da aber das Wappen Unserer Herrschaft ein Bär ist, so glaubte er nichts Besseres thun zu können, als mir das Gesicht dieser Thiere zu geben. Er malte mich wie — einen Bären.“

Zu der Zeit fand nämlich der Cantons Wandt unter Berner Oberherrschaft, und die regierenden Herren von Bern waren eben nicht nach dem Geschmack des freiheitliebenden Philosophen. Der Baillí von Lausanne erlaubte sich einmal, ihm einen wohlgemeinten Rath und Verweis zu geben: „Monsieur de Voltaire!“, redete der ehrenfeste Richter ihn an; „man sagt, daß Er gegen den lieben Gott geschrieben hat; das ist schlimm, aber ich hoffe, daß Gott Ihm vergeben wird. Man sagt, daß Er gegen die Religion geschrieben hat; das ist auch sehr schlimm. Man sagt, daß Er gegen unsern Herrn Christum geschrieben hat; das ist sehr schlimm, sehr schlimm, aber Er wird Ihm vergeben nach Seiner großen Barmherzigkeit. Monsieur de Voltaire! Höre Er sich gegen Ihr Excellenzen in Berne so schön Herren zu schreiben; denn die würden es Ihm nimmer vergeben.“

In der That hatte Voltaire für die Freiheit, oder richtiger für die Unabhängigkeit eine besondere Vorliebe. Darum erwarb er sich nach und nach vier Landhäuser: Monrion bei Lausanne, Les Délices bei Genf, endlich Tournen und Ferney auf französischem Boden. Das nannte er „Asyle, die haben anstatt zweier, Vorder- und Hinterfüße.“ „Wenn ich nur Genfer wäre,“ sagte er, „so hinge ich zu sehr von Genf ab, und zu sehr von Frankreich, wenn ich nur Franzose wäre.“ Der Aufenthalt in Lausanne fesselte ihn jedoch ganz besonders. Er kann seinen Freunden nicht genug rühmen, welch schöne Aussicht er von seinem Hause aus hat. „Kein schönerer Anblick in der Welt: der Ocean, 10 Meilen lange See in seinem ganzen Umfange, die Felder von Savoyen, und die hohen Alpen voraus. Ich würde nicht einen Tausch mit dem Serail in Constantinopel; aber,“ setzt er hinzu, „man müßte einen guten Magen haben, das wäre mehr werth als der Anblick von Constantinopel.“ Die 20pfündigen Forellen, welche der See enthält, waren dem Philosophen nämlich auch nicht gleichgültig. Aber die schönste Natur und die Freuden der Tafel konnten ihn nicht ganz fesseln; er mußte außerdem ein wenig historionage haben, wie er sich ausdrückte. Und worin bestand diese Ergötzung? Darin daß das talentvolle Publikum von Lausanne sich um die Wette bereiferte, Voltaires Tragödien nach seinem Geschmacke aufzuführen. „Alle Welt spielt mit Wärme,“ schreibt er einem Freunde, „Ihre Pariser Schauspieler sind auf dem Eispunkt. Ich möchte nur, daß Sie einmal einen Winter mit mir in Lausanne zubringen könnten. Sie würden hier neue Stücke von ausgezeichneten Schauspielern aufführen sehen; 15 Meilen weit in der Runde kommen die Fremden, und meine schönen Ufer des Leman sind ein Asyl der Künste, des Vergnügens und des Geschmacks geworden. Die Mauloffen von Paris glauben, die ganze Schweiz sei ein wüstes Land; sie würden erstaunen, Zäre in Lausanne besser aufführen zu sehen als in Paris, und dazu 200 Zuschauer, die gute Kritiker sind, als sich irgendwo in Europa finden lassen. Ich habe alle Schweizergemeinden zu Thränen gerührt. Auf die Tragödie folgten Tänze, hierauf ausgeführt, eine komische Oper, noch besser. Alles von schönen Frauen, wohlgestalteten und geistvollen jungen Leuten, und vor einer Versammlung von Geschmack. Die Künstler haben sich in einem Jahre gebildet. Das sind Früchte, welche die Alpen und das Zuragebirge bis jetzt noch nicht getragen hatten. Als Cäsar diesen Erdwinkel verwüstete, dachte er gewiß nicht, daß sich hier einmal mehr Geist entfalten würde, als in Rom. Die Liebe zur Kunst beseelt alle gebildeten Leute in dieser Stadt. Hier ist eben so viel Geist und Geschmack, als an irgend einem Orte der Welt.“

Im Gegensatze dazu wird aber auch erzählt, daß Voltaire nie zufrieden war, wenn seine Kunstliebhaber und Kunstliebhaberinnen ihre Rollen vortrugen. Er tadelte alles, Declamation und Gesticulation; man konnte ihm nichts recht machen. Daß er aber bei ausgezeichneten Leistungen nicht unempfindlich blieb, davon ist folgende Anecdote ein Beispiel: — Man spielte zu Monrepos, dem Landhause des Marquis v. Langalerie. Die Bühne war auf dem Heuboden einer Scheune, die unmittelbar an das Haus stieß; die Zuschauer befanden sich in dem Wohnhause; übrigens war alles sehr hübsch eingerichtet. Voltaire nahm seinen Platz gewöhnlich hinter den Coulissen. Einst Tages fühlte er sich von dem Spiel eines Monsieur d'Hermenches und dessen Gattin so hingerissen, daß er unwillkührlich seinen Lehnstuhl immer weiter vorrückte, bis er sich auf der Bühne zwischen Zaire und Orosmane befand — gerade in dem Augenblicke, wo letzterer seinen Dolchstoß ausführen wollte; — die Vorstellung war unterbrochen.

Auf seinem Landhause zu Monrion empfing Voltaire täglich Gäste, die bei ihm zu Mittag oder zu Abend speisten, auch wohl die Nacht festlich bei ihm zubrachten, und da er sich für leidend erklärte, so fand man es in der Ordnung wenn er seine Gegenbesuche machte. Aber Billete und Berufchen durchkreuzten vom Morgen an die Stadt, in Erwartung der abendlichen Versammlung. Es war das Zeitalter der galanten Reden. Nun die Berner Herren verstanden sich nicht auf diesen feinen Ton. Ein alter Baillí sagte einst zu Voltaire: „Ei, zum Teufel, Mr. de Voltaire, Er macht noch immer so viel Verse? Wozu ist das gut? Das führt zu nichts. Mit Seinem Talent, Er könnte etwas werden. Seh' Er mich an; ich bin Baillí.“ Selbst Gelehrte, ernste Männer, und sogar Theologen zog Voltaire in seinen magischen Zirkel. Haller kam zu einer Vorstellung von Zaire. Mit Verstand, einem französischen Paste zu Bern, sprach er über Fossilien und Schaltiere, doch nur um aus der Sache einen Gegenstand seines Spottes zu machen. „Ich glaube eher,“ schreibt er ihm, „mein lieber Philosoph, daß die Preußen nach Frankreich kommen könnten, als daß die Austern von Malabar, wie Sie behaupten, nach den Alpen gekommen seien. Jede Wissenschaft hat ihren Roman. Wenn die Fische Indiens zu uns gekommen wären, wie unsere Missionare derthin gehen, so hätten sie sich vermehrt und man sändeste anderswo, als auf unsern Bergen.“

Voltaire brachte drei ganze Winter in Lausanne zu: 1756, 1757 und 1758. Darauf zog er sich nach Ferney zurück. Aber das Feuer, welches er angezündet hatte, erlosch nicht so bald. Lausanne behielt seinen Ruf während des ganzen Jahrhunderts. „Der Geist der Philosophie Voltaires,“ sagt Gibbon, „seine Tafel und sein Theater hatten die Sitten in Lausanne merklich reaffinirt. Die Künstler, welche er gebildet hatte, überlebten den Beifall ihres Meisters. Neuerdings aus Paris angekommen, wohnte ich mit Bezaugen der Aufführung mehrerer Tragödien und Komödien bei.“ Hören wir aber auch noch einen alten Krieger, den General Marnéry, der gegen Voltaire einen wahren militärischen Ausfall macht: „Seit 44 Jahren habe ich mein Vaterland nicht gesehen. Als ich es verließ, hatte man mit einem gemüthlichen jungen Manne, der nicht wenigstens einige Jahre in fremdem Dienste zugebracht, mit Fingern gezeigt. Damals war die Erziehung männlich; aber man hat mir gesagt, daß seit Voltaire sich in diesem Land eingenistet hat, der Geschmack am Militärdienst verschwunden ist. Alle, die es können, führen ein unthätiges Leben, lesen Romane und machen Verse. Der Luxus, die Verzärtelung und die Sittenverderbniß haben in der Schweiz mit der Poesie Fortschritte gemacht.“

Jedoch ist man gewiß im Irrthum, wenn man die damals in Lausanne herrschende Geisteserhitzung einzig dem Einfluß Voltaires zuschreibt. Er hatte die „fröhliche Bande,“ wie er seine Kunstliebhaber nennt, organisirt und belebt; aber es bestanden schon vor seiner Ankunft Gesellschaften, die sich mit dramatischen Uebungen beschäftigten. Der Geist der Zeit kam ihm entgegen. Gegenwärtig sind hier nur noch schwache Erinnerungen von dem berühmten Philosophen übrig. Die Gesellschaft, in welcher er regierte, ist ausgestorben, ohne Nachkommenschaft. Die gebildete Welt macht keine Verse mehr, und liest kaum noch seine Tragödien. Statt dessen ist Lausanne jetzt ein Mittelpunkt regen, christlichen Lebens und Strebens geworden, und daher ist für einen Voltaire kein Raum mehr.

F. Z.

„Dazu hat Buchholz kein Geld.“

Berlin hat schon seit alten Zeiten viel in „Redensarten“ geleistet bis auf unsere Tage, und es wäre ganz interessant, wenn sich einmal einer, der das Zeug dazu hätte, die Mühe geben wollte, die verbreitetsten Berliner „Redensarten“ zusammenzustellen und mit historischen Anmerkungen, über Entstehung betreffend, zu begleiten. Das wäre ein ganz achtenswerther Beitrag zur Geschichte oder Naturgeschichte des Berliner Volkes. Einige dieser Redensarten haben Menschenalter überdauert.

So war es gegen Ende des vorigen und auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts eine beliebte Berliner Redensart: „Dazu hat Buchholz kein Geld!“ Es gibt wohl schwerlich einen ältern Berliner, der dieselbe nicht vernommen hätte aus dem Munde seines Vaters oder Großvaters! „Dazu hat Buchholz kein Geld!“ pflegte man in Berlin zu sagen, wenn man sich genöthigt sah, eine Ausgabe, die sonst ganz nützlich sein mochte, aus Mangel an Mitteln noch zu verschieben. Uebrigens hat diese Redensart einen gewaltig vornehmen Ursprung, denn es war der große König Friedrich selbst, der sich derselben zuerst bediente und sie in Aufnahme brachte. Der alte Fritz war bekanntlich ein sehr sparsamer Herr; als ihm nun einst Tages, bei nach dem siebenjährigen Kriege, das Ministerium einen Anschlag einreichte zu einer nothwendigen Reparatur der Kurfürstenbrücke, welcher 1952 Rthlr. 17 Gr. 3 pf. betrug, und die Bitte hinzufügte, diese Summe auf die Hofstaatskasse anzuweisen, kam der Anschlag aus dem Cabinet zurück, und zwar mit dem ein-

Digitized by Google

sachen Vermerk von des Königs eigener Hand: „Dazu hat Buchholz kein Geld!“ die Minister begriffen wohl, daß das ein „Nein!“ war; da ihrer Ansicht nach aber der Zustand der Brücke gefährlich war, so machten sie eine zweite Eingabe, die indessen kein besseres Schicksal als die erste hatte, denn auch sie kam mit dem Vermerk zurück: „Dazu hat Buchholz kein Geld!“ Das machte einen solchen Eindruck, daß von da an jeder, der eine Ausgabe aufschieben mußte oder wollte, sich mit andere mit der Redensart tröstete: „Dazu hat Buchholz kein Geld!“ Das Ministerium ließ übrigens die Brücke doch reparieren, erhielt dafür aber noch einen königlichen Wischer, indem der Monarch schrieb: „Ich habe die Brücke passirt und außer dem Geländer nichts Schadhaftes an ihr wahrnehmen können, auch ist sie ja von Stein und massiv gebaut.“ Wirklich mußte die Dringlichkeit der Reparatur noch ein Mal nachgewiesen werden, ehe der Zahlungsbefehl erfolgte.

Wer war nun jener Buchholz, der niemals Geld hatte, wenn eine Sache nicht ganz dringend war?

Dieser Mann hieß August Buchholz, hatte eine stattliche Person von 6 Fuß 10 Zoll und war in seinem achtzehnten Jahre, gerade da er hatte zur Universität abgehen wollen, aufgegriffen und bei dem Regiment angestellt worden, welches Friedrich der Große noch als Kronprinz belkan. In diesem Regiment diente Buchholz 25 Jahre untadelhaft als Soldat, als Unteroffizier und als Feldwebel. In der Schlacht bei Molwitz wurde er am linken Knie bleibend zum ferneren Dienst untauglich. Der König aber, der seine Rechtschaffenheit und Treue seit vielen Jahren genau kannte, machte ihn zu seinem Hofstaatsentwesser und in der Folge zum Tresorier. Dieser Ehrenmann war also gemeint, wenn Friedrich schrieb: „Dazu hat Buchholz kein Geld!“

Nicht nur bei Königen, sondern auch bei Privatpersonen ist's oft recht gut, wenn Buchholz kein Geld hat.

Unbrigens war der Königl. Tresorier August Buchholz, der hochbejahrt auf dem Königl. Schlosse zu Berlin, wo er Amtswohnung hatte, starb, der Oheim des bekannten und treuverdienten Brandenburgischen und Preußischen Geschichtsschreibers Friedrich Buchholz.

G. H.

Die Pariser Journalwelt.

Im Jahr 1834 zählte man 416, 1862 schon 648, 1863 690 und heute am 1. Juli 865 noch weniger als 816 in Paris erscheinende Journale und Revüen, die sich mit allen Zweigen des religiösen und politischen Lebens, der Wissenschaften und Künste, des Handels und der Industrie, mit allen möglichen und unmöglichen Dingen in folgender Vertheilung beschäftigen:

Kath. Religion	60	Schöne Künste	67
Protestant.	22	Archäologie, Numismatik	16
Israelit.	2	Eisenbahnen, Straßen-, Brücken-, Bergbau	22
Unterricht u. Erziehung	20	Finanzen, Börse	19
Justizpflege	18	Technologie	69
Verwaltung	16	Literatur	57
Politik	25	Damen-, Familien-, Jugend-zeitungen	34
Polit. Oekonomie, Handel u. s. w.	48	Moden, Damenarbeiten	54
Medicin	46	Sport, Jagd, Fischerei, Spiele	14
Naturwissenschaften u. Mathematik	28	Freimaurerei	4
Landwirthschaft u. Thierheilkunde	19	Spiritismus	5
Gartenbau, Obstbaumzucht	10	Bibliographie	19
Militärwesen	16		
Marine, Colonien	10		
Geschichte, Geographie, Heraldik	25		

Für c. 30,000 Fr. Jahresabonnement könnte man sich das Vergnügen verschaffen, diese ganze Masse geschwärzten Papieres in die Hände zu bekommen.

Die älteste dieser Zeitungen ist die Gazette de France, vom Jahre 1630 datirend, die theuerste das Journal des Débats, das 80 Fr. jährlich kostet, die wohlfeilste die Gazette des Abonnés, die nichts kostet; die verbreitetste „Le Petit Journal“ setzt durch Colportage täglich über 200,000 Ex. ab.

In einem Chaire catholique betiteltem religiösen Journal kann man sämmtliche an den 4 nächsten Sonntagen in den Pariser Hauptkirchen zu haltende Predigten im voraus lesen. In „La Nouvelle Légence“, der Schacheitung, macht man Partien, bei denen der Gegner tausend Stunden vom Gegner entfernt ist und bei denen man alle 3 Monate einen Zug macht. Le Fumeur ist das Organ der Pantatellas und Loudrés, — das Journal des Baigneurs ist nicht ins Bässer gefallen, es ist bereits in der Mitte seines 15. Jahrgangs, — La Révélation d'Outre-Tombe erscheint monatlich und enthält für 10 Fr. jährlich die Zukunft und das Jenseits, — le Nécrologiste beschäftigt sich nur mit Todten, das Journal de l'Amour nur mit Neugebornen. Die Goldschmiede, die Schlosser, die Schreiner, die Metzger, die Hutmacher, die Uhrmacher haben ihre eigenen Zeitungen, selbst die Lumpensammler ein Journal des chiffons. Eine so eben neu erscheinende litterarische Zeitung nennt sich „Le Misérable, und hofft vielleicht diesen Namen zu verdienen. Auch die Puppen haben eine Gazette de la Poupée, und die kleinen Kinder lesen schon ihr Journal „Baby“. Die kleinste Zeitung ist „Le Lilliputien“ nur halb so groß als eine Hand, so daß ein Bogen gewöhnliches Zeitungspapier zu 20 seiner Exemplare reicht. Sein Theaterkritiker nennt sich Microscope, sein Tageschronist zeichnet Minimus und sein Redakteur en chef hat den Namen Tom pouce (Daumesdick) angenommen. Diese Zeitung ist häufig wegen Mangels an Raum genöthigt die Hälfte eines Leggrophe für die nächste Nummer zurückzulegen und ein Sonnet fällt seine erste Seite vollständig.

H. K.

Die Heimat der arabischen Vollblutpferde

ist der Nedsched, d. h. das Binnenland von Arabien; doch besitzt diese Provinz nicht die nach europäischen Begriffen schönsten arabischen Pferde. In Europa liebt man zu sehr eine glänzende Erscheinung, um nicht die stattlicheren und imposanteren Pferde der syrischen und mesopotamischen Ebenen den feineren Nedschedpferden vorzuziehen. Was man in Europa „arabische Pferde“ nennt, sind alles Pferde aus Syrien, wie H. v. Maltzan in seiner „Wallfahrt nach Mekka“ behauptet, und der Gegend um Bagdad oder gar aus Aegypten. Keheil, d. h. ächte Vollblutpferde des Nedsched, sind in Europa unbekannte Dinge und möchten, wenn sie eingeführt würden, vielleicht gar nicht gewürdigt werden, weil der arabische Pferdetypus oft geradezu das Gegentheil von dem englischen ist. Weil der Nedsched zwar sehr gute, aber nicht viele Pferde erzieht, während die syrischen und mesopotamischen Ebenen eine weit größere Zahl aufweisen können, so sind sie auch theurer als dort, und das arabische Reitpferd ist selbst in Arabien ein großer Luxusartikel.

General Alava.

Nachdem Napoleon die spanische Königsfamilie nach Bayonne ins Netz gelockt, derief er, um seine willkührlichen Absichten mit dem Scheine freiwilliger Nationalbeschlüsse zu umgeben, eine Versammlung spanischer Großen zu sich. Während ihres feierlichen Zusammentritts in einem Saale des Palastes Marac trat er von der Jagd im Vorzimmer ein und wohnte der Eröffnung ungesehen bei. Der erste Redner war der Herzog von Infantado. Er sprach in langem Vortrag hin und wieder, um sich einer bestimmten Erklärung über den Gegenstand der Berathung zu entziehen. Endlich wards es Napoleon zu viel, und im Jagdkleide vortretend fuhr er den Herzog an: er wisse wozu er hieher berufen sei, er solle sich gerade aussprechen; wolle er nicht, wie besohlen, für die Thronentsagung der Bourbonen und Josefs Königthum sich erklären, so könne er noch jeder andere auf der Stelle abreisen, werde aber dann als sein Feind behandelt werden! Das wirkte, Infantado blieb und that wie befohlen; die ganze Versammlung, mit Ausnahme des Generals Alava, folgte seinem Beispiel. Alava allein nahm den Handschuh auf und entfernte sich. Er hat den Krieg gegen Napoleon in den Reihen seiner Landsleute und der verbündeten Engländer, als Mellungtons Adjutant noch bei Waterloo, mit Beruf eines Armeis, tapfer ausgefochten.

F. L.

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute den 10. Juli ferner ein:

Pf. Arenseth in Smyrna Thlr. 2. — Dr. Grundmann in Gotha Thlr. 1. — H. W. H. in E. Thlr. 2. — P. S. in E. Thlr. 1. — Von den Ufern des schwäbischen Meeres von Pf. Ewald u. Frau von Cola in Ueberlingen Thlr. 2. — Die Untertertia des Gymnasiums zu Treptow Thlr. 2. 2 Gr. — Superint. Krahmer in Drossen Thlr. 2. — Ungenannt in Brunne b/Ferbelin Thlr. 1. — R. & D. zu Lautern in Ost-Preußen Thlr. 3. — Aus Erdmannsdorf Thlr. 1. — Apotheker Schmitz in Wattenscheid Thlr. 2. — Superint. Schulz in Mühlheim a/Ruhr Thlr. 5. — Lehrer Scheidt in Unterdarmen Thlr. 1. — Pf. Pflug in Wermar Thlr. 1. — Vom Gymnasium zu Potsdam durch Oberlehrer Möller Thlr. 6. 10. — Pf. K. in W.hal Thlr. 1. — Victor von Strauß in Bückeburg Thlr. 12. 23½ Sgr. — Pf. O. Möller in Grumbach Thlr. 1. — Durch Küchenmeister Engel zu Kloster Malchow in Mecklenburg aus gesammelten Beiträgen Thlr. 30. — Betrag unserer vorigen Quittung Thlr. 1573. 24 Gr. Im Summa: Thlr. 1650. 29½ Gr. Thlr. 22 Jahresbeiträge und 3 Lotterieloose.

Briefkasten.

Herrn J. B. in **Moskau**. Auf Ihre Anfrage, ob Sie das Daheim nicht auch durch die Post beziehen können, haben wir mit Ja zu antworten. Das Blatt ist in ganz Rußland durch sämmtliche Kaiserl. Post-Anstalten gegen den gesetzlichen Postaufschlag zu beziehen. Eine Weigerung einzelner Postanstalten könnte nur auf Mißverständnis beruhen.

Herrn J. C. W. in D.— Die von Ihnen gewünschte Abbildung der Panzerschiffe „Arminius“ und „Cheops“ wird in Nr. 44 erscheinen. Früher war es nicht möglich.

P. S. C. in **Barmen**. Ihren Wunsch in Betreff der Rebus werden wir in Ueberlegung nehmen.

Dr. W. in **Dorpat**. Ihre Theilnahme ist uns sehr werthvoll. Besten Dank dafür, wie für die freundliche Berücksichtigung des „Büchernarren“, dem die 7 alten Bände sehr willkommen sind. Die Verbreitung des Daheim in Amerika hat besonders seit Schluß des Krieges einen hübschen Aufschwung genommen. Die „Wanderprämien“ sollen gelegentlich benutzt werden. Die andere Angelegenheit ist, wie Sie aus Nr. 41 ersehen haben werden, bereits Ihrem Wunsche gemäß erledigt.

W. in **Zürich**. — Sie haben Recht. Gottfried Flammberg ist der Verfasser der „Kreuzeiche“ und des Romans: „Kurt Werner“. Seine Erzählung: „Der Filchtling“ beginnt in der nächsten Nummer unseres Blattes.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 1.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im Juli 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 44.**

Der Flüchtling.

Eine Erzählung von **Gottfried Flammberg.**

I. Eine blutige That.

„In solcher Wuth habe ich ihn noch nie gesehen," sprach Gottfried, der Kammerdiener, zu Peter, dem Stallknecht. „Das will was sagen!" erwiderte dieser, indem er den Braunen zu striegeln fortfuhr: „ich meine, er braust bei jeder Gelegenheit so heftig auf, daß es schwer zu sagen wäre, wann er's am tollsten macht." „Nun," sagte Gottfried, „Du hast nicht Ursache, Dich zu beklagen. Hitzig ist er freilich auch gegen unser einen, aber er besinnt sich sogleich, nachher sagt er irgend ein Wort des Lobes, um seinen Fehler wieder gut zu machen." „Aber was mag er nur gehabt haben, daß er so wüthend war?" fragte der Stallknecht.

„Weiß ich's?" sagte Gottfried. „Mit dem Junker Meinhard hat er's gehabt; soviel ist klar. Als ich in die Kammer hinauf ging, des Herrn Perrücke zu kräuseln, hörte ich, wie ich an unsers Junkers Zimmerthür vorbei kam, beide in lautem Wortwechsel begriffen, und als ich wieder herunter kam, war der Wortwechsel zum erbitterten Streit geworden; es war gut, daß ich zeitig mich die Treppe hinunter machte; denn eben flog die Thür auf und Junker Meinhard, roth vor Zorn, fuhr heraus und jagte die Treppe hinab, aus dem Hause fort."

„Und wenige Minuten darauf rannte auch unser Junker zum Hofthor hinaus, dem Walde zu. Ob er ihm nachgeeilt ist?"

„Er wird doch nicht!"

„Junker Meinhard hat den Weg nach Walchenbrunn eingeschlagen; der führt ihn nach seinem Schlosse. Unser junger Herr ist in den Wald hinausgestürmt; auf dem Pfad, der durch denselben führt, schneidet er ab und kann dem Meinhard den Paß abgewinnen."

„Er hatte den Degen an der Seite," bemerkte Peter.

„Um Gotteswillen, da wird doch kein Unglück passiren?" rief Gottfried. „Wir sollten ihm nacheilen!"

„Könnte uns übel bekommen," meinte Peter. „Laß die Herren ihre Sache miteinander ausfechten!"

„Ausfechten?! Herr Gott! wenn sie die Schwerter zögen! Und daß nun der Herr mit dem Fräulein gerade verreist sein muß! — Was sollen wir thun?"

„Nichts, meiner Meinung nach," erwiderte Peter, „wir wollen ruhig warten. So heftig sein Jähzorn aufbraust, so schnell verraucht er auch wieder. Weißt Du denn, ob er ihm wirklich nachgeeilt ist? Er kann in den Wald gegangen sein, um sich abzukühlen."

„Du magst Recht haben," sagte Gottfried. „Aber wenn nur kein Unglück geschehen ist!"

„Möchte doch wissen, worüber sie sich so erhitzt haben," sagte Peter nach einer Weile.

„Ueber das Fräulein ist der Streit losgegangen," sagte die Stubenzofe, die eben aus dem Hause getreten war.

„Was weißt Du? und wer hat Dir das Recht gegeben den Herrn zu belorchen?" fuhr Gottfried die Zofe an.

„Ich habe nicht mit Willen gehorcht," sagte diese. „Ich war im hintern Zimmer beschäftigt, des Fräuleins Reifrock zu glätten; und daß ich's nur gestehe: wie ich den Namen meines Fräuleins hörte, und wie der Junker Meinhard Uebles von ihr sprach, da hätten mich zehn Pferde nicht fortgebracht."

„Uebles vom Fräulein hat er geredet?" fuhren Gottfried und Peter wie aus Einem Munde entrüstet auf.

„Er neckt gern, das ist sein alter Fehler. Und so meinte ich auch diesmal anfangs, es sei nur Neckerei. Aber bald überzeugte ich mich, daß ein giftiger Groll gegen unser gutes Fräulein ihm Worte der Schmähung und Verleumdung eingab."

„Und was sagte denn der Bursche?" rief Gottfried.

„Jawohl," sagte er, „sie ist auch so ein Tugendexemplar, wie die anderen alle. Daheim das sanfte, fromme Lämmchen und Lärvchen, schüchtern wie ein Kind, und wenn ich ihr eine Artigkeit sage, sich verschämt abwendend; aber freilich, wenn sie mit ihrem Vater nach der Stadt fährt und dort den jungen Kaltenberg sieht, dem sie Dein Vater bestimmt hat," dann kann sie kokettiren!" — „Kokettiren?" rief Karl; „kokettiren nennst Du es, wenn sie mit dem Manne, der ihr zum Verlobten bestimmt ist und den sie von Herzen liebt, in aller Ehrbarkeit freundliche Worte wechselt?" — „Sie liebt

Digitized by Google

ihn?“ rief Meinhard höhnisch; „o Du Ausbund von Scharfsinn! Doch — freilich — Du bist der Bruder — Du thust Deine verdammte Schuldigkeit, wenn Du die kaiblease Deiner Fräulein Schwester beschönigst!“ — „Was soll das?“ rief Karl in heftigem Zorn. „Was willst Du sagen? Steh mir Rede!“ — „Nun nur gemach,“ sprach Meinhard kalt; „die ganze Nachbarschaft weiß ja um die Sache.“ „Um was weiß sie?“ fragte Karl, seinen Zorn mit Gewalt bemeisternd. „Nun wenn ihre fleißigen Besuche in Lindelberg gelten.“ Karl sing hell zu lachen an; es schien, als ob er Meinhards Worte jetzt selber für einen albernen Scherz oder für eine Neckerei ansähe. „Nun,“ sagte er, „wenn meine Schwester die arme kranke Schullehrerswittwe besucht, um ihr eine Unterstützung zu bringen, und Du wilst das Kokketterie nennen, so habe ich auch nichts dagegen!“ — „Die Wittwe hat einen Sohn,“ fuhr Meinhard giftig fort. „Es ist ein hübscher, wohlgewachsener Bursche.“ — — „Halt ein!“ unterbrach ihn Karl; aber Meinhard ließ sich nicht stören. „Sah ich's doch neulich selbst, wie er sie aus dem Hause der Wittwe begleitete, wohl hundert Schritte weit.“ — „Soll das ein elender Witz sein?“ rief Karl, „oder was sonst?“ — „Wenn nichts dahinter wäre,“ versetzte Meinhard, „so brauchtest Du Dich ja nicht so zu ereifern. Hinter dem Busch blieben sie noch lange bei einander stehen; wie er endlich ging, drückte sie ihm die Hand.“

„Verruchter Bube!“ platzte jetzt Peter los. „Er wird ihr die Hand gedrückt haben, um ihr zu danken, weil er ein armer Mensch ist, der keine Lebensart kennt; sonst hätte er ihr die Hand geküßt.“

„Der Lotterbube, der Meinhard!“ stammelte Gottfried und war seiner kaum mächtig.

„Aber wie ging die Geschichte weiter?“ fragte Peter.

„Unser junger Herr,“ sagte die Jose, „gerieth in die äußerste Wuth. Rede und Gegenrede folgten Schlag auf Schlag. Ich kann nicht mehr wiedergeben, was sie alles einander gesagt haben. Unser junger Herr warf ihm vor, daß er ein gemeiner Mensch sei, der, weil Adeline seine Neigung unerwidert gelassen, sie nun hasse und seinen Haß in so nichtswürdigen, ehrenrührigen Verleumdungen auslasse. Meinhard wurde nur immer kälter, und sprach von Beweisen, die er bringen könne. Karl stampfte mit dem Fuß und nannte ihn im Zorn einen ehrlosen Schurken. Meinhard zog den Degen und verlangte Genugthuung. „Mit einem Schurken, wie Du,“ rief Karl, „messe ich meine Klinge nicht. Halunken und Bagabunden mögen sich mit Dir schlagen. Fort!“ rief er, und riß die Thüre auf. „Schon gut,“ sagte Meinhard höhnisch; die Welt soll's erfahren, daß Du kein Ehrlmann bist.“ Und damit eilte er die Treppe hinunter.

„Und Karl ihm nach!“ seufzte Gottfried. „Es geht nicht anders, wir müssen nach ihm suchen! Wenn er sich anders besonnen, wenn es zum Zweikampf gekommen ist — — wenn er verwundet, einsam, hilflos im Walde liegt.“

Das Gespräch der drei Dienstleute ward hier plötzlich unterbrochen. Schon seit einer Viertelstunde hatte sich der blaue Augusthimmel mit Wolken überzogen, die über den westlichen Theil des Berges, der die weite Thalbucht amphitheatralisch einschloß, immer schwärzer und dichter heraufjagten und jetzt brach ein mörderisches Ungewitter los. Es folgte Schlag auf Schlag; der Regen schüttete in wolkenbruchähnlichen Strömen auf die Erde herab. Das alles hinderte den treuen Gottfried nicht, die nöthigen Vorkehrungen zur Aufnahme des jungen Herrn zu treffen. Er rief die Knechte unter den Schuppen des Hofes zusammen; er hieß sie in aller Eile aus einigen Brettern eine Tragbahre zimmern; er wollte mit Peter vorausgehen und suchen; sie sollten in einiger Entfernung folgen und seines Rufes gewärtig sein. Der Regenguß ließ einen etwas nach, als Gottfried und Peter den Edelhof verließen; sie hatten ein Stück Weges dem Dörfchen entlang über eine Wiese sanft abwärts zu gehen; aber, als sie weiter kamen und hinter den Haselbecken in den offenen Wiesengrund heraustraten, da war derselbe zum See geworden; die Linie, wo der das Thal durchrieselnde Bergbach in tiefem Bette den Grund durchschnitt, war weder zu erkennen, noch die Stelle zu errathen, wo ein einfacher Balken einen Steg über den Bach bildete; denn dieser Balken lag tief unter dem Spiegel der Flut, die weiter abwärts sich gestaut hatte, begraben. Da war keine Möglichkeit, das Wasser zu durchwaten; denn wenn sie in das tiefeingeschnittene Bette des Baches geriethen, so waren sie verloren. Als Gottfried eben zu Rathe ging, ob sie nicht auf einem Umwege von einer Viertelstunde das obere Ende des improvisirten Sees umgehen könnten, zuckte noch ein letzter jäher Blitzstrahl vom Himmel, die Wasserfläche schien Eine Feuermasse zu sein; im nämlichen Augenblick erfolgte ein Knall, wie wenn dicht hinter ihnen eine Kanone wäre losgeschossen worden; unwillkürlich blickten sie hinter sich und der Qualm der jenseits der Hecken in der Richtung des Edelhofes aufstieg, ließ keinen Zweifel Raum, der Blitz habe gezündet. Der Schrecken gab ihnen Flügel; sie wußten selbst nicht, wie sie zum Schlosse zurückkamen; hier schlugen ihnen aus dem Dach desselben Schuppens, wo vorhin die Bahre gezimmert worden, die hellen Flammen entgegen, und dieser Schuppen, zu einem großen Theile mit Holz, Streh und Heu angefüllt, stieß auf der einen Seite an den Stall, auf der anderen lehnte er dicht an das Wohngebäude. Der besonnene Gottfried hieß die Knechte, das brennende Heu und Stroh mit Stangen aus dem Schuppen in den offenen durchnäßten Hof reißen; aber die Flamme war schneller als die rettenden Hände, das Sparrwerk des Dachstuhls brannte schon lichterloh; aber jetzt eben tönte — ein tröstlicher Klang — vom Thürmchen der Kirche auch schon das Sturmgeläut; die Bauern kamen erst truppweise, dann in Scharen aus dem Dorfe; der besonnene Moosbauer kam mit einem Wagen voll Fässer gefahren, die er aus dem angeschwollenen Bach sogleich gefüllt hatte; seinem erfahrenen Rath ordneten sich die anderen willig unter; während Peter aus Wasser fuhr, weiteren Vorrath zu holen, bildeten die Bauern mit ihren Handeimern eine Gasse ins Schloß, die Treppen hinauf, bis zu den Fenstern, die gerade über dem Dach des Schoppens sich befanden; ein Paar beherzte Burschе erstiegen auf einer Leiter das Dach, warfen die Ziegel, die nicht von der Glut schon gesprengt waren, herab und die anderen begossen nun von den Fenstern aus den Herd des Brandes so wirksam, daß die Gefahr für das Schloßgebäude nach einer halben Stunde als beseitigt betrachtet werden konnte.

So lange die Flammen das Schloß seines Herrn umzüngelten, hatte Gottfried keine Zeit gefunden an Junker Karl zu denken. Erst als er in einigen Dankesworten an die Bauern seines abwesenden Herrn gedachte, fiel ihm auch der Gedanke an dessen abwesenden Sohn wieder wie ein Centnerstein auf die Seele. Als die Bauern sich entfernt hatten, brach eben die Abendämmerung herein. „Und der Junker ist noch nicht zurück? Wußte er nicht, wenn er lebte, zurückkommen? Mußte ihn nicht das Unwetter heimwärts treiben? Mußte er nicht von dem Walde aus die Flammen seines väterlichen Schlosses gewahr werden, nicht das Sturmgeläut hören? — Ach, in welchem Winkel des Waldes, in welcher Schlucht liegt er verwundet, verblutend?“ Schwere Arbeit hatten die Diener und Knechte gethan, aber noch war für sie nicht Feierabend. Mit Kienfackeln versehen schritten sie, Gottfried an der Spitze, dem Walde zu; das Wasser hatte sich verlaufen; der Bach, ob auch immer noch hoch, floß doch wieder in seinem Bette. Die Pfade waren durchweicht und hin und wieder bodenlos; sie ließen sich das nicht anfechten. In dem Fichtenwalde war es völlige, schaurige Nacht; zwischen Felsbrocken und an Felsenwände hin bogen sich hier die vielgetheilten Pfade steil aufwärts; hinter einer Felsenmasse glänzte die düsterrothe Glut der Kienfackeln plötzlich auf, beleuchtete geisterhaft die nächsten grauen Fichtenstämme und verlor sich dann wieder in dem Dickicht des Unterholzes.

Die Fackeln waren abgebrannt bis auf die letzten Stummeln; die bleiche Sichel des abnehmenden Mondes stand bereits hoch am Himmel, der sich bei ihrem Aufgang entwölkt hatte und leuchtete matt zwischen den Wipfeln auf das Moos des Waldes hernieder; noch suchten die Männer, noch durchwanderten sie den Wald nach allen Richtungen. Der Morgen graute, als sie, zum Tod erschöpft, nach Eichenthal heimkehrten. Sie hatten nichts gefunden.

Auf dem Schlosse Hunfstein, das, anderthalb Stunden entfernt, auf schroffem Felskegel am Rande eines andern Thales lag, herrschte, als Junker Meinhard des Abends nicht heimkehrte, keinerlei Besorgniß. Er pflegte, wenn er bei Karl zum Besuche war, zuweilen mehrere Tage zu weilen. Obgleich Meinhard zwei Jahre älter war, als Karl, so waren beide doch von ihren ersten Kinderjahren an so oft zusammengekommen, daß sie sich auch jetzt noch — wenngleich bei der tiefgehenden Verschiedenheit ihres Charakters und ihrer Denkweise nicht als Freunde — so doch wenigstens als Jugendgespielen betrachteten und gegenseitig ertrugen.

Gottfried aber konnte sich noch nicht zufrieden geben. Er hatte sich kaum einige Stunden unruhigen Schlummers gegönnt, als er

Digitized by Google

auch schon wieder unter dem Hofthore stand, im Begriff, von neuem den Wald zu durchforschen und schließlich, wenn sich nichts fände, geradewegs auf Schloß Hundstein sich Auskunft zu erbitten, was aus seinem jungen Herrn geworden sei. Aber indem er zu gehen sich anschickte, bog der Sohn der Schullehrerswittwe von Lindelberg um die nächste Ecke. Spät Abends von einem Geschäftsgang zurückgekehrt, hatte er von dem Brandunglücke gehört und war nun am frühen Morgen hergeeilt, sich zu erkundigen, ob niemand Schaden genommen, und wie „das liebe Fräulein" sich befinde und sich zu entschuldigen, daß er nicht selbst zum Löschen gekommen sei.

„Die gnädigen Herrschaften sind seit acht Tagen verreist," sagte Gottfried mit unfreundlich strengem Ton; „sie werden auch erst in zehn Tagen wiederkommen. Uebrigens, Joseph," fügte er hinzu, „sollteſt Du als Schullehrerssohn soviel Verstand haben, um zu wissen, daß es sich für Leute, wie Du, nicht schickt, vom „lieben Fräulein" zu reden, oder ihr gar die Hand zu drücken, wie wenn sie Deinesgleichen wäre. — —"

„Ach, Herr Kammerdiener!" stammelte Joseph erschrocken, „es war ja nur die Dankbarkeit! Ach, sie ist gewiß böse auf mich?" und dabei ward er so todtenblaß, als ob wenigſtens in ſeiner Brust, ihm unbewußt, noch andre Gefühle als die der Dankbarkeit gewohnt hätten.

„Das gnädige Fräulein, so hast Du zu sagen," fuhr Gottfried strengen Tones fort, ohne seine Frage zu beantworten. „Und wenn sie Deiner Mutter eine Unterſtützung bringt, so hast Du ihr in Ehrfurcht die Hand zu küſſen und sie nicht an der Hand zu halten. Verſtehſt Du?"

Joseph stand sprachlos und blickte zitternd zur Erde.

„Wenn Du übrigens," fuhr der Kammerdiener fansteren Tones fort, „etwas thun wüſſt, um der gnädigen Herrschaft Deine Dankbarkeit zu beweisen, so kannst Du mit mir kommen und mir den jungen Herrn suchen helfen. Er ist gestern vor dem Ausbruch des Gewitters in den Wald gegangen und nicht wiedergekommen und da fürchte ich, es sei ihm in dem Unwetter ein Unfall begegnet."

„Der junge Herr?" fragte Joseph verwundert. „Der ist ja in die Stadt gegangen."

„In die Stadt? Was fällt Dir ein?"

„Freilich, bin ich ihm doch selbst begegnet, wie ich gestern gegen Abend vom Marktflecken heimging. Bei Zeschenreuth auf der Landstraße kam er daher, den Kopf voll Gedanken; denn er sah mich nicht eher, als bis ich im Vorübergehen ihn grüßte: Guten Abend, Junker Karl! Er fuhr ordentlich zuſammen, wie er mich so unerwartet sah, und eilte verwärts, ohne meinen Gruß zu erwidern."

„Du hast Dich geträuſcht. Du hast einen anderen für den Junker angesehen."

„Herr Kammerdiener! Am hellen, lichten Tage mich täuschen? Ich werde doch, weiß Gott, den Junker kennen. Er trug ſein ſpaniſches Wamms von dunkelgrünem Sammt mit den rothen Puffen und ſeine Schlitzhosen mit den gelbseidenen Bändern und auf dem Kopfe das ſpaniſche Hütchen mit der kleinen weißen Reiherfeder."

„Ja, das trug er wirklich. Also in die Stadt ist er gegangen? Nun, so brauche ich mir keine weiteren Sorgen um ihn zu machen. So ist er zu ſeinem Vater gegangen, der die Paar Wochen in der Stadt zubringt, um ihm die erlittene Kränkung zu klagen. Ich hätte dem Heißſporn ſoviel Beſonnenheit kaum zugetraut."

Gottfried traute ihm aber mehr Besonnenheit zu, als er gehabt. Allerdings war ihm Joseph begegnet, aber als einem Verzweifelnden, der nichts weniger im Sinne hatte, als nach der Stadt zu ſeinem Vater zu gehen.

Karl war in ſeinem väterlichen Hauſe als Knabe von dem Geiſtlichen des Dorfes, ſpäter von einem Präceptor unterrichtet worden. Sein Vater, ein ruhiger Mann, deſſen ſanftes Weſen ſich in der Individualität der Tochter wiederſpiegelte, hatte ihn anfangs dem Kriegerſtande beſtimmt, dem er ſelbſt in ſeinen jüngeren Jahren unter des großen Churfürſten Fahne angehört hatte. Allein frühzeitig ſchon bemerkte der verſtändige Mann, daß der Knabe ganz und gar das erregte Temperament ſeiner frühverſtorbenen Mutter, einer edlen aber leidenſchaftlichen Frau, geerbt hatte. Bei ihm, dem Knaben, entwickelte ſich dieſe leidenſchaftliche Natur in der Form des Jähzorns. Alle Bemühungen des Vaters und des Geiſtlichen, die Macht dieſes vulkaniſchen Naturells zu brechen, waren vergeblich. Es gelang ihnen leicht, Karls Gemüth auf edle Bahnen zu leiten; es gelang, ihn zur Erkenntniß ſeines Fehlers zu bringen; nach jeder Entladung ſeiner Heftigkeit war er raſch und gerne bereit, zu bereuen, und ſeine Reue war eine innige, aufrichtige; aber beim nächſten Anlaß flackerte, ehe er ſich zu beſinnen vermochte, die Flamme wieder empor. Das beſtimmte ſeinen Vater, jenen Lebensplan wieder aufzugeben; er fürchtete, als Officier werde Karl bei ſeinem Jähzorn in unanſtändige blutige Händel verwickelt werden. So beſchloß er, ihn die Rechte ſtudiren zu laſſen und auch die Vorbereitungen für dieſes Studium zog er mit Abſicht ſo in die Länge, daß Karl nicht zu früh in das Studentenleben hinaustreten ſollte. Indeſſen noch länger ließ ſich die Sache nicht mehr hinausſchieben; der Jüngling hatte das neunzehnte Jahr erreicht und vollgenügende Verkenntniſſe ſich geſammelt. Vor wenigen Wochen war der Präceptor entlaſſen worden; im Herbſt gedachte der Vater ihn auf die von den Franken damals häufig beſuchte Univerſität Leipzig zu ſchicken.

Als Karl dieſen Nachmittag fortgeſtürmt war in den Waldhinein, da war er weder ſeiner Sinne, noch ſeiner Gedanken mächtig. Zorn, Haß, Rache wogte in ſeiner Bruſt. Die Drohung Meinhards, als er deſſen Herausforderung abgewieſen: — „Die Welt ſoll's wiſſen, daß Du kein Ehrelmann biſt" — machte dem unerfahrenen Jüngling geringere Sorgen; aber ſoviel ward ihm beim Gedanken an jene Herausforderung klar, daß er es dazu gar nicht hätte ſollen kommen laſſen, daß es vielmehr an ihm geweſen wäre, den Verleumder ſeiner Schweſter, ſtatt ihn zu ſchelten, zum Zweikampf zu fordern. „Der Beleidigte war ich, nicht der Beleidiger."

So ſtürmte er hinaus, den Wald hinauf. Das nahe Dorf Walchenbrunn ließ er zur linken; vorthin führte des Feindes Weg, zog ſich dann über dem Dorfe im Bogen bergan und in den Wald hinein. Und fürwahr, dort ſah er den Verhaften langſam unter der ſchwülen Auguſtſonne den Berg hinanſteigen; ſein Vorſprung war nicht ſo bedeutend, wenn Karl den Felſenpfad durch den Wald einſchlug, kam er dem Nichtswürdigen ſicher zuvor. Er eilte hinan; hinter einem Wachholderbuſche am Rand einer jähen Felswand hielt er; links berührt bog ſich der Fahrweg; Fußtritte erſchollen; er war's; Karl ſtürzte, den Degen gezückt, auf Meinhard los. „Steh mir! Schlage Dich, Schurke!" ſchrie er ihm entgegen. Erſchreckt that Meinhard einen Sprung zur Seite, ſo daß er zwiſchen Karl und dem Abgrund ſtand, und kaum fand er Zeit, den Degen zu ziehen, als der Rachegläubende mit raſcher Wendung ſchon wieder neu auf ihn eindrang. Sie fochten. Der kaltblütige Meinhard parirte die Stiche des raſenden Gegners; ſchon war er daran, mit gewandter Klinge eine Blöße Karls zu benützen; da ſtrauchelte ſein Fuß auf dem feſtgen Grunde; Karls Degen bohrte ſich tief in ſeine Bruſt!

Er fiel, dumpfröchelnd, auf den moosigen Grund und riß Karl, der den Griff des Degens krampfhaft feſthielt, faſt mit ſich zur Erde. Während noch, riß Karl den Degen aus der Wunde. Wie er aber den Blutſtrahl ſich entgegenſpritzen und des Feindes erblaſſendes Antlitz ſah, da ſchrak er zuſammen. Ein plötzlicher Donnerſchlag praſſelte über den Wipfeln. „Rain!" rief's aus dem Donner. Noch ein Blick auf den zuckenden Leichnam und von Grauſen und Entſetzen erfaßt, wandte ſich Karl und floh. „Mein Vater! Mein Vater!" ſtöhnte er, mehr in Gedanken, als mit Worten. Er fühlte, daß er Vater und Heimat verlierte. Er kam ins Dickicht; eine Strohhütte ſtand vor ihm und ſchreckte ihn auf. „Wenn ſie mich finden! den Mörder finden!" — Aber die Hütte, — zwei ſchräge Strohwände die in ſpitzem Winkel eine Firſt bildeten, einſt eines Holzhackers Zufluchtſtätte bei ſolchem Unwetter — war leer und verlaſſen. Karl betrachtete den blutriefenden Degen in ſeiner Hand. „Was ſoll mir der? Fort, Du Fluch!" rief er, und ſtieß den Degen in das Strohdach, ſo heftig, daß der Griff ſich tief im lockern Stroh verſteckte. Kühniger, als hätte er mit der blutigen Klinge zugleich auch ſeine Schuld von ſich gethan, ging er ſeines Weges. Aber welches war ſein Weg? Wohin anders, als hinaus in die Weite? Seines Vaters Haus wollte, durfte er nie wiedersehen.

Der Erelhof ſammt ſeinem Dorfe lag, wie ſchon bemerkt, in der Mitte eines weiten, reizenden Thalgrundes, der auf drei Seiten von hohen Bergmaſſen umgeben war, und nur nach Süden dem Bächlein einen Ausgang ins ebne Land verſtattete. Im Weſten lag droben auf dem ſanften Abhang unter Obſtpflanzungen das Dörfchen Lindelberg; hinter Karls Rücken in einer Seitenbucht der öſtlichen wilderen Wand lag das Dörfchen Walchenbrunn. Die Bergmaſſe ſelber war ganz von der Waldung bedeckt, die ſich hier

Digitized by Google

bis nach der Ebene vorzog. In dieser Waldung schritt der Unglückliche vorwärts bis zu einem Felskoloß, den das Volk den Teufelstisch nannte; stieg dann nieder, hinaus in das Flachland; wie ein Träumender verfolgte er die Landstraße, bis Josephs Gruß aus seinen Träumen ihn aufschreckte. Rasch sich besinnend, eilte er den nächsten Seitenpfad links einem großen meilenlangen Forste zu. Mitten im Forst überraschte ihn die Nacht. Unter einer Eiche kauerte er sich nieder; wohin er den andern Morgen sich wenden sollte, wußte er nicht; er wußte nur, daß er ein Geächteter war.

2. Das gefährliche Geheimniß.

Am zweiten Tag nach diesen Vorfällen kam Herr v. Hundstein, Meinhards Vater, in Begleitung zweier reichgalonirter Bedienten bei Eschenthal vorbeigeritten; er hielt am Thor des Edelhofes und fragte den im Hofe beschäftigten Peter, ob sein Sohn, der Junker Meinhard, noch hier sei. Gottfried, welcher des Barons Kommen von weitem bemerkt hatte, stürzte aus dem Hause und eilte, indem er Peter mit einem Wink zur Seite wies, an das Hofthor, um die gestellte Frage in eigner Person zu beantworten.

„Der Herr Baron haben vorgestern Eschenthal verlassen."

„Nicht möglich. Er ist heute noch nicht eingetroffen."

„Das ist mir unbegreiflich. Vorgestern Nachmittag gegen fünf Uhr sind Sr. Gnaden von hier weggegangen."

„Hat er nicht hinterlassen, wohin?"

„Es hat ihn niemand gesprochen, als Junker Karl."

„Kann ich Junker Karl sehen?"

„Auch er ist vorgestern abgereist."

„Abgereist? Wohin?"

„In die Stadt, zum gnädigen Herrn Vater."

„Wie lange wird der gnädige Herr ausbleiben?"

„Heute in acht Tagen wollten Sr. Gnaden hier eintreffen."

„So hat mein Sohn den Junker Karl wohl in die Stadt begleitet. Seltsam!"

Gottfried widersprach dieser Vermuthung nicht. Es war ihm lieb, wenn Baron v. Hundstein seine weiteren Nachforschungen so lange aussetzte, bis Herr v. Eschenthal zurückgekehrt sein würde. Baron v. Hundstein ritt schweigend seines Weges weiter.

Aber es gingen ihm doch allerlei sorgliche Gedanken im Kopfe herum. Daß Meinhard eine Neigung zu Adelinen gehabt, daß diese Neigung unerwidert geblieben, daß Meinhard seitdem den Edelhof gemieden, daß er zu seinem vorgestrigen Besuche mit Absicht grade die Tage auserschen hatte, wo er Adelinen nicht treffen würde, das alles war seinem Vater bekannt. Ebenso wußte er, daß Herr v. Eschenthal mit seiner Tochter in die Stadt gereist sei, um deren Verlobung mit dem jungen Grafen Kaltenberg ins Reine zu bringen. Wie sollte nun unter solchen Umständen Meinhard auf den Einfall kommen, dem Fräulein in die Stadt nachzureisen?

Er knüpfte mit einem Bauern, der auf der Wiese das Grummet wendete, ein Gespräch an und erfuhr im Verlauf desselben, daß Meinhard unmittelbar vor dem Ausbruch des Gewitters auf dem Wege nach Walchenbrunn gesehen worden sei. Er ritt nach Walchenbrunn hinüber und erfuhr, sein Sohn habe eiligen Schrittes den Ort durchwandert und den Weg nach Hundstein bis in den Wald hinauf verfolgt. Im Walde müsse ihn das Gewitter ereilt haben.

„So muß ein Blitz ihn erschlagen haben," seufzte Herr v. Hundstein. Er ritt den Weg hinauf; er kam dicht an der Stelle vorbei, wo Meinhard den tödtlichen Stich empfangen hatte. Wenn Gottfried neulich im Dunkel der Nacht beim trüben Blendschein der Kienfackeln den Leichnam nicht bemerkte, so war dies am Ende erklärlich. Aber Herr v. Hundstein ritt am hellen Tage an jener Stelle vorbei und keine Spur von dem Gefallenen war zu bemerken. Auch die Blutspuren hatte der Regen weggewaschen.

Ob er an einer andern Stelle des Waldes, unter einem der älteren Bäume, in einer der Grotten ein Obdach vor dem Regenguß gesucht? Er ritt weiter in den Wald; er kam an die Strohhütte; auch diese war leer und die blutige Degenklinge im Innern bemerkte er nicht, weil sie von den herabhängenden Strohhalmen verhüllt wurde. Er durchritt den ganzen Wald, er ließ ihm mehrere Tage von seinen Knechten durchstreifen — Meinhard blieb verloren. Er mußte sich doch anders besonnen haben; er mußte Karln nach, in die Stadt gegangen sein.

Acht Tage darauf rollte der Reisewagen des Herrn v. Eschenthal in den Edelhof. Der Vater führte ein glückliches Brautpaar in sein Schloß.

Sein erster Blick fiel auf den eingeäscherten Schuppen, Gottfrieds erster Blick auf den vierten Platz des Wagens. Der Platz war leer. Gottfried ward blaß wie der Tod.

Herr v. Eschenthal schrieb dies Erbleichen dem Brandunglück zu, in Betreff dessen der Kammerdiener sich etwa einen Vorwurf zu machen haben möchte. „Nur ruhig, Gottfried," sagte er; „ich sehe, Ihr seid in meiner Abwesenheit mit Feuer und Licht nicht behutsam umgegangen; aber lassen wir das; mit diesem kleinen Unfall wollen wir uns die Freude dieser Stunde nicht verbittern."

„Wir sind unschuldig, Herr Baron," sagte Gottfried; „der Blitz hat eingeschlagen, und wenn Sie wüßten, wie treu das ganze Dorf gehelfen hat, den gefährlichen Brand zu löschen, so würde Ihnen der Gedanke daran diese Stunde nur noch verschönern." Er sprach's aber mit gepreßter Stimme. „Hochwillkommen," fuhr er, gegen das Brautpaar gewendet, „hochwillkommen, hochedles Brautpaar! Gott der Allmächtige wolle Dero Eingang segnen!" aber dabei stahl sich eine Thräne aus seinem Auge, das vergeblich in alle Winkel des Wagens spähte und keinen Junker Karl fand.

Gottfried wollte diesen ersten Augenblick der Ankunft nicht durch die bange Kunde, daß Karl vermißt werde, den Glücklichen vergällen. Aber während diese im Begriff waren, auf der dem Hause zugewendeten Seite des Wagens auszusteigen, ertönte auf der entgegengesetzten Seite des hohen Reisewagens eine Männerstimme: „Und wo sind die beiden Junker?"

Herr v. Hundstein, von Sorgen gequält, hatte sich zu Rosse eingefunden. Durch seine Frage erst wurde Herr v. Eschenthal aufmerksam, daß Karl zu seinem Empfange nicht da sei. „Wo ist Karl?" rief nun auch er.

„Ist er denn nicht zu Ihnen in die Stadt gekommen?" fragte Gottfried gepreßten Herzens.

„Ist er mir denn entgegengeritten?" fragte Herr v. Eschenthal.

„Nein," erwiderte Gottfried, „schon am Dienstag vor acht Tagen ist er fortgegangen — nach der Stadt."

„Mein Sohn ist nicht in die Stadt gekommen," sagte Herr v. Eschenthal. „Seit ich von hier abreiste, habe ich nichts von ihm gesehen. Hat er denn gesagt, daß er zur Stadt wolle?"

„Er hat gar nichts gesagt. Nachdem Junker Meinhard Abschied genommen und den Rückweg nach Hundstein angetreten, ist auch er fortgegangen; aber der Joseph von Lindelberg hat ihn bei Zeschenreuth begegnet, auf der Straße in die Stadt."

„Ihn allein?" fragte Herr v. Hundstein.

„Ihn allein," bestätigte der Kammerdiener. „Ich will den Joseph sogleich rufen lassen."

„Ich werde selbst zu ihm reiten," sagte Herr v. Hundstein, gab dem Pferde die Sporen und galoppirte nach kurzem Gruße zum Hofthor hinaus.

Die Nachricht, welche Joseph ihm gab, war so bestimmt und klar, daß er nicht nach Eschenthal zurückkehrte, sondern tiefbekümmert heimritt. Mit Karl war Meinhard nicht gegangen; zur Stadt hatte er ihn nicht begleitet. Beider Wege waren gesondert; Herr v. Hundstein mußte für sich allein Vorkehrungen treffen, ob der Verlorene gefunden werden könne.

(Fortsetzung folgt.)

Vor den Thoren Hamburgs.

(Mit Abbildung.)

Hamburg hat sich manche Schönheiten erhalten, die an anderen Orten nicht mehr zu finden sind, besonders die schönen Wiesen vor der Stadt. Und diese Wiesen mit ihrem üppigen Grün, besonders aber die auf ihnen grasenden Kühe sind jetzt, wo fast überall die Stallfütterung eingeführt ist, ein gar seltener Anblick, zumal unmittelbar vor den Thoren einer so großen und bedeutenden Stadt.

Digitized by Google

Eine Hamburger Milchschenke. Originalzeichnung von Otto Speckter.

Verlassen wir an einem heiteren Morgen die Stadt und gehen zum Thore hinaus, d. h. über die Grenze, denn die Thore sind seit einiger Zeit verschwunden, ohne jedoch die sichtliche Trennung der eigentlichen Stadt von den Vorstädten und dem Landgebiet zu beeinträchtigen. Also zum Dammthor hinaus, wo wir nach Ueberschreitung der kürzlich angelegten Eisenbahn auf die von schattigen Alleen eingefaßten Gemeinweiden gelangen und uns gar bald mitten zwischen den Kühen befinden, die in langsam taktmäßigem Gange das thauige Gras im Halbkreis um sich her mit scharfer Zunge abmähen und alle in derselben Richtung die sonnige Wiese entlang schreiten, bis sie sich gesättigt niederlegen, um in behaglicher Ruhe wiederzukäuen.

Ebensosehr, wie die Brust durch das Einathmen der frischen Morgenluft in der-Nähe der Kühe erquickt wird, erfrischt sich das Auge an der Farbenpracht des buntgefleckten Viehes, die in den zartesten Nüancen vom tiefsten Rothbraun bis zum rosigsten Weiß und wieder vom Silberweiß bis zum dunklen Blauschwarz hinunter die feinsten rothen und gelben Töne zeigt und durch die zarten bläulichen Luft- und grünlichen Grasreflexe ihren höchsten Reiz erhält. Die Pracht ist nicht zu beschreiben; man muß ein Malerauge haben, um zu empfinden, daß die Kuh das malerischste Thier ist. Niemand wird dem Pferde den Preis der Schönheit in seiner Form und Bewegung abzustreiten wagen, in der Färbung ist das Rind schöner als jenes. Daher eignet sich zur plastischen Darstellung das Pferd besser; um auch malerisch so schön zu erscheinen, bedarf es der Zuthat des Menschen, des Geschirres oder der Bespannung, während das Rind immer gleich malerisch schön bleibt.

An schönen Sommermorgen eilen viele Menschen aus der beengenden Stadt hinaus, um die frische Luft zu genießen. Gut, daß sich der dichte Zug der Spaziergänger hier vor der Stadt in den verschiedenen Alleen vertheilt. Wir wollen, nachdem wir die hier hütenden bäuerlichen Hirten mit ihrem Horn und Hund begrüßt haben, diese Wiese verlassen und bei freundlichen Landhäusern vorüber, in deren Gärten zwischen bunten Blumenbeeten fröhliche Kinder spielen, unsern Weg über eine andere eingezäunte Wiese verfolgen. Die hohe Lage dieser Wiese, die im gliperndem Morgenthau mit ihrem bunten Vieh so festlich prangend und friedlich vor uns liegt, gestattet uns, die Blicke über sie wegschweifen zu lassen in die sonnige Gegend hinein, die sich mit ihren weiten Feldern, den zerstreuten Dörfern mit ihren Kirchthürmen und mit den dunklen Holzungen, aus denen hin und wieder blendend weiße Villen hervorschimmern, als ein Bild lieblicher Fruchtbarkeit vor uns ausdehnt, zu dem auf der anderen Seite die Thürme Hamburgs, in duftigem Blau, einen wohlthuenden Gegensatz bilden. Auf einem schmalen, wenig betretenen Fußpfade folgen wir den drei Spaziergängern vor uns. Es ist ein alter ehrwürdiger Herr in Begleitung einer jüngeren Dame, anscheinend seiner Tochter mit ihrem kleinen Söhnchen. Das letzteren Vater ist vermuthlich an diesem schönen Morgen durch Geschäfte verhindert, sie zu begleiten. Hoffentlich schließen ihn nicht schon die dumpfen Wände seines Comptoirs ein; wir wollen ihn uns lieber im Hafen beschäftigt oder auf Reisen denken. Seht nur! wie der Kleine glücklich daher springt und Blumen pflückt, oder sich bemüht, eine der vielen Lerchen, die hoch in blauer Luft jubeln, zu entdecken. Jetzt steht er eine und jubelt mit ihr in den schönen Morgen hinein, von der Mutter ermahnt, mit seinen Stiefelchen nicht in das thauige Gras zu springen. So gehen wir langsam hinter einander her, bis zu der Ecke, wo der Pfad nach einer schattigen Baumgruppe abbiegt. Es ist eine der vielen Milchschenken, die sich in Hamburgs Nähe befinden, wo die Gäste von Mädchen in ländlicher Tracht mit der frischgemolkenen Milch bedient werden. Wir begleiten unsere drei Freunde dorthin, die sich hier niederlassen. Der Knabe eilt zum Mädchen, die schon wartend an der Kuh sitzt und läßt sich ein Glas warme Milch einmelken. Bedächtig trägt er das schäumende Glas zur Mutter und wird von ihr mit dem Schaume belohnt. Betrachten wir die übrigen Gäste, die sich hier eingefunden haben. Eine dicke und eine dünne Dame trinken die warme Milch, die eine um dünner, die andere um dicker zu werden. Dann sitzt dort ein alter Herr, dem das Comptoirbuch aus den Augen herausschaut. Die verordnete Milch mundet ihm gar nicht, doch wird der reine Trank nach dem Spaziergange in der erfrischenden Luft ihm gut bekommen. Da das junge Mädchen hinter seinem Rücken seine Tochter ist, weiß ich nicht, jedenfalls scheint ihr der regelmäßige Spaziergang eben so sehr zu behagen, wie dem jungen Manne, der mit ihr redet. Was sie zusammen sprechen, kann ich nicht hören, doch glaube ich nicht, daß sie sich nur über die Heilkraft der warmen Milch unterhalten. Der herrliche Morgen mit seinem Glanz und Jubel, seiner Lebenslust und Liebesfülle, klingt gewiß auch in ihre Herzen hinein und zwingt sie zu gegenseitiger Mittheilung.

So lieblich es ist, von dem schattigen Plätzchen hier hinaus zu schauen in den Glanz des Morgenlichtes, das auf der ganzen Gegend liegt, so mahnen die heißeren Strahlen der höher steigenden Sonne doch zum Aufbruch, um an die Arbeit zu gehen. Hamburg leucht und rennt, rechnet und makelt, rasselt und rollt bereits, noch eine Viertelstunde — und das sanfende Getriebe hat uns wieder verschlungen.

Aber schön ist er doch, ein solcher Morgen in der Hamburger Milchschenke!

Erinnerungen eines Feldpredigers im französischen Lager vor Sewastopol.

Von Max Reichard.

I. Im Feldlager und in den Feldlazarethen.

Der „Simeis“ trug mich von Frankreichs Küste mit Dampfeseile über das Mittelländische Meer dahin. Aus den Stätten des Friedens ging meine Fahrt einem blutigen Kriegsschauplatze zu. Meine Reisegefährten waren vierhundert Soldaten eines Jägerbataillons. Zu diesen und ihren Waffengenossen war ich gesandt, um ihnen das Evangelium zu verkündigen und sie in Krankheit und Todesnoth zu trösten und zu erquicken.

In Constantinopel, wo ich zunächst in den Lazarethen wirken sollte, traf mich ein Brief von zwei Brüdern in der Krim, mit der dringenden Bitte, so schnell als möglich in das Hauptquartier von Sewastopol zu kommen, da der Sturm auf die Stadt nahe bevorstünde und die Arbeit über ihre Kräfte ginge. Eine sechsundzwanzigstündige Fahrt brachte mich dorthin. Am sechzehnten August gegen Mittag landete ich in der Bucht von Kamiesch, wo mich sogleich die Nachricht von dem sehr ernsten Gefechte, das seit dem frühen Morgen an den Ufern der Tschernaja entbrannt war, begrüßte.

Ich war im Feldlager. Welch ein Bild! In unregelmäßigen Reihen standen Zelte und Barracken bunt durcheinander, nicht unähnlich einem Jahrmarkt, den der Augenblick zusammenstellt und an den sich immer neue Buden planlos fügen. Die Wohnungen der höheren Officiere waren von kleinen Gartenanlagen umgeben, voll duftender Blumen und schattigen Laubwerkes. Der schönste Schmuck des Hauptquartiers war eine weitästige Akazie vor dem Zelt des Obergenerals; der einzige Baum, der verschont geblieben war im ganzen Bereich unserer Waffen. Drei Lufttelegraphen bewegten unaufhörlich ihre gewaltigen Arme inmitten des Hauptquartiers und beförderten nach allen Richtungen die Depeschen des Befehlshabers; ein ähnlicher Telegraph war am Ufer des Meeres und dort zugleich der Anfangspunkt des elektrischen Drahtes, der unter dem Euxinus durchlaufend, in wenigen Stunden die Nachrichten von Sewastopol nach Paris vermittelte. Auf dem westlichen Abhang des Hauptquartiers lagen die Zelte der Feldpredigter, wovon ich eins nun bezog; zwischen denselben fanden unsere Pferde ihre Herberge. In einem dürftig ausgemauerten Loche war unsere Küche, wo unsere Diener miteinander hausten.

Das Hauptquartier lag im Mittelpunkt des Lagers, eine halbe Stunde von den ersten Laufgräben entfernt. Die verschiedenen Divisionen der Armee bildeten um dasselbe einen großen Halbkreis, der auf einem Flächenraum von mehreren Stunden sich ausdehnte; jede Division hatte ein Lazareth für ihre Kranken, so daß wir an

Digitized by Google

zwölf verschiedenen Orten, meilenweit auseinander gelegen, unsre Glaubensbrüder aufsuchen mußten. — Bei Sonnenaufgang rüstete ich mich zu meinem ersten Amtsweg. In die Taschen des weiten Rockes wurden Testamente und kleinere Schriften zur Erbauung oder Unterhaltung der Kranken gesteckt; aber auch Briefpapier und Couverte, Schreibzeug, Chocolade und sonstige Süßigkeiten zur Erquickung der armen Soldaten gehörten mit zur Ausrüstung des Feldpredigers.

Als ich die enge Schlucht hinabstieg, die zum ersten Lazarethe führte, begegnete mir ein langer Zug russischer Gefangenen, die nach Kamiesch befördert wurden. Zu zweien schritten die Saumthiere, auf welchen die Unglücklichen in Körben saßen, oder in eisernen Bettchen (cacolets) lagen, vorwärts. Es war schaudererregend, diese verbrannten und zerschmetterten Glieder zu sehen und das Schreien, ja selbst Brüllen der Leidenden zu hören, denen jeder Tritt der Thiere unsägliche Schmerzen bereitete.

Im Lazarethe angekommen, schritten wir von Zelt zu Zelt,*) wo die Kranken und die Verwundeten des gestrigen Tages je zu zehn bis zwölf Mann beisammen lagen. Beim Eintritt erkundigten wir uns laut in deutscher und französischer Sprache, ob sich Evangelische darin befänden. Kam keine Antwort, so richteten wir an alle Kranken einige freundliche Trostesworte und betraten ein andres Zelt, aus dem vielleicht ein schwaches: Ja! unsre Frage beantwortete. Dann setzten wir uns zu dem Kranken, sprachen ihm Muth und Trost zu und suchten ihm nach Kräften unsre Theilnahme zu beweisen. Je nachdem sein Zustand es erlaubte, lasen und beteten wir mit ihm, wobei die Nachbarn immer andächtig zuhörten. Eine unsrer Hauptaufgaben war, uns nach den Anverwandten des Kranken zu erkundigen, um ihnen Nachricht von dem entfernten Sohne oder Bruder zukommen zu lassen. So ward mein erster Morgen reichlich ausgefüllt durch den Besuch eines einzigen Lazarethes mit seinen fünf bis sechshundert Kranken, unter welchen wir vielleicht zwanzig Protestanten gefunden hatten.

Am Sonntage war ich zu Marschall Pelissier durch seinen Adjudanten zur Tafel eingeladen. Eine denkwürdige Zusammenkunft war mir dies Frühstück. Der Obergeneral mit der kurzen gedrungenen Gestalt und dem schneeweißen Haupte, auf welchen damals ganz Europa blickte, saß in der Mitte der Tafel; zu seiner Linken der sardinische, zu seiner Rechten der englische General, Sir Hugh Rose, der heutige Befehlshaber der indischen Armee. Freundlich sagte der Marschall, indem er mir neben diesem interessanten Mann meinen Platz anwies: „Monsieur le pasteur, je vous présente une de vos brebis.“ — Ich unterhielt mich sehr gut mit meinem weitgereisten Nachbar, der beim Beginn des Krieges als Vertreter Englands in Constantinopel eine so wichtige Rolle gespielt hatte.

Es wurde viel von dem bedeutenden Gefecht an der Tschernaja gesprochen, an welchem sich wenige Tage zuvor mehrere der anwesenden Officiere persönlich betheiligt hatten. Der Marschall sah ernst und schweigsam vor sich hin und berührte kaum die kostbaren Gerichte. Eis stand da, das auf Schiffen von Amerika herüber gekommen war, daneben wunderschöne Trauben, aus dem einzigen noch erhaltenen Rebhügel im englischen Hauptquartier. Nach einer kleinen Stunde hob der Feldherr die Tafel auf und verabschiedete mich mit dem freundlichsten Wohlwollen; dies ward uns allen eine große Ermuthigung in unserm Amte, das zum ersten Male und zwar versuchsweise, in der französischen Armee geduldet wurde und sich in diesem Kriege ein Recht zum Bestehn erworben hat.

An einem der folgenden Tage kam ich in das Lazareth der französischen Fremdenlegion. Mit diesem Namen werden die aus andern Völkern angeworbenen Regimenter bezeichnet. Diese Truppentheilung, die gewöhnlich in Algerien liegt, war auch in die Krim beordert worden und hatte mehrmahls ihr Lager gewechselt, so daß ich das Lazareth derselben noch nicht aufgefunden hatte, als ich eines Abends durch eine mir unbekannte Division zurückritt. Plötzlich hörte ich die wohlbekannte Melodie des Uhlandschen Liedes: „Dies ist der Tag des Herrn“ vierstimmig aus einem Zelt erklingen. „Sind hier Deutsche?“ frug ich unwillkürlich in deutscher Sprache einen blonden Jüngling, der mich treuherzig anschaute. „Ja wohl, Hochwürden,“ entgegnete er, „wir sind hier aus allerlei Ländern beisammen, zumeist aber aus Deutschland; es ist das Lager der Fremdenlegion.“ — In der That, als ich mich aufmerksam umschaute, bemerkte ich an der sinnreichen Ausschmückung der Zelte, an den niedlichen Gartenanlagen und Kücheneinrichtungen, an den Hausthieren, die umherliefen, ja selbst an einigen Drahtkäfigen, in denen Eichhörnchen ihre Sprünge machten, daß hier deutsche Gemüthlichkeit herrschte, welche auch einem Feldlager den Anstrich heimatlicher Wohnlichkeit verleiht. Ueberall präsentirten die Schildwachen das Gewehr, was mir bisher noch nicht geschehen war, und mein Gruß wurde stets mit einem herzlichen: „Grüß Gott, Herr Pfarrer! oder guten Abend, Herr Pastor!“ in allen Mundarten der lieben Muttersprache erwidert. Wie mir da zu Muth war, deutsch singen und deutsch reden zu hören, auf wildfremdem Boden, im Angesichte Sewastopols, kann ich nicht beschreiben. Ich besuchte von nun an, so oft als möglich, das Lazareth der Fremdenlegion, das mir meine Amtsbrüder als speziellen Gebiet meiner seelsorgerlichen Thätigkeit überließen.

Begleite mich, lieber Leser, wenn's Dich nicht verdrießt, auf einem meiner Besuche. Es ist zehn Uhr Morgens. Die Sonne glüht über unserm Haupte; wiehernd durchfliegen unsre feurigen Rosse den staubigen Weg nach der Sterlitzkabucht zu; wir sausen am Artilleriepark, der in einer Vertiefung liegt, vorbei: eine russische Kugel flieht über unsre Köpfe weg; sie kennen beim Feind ungefähr die Lage unsres Pulverthurms und schießen blindlings darauf hin, in der Hoffnung, ihn einmal zu treffen. Links liegt einer der ungeheuren Gottesäcker; schau, wie die Reihe sich bäumen — sie wollen nicht weiter, ein unheimlich aussehendes Tuch flattert im Winde; es sind zwei Krankenwärter, die auf der Bahre die Leichen aus dem Todtenzelt, sechs Stunden nach ihrem Ableben, herausstragen, um sie im Thale zu bestatten. Wohl zwanzig liegen neben einander, alle sind in der Nacht gestorben; keine theilnehmenden Freunde umgeben sie, kein Priester steht zu Häupten des Grabes: wie hätten auch die zwölf katholischen Feldkaplane der großen Armee ausreichen können, die vielen zu geleiten, welche der Tod täglich hinmähete? In größter Eile senken die Insirmiers die leblosen Körper hinunter, rasch wird Kalk darauf gestreut und das Grab nur leicht zugeworfen, denn morgen wird's wieder geöffnet. Hie und da nur bezeichnet ein rohgeformtes Holzkreuz die Stätte, wo ein Officier zur letzten Ruhe gelegt wurde, geleitet von dem Geistlichen seiner Kirche und betrauert von seinen Waffenbrüdern. Thät's nicht wie Sterbeglocken von diesem Leichenfelde herüber:

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal?“

Rasch geht es über die Gräber hinaus dem Ufer des schwarzen Meeres zu. Durch ein Gehölze müssen wir uns zuerst durchschlagen, das ein elendes Haus umgibt; hier wohnt General Forey, der dieses ganze Corps befehligt — es ist das eins der wenigen Häuser, das außerhalb Sewastopols stehen geblieben und einigermaßen bewohnbar schien. Weit herein ins Land spült das Meer seine glänzenden Wogen, in welchen eine Schar lustiger Soldaten sich am Baden erlabt. An einer seichten Stelle sind mehrere Krankenwärter mit Reinigen der Wäsche beschäftigt; sie weisen uns den steilen Pfad, der hinauf zur Ambulanze führt. Wir steigen ab und binden unsre Pferde an, die längst gewöhnt sind ohne Speise und Trank, geduldig auf die Rückkehr ihrer Herren zu warten.

Am Eingang des Lazareths treffen wir einen bekannten Landsmann, den Oberarzt der Legion, Doctor Braunwald, der uns freundlichst begrüßt und in sein Zelt führt, um uns einen wichtigen Fund zu zeigen, der ihn seelenfroh gemacht hat; es ist ein Heft, verfaßt durch den deutsch-lutherischen Pfarrer Sewastopols, Pastor Hildenhagen, in welchem derselbe den Zustand der verschiedenen evangelischen Gemeinden in der Krim genau beschrieben hatte.

Das Pfarrhaus stand nämlich vor dem Stadtthor, in der Nähe des Friedhofs und war vor einigen Monaten durch die Fremdenlegion besetzt worden, nachdem seine Bewohner es kurz zuvor verlassen und sich in die Stadt geflüchtet hatten. Alles war in schönster Ordnung darinnen; ehe aber die Officiere Einhalt thun konnten, hatten die rohen Bursche die kostbare Bibliothek des Pastors herausgerissen und fortgeschleppt.

Das Haus wurde unverzüglich zu einem Feldlazareth umgewandelt und „Clocheton“ genannt, wegen eines kleinen Glockenthürmchens, welches es überragte. Während die Aerzte und Officiere über

*) Ein Feldlazareth bestand aus etwa 100 Zelten, die zum Theil im Winter durch hölzerne Barracken ersetzt wurden, in denen sich die Kranken besser schützen konnten.

Digitized by Google

die Verwendung der Räume berathend im Studirzimmer saßen, wurde die Thüre heftig geöffnet und ein junger Mann trat herein, in dessen Zügen tiefer Kummer und schmerzliche Ueberraschung sich malten, als er die Zerstörung überblickte. Es war der Sohn des Pfarrers, der beim Anblick der fremden Soldaten in einen Thränenstrom ausbrach. Unruhe und Ungewißheit über das Schicksal seines Vaterhauses hatten ihn herausgetrieben; er erlangte die Erlaubniß die belagerte Stadt zu verlassen, und erschien in dem Augenblick als das Studirzimmer, das Heiligthum seines Vaters, verwüstet wurde, und von allen Büchern und Schriften nichts mehr zu retten war. Nur ein oder zwei Kirchenbücher wurden in einem Keller gefunden, nebst einigen theologischen Werken und dem Bilde eines jungen Mädchens. General Raone ließ dieselben durch die Russen an einem Wasserstillstand-Tage dem Besitzer zustellen. Mit blutendem Herzen kehrte der Pastorssohn zu seinen Eltern zurück, tiefbemitleidet von den edlen Officieren, die ihn gern getröstet hätten, ihm aber mit dem besten Willen nicht helfen konnten. Aus den Händen der Soldaten war das Manuscript unserm Arzte zugekommen, der sich freute es bei seiner Rückkehr seinem Oheim, einem Geistlichen, mitzutheilen. Leider aber gelangte es ohne ihn nach Straßburg. Am Weihnachtstage bestatteten wir den guten Doctor, der so viele geheilt hatte und endlich selbst ein Opfer des grausamen Lazarethfiebers wurde!

In der ersten Barrake der Ambullanze steht auf seinem Posten der „infirmier major". „Buon giorno, signori pastori!" ruft er uns zu. „Wer mag das sein?" fragst Du. — Es ist ein wunderlicher Heiliger. Cavaliere Gaetano Battistini nennt er sich. Man sieht ihm nicht an, daß er schon einmal ein vornehmer Herr gewesen ist und zwar in der Hauptstadt der katholischen Christenheit, nichts Geringeres als Polizeipräfect in Rom anno 1848, zur Zeit der Republik unter Mazzini. „Sie transit gloria mundi!" Aus seiner politischen Laufbahn hat er in sein friedliches Amt nichts mitgenommen als einen glühenden Haß gegen die Priester seiner Kirche, und um dessentwillen ist er uns ungemein zugethan. Er thut alles was er uns an den Augen absehen kann; eine ganze Sammlung von Traktaten und neuen Testamenten hat er sich angelegt, und theilt sie eifrigst unter seinen Kranken aus. Lieber wäre uns freilich, wenn er sich auch selbst darin erbauen würde: aber so freundlich wir ihn auch dazu auffordern, er hat kein Ohr für ernste Ermahnungen, sondern wartet nur so lange bis wir innehalten, um uns einige Stückchen von dem römischen Kaplan zu erzählen, der so eben vorbeireitet.

Die kurze kräftige Gestalt mit dem braunen Gesicht, aus dem schwarze Augen hervorblitzen, scheint jeder Krankheit Trotz bieten zu können. Wie oft sah ich ihn, seinen glänzenden Schnurrbart wohlgefällig streichend, mit größter Seelenruhe die gefährlichsten Kranken heben und tragen — und doch wie bald erlag auch er dem Lagertyphus, als er im Januar davon ergriffen wurde! — Ich sehe ihn noch immer bewußtlos daliegen, das brechende Auge stier auf mich richtend, stumm und taub für die Aufzeiwelt, und bald trug man auch ihn hinaus in das Zelt, aus dem keiner zurückkehrte!

Doch wir schreiten durch die Reihen der Feldbetten, und während wir dem einen Kranken freundlich zusprechen, weckt von dem gegenüberstehenden Lager her unterdrücktes Schluchzen unsre Aufmerksamkeit. Die traurige Geschichte, deren letztes Kapitel dort steht, ist nur eine von den hunderten, die an dieser Jammerstätte zu Ende kommen. Aus einem zarten Knabengesicht schauen zwei tiefeingesunkene große Augen heraus, eine welke, abgemagerte Hand erwiedert zitternd den Druck der unsern und auf die Frage: „Wie alt bist Du denn, armer Junge?" tönt die klägliche Antwort unter der Decke hervor: „Siebzehn Jahre." Einige Worte herzlicher Theilnahme öffnen den verschlossenen Mund, und bald haben wir die Lebensgeschichte des armen Jünglings vernommen. Er war zum Studium der Theologie bestimmt, aber schlechte Kameraden hatten dem thatenlustigen Knaben die väterliche Zucht verleidet, und ihn durch allerlei romantische Vorspiegelungen dazu verlockt, seine Vaterstadt Magdeburg zu verlassen und nach Frankreich zu fliehn. Kaum hatte sich Sch. in die Fremdenlegion anwerben lassen, als er in den Krieg ziehen mußte. Im kurzer Frist erlag er den Strapatzen des Lagerlebens und mußte ins Lazareth, wo er sichtlich dahin zehrte.

Eine glänzende Beschreibung mußte er vom Beginne seines Soldatenlebens gemacht haben, diese tönte als Echo aus einem Briefe hervor, in welchem sein jüngerer Bruder ihm Glück wünschte zu seinem heldenmüthigen Entschluß, und ihn deshalb lobte, daß er seinen eigenen Willen und seine Pläne durchgesetzt und sich dadurch eine glänzende Laufbahn eröffnet habe.

„Und ist das Dein Trost", fragte ich mit ernstem Blicke den Jüngling, „ist das Dein Trost, daß Du Dir freiwillig solche große Noth zugezogen hast?"

Da bricht die mühsam errungene Selbstbeherrschung und ein Thränenstrom erleichtert das Herz des armen Sch. Er gelobt seinem Vater einen reuevollen Brief zu schreiben, mit der aufrichtigen Darstellung seiner schweren Lage und der demüthigen Bitte, ihn loszukaufen und ihm die Rückkehr ins Vaterhaus zu gestatten.

Wir betreten das nächste Zelt. Da treffen wir einen sehr gesprächigen Kameralisten; seine Lebensgeschichte haben wir in fünf Minuten erfahren; er sucht uns sodann lebhaft zu überzeugen, daß er ein Mann von vielseitiger Bildung ist, dem in der französischen Armee noch eine glänzende Zukunft bevorstehen dürfte. Wir dagegen reden ihm mit aller Liebe und allem Ernste aus Herz, und bieten ihm das Neue Testament, sammt einigen unsrer guten Volksschriften an. Kaum hat er die Bücher angesehn, so antwortet er mit einem vornehm geringschätzigen Tone: „Ich bitte Sie, Herr Pastor, verschonen Sie mich mit dieser Literatur, die ich längst kenne, und welche den Bedürfnissen des denkenden Subjectes nimmermehr genügen kann!" — „Habt Ihr Euch, armer Freund, etwa deshalb in die Fremdenlegion anwerben lassen, um den Bedürfnissen Eures denkenden Subjectes genügen zu können?" — „O, es gibt Gegenstände genug, die meiner Aufmerksamkeit würdig sind, Herr Pastor! Wollte zum Beispiel die Militärregierung auf meine Verbesserungsvorschläge eingehn, so könnte sie gar vieles anders einrichten in den Lazarethen; aber Ihre Aerzte und Beamten verstehen nichts, und wollen nichts lernen von einem Manne, der wie ich, doch so gründliche Studien gemacht hat!" — „Armer Mensch, hat Euch denn Eure Elend nicht längst solche hohen Gedanken vertrieben, und Euch an Eure arme Seele erinnert?" — „Ein gebildeter Mensch ist niemals zu bedauern," erwiederte er mit dem hochmüthigsten Ausdrucke: „er genügt sich selbst und bedarf solcher hergebrachten Formeln nicht!". — Mit wahrem Schmerze sieht der Seelsorger vor dem Lager eines so verhärteten Spötters; das Aussehen des Kranken deutet auf eine baldige Auflösung: Gott sei seiner armen Seele gnädig!

Aus einem andern Zelte aber tönt dem Pastor ein freudiges „Willkommen" entgegen; wir sehn eine Gestalt, die sich mühsam emporrichtet und mit sehnsüchtigem Erwarten uns die weiße Hand entgegenstreckt! Vor kurzem noch war dieser Junge ein leichtsinniger, Mensch gewesen, der alles abwies, was ihn zu ernstem Gedanken hätte veranlassen können. Er war guter Leute Kind, Sohn eines Beamten in Regensburg und von Jugend auf für das väterliche Büreau bestimmt. Der Knabe aber träumte nur vom Soldatwerden, und das Sitzen war ihm so verhaßt, daß er immer schlechter seine Pflicht erfüllte, und endlich davon lief, um sich anwerben zu lassen. Er kam in Garnison nach Germersheim in der Rheinpfalz und hätte nun zufrieden sein können, aber das „bairische Militärwesen" war mit den politischen Grundsätzen des jungen Herrn nicht vereinbar: er lief deshalb über die Grenze und kam zur Fremdenlegion, deren eiserne Disciplin wahrscheinlich seinen Grundsätzen besser entsprach! Eine leichte Wunde, wozu sich eine Brustkrankheit gesellte, warf ihn aufs Krankenlager in der Krim, lange Zeit aber wußte er sich die trüben Gedanken aus dem Sinne zu schlagen und sich zu überreden, daß es nicht so schlimm sei. Bei unserm heutigen Besuche aber rief er uns zu: „O Herr Pfarrer, wie habe ich auf Sie gewartet! — Ich bin ein gottloser Bube gewesen bis jetzt! Sehn Sie, da steht meine Geschichte!" — Und er weist auf die Worte in den Lucas-Capitel, welche die ewige Liebe mit Feuerzügen in sein Herz hinein hatte leuchten lassen, ohne menschliches Zuthun: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor Dir." — Dann zeigt er mir einen Brief voll reumüthigen Bekenntnisses an seinen Vater, den er mich zu befördern bittet. Sein Vater that so bald als möglich alle Schritte zu seiner Loskaufung. Aber Gott hatte es anders über ihn beschlossen, nach einem langen Hinsiechen in den Spitälern von Constantinopel erlöste ihn ein sanfter Tod von seinen Leiden, und „der Vater" nahm ihn an sein Herz droben in der ewigen Heimat.

Im letzten Zelte der langen Reihe fällt dem Besucher sogleich die Ordnung und Reinlichkeit seiner Einrichtung auf; wahrscheinlich liegt darin ein höherer Offizier, der mit besonder Rücksicht verpflegt wird? Doch nein, es sind dieselben Feldbetten wie überall, und auch

Digitized by Google

sonst läßt kein Äußeres Zeichen auf die Gegenwart eines vornehmen Kranken schließen. Der Wärter schleicht auf den Fußspitzen durchs Zelt und beantwortet flüsternd unsern Gruß: „R. schläft," sagte er leise, „es scheint eine Wendung zum Bessern einzutreten." In der Ecke des Zeltes, welches am besten geschützt ist, liegt eine blasse Jünglingsgestalt. Auf dem Angesicht ruht der tiefe Frieden, der uns bei schlummernden Kindern so anspricht. Doch ach! unverkennbar hat der Todesengel sein Siegel auf die bleiche Stirn gedrückt, nun mit Thränen stehe ich neben seinem Bette. Da regt sich der Kranke, er öffnet langsam die Augen: nie werde ich diese sprechenden Augen vergessen! und helle Freude leuchtet über sein ganzes Gesicht, als er seinen Seelsorger neben sich stehn sieht. „Lieber Junge! wie geht Dir's heute?" Um die Antwort vernehmen zu können, kniee ich am Lager nieder und beuge mich über ihn, denn seine Stimme ist ganz erloschen, und er kann sich meistens nur durch Schreiben verständlich machen. Doch verstehe ich sein leises Flüstern, aus dem der Friede einer völlig Gott ergebenen Seele mir entgegen weht. Er ist kein verlorner Sohn; mit Wissen und Willen seiner Mutter, einer Wittwe aus Breisach, hatte er sich in die Fremdenlegion aufnehmen lassen, in den vordersten Reihen muthig gekämpft, und bald den Grad eines Korporals erworben. Im ganzen Feldzug war ihm kein Haar gekrümmt worden; da lag er eines Abends im Zelt, während neben ihm ein Kamerad die Waffen putzte. Plötzlich ging eine Flinte, die unvorsichtig genug noch geladen war, los, und der Schuß traf den Fuß des armen K. so unglücklich, daß er gleich amputirt werden mußte. Darauf wurde er ins zehn Stunden weit entfernte Lazareth transportirt; unterwegs stürzte ihn Maulthier und verursachte ihm unsägliche Schmerzen, wozu noch eine völlige Stimmerlöschung kam.

Seine Geduld war aber eben so groß als seine Tapferkeit; keine Klage entfloh seinen Lippen, und er offenbarte im Leiden einen Heldenmuth, wie ich ihn selten getroffen. Nie wurde der vornehmste Officier mit größerer Sorgfalt gepflegt, als dieser bescheidene Korporal. Das ganze Zelt war mit ihm beschäftigt. Das Schönste in seinem Gemüthe war die edle Großmuth, mit welcher K. des Unvorsichtigen gedachte, der Schuld an seinem Unglück war. „Er ist mehr zu beklagen als ich," sagte er oft; „ich vergebe ihm von Herzen und flehte gerne, er aber wird es nie vergessen können und sich sein Lebtage Vorwürfe machen."

Eines Abends hielt er lange meine Hand zwischen seinen beiden durchsichtigen Händen; sprechen und schreiben konnte er nicht mehr, aber seine Blicke sagten mir das Lebewohl, das er ausdrücken wollte. Als ich das nächste Mal seine Barracke betrat, lag an seiner Stelle ein anderes Jammerbild; unser lieber Korporal hatte draußen im Thale schon seine letzte Ruhestätte gefunden.

Ueber den vielen Besuchen ist es Abend geworden; ein Trompetenstoß schallt durchs ganze Lazareth und ruft sämmtliche Infirmiers in die Speisehütte, woraus sie in militärischer Ordnung zurückkehren, schwerbeladen mit dem Abendbrot ihrer Pflegbefohlenen. Das ganze Lazareth ist in Bewegung und auf allen Gesichtern sieht man, wie willkommen dieser Augenblick ist. Auch unser Tagwerk ist nun zu Ende und wir haben einen weiten Heimweg vor uns. Die Pferde begrüßen uns mit freudigem Stampfen und Kopfschütteln und können es kaum erwarten, bis wir im Sattel sitzen, um pfeilschnell davonzugalloppiren. Schon werden die Schatten länger; in allen Divisionen, die wir durchreiten, tönen die Klänge der Musik, die zur Tafel der Officiere ihre schönsten Stücke aufspielt. Die Kanonenboote in der Streklikbucht geben dazu den Grundton an, und oft drücken sich die Sporen unwillkürlich tiefer in die Weichen des Rosses, beim unheimlichen Gezisch einer Bombe, die wir nicht sehen, die aber in unserer Nähe vorüberstreift und im Boden hohe Staubwolken aufwirft. Unser Weg führt uns ganz nahe an die Laufgräben. Eben zieht ein Regiment zu seinem Nachtdienst ein; wie mancher, der jetzt gesund und kraftvoll daherschreitet, wird die Sonne des nächsten Morgens nicht mehr begrüßen!

Ueber den hohen Erdwall, der den Laufgraben beschützt, schleicht sich, so bald die Nacht gekommen ist, die Lorette; sie drückt sich nieder in jenes Loch, das durch eine Bombenkugel zum willkommenen Versteck gemacht wurde, oder sie bückt sich hinter einen Stein, der ihrer gekrümmten Gestalt kaum einen genügenden Schutz bietet. Nur dreißig Schritte von ihr entfernt liegt die russische Schildwache in ähnlicher Stellung, und so belauern sie einander zwei lange Stunden hindurch, bis sie abgelöst werden und den gefahrvollen Rückweg antreten dürfen. Und wenn eine Bedette mit dem Ohr am Boden eine Bewegung in den russischen Vorwerken bemerkt, oder gar schon bei einem flüchtigen Mondstreifen, der die Wolken durchblickt, die langen Mäntel herannahen sieht, so schleicht sie mit der größten Eile zurück; das Leben vieler hunderte liegt jetzt an ihrer Geschicklichkeit und Klugheit.

Male Dir, lieber Leser, solch ein Nachtbild aus, wie mir's ein feuriger junger Rheinbaier jüngst beschrieb. Er war in einer Gewitternacht auf dem Vorposten; der Sturm henkte, der Regen goß in Strömen, der Donner rollte ohne Aufhören; da fiel ganz nahe ein heftiger Blitzstrahl nieder, und bei dessen Leuchten gewahrt er, daß sein russischer Gegenfüßler seinen Posten verlassen hat; er lauscht gespannt; kein Zweifel mehr; es lassen sich, trotz dem Toben des Sturms, nahende Schritte vernehmen; ein zweiter Blitzstrahl zeigt ihm das Corps ganz in seiner Nähe. Wie eine Schlange windet er sich, auf dem durchnäßten Boden kriechend, in den Laufgraben zurück. Den befehlenden Capitän, einen Straßburger, benachrichtigt er eiligst; es ist kein Augenblick zu verlieren, ist auch zu spät, um Hilfe herbei zu holen, was thut's? die ganze Compagnie, zweihundert Grenadiere des II Regiments der Fremdenlegion, lauter Elite-Soldaten, sehnt sich hart an die Wand des Laufgrabens, den Finger auf dem Hahn, regungslos, bis die wohlbekannten flachen Kappen über dem Rand des Walls erscheinen. Und mit wüthendem Geschrei und niederschmetterndem Flintenfeuer stürzen die verwegenen Deutschen auf den dreifach zahlreichern Feind und treiben ihn unter der heldenmüthigen Leitung ihres Capitäns in seine Schanzen zurück.

Wer weiß, was heute Nacht die jetzt Einziehenden erwartet? — Wenn wir unter unsern Zelten erwachen vom Flintenfeuer und die Signalkanonen in ihrer beredten Sprache es bis ins Hauptquartier verkünden, daß der Ausfall stark ist und Hilfe herbeieilen soll, dann wissen wir, Ihr steht in der Hitze des Kampfes und wir beten für Euch, Ihr tapferen Leute, wie wir's jetzt schon thun, indem wir Euch segnend grüßen!

Weiter gekommen, erblicken wir das uns wohlbekannte Thürmchen des elocheton, jenes evangelischen Pfarrhauses, das den Schwerverwundeten als erstes Asyl dient, wo sie die unentbehrlichste Pflege erhalten oder ihre letzten Seufzer aushauchen. Wir begegnen einem Priester, der eben dies Haus verlassen hat; wir begrüßen ihn ehrerbietig, er beantwortet unsern Gruß mit einer Freundlichkeit, die meinem Begleiter auffällt; ebenso bewundert derselbe die edle Gestalt und den sanften Ausdruck des jugendlichen Angesichtes; „man meint einen Fra angelico vor sich zu sehn," sagte er. Ja, diesen Namen verdient er wohl; er ist der Schutzengel von tausenden schon gewesen, unter diesem Schmerzensdach, in der „casa dolore". Er ist der Kaplan dieses Lazareths und wohnt ganz nahe dabei, in einem Zelte, das er sich mitten unter den Gräbern des großen Friedhofs errichtet hat. Das heißt, er wohnt nicht in seinem Zelt, denn seine Tage und seine Nächte bringt er in der Umhütte zu, an der Seite der Schwergetroffenen, die er mit einer Aufopferung pflegt, wie sie nur die christliche Liebe eingeben kann. Ohne nach Confession zu fragen, nimmt er die herbeigetragenen Sterbenden in seine Arme, wischt ihnen den blutigen Schweiß vom Gesichte, flößt ihnen die letzte Erquickung ein und ruft ihnen den Namen des Erlösers in das sich verschließende Ohr. Ist der Verwundete nicht so lebensgefährlich, so pflegt er ihn unermüdet, und beim leisesten Wunsche schickt er, selbst zur Nachtzeit, zum evangelischen Geistlichen, wenn der Kranke der protestantischen Kirche angehört.

Aus der Ferne begrüßen uns die Klänge der Militärmusik des Hauptquartiers; wir reiten an den Barracken der Generale vorbei und gelangen an unsre Zelte, wo die Ordonnanz mit militärischem Gruße bereit steht, uns die schweißtriefenden Pferde abzunehmen. In unserer Wohnung aber erwartet uns der freudigste Willkomm, den wir uns nach dem ermüdenden Tagewerk wünschen konnten, der versplätete Courier ist angekommen und auf unsern Tellern liegen sehnlichst erwarteten Briefe und der fernen Heimat, über welchen wir bald alle Anstrengungen vergessen haben. Das Zelt wird zur traulichen Wohnstube des Vaterhauses, aus den wohlbekannten Schriftzügen tauchen alle die lieben Gestalten hervor, die unser so treu gedenken; umgeben von ihrer schirmenden Fürbitte, erscheint uns das Amt, welches uns von ihnen trennt, erst in seiner ganzen Bedeutung, und mit freudigem Muthe bereiten wir uns auf das Tagewerk des folgenden Morgens.

Digitized by Google

Schwester Maria de las Angustias.

Historische Episode aus der Gegenwart.

(Schluß.)

Gebeugten Hauptes schritt sie die Allee entlang; der Hauptmann folgte ihr schweigend; erst als sie am Thore des Städtchens angekommen waren, wandte sich die Fürstin an ihn und fragte, was sie nun zu thun hätte. Don Louis rieth ihr, vor allem einige Stunden sich auszuruhen und erst nach reiflicher, ruhiger Ueberlegung einen Entschluß zu fassen.

„Um vier Uhr verlasse ich wiederum dieses Land, um nach Spanien zurückzukehren," sagte er; „wollen Ew. Hoheit mir erlauben, mich einige Zeit vor meiner Abreise bei ihr zu melden, um Ihre Befehle entgegen zu nehmen?"

Die Nonne sah ihm einen Augenblick lang ins Gesicht, ihre Blicke waren sanft und traurig

„Ich erwarte Sie um zwei Uhr, mein Freund," sagte sie.

Innig gerührt führte Don Louis ihre Hand an seine Lippen; man trat in ein Gasthaus, wo er sich auf das ihm angewiesene Zimmer begab.

Vergeblich suchte er den Schlaf, dessen seine ermatteten Glieder so sehr bedurften, immer stand das Bild der bleichen Fürstin, auf deren ganzes Leben, er mußte es sich eingestehen, sein energisch schnelles Handeln einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt hatte und gewiß noch ausüben würde, vor seinen Augen. Auch fehlte ihm nicht jene zweifelsvolle Entmuthigung, die nachdem das Fieber, das jede schnelle That begleitet, vorüber ist, die, stärksten Naturen oft ergreift. Er fragte sich, ob jene unglückliche, vom Schicksale so hart verfolgte Frau durch sein Eingreifen in ihr Leben nicht noch unglücklicher werden würde — er begriff ganz gut, daß, wenn er stets ihr zur Seite bleiben könnte, sie immer seine Brust zwischen der Gefahr und sich selbst finden würde; aber in einigen Stunden sollten sie sich auf immer trennen und ohne Schutz und Leitung sollte sie sich dem Strudel der Welt überliefern; er schauderte bei diesem Gedanken, sein müdes Haupt siel gedankenschwer in seine Hand; — eine Art von Halbschlummer bemächtigte sich seiner, doch unaufhörlich schwebte das blasse Antlitz der Schwester Maria mit ihren, von Thränen umwölkten, sanften Augen vor seinem Geiste.

Einige Stunden später erwachte er und begab sich zur Schwester Maria, die ihn zu erwarten schien und ihn mit freundlichem, ja fast ruhigem Tone begrüßte.

„Setzen Sie sich, Herr Hauptmann," sagte sie, „und wenn Sie es für gut finden, nehmen wir das heute morgen unterbrochene Gespräch von neuem auf."

Don Louis gehorchte, ein flüchtiger, auf die Schwester geworfener Blick gab ihm die Ueberzeugung, daß ihre Ruhe erheuchelt sei und ihre entzündeten Augen zeigten ihm deutlich, daß während der wenigen Stunden ihrer Trennung sie statt Ruhe wahrscheinlich nur Thränen gefunden habe.

„Ich begreife Sie erst jetzt, mein Herr Landsmann," fuhr sie fort, „ich habe über Ihr Handeln nachgedacht, und obgleich ich das Opfer Ihres spanischen Patriotismus ward, so muß ich doch eingestehen, daß Sie mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit Ihren Plan durchgeführt und gewußt haben, Ihre sogenannte Pflicht als Officier mit Ihrer angeblichen Dankbarkeit gegen mich zu vereinen. Ihr Hauptzweck war, die Depeschen ihrer Bestimmung zu entziehen — und den halten Sie für erreicht. . . . Aber, mein Herr, Sie werden sehen, was man dabei gewinnt, zwischen zwei Parteien sich hindurchwinden zu wollen; Sie scheinen auf die Dankbarkeit der Meinen zu rechnen, weil Sie mich nicht denuncirt, oder auf die der Ihren, weil die Depeschen nicht angekommen; enttäuschen Sie sich, Don Louis, beide Parteien werden sich gegen Sie vereinigen und Sie werden das Opfer sein, welches keinen Vertheidiger finden wird, wohin es sich auch wenden möge."

Der Hauptmann zuckte, ohne zu antworten, mit den Schultern, keine Muskel seines Gesichts hatte sich verändert; jedoch an seinem traurigen Blicke konnte man wohl sehen, daß irgend eine Hoffnung in seinem Innern durch die Worte der Nonne gewaltsam erdrückt worden wäre.

„Und dann," fuhr sie fort, „glauben Sie denn, daß mir kein Mittel übrig bleibt, diese Papiere ihrer Bestimmung zuzuführen? — O nein! Sie kennen unsere Partei zu gut, nicht wahr? Sie wissen, daß die Gelegenheit, ich möchte sagen, von selbst sich darbieten wird, um die durch Ihr Einmischen fehlgeschlagene Partie wieder zu gewinnen. — Sie sehen also, Herr Hauptmann, daß Ihr Handeln Sie verderben hat und daß keiner von Ihren Zwecken erreicht ist."

Don Louis erhob sich von seinem Sitze. „Haben Ew. Hoheit mir irgend einen Befehl zu ertheilen?" fragte er kalt.

„Ich wollte Sie nicht kränken, lieber Herr," sagte die Nonne, „ich erkenne Sie als einen Ehrenmann und weiß, daß alle meine Geheimnisse bei Ihnen in Sicherheit sind. Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß, obgleich Sie sich mit vieler Schlauheit verstellt, mit vieler Geschicklichkeit gehandelt haben, Sie nichts bezweckt haben, als sich einem sichern Verderben entgegenzuführen."

Don Louis biß sich krampfhaft in die Lippen. . . . „Ich habe die Ehre, mich Ew. Hoheit zu empfehlen und Ihnen alles erdenkliche Glück zu wünschen," sagte er, indem er sich der Thür zuwandte und festen Schrittes das Zimmer verließ.

„Leben Sie wohl, Caballero!" rief ihm mit zitternder Stimme die Nonne nach.

Don Louis ging auf sein Zimmer, es schien ihm, als ob er träume; er hatte, bevor er zur Schwester Maria de las Angustias ging, sich keine Illusionen gemacht; — um nicht getäuscht zu werden, hatte er sich vorgenommen, gar keine Hoffnungen zu hegen, und doch war es ihm jetzt, als wenn sie ihm um seine schönsten Hoffnungen betrogen hätte.

Er zwang sich, ruhig zu bleiben, forderte Papier und Tinte und schrieb einen langen Bericht über das Vorgefallene an den Minister, indem er sich zur Verfügung eines Kriegsgerichts stellte. Kaum hatte er geendet, als das Geräusch des vorfahrenden Postwagens ihn daran erinnerte, daß er sich zur Abreise bereiten müsse; er sah nach der Uhr — es war erst zwei. Er ging hinunter und sah, daß es nicht die Post sei, welche nach Spanien, sondern die, welche von Spanien komment, nach Bayonne und dem Innern Frankreichs geht. Schon wollte er sich wieder auf sein Zimmer zurückbegeben, als er Schwester Maria de las Angustias die Treppe herunterkommen sah; sie sah sehr angegriffen aus, grüßte ihn lächelnd im Vorbeigehen und stieg in das Coupé ein. Don Louis athmete etwas freier auf, da er begriff, daß sie nicht nach Spanien zurückkehrte, und nachdem er sie nochmals gegrüßt, wollte er sich entfernen, als sie ihn zu sich heranwinkte.

„Herr Hauptmann," sagte sie, „wenn Sie einmal nach unserm Deutschland zurückkehren und durch * * kommen, denken Sie in den Alleen des Schloßgartens meiner. — Neben dem Parillon ist eine Eiche, unter derem Schatten ich so oft gebetet habe. . . . Don Louis . . . o mein Gott, wie bleiern schwer fallen die Erinnerungen einer glücklichen Kindheit auf ein brechendes Herz! — Ich werde oft Ihrer gedenken, Don Louis. . . o, sehen Sie mich nicht so vorwurfsvoll an. . . mein Leben ist ja gebettet, ich mußte ja gehorchen . . . . muß es immer noch . . . ich werde mich loszumachen suchen, — politische Intriguen sollen mich nicht mehr verhindern, an mein Heil zu denken — ich schwöre es Ihnen! Gehen Sie — Leben Sie wohl, Don Louis — ich werde für Ihr Glück heiße Gebete gen Himmel schicken! . . . Adieu, gehen Sie! — Sie werden in einigen Minuten sehen, daß unter dem Gewande der spanischen Nonne noch das Herz einer deutschen Fürstin — einer deutschen Frau schlägt. . . Sie . . ."

Der Postwagen setzte sich in Bewegung und verhinderte den Hauptmann, das Ende des Satzes zu hören. Schwester Maria lehnte sich noch aus dem Wagenschlage hinaus und winkte mit der Hand ein letztes Lebewohl.

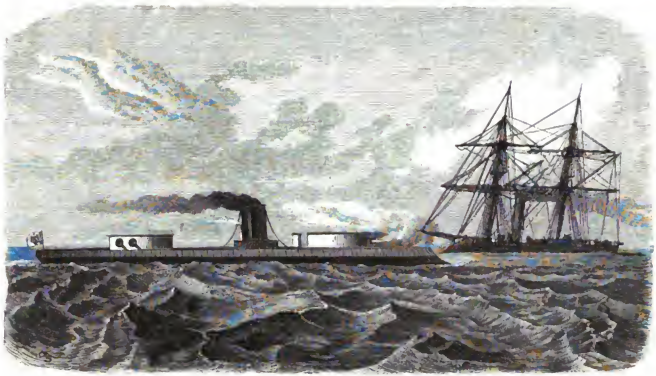
Der Wagen bog am eine Ecke und bald war sogar das letzte Geräusch verhallt; Don Louis jedoch war noch immer nicht aus seinem Erstaunen erwacht.

Wiederum hatte jene räthselhafte Nonne seine Berechnungen vernichtet — vor einer Stunde glaubte er sie gütig und offen anzutreffen und nur Worte, die wie Spott klangen, fielen von ihren Lippen; — jetzt. . . so herzlich hatte er ihre Sprache nie gefunden . . . Ihre letzten Worte jedoch schienen seinem Geiste unbegreiflich. — In einigen Minuten sollte er den Beweis finden, hatte sie gesagt, daß ein deutsches Frauenherz unter ihrem schwarzen Nonnengewande schlüge; er ging wie träumend auf sein Zimmer, es war ihm unmöglich, den Sinn dieser Worte zu errathen.

Der Kellner erwartete ihn an der Thür.

„Die Dame, die so eben abgereist ist, hat dieses Schreiben für Sie hinterlassen," sagte er, indem er ihm einen fest versiegelten, schweren Brief übergab.

Digitized by Google



Arminius
klar zum Gefecht.

Die beiden neuen Preußischen Panzerschiffe.
(Siehe den Aufsatz in Nr. 42.)

Cheops
mit Takelage.

Schnell hatte er sich eingeschlossen und den Brief erbrochen. Er las:

„Mein Herr! — Sie haben mir gegenüber mit einem Edelmuthe gehandelt, den ich in einem deutschen Manne zu finden stolz bin. Um mich zu erretten, haben Sie nicht allein Ihr Leben, sondern Ihre ganze Carriere aufs Spiel gesetzt und letztere wahrscheinlich verloren. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich einen Augenblick vergaß, daß ich in ein Kloster gegangen war, um von meinem Heilande Vergessen meines früheren Lebens zu erflehen und durch inbrünstige Gebete seine Gnade, die ich im Strudel der Welt verloren, wieder zu erlangen; — ich war verblendet; — man erzählte mir, daß die unglückliche Fürstin jenes Landes unter hartem Drucke schmachte, und ich, die ich weiß, wie herb die Thränen sind, die man in Königssälen weint, bot mich an, das Werkzeug ihrer Befreiung zu werden. Jetzt sehe ich, daß ich das Werkzeug ehrgeiziger Priester, wie Sie es gelinde nannten, geworden bin. — Don Louis, ich übersende Ihnen jene Schriftstücke meiner Reisetasche, die Sie so leicht hätten nehmen können, wenn Sie nicht ein Ehrenmann gewesen wären; — ich habe sie heute erst gelesen und ich schaudere; es sind Befehle, die ich den Gebrüdern Hierros habe überbringen sollen. — Machen Sie damit, was Ihnen beliebt; Sie können durch den Besitz dieser Papiere bald eine der höchsten Stellungen in jenem Lande der politischen Intriguen einnehmen.

„Doch, Don Louis, denken Sie an Gott! bleiben Sie in allen Stellungen Ihres Lebens, was Sie sind — ein Ehrenmann! im deutschen Sinne des Wortes ein Ehrenmann! Leben Sie wohl, Don Louis! — es scheint mir, daß Sie manchmal beten! — wenn ich mich nicht täusche, so schließen Sie auch in Ihre Gebete eine Unglückliche mit ein, von der Sie nie wieder etwas hören werden, die Sie aber nie vergessen wird. — Ihre Schwester in J. Chr., Maria de las Angustias."

Es war schon Abend, als Don Louis endlich alle die Schriftstücke, die er hunderte von Malen überlesen hatte, aus der Hand legte; es wurde Nacht und noch immer, unschlüssig mit sich selbst, ging er in seinem Zimmer auf und ab. — Was sollte er thun? Zwei Wege lagen ihm offen: die Schriftstücke zu veröffentlichen und so aller Wahrscheinlichkeit nach eine der schauerlichsten Revolutionen, die man je gesehen, und die doch zu keinem Resultate führen würde, hervorzurufen, — oder sein Geheimniß, wie ihm die Nonne zu rathen schien, sich mit einer hohen Stellung, Titel, Orden, Vermögen bezahlen zu lassen. — Keiner von beiden schien ihm zuzusagen. . .

Eine Revolution in Spanien — sagte er zu sich selbst — hat gar keine Bedeutung, denn sie kann wohl Minister und Fürsten stürzen, jedoch den Geist von Millionen von Menschen kann man nicht gewaltsam ändern .... Ich besinne mich noch jener Nachtsitzung der Cortes, wo ein bescheidener Deputirter vorschlug, in Spanien den Protestanten und Juden doch wenigstens die Freiheit zu geben, die der heilige Vater ihnen in Rom gewährt, und wie sogar dieser Vorschlag zurückgewiesen wurde. — Nein, zuerst muß das Volk anders werden, und das kann nur durch jene geistige Propaganda geschehen, die der Protestantismus mit sich bringt. — Sie dem Erzbischof von B. verkaufen?... der würde sie mir theuer genug bezahlen . . . und bald würde man mich eines Abends mit ein Paar Messerstichen im Leibe in einer dunklen Straße finden — doch das wäre auch wohl zu vermeiden . . . ein Spanier würde für eine Ehre daraus machen, es zu thun .... ein Franzose, Abenteurer wie ich, würde sich für einen Dummkopf halten, wenn er es nicht thäte .... aber ich bin, Gott sei Dank, ein Deutscher!"

Noch lange hörte man die Schritte des Hauptmanns im Zimmer, — gegen Morgen ließ er sich ein Pferd miethen und ritt über Behobie nach Spanien.

Das Dienstmädchen, welches sein Zimmer zu reinigen hatte, war sehr ärgerlich, denn das Zimmer war voll von Asche verbrannter Papiere.

* * *

Am 12. September 1858 fuhr der Dreimaster „Nuestra Sennora del Pilar" im Hafen von Portorico ein. Ein deutscher Reisender, der sich seit fünfundzwei ßig Tagen schon auf der See befand, stieg am selben Tage noch ans Land und besuchte einige Freunde und Bekannte in der größten Eile, denn der Capitän hatte alle Passagiere gebeten, am nächsten Morgen vor sechs Uhr schon wieder am Bord zu sein, da er vor sieben Uhr schon mit der Ebbe den Hafen verlassen und seine Reise nach der Havanna fortsetzen wollte.

Der Gouverneur der Insel, an den er ein Empfehlungsschreiben hatte, lud ihn zur Tafel ein, und so gerne er es auch hätte ausschlagen mögen, um die Insel zu besuchen, sah er sich doch gezwungen, die Einladung anzunehmen, da er gerne von ihm Empfehlungen nach der Havanna gehabt hätte. Vor Tische wurde der General abgerufen, und da seine Gemahlin noch nicht sichtbar war, bat er den Reisenden, ihn zu entschuldigen und seine Gärten sich unterdessen anzusehen.

„Apropos," sagte er plötzlich, „Sie können mir einen Gefallen thun, gestern starb im Lazarethe am gelben Fieber ein für

Digitized by Google

ein schwerer Dienstvergehen hierher in Verbannung geschickter Offizier, der von Geburt ein Deutscher war; man hat mir so eben alle seine Papiere überbracht, was soll ich damit thun? weder ich noch mein Generalstab verstehen ein Wort Deutsch; thun Sie mir den Gefallen und sehen Sie dieselben durch."

Der Reisende machte sich an die Arbeit und fand unter vielen interessanten Skizzen die Erzählung, die wir unsern Lesern auf den vorhergehenden Seiten mitgetheilt haben; er schärfte sie sich ins Gedächtniß, notirte viel in sein Taschenbuch, und da der Gouverneur länger als eine Stunde fortblieb, gelang es ihm sogar, ganze Stellen zu copiren.

Schreiber dieser Zeilen hörte sie von ihm in Porto-Principe auf der Insel Cuba erzählen und erhielt die Erlaubniß, die genommenen Notizen zu copiren und sie später zu veröffentlichen. Bei seiner Zurückkunft nach Spanien wollte er sich übergenzen, ob jener Reisende nicht diese ganze Erzählung nur erdacht habe; er ging aufs Kriegsministerium und erfuhr, daß ein Hauptmann Don Louis X** im Frühjahr 1856 von einem Kriegsgerichte in Saragossa zu ein Jahr Festung und späterem Strafdienst in den Inseln wegen Nichtausführung eines vom commandirenden General von Burgos erhaltenen Befehls verurtheilt und in Portorico am 11. September 1858 gestorben sei. In Valladolid erfuhr er, daß man nach den Schreckenstagen von 1856 viel von einer aus einem Kloster entführten Nonne gesprochen hätte, und er hörte aus zuverlässiger Quelle, daß der Vorsteher eines jener Seminare fast zur selben Zeit nach England gereist und noch nicht zurückgekehrt sei.

Was Schwester Maria de las Angustias anbetrifft, ist es ihm nicht gelungen, irgend etwas Näheres zu erfahren. M. C.

Am Familientische.

Ameise und Löwe.

Die Ameise, von der ich erzählen will, ist eine der größern Art, eine ostindische Holzameise. Der Löwe, dem sie als Speise vorgeworfen werden sollte, ist nicht der gestirnte Wüstenkönig, sondern eine Insectenlarve, die indeß nicht umsonst diesen Namen trägt, denn sie lährt mit solcher Gier und Grausamkeit unter ihre Opfer, wie kaum ein Wolf oder Tiger unter die Heerden.

Es ist der Blattlauslöwe.

Er versteht es nicht, wie sein naher Verwandter, der Ameisenlöwe, in dem losern Sande eine künstliche trichterförmige Fanggrube zu machen, in deren Grunde dieser Hinterlistige auf die hineinpurzelnden Opfer lauert, sondern er muß oft lange rennen und laufen, bis er etwas für seinen Hunger findet, namentlich wenn die meisten Blattläuse, die seine Hauptnahrung sind, Flügel bekommen haben und davon gestiegen sind. In wenigen Wochen ist indeß diese Freßlust des Blattlauslöwen überwunden, es erfolgt seine Einspinnung und seine Umwandlung in eine Puppe und in die schöne grüne Florfliege mit großen goldglänzenden Augen, während der Ameisenlöwe, wenn er in einem nicht günstigen Jagdrevier seine Fanggrube angelegt hat, und die Ameisen und andere kleine Insecten statt hinein zu gehen, lieber vorsichtig daran vorbeischleichen, oft mehrere Jahre in diesem Zustande verbleiben muß. Am 10. September v. J. Abends erhielt ich noch einmal einen fast ausgewachsenen Blattlauslöwen, aber kein Futter dabei. Am andern Morgen suchte er, ganz ausgehungert und in großer Unruhe nach Speise. Er fühlte hastig nach allen Seiten umher, ob nichts sich seinen weit aufgesperrten Fangzangen darbieten wolle. Eine von meinen Holzameisen, die ich schon seit einigen Monaten in einem großen Fruchtglase beobachtete, wollte ich opfern, sie sollte dem Löwen zur Speise dienen.

An einen Kampf zwischen den beiden Thieren hatte ich gar nicht gedacht, noch weniger glaubte ich, daß ein Kampf für den Löwen unglücklich ausfallen würde. Blattläuse, Räuchen, Fliegen, junge Spinnen waren immer für solche Löwen eine leichte Beute gewesen; auch sah ich einigemal, wie einer den andern überfiel und ihn schließlich auffraß. Indeß hat die Ameise auch Zangen zum Festhalten. Sie sind vorn zugespitzt und an der Innenseite mit sehr scharfen Zähnen versehen, andererseits steht der Ameise eine Art Stift zu Gebote.

Die Ameise merkte sogleich, daß sie einem Feinde gegenüberstehe, wartete aber nicht, bis dieser den Kampf eröffnete, sondern griff entschlossen zuerst an.

Sie packte ihren Gegner in die Seite, um nicht wieder losgelassen. Nun entstand ein heftiges Ringen, bald lag der eine bald der andere der Streitenden unten. Vergeblich bemühte sich der Löwe, die Ameise auch mit seinen Zangen zu fassen. Plötzlich hebt die Ameise ihren Feind vom Boden auf, hält ihn schwebend in der Luft und schickt sich an, ihn als gute Beute davon zu tragen.

Jetzt aber gelingt es dem Löwen, der die Gestalt einer kleinen Eidechse hat, mit dem zugespitzten Schwanzende den Boden zu berühren. Wie ein Blutegel sich festsaugt, so weiß auch der Blattlauslöwe sich mit dem Hinterkörper am Boden festzuhalten. Alles Ziehen und Reißen der Ameise, ihren Feind weiter zu bringen, ist vergeblich. Endlich läßt die Ameise los.

Die kämpfenden Thiere stehen sich gerade gegenüber, Kopf gegen Kopf. Nochmals stürzt die Ameise auf ihren Gegner los. Sie packt ihn von oben her am Hasse und sucht ihn wieder in die Höhe zu heben. Der Löwe aber hat sich mit seinem Hinterkörper fest angeheftet, und es ist unmöglich, ihn loszubringen.

Als ich nun sah, daß eine Ameise sich keineswegs zum Futter für einen Blattlauslöwen hergibt, so beschloß ich, die Ameise zu tödten und den Löwen zu retten. Ich zerdrückte also die Ameise mit einem Bleistift. Sie ließ aber dennoch nicht los. Was eine Ameise einmal gepackt hat, giebt sie nicht so leicht wieder frei. So auch hier. Nun schnitt ich mit einem Messer Hinterleib und Brust der Ameise ab, aber siehe da! der Kopf derselben bleibt auf dem Nacken des Löwen stehen und wird so mit nach hinten gerichteten Fühlern von ihm umhergetragen. Erst nach zehn Minuten gelingt es dem Thiere, den Kopf abzuwerfen, der ihm unbequem genug gesessen haben mag. Der Löwe ging indeß doch zu Grunde, er hatte schon zu viel bekommen, er nahm keine Speise mehr an; gegen Abend war er todt. Ew. Schröder.

Berlin im Jahre 1784.

In den letzten Regierungsjahren des alten Fritz galt Berlin schon für eine große Stadt (es hatte ca. 145,000 Einwohner), dennoch war diese große Stadt in vielen Dingen noch so beschränkt in ihrem Sinn, daß manche Zahlen aus dem Jahre 1784 kaum glaubhaft sind, obwohl sie aktenmäßig feststehen. Wer wird es z. B. glauben, daß es 1784 in ganz Berlin nur 7 Briefträger gab. Die Correspondenz ist also damals nicht sehr eifrig getrieben worden, überhaupt wurde wohl noch nicht soviel geschrieben; denn die Bureaux sämmtlicher Ministerien und Diensterien Berlins zählten anno 84 nur 160 Canzleischreiber, und 42 Canzleidiener besorgten die gesammten Geschäfte, die jetzt durch eine Menge von kleinen Wagen vermittelt werden müssen, weil man nicht genug Beamte dazu anstellen könnte. Geheimeräthe gab's gar nur 107, jetzt haben wir ein besonderes Geheimeraths-Bureau, in denen die große Mehrzahl der Geheimeräthe noch nicht einmal wohnt. Nervenschwache Damen muß es damals auch noch nicht so viele gegeben haben, wie wären sonst neunundreißig Nervenärzte doctores creirt geworden? Noch auffallender ist die geringe Anzahl von Gerichtsdienern, vierzehn, von Nachtwächtern fünfundzwanzig (doch gab es noch zweiundfünfzig Wachtmeister für den nächtlichen Dienst) und fünfzehn Rathsdienern. Das größte Wunder aber schreint uns die Polizei zu sein, dieselbe bestand 1784 aus einem einzigen Polizeiinspector, zwei Polizeimeistern und 14, sage vierzehn Polizeidienern! Mit siebzehn Mann war also die ganze Polizei versehen — das ist ganz unglaublich, daß man mit einer solchen winzigen Anzahl gar gouverniren können! Wie muß sich jene Zeit verkrochen vor unserem stattlichen Heer von Schutzmannschaften! Die Geistlichkeit aber war, im Vergleich damit, ungeheuerlich stark vertreten mit fünf Superintendenten, zwei Pröbsten, sechsundsechzig Predigern, siebenundsechzig Candidaten, vierundvierzig Cantores, Choralos und Calcanten, zwanzig Organisten, dreißig Küstern und vierzehn Todtengräbern. Kriegsräthe gab es damals mehr als jetzt, nämlich hundertundzweiundzwanzig, auch hatte Berlin damals das Glück, drei Bürgermeister zu haben, während es jetzt nur zwei zählt. Referendarien beim Kammergericht hatte man damals fünfundsechzig, aber Assessoren fanden wir in unseren Tabellen gar nicht aufgezählt. Im ganzen wohnten in Berlin 3433 Personen, welche Aemter bekleideten.

Die Armen und Almosengenossen theilte man damals in deutsche und französische Arme, der ersteren gab es im Jahre 1784 nicht mehr als 6009, der letzteren 994. In den drei Gefängnissen, die man damals hatte, Hausvogtei, Amt Mühlendorf und Kalandshof, zählte man im genannten Jahre nur 98, darunter befanden sich aber 37, welche wegen Schulden oder wegen kleinerer Vergehungen und auf kurze Zeit saßen. So wenig Gefangene! Berlin hat sich in dieser Beziehung zeit leider sehr geändert.

G. H.

Die Bevölkerung der Stadtvogtei

allein zeigt die Zunahme der Vergehungen in erschreckender Weise. Im Jahre 1852 war die Gesammtzahl der Arrestanten 25,613; im Jahre 1860: 25,143. Am höchsten war sie 1856 gestiegen, nämlich auf 36,181. Darunter sind: Strafgefangene, 1852: 1885; 1856: 3817; 1860: 4984; Untersuchungsgefangene, 1852: 1923; 1856: 2163; 1860: 1614; zum Isolir-Gewahrsam Bestimmte, 1852: —; 1856: 2161; 1860: 1709; zum Polizei-Gewahrsam Eingebrachte d. h. Personen, die Nachts obdachlos aufgegriffen oder betrunken aufgefunden oder auf den Wegen des Lasters betroffen und zunächst in Gewahrsam geführt worden, 1852: 18,825; 1856: 28,040; 1860: 16,836 (13,224 Männer; 3481 Frauen; 131 Kinder). Welch namenloses Elend birgt sich hinter diesen Zahlen!

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Postst. Nr. 1.

Unter Verantwortlichkeit von J. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im August 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 45.**

Der Flüchtling.

Eine Erzählung von **Gottfried Flammberg.**

(Fortsetzung.)

Gottfried dankte Gott, als Hunkstein den Rücken gewandt. Aber Adeline stand zitternd und bangend. „Und seit diesen zehn Tagen ist mein Bruder verschwunden!“ fragte sie mit ersterbender Stimme. Gottfried antwortete mit Schweigen. Da brach Adeline in einen Strom von Thränen aus und senkte ihr Haupt auf ihres Bräutigams Schulter. Dieser führte sie die Treppe hinauf ins Zimmer; sie sank aufs Sopha; er hielt ihre Hände in den seinen und suchte sie zu beruhigen, zu trösten. Karl sei rasch in allem seinem Thun; gewiß habe er sich plötzlich entschlossen, die Zeit ihrer Abwesenheit zu einer Fußwanderung zu benützen; sicher werde er noch diesen Abend eintreffen.

Herr von Eschenthal aber winkte Gottfried und nahm ihn mit hinauf in die Erkerstube. Er verriegelte die Thür und hatte eine lange, lange Unterredung mit dem Kammerdiener. Als er die Thür wieder aufriegelte, sagte er zu ihm: „Keine Seele darf diese Dinge erfahren; am wenigsten meine arme Tochter. Es würde sie tödten. Sage das Petern und der Jose.“

Und dann trat Herr von Eschenthal vor seine Tochter. Eine Wolke stillen Kummers hing auf seiner Stirn, aber der seelenstarke ruhige Mann wußte sich zu bemeistern. Er tröstete Adelinen. Karl habe allerdings einen seiner unüberlegten Streiche gemacht; aus Andeutungen, die er vor dem Kammerdiener schon früher habe fallen lassen, gehe hervor, daß er zum Studium der Rechte keine Lust habe. Ohne Zweifel sei er eigenmächtig fortgegangen, seine Dienste im Feld einem benachbarten Fürsten anzubieten. Er habe auch eine Muthmaßung, wohin Karl sich gewandt, und hoffe jedenfalls in Bälde Nachricht über seinen Aufenthalt zu empfangen.

Durch diese Fiction ließ Adeline sich beruhigen, obgleich ihr die Freude des beginnenden Brautstandes auch jetzt noch schmerzlich genug getrübt war. Herr von Eschenthal aber setzte sich in sein Zimmer und schrieb Briefe nach allen Richtungen. Auch Herrn v. Hunstein schrieb er und suchte ihn auf dieselbe falsche Fährte zu leiten: daß die beiden jungen Leute mit einander verabredet hätten, sich irgendwo zu treffen und mit einander in ein Nachbarland zu wandern, um Kriegsdienste zu nehmen. Er selbst zweifelte nach dem, was er von Gottfried gehört, keinen Augenblick, daß sein unglücklicher Sohn in seinem Jähzorn Meinhard getödtet und den Leichnam, der nirgends zu finden war, verscharrt habe. Wer will es dem jammervollen Vater verdenken, daß er des Sohnes Schuld — die denn doch noch nicht erwiesen, nur gemuthmaßt war —, in Nacht zu hüllen, den Sohn zu retten suchte? Sollte denn er selbst es sein, der die Verdachtgründe gegen Karl aus Licht zog?

Diesen aufzufinden, war sein nächstes Bestreben. War erst Karls Aufenthalt entdeckt, dann wollte er sehen, was weiter zu thun sei. Dann wollte er zu ihm eilen, um entweder das Geständniß seiner Schuld von ihm zu erlangen, oder die Gewißheit seiner Unschuld; den Unschuldigen heimzuführen oder dem Schuldigen je nach der Größe seines Vergehens auf die eine oder andre Weise das Leben zu retten.

Briefe und Boten flogen nach allen Seiten, aber vergeblich.

Karl hatte einen Vorsprung von zehn Tagen. Diese reichten hin, ihn über Deutschlands Grenze zu bringen. In unsrer Zeit der Polizei und der Telegraphen würde eine solche Flucht, wie Karl sie unternahm, nicht möglich sein, ohne daß man wenigstens hinterher die Spur des Flüchtlings entdeckte. Sechsundzreißig Jahre nach dem Abschluß des westfälischen Friedens, als unser Vaterland noch immer sehr entvölkert war, große Wildnisse noch ganze Strecken Landes bedeckten und die Verwaltungen der einzelnen Länder und Gebiete des heiligen Reiches sich wenig oder nichts um einander kümmerten, war das anders; damals konnte ein junger Mensch, wie Karl, halb Deutschland als Flüchtling durchwandern, ohne daß auch nur eine Spur seiner Schritte aufzufinden war.

Wir übergehen die Geschichte dieser Flucht; wie er erst von Waldung zu Waldung sich stahl, mit Beeren seinen Hunger stillend, wie er dann an einen Hausirer sein feines spanisches Wamms und seine Reiherfeder gegen ein einfaches braunes Wamms und einen alten Radmantel verhandelte und dabei noch etwas Geld herausbekam, wywit er seine Reise nun bequemer fortsetzte und glücklich die nördlichen Abhänge des Schwarzwalds erreichte.

In seinem Heimatthale blieb inzwischen das Geschehene nicht

Digitized by Google

auf die Dauer verborgen. An dem Abend, nachdem Gottfried dem Stallknecht und der Zofe den gemessenen Befehl des Herrn übermittelt hatte, daß von dem Streit zwischen Karl und Meinhard keine Silbe verlauten dürfe, schlich die Zofe sich zu ihrer Gevatterin im Dorfe, nahm sie hinter dem Bauernhaus beiseit, und sagte ihr: „Hör, was ich Dir da neulich von den zwei jungen Herrn anvertraut habe, war kein allein eine Lüge." Ob die Bäuerin dieser wunderlichen Versicherung Glauben schenkte, bleibt dahingestellt; sie entnahm sich aber daraus doch soviel, daß auf dem Schlosse eine weitere Verbreitung der Sache nicht gewünscht werde, und ließ es sich angelegen sein, die obenein sehr gehemmtwollen und verworrenen Erzählungen, die sie einigen Freundinnen gemacht hatte, durch nachfolgende abweichende Erzählungen noch mehr zu verwirren. Immerhin war soviel zu allgemeiner Kenntniß gelangt, daß ein heftiger Streit zwischen den beiden Junkern stattgefunden habe, und in der That hatten mehrere Bauersleute den einen wie den andern zornglühend fortstürzen sehen. So war denn dies eine angenommene und ausgemachte Sache, daß der junge Herr den jungen Hausherrn erstochen und — da man ihn nirgends fand — ihn verscharrt habe. Aber um der Herrschaft willen huteten sich die Leute, offen davon zu reden oder vollends den Einwohnern der Nachbardörfer ihre Muthmaßungen mitzutheilen.

Adelineus Besuche in dem Krankenstübchen der Wittwe unterblieben seit ihrer Heimkehr, zu Josephs tiefem Kummer. Er war überzeugt, daß Adeline ihm wegen seines unziemlichen Benehmens zürne, und er selbst zürnte sich noch mehr! Nicht daß die Unterstützungen ausgeblieben wären; aber Gottfried überbrachte dieselben. Gottfried wußte namlich, so oft Adeline die Wittwe besuchen wollte, sie auf irgend eine Weise davon abzuhalten. Auch der Vater — der Bräutigam war wieder abgereist — schien verschworen, es zu keinem Gang Adelineus nach Kinzeloerg mehr kommen zu lassen, und als sie einmal bemerkte, sie sei nun seit vier Monaten nicht mehr bei der Wittwe gewesen, sagte er geradezu: „Es ist mir auch lieber, wenn Du diese Besuche vor der Hand Gottfried überlässest; der Arzt hat mir gesagt, die Krankheit der Frau sei ansteckend." Adeline gehorchte und blieb weg.

Und Joseph ward immer trübsinniger. Es war so leer, so kalt, wenn Gottfried die Unterstützung brachte. Das Geld, die Lebensmittel waren da, aber der Geist, der warme Hauch der barmherzigen Liebe fehlte. Gottfried, sonst ein freundlicher Mann, hatte sein Gesicht jedesmal in abgemessene, strenge Falten gelegt, wenn er im Stübchen der Wittwe erschien, und Joseph bekam nie einen freundlichen Blick von ihm. „Gürnt sie mir denn so schrecklich?" dachte er bei sich selbst. Wenn er nur einmal sie hatte sehen, sie um Verzeihung bitten können! Das war sein einziger Wunsch. Er meinte, es sei das eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihre fruhere Güte; er merkte nicht, er ahnte nicht den weinen, woran sein Herz krankte.

Rauh genug sollte er wie ein Nachtwandler aus seinen Träumen gerissen werden. Er hatte in Eschenthal einen guten Freund, einen Altersgenossen. „Joseph," sagte dieser ihm einmal, als er ihn hinter einer Hecke stehend und nach den Fenstern des Schlosses blickend fand, „Joseph, ich hatte Dir doch mehr Vertrauen zugetraut. Nun weißt Du, daß das Fräulein durch Deine Zudringlichkeit in das Geschrei gekommen ist, daß sie es mit Dir halte, und daß darüber der Vater lebgegangen und das Unglück passirt ist, daß unser junger Herr den Hunnstein erschlagen hat und hat flüchtig gehen müssen; und trotz dem allen schleicht Du ihr nach!"

Das war viel Licht auf einmal. Der arme Joseph hatte ja von dem allem nichts gewußt. Jetzt taumelte er; er hielt sich die Hand ans Herz; er sank zu Boden. „Was machst Du?" fragte sein Freund. Er aber raffte sich zusammen, sprang auf und stürzte, ohne ein Wort zu sagen, fort.

Wohin? wer weiß es. Spät Abends kam er heim, und mit verweinten Augen. Seine Mutter lag im Fieber und ward seinen Zustand nicht gewahr. Er redete kein Wort mehr, als wenn man ihn fragte. Stumpf saß er daheim und brütete vor sich hin. Wenn Gottfried kam, verbarg er sich in der Kammer. Außer dem Hause ließ er sich kaum mehr sehen, am wenigsten in der Nähe von Eschenthal.

Der Kummer nagte an ihm; er machte sich die schrecklichsten Vorwürfe, den Tod des Junker Meinhard, das Unglück der Familie Eschenthal verschuldet zu haben. Seine Gestalt verfiel, seine Auge ward hohl; ein schleichendes Fieber nagte an seinem Mark.

Herr v. Eschenthal, der sonst den Winter regelmäßig in der Stadt zuzubringen pflegte, war diesmal aus begreiflichen Gründen, um den peinlichen Nachfragen fremder Leute nach seinem Sohn zu entgehen, auf dem Lande geblieben. Auch für ihn schlich der Winter trub und traurig dahin. Die arme Adeline sank, als seine Nachricht von Karl kam und immer schwerere Wolken des Kummers sich auf der Stirn des Vaters zusammenzogen und die beruhigenden Worte Lügen straften, mit denen er sie von Woche zu Woche, von Monat zu Monat vertröstete, in eine Nacht der Betrübniß, welche die Besuche ihres Bräutigams nur auf kurze Zwischenzeiten und auch da nie völlig zu erhellen vermochten. Herr von Hunnstein, dem an Ende doch auch irgendwelche Winke über den Streit der beiden Jünglinge zu Ohren gekommen waren, brach jeden Umgang mit Eschenthal ab.

Der lange Winter ging endlich zu Ende; der Schnee der Halden schmolz; munter und wild rauschten die Frühlingswasser unter der Krystalldecke des schwindenden Eises durch die Schluchten herab; die Schneeglöckchen und der Seidelbast blühten, und ein lauer Südwind wehte ins Tgal herein, um die letzten Reste des Schnees vom Rand der Berge hinwegzuleden. Morgen sollte die Hochzeit Adelinens — in bescheidener Stille — hier auf dem Edelhof gefeiert werden. Den Bräutigam, der heute Abend mit seinen Verwandten eintreffen wollte, mit einem Strauße selbstgepflückter Blumen zu überraschen, erstieg Adeline einen Hügel, wo am Rand eines Rinnsals die Schneeglöckchen besonders früh und reichlich zu blühen pflegten.

Auch den armen Joseph hatte der blaue Himmel und die laue Frühlingsluft heute einmal aus dem Hause gelockt. Er wußte, daß morgen ihr Hochzeitstag sei; in der dumpfen Stube ward ihm so schwül, so eng. Er schwankte die Anhöhe hinab, nicht nach Eschenthal; dort hatte er nichts zu suchen; fortwärts nach einem Hain junger Buchen und Erlen lenkte er seine Schritte. Da tönte plötzlich hinter ihm eine sanfte Stimme. „Joseph!" rief es mit freundlichem Ton. Er wandte sich; er zitterte vor Schrecken und wollte fliehen. „Joseph!" rief sie noch einmal, „wie geht es Eurer Mutter?" — Vor Freuden, sie so freundlich reden zu hören, hätte er jauchzen mögen. — „Sie hat mir verziehen!" so jauchzte es in seinem Herzen aber schnell sich fassend, und sich wohl bittend, sie nicht durch einen neuen Fehler zu erzürnen, stand er still und steif, wie eine Schildwache, die das Gewehr präsentirt, die Mütze unter dem Arm haltend, und nach einer tiefen und linkischen Verbeugung sagte er stotternd: „Gnädigstes Fräulein — haben die hohe Gewogenheit — sich nach einer armen Frau zu erkundigen — die nicht mehr lange — diese Welt —" und nun erstickte der Schmerz seine Stimme.

Adeline, über die ungewohnten Phrasen betroffen, aber durch seine Trauer wie durch sein elendes, sieches Aussehen tief gerührt, erwiderte mit milder Stimme: „Aber Joseph, was sollen diese steifen Redensarten in Eurem Munde? Sprecht doch, wie's Euch aus Herz ist! Ihr seht recht übel aus. Seid Ihr denn auch krank?"

Diese mit dem mildesten Ton innigen Mitleids gesprochenen Worte brachen das Eis um des Jünglings Brust. Mit den Worten: „Sie sind ein Engel, gnädiges Fräulein! Sie haben mir verziehen!" stürzte er sich vor ihr auf die Knie. „Was habt Ihr, Joseph?" fragte sie verwundert, „steht auf!" Er aber, der nun den heißersehnten Augenblick gekommen sah, wo er ihr das Geständniß seines Fehltritts ablegen konnte, schüttete in einem unaufhaltsamen Strome sein Herz vor ihr aus. „Ich weiß ja, daß ich, ich, an all dem Jammer Schuld bin! Ich allein! Wie einen Engel hab' ich Sie verehrt; mein ganzes Herz war Ein Dank, Eine Hingebung, ach, und da habe ich nicht bedacht die Ehrfurcht, die ich Ihnen schuldig bin; da habe ich Ihnen die Hand gedrückt, und wenn ich von Ihnen sprach, Sie das liebe Fräulein genannt, und das hat Junker Meinhard gehört und hat's Ihrem Herrn Bruder wieder gesagt und Sie beschuldigt, daß Sie's mit mir hielten."

„Welche Albernheiten traut Ihr da aus!" sagte Adeline und wandte sich halb unwillig ab. Dann aber, Mitleid fühlend mit dem Armen, setzen Worte ihr als das Produkt eines Fieberdeliriums erschienen, wandte sie sich ihm wieder zu mit der Frage: „Wer hat Euch diese Mährchen weiß gemacht?"

„O daß es Mährchen wären! Ew. Gnaden thun jetzt so, als ob es Mährchen wären, weil Ew. Gnaden gütig sind und es mir nicht nachtragen wollen. Ja, wenn es Mährchen wären, dann hätte sich Junker Karl nicht so über Junker Meinhard erzürnt, dann läge Junker Meinhard nicht erschlagen und verscharrt im Walde, und Junker Karl hätte nicht flüchtig gehen müssen."

Digitized by Google

Das war für Adeline viel Licht auf einmal. Sie zitterte, sie drohte zu Boden zu sinken. Joseph sprang auf, sie zu stützen, aber bald besann er sich, daß er ihr die Hand nicht reichen dürfe, und stammelte: „Was ist Ihnen? Soll ich Hilfe holen?“.

„Verlaßt mich, Joseph!“ sagte sie, sich rasch fassend, mit nicht unfreundlichem aber bestimmtem Tone. „Ihr habt nichts Böses verschuldet. Ein Händedruck des Dankes ist keine Unschicklichkeit und Ihr habt es nicht böse gemeint. Wenn Junker Meinhard daraus eine Verläumdung gedreht hat, so hat er es aus Haß und Rache getan, weil ich seine Bewerbung abgewiesen. Ist er gefallen, so sei Gott seiner Seele gnädig. — Verlaßt mich!“

Sie wandte sich und schritt in das Innere des Hauses. Joseph wandte sich ebenfalls, ihren Worten gehorsam, und ging seiner Hütte zu. Er fühlte sich seiner Last entledigt; das Wort der Wahrheit aus ihrem Munde hatte den Bann der Täuschung gebrochen, unter dem er so furchtbar gelitten. Hinter seiner Hütte sank er auf die Kniee und erflehte Gottes Segen über sie zu ihrer morgenden Trauung. Auch der Bann seines kranken Empfindungslebens war gebrochen; jetzt, wo er wußte, daß sie ihm nicht zürne, konnte er ruhiger an sie denken, die Sache war ins Klare gebracht, und auch sein körperliches Befinden besserte sich zusehends.

Als Adeline nach einer Stunde heimkam, hatte sie den Strauß ihrer Schneeglöckchen mit bittern Thränen benetzt. Also das war's, was ihr so ängstlich verborgen gehalten wurde, während das ganze Thal davon wußte! Ihr Bruder ein Mörder! O, warum hatte man's ihr so lange verborgen? Wollte man sie schonen? Das beseitigende Gerede Meinhards ihr nicht zu Ohren kommen lassen? Sicher, so war's; darum war ihr so ängstlich verwehrt, Josephs Mutter zu besuchen. Aber war ein so unwürdiges Gerede mehr werth, als von ihr verlacht zu werden? War es werth, daß Karl seine Hände mit Blut befleckte? Um ihretwillen war er zum Mörder geworden! Welche Qual! Welcher Kampf von Mitleid und Abscheu in ihrem Innern!

Sie erzählte ihrem Vater alles: wie sie mit Joseph zusammengetroffen und was er gerebet, und was sie davon denke, und fragte, wie es mit Meinhards Tode sich verhalte. Da sagte ihr der Vater soviel er wußte und verheimlichte nicht, was er vermuthete. Gewißheit hatte ja niemand.

Es war ein trauriger, ernster Hochzeitstag, den sie feierten — traurig, wie ein regnerischer Himmel nach einem Gewitter, aber für Adelinen nicht so schwül und düster, wie er bei völliger Ungewißheit über das Geheimniß verlaufen sein würde.

Ihre Ehe war eine glückliche. Den Frühling blieb sie in Eichenthal, dann zog sie mit ihrem Gemahl in die Stadt. Aber ein Wurm nagte doch an ihrem Gemüth. „Aus Haß und Rache hat es Meinhard gethan, weil ich seine Bewerbung zurückgewiesen,“ so hatte sie gleich im ersten Augenblick zu Joseph gesagt und hatte das Richtige getroffen. Aber nun hub sie an, einen Theil dieses Vorwurfes auf sich selbst zu laden. Sie, die sie Sanftmuth selbst war, machte sich Gedanken, ob sie nicht Meinhards Neigung wehethuende Kälte oder verletzenden Stolz oder erbitternde Härte entgegengesetzt und dadurch ihn zu solchem Hasse gereizt habe. Und indem sie diesen Gedanken nachhing, wurden dieselben zu fixen Ideen und nagten an ihrer Seelenruhe, in einer Zeit, wo man ihr die ungetrübteste Heiterkeit und den tiefsten Seelenfrieden hätte wünschen mögen, denn sie sah Mutterhoffnungen entgegen.

Der Sommer ging vorüber; Karl blieb verschollen. Adelinens Zustand gab zu keinen besondern Befürchtungen Anlaß; nur mußte sie vor jedem Schrecken ängstlich bewacht werden, denn ihre Nerven waren äußerst reizbar. Ihr Leben verstrich aber auch so ruhig und gleichmäßig, daß es keine Kunst war, sie vor Aufregungen zu bewahren. Zuweilen fuhr das junge Ehepaar nach Eschenthal hinaus, den nun völlig vereinsamten Vater zu besuchen. Diese Ausflüge thaten ihr jedesmal wohl und wirkten eher erheiternd als niederschlagend auf ihr Gemüth. Es war, als ob beim Anblick der lieblichen Heimat die fixen Ideen von ihr wichen, um einer klaren besonnenen Erinnerung an das, was zwischen Meinhard und ihr vorgefallen war, Platz zu machen.

Joseph lebte, seit Adeline den Ort verlassen hatte, still aber zufrieden. Seine Mutter war, wenige Tage nach Adelinens Hochzeit von ihren langen Leiden endlich durch einen sanften Tod erlöst worden. Er stand nun ganz allein. Sein Stückchen Ackerfeld reichte nicht hin, ihn zu ernähren, aber durch Sammeln von Morcheln und Pilzen, durch den Fang von Krammetsvögeln und dergleichen Industriezweige wußte er sich, was ihm noch weiter Noth that, zu verdienen. So durchstreifte er die Wälder nah Haine; dabei hatte er auch einen gewachten Sinn für die Natur; er liebte es, sich dann und wann einmal im Moose niederzulassen, den Vögeln zuzuhören und auch wohl selbst ein Volkslied vor sich hin zu singen.

Es war ein sonniger Octobervormittag, an welchem er auch wieder einmal in den Wald gegangen war. Am Fuße einer Felswand hatte er sich gelagert, auf einem Felsstück, das sich von derselben vor alten Zeiten einmal abgelöst hatte, und durch eine schmale Kluft von der Felswand geschieden war. Er erinnerte sich nicht, jemals früher an diese Stelle gekommen zu sein, obwohl sie nicht sehr weit von dem Fahrweg ablag, der von Walchenbrunn nach Hundstein führte. Das Plätzchen gefiel ihm aber ausnehmend wohl. Vor seinen Füßen senkte sich der mit kleinen bemoosten Felsstücken bestreute Boden steil abwärts bis zu einer zweiten senkrechten Wand, die vollends in die Tiefe ging. Dieser Umstand mochte wohl Schuld sein, daß er noch nie hierhergekommen, daß wohl auch andere Leute nicht leicht hierherkamen. Denn diese steile Halde zwischen den zwei Wänden war in der That nur von einem einzigen Punkte aus zugänglich, eben da, wo er heute heruntergeklettert war. Seitwärts heraufkommend hatte er mit raschem Aufschwung auf dem ziemlich hohen Felsstücke Platz genommen und sah nun, der Felswand fort und fort den Rücken kehrend, zwischen den Fichtenstämmen auf die Dächer von Walchenbrunn hinab, aus denen der Rauch sich in die Höhe kräuselte. Da ward ihm ganz eigen ums Herz und er begann ein Volkslied vor sich hinzumurmeln:

Zwei Buhlen hatten ein Mägdlein lieb,
Ein Mägdlein zart und weiß.
O du bitterer Weh, o du leidige Lieb',
's trug keiner davon den Preis.

Der eine mordert, vom blutigen Stahl
Getroffen ins blutige Herz.
Der andre schweift durch Berg und Thal,
Und klaget dem Wind seinen Schmerz.

Du blutiger Mann mit dem bleichen Gesicht,
Was klagst du des Mordes mich an?
Bleib drunten im Grab und quäle mich nicht,
Hab' ich's denn, hab' ich's denn —

„gethan“ wollte er singen. Aber ein Steinchen, das hinter ihm von der Felswand rollte und dann ein felstam klappendes Geräusch dicht hinter seinem Ohre schreckte ihn auf. Er drehte den Kopf herum, und — o Schauder — ein hohler Todtenschädel grinste ihm aus der Kluft entgegen. Mit einem Sprunge war er vom Felsstück unten, und wollte, von Grausen ergriffen, fliehen. Dann aber besann er sich; „das ist Meinhards Gerippe,“ sagte er laut zu sich selbst. „Von der Felswand also ist er herabgestürzt; vielleicht im Wetterflurm ausgeglitten, vielleicht von einem Blitz getroffen und hinabgestürzt. So ist Junker Karl unschuldig!“

Er kehrte jetzt noch einmal an die Stelle zurück und näherte sich der kleinen Kluft von der Seite, da wo sie am Ende des Felsstücks ausmündete. Sie war kaum eine Elle breit, ihr Boden war nicht flach, sondern stieg von der Mündung an erst sanft und dann steilrecht in die Höhe. Das Gerippe befand sich daher der Länge nach zwischen der Wand und dem Felsstück eingeklemmt in sitzender Stellung. Von der Kleidung waren kaum noch einzelne Fetzen übrig, alles übrige hatten die Raubvögel vertilgt.

Raschen Schrittes eilte Joseph nach Eschenthal und verlangte nach dem Baron. Der Kammerdiener fragte ihn unwirsch, was er da zu suchen habe, und als er sagte, daß er eine Nachricht von großer Wichtigkeit zu bringen habe, wollte er ihn erst gar nicht anmelden. Aber der Baron öffnete selbst die Thür und hieß Joseph eintreten.

„Junker Karl ist unschuldig,“ sagte Joseph strahlenden Blicks und erzählte, was er entdeckt hatte. Dem besonnenen Manne schien in diesem Thatbestande durchaus noch kein zwingender Beweis für seines Sohnes Unschuld zu liegen. Denn wenn auch auf der steil abschüssigen Stelle, wie Joseph dieselbe beschrieb, ein Zweikampf schwerlich stattgefunden hatte, so lag doch der Gedanke desto näher, daß Karl den Leichnam in diese Kluft gestürzt haben mochte, um seine That zu verbergen.

Digitized by Google

Der Baron wollte die Gewißheit haben, die ihm nur der eigne Augenschein gewähren konnte, Er nahm seinen Stock, winkte Gottfried und ging, von niemandem als ihm und Joseph begleitet, dem Walde zu.

Er hatte erst wenige Minuten den Edelhof verlassen, als ein wohlbekannter Wagen anrollte. Es war Adeline mit ihrem Gemahl; sie hatte diesen herrlichen Octobertag benützen wollen, den Vater noch einmal zu besuchen, ehe der Eintritt der rauheren Jahreszeit ihr dies auf lange hinaus unmöglich machte. Da sie hörte, ihr Vater sei eben spazieren, dem Walde zugegangen, so beschloß sie, sogleich, auf den Arm ihres Gemals gestützt, demselben nachzugehen. Sie sah ihn von weitem, wie er eben in den Wald hineintrat und folgte seinem Pfade.

Der Baron war inzwischen zur Stelle gelangt und betrachtete mit höchster Aufmerksamkeit das Gerippe. Die rechte Hand mit dem rechten Arm lag unter den Rippen und Rückenwirbeln und der Degen lehnte noch zwischen den Fingerknochen. „Der, dem diese Gebeine angehören," sprach er nach einer Pause, „ist nicht hier herabgestürzt worden. Die Felswand ist ihre fünfzehn Schuh hoch und völlig senkrecht. Ein gewaltsamer Stoß würde ihn über das vorliegende Felsstück hinausgeschleudert haben."

„Er ist auch nicht hinabgeglitten," fuhr er nach einer Weile fort. „Hätte er sich oberhalb der Felswand in senkrechter Stellung befunden, so müßte er, wenn nicht die Schenkel, so doch den Degen zerbrochen haben; es sei denn, daß er letzteren in die Höhe hielt, in welchem Falle derselbe aber nicht unter seinem Rücken und seinen Beinen liegen könnte, wie wir es hier vor uns sehen."

„Er ist auch nicht hierhergetragen und mit Absicht hierhergelegt worden. Denn wer dies gethan hätte, der würde den Kopf sorgfältiger verborgen haben, der jetzt noch das Felsstück um einige Zolle überragt. Es bleibt nur eine Möglichkeit. Der Verstorbene muß oberhalb der Felswand, auf der Hochfläche, eine tödtliche oder wenigstens schwere Verwundung empfangen haben, und dann, sei es vor Durst oder aus instinktivem Drang, um aus der Einsamkeit wegzukommen und Hilfe zu suchen, in halber Bewußtlosigkeit sich kriechend seitwärts bewegt haben, und so den Abgrund herabgeritt sein. — Laßt uns sehen, ob wir keine Spur einer Verwundung an ihm entdecken."

Und wirklich zeigte sich in einer der Rippen dem Rückgrat nahe, an der innern Seite der Brusthöhle, die abgebrochene Spitze eines Degens, die fest in der Rippe saß. Der Stich war von vorn in die Brust gedrungen.

Die Spitze seines eignen Degens war unversehrt. Er hatte sich nicht selbst getödtet.

Die drei Menschen waren so in ihren Untersuchungen vertieft, daß sie Adelinen nicht bemerkten, die, dem Geräusch der Stimmen folgend, mit ihrem Gemahl diese Halte erstiegen hatte und ungierig — in der Meinung, ihr Vater habe etwa einen Fuchsbau entdeckt — sich näherte. Das Felsstück versperrte ihr fürerst den Anblick des in der Kluft liegenden Gerippes.

Auf einen Wink des Barons suchte Gottfried den Degen des Ermordeten vorsichtig unter ihm vorzuziehen. Er hatte eben, auf eine Kante des Felsstückes tretend und sich überbeugend, den Brustkasten des Gerippes mit dem einen Arm umfaßt und, ihn sanft hebend und mit der andern Hand den Degen ergreifend, sprach er: „Es ist Meinhard. Hier ist sein Wappen am Griff" — als Adeline hinter dem Felsstück hervortrat. Beim plötzlichen Anblick des Todtengerippes stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus und sank unter Zuckungen zu Boden.

Eine Mutterhoffnung ging unter; nach wenigen Tagen schloß sich über Adelinen die Gruft.

Jeden Morgen fand man einen frischen Moroskranz auf der Urne, welche die Gruft zierte. Niemand wußte, wer die Kränze hierher hänge. Eines Morgens aber, nach einer kalten Novembernacht voll Schneesturms, fand man auch den Jüngling, der die Kränze geflochten. Sein Lieber, so erfuhr man, war in den letzten Wochen mit Heftigkeit zurückgekehrt. Und doch war er jede Nacht den Berg herab hierhergeschlichen bis plötzlich ihn der Todesengel küßte. Sein Haupt schlief an die Urne gelehnt. Gottfried war außer sich. „Will er sie auch im Grabe noch beschimpfen?"

„Wer wem?" fragte der Baron und ließ mit Kaltenbergs Bewilligung dem armen Joseph seine letzte Ruhestätte an der Seite der herrschaftlichen Familiengruft bestellen.

3. Der Entronnene.

Auf der Landstraße, die von Hagenau nach Straßburg führt, schritt gegen Ende August des Jahres 1684 ein junger Mensch von edler Haltung und einnehmender Gesichtsbildung dahin. Er mochte etwa neunzehn Jahre zählen; seine Kleidung war, ein Paar feine Schlichpelzen ausgenommen, äußerst einfach. Er trug ein braunes Wamms von ziemlich grobem Tuche, das Lockenhaupt bedeckte ein Hut, der vermöge der breiten Krämpe und des konisch verjüngten Cylinders die Form eines spanischen Hutes hatte, jedoch des Federschmuckes entbehrte; einen abgetragenen schwarzen Radmantel hatte der junge Wanderer der glühenden Hitze halber über den Arme hängen. Die schattenlose Straße führte an einem kleinen Hügel vorbei, an dessen Fuße ein gemauerter Quell mit einigen steinernen Bänken, von zwei Platanen beschattet, den Wanderer zur Ruhe einlud. Gequält von Durst und Hitze, sank der Jüngling auf eine dieser Bänke nieder.

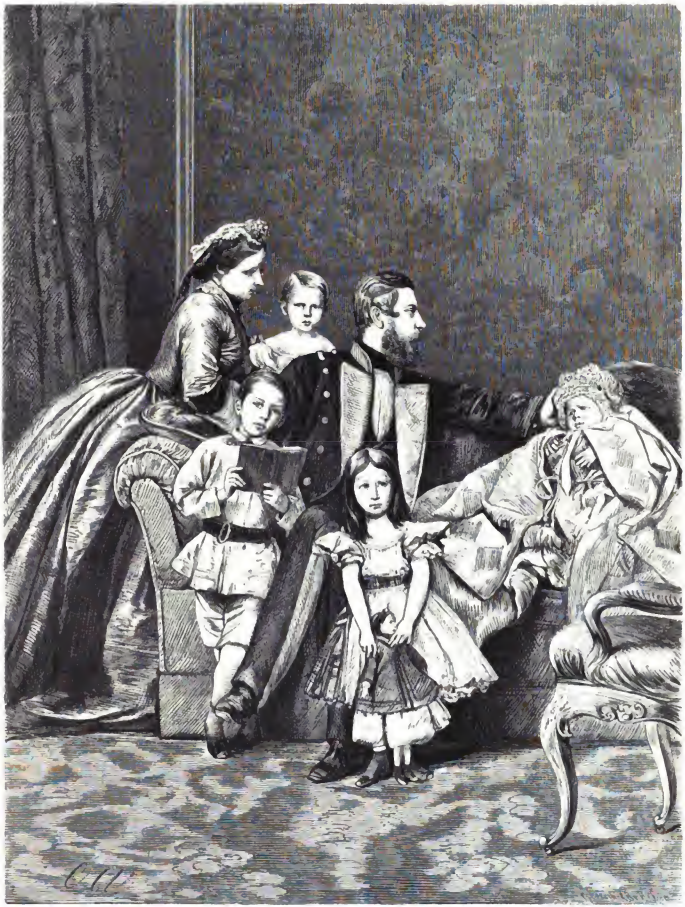
„Ich bin nun frei," seufzte er vor sich hin, „seit gestern frei, ein freiwillig Verbannter", — und dabei blickte er nach den Schwarzwaldhöhen hinüber, die fern im Osten grau und duftig aus der Ebene emportauchten. „O wahrlich, Verbannung — eine harte Strafe! Ein Tod mitten im Leben! Aber ein neues Leben fängt nun an, ein Leben in Dürftigkeit und harter Arbeit, aber, will's Gott, in Unbescholtenheit des Gewissens. Ob ich meinem Vater Nachricht geben soll, daß ich lebe? Er wird sich um den Verlorenen abhärmen. — Nein, er wird den Mörder verabscheuen. Ich habe das Recht verscherzt, ihn Vater zu nennen. Nein, für all meine frühern Verhältnisse bin ich todt. Wenn ich ihm schriebe, wer weiß, die Klatterliebe würde den Absch eu überwinden; er würde nach mir suchen, mir ein Asyl — Gott weiß wie! — bereiten. Mit dem Zweikampf nehmen sie's ja nicht so genau. Ich würde vielleicht begnadigt werden. Nein! nein! Meine Strafe will ich tragen. Todt meinem Vaterlande, todt meinem Geschlecht, meinem Namen, meinem Erbe!"

Er versank in tiefes Sinnen, aus welchem die Hufschläge eines Rosses ihn weckten. Er blickte die Straße hinaus, und sah in der Richtung von Hagenau der einen stattlichen Reiter sich nähern. Es mußte ein vornehmer Mann, ein Cavalier sein. Seine Kleidung war kostbar. Ein Gewand von dunkelbraunem Sammt, eine Halskrause von feinen Brüsseler Spitzen, ein leichter schwarzer Mantel, ebenfalls von Sammt, ein Barett mit schwarzen Federn, eine gepnderte Allongeperücke und an der Seite ein zierlicher Degen mit goldenem Griff. Der Rappe, den er ritt, wurde von einem Knaben geführt — oder von einem Jüngling. War's ein Jockey? War's ein Page? — Ja doch! und was für ein Page! Von der Hitze gepeinigt, führte derselbe das Roß dem Brunnen zu, und ward nun erst jetzt, wie er sich mit dem Roß der Baumgruppe zuwendete, Karln ganz sichtbar. Gebeudet von seiner Schönheit, starrte Karl den Jüngling an; dieser aber, als er den im Schatten sitzenden Menschen bemerkte, machte Miene, das Pferd wieder der Landstraße zuzulenken; doch ein Wink des Reiters bedeutete ihm, bei seinem ersten Verhaben zu bleiben. Karl erhob sich unwillkürlich und nahm ehrfurchtsvoll den Hut ab, konnte jedoch nicht umhin, fort und fort den Pagen anzuschauen, der, mit seiner grünseidenen goldgestickten Jacke, seinen schneeweißen Beinkleidern, den gelben Halbstiefeln, dem grünen Barett mit wallenden hochrothen Federn, beschäftigt war, dem Roß den Zaun abzunehmen und dasselbe aus dem Bassin des lanfenden Brunnens trinken zu lassen. Wie ein Adonis war der Jüngling anzuschauen, die Schulter von blonden Locken umwallt, die zarten Wangen vom sanftesten Roth angehaucht; die feingeschnittenen Rosenlippen lächelten dem Pferde freundlich zu, und eine schneeweiße Hand streichelte demselben den Hals; dann schlug er schüchtern das hellbraune Auge zu dem Herrn, wie um Schutz flehend, empor, als ob der Blick des Fremdlings, der noch immer unverwandt auf ihn gerichtet war, ihn ängstigte.

„Assoyez-vous!" sagte der Herr zu Karl, und dieser, der jetzt erst der Unbescheidenheit seines Benehmens inne ward, geherchte und saß, abgewendeten Hauptes und nur verstehlen einen Blick nach dem Pagen werfend, im Schatten. Das Roß war rasch wieder gezämmt und die beiden setzten ihren Weg nach Straßburg fort. Karl blieb noch einige Augenblicke ruhen; dann zog es ihn unwiderstehlich dem Jüngling nach; er folgte, so schnell er konnte, dem Reiter, welcher zwar nur Schritt, aber einen raschen Schritt ritt, dieser aber sah sich mehrmals, und wie es schien, mit Aengstlichkeit, nach dem seltsamen Fremden um.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Die Kronprinzliche Familie von Preußen.
Originalzeichnung von O. Winterwalter.

Digitized by Google

Der Preußische Hof.

(Mit Abbildung.)

Während im vorigen Jahrhunderte alle Höfe von dem Versailler an bis zu dem des kleinsten, deutschen Reichsfürstlandes herab eine Pracht, Ueppigkeit und Verschwendung entfalteten, welche den Ruin der Länder zur Folge hatten, machte der Preußische durch eine fast bis zur Nüchternheit gehende Einfachheit und Schmucklosigkeit eine ruhmvolle Ausnahme. Selbst die bekannte Prachtliebe des Kurfürsten Friedrich III, der sich 1701 in Königsberg als erster König in Preußen die Krone aufsetzte, war mehr ein Werk wohlberechnender Politik als eine eitle Neigung. Wenn dieser erste König auch nicht die Einfachheit so weit trieb, wie sein Sohn Friedrich Wilhelm I, der Vater Friedrichs des Großen, der eher die von seinem Vater begonnenen kostbaren Marmorarbeiten in der Bildergallerie des Berliner Schlosses mit Gips überziehen ließ, als daß er sie vollendet hätte, so war sein Leben, einige Haupt- und Staatsaktionen abgerechnet, doch häuslicher als das aller andern Fürsten seiner Zeit. Dann folgte der königliche Junggesellenhof Friedrichs des Großen, der sich fürchtete, wie er an seinen Kämmerer Freiherrdorff schreibt, „eine lüderliche Reputation" zu machen, weil bei einer Galatafel für Kirchen außer der Jahreszeit mehr ausgegeben worden war, als gewöhnlich. Der große König brauchte keine Kammerherren und Ceremonienmeister, diesen Dienst versahen seine Commandeure und Generale und seine glänzendsten Festlichkeiten waren diejenigen, welche seine Unterthanen feiern konnten, ohne daß er es nöthig gefunden hätte, für den Wohlstand seines Landes, eine so prunkende Redensart, wie jener französische König vom „Huhn im Topfe", zu gebrauchen. Eine Ausnahme von der einfachen Sitte seiner Vorfahren machte an seinem Hofe Friedrich Wilhelm II. Sein Sohn Friedrich Wilhelm III machte indeß diese kurze Ausschreitung tausendfach wieder gut durch die schlichteste, reinste und glücklichste Häuslichkeit, so daß seine Hofhaltung eigentlich nur ein großer, reicher Privathaushalt zu nennen war. Prächtiger und großartiger gestaltete sich der Hof unter Friedrich Wilhelm IV; die blühende Phantasie, der reiche Geist, der hohe Schwung dieses Herrschers liebten die königliche Person mit dem Glanze geistiger und materieller Macht zu umgeben, so daß wir in seinem Hofe eine Erneuerung des glänzenden Hofstreises Friedrichs I und des geistreichen Friedrichs II erblicken. Immer aber, von dem Einzuge der Hohenzollern in die Mark an war der Grundcharakter des Preußischen Hofes durch und durch deutsch, eine Pflanzstätte edler Sitte und häuslicher Tugenden. Unter Friedrich Wilhelm I., der die Uniform nie ablegte, gesellte sich dazu ein militärisches Element, und beides wirkte zusammen, so daß man in dem Schlosse der Preußischen Könige nur selten jenen prunkenden Schaustellungen begegnete, in deren Erfindung die zweite Hälfte des siebzehnten und die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine so üppige Phantasie zeigten, und gar niemals jenem furchtbaren Ceremoniel, welches die Herzen verknöchert und den Fürsten von seinem Volke in eine Unnahbarkeit entrückt. Die militärische Derbheit und Geradheit paßte nicht zu den Observanzen der spanischen Etikette, in deren eisernen Fesseln alle Höfe damaliger Zeit lagen, und der Preußische Adel — zu seiner Ehre müssen wir es bekennen — hat dazu von jeher auch wenig Neigung und Geschick gezeigt.

Ein Hof wird immer den Charakter seines Hauptes tragen; demnach ist der jetzige Preußische Hof ein vorzugsweise militärischer. Am besten hat die Königin Luise, die Mutter, den Charakter ihres Sohnes erkannt, wenn sie an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg, schreibt: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm."

Bei König Friedrich Wilhelm IV war der Geist das vorherrschende Element, bei König Wilhelm ist es der Charakter. In dem Könige ist auch kein Atom von falschem oder verstelltem Wesen; er ist ganz nach der Art seiner Vorfahren zu stehen, nach außen etwas anderes, als was er innerlich denkt und empfindet, zu zeigen. Das ist seine echt deutsche Natur und schon als junger Mann schrieb er, bei Gelegenheit irgend einer politischen Constellation, die denkwürdigen Worte: „Ich halte es mit denen, welche wahr und offen zu Werke gehen und an eingegangenen öffentlichen Verpflichtungen halten, also mit denen, die Treue und Glauben verdienen." Alle seine Aeußerungen, wie sie auch von den verschiedenen Parteien aufgenommen werden mögen, sind klar, fest und bestimmt. Aber auch auf der anderen Seite durchbricht der gesunde und gerade Sinn des Königs alle künstliche Umhüllung, die man einer Sache etwa zu geben bemüht wäre, mit der Frage: „Kurz und gut — wie ist es? Ich will die Wahrheit wissen."

Eine alte Wahrheit ist es, daß Soldaten und Diplomaten nie in gutem Einvernehmen gestanden haben. Dem soldatischen Charakter widerstehen die gekrümmten Wege, auf denen die Diplomatie sich zu bewegen ist gezwungen sein mag, dem diplomatischen die derbe Art und Lust des Soldaten, mit dem Schwerte zu durchhauen, was seine Kombinationen mühsam zu Wege gebracht haben. So mag es kommen, daß auch dem Könige der diplomatische Charakter wenig sympathisch ist. Das drückt sich in seiner Umgebung aus, die nur aus Officieren besteht, aus gewandten, klugen und feingebildeten Leuten, in denen die Parteien des Tages, vom Feudalen bis zum Altliberalen sich schattiren. Diese militärische Färbung erklärt auch die sogar starre Consequenz, mit welcher der König an demjenigen festhält, was er für recht und als dem Besten des Landes zuträglich erkannt hat. Für sein treues und redliches Erfüllen des als recht Erkannten ist jeder Mensch Gott und der Welt verantwortlich, das Maß des Erkennens aber, des Fehlens und Irrens ist Gottes Ding. Im diesem Grundsatze ist der Charakter des Königs gezeichnet. Er faßt seine Regentenpflicht mit sittlicher Strenge und mit der Unparteilichkeit eines praktisch geübten Blicks auf. Für sein Volk hat er ein Herz, wenn er auch nicht die bezwingende und fesselnde Art Friedrich Wilhelms IV besitzt, dasselbe zu zeigen. Eine gewisse militärische Abgeschlossenheit und Zurückhaltung wird einer solchen Popularität, wie sie der verstorbene König besaß, immer im Wege sein. Von seiner nächsten Umgebung und den Personen, welche mit ihm unmittelbar in Beziehung kommen, wird er wahrhaft geliebt und verehrt. Voll zarter Rücksicht gegen jeden, ist er aller Verleumdung, die an Höfen mehr als irgendwo ihre giftige Zunge regt, unzugänglich. Bei aller Entschiedenheit und Energie, mit welcher er ungerechten Ansprüchen entgegenzutreten im Stande ist, umkleidet sein Wesen eine männliche Milde, die noch durch den ruhigen, natürlichen Ton seiner klaren, sonoren Stimme erhöht wird. Dieses vornehme geschlossene Wesen im Verein mit einer Gabe liebenswürdigen gemüthlichen Scherzes ist namentlich auch die Gemüther der Frauen von großem Eindruck. Alle, die mit dem Könige je in persönliche Berührung getreten sind, schwärmen für ihn; denn gegen alle ist er auf gleiche Weise Ritter und Cavalier, mag es eine Prinzessin seines eigenen Hauses, eine im Dienste ergraute Oberhofmeisterin, mag es eine siebzehnjährige, eben zum ersten Male am Hofe präsentirte Dame oder Johanna Wagner sein. Bemerkenswerth ist seine große Mäßigkeit und die Einfachheit seiner Ansprüche an alles, was Genuß heißt. Er residirt oft mehrere Tage auf dem Babelsberg und begnügt sich mit der einfachen Kochkunst der dortigen Castellanin.

Gegenwärtig ist König Wilhelm achtundsechszig Jahre alt, aber noch ist seine hohe Figur straff und ungebeugt und die Anstrengungen und Mühen des königlichen Berufs scheinen an ihm spurlos vorüberzugehen. Und wahrhaftig, jeder neue Tag bringt deren neue und unerwartete. Schon in früher Morgenstunde werden Minister und Hofdame von seinen Befehlen überrascht und von sechs Uhr an im Winter kaum man den hohen Herrn in bequemer Uniform an dem Fenster jenes Eckzimmers des Palais unter den Linden am Pulte stehen und arbeiten sehen. Besagtes Eckzimmer ist das königliche Arbeits- und Vortragszimmer; von da aus wird Preußen regiert. Um neun Uhr nimmt der König das Frühstück gemeinschaftlich mit der Königin ein. Von seinen Gemächern führt eine Wendeltreppe zu den Gemächern gerade über den seinigen, welche die Königin bewohnt. Nach dem Frühstück beginnen die Meldungen, Vorträge und dann die Audienzen, die bis zwei, drei Uhr des Nachmittags währen.

Viele Sachen macht der König brevi manu ab, expedirt sie sogar selbst. In Sachen, die er aus dem Grunde kennt, namentlich in militärischen, folgt dem schlagfertigen Urtheil auch die schnelle Entschließung; in andern Dingen, die ihm ferner liegen, folgt diese nach reiflicher Erwägung mit den Ministern. Im Entschlusse ist König Wilhelm rascher als sein königlicher Bruder es war und bei allen Geschäften kommt ihm sein vortreffliches Gedächtniß sehr zu Statten.

Digitized by Google

Einer Spazierfahrt in die Umgebung von Berlin folgt um vier Uhr das Diner, welches aber nur eine Stunde währt, und von dem königlichen Ehepaar oft ganz allein eingenommen wird. Nach dem Diner kommen die Geschäfte von neuem an die Reihe und dauern gewöhnlich bis zur Theaterzeit. Alle Kinder Friedrich Wilhelms III haben die Vorliebe ihres Vaters für das Theater geerbt, und fast regelmäßig wohnt der König der Vorstellung im Opern- oder Schauspielhause bei. Der Thee wird, und zwar auf sehr einfache Weise, nach dem Theater in den Gemächern der Königin eingenommen. Abends sind die Herrschaften nie allein. Außer der dienstthuenden Umgebung sind Hofleute, Militärs, Fremde von Distinction, oder Gelehrte und Künstler, seltener Diplomaten zugegen. Hier ist es, wo die Königin das Scepter der Liebenswürdigkeit und des Geistes führt. Fremde, an die steife Etikette anderer Höfe gewöhnt, sprechen voll Rühmens von der edlen Freiheit und dem wahrhaften Genusse dieser Cirkel. Für die Gesellschaft hat die Königin außer ihrer Fähigkeit, französisch, englisch und italienisch wie deutsch zu sprechen, das große Talent, andere interessant zu machen, indem sie mit sicherer Fühlung einen Gegenstand aus dem Leben des anderen aufgreift, der das Wort von der Zunge löst; und wo der Mensch individuell, ist er auch interessant. Sie kann mit der einfachsten Frau vom Lande ebenso über Wirthschaft und Kindererziehung sprechen, wie mit dem Botschafter einer fremden Macht über hohe Politik, oder mit einem Künstler über Lessings Laokoon. Kein Geringerer als Goethe hat den Grund zu einer so allumfassenden Bildung gelegt und die Königin hat geistig weiter gearbeitet. Von sieben Uhr des Morgens an, wo die hohe Frau, eine ächte Enkelin Johann Friedrichs von Sachsen, nach dem Aufstehen ihre Morgenandacht verrichtet, bis Mitternacht ist die Zeit in Arbeit getheilt. Kein Augenblick wird unnütz vergeudet. Selbst wenn sie sich vorlesen läßt, ist die Hand beschäftigt, Blumen auf Marmor zu malen, eine Kunst, in welcher die Königin Meisterin ist. Oefter kommt es vor, daß sie, während der König im Theater ist, wie jede andere Hausfrau, ihre Handarbeit nimmt und zu einer der Prinzessinnen oder zur fürstlichen Familie von Radziwill fährt, um da die Zeit bis zum Thee, den sie stets selbst bereitet, zuzubringen. Wenn die Königin die Gesellschaft entlassen und sich zurückgezogen hat, beginnt die Lectüre von Zeitungen. Für dieselben und zwar aller Parteien und Länder, ist in ihrem Schlafzimmer, welches zugleich ihr Arbeitszimmer ist, ein eigener Tisch bestimmt; die Lectüre nimmt eine Zeit von ein bis zwei Stunden in Anspruch. Die Königin ist mit allem, was sich in der Politik ereignet, von der Stimmung des Landes, den Bestrebungen der Parteien auf das vollkommenste unterrichtet. Dabei findet sie immer noch Zeit, sich um Wirthschaftsfragen der königlichen Haushaltung zu bekümmern, Ateliers der Künstler, öffentliche wissenschaftliche oder wohlthätige Anstalten, Spitäler, unbekümmert um die Krankheiten, die dort herrschen, zu besuchen, und zwar begnügt sie sich nicht etwa mit einem oberflächlichen Durchgehen, ein solcher Besuch nimmt oft mehrere Stunden in Anspruch.

Die Beziehungen zwischen dem königlichen und kronprinzlichen Palais können in einer glücklichen Privatfamilie nicht herzlicher sein.

Obwohl jeder preußische Prinz geborner Militär ist und innerhalb der Monarchie öffentlich nie anders als in Uniform erscheint, so ist das soldatische Element in dem Kronprinzen nicht so vorwiegend als in seinem Vater. Schon die Erziehung beider war eine verschiedene. Der Kronprinz war für den Thron erzogen, sein königlicher Vater dagegen konnte in seiner Jugend noch nicht als Erbe desselben betrachtet werden. Der Kronprinz hat zu seiner nicht gewöhnlichen, bedeutenden natürlichen Begabung eine tüchtige wissenschaftliche Bildung bekommen, namentlich treibt er mit Vorliebe geschichtliche Studien. Ueberhaupt ist der Erbe des Preußischen Thrones darin ganz besonders glücklich begabt und prädestinirt, daß sein Interesse sich gleichmäßig über alle Zweige des staatlichen Lebens verbreitet, keiner von ihm bevorzugt und seiner vernachlässigt, nichts an ihm zur Leidenschaft wird und er doch für alles lebhaftes Interesse und eindringendes Verständniß besitzt. Zuerst kommen bei ihm die Eigenschaften einer nicht gewöhnlichen geistigen Begabung, eines edlen, offenen, festen Charakters, und den letzten Ausschlag werden stets sein guter Wille und sein herzliches Wohlwollen geben. Er hat viel gesehen, selbst geprüft und viel gelernt. Wo von einem zweiten ihn vielleicht Grundsätze und Ueberzeugung trennen, da wird sein offenes, unbefangenes und liebenswürdiges Benehmen wieder anknüpfen. Und so kann Preußen auf diese Eigenschaften, die sich auch schon im letzten Feldzuge glänzend bewährt haben, mit zuversichtlicher Hoffnung als auf eine Erfüllung blicken.

Von sehr vortheilhaftem Aeußeren ist er im Umgange offen, einfach, natürlich, voll herzlicher Liebenswürdigkeit, und — was bei einem Fürsten auch nicht verschwiegen werden darf — ein vortrefflicher Gatte. Das Familienleben des kronprinzlichen Paares erinnert in seiner Reinheit und Herzlichkeit, vielleicht auch in dem Kindersegen, an die Ehe Friedrich Wilhelms III und der Königin Luise, die ja auch in demselben Palais die Segnungen ihres Lebens genossen haben und an jenes königliche Familienglück in Windsorcastle, welches der Tod so grausam zerrissen hat. Wenn man im Sommer in den Alleen von Sanssouci lustwandelt, so kann man oft des Nachmittags zwei Mautthiere, begleitet von Hofbedienten und einer englischen und deutschen Bonne, daher kommen sehen. An jedem der Thiere hängen zu beiden Seiten mit buntem Tuch ausgeschlagene Körbe; aus diesen Körben jubeln plötzlich helle Kinderstimmen auf, denn die Kleinen sehen aus der Ferne einen Herrn mit einer einfach gekleideten Dame am Arme einherkommen, es sind die kronprinzlichen Kinder, die Papa und Mama fröhlich begrüßen.

Unser Bild zeigt den Kronprinzen im Kreise seiner Familie im Familienzimmer des kronprinzlichen Palais in Berlin. Vor dem Vater rechts steht der Erstling dieser glücklichen Ehe, Prinz Friedrich Wilhelm, der am 27. Januar sechs Jahre alt geworden und durch das in seinen Händen befindliche Buch andeutet, daß er eben die ersten Versuche in der edlen Kunst des Lesens und Schreibens macht; neben ihm, unmittelbar vor dem Vater, steht Prinzessin Charlotte, am 24. Juli fünf Jahre alt, zeigt sich auf das innigste befreundet mit ihrer Puppe, hat aber auch, wenn sie spazieren fährt, einen Sonnenschirm und kann ihn schon ebenso graziös, wie Mama, in der Hand halten. Hinter dem Vater scheint Prinz Heinrich, der in diesem Sommer drei Jahre alt wird, den elastischen Sitz des Sophas zu gymnastischen Uebungen besonders geeignet zu halten. In vollständiger Toilette, von der Hand des Vaters gehalten, präsentirt sich Prinz Siegismund, annoch ein Prinz Baby, das jüngste Kind und als solches von der Mutter selbst genährt. Die Mutter scheint der Kleine von allen ringsum auch am allerbesten zu kennen; auf die Arme des Sophas sich stützend, lächelt sie zu ihm hinüber und Prinz Baby, die kleinen Händchen von sich streckend, deutet ihr mit sehnsüchtigem Blicke an, daß er ein sehr gesundes und kräftiges Kind sei und demnächst der Mutter wieder bedürfe.

Die Kronprinzessin hat alle häuslichen Tugenden ihrer Mutter Victoria geerbt, ihren Ordnungssinn, ihre Sparsamkeit und ihr wachsames Auge auf Zucht und Sitte im Hause, vor allem aber die unbegrenzte Liebe zu den Kindern. Der erste Gang der hohen Frau am Morgen ist zu ihren Kindern. Einen großen Theil des Tages, soviel es nur ihre Stellung zuläßt, verweilt sie inmitten derselben, alle körperlichen und geistigen Regungen mit dem Auge der Liebe verfolgend. Täglich bei der Tafel, zum Dessert, wenn auch noch so viele Gäste da sind, erscheinen die Kinder. Die Kronprinzessin ist eine Hausfrau, wie sie mancher tief unter ihrer Stellung zum Muster dienen könnte. Sie versteht alles und kümmert sich um alles. Die Symbole der weiblichen Tugenden, Bibel, Harfe und Spinnrocken, können als ihre Symbole gelten. Der Spinnrocken ist es sogar thatsächlich; er steht in ihrem Salon, von einem rothseidenen Band umwickelt, und nicht etwa zum ostensiblen Schmuck, nein, die Kronprinzessin spinnt wirklich, und täglich wird ein neuer Rocken angelegt. Dabei gewinnt sie noch Zeit, sich für alle Erscheinungen der Kunst zu interessiren, ja sich selbst künstlerisch zu beschäftigen. Da sie verschmäht, etwas halb zu sein, so sind ihre Aquarelle originell gedacht und künstlerisch ausgeführt. Putz und eitler Tand sind ihrem Leben fremd, aber wenn sie zu irgend einer großen Gelegenheit als Kronprinzessin von Preußen erscheinen muß, dann erstindet sie mit Hilfe ihres künstlerischen Sinnes sich selbst eine Toilette.

Die königlichen Eltern erblicken in dem Glücke ihrer Kinder ihr eigenes und verkehren, wenn sie an einem Orte sind, mit denselben täglich. Ueberhaupt zeichnet die Preußische Königsfamilie ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit aus. Die einzelnen Mitglieder derselben verkehren sehr viel miteinander; Familiendiners, die bei den einzelnen Prinzen abwechseln, versammeln dieselben alle Sonntage; Geburtstage und Weihnachten geben Gelegenheit zu gegenseitiger Beschenkung.

Digitized by Google

Um die Familie des Königs gruppiren sich, den Preußischen Hof vervollständigend, die Familien der Brüder und die Hofhaltungen der Vettern des Königs, in erster Linie, des Prinzen Karl, des Lieblingsbruders der verstorbenen Kaiserin-Wittwe von Rußland. Seine Gemahlin ist eine Schwester der Königin; sie war wegen ihrer Schönheit berühmt und erregt noch heute durch imposante Würde die öffentliche Aufmerksamkeit. Mit Vorliebe beschäftigt sie sich mit spanischer Sprache und Literatur. Ein großes militärisches Talent reift in dem Sohne, dem Prinzen Friedrich Karl, der Zukunft entgegen. Die Lorbeeren, die sich der Prinz bereits in dem Schleswigschen Feldzuge errungen, werden nicht die einzigen seines Lebens bleiben. In seiner gedrungenen Gestalt, seinem Blicke liegt etwas Gebieterisches. Seine Begabung und sein Glück zeigen sich nicht nur in dem, was wehrt, sondern auch in dem, was nährt. Der Feldherr ist nebenbei auch ein passionirter Jäger und ein praktischer, glücklicher Landwirth. Eine der anmuthigsten und zartesten Erscheinungen des Hofes ist seine Gemahlin, eine Prinzessin von Anhalt, Materin und Musikfreundin, vom Publikum als „die schöne Friedrich Karl“ gefannt und geliebt. Die in Meudijou restdirende Tochter des Prinzen Karl, die Landgräfin Luise von Hessen, zeigt in Figur, Haltung und Zügen eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Töchtern Friedrich Wilhelms I, von denen im Berliner Schlosse so viele treffliche Bildnisse von Pesne hängen. Der dritte Bruder des Königs, Prinz Albrecht, in erster Ehe mit der reichen Niederländischen Prinzessin Marianne vermählt, lebt in morganatischer Ehe mit der Gräfin von Hohenau zumeist auf seiner wunderreichen Besitzung bei Dresden. Seine beiden Kinder Prinz Albrecht (Sohn) und Prinzessin Alexandrine wurden unmittelbar unter den Augen Friedrich Wilhelms IV. und seiner Gemahlin erzogen. Prinz Albrecht (Sohn) ist ein leidenschaftlicher Musiker, ein großer Verehrer Sebastian Bachs.

Von den Vettern des Königs lebt Prinz Alexander den größten Theil des Jahres in der französischen Schweiz. Sein Bruder Georg und Prinz Adalbert, der preußische Admiral, morganatisch mit Frau von Barnim verheirathet, sind von allen Prinzen diejenigen, welche auch außerhalb des Hofes geselligen Verkehr unterhalten.

Fern von dem Gerüsche der Welt, zurückgezogen in die Einsamkeit ihres Wittwenschmerzes, lebt im Sommer auf Schloß Sanssouci, im Winter in Charlottenburg, die Königin-Wittwe Elisabeth. Ihr Verkehr mit der Welt erstreckt sich nur auf den Umgang mit der königlichen Familie und einige wenige Personen, die ihrem Gemahle einst lieb und werth waren. Der Erinnerung des Heimgegangenen ist ihr ganzes Leben und Denken geweiht. Täglich um dieselbe Morgenstunde, wie zu seinen Lebzeiten, erscheint sie in dem Arbeits- und Sterbezimmer des Königs. Da sind seine Bücher, sein Schreibtisch, die Gegenstände, die er in Gebrauch gehabt — überall begegnet sie den noch frischen Spuren seines Daseins, aber sein lebendiger Geist ist dahin und verwelkte Kränze und Palmen decken die Stellen, wo er gewaltet hat.

G. H—n.

Das Naturwunder des Regens.

Von Dr. Böhner.

„Wer ist des Regens Vater? Wer hat die Tropfen des Thaues gezeugt?“ fragt Hiob. „Wie entsteht der Regen?“ fragt die heutige Wissenschaft. „Wie entfaltet er seine Segenskräfte?“ — Es klingt fast wie ein Märchen, wenn man die Geschichte des Regens erzählt.

Eine unsichtbare Hand schöpft alljährlich mehr als zehn Billionen Centner Wasser aus dem Meere und führt diese Massen ohne Schläuche und Fässer, auf Wagen ohne Räder, ohne Rosse, ohne Dampfmaschine, tausend Meilen weit durch die Lüfte, um das Wasser allmählich aus der Höhe hinabzuträufeln, da wo es unsere Quellen speiset, wo das Saatkorn im Schooß der Erde des belebenden Tropfens harrt, um seine Fesseln zu zersprengen, vom Tode zu erstehen, das Licht zu begrüßen, sein zartes Gebilde mit der Blüthenähre und mehlreichen Körnern zu entfalten, um zahllosen Menschen und Thieren das tägliche Brot zu bereiten. Das Wasser muß die Lüfte durcheilen, um sich da herabzugießen, wo die Rebe blüht, um sich im Rebstock in Zuckersaft und dann in Wein zu verwandeln, da, wo der Obstbaum seine Blätterporen und die Saugblässchen seiner Wurzelfasern lechzend aufsperrt, als ob er wüßte, die Hilfe müsse von oben kommen, die er zu seinem Wachsthum derauf, zur Erzeugung erquickender Früchte.

Die Menge des alljährlichen Regens kann man mittels des Regenmessers berechnen. Dieser besteht in einem offenen Gefäß von bestimmtem Umfang, in welchem der fallende Regen aufgefangen und nach der senkrechten Höhe des Wasserstandes gemessen wird. Durch Aufstellung von Regenmessern in den verschiedenen Gegenden der Erde hat man ermittelt, daß die durchschnittliche alljährliche Regenmenge auf der ganzen Erde eine Höhe von $31\frac{1}{2}$ Zoll beträgt. Dies bringt durchschnittlich auf jeden Quadratfuß der Erdoberfläche etwa $1\frac{1}{2}$ Centner Regen. Die Gesammtoberfläche der Erde enthält 9,382,200 Quadratmeilen. Jeder Kubikfuß Wasser bei einer Temperatur von 4° C. wiegt 56 Pfund. Daraus kann Jedermann das Gewicht des alljährlich fallenden Regenwassers annähernd berechnen. Auch die Wassermenge, welche alljährlich durch sämmtliche Ströme der Erde ins Meer zurückgeführt wird, kann uns die ungeheure Menge des jährlichen Regens veranschaulichen. Nach Johnston fallen alljährlich gegen 1910 Kubikmeilen Regenwasser zur Erde nieder. Drei Viertel des dazu nöthigen Wasserdampfes stammt aus dem stillen und dem indischen Ocean. Zur Hebung dieser Wassermasse, welche durch die Sonnenwärme geschieht, ist eine mechanische Arbeitskraft erforderlich von 16 Billionen Pferdekräften. Hätten wir die Thatsache des Regens niemals mit eigenen Augen gesehen, könnten wir seine tausendfältigen Segenswirkungen nicht mit Händen greifen: so würden einsichtige Philosophen sich vielleicht vermessen zu sagen, es verstoße gegen alle Gesetze der Logik, daß Billionen Centner Wasser aus dem fernen Meere durch unsichtbare Mächte ohne Hebemaschiene emporgehoben, so leicht wie eine Feder durch die Lüfte über die höchsten Gebirge viele hundert Meilen weit fortgeschafft, und zum Segen unsrer Saaten verwendet werden könnten. Doch die Thatsache steht unleugbar da: „Er machet die Wolken zu seinen Wagen und geht auf den Fittigen des Windes!“ Dieses Räthsel wird durch die physikalischen Gesetze der Schöpfung aufs herrlichste gelöst — eine Lösung, welche das schlagendste Zeugniß gibt, daß der erhabenste, denkende und wollende Geist die Gesetze und Stoffe der Schöpfung durchdringt, ein Geist, welcher alle menschliche Weisheit unendlich überragt.

Man beachte den Zusammenhang der Glieder in der Erscheinungskette bei Entstehung eines Regens. Das Gesetz der Gravitation, welches das ganze Weltall durchdringt, bedingt den Umschwung unserer Erdkugel um ihre Axe und ihre verschiedenen Stellungen zur Sonne. Die wechselnde Stellung der Erde zur Sonne bringt die verschiedenen Klimate, die Tages- und Jahreszeiten, wie die abwechselnde Erwärmung und Abkühlung der Atmosphäre und der Gewässer hervor. Die Erwärmung der Gewässer bedingt sodann ihre Verdunstung und Verbreitung in der Atmosphäre; die verschiedene Temperatur der Luft aber bedingt die verschiedene spezifische Schwere der wärmern und der kältern Luftschichten. Dieses gestörte Gleichgewicht im Luftmeer in Verbindung mit dem Umschwung der Erde um ihre Axe erzeugt das merkwürdige System der Luftströmungen im Kreislaufe der Windrose; die verschiedenen Winde bewirken die Vermischung der kälteren mit den wärmern dampfhaltigen Luftmassen, durch die Abkühlung des gasförmigen Wasserdampfes in der Luft entstehen die Nebelbläschen der Wolken; durch die Winde werden endlich die Wolken von den Gegenden des Meeres, wo eine reichlichere Verdunstung des Wassers stattfindet, nach den Gegenden hingeführt, wo sie durch Abkühlung weiter verdichtet und als Regen niedergeschlagen werden. Ohne das erste Glied dieser großen Verkettung von Ursachen und Wirkungen wäre das letzte — der Regen — nicht möglich.

Das Vermögen des Wassers, zu verdampfen und sich in Gasform im Luftraum zu verbreiten, steht in einem ganz bestimmten Verhältnisse zur Erwärmung und Pressung, die es erfährt. Wird die Wärme einer Luftschicht, welche Wassergas enthält, vermindert, so zieht sich die Luft auf einen engern Raum zusammen, und das in ihr schwebende Wassergas wird vorerst in Dunstbläschen zu einer Wolke, durch weitere Abkühlung zu Wassertropfen verdichtet, die als Regen zu Boden fallen. Wenn kalte und warme Luftströme, welche Wassergas enthalten, mit einander sich mischen, so vermögen sie in ihrer Vereinigung weniger Wasserdampf zu halten, als sie bei ihrer Trennung

Digitized by Google

fassen konnten; es muß daher der Theil ihres Wassergehaltes, welcher ihren Sättigungsgrad übersteigt, als Regen niederfallen.

Man hat die Luft in dieser Beziehung einem Schwamme verglichen, der durch Pressung seinen Wassergehalt fahren läßt; allein dieser Vergleich hinkt; denn das Wasser verdunstet weit leichter im luftleeren Raume als in der Atmosphäre und hält sich mittels der Wärme ganz selbständig in gasförmigem Zustand. Das Wassergas kann durch Abkühlung auch ohne Zutritt der Luft wieder zu Wasser verdichtet werden. Da indessen die Abkühlung der Luft zugleich die Verdichtung des in ihr schwebenden Wasserdampfes bewirkt und die Menge des Wasserdampfes, welchen die Luft aufnehmen kann, von dem Grad ihrer Trockenheit und ihrer Wärme abhängt, so spricht man allerdings von einem Grad der Sättigung, der jedoch nicht von der Luft, sondern einzig von der Wärme bedingt wird. Hat z. B. eine Wolke eine Temperatur von 2° Wärme, so kann sie unter gewissen Umständen in jedem Kubikfuß ihres Raumes 3,[47] Gran Wasserdunst enthalten. Das bringt auf einen Raumgehalt von 20 Millionen Kubikfuß über 9000 Pfund Wasser. Beträgt die Wärme der Luft 12°, so vermag dieselbe in jedem Kubikfuß ihres Raumes doppelt so viel Feuchtigkeit zu halten. Wenn nun eine dampfhaltige Luftschicht einen Theil ihrer Wärme verliert, sei es durch Ausstrahlung nach dem Himmelsraume, oder durch Vermischung mit einer kälteren Luftmasse oder dadurch, daß von höheren Wolken Regen in die tiefere Wolkenschicht herabfällt, so sinkt ihre Fähigkeit, den Dampf zu behalten, auf einen niedern Grad zurück. Zwei ungleich warme Luftströme geben daher, wenn sie sich miteinander mischen, je nach dem Grad ihres Feuchtigkeitsgehaltes und ihres Wärmeunterschiedes einen Nebel oder Regenniederschlag.

Die fallenden Regentropfen werden auf ihrem Wege durch die untern dampfhaltigen Luftschichten vergrößert, indem sie auf ihrer Oberfläche immer mehr Wasserdampf niederschlagen. Bon zwei Regenmessern in der Sternwarte zu Paris, von denen der eine 3 Meter, der andere 28 Meter über der Erdoberfläche steht, gibt der untere alljährlich eine durchschnittliche Regenmenge von 56 Centimeter Höhe, der obere nur eine Höhe von 50 Centimeter. Da nun bei einer wärmeren Lufttemperatur die Wolken höher stehen und die Atmosphäre gewöhnlich dampfhaltiger ist als bei kälterer Luft, so müssen die Regentropfen im Sommer größer sein als im Winter und in den wärmeren Himmelsstrichen größer sein als in den kälteren. Am Aequator erreichen die Regentropfen zuweilen die Größe von fast einem Zoll Durchmesser, so daß sie beim Auffallen auf die bloße Haut eine schmerzhafte Empfindung bewirken. Wenn jedoch die untern Luftschichten sehr warm und von ihrem Sättigungsgrade noch weit entfernt sind, so können die in der Höhe gebildeten Wassertropfen auf ihrem Fallwege wieder in Dunst aufgelöst werden, so daß sie nicht zur Erde gelangen. Dieses geschieht jedoch bei ruhiger Luft nicht lange, weil die untern Luftschichten durch die Verdunstung des fallenden Regens bald abgekühlt und mit Wasserdampf gesättigt werden, worauf der Regen bis zur Erde gelangt.

Die Meere der heißen Zone bieten vorzugsweise die Quelle, aus welcher der Luftkreis seinen Wassergehalt empfängt. Der am Aequator aufsteigende warme Luftstrom fließt in der Höhe der Atmosphäre nach Süd und Nord, während die niedern kalten Luftströme von den Polen her nach der heißen Zone dringen, wo sie im Gürtel der Windstille einander begegnen, einander durchkreuzen, von neuem erwärmt und mit Wasserdampf erfüllt werden, um abermals emporzusteigen und ihren Kreislauf nach den Polen hin zu erneuern. Der Aequatorialstrom bringt uns von der Meeresfläche der heißen Zone eine wärmere, leichtere, feuchtere Luft; der Polarstrom dagegen bringt aus der kalten Zone eine kalte, schwerere, trockenere Luft. Da nun die Fähigkeit der Luft, den Wasserdampf in sich aufzunehmen, durch ihre Abkühlung vermindert wird, so muß die warme Luft des Aequatorialstromes, sobald sie durch Berührung und Vermischung mit der kältern Luft, die vom Pole kommt, einen Theil ihrer Wärme verlieren und in Folge dieser Abkühlung einen ebenbürtigen Theil ihrer Feuchtigkeit als Regen fallen lassen. Durch den Umschwung der Erde von West nach Ost um ihre Axe muß der Südwind des nördlichen Aequatorialstromes allmählich in Südwest und West, und der Nordwind in Nordost und Ost abgelenkt werden, weil die Luftheilchen vom Aequator her eine größere und die von den Polen eine geringere Umschwungsgeschwindigkeit mitbringen als die Punkte der Erdoberfläche haben, über welche sie hinfließen. Der Aequatorialstrom fließt aus Gegenden, welche größere Parallelkreise haben, zu Orten mit kleinern Parallelkreisen; beim Polarstrom ist es gerade umgekehrt, er fließt von kleinern zu größern Parallelkreisen. Jener muß daher in höhern Breiten dem Umschwung der Erdoberfläche ostwärts voraus eilen: dieser muß in den geringern Breiten, zu denen er gelangt, in Beziehung auf den Umschwung der Erdoberfläche zögernd zurückbleiben und daher als Nordostwind erscheinen. Der wärmere Südwestwind hat den Auftrag, den Wasserdampf der tropischen Meere über unsere Fluren zu führen, und der kühlere Nordostwind muß die Feuchtigkeit der wärmeren Luftströmungen durch Abkühlung zu Wolken und zu Regen verdichten. Beide Luftströmungen richten, indem sie einander bekämpfen, einander stauen und zu verdrängen suchen, den Willen des Allmächtigen aus, um uns den Frühregen und den Spätregen zu spenden.

Aus diesem Zusammenhang des Regens mit dem System der Luftströmungen, wird man leicht begreifen, warum für Deutschland und die Schweiz die Südwestseite die Wetterseite ist, und warum die Regenniederschläge auf der Südwestseite unserer Gebirge im Durchschnitt weit häufiger und reichlicher fallen als auf der Seite nach Nordost. Die Wälder, Gebirge, besonders die Gletscher vermehren den Regenfall, weil sie die oberen Luftschichten abkühlen. Die durchschnittliche, alljährliche Regenmenge, z. B. südlich von den Schweizeralpen in der Ebene des Po, in weiter Entfernung vom Gebirge, beträgt nur 19 bis 24 Zoll, näher am Gebirge 34 Zoll, am Fuße der Alpen 54 Zoll, in einzelnen Gegenden der Alpen sogar 80 Zoll. Heiße Ebenen dagegen ohne Pflanzenwuchs, besonders die großen Sandwüsten, die von den Sonnenstrahlen erhitzt, einen warmen, trockenen Luftstrom zum Himmel emporsenden, verhindern die Abkühlung und Verdichtung der Wolken zu Regen. Im allgemeinen gilt das Gesetz, daß die mittlere alljährliche Regenmenge vom Aequator nach den Polen hin abnimmt. Während in der Nähe des Aequators die alljährliche durchschnittliche Regenmenge auf 75 Zoll Höhe ansteigt, erhalten die Gegenden zwischen 25° und 40° nördlicher Breite nur 35 Zoll, von 40° bis 50° gleich 25 Zoll, vom 50° bis 60° nördlicher Breite durchschnittlich nur 15 Zoll Regen. Diese Regel erleidet jedoch durch die örtlichen Einflüsse, z. B. der Gebirge, der Wälder, der Meere, der Sandwüsten ꝛc. mancherlei Modificationen. Die Regenzone in der heißen Zone sind oft so massenhaft, daß das Regenwasser, welches leichter ist als das Meerwasser, kurz nach dem Regen vom Meere abgeschöpft werden kann, bevor es sich mit dem salzigen Meerwasser vermischt.

Der Ueberschuß des Wasserdampfes, der sich nicht als tropischer Regen ergießt, wird den Ländern der nördlichen und südlichen Halbkugel als ein überschwänglich reicher Segensstrom zugeführt.

Da die aufsteigenden warmen Luftströme in dem Aequatorialgürtel sich kreuzen, so daß der Luftstrom, welcher von der südlichen Halbkugel kommt, auf die nördliche übertritt und umgekehrt: so muß die nördliche Halbkugel weit mehr Regen empfangen als die südliche, weil der Regenwind jener seinen Dampfgehalt von der ungeheueren Wasserfläche der südlichen Halbkugel empfängt, während die Winde von der wasserärmeren nördlichen Erdhälfte nach der südlichen hinströmen. Merkwürdig, daß auf diese Weise eine Vertheilung der Regenmenge sich wie zufällig von selbst zu machen scheint, welche der südlichen Erdhälfte, die weniger Land hat als die nördliche, auch weniger Regen, dagegen den ausgedehnten Ländersflächen der nördlichen Halbkugel mehr Regen bringen muß. Johnston fand durch zahlreiche Beobachtungen die durchschnittliche jährliche Regenmenge für die nördliche Erdhälfte 37 Zoll, für die südliche nur 26 Zoll.

Oertlich mehrt oder vermindert sich die Regenmenge unter sonst gleichen Umständen je nach Vermehrung oder Verminderung des Pflanzenwuchses. Durch die Entwaldung großer Landstrecken in Nordamerika ist dort die Regenmenge merklich vermindert worden. Im südlichen Frankreich sind durch Abtreibung der Wälder manche Gegenden regenarm und unfruchtbar gemacht worden.

Alle bedeutenden Höhenzüge, wenn sie mit Wald oder mit Gletschern bedeckt sind, entziehen wie große Condensatoren der Atmosphäre einen Theil ihres Wassergehaltes und werden durch die Vermehrung der Regenmenge und durch die Bildung von Quellen ein Segen für ihre ganze Umgegend. Die Moosdecken des Waldbodens und überhaupt eine reiche Pflanzenkultur sangt die Feuchtigkeit der Luft ein und vertheilt das Regenwasser zur Befruchtung des Landes, während dürre Steppen und kahle Berglehnen durch die Regengüsse immermehr abgeschwemmt und für den Pflanzenwuchs untauglicher gemacht wer-

Digitized by Google

den. In dieser Beziehung kann auch der Fleiß oder die Nachlässigkeit des Menschen in Hinsicht auf die Bodenkultur die Segnungen des Regens befördern oder vermindern. „Wer da hat, dem wird gegeben und wer nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat.“ Auch die regenarmen Länder können durch den Fleiß des Menschen befruchtet werden; denn in Gottes Welt wird aller örtliche Mangel durch den Ueberfluß, der von andern Orten herströmt, reichlich ausgeglichen. Aegypten empfängt wenig Regen, wurde aber durch künstliche Bewässerung seit den ältesten Zeiten eins der fruchtbarsten Länder der Erde. Nach den Weissagungen der h. Schrift sollen einst mit dem Kulturfortschritt des Reiches Gottes auch die dürren Wüsten in paradiesische Fruchtgärten verwandelt werden. (Jesajas 35, 1. 2.) Dieses geht bereits jetzt theilweise in Erfüllung. Ueber 200 Bohrbrunnen bewässern jetzt den Sand am Rande der heißen Sahara.

Doch bleibt der Regen stets der größte Segen. Er reinigt die Luft von Wasserdampf, von Ammoniak und Kohlensäure, welche dem Athmen der Menschen schädlich werden können, und führt diese Gase dem Reiche der Pflanzen zu, welche sie zu ihrer Nahrung bedürfen. Die Segnungen des Regens sind für die ganze irdische Schöpfung unermeßlich. Ohne Regen müßten alle Quellen und Bäche und Ströme versiegen, der Nährsaft aller Pflanzen müßte vertrocknen, das Blut in Deinen Adern, das Mark Deiner Gebeine müßte verdorren. Eine Landschaft der heißen Zone vor und nach dem Regen zeigt und einen Gegensatz wie Tod und Leben. Tod herrscht überall, wo beständig das Wasser mangelt. Sobald aber die Regenströme auf die ausgedorrten Steppen fallen, wird das Dürrstende getränkt, das Lechzende erquickt, das Schwache gestärkt und das Bild des Todes wie durch einen Zauber in neue Lebensfrische umgewandelt.

So müssen alle Kräfte und Elemente der irdischen Schöpfung: Schwerkraft, Licht, Wärme, Elektricität, Wasser, Luft, Windrichtung, Berg und Thal und Meer und Pflanzenkultur auf der Erde, kurz alle Glieder in ihrer großen Haushaltung, durch ihren innigsten Wechselverkehr in einer staunenswürdigen Harmonie, als Diener die Befehle des Ewigen ausrichten, der vom Himmel herab Regen und fruchtbare Zeiten gibt.

Aus den Tagen der alten Bastille.

Von George Hiltl.

I.

Durch dicht gedrängte Volksmassen, welche am 22. April 1369 die St. Antonius-Straße zu Paris füllten, bewegte sich ein glänzender Zug. An der Spitze desselben ritt auf schnaubendem Streithengste, in voller Rüstung, nur statt des Helmes eine rothe Sammetkappe auf dem Kopfe, König Carl V von Frankreich. Als der Zug bei dem Thore St. Antoine angelangt war, empfing den König das Gewerk der Maurer von Paris und geleitete ihn zu einer ungeheuer großen Baugrube, in deren Grunde Hugo d'Aubriot Prévôt der Stadt Paris die Kelle, Mörtel und Hammer in Händen, stand und den Monarchen mit gewählter Rede begrüßte. Der König erwiderte: er komme in voller Kriegestracht, weil das Werk, welches begonnen werden solle, ein kriegerisches sei, ein Werk gegen die Feinde des Vaterlandes, deren Gewaltthaten zu verhindern eine neue Mauer um Paris gezogen werden, deren Schluß eine mächtige, wehrwahrte Veste bilden solle, eine Bastille, die den Eingang zur Stadt, das St. Antonius-Thor vertheidigen werde. Hierauf ward der Grundstein gelegt. Jubelrufe ertönten, Musik fiel schmetternd ein und unter dem Jauchzen der erregten Menge ritt der König in seine gute Stadt Paris zurück. — Der düstre, gigantische Bau stieg schnell empor; im Jahre 1383 wurde er vollendet. Ursprünglich zum Schutze des Hauptthors von Paris bestimmt, war die Burg für die Bewohner der Hauptstadt ein Gegenstand des regsten Interesses. Hugo d'Aubriot hatte die verschiedenartigsten Werke. Brücken und feste Häuser stiegen nach seinem Plane empor und er war es, der die ersten unterirdischen Canäle durch die Straßen von Paris zog. — Furchtbares Schicksal! Die grausige Bestimmung, der die Feste später anheimfiel, trat an dem Erbauer zuerst in Kraft. Hugo d'Aubriot ist der erste bekannte Staatsgefangene, den die undurchdringlichen Gewölbe der Bastille aufnahmen. Der Ketzerei angeklagt, wahrscheinlich weil seine kühnen Mauerwerke dem blöden Verstand seiner Richter als Zauberwerke erschienen, schmachtete der geistvolle Architect Jahre lang in den unterirdischen Kerkern der von ihm errichteten Veste. Seine Befreiung verdankte d'Aubriot dem Aufruhre der Maillotins, also genannt von 4000 Stück eisernen Hämmern (Maillets), welche die von einem Lumpensammler Caboche geführten Meuterer, im Stadthause zu Paris erbeuteten. Die Bastille ward zum ersten Male gestürmt und der befreite d'Aubriot mußte an die Spitze der Empörer treten. In der Nacht flüchtete er aber aus Paris und entkam glücklich nach Burgund, woselbst er in der Zurückgezogenheit seine Tage beschloß.

Wenngleich die Bastille sehr geeignet zum Aufbewahrungsorte von Staatsgefangenen erschien, so hat sie doch erweislich nicht viele Eingekerkerte während der ersten Jahre ihres Bestehens beherbergt. Sie scheint noch immer als Fortification vorzüglich gedient zu haben; die traurige Berühmtheit, ein Kerker zu sein, wie ihn die Erde nur einmal aufzuweisen hatte, erlangte sie wohl erst mit dem Beginne des fünfzehnten Jahrhundert. Die Register sind freilich nur spärlich vorhanden, das Meiste fraßen die Wuth und die Flammen, allein es steht doch ziemlich fest, daß auch d'Aubriots Entweichung erst wieder im Jahre 1475 eine Persönlichkeit von Bedeutung in den Bastillenkerkern verwahrt wurde. Es war Ludwig von Luxemburg, Comte de St. Pol, Connetable von Frankreich, angeklagt, den König Ludwig XI beleidigt zu haben. Er ward nach Beendigung seines Processes auf dem ersten Hofe der Bastille enthauptet. — Ludwig XI, ein Meister im Erfinnen von Zwangs- und Schreckmitteln für Gefangene, hat wohl zuerst die Bastille zum eigentlichen Staatsgefängnisse erhoben. Ludwig langweilte sich oft. War dies der Fall, so ließ er kleine Mäuse und Katzen durch abgerichtete Hunde zerreißen oder er sah einer schweren Operation zu. In Ermangelung solcher Unterhaltungen verfiel er denn auf absonderliche Peinigungsmittel für seine Eingekerkerten, und dieser Laune verdankt die Bastille drei schreckliche Gefängnißzimmer: Cages oder Cachots de fer genannt. Diese Zimmer waren als Käfige eingerichtet und bestanden aus Balken, die mit Eisenplatten beschlagen waren. Sie hatten eine Breite von sechs, eine Länge von acht Fuß, boten jedoch durch den fast trichterförmig gezimmerten Fußboden einen entsetzlich qualvollen Aufenthalt. Der Erfinder dieser Käfige war der Bischof von Verdun; Ludwig ließ sie außerdem in Blois, Bourges, Angers, Loches und Plessis les Tours anbringen. An letzterem Orte hielt er den Cardinal de Balluc elf Jahre lang in einem dieser Käfige gefangen.

Im Jahre 1476 wurde Jacques d'Armagnac, Herzog von Nemours, wegen Verletzung der Majestät in die Käfige der Bastille gesteckt. Noch befindet sich der vom Jahre 1477 den dreißigsten Januar datirte Brief in den Sammlungen des Archive National. Der Herzog sendet eine Bittschrift an den König, welche die Ortsbezeichnung: „Aus meinem Eisenkäfig der Bastille“ trägt. Armagnac ward ebenfalls enthauptet. Seine Kinder mußten der Execution beiwohnen. — Diese beiden Gefangenen von Rang und Namen sind deshalb besonders angeführt, weil sie die einzigen sind, über deren grauenhafte Schicksale sich Documente, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammend, erhalten haben. Erst die späteren Zeiten lassen einen vollständig geordneten Organismus in dem Geschäftsgange der Bastille erkennen, auch scheinen von fünfzig zu fünfzig Jahren die Acten sehr sorgfältig vernichtet werden zu sein. Der Krieg der Fronde, während dessen das Parlament oft genug Herr der Bastille blieb, mag zur Vernichtung vieler Documente beigetragen haben und erst 1658, wo das Gouvernement des berüchtigten Gefängnisses vom Könige bestimmt ward, wo ihm die Wahl aller Beamten überlassen wurde, trat ein regelmäßiger Geschäftsgang ein.

Das mächtige Gebäude mit seinen acht runden Thürmen bot, wenn man es von der Straße St. Antoine kommend, oder von dem Garten aus betrachtete, einen imposanten Anblick dar. Anfangs zur Beschirmung des hinter ihr liegenden Thores bestimmt, war die Bastille später in die neue Ummauerung der Stadt geschlossen worden, als man die Porte St. Antoine weiter vorrückte. Das Schloß lag auf dem rechten Ufer der Seine. Der Eintritt in dasselbe fand von der Straße St. Antoine aus Statt, da wo heute der Boulevard Bourdon sich längs des Canals St. Martin hinzieht, der ein Ueberbleibsel

Digitized by Google

jener Gräben ist, die einst die Bastille umgaben. Bei A war der Haupteingang, welcher zwischen halbhohen Mauern bis zu der ersten Pforte B und der daselbst befindlichen Zugbrücke lief. Diese Brücke überschreitend gelangte man in den ersten Hof D, von hier aus durch einen bedeckten Gang E zur zweiten Pforte nebst Zugbrücke F an das, durch zwei Wachthäuser (Corps de Garde) G. G. gesicherte Hauptthor. In dem Hofe D lag bei C das Hotel des Gouverneurs. G war ebenfalls ein Wachthaus zur Deckung der ersten Zugbrücke. Bei Oeffnung des Hauptheres trat man in den großen Hof H. Er ward durch sechs Thürme und die zwischen denselben liegenden Gebäude gebildet. Gegenüber von der Hauptpforte befand sich die mit Stufen versehene Eingangsthüre I zu dem Quergebäude, welches den großen Hof von dem kleinen (L) Hofe schied. Eine mächtige Steintreppe führte zu den Zimmern. Mitten durch das Gebäude lief ein Gang, der in den kleineren Hof mündete. Rechts von diesem Gange befand sich eine Vorhalle, woselbst die diensthabenden Beamten versammelt waren. Man nannte sie: Salle des conseils (K). Hinter dem Gange, links, dehnte sich ein größer, aber kaum aus, welcher das für Effecten, Papiere, Geld ꝛc., den Gefangenen abgenommen, bestimmte Depôt bildete. L der kleine Hof, oder sogenannte: Cour du Puits, wurde durch vier Thürme nebst den Zwischengebäuden geschlossen.

Das ganze Schloß bestand also aus den acht Thürmen, welche durch hohe, bis an die Zinnen reichende Gebäude mit einander verbunden waren. Die Namen dieser acht Thürme waren: 1) Tour du Puits, 2) tour de la liberté, 3) tour de la Bertaudière, 4) tour de la Bazinière, 5) tour du Comté, 6) tour du trésor, 7) tour de la Chapelle, 8) tour du Coin. Die Thürme standen in fast gleicher Entfernung von einander und bildeten mit ihren Zwischenbauten zwei Bierecke, von denen das des großen Hofes 120 Fuß Länge, das des kleinen 25 Fuß Länge hatte. Die Breite des ersten Hofes betrug 80 Fuß, die des zweiten 50. Im ersten sprudelte ein Brunnen. Die Pforte oder Barrière des großen Hofes durchschreitend sah man rechter Hand die Wohnungen der Officiere und Schließer sowie die einiger weniger gravirter Gefangenen. Dicht daran stießen die Thürme Comté und Trésor. Der Thurm Trésor hatte seinen Namen durch den von Heinrich IV einst daselbst verwahrten Privatschatz erhalten, den der große König für dringende Fälle zusammelte. Es war Sitte, daß jedes Mal, so oft Geld daraus entnommen wurde, die Cassterer unter Escorte und bei Trompetenschall durch die Stadt zogen, damit das Volk sähe, daß offen mit dem Gelde verfahren und dasselbe nur zu gemeinnützigen Zwecken verwendet werde. Nach dem tour du trésor gegen die Mitte des Hofes zu befand sich eine Arcade, die eine Zeitlang das Thor gebildet und in deren dicken Mauern man zwei Wohnungen eingerichtet hatte. Im Winkel des Hofes stand der tour de la Chapelle. Dieser und der tour du trésor waren die ältesten Thürme und schützten gleich nach ihrer Vollendung das Stadtthor. Die zwischen den Thürmen befindlichen Gebäude waren aus ungeheuren Quadersteinen mit zehn Fuß dicken Mauern aufgeführt und enthielten verschiedene Gefängnisse. Das Quergebäude, welches beide Höfe trennte, stammte aus der Zeit Franz I. An demselben, im Hofe, stand der tour de la liberté. Er hatte einen kleinen, zur Capelle umgestalteten Raum neben seiner Eingangspforte. Von hier aus gegen die Pforte schreitend, traf man auf den tour de la Bertandière, also genannt, weil während des Baues ein Maurer, Bertaud, von der Spitze des Thurmes bis in den Grund stürzte. Es folgte der tour de la Bazinière. Zwischen diesen beiden Thürmen befanden sich die Wohnungen des Hilfsmajors (aide de camp), des Schließmeisters (Capitain des Porte-clefs) und einiger Gehilfen. Die Schließer (Porte-clefs) selbst wohnten in dem Quergebäude. Ebendaselbst waren der jedesmalige Lieutenant der Bastille (Lieutenant du roi) im ersten Stock, der Major im zweiten, der Chirurg im dritten Stocke untergebracht. Die übrigen Räume dienten den Kranken zum Hospital. Vor dem tour de la Bazinière hatte man eine Art Loge errichtet, deren Thür durch doppelte Ketten gesperrt wurde. — Es befanden sich nun im kleinen Hofe du Puits noch zwei Thürme, man gelangte zu ihnen nur durch die Passage neben K über den kleinen Hof gehend, mußte jedoch vorher zwei schwere eiserne Thüren öffnen. Links im Hintergrunde des Hofes sah man den tour du Puits, rechts den tour du Coin. Der Name des ersten stammt von den Gruben und Ziehbrunnen her, welche ihn umgaben. Der Hof L ward nur von Gefangenen betreten. Er war das schauerlichste Prototyp eines Gefängnißhofes, wie ihn nur die düstere Phantasie des Malers oder Dichters ersinnen kann. Die geschwärzten Mauern wurden wegen der Enge des Hofes nur bis zur Hälfte von den Sonnenstrahlen erhellt, hin und wieder gewahrte man Blutflecken an den Steinen, zwei Thürme, die hoch erhoben den Himmel zu tragen schienen, die langen Seufzer der Winde, welche in diesem engen Raume fast eingesperrt, klagend durch den Hof strichen, das tiefe, melancholische Schweigen — dies alles brachte eine unnennbare Trostlosigkeit in die Seele der Gefangenen, welche hier umhergehen durften. Im ersten Hofe glaubte man sich noch auf der Welt, die Wohnungen der Officiere und Beamten ꝛc. gaben ihm eine gewisse Lebendigkeit, die Luft zog erfrischend über ihn hinweg, aber der Cour du Puits schien die Höhle einer Pyramide zu sein.

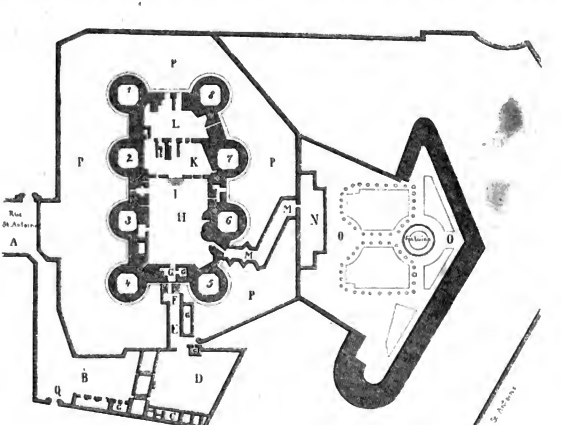
Vier der Thürme blickten nach außen gegen die Vorstadt, vier gegen Paris. Die Zinnen derselben waren sämmtlich durch eine Plattform verbunden, welche in sehr gutem Stande gehalten ward, und den Gefangenen, denen man besondere Gnade erweisen wollte, zum Spaziergang diente. Der Anblick, den diese Bevorzugten genossen, war allerdings schön. Zu ihren Füßen breitete sich die ganze, gewaltige Hauptstadt aus, sie sahen die unsangreiche Vorstadt St. Antoine, sie verfolgten den blitzenden Lauf der Seine und ließen ihre Blicke bis zur lachenden Ebne von Ivri schweifen. Wie furchtbar der Contrast, wenn nach kurzer Dauer der finstre Kerker die Unglücklichen wieder einschloß! Sämmtliche Thürme, deren Höhe vom Fuße bis zur Zinne 129 Fuß betrug, waren mit eisernen Doppelthüren versehen. Jede Thüre stand fast unmittelbar auf der hinter ihr befindlichen und sie öffneten sich nach entgegengesetzter Richtung. Bevor der Verschluß geöffnet wurde, verging fast eine halbe Stunde, die Officiere, Majore ꝛc. blieben daher sehr sparsam mit ihren Besuchen bei den Gefangenen, da die langweilige Arbeit des Schließens und Oeffnens nicht zu häufigem Nachschauen einlud. Die Dicke der Mauer betrug durchschnittlich zwölf Fuß.

Man unterschied fünf Arten von Gefängnißzimmern. Die im Gewölbe der Thürme und Zwischengebäude liegenden Kerker waren die furchtbarsten. Sie hießen „Cachota“ und dienten zum Aufenthalt von Kröten, Spinnen, namentlich aber ungeheurer Ratten, welche wegen der Nähe des Wassers und vielfachen Unraths von erstaunlicher Größe in diesen unterirrischen Löchern gefunden wurden. Den Fußboden bedeckte eine Lage von Schlamm und Schmutz, die wahrhaft mephitische Dünste erzeugte, deren Entweichen nur mittelst einer ziemlich dünnen Luftröhre bewirkt ward. Das Ameublement bestand aus einer Art eiserner Feldbettstelle, von Stäben zusammengefügt und an der Mauer befestigt, darüber waren einige Bretter festgekeilt. Den Zugang schlossen zwei sieben Zoll dicke Eisenthüren, jede mit drei schweren Riegeln und ebensovielen Schlössern versehen. Nach diesen Gewölben kommen die „Cages de fer“, welche bereits beschrieben sind. Die dritte Art waren die sogenannten „Calottes.“ Sie lagen im vierten Stocke der Thürme und galten für die lustigsten Zimmer der Bastille, hatten jedoch verschiedene Uebelstände. Sie wurden durch acht Arcaden, aus Quadersteinen erbaut, gebildet, welche sich in der Mitte oben vereinigten und so eine Art Plafond wölbten. Der einzige Raum, der zur Benutzung tauglich blieb, war also die Mitte des Gemaches, das Bett des Gefangenen füllte den Raum von einer Arcade zur andern aus. Die Entfernung zwischen dem innern und äußeren Fensterraume betrug die ganze Dicke der Mauer, also zwölf Fuß. Un- und auswendig befanden sich eiserne Gitter. Eine unerträgliche Hitze peinigte im Sommer, eine schneidende Kälte im Winter den Gefangenen, wozu noch das unausdörfliche Brausen des Windes kam, der um die Thürme strich. Die übrigen Zimmerarten bestanden aus Achteken (Octogones) von achtzehn bis zwanzig Fuß Breite und vierzehn Fuß Höhe. Alle Fenster lagen sehr hoch und konnten nur mittelst dreier Stufen benutzt werden; die im ersten Stock liegenden hatten die Aussicht auf den Graben, auch waren sie schräg in die Mauer gelegt, so daß die Gefangenen nur einen Streifen Himmel erblicken konnten, während die höher gelegenen Zimmer doch mindestens die Aussicht auf Paris oder das freie Feld gewährten. Die Heizung geschah durch vergitterte Kamine; in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts setzte man in vielen Zimmern Oefen. Beide Arten der Heizung blieben aber sehr mangelhaft, sie erfüllten nur nothdürftig ihre Zwecke und störten durch Rauch.

Zur Bewachung der in solchen Gemächern verwahrten Gefangenen war ein sehr genauer und streng gehandhabter Dienst in der

Digitized by Google

Bastille organisirt. Mit größter Bestimmtheit kann behauptet werden, daß die bei weitem geringste Anzahl der Gefangenen wirkliche Verbrecher waren, sie bestanden vielmehr größtentheils nur aus Leuten, die in irgend welchen Conflikt mit einer Persönlichkeit gerathen waren, der die Benützung der Bastille zu Gebote stand, wenn es galt sich eines mißliebigen Gegners zu entledigen. Es liegt auf der Hand, daß bei solchem Verfahren eine Menge der unlautersten Geheimnisse in den Besitz der Wächter gelangen mußten, daß aber auch, so viel als irgend möglich, die gegenseitige Mittheilung der Gefangenen zu beschränken, Nothwendigkeit ward. Letzteres konnte freilich nicht immer geschehen, denn oft theilten zwei, auch drei Unglücksgefährten ein Zimmer mit einander, aber die Soldaten sowohl als deren Vorgesetzte bis zum Gouverneur hinauf, waren Muster schweigsamer, verschlossener Beamten. Besonders lag es daran: die Anwesenheit gewisser, sehr wichtiger Gefangenen den Blicken oder eine 60 Fuß hohe Mauer einschloß, gegen welche eine Holzgallerie, mit Absätzen versehen, gebaut war. Durch diesen schwebenden Corridor, der also rund um das Schloß lief, konnte dessen ganze Umgebung nach innen und außen beherrscht und beobachtet werden. Dieser Gang hieß: Galerie des Rondes. Von dem letzten Corps de Garde führten zwei Treppen hinauf. Tag und Nacht patrouillirten hier Mannschaften, um die Gefangenen zu beobachten. Die Unterofficiere und Sergeanten machten jede Viertelstunde abwechselnd ihren Umgang. Zum Beweise der richtig vollführten Controlle mußte jeder nach Beendigung des Umganges eine numerirte und durchlöcherte Marke in eine Büchse werfen, auf deren Boden ein Zahlenweiser angebracht war. Jeden Morgen ward diese Büchse zu dem Major gebracht, in seiner und der Officiere Gegenwart geöffnet und die Anzahl der vorhandenen Marken geprüft, auch ward hier sogleich der Rapport von allem, was gesehen und gehört worden, niedergeschrieben. Um die



Plan der alten Bastille.

der Neugierde andrer minder wichtiger Sträflinge zu entziehen. In der Bastille war alles Geheimniß, alles Räthsel, man wußte nie, wie viel Unglückliche das furchtbare Gefängniß beherberge, wo sie saßen, wann sie hinausgelassen, ob sie starben oder ob sie noch in den Kerkern schmachteten. Man hatte demgemäß auch (seit 1625) die Eintheilung der Wachen, Schließer ꝛc. geordnet. Von der Straße St. Antoine die Bastille betretend, stieß man bei der ersten Zugbrücke auf vier Wachtposten. Der Gang bei F war durch zwei Posten bewacht und hinter der zweiten Zugbrücke standen bei G wieder vier Posten. Im Corps de Garde lagen außerdem stets fünfzehn Mann. Der kleine Gang in den großen Hof enthielt vier Thüren, hinter jeder derselben stand ein Soldat. Im großen Hofe selbst patrouillirten fortwährend zwei Mann, der eine schritt an der linken, der andre zur rechten Seite auf und nieder, wobei sie ihre Augen stets nach den Fenstern und Thürmen richteten. Sobald die Stunde des Mittagsmahles schlug, trat die Wache unter Gewehr. Jeder Thurmeingang ward besetzt, dasselbe war der Fall, während die Messe in der Capelle gelesen wurde.

Die Bastille umgab ein Graben von 120 Fuß Breite, (P) den Wachsamkeit der Soldaten zu erhalten, riefen die Sergeanten bei jeder Annäherung ihr: „Werda", und alle Viertelstunden zog der Posten am Ende der Gallerie eine Glocke, um zu zeigen, daß er wach sei. Ein zweites Glockenzeichen gaben die Runden, sobald ihr Umgang endete, dieses Läuten und die „Werda-Rufe" waren große Plagen für die Gefangenen, welche eigentlich nie eines ruhigen Schlafes genossen. Die Wachtstunden wurden von 11 Uhr Mittags an gerechnet, sie währten im Winter bis 9, im Sommer bis 10 Uhr. Punkt 10 Uhr Abends wurden die Brücken aufgezogen und sanken nur vor einem Befehle des Königs. Bei allen Spaziergängen der Gefangenen blieben Wachen anwesend, die genau auf Personen und Umgebung zu achten hatten. Trat ein Gefangener in den Hof oder Corridor, dessen Anwesenheit nicht bemerkt werden sollte, so zog die Schildwacht am Eingange eine Glocke. Auf dieses Zeichen mußten alle Soldaten ihre Hüte über die Gesichter ziehen und den Gefangenen rief der Posten zu: „Ins Cabinet." Unter „Cabinet" verstand man tiefe, in die Mauern geschlagene Oeffnungen von etwa 12 Fuß Länge bei 3 Fuß Breite, in diese Nischen mußten sämmtliche Gefangene sich hineindrängen bis der geheimnißvolle Leidensgenosse vorüber war. Es kam aber

Digitized by Google

oft vor, daß dessen Anwesenheit ziemlich lange währte und dennoch blieben die ins Cabinet Geschickten zuweilen halbe Stunden lang eingepfercht, ehe man ihnen den Wiederaustritt gestattete. Außerhalb der Bastille standen 4 Posten, um das zu lange Verweilen der Vorübergehenden zu verhindern, damit nicht etwa irgendwelche Zeichen an die Thürme hinaufgegeben würden. Die Besatzung bestand aus gemietheten Truppen und 100 Mann Invaliden mit zwei Hauptleuten, im ganzen: 180 Gemeine nebst 4 Tambours, 2 Hornisten und einem Lieutenant. Der Mann erhielt 15 Sous pro Tag, Uniform, Wäsche, Schuhzeug, Salz, Licht, Holz, Wohnung und Mittagessen. Kein Soldat durfte ohne Erlaubniß des Gouverneurs außerhalb der Bastille schlafen. Die Officiere beurlaubten sogar eines Urlaubs, wenn sie ein Mittagessen außerhalb des Schlosses einnehmen wollten. Um des Nachts auszubleiben, mußten sie eine Erlaubniß des Ministers von der Bastille zeigte sich ein zweites Bastion, dem mit Garten verzierten bei O vollkommen ähnlich, es deckte das Thor St. Antoine.

Die Leitung der inneren Angelegenheiten der Bastille war dem Gouverneur übertragen. Seine Untergebenen waren: der Major, der Hilfsmajor; mit ihm auf fast gleicher Stufe in allen Dingen der ausübenden Gewalt stand der Lieutenant der Bastille. Er durfte Einwendungen machen und konnte an den Minister besondere Berichte senden. Meist jedoch blieben Gouverneur und Lieutenant in ein Horn. Die Unterbeamten: der Schließmeister und die Thürhüter oder: Porte-clefs, waren blinde Werkzeuge. Letztere bekleideten eigentlich die wichtigsten Stellen, da sie in unmittelbare Berührung mit den Gefangenen kamen. Man wählte zu diesen Posten die rohesten, abgestumpftesten Persönlichkeiten aus, bei denen Geheimnisse selten oder nie in Gefahr geriethen. Sie reinigten die Zimmer, brachten

Die alte Bastille.

beibringen; wer sich zum Dienste in der Bastille hergab, war für das Leben zum größten Theil verloren, denn selbst die, wegen körperlicher Schwäche untauglich Gewordenen, standen zeitlebens unter strenger Aufsicht. Sämmtliche Posten hatten scharf geladen und ein großer Vorrath von Munition befand sich stets in der Bastille. Auf der Plattform waren 13 Geschütze aufgepflanzt, sie hatten die Form von Feldschlangen und dienten mehr zur Abfeuerung von Salutschüssen bei festlichen Gelegenheiten, als zur Vertheidigung; indessen standen nicht weit vom Eingange zum großen Hofe, in einer Art Casematte, zwei Schiffsgeschütze mit allem, zum Feuern Nöthigen versehen, auch von den Gewölben bei K aus konnte der Hof bestrichen werden, zu welchem Zwecke immer einige Geschütze nebst Kartätschbüchsen vorhanden waren, außerdem hing die Bastille durch den Gang Q mit dem Arsenal zusammen.

Das Bastion O war ein unabhängiger Theil. Früher war hier der alte Boulevard durchgezogen, man hatte das Bastion durch einen Weg M, der zwischen den Thürmen Comté und Trésor begann, mit dem Schlosse verbunden und einen Garten angelegt, zu dem eine Treppe N. führte. Bevorzugte Gefangene durften sich hier ergehen. Links

den Gefangenen das Essen und bedienten sie in Krankheitsfällen, waren natürlicher Weise die Spione des Gouverneurs und zugleich die Bollstrecker der etwaigen Gewaltmaßregeln. Ihr Name kam von dem ungeheuren Schlüsselbunde her, welchen sie am Gürtel tragen mußten. Für jedes Zimmer hatten sie fünf Schlüssel. Der Vorrath von Schlüsseln der Bastille war ein großartiger, sie hatten ihren Platz in einem umfangreichen Schranke, der in des Majors Wohnung stand. Für sämmtliche Gefängnisse der Bastille versahen stets nur 4 Porteclefs den Dienst, da man ihre Zahl aus nahe liegenden Gründen einzuschränken suchte. Die Stellung des Gouverneurs war eine außerordentlich bevorzugte. Neben seinem großen Gehalte bezog er durchschnittlich noch ein Einkommen von 40,000 Livres, welche aus dem Profite, den er bei Verköstigung, Kleidung, Wäsche ꝛc. der Gefangenen zu ziehen verstand, ihm zuflossen. Die Küche stand ganz unter seiner Aufsicht, sein Koch versorgte die Gefangenen. Von jeder Lieferung zog der Gouverneur Nutzen. Das Gehalt des Lieutenants erreichte unter Ludwig XIV die Höhe von 50,000 Livres jährlich. Der Major bezog 4000 Livres, der Hilfsmajor 1500 als Jahresgehalt. Ein Chirurg war mit 1200 Livres angestellt, die Schließer

Digitized by Google

mit 600 Livres. Mußten sie bei den Gefangenen schlafen, so warf man ihnen eine Zulage von 20 Sous pr. Tag aus. Der Arzt wohnte im Louvre oder in den Tuilerien. Für die Rechtsstreitigkeiten der Gefangenen (!) bestand ein Gericht aus zwei Commissarien, welche unter des Polizeilieutenants von Paris besonderer Aufsicht gestellt waren. Zahlmeister und Rechnungsführer ist stets der Major gewesen. Er erhielt vom Generalcontrolleur nach eingereichten Belegen das Geld. Durchschnittlich beliefen sich die Kosten für die Bastille auf 160,000 Livres. jährlich, ohne selbstverständlich die Gehalte zu rechnen. — +

Vor dem Corps de Gardes bei B hält die verschlossene, von Dragonern numringte Kutsche. Der Exempt (Gefreite) schellt, die Pforte öffnet sich und vier Posten treten auf die Schwelle. Nach geschehener Meldung wird der Gouverneur gerufen. Er kommt an das Thor, prüft die lettre de cachet und heißt den Gefangenen aussteigen. Der Gefreite erhält eine Quittung über die richtige Ablieferung und macht Kehrt. Die Posten escortiren den Ankömmling bis zur Pforte bei F. Er wird hier von den Soldaten des Corps de Garde in Empfang genommen und in Begleitung des Gouverneurs über den ersten Hof in das Quergebäude zu dem Saale K geführt. Hier im Saale des Conseils wird der Gefangene untersucht. Man nimmt ihm Gelt, Kamm, Bürsten, Ringe ꝛc. kurz alles was er bei sich trägt, ab. Ueber die Sachen wird ein Protocoll aufgenommen und sie bleiben bis zur Freilassung in dem oben erwähnten Raum deponirt. Die Ordnung der Effecten geschieht nach der laufenden Nummer. Hierauf wird ihm das Eintrittsbuch vorgelegt. Sieben verschiedene Rubriken hat der Major auszufüllen: 1. Name und Stand des Gefangenen, 2. Datum und Tag der Ankunft, 3. Name der Staatssecretäre, welche seine Verhaftung befohlen, 4. Tag der Freilassung, 5. Namen der Staatssecretäre, welche dieselbe verfügt haben, 6. Ursachen der Verhaftung, 7. Beobachtungen und Bemerkungen. — Die Rubrik 6 füllte der Major nach den ihm gewordenen Mittheilungen aus, wie sie der Polizeilieutenant ihm gab. Rubrik 7 enthielt die Bemerkungen über Character, Leben, Sitte — oder auch Ende des Gefangenen. Er unterschrieb seinen Namen, das ihm bestimmte Zimmer ward bezeichnet und er sofort dahin abgeführt, drei oder vier schwere Thüren öffneten sich vor ihm, man schob ihn hinein, und mit furchtbarem Getöse schlossen sich die Pforten wieder — der Gefangene war in dem grauenvollen Kerker begraben. — Vielleicht auf ewig. — Ein schmerzlicher Schrei verhallte in den öden, matt erleuchteten Raume, niemand achtete auf ihn, höchstens ein Leidensgefährte über oder unter ihm, der das Ohr neugierig an den Boden legte, um dem neuen Jammer zu lauschen, der wenigstens eine Abwechslung in die entsetzliche Einförmigkeit des Gefängnißlebens brachte. Hatte man überhaupt im Sinne, den rechtmäßigen Gang des Gesetzes gegen den Verhafteten einzuschlagen, so fand ein Verhör durch die Commissäre statt. Die Fälle jedoch, in denen ohne alles und jedes Rechtsverfahren die der Bastille überlieferte Person lange Jahre im Kerker schmachtete, sind in wahrhaft erschreckender Anzahl vorhanden.

Anfangs erhielten die Gefangenen keine Beschäftigung; kein Buch, kein Schreibmaterial ward ihnen bewilligt. Später erwies man ihnen die Gnade, sie nicht ganz vor Langeweile verzweifeln zu lassen. Sie erhielten dann Bücher aus der Bibliothek des Arsenals. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts stiftete ein in der Bastille gestorbener Gefangener eine dem Gefängnisse zugehörige Bibliothek.

Die Speisung geschah um 11 Uhr Mittags und um 6 Uhr Abends. Der Küchenzettel drehte sich fortwährend um folgendes: Sonntags: Suppe, Rindfleisch, 4 kleine Pasteten, Braten. Montag: dasselbe, statt der Pasteten, Bohnen oder Linsen. Dienstag: dasselbe, statt des Bratens eine Wurst oder Schweinsfüße oder Coteletes. Mittwoch: statt der Pasteten eine Mehlspeise. Donnerstag: wie Montag. Freitag: einen halben Karpfen, einiges Gemüse und Eier. Sonnabend: Geflügel, Suppe. Die Zubereitung der Speisen war durchgehends schlecht — ja ungesund. Alle Zuthaten: Butter, Oel, Gewürze ꝛc., befanden sich häufig in verdorbenem Zustande, ebenso das zuweilen ekelhafte Fleisch. Der gereichte Wein war dünn, kraftlos, sauer; die Gemüse trocken, fastlos. In der möglichst geringen Zahlung bei den Einkäufen für die Bastille lag der Hauptgewinnst des Gouverneurs, wie konnten die Eingekerkerten da auf gute Kost rechnen? Allerdings gab es bevorzugte Gefangene, hohe Personen, die mit Empfehlungen oder Bestimmungen in die Bastille kamen; für sie deckte man den Tisch mit guten Speisen. 50, 30, 20, 10, 5, 3 Livres, so unterschieden sich die Klassen der Verköstigung in der Bastille. Diese Preise begriffen noch die Ausgaben für Wäsche und Licht in sich. Jeder Gefangene erhielt täglich 5 Scheit Holz zur Feuerung und heizte sich selbst ein, auch das Bett machten sie selbst, wenn sie nicht einem hohen Stande angehörten. — Es währte eine geraume Zeit, bevor die Gefangenen im Hofe, auf der Plattform promeniren oder die Messe besuchen durften. Wurde ihnen letzteres gestattet, so mußten sie in einer der fünf Nischen der Kapelle Platz nehmen. Jeder saß allein, ohne von dem andern gesehen zu werden oder ihn zu sehen. Diese Nischen waren vergittert und mit einem Vorhange versehen, den man beim Sanctus hinwegzog und nach dem letzten Gebete wieder schloß. Uebrigens konnten nur immer 10 Personen der Messe beiwohnen. Das Seelsorger-Amt der Bastille versah ein Ober- und ein Unterkaplan, anßerdem ein Beichtvater.

Beschwerden — Berufungen — Klagen? diese Worte klangen lächerlich in den Mauern der Bastille. Um jedoch der Form zu genügen, hatte man einen Beschwerdeweg eröffnet. Der Gefangene konnte sich an den Polizeilieutenant wenden. — Wehe ihm, wenn seine Beschwerde irgendwelche Beachtung fand. Vollständig abgeschlossen von jeder Hilfe, ganz in die Hände seiner Peiniger gegeben, mußte er die Folgen schwer empfinden. Verschlechterung der erbärmlichen Speisen, Entziehung der wenig Minuten langen Spaziergänge, Versetzung in ein schlechtes Zimmer — endlich körperliche Züchtigung oder — das Cachot, das waren die Antworten auf Bittschriften. Wer konnte die Gewalthaber innerhalb jener finstern Mauern zur Rechenschaft ziehen? wer mochte es thun? hingen doch alle Personen, die in Beziehung zu dem furchtbaren Kerker standen wie durch unsichtbare Ketten an einander, waren doch Gewinnst oder Verlust, Geheimniß und Schweigen für alle gleich wichtig und bedeutend. So war der Strafgefangene der Bastille ein Spielwerk seiner Hüter.

Eines der grausamsten Verfahren war die Behandlung eines Krankheitsfalles. Es dauerte oft sehr lange, bis der Arzt der Bastille aufgefunden werden konnte, kam er endlich, so fand er den Leidenden häufig in den letzten Zügen liegend, wenn ein gefährliches, schnellwirkendes Uebel das Ende beschleunigte. Die Gestorbenen wurden auf dem Friedhof St. Paul beerdigt. Arzt, Major, Chirurg, Schließer und Lieutenant stellten den Todtenschein aus. Fast immer gab man in den Kirchenregistern falsche Namen der Gestorbenen an.

Beim Ausgange legte der Gouverneur dem Scheidenden ein Buch vor, in welchem eine Art von Schwurprotokoll, ein Gelöbniß, nichts von dem in der Bastille Gehörten und Gesehenen zu sprechen, enthalten war. Ferner ein Dankschema für die Befreiung; beides unterzeichnete der Freigelassene. — Die berühmtesten und merkwürdigsten Bücher der Bastille waren die „Cahiers.“ Sie wurden in einem großen, durch drei Vorlegeschlösser gesicherten Kasten bewahrt und enthielten die Lebens- d. h. Kerkergeschichte sämmtlicher, einst in der Bastille gewesenen Gefangenen.

So war das Leben und Treiben in der alten Bastille.

Bilder aus dem Seeleben.

Von Corvettencapitän **Werner**.

IV. Ein Sonnabend an Bord.

Am andern Morgen ist der Nebel verschwunden. Die Sonne entsteigt in strahlendem Glanze dem Meere und in der Ferne schimmern die weißen Kreidefelsen der englischen Südküste, die durch die Strahlenbrechung hoch über den Wasserspiegel zu schweben scheint. Der Ostwind ist eingesetzt und der „Seestern“ fliegt fast geräuschlos durch die kaum bewegten Fluten des englischen Kanals.

Der erste Officier sieht äußerst vergnügt aus und der Wiederschein dieser Stimmung spiegelt sich mit doppelter Resflexion auf dem wettergebräunten Gesichte des Bootsmanns ab. Merkwürdiger Weise erblickt man aber sonst überall nur höchst verdrießliche Mienen, nament-

Digitized by Google

lich befinden sich die Badegäste in einer höchst ungemüthlichen Unruhe und wandern wie „ewige Juden" rastlos von einem Punkte des Schiffes zum andern.

Willst Du, lieber Leser, den Grund dieses Gegensatzes wissen? Es ist heute Sonnabend und das ist für Jedermann an Bord, mit Ausnahme des ersten Officiers und des Bootsmanns, ein Schreckenstag, namentlich aber, wenn die See ruhig und das Wetter schön ist, wie heute. Die an Bord von Kriegsschiffen herrschende Reinlichkeit ist bekannt; sie ist so scrupulös, daß das Auge des Landbewohners vergeblich nach einem Schmutzflecken oder auch nur nach einem Staubhäufchen sucht, aber dafür steht das Auge eines ersten Officiers desto mehr und weil zweihundert Menschen (eine Wache) nicht ausreichen zu sechs verschiedenen Malen in der Woche, d. h. jeden Morgen vier Stunden lang, jene imaginären Flecken und Fleckchen fortzuscheuern, zu waschen, zu schaben und zu putzen, so wird auch noch der siebente Tag, der Sonnabend, zu Hilfe genommen.

Sonst hat die um vier Uhr aufkommende Wache doch noch ein Stündchen Zeit, ehe der stereotype Befehl „Deckwaschen" vom Hinterdeck erschallt. Man druselt noch ein bischen ein, träumt von der Heimat oder raucht hämlich ein Pfeifchen, der wachhabende Officier trinkt eine erwärmende Tasse Kaffee und der Kadett des Vorderdecks schlummert ungesehen und ungestört ein Weilchen in einer geschützten Ecke des Bugs, aber heute am Sonnabend ist das alles vorbei.

Da verwandelt sich das sanfte „Deckwaschen" in das barsche „Deckscheuern," da erscheinen erster Officier und Bootsmann schon um 4 Uhr gestiefelt und gespornt an Deck und verkümmern einem jeden die Annehmlichkeiten der ersten Dämmerstunde. Es gibt weder Träumen, noch Pfeife, noch Kaffee; bei Laternenschein geht die Geschichte schon los und zehn Minuten nach vier liegen zweihundert Menschen auf den Knien und scheuern mit Sand und großen viereckigen Steinen die verschiedenen Decke. Anfangs geht alles ziemlich schläfrig und im Schatten der Kanonen werden einige Kernflüche und Verwünschungen hörbar: die energischen Ermahnungen des Bootsmanns, die sich in steigender Progression nach unten fortpflanzen, bringen jedoch bald Leben in die Arbeit. Die Arme der scheuernden Matrosen fallen allmälig in Takt, ein lustiger Bursche intonirt und bald bewegen sich die Steine mit Gleichmäßigkeit nach den Tönen des berühmten Scheuerliedes, dessen jede Strophe mit dem Refrain schließt:

„Nur Muth gefaßt, bald geht's an's Land,
Dann fort zum Teufel mit Steinen und Sand."

Unter dem Batteriedeck befinden sich die Kammern der Officiere. Es gehört schon etwas dazu, durch das Kuirschen von hundert Steinen unmittelbar über seinem Kopfe nicht zu erwachen und man muß lange das Seeleben gewohnt sein, um ruhig dabei weiterzuschlafen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn auch Dr. Salomo, der noch kaum die Seekrankheit verwunden, aus seinem Schlummer dadurch aufgeschreckt wird. In Unruh, was das donnernde Geräusch bedeutet, schraubt er das über seinem Bette befindliche Decklas aus, um besser zu hören, was über ihm vorgeht. Armer Doctor! Vogel führt in der Batterie beim Scheuern die Aufsicht; er steht das Aufdrehen des Glases und hat nichts Eiligeres zu thun, als drei Eimer Wasser an die Stelle beordern zu lassen. In dem Augenblicke, als das Glas ausgeschraubt ist, strömt der salzige Inhalt der ausgegossenen Eimer durch das Loch über den Körper und in das Bett des unglücklichen Lauschers. Ein dumpfer Schrei des Entsetzens tönt von unten herauf, die Officierkammern öffnen sich eiligst, schließen sich aber ebenso schnell wieder unter dem Lachen ihrer Inhaber, als sie den triefenden und vor Frost klappernden Doctor in der Messe sehen und Vogels Stimme durch die Oeffnung des Glases herunterschallt: „Herr Doctor, machen Sie gefälligst Ihr Glas zu, hier oben wird Deck gescheuert!" Der Aermste! Nicht allein naß und eisig, sondern obendrein noch ausgelacht!

Das durch dieses Intermezzo unterbrochene Knirschen der Steine beginnt von neuem; nach dem Frühstück betheiligen sich auch die 200 Mann der andern Wache und nicht der entfernteste Winkel des ganzen Schiffes wird verschont. Ueberall Wasser, Sand, Seife, Soda, Besen, Bürsten, Schwabbern und Lappen! Der Reinigungsteufel ist in die ganze Gesellschaft gefahren, der „Seestern" schwimmt oben und unten in Wasser, nirgends ein trockner Fleck, auf dem ein Lackstiefel ungefährdet ausruhen könnte. Unbehaglichkeit in höchster Potenz — Dein Name ist: „Ein Sonnabend an Bord!"

Endlich gegen zehn Uhr, nach sechsstündiger Arbeit von 800 Händen, ist das Scheuern und Waschen beendet. Die Decke sind aufgetrocknet und um 11½ Uhr hat auch das Putzen und Schaben aufgehört. Die Badegäste schöpfen wieder Luft und Dr. Salomo, der sich von den Schrecken seines eisigen Bades erholt, erfreut sich mit seinen Gefährten der endlichen Ruhe und des schönen Wetters an Deck, des Anblickes der fremden Küste und der hunderte von Schiffen, die das Fahrwasser beleben, und gibt seinen Empfindungen in beredten Worten Ausdruck.

Auch der erste Officier freut sich, wenngleich über andere Sachen. Sein alter „Seestern" hat auf einmal seine Schneeligkeit wiedergewonnen und läßt alle Mitsegler hinter sich. Aber auch das Aussehen seines Schiffes macht ihm Freude. Nachdem er seit vier Uhr unablässig auf den Füßen gewesen, in sämmtlichen Ecken und Winkeln umhergekrochen, unzählige Male die verschiedenen Treppen auf- und abgestiegen ist und durch das häufige Auffinden unsichtbarer Schmutzflecke Officiere, Kadetten und Unterofficiere in die gehörige Sonnabendverzweiflung gebracht hat, befindet sich die Fregatte gegen Mittag endlich in bester Ordnung. Seit der Indienststellung sieht sie heute seiner Meinung nach zum ersten Male „kriegsschiffsmäßig" aus und mit Wohlgefallen ruht sein Auge auf dem schmucken Fahrzeuge, für das er allein trachtet und lebt. Schmunzeln läßt er seine Blicke über die schlanke Bemastung schweifen, deren Stengen auf der Morgenwache blank geschrapt und geölt sind — da zieht plötzlich eine Wolke über seine Stirn.

„Bootsmann!" ruft er und beginnt mit beschlennigten Schritten das Hinterdeck zu messen.

Der Bootsmann kommt eilig, legt sein Gesicht in die betreffenden Falten und fragt nach seinem Befehle.

„Weshalb ist die Großoberbramstenge nicht geschmiert?" lautet die von einem Stirnrunzeln begleitete Frage

Der Angeredete sieht nach oben und bemerkt gleichfalls das schreckliche Versehen, das den Zorn des ersten Officiers heraufbeschworen hat.

„Ich habe Heinrich Tiedemann dazu hinaufgeschickt," erwiderte er entschuldigend, „bin aber durch das Ausbringen des neuen Klüverbaums abgehalten wieder danach zu sehen."

Der Klüverbaum ist nämlich bei dem nächtlichen Uebersegeln gebrochen und muß ersetzt werden, wobei allerdings der Bootsmann viel zu thun hat. Kurzsprüng läßt daher die Entschuldigung gelten und fragt: „Wer ist Heinrich Tiedemann?" Der erste Officier kennt wohl die Leute nach den Nummern, jedoch noch nicht alle nach ihren Namen.

„Einer der neuen Jungen, Herr Capitän-Lieutenant."

„Laßt ihn kommen!"

Der Schuldige wird herbeigeholt und erscheint mit vollem Munde kauend vor dem gestrengen Vorgesetzten. Es ist derselbe, der in Gedanken den Kalender änderte und den seine Großmutter vor dem Mastenklettern warnte.

„Warum hast Du die Großoberbramstenge nicht geschmiert, wie ich Dir befohlen?" fragte ihn der Bootsmann mit dem doppelten Stirnrunzeln des ersten Officiers.

„Ich habe sie geschmiert," antwortete Heinrich dreist.

„Was Junge, Du hast sie geschmiert? Sieh doch einmal nach oben, es sitzt ja kein Körnchen Fett daran."

„Da oben bin ich auch nicht gewesen," sagte Heinrich ruhig, der mit den Augen der angegebenen Richtung folgt, „ich habe unten geschmiert."

„Wo unten?" „Im Hängemattendeck." „Im Hängemattendeck?" forschte der Bootsmann, nicht Gutes ahnend, weiter. „Ja wohl." „Wer hat Dich dorthin geschickt?" „Ein andrer Junge, den ich fragte, was die Oberbramstenge sei, da ich es nicht wußte."

Bei näherer Nachfrage stellt sich heraus, daß Heinrich, wie dies an Bord so häufig geschieht, als Neuling absichtlich irregeführt ist und statt der Oberbramstenge mit großem Eifer den frisch geschmierten Fußboden in der Kammer des Bootsmanns eingeschmiert hat.

„Ah!" ruft der letztere in komischer Wuth, „das ist zum Verzweifeln! Nun kann ich mir auch erklären, weshalb der Junge zum zweiten Male Fett verlangte, obwohl der Topf fast voll war."

Da aber Heinrichs Mienen jedoch die unschuldigste Dummheit

Digitized by Google

leuchtet, bestraft ihn Kurzspleiß, der ein Lächeln kaum unterdrücken kann, nur mit ein Paar Tagen „schwarzer Liste.“ Zugleich bedeutet ihm der Bootsmann mit einem freundschaftlichen Armdrücken, bei dem Heinrich die Augen übergehen, wo die wahre Oberbramstenge ist, die er jetzt schmieren soll.

Er bewaffnet sich daher mit einem großen blechernen Fetttopfe, halb gefüllt mit flüssiger Stengenschmiere und beginnt seine Wanderung nach oben. Heinrich ist Philosoph und stellt gern Betrachtungen an.

Bei der Mars (Mastkorb) angekommen, sieht er zwei Wege vor sich, das Soldatenloch grade zu und die Plattingwanten außen um. „Wie kann jemand nur so dumm sein,“ denkt er bei sich, „den beschwerlichen Weg außen um die Mars zu machen, wobei man fast auf dem Kopfe steht, während dies bequeme Loch geradezu führt.“

Heinrich hat freilich noch nicht zur See gefahren und der sonderbare Ehrgeiz der Matrosen, von zwei Wegen stets den gefahrvolleren Weg zu wählen, ist ihm daher unbekannt. Er schiebt seinen dicken Körper durch das Loch und zieht den mit einem Bändsel am Arme befestigten Topf nach. Er steht in der Mars. Ha! das ist doch wunderbar; in den Büchern hat er immer von einem Mastkorbe gelesen und hier ist nicht die Spur von einem Korbe, sondern nur ein glatter horizontaler Halbkreis.

„Merkwürdig, was doch die Menschen alles schreiben,“ denkt Heinrich.

„Nun, willst Du dort oben sitzen bleiben, oder soll ich nachhelfen?“ tönt es jetzt von unten herauf und stört Heinrichs Betrachtungen.

Er sieht über den Rand der Mars und erblickt auf dem Berdeck den Bootsmann, der ihm eine sehr verständliche Pantomime zuwinkt. Er verzichtet deshalb auf die versprochene Hilfe, besteigt die zweite Etage der Masten, die Stengenwanten und kommt glücklich bis an die Bramsaling, wo die dritte Verlängerung der Masten, die Bramstenge beginnt.

„Ist das eine Höhe,“ sagt Heinrich bei sich, „wenn mich meine Großmutter hier sähe!“

Diese sieht ihn allerdings nicht, dafür aber der Bootsmann und da Heinrich ihn gleichfalls erblickt, schickt er sich zur Weiterreise an. Er sieht nach oben. „Donnerl! was ist das?“ ruft er, „da fehlen ja die Treppen und ich soll hinauf.“ Was hilft es jedoch? Das bittere Muß treibt ihn gebieterisch und Heinrich versucht an den beiden Bramwanten hinaufzuklettern. Es ist keine Kleinigkeit, eine fast senkrechte Höhe von einigen zwanzig Fuß an zwei einzelnen Tauen zu erklimmen, namentlich mit einem Fetttopfe am Arme. Unzählige Male rutscht er wieder herunter und die ganze Haut der Schienbeine ist abgescheuert. Endlich ist er in der Oberbramsaling angelangt, wo er frische Kräfte sammeln kann. Noch ist er nicht am Ziele, die Oberbramstenge bleibt noch zu ersteigen und er muß jetzt zehn Fuß am kahlen Holz in die Höhe. Ein Glück ist es, daß Heinrich, der früher gern Vogelnester ausgenommen, das Baumklettern besser, als das Taueklettern versteht. Er kommt richtig beim Flaggknopfe an und beginnt seine Arbeit. Um Halt zu haben, schlingt er den linken Arm mit dem daran befestigten Topfe über das nach vorn fahrende Halttau der Stenge. Jetzt hat er geschmiert, so weit er reichen kann und will sich niederglelten lassen. O weh! er hat nicht an den Topf gedacht und vergessen, denselben über das Halttau zu heben. Nun hakt das widerspenstige Gefäß mit seinem Rande hinter dem Tau und hängt auf der einen Seite, während Heinrich sich auf der andern befindet.

Vergebens sucht er sich wieder emporzuarbeiten; die frischgeschmierte Stenge spricht allen Anstrengungen Hohn. Endlich verlassen ihn seine Kräfte und er schreit mit jämmerlicher Stimme nach Hilfe. Die Leute an Deck sehen nach oben und erheben ein lautes Gelächter beim Anblick der komischen Situation. Der wachhabende Officier schickt jedoch augenblicklich ein Paar Matrosen zur Befreiung des Jungen hinauf und es ist hohe Zeit, daß diese kommen. Kaum haben sie die Oberbramsaling erreicht, als Heinrichs letzte Kräfte schwinden. Durch seine Körperschwere reißt der Bändsel des Topfes, der Junge gleitet an der Stenge nieder und wird nur durch Hilfe der Matrosen vor dem Hinunterstürzen bewahrt.

Der Topf folgt indessen den Gesetzen der Schwere. Er stößt, sei es Malice oder Zufall, unterwegs an alle möglichen Taue, verschüttet dadurch seinen Inhalt in einem weiten Sprühregen über das weißgescheuerte Deck und stülpt sich zuletzt mit einer Präcision über den Kopf des Doctor Salomo, daß diesem Hören und Sehen vergeht. Er ist am Fallreep mit Bölting und dem Officier der Seesoldaten grade in lebhaftester Discussion begriffen und ein schlagendes Argument wird durch den Topf in seinem Munde zurückgehalten. Auch Bölting ist von unten bis oben begossen und außer sich über den Ruin seines neuen, so brillant sitzenden Rockes. Der Officier der Seesoldaten kommt mit einigen Flecken davon und befreit endlich den Doctor von seiner Blechhaube. Beide gelangen jedoch in Rücksicht auf die Vorgänge der letzten acht Tage zu der Ueberzeugung, daß das hochberühmte Seeleben weiter nichts sei, als Gefängniß mit der Aussicht todtgeschlagen zu werden oder zu ertrinken.

Heinrich Tiedemann wird mehr todt als lebendig heruntergebracht und muß sogleich zur Aber gelassen werden. Dies ist sein Glück; der erste Officier ist wüthend, der Bootsmann rasend über das gesprenkelte Aussehen des schönen Verdecks. Die Arbeit des ganzen Morgens ist vergebens gewesen. Der Bootsmann will verzweifeln, aber er bringt nur noch das „Zuviel“ hervor, das „Verzweifeln“ bleibt ihm vor Aerger in der Kehle stecken.

Kurzspleiß sprüht Blitze und hundertachtzig Schritt in der Minute geben Zeugniß von der Stimmung, die in seinem Innern tobt.

Doch halt! der Gang mäßigt sich. Es fällt ihm ein, daß die Sache auch ihre guten Seiten hat. Schon seit dem Morgen hat er darüber nachgedacht, wie er die Leute der „schwarzen Liste“ (Strafarbeiter) beschäftigen soll, während die übrige Mannschaft am Nachmittag frei hat. Jetzt ist er aus aller Noth. Die schwarze Liste muß die Flecke mit dem Messer abschaben, dann mit Thon einschmieren und zuletzt mit Sand und Steinen scheuern.

Arme schwarze Liste, wie bist Du geplagt! Welche Danaidenarbeit muß Du verrichten und welche Tantalusqualen erdulden? Und doch, welche schöne Erfindung bist Du andrerseits, welches ausgezeichnete Mittel für den ersten Officier, sein Schiff nach und nach auf den Culminationspunkt der Ordnung und Reinlichkeit zu bringen.

Wenn Morgens neun Uhr die Trommel zur Musterung erschallt, wenn die Officiere ihre Divisionen nachgesehen und dem ersten Officier darüber Meldung gemacht haben, wenn dieser die Mannschaft an Backbord auf das Hinterdeck pfeifen läßt und er das verhängnißvolle, der Besatzung wohlbekannte Taschenbuch öffnet — dann schüttelt ein heimlicher Schauder die Unglücklichen, die sich bewußt sind, ihre Jackenknöpfe nicht geputzt, auf das Deck gespuckt, ihr Hemd nicht numerirt oder ein ähnliches Verbrechen begangen zu haben, das ihre Namen unfehlbar in das Buch des ersten Officiers bringt. Die schwarze Liste harrt ihrer in unausbleiblicher Gewißheit und sie erwarten nur noch in dumpfer Resignation der Zahl der Stunden oder Tage, die über sie verhängt werden

Für den Sträflingen der schwarzen Liste gibt es weder Ruhe noch Rast. Das Erblicken eines Schmutzflecken, das Niederfallen eines Kabelgarns auf das Deck, das Blindwerden irgend einer Messingplatte genügt, um die schwarze Liste zur Arbeit zu rufen. Während die übrige Mannschaft zwei Stunden Mittagsruhe hat, bekommt die schwarze Liste nur eine halbe. Während jene um vier Uhr Nachmittags von jeder Arbeit aufscheidet, bringt für diese nur die eintretende Dunkelheit Feierabend. Ihre Arbeit ist Danaidenarbeit, weil der Rost, den sie heute von den Ankerketten schabt, sich morgen durch das Seewasser wieder ansetzt und die von ihr gereinigte Gallion in einer Stunde wieder ebenso beschmutzt ist. Sie erduldet Tantalusqualen, weil sie mit trocknem Munde zusieht, wenn die Kameraden Grog bekommen, weil sie an Bord sitzen, wenn jene an Land gehen, weil sie arbeiten muß, wenn jene feiern.

Arme schwarze Liste, wie bist Du geplagt!

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 1.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im August 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№. 46.**

Der Flüchtling.

Eine Erzählung von **Gottfried Flammberg.**

(Fortsetzung.)

„Kannst Du Dich erinnern', ihn je gesehen zu haben?" sprach der Reiter auf französisch zu dem Pagen. „Nie, mein Vater!" antwortete dieser. „Er hat so erstaunten Blickes Dich fixirt, so unverwandt sinnend Dich angeblickt," fuhr der Marquis fort, „daß ich kaum zweifle, Dein Gesicht sei ihm bekannt vorgekommen. Wie wenn es einer der Spione wäre, die uns unglücklichen Flüchtlingen auflauern, um den Preis zu gewinnen, der auf die Einfangung eines jeden Hugenotten gesetzt ist! O meine Tochter, wenn er unter der Hülle Deiner Verkleidung Dich wiedererkannt hätte!" Und wiederum blickte der Marquis de Perilles rückwärts, sah aber mit Befriedigung, daß der Fremdling, der bei solcher Hitze nicht länger gleichen Schritt mit dem Pferde halten konnte, ein beträchtliches Stück zurückgeblieben war.

„Ich sollte fast eher glauben," sagte die Tochter, „daß er selber ein Flüchtling sei, wie wir. Seine Kleidung ist aus Bestandtheilen zusammengesetzt, die nicht zu einander passen." „Dann hätte er sich seine Garderobe auf sehr unvorsichtige Weise gewählt," bemerkte der Vater. „Entweder mußte er sich vollständig als Cavalier kleiden, oder auch die Schlichhosen ablegen. Mir kommt er vor wie ein gefährlicher Abenteurer und wir wollen machen, daß er uns gänzlich aus dem Gesichte verliert."

Karl verlor sie wirklich gänzlich aus dem Gesicht und war förmlich niedergeschlagen darüber. Der Page hatte ihn bezaubert; er fühlte sein ganzes Herz zu ihm hingezogen, er kam auf den Gedanken, daß das ein Freund für ihn wäre; hatte er doch von Kindheit auf nie einen eigentlichen Freund — des Namens werth — gehabt! Aber dieser herrliche Jüngling, gewiß — der war des Freundesnamens werth; denn aus all seinen Bewegungen, Mienen und Blicken leuchtete ja innerer Adel! Wie wenn der vornehme Herr — und ein sehr vornehmer Herr war es ja offenbar — als zweiten Diener ihn selber annehmen würde! Er malte sich's aus, wie er dann mit dem Pagen in Einem Hause leben, Freundschaft, treue Freundschaft mit ihm schließen, recht wie ein Bruder ihn lieben würde. Aber leider, ihre Spur war verloren. Weit, weit waren sie voraus; und wo ritten sie hin? Wo, rechts oder links vom Wege ab, mochte das Herrenschloß liegen, das diesem Cavalier gehörte?

Die Sonne sank; kühle Abendlüfte wehten. Muntern Schrittes ging Karl vorwärts; es war dunkler Abend, als das Städtchen Brumat vor ihm lag. Er wollte, wie gewöhnlich, im Freien übernachten; aber kein Busch, kein Strauch war zu sehen, der ihm ein Obdach geboten hätte; nichts als Gemüsefelder um ihn her. Vielleicht war jenseits des Städtchens eher ein Zufluchtsort für die Nacht zu entdecken. Er schritt also zum Thore hinein, um auf der andern Seite wieder hinauszugehen. Allein er war noch keine zweihundert Schritte in die Stadt hineingegangen, als er hinter dem beleuchteten Fenster eines Gasthauses den Kopf des Cavaliers bemerkte. „Hier gilt's einen raschen Entschluß," sagte er zu sich selbst; „nimmt er mich als seinen Diener an, so ist mir geholfen, und meine Irrfahrt am Ende."

Er trat in den Flur des Gasthofs. Aber wie sollte er nach dem Herrn fragen, dessen Namen er nicht kannte? Das Glück war ihm günstiger, als er zu hoffen gewagt. Während er noch, in einen dunkeln Winkel gedrückt, auf Mittel und Wege sann, zu seinem Ziele zu kommen, öffnete sich die Thür; der Marquis trat heraus, rief den Hausknecht herbei, und richtete an ihn die Frage, ob er ihm nicht einen rat-de-cave verschaffen könnte. Der Knecht, ein ehrlicher Elsässer, kannte diesen Ausdruck nicht, der Marquis konnte sich seinerseits auf das deutsche Wort „Wachsfleck" ebenso wenig besinnen, und quälte sich nun ab, in sehr mangelhaftem Deutsch dem Menschen begreiflich zu machen, er solle gehen in eine boutique, und ihm gaussen für Gäld eine lange dünne chandelle von Wachs, zwei, drei, vier Ehle lang, aper gewunden zu eine petite corbeille. „Daß Dich's Mäusle beiß: was daas für e Ding isch, mag der Henker wisse," brummte der Hausknecht vor sich hin, aber Karl trat nun vor und sagte: „Der Herr wünscht, Sie sollen ihm in einem Laden einen Wachsstock kaufen." „Eh bien, freilich, eine Waagdegg!" sagte der Marquis, ohne den im Dunkeln stehenden Karl weiter zu beachten; dieser aber trat nunmehr vor und richtete an den Cavalier die Frage: „Wollten Ew. Gnaden mich nicht zum zweiten Diener annehmen? Ich würde Ihnen gern als Dolmetscher dienen bei diesen Leuten, die wenig französisch verstehen und einen unverständlichen deutschen Dia-

Digitized by Google

lekt sprechen." „Et vous, vous parlez?" sagte der Cavalier, und schon war Karl im Begriff, eine Probe seiner Kunst zu geben, als der Kellner, ein Licht in der Hand, aus dem Zimmer trat, dessen heller Schein auf Karl fiel. Der Marquis erkannte in ihm den abenteuerlichen, verdächtigen Fremden wieder und sagte mit mißvergnügter Miene: „Ick wil branken Dolmetsch!" Damit drehte er sich um, trat ins Zimmer zurück und schloß die Thür.

Adieu nun, Freundschaft und Bruderbund! Still und niedergeschlagen schlich Karl sich wieder auf die Straße und ging zum Straßburger Thore hinaus. Dicht vor dem Thore hatte er eine ärmliche Schenke bemerkt; dorthin wandte er seine Schritte. Er nannte sein Begehren; zwei unheimlich aussehende Menschen, die außer der Wirthin in der Stube waren, maßen ihn mit lauernden Blicken von Kopf bis zu den Füßen. Der eine trat zu ihm und bot ihm ein Glas Liqueur an. Er dankte, er trinke nie Branntwein. Diese Antwort, sowie das reine, gar nicht elsässisch klingende Deutsch, in dem sie gegeben wurde, vermehrte den Verdacht, den die beiden Menschen gefaßt hatten. Sie blinzten einander zu, und redeten nun Karl französisch an. Sie fragten ihn, ob er von Paris komme; er antwortete: nein, er komme „Dellambihr" (de l'empire) und sei „ressouln" (résolu) nach Straßburg zu gehen, wo er einen Dienst suchen wolle. Sie plauderten noch einiges mit ihm, und seine beständige Verwechslung des d und t, des b und p, überzeugte sie, daß sie es mit einer bête allemande und nicht, wie sie vermuthet hatten, mit einem flüchtigen Hugenetten zu thun hatten.

Ein Bretterverschlag vor einer Bodenkammer ward ihm gegen Vorausbezahlung von einigen Sous zur Lagerstelle angewiesen. Auf dem elenden Stroh sieh ihn der Schlaf, der draußen im freien Wald ihn stets bald und fest umfangen hatte. Endlich schlummerte er ein, ward jedoch nach wenigen Augenblicken wieder geweckt durch die beiden Menschen, die, vom Branntwein erhitzt, in die anstoßende Dachkammer polterten, und hier noch eine Zeitlang ihr Zwiegespräch fortsetzten.

„'s ist ein Parpaillot," sagte der eine, „hol mich der Henker! Ich hab ihn genau betrachtet, wie er in die Stadt hereinritt mit seinem grünen Jockei. Ich kenn' ihn. Es ist der Steuercontrolleur de Perilles aus Chalons. Möchte, wie ein Graf, zum Land hinausreiten. Aber das soll der Hund wohl bleiben lassen."

Karl spitzte die Ohren. Er wußte nicht, was die Ausdrücke Parpaillot und Hund bedeuteten; er wußte nur, daß es sich um den Cavalier mit dem Pagen handelte.

„Sollen wir sie nicht gleich hier festnehmen?" fragte der andre.

„Nein," sagte jener; „in dem verdammten Elsaß muß man auf der Hut sein. Brumat steckt voll von lutherischen Ketzern. Wenn wir hier etwas unternehmen, riskiren wir, daß der Pöbel zusammenläuft, und daß sie uns entkommen."

Karl erinnerte sich jetzt, gehört zu haben, daß der König von Frankreich seine reformirten Unterthanen auf alle Weise bedrücke und daß viele derselben heimlich das Land verließen.

„Ob sie aber bis nach Straßburg sich wagen? Ob sie nicht vorher irgendwo über den Rhein zu setzen suchen?"

„Vor Reichsstett können sie nicht wohl an den Rhein gelangen. Dort bei Reichsstett ist ein Wäldchen; das kennst Du; dort lauern wir ihnen auf."

„Machen wir jetzt, daß wir einschlafen. Wir müssen morgen in aller Frühe heraus."

Es ward ruhig in der Kammer, und bald hörte Karl die beiden Gesellen schnarchen. Er aber schlief nicht; und als Mitternacht vorüber und alles stille war, schlich er aus seinem Verschlag, die Treppe hinab; die Hausthür war von innen verriegelt; er schob leise den Riegel zurück, öffnete sie, trat hinaus, schloß sie wieder behutsam und kehrte zum Gasthof zurück. Auf einer steinernen Bank vor dem Hause setzte er sich nieder, wickelte sich in seinen Mantel und nickte ein, gewiß, daß der kühle Luftzug des grauenden Morgens ihn wecken würde.

Er schlief fester, als er erwartet hatte. Ein Pferdegetrampel war's, das ihn weckte. Er blickte durch die Flur in den Hof; noch war es dunkel, beim trüben Schein einer Laterne zäumte der Page den Rappen. Er eilte auf den Pagen zu, aber in demselben Augenblick fühlte er sich an der Schulter gepackt, und wie er den Kopf wandte, sah er vor sich das zornglühende Gesicht des Cavaliers, der ihn mit den Worten anherrschte: „Que voulez-vous-là, insolent que vous êtes!"

„O Monsieur," flüsterte Karl erschrocken, „êtes-vous parpaillot?"

„O mon Dieu!" seufzte der Marquis.

„Sie sind in Lebensgefahr," fuhr Karl im besten Französisch, das er zu Stande bringen konnte, fort. „Zwei gottlose Menschen haben Sie erkannt als den Steuercontrolleur de Perilles. Im Wald bei Reichsstett wird Ihnen aufgelauert. O reiten sie dort nicht hin."

Der Marquis erkannte an der Aussprache Karls, daß er kein Franzose sei und drückte ihm freundlich die Hand.

„Ich bin selbst Protestant," sagte Karl, um vollends jedes Mißtrauen zu verscheuchen.

„Es ist gut. Ich danke Ihnen. Begleiten Sie mich, aber in einiger Entfernung."

Er stieg aufs Roß, der schöne Page führte dasselbe. Karl folgte. Nochmals kam er ans Roß heran. „Reiten Sie nicht zum Straßburger Thore hinaus," flüsterte er, „dort vor dem Thore haben Ihre Verfolger überwachtet."

Der Marquis schlug eine Straße nach links ein, die ihn durch ein Seitenpförtchen auf Feldwege führte. Karl folgte in einer Entfernung von hundert Schritten. Er rief ihn jetzt an sich heran.

„Sind Sie in der Gegend bekannt?" fragte der Cavalier.

Karl, zur rechten Seite des Rosses gehend, während der völlig schweigsame Page zur Linken ging, verneinte diese Frage und erzählte mit aller Offenherzigkeit, daß er tief im Reiche zu Hause, aber wegen eines unglücklichen Zweikampfes flüchtig gegangen sei.

„Eines Zweikampfes?" sagte der Cavalier hoch erstaunt. „Ein Protestant und ein Zweikampf? Aber haben Sie denn keine Discipline ecclésiastique, die den Zweikampf verbietet?"

„Die Gesetze des Landes verbieten ihn freilich," stotterte Karl. „Und ich bin sehr unglücklich."

„Und was wollen Sie nun anfangen?"

„Ich weiß es nicht. Ich will sehen, ob ich in Straßburg ein Unterkommen finde."

„Was haben Sie gelernt? Was verstehen Sie?"

„Ich war entschlossen, die Rechte zu studiren und war im Begriff, die Universität zu beziehen."

„O mon Dieu!" seufzte der Marquis. „Sie haben noch Universitäten! Und dies Glück haben Sie verscherzt! Pauvre garçon! — Sie haben also gelehrte Bildung!"

Sie waren in einem Weidengehölz angekommen. Der Marquis hielt das Pferd an, zog, da es immer noch dunkel war, den Wachsstock heraus, den er sich gestern Abend hatte holen lassen, schlug Feuer, zündete ihn an, ersuchte Karl, ihm den Wachsstock zu halten, und nun entfaltete er auf dem Sattelknopfe des Pferdes eine Specialkarte von diesem Theile des Elsaß, orientirte sich genau über die einzuschlagenden Wege, blies dann den Wachsstock wieder aus und ritt weiter.

Der Weg war schmal; Karl mußte wohl eine Stunde lang hinter dem Pferde gehen. Als sie auf eine breitere Landstraße kamen, trat er auf der linken Seite des Rosses vor, in der Hoffnung, mit dem Pagen ein Gespräch anknüpfen zu können. Aber der Marquis winkte ihm sogleich wieder, auf die rechte Seite herüberzukommen und setzte seine Unterhaltung mit ihm fort.

Karl entnahm aus derselben, daß der Marquis ins Innere von Deutschland, an den Hof des Markgrafen Christian Ernst von * * zu reisen beabsichtige. — Nach einer Weile fragte er Karl: „Wie heißen Sie? Wer sind Ihre Eltern?"

„Ich heiße Kaltschmidt und bin aus Schwaben," war Karls rasche Antwort.

„Dort ist der Rhein," sagte der Cavalier. „Dieser falsche Paß, den ich der Güte meines Freundes, des Ministers Colbert verdanke, und im schlimmsten Fall eine Geldsumme von einigen 1000 Livres sichern mir dort den Uebergang über die Kreisstädter Fähre. Wir müssen Abschied nehmen. Aber zuvor lassen Sie mich noch beweisen, daß Sie keinem Undankbaren das Leben gerettet haben. Sind Sie mit Geld versehen?"

Karl schwieg verlegen, war jedoch entschlossen, eine Geldunterstützung dankbar anzunehmen, die in seiner Lage nur ein armseliger Bettelstolz hätte ausschlagen können.

„Warten Sie!"

Er hielt wieder das Pferd an, zog seine Brieftasche hervor, nahm ein Blatt Briefpapier heraus, schrieb einige Zeilen mit Bleistift, faltete den Brief, adressirte ihn, siegelte ihn mit einer Oblate, indem er seinen Siegelring darauf drückte, und übergab ihn Karl mit den Worten: „Hier ist ein Empfehlungsschreiben an meinen Freund, den

Digitized by Google

Oberstleutnantendanten Meville in Straßburg. Er ist Papist, aber ein braver Mann. Er wird Ihnen auf meine Bitte einen Platz in seinem Bureau anweisen. Damit Sie aber anständig vor ihm erscheinen können, so nehmen Sie diese kleine Summe." Er überreichte ihm eine versiegelte Rolle. Karl wollte sich in Worten des Dankes ergießen: der Cavalier aber unterbrach ihn mit den Worten: „Fürchten Sie Gott! Hüten Sie sich vor Blut! Das, was Sie vergessen, wäscht nichts, and die Rettung meines Lebens nicht ab, nur das Blut Jesu Christi vermag Sie reinzuwaschen. Er sei mit Ihnen!"

Und damit setzte er sein Pferd in Gang und ritt in das Weidengebüsch hinein, das die Ufer des Stromes umsäumte.

Karl stand und schaute ihm nach. Ob er glücklich den deutschen Boden erreichte, das mußte er wissen: eher konnte er die Stelle nicht verlassen. Se schlich er denn verwärts durch das Weidengebüsch, bis dasselbe sich öffnete. Wenige hundert Schritte vor sich sah er den Rhein strömen. Ein Dörfchen lag zur Linken, vor dem Dörfchen, hart am Ufer, ein Zoll- und Wachthaus, von Dragonern umschwirrt. Der Marquis hielt: ein Paar Dragoner knifften dem Jockei in die Wangen, während der Marquis seinen Paß enstalletie. Ein Beamter trug ihn in das Wachthaus. Die Paar Minuten, die es dauerte, bis er wiederkam, dünkten Karl eine Ewigkeit. Aber er kam wieder. Es war alles in Ordnung. Roß und Reiter und Jockei verschwanden hinter dem hohen Uferrand. Nach einer Viertelstunde war das jenseitige Ufer erreicht; Roß und Page betraten den deutschen Boden. Gottlob! sie waren gerettet.

Karl kehrte durchs Weidengebüsch zurück und öffnete behutsam das eine Ende der Rolle. Es war Gold, was ihm daraus entgegenblitzte. Sorgfältig steckte er sie zu sich und so unverzagt er bisher die wildesten Wälder durchschweift hatte, so ängstlich blickte er jetzt bei jedem kleinen Gebüsch um sich, ob auch kein Räuber darin laure. Gegen Abend erreichte er Straßburg. In einem anständigen Gasthof kehrte er ein; dann kaufte er sich Wäsche und Kleider: am andern Vormittag ließ er bei Herrn v. Meville sich melden und Tags darauf stand der Unterconirolleur Kaltschmidt bereits am frühen Morgen vor seinem Pult im Steuerbüreau.

Er erwies sich sehr brauchbar, und bereits in einem Jahre war er zum wirklichen Controlleur ausgerückt. Es war gerade damals ein großer Mangel an Finanzbeamten in Frankreich. Unter Mazarins Ministerium war ein deutscher Protestant, Bartholomäus Herbart, Chef des Finanzwesens geworden und hatte den bereits damals von allen andern Stellen und Aemtern ausgeschlossenen Reformirten in diesem Zweige der Verwaltung eine Laufbahn eröffnet, so daß bis um 1680 fast alle Stellen im Steuer- und Finanzwesen mit Reformirten besetzt waren. Daß dies nicht zum Schaden des Staates geschah, beweist schon der eine Umstand, daß Moliere, Lafontaine und Boileau, während sie über alle andern Stände und Aemter die Geißel ihrer Satire schwangen, nur an den Finanzbeamten nichts zu geißeln fanden. Colbert und Fouquet wollten keine andren als reformirte Finanzbeamte, weil diese von erprobter anerkannter Redlichkeit waren, unbekannt mit dem Lehrsatz des Jesuiten Bauny, „daß man zu dem guten Zweck, seine eigene Lage zu verbessern, seinen Vorgesetzten etwas veruntreuen dürfe." Jetzt aber, seit 1680, waren die Reformirten auch von den Finanzämtern fortgejagt worden und so war hier ein wahrer Nothstand, ein schreiender Mangel an brauchbaren Subjekten eingetreten. Se beorcift sich Karl Kaltschmidts rasches Vorrücken. Auch er war zwar Protestant, aber Lutheraner; und den Lutheranern des Elsasses war, als diese Provinz an Frankreich abgetreten wurde, durch die feierlichsten Staatsverträge die Gewissensfreiheit und der Bestand ihres Kirchenwesens garantirt worden, so daß Ludwig XIV wenigstens nicht mit brutaler Gewalt daran zu rühren wagte.

Karl führte ein ruhiges, ein angenehmes Leben. In der stillen Bureauthätigkeit fand sein heftiges Temperament keine Gelegenheit sich zu äußern. Uebrigens fehlte es ihm auch nicht an Erholung; er hatte Zutritt in mehreren geachteten Familien und man wunderte sich, nachdem er einmal zwei, drei, vier Jahre so fortgelebt hatte, nur über das Eine, daß ein so hübscher junger Mann mit einer so einträglichen Stelle gar nicht daran denke, einen eigenen Herd zu gründen. Waren doch im Hause des Dr. Sturm drei liebliche Töchter; war doch Emilie Walch ein reizendes Mädchen; seine von ihnen allen würde seine Hand ausgeschlagen haben. Er aber blieb ihnen allen gegenüber kalt wie Eis. Man legte es ihm in einzelnen Familien nahe, daß er zwischen den Töchtern des Hauses nur zu wählen habe: er zog sich zurück. Herr v. Meville, der ihm von Herzen wohlwollte, nahm ihn einst förmlich bei Seite in sein Cabinet und ermahnte ihn allen Ernstes, es sei jetzt Zeit für ihn, ein Hauswesen zu begründen. „Ich sind Sie ein junger Mann in der Blüthe der Jahre, den ein Mädchen aus Liebe nimmt. Verpaffen Sie die rechte Zeit, so werden Sie zwar noch Damen finden, die Sie um Ihres Geldbeutels willen nehmen, aber glauben Sie denn, daß daraus eine glückliche Ehe entsteht?"

Karl senkte das Haupt und schwieg. „Was haben Sie? Herans mit der Sprache!" rief Meville.

„Herr Intendant!" sprach Karl unter Thränen, „ich bin nicht der, für den Sie mich halten. Ich heiße nicht Kaltschmidt. Mein Vater ist ein deutscher Baron. Ich aber bin ein Geächteter. In meinem Jähzorn habe ich in einem Ehrenhandel das Schwert gezogen; das Blut eines Jünglings ist durch meine Hand vergossen."

„Im Zweikampf? in einem Ehrenhandel?" sagte Meville. „Das ist ungefährlich, aber es entehrt Sie nicht."

„Vor Menschen nicht. Aber vor Gottes allsehendem Auge ist und bleibt diese Hand mit Blut befleckt. Es lastet ein Fluch auf mir. Ich müßte mich verachten, wenn ich ein unschuldiges Weseu, das mir vertraut, in meinen Fluch mit hineinrisse."

Der Intendant drang von da an nicht weiter in ihn. Wieder verginnen einige Jahre; Karl war zum Obercontrolleur aufgerückt. Inzwischen hatte Meville doch weiter über die Sache nachgedacht. „Glauben denn die Protestanten," so fragte er einst bei einem Glase Wein seinen Freund, den alten Domkaplan P., „glauben denn die Protestanten nicht an die Rechtfertigung aus dem Glauben?" — „Ei freilich," antwortete der alte Herr, „das ist ja der Hauptspan zwischen uns und ihnen." „Nun, dann muß mein guter Kaltschmidt kein rechter Protestant sein. Er will nicht heirathen, weil er einmal ein unglückliches Duell gehabt. Wenn er ein rechter Protestant wäre, müßte er längst der Verachtung dieser Sündegewiß sein." — „Ja das ist's eben," erwiderte der Domkaplan, „sie sagen, sie glauben an die Vergebung und glauben doch nicht recht daran. Wie kann das auch anders sein? Eine rechte Gewißheit der Vergebung gibt doch nur das Wort des Priesters: Absolvo te. Da hat's denn der Mensch gleichsam Schwarz auf Weiß und kann sich daran halten."

Ganz anders hatte Meville dem alten Domkaplan diese Mittheilung gemacht. Er kannte den mitten Sinn des alten Herrn und wußte, daß derselbe weder ein Zelot war noch auf Proselytenjaad ausging. Der alte Herr seinerseits dachte auch an nichts weniger als daran, dem braven Obercontrolleur Ungelegenheiten zu bereiten, sondern seine wohlgemeinte Absicht war nur, ihn von seiner Gewissensunruhe zu befreien und ihm zum Heirathen Lust zu machen, als er einem jüngeren Kleriker, der als ein feiner Dialektiker und Casuist berühmt war und der mit Kaltschmidt zuweilen in einer Abendgesellschaft zusammentraf, die Frage vorlegte, ob er den jungen Mann denn nicht über jenen Scrupel zu beruhigen vermöge. Der Kleriker aber, der im Punkt der Confession viel strenger dachte, faßte die Sache anders auf und machte seinen Freund, den Jesuiten Manfuetus, die Mittheilung, daß das Schäfstein Karl Kaltschmidt mit leichter Mühe zur Mutter Kirche zurückgeführt werden könne, wenn man ihm über jenen Punkt eine Gewissensberuhigung in Aussicht stelle.

Mit großer Geschicklichkeit wußte Manfuetus sich Karl allmählich zu nähern. Niemals sprach er auch nur eine Silbe mit ihm über kirchliche Dinge, oder höchstens drückte er ihm sein lebhaftes Bedauern aus über den so völlig verkehrten Weg der Gewalt und der Verfolgung, welchen der König gegen seine reformirten Unterthanen einzuschlagen habe. Karl freute sich des Umgangs mit diesem feingebildeten Mann. Eines Tages, es war im Winter 1688—89, brachte Manfuetus ganz von ungefähr das Gespräch auf den Zweikampf. Ein Duell, das einige Tage zuvor zwischen zwei Officieren stattgefunden hatte, wobei der eine einen lahmen Arm davongetragen, gab die erwünschte Veranlassung. Der Sieger war ganz gegen die sonstige Gewohnheit und wahrscheinlich nur in Folge der Ränke eines ihm verfeindeten Justizbeamten nach der Strenge des Gesetzes bestraft worden. Manfuetus tadelte diese Strenge. „Man hat ihm sein Officierspatent entzogen; das sollte nicht sein. Freilich müssen die Gesetze das Duell verpönen; dies ist nothwendig als eine heilsame Schranke, damit nicht Jedermann bei jedem Anlaß sofort zum Schwerte greife und ein Krieg aller gegen alle entstehe. Aber unentbehrlich bleibt

Digitized by Google

das Duell dennoch, unentbehrlich für den Adel, für die Cavaliere. Wenn ein Cavalier an seiner Ehre gekränkt wird, soll er, kann er, darf er sich das gefallen lassen? Würden der Staat und die Armee bestehen können, wenn es kein Mittel gäbe, die gekränkte Ehre zu rächen?"

„Ob aber eine Blutthat das rechte Mittel — ob überhaupt Rache christlich ist?" versetzte Karl.

„Gott sei dawor, daß ich, ein Diener der Kirche, die Rache für erlaubt erkläre. Die Ehre rächen — das meine ich in metonymischem Sinn. Die Ehre retten, die Ehre vertheidigen, darum handelt sich's.

„Die Ehre, die dieses Namens werth ist, die innre Ehrenhaftigkeit, kann ein Bube mir nicht rauben," sagte Karl. „Auch die Ehre vor andern ehrenhaften Menschen wird mir durch eine Beschimpfung nicht geraubt. Wer einen Edlen beschimpft, der verunehrt nur sich selbst. Aber wäre mir meine Ehre geraubt, wie könnte ein Verbrechen das Mittel sein, sie herzustellen? Ein Spiel sollte ich eingehen mit dem Beleidiger, wobei ich Gefahr laufe, entweder ausser meiner Ehre auch noch mein Leben zu verlieren, oder an meinem Beleidiger einen Mord zu begehen?"

„Aber welcher vernünftige Mensch wird dies denn mit einem so grausigen Ausdruck bezeichnen?"

„Wird die graenehafte Sache dadurch besser, daß man ihr einen wohlklingenden Namen gibt? Wenn je ein Mensch mit Recht sich für gekränkt, aufs tiefste gekränkt ansehen durfte, so war ich es. Nicht meine Ehre, die Ehre und der gute Name meiner angetrauten Schwester waren aufs niederträchtigste angegriffen. Aber als die That geschehen war, als er vor meinen Augen rücklings niederstürzte und das rauchende Blut mir entgegensprang — da wußte ich, was ich gethan, da stürzte ich davon, das Kaltsmal auf der Stirn, das keine Sophistik davon hinwegdisputiren wird."

„Armer Freund! Und mit dieser trüstsinnigen Anschauung belastet wollen Sie Ihr Leben lang durch die schöne Gotteswelt schleichen? Es entspricht das freilich den peinlichen und engherzigen Grundsätzen, die Sie von Kindheit auf eingesogen haben. Aber bedenken Sie, daß es große und erleuchtete Männer gegeben hat, die über solche Fälle ganz anders urtheilten. Ich will nicht davon reden, daß schon ein ernster Anlaß zur Reue als genügend erachtet wird, für einen begangenen Fehltritt genugzuthun und volle Absolution zu erlangen; denn als Protestant würden Sie mit dieser milden Lehre doch wohl schwerlich übereinstimmen. Aber wenn Sie sich denn auch zeitlebens mit einer endlos fortgesetzten Reue quälen wollen, so bereuen Sie doch wenigstens nur das, was wirklich zu bereuen ist!"

„Meines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde."

„Entschuldigen Sie, es war doch, nach dem, was ich so eben aus Ihrem eigenen Munde vernommen, nicht Ihres Bruders, sondern Ihres Gegners Blut. Sie haben ihn wenigstens nicht getödtet, weil und sofern er gleich allen anderen Menschen Ihr Bruder, sondern weil und sofern er Ihr Feind und Beleidiger war. Auch hatten Sie nicht die Absicht, ihn zu tödten."

„Meine Brust schwoll von Rache gegen ihn."

„Aber er fiel im Zweikampf. Hätte er Sie getödtet, so hätten Sie es auch hingenommen. Sie haben ihm nicht mehr genommen, als Sie selbst eingesetzt hatten: Ihr Leben. Ihr Wille war eben so sehr, das Ihre zu wagen, als das seine zu gefährden. Und welche Absicht leitete Sie dabei? Die edle und löbliche Absicht, die Ehre Ihrer Fräulein Schwester zu vertheidigen."

„Sie glauben mir nicht," fuhr er fort, als Karl sich mit Unwillen abwandte; „so glauben Sie wenigstens unseren ersten berühmtesten Theologen. Was sagt Escobar im fünften seiner unsterblichen Tractate? Was Lessius de justitia Buch 2? Was Reginald?" „Ein Cavalier darf den, der ihn beleidigt hat, mit dem Schwerte verfolgen, wenn er es nicht in der Absicht thut, ihm Böses mit Bösem zu vergelten, sondern in der Absicht, seine eigene Ehre zu vertheidigen." Unser großer Sanchez erklärt das Duell als solches ausdrücklich für erlaubt, sofern es geschieht, um seine Ehre zu vertheidigen."

„Nun so wissen Sie denn," brach Karl los, „daß es gar kein eigentliches Duell gewesen ist! Im Zorn bin ich ihm nachgerannt, habe ihn angefallen; er zog zu seiner Vertheidigung das Schwert; so fochten wir — ohne Verabredung, ohne Secundanten. So fiel er. Das ist Mord, Meuchelmord!"

„Aber wissen Sie, was Escobar schreibt im sechsten Tractat? „Wenn einer den anderen listig oder hinterrücks," — merken Sie wohl, hinterrücks, ohne mit ihm zu fechten — „tödtet, so ist selbst dies noch kein Meuchelmord; es sei denn, daß er durch arcta amicitia, durch enge Freundschaft mit ihm verbunden war. Denn einen Gegner zu tödten, kann nie Meuchelmord sein."

„Gehen Sie zum ** mit Ihrem Escobar," fuhr jetzt Karl los und sprang vom Stuhl auf; „drei Dutzend von Ihren hochberühmten Theologen werden es nicht dahin bringen, mir den letzten Rest und Hort von Wahrheit aus der Seele zu reißen, der mein Trost vor Gott ist."

„Ihr Trost? Daß Sie ein Mörder sind, soll ein Trost sein?"

„Daß ich es erkenne, es ganz und tief und aufrichtig vor Gott erkenne, und mich nicht belüge und belügen lasse, das ist mein Trost, daran halte ich mich, und wenn hundert Sophisten mir eine Weisheit beibringen wollen, die für Ihren Orden gut genug sein mag — — mir ist sie nun einmal zu schlecht, zu verächtlich!"

„Ich bin nicht in der Lage, meinen Orden von einem Protestanten schmähen zu lassen," sagte Manfuetus kalt, stand auf und ging.

Acht Tage darauf kam Meville Karl bei seinem Eintritt ins Bureau mit bestürzter Miene entgegen. „Da ist ein Schreiben von Paris, welches Sie Ihrer Stelle entheht und zum Steuereinnehmer in dem Städtchen Markelsheim ernennt. Was 'ist geschehen? Was haben Sie gemacht?"

„Ich weiß es nicht," sagte Karl finster. „Aber diese Stelle nehme ich nicht an."

Alle Bemühungen Mevilles, etwas über die Ursachen dieses Ereignisses zu vernehmen, sowie alle Gegenvorstellungen, daß Karl durch Ausschlagen dieser Stelle den Zorn derer, die zu Paris ihm übel wollten, noch mehr reizen würde, blieben vergeblich.

Er ging fort, einen verzweifelten Entschluß in der Brust.

4. Der Reunionskrieg.

Zorn tobte in Karls Seele, wenn schon er sich diesmal nicht nach außen in Worten Luft machte. Der arme Karl! — Es ist wahr, bei dem Gedanken an Meinbarts Tod hatte er keine andere Hoffnung, als auf Gottes unergründliche Barmherzigkeit; aber war es denn nur jene einzelne That, um deren Willen er der Gnade bedurfte?

Seine Brust wogte in gerechtem Zorn, wie er meinte. „Ja, die Schuld meines Verbrechens kommt jetzt über mich," sagte er; denn soweit war er ja, um über und hinter der Hand der Menschen auch die Hand Gottes zu sehen. Und freilich war es die Hand Gottes, die ihn führte, nur in anderem Sinne, als er dachte.

Von Mevilles Hause ging er geraden Weges zu einem Officier, mit dem er seit ein Paar Jahren befreundet war. Capitän Marcel hatte Ordre, in den nächsten Tagen aufzubrechen, um zu einem Regimente zu stoßen, das an der holländischen Grenze lag. In dies Regiment als Freiwilliger einzutreten, war Karls verzweifelter Entschluß. Er theilte Marcel mit, was vorgefallen war. Marcel schüttelte den Kopf. „Wenn Sie in Paris schlecht angeschrieben sind, so können Sie niemals hoffen, ein Officierspatent zu erhalten, vollends nachdem Sie dem königlichen Befehl, der sie nach Markelsheim versetzte, Trotz geboten haben."

„Ich werde meinen Namen ändern. Als Karl Steinmann aus Bischweiler werde ich in Lille eintreffen, und Sie, lieber Freund, werden mich nicht verrathen. Bricht der Krieg aus, so wird man froh sein, Leute zu haben, und nicht ängstlich nach ihrem Taufschein fragen."

Marcel hatte nichts zu entgegnen. Er versprach ihm, seinen Einfluß beim Oberst aufzubieten, damit er als Junker in das Regiment eintreten könne.

Ein schrecklicher Krieg war es, den Ludwig XIV. begonnen. Er war der Schöpfer jener ehrlosen Politik, welche, um das Recht unbekümmert, nur den Vortheil, nur die Machtvergrößerung ins Auge faßte, und dieselbe höchstens durch rabulistische Rechtsverdrehung zu beschönigen suchte. Vergebens hatte der ehrwürdige Erzbischof von Cambrai, Fenelon, dem König geschrieben: „Sire, Sie lieben Gott nicht; Sie fürchten ihn nur mit der Furcht eines Sklaven. Ihre ganze Religion ist Aberglaube; Sie sind gewissenhaft in Bagatellen und verbärtet in furchtbaren Sünden. Sie lieben nur Ihre eigne Ehre und Ihr Wohlleben, und betragen sich, als ob Sie Gott wären.*) Der König hatte 1680 die sogenannten „Reunionskammern" nieder-

*) Diese merkwürdige beherzigungswerthe Denkschrift ist erst später entdeckt und erst im Jahre 1825 durch den Druck veröffentlicht worden.

Digitized by Google

Maria Stuart.

Nach dem Originalgemälde von Julius Schrader.

gesetzt, welche alte Documente aufstöbern sollten, um aus ihnen mit dem Schein des Rechtes zu beweisen, auf welche Grenzlande Frankreich Ansprüche habe. Die Annexion der deutschen Reichsstadt Straßburg im Jahre 1681 war die erste Frucht dieser Rechtsstudien, die greuliche, vandalische Verwüstung der Rheinpfalz im Jahre 1688 die zweite. Diese Unthat hatte den Zorn von ganz Europa gegen Ludwig wachgerufen; Spanien, Savoyen und der Erbstatthalter der Niederlande, Wilhelm von Oranien, der so eben auch den großbritannischen Thron bestiegen hatte, verbündeten sich mit dem deutschen Reiche gegen Frankreich. Und in diesem Kriege wollte Karl unter Ludwigs Fahnen dienen! Freilich, den Truppen, welche gegen Deutschland gesandt wurden, würde er nie sich angeschlossen haben

Digitized by Google

daß er aber, wenn er zu den in Lille gegen Wilhelm von Oranien zusammengezogenen Regimentern stieß, gegen die Verbündeten seines Vaterlandes das Schwert zog, das kam ihm nicht einmal zu Sinn! Es war jene traurige Zeit, wo überhaupt die Liebe zum Vaterland und der Sinn fürs Vaterland in den Hintergrund trat gegen die blinde Unterordnung unter den Kriegsherrn und gegen die Sucht nach gloire. Der Soldat fragte nicht, für was und für wen er kämpfe; der Krieg war ein blosses Handwerk.

Aber dem unglücklichen Karl war es nicht um gloire und Avancement zu thun. Er suchte etwas ganz anderes — den Tod. Hatte er früher sich für unwerth gehalten, einen eigenen Herd zu begründen, so hielt er sich jetzt für unwerth, unter den Lebendigen zu wandeln. Er hoffte auf eine Kugel, die seinem Dasein ein Ende machen werde.

Nachdem er die Paar Tausend Thaler, die er sich erspart, einem zuverlässigen Hantelshaus übergeben hatte, reiste er ab nach Lille. Aber seine Gesundheit wurde auf eine harte Probe gestellt. Nicht sofort brachen die Feindseligkeiten aus. Die flandrischen Regimenter waren vollzählig; Karl saß in Lille den Frühling 1689 und den Sommer und den Herbst, und hatte noch seine Stelle. Sie mußte er sich von dem Strafburger Geschäftsfreunde Summe auf Summe kommen lassen, um in der von Truppen überfüllten Stadt, wo alle Lebensbedürfnisse einen hohen Preis hatten, existiren zu können. Zudem war seine Lebensweise nicht die einfachste. Durch Marcel war er in die geselligen Kreise der Offiziere eingeführt, und konnte bei seinem Vorhaben denselben sich nicht entziehen. Da ging es aber hoch her; man trank seine Weine, man gab Diners und Soupers; Karl wurde eingeladen und mußte ehrenhalber die Einladungen erwidern. Mit Schrecken sah er sein kleines Vermögen zusammenschmelzen, und ersehnte mit Ungeduld den Tag, wo er in eine Stelle bei der Armee würde einrücken können.

In dieser Wartezeit ging aber auch in seinem Inneren eine große Veränderung vor. Was die Sophistereien des Pater Manfuetus nicht zu bewirken im Stande gewesen — der stille unwillkürliche Einfluß seines jetzigen Umgangs bewirkte es. Er hörte von Ehrenhändeln oft, ja fast täglich reden; er selbst — zu seinem Lobe muß es gesagt werden — lernte sich besser bezwingen und hielt seine Heftigkeit im Zaum; aber wenn er nun hörte, wie die Officiere von diesem und jenem Zweikampf wie von einer selbstverständlichen Sache erzählten, da hätte er, wollte er sich nicht lächerlich machen, nicht wagen dürfen, seine persönlichen Ansichten über die sittliche Verwerflichkeit des Duells laut werden zu lassen; er behielt sie für sich. Eines Tages erfuhr er zu seiner Verwunderung, daß einer der geachtetsten Officiere, ein Mann, den er selbst wegen seines edlen Charakters wahrhaft verehrte, vor wenigen Jahren das Unglück gehabt habe, seinen Gegner im Duell zu tödten. Er fühlte sich durch diese Kunde angenehm berührt; er dachte nicht mehr so schwarz von sich selbst, wie früher. Ein andermal konnte er selbst nicht umhin, einem seiner neuen Freunde, dem Lieutenant R. die Bitte, sein Secundant zu sein, zu gewähren. Das Duell fand statt und lief mit einer leichten Verletzung ab.

Mehr und mehr wurde Karls Stimmung eine heitere; und endlich, nachdem die flandrische Armee durch Marlborough zurückgeworfen war und bedeutende Verluste erlitten hatte, erschien denn auch der schmerzlich ersehnte Augenblick, wo Karl Steinmann aus Bischweiler als Freiwilliger in der Charge eines Junkers in das Regiment eintreten konnte. Freilich mußte er sich selbst equipiren, und das nahm von dem noch übrigen Rest seines Vermögens wieder ein gutes Stück hinweg.

Nun ging's ins Feld! Wir begleiten ihn nicht auf seinen einzelnen Zügen; wir müßten sonst eine Kriegsgeschichte schreiben. Nur das eine sei erwähnt, daß er alsbald in der siegreichen Schlacht bei Fleurus (1690) sich durch Tapferkeit so auszeichnete, daß er zum Lieutenant avancirte. Von Tag zu Tag wuchs seine Lebenshoffnung, sein Lebensmuth. Da er fast täglich Zeuge wilden Blutvergießens war, da er in Schlachten und Gefechten die Menschen haufenweise und hundertweise niedersinken und verbluten sah, so verlor die blasse Erinnerung an den niedersinkenden, verblutenden Meinhard alles Schreckliche.

„Hüten Sie sich vor Blut!“ hatte der Marquis von Perilles ihm zum Abschied zugerufen. Und gerade für seinen Seelenzustand wäre dies eine heilsame diätetische Vorschrift gewesen. Gerade er hätte den Beruf des Kriegers nicht wählen sollen. Das, was er selbst wenige Jahre zuvor noch „den letzten Rest und Hort von Wahrheit in seiner Seele“ genannt hatte, das ging ihm verloren. Ohne daß er es merkte, trat eine Verwilderung in seinem Gemüthe ein. Früher hatte er keine Nacht das Auge geschlossen, ohne in heißem Gebete den Vater im Himmel angefleht zu haben: Bezahl mir meine That! Jetzt hatte er zum Beten überhaupt keine Zeit mehr.

In der Schlacht bei Neerwinden (1693) war es, als der nun siebenundzwanzigjährige Lieutenant von seiner Hitze, die als löbliche Kampfesbitze die Lobsprüche der Kameraden zu ernten pflegte, sich in einem entscheidenden Augenblicke allzuweit vor die Front reißen ließ. Die Verwirrung, die er mit seiner Section unter dem Feind anrichtete, mag vielleicht ihren kleinen Theil beigetragen haben zu dem Sieg, den die Franzosen an diesem Tage über den Oranier erfochten; aber für ihn trug diese Kühnheit keine erfreulichen Früchte. Eine Abtheilung Engländer, die Gefahr bemerkend, fiel in die Flanke; ein Schuß traf ihn mitten durch die rechte Hand, der Degen entfiel ihm, er wollte mit der Linken ihn aufheben, aber in demselben Augenblicke ward er gepackt und als Kriegsgefangener fortgeschleppt.

Die Schlacht wüthete noch über eine Stunde; die Feinde hatten Zeit, vor ihrer eigenen Flucht ihn in den Rücken ihrer Armee zu schaffen. Flüchtig verbunden wurde er nach Rotterdam gebracht. Dort lag er einige Wochen im Lazareth, dann wurde er mit einer Anzahl anderer Kriegsgefangener nach Plymouth übergeschifft.

Die Engländer behandelten ihn menschlich und anständig. Aber seine Stimmung war ebenso trüb und düster, als sie zuvor zuversichtlich gewesen. Er wurde scharf bewacht. Einige Monate lang durfte er das Schiff gar nicht verlassen; nachher wurde er von Plymouth in ein kleines, ihm nicht einmal dem Namen nach bekanntes Fort abgeführt, wo er zwar innerhalb der Wälle unter Aufsicht spazieren gehen konnte — aber was war das für ein Leben!

Er hätte sich gern damit beschäftigt, die englische Sprache zu lernen; aber seine Wächter ließen sich darauf nicht ein, und mit den Einwohnern des Forts war ihm kein Verkehr gestattet. So war er auf den Umgang mit den anderen Kriegsgefangenen beschränkt; und an diesen fand er wenig Gefallen. Was Wunder, daß das bitterste Heimweh ihn ergriff. Im krankhafter Wehmuth träumte er sich zurück nach der lieblichen Thalnacht, in der er seine Jugend verlebt hatte; er sah jeden Baum, jeden Strauch wie vor Augen stehen; im Einschlafen glaubte er die Stimmen seines Vaters und seiner Schwester zu vernehmen: aber auch die blutige That seiner Jugend stand wieder mit greller Lebendigkeit vor seinem Blicke. Dann sah er seine rechte Hand an; die Wunde war geheilt, aber die Hand blieb durchlöchert; er konnte einen Bleistift durch und durch stecken. Gott hatte die Hand gezeichnet, welche den Mord begangen.

Ach, nach einem Gottesdienste schmachtete er; aber wo sollte er einen solchen finden? Die Engländer duldeten es zwar, daß ein französischer Feldcaplan, der bei Neerwinden mit in ihre Hände gefallen war, den französischen Gefangenen in einer Kasematte Messe las; aber was half dies Karl? Der englische Gottesdienst im Fort konnte ihm nichts bieten, weil er kein Englisch verstand. Gleichwohl ging er einmal in die Kirche; er dachte sich wenigstens am Gesang zu erbauen. Aber er fand kein deutsches Kirchenlied; einige gereimte Psalmverse wurden in einer ziemlich weltlich klingenden Melodie abgesungen: dann begann die Liturgie, deren rasches Geflüster ihn eher abstieß als erbaute, und von der Predigt, die der englische Kaplan hernach in einförmigem Tone ablas, verstand er kein Wort.

Er sing wieder an, im stillen zu beten. Er wußte nicht, was er beten sollte. Er betete um Befreiung aus seiner Gefangenschaft; er betete auch wieder um Vergebung seiner Blutschuld; aber verworren war sein Inneres, und so kam er endlich auf den Gedanken, um Klarheit, um Erleuchtung zu beten.

Zwei lange, lange Jahre waren ihm so verflossen, und noch war kein Ende seiner Gefangenschaft abzusehen. Noch wüthete auf dem Festland der Krieg mit allen seinen Schrecken. Nur eine Erquickung ward ihm jetzt zu Theil. Da die Engländer sahen, daß er Protestant sei, so gewährten sie ihm seine Bitte, ihm eine Bibel zu geben; eine englische freilich. Er aber ließ sich's die Mühe nicht verdrießen, diejenigen Abschnitte, die ihm aus seiner Knabenzeit noch so ziemlich genau im Gedächtniß waren, aufzuschlagen; die gewöhnlichsten Wörter und Redeformen hatte er in den zwei Jahren denn doch durch oftmaliges Hören gelernt; so machte er sich unverdrossen daran, sich ein englisch-deutsches Wörterbuch anzulegen, wobei seine Kenntniß des Lateinischen und Französischen ihm wesentlich unterstützte.

Während Karl in seinem englischen Fort noch unermüdet mit

Digitized by Google

dieser Arbeit beschäftigt war, wurde Herr von Eschenthal aus dem düstern Einerlei seines vereinsamten Landlebens plötzlich in die geräuschvolle Umgebung des markgräflichen Hofes zu B*. gerufen, um einen Wechsel seiner Verhältnisse zu erleben, der ihn zwölf Jahre früher große Freude gemacht haben würde, während er dem kinderlosen alternden Manne nur einen Seufzer bitterer Wehmuth entlockte. Das Geschlecht, dem Herr von Eschenthal — wie wir ihn mit Absicht, unter Verschweigung seines wirklichen Namens, genannt haben — angehörte, war damals, wie heute wieder, ein weitverzweigtes; es theilte sich in zwei Hauptlinien und diese wieder in verschiedene Nebenlinien. Der Vater Karls war dem jüngsten Zweige der jüngeren Hauptlinie entsprossen und besaß bisher nichts als den Edelhof Eschenthal sammt Lindelberg und einigen umliegenden Höfen, Grundstücken und Waldungen. Seine zwei Geschlechtsvettern aus der jüngeren Hauptlinie hatten unter dem Herzog von Lothringen den rheinisch-flandrischen Feldzug gegen Frankreich mitgemacht; der eine derselben, Albrecht, war aus der Schlacht bei Fleurus mit schweren Wunden heimgekehrt und führte seitdem ein sieches Leben; der andere, Gustav, diente noch; jetzt unter Markgraf Ludwig von Baden. Beide waren noch junge Männer und zur Zeit noch unvermählt. Die ältere Hauptlinie war auf zwei Familien zusammengeschmolzen. Die Väter beider Familien waren betagte Männer, Moriz von E. war kinderlos, Konrad hatte seinen einzigen Sohn verloren, doch hatte dessen Wittwe vier Wochen nach seinem Tode einen Knaben geboren, auf welchem mithin die ganze Hoffnung der älteren Linie stand. Da wurde an einem Tage Moriz vom Schlage gerührt und Konrads Enkel durch die Blattern weggerafft.

Das war die Nachricht, welche Karls Vater zu einer Reise nach B*. nöthigte. Da nämlich mit Konrad die ältere Linie völlig erlosch, so veranlaßte dieser selbst einen Geschlechtstag, um für den Fall seines Ablebens (Moriz lag bereits in den letzten Zügen) eine neue Erbtheilung festzusetzen, und für dieselbe die Bestätigung des Markgrafen als Lehnsherrn zu erhalten. Die ausgedehnten Besitzungen der älteren Linie wurden unter die noch vorhandenen Zweige der jüngeren getheilt, und Karls Vater wurde aus einem bescheidenen Landedelmann einer der reichsten Barone des Landes. Aber mit schweren Sorgen blickten die sämmtlichen Glieder des Geschlechtstages in die Zukunft; weder der nun bald sechzigjährige Vater Karls dachte daran, sich neu zu vermählen, noch durfte sein bei Fleurus verwundeter Vetter mit seiner stechen Lunge und seinem gelähmten Arm an eine Vermählung denken; die ganze Hoffnung stand also auf dem Major, der unter Ludwig von Baden diente. An ihn wurden sogleich Briefe gesandt mit der dringenden Bitte, daß er sein Leben nicht länger dem Spiel der Schlachten aussetzen, sondern seinen Abschied nehmen und einen eigenen Herd begründen möge.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Tage aus einem thränenreichen Leben auf dem Throne.

(Mit Abbildung.)

„Uneasy lies the head that wears a crown."
King Henry IV.

Im Schatten des hohen Gürtels halbkreisförmiger Felsen, der Salisbury Crags, die zur Seite und über das altergraue Gebäude gleich riesigen Zinnen emporsteigen, steht der Palast von Holyrood. Von dem rauhen Pfade, der sich um den Fuß dieser Felsen windet und den Rand des jähen Abhangs bezeichnet, der sich in das fürchterliche Thal der City von Edinburg herabsenkt, habe ich gar oft die aufgehende und die niedergehende Sonne mit Entzücken betrachtet. Wenn ich dann aber auf den dunklen Königsbau blickte, in dem einst auch eine Sonne aufging, die später so blutig untergehen mußte, konnte ich nur mit Wehmuth des Lebens gedenken, das des großen Dichters Wort: „Schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt", in seltener Weise bestätigt.

Der Palast von Holyrood ist ein viereckiger, etwas schwerfälliger Bau mit einem geräumigen Hofe in seiner Mitte. Die Hauptfronte liegt nach Westen; an beiden Seiten ragen massive viereckige Thürme, vier Steckwerke hoch, emper, deren Ecken durch je drei kreisförmige Thürmchen abgerundet sind. In der Mitte dieser Fronte ist das große Eingangsthor, das aus vier dorischen Säulen besteht, über denen das Königswappen von Schottland prangt — es wird von einem achteckigen Thurme überragt, der in einer Kaiserkrone gipfelt.

Durch dieses Thor bewegte sich am neunzehnten August 1561 eine kleine Cavalcade. An ihrer Spitze ritt eine junge, schöne, in dunkles Trauergewand gehüllte Frau, in deren Gefolge mehrere hohe, edle Figuren sich zeigten. Es war die neunzehnjährige Wittwe, Oneen Mary, begleitet von ihrem Onkel, dem Marquis d'Elbeuf, dem Seigneur de Damville, und andern französischen Edelleuten und einigen schottischen Großen, dem Earl von Argyll, Lord Erskine u. a., die sie von Leith, wo sie in der Morgenfrühe gelandet war, hierher geleitet hatten.

Eine Reihe bewegter Lebensjahre war diesem Einzuge in das Schloß ihrer Väter vorhergegangen. Am achten Dezember 1542 geboren, war Maria Stuart bereits nach sechs Tagen eine Waise. Neun Monate alt wurde sie in Stirling als Thronerbin von Schottland gesalbt. Während der ganzen Ceremonie vergoß sie Thränen. Ahnte sie, welch ein thränenreiches Leben ihrer harrte?

Im Schlosse von Stirling und besonders im Kloster von Inch-Mahome, inmitten des Monteithsees verlebte sie ihre Kindheit. Eine einfache und ziemlich rauhe Erziehung kräftigte dort ihre Gesundheit und entwickelte in ihr eine seltene Energie. Mit der Sonne aus dem Bett und kaum angekleidet, lief sie fröhlich auf den steinigten Pfaden, in der Heide und auf den Felsen der Berge umher. Ins Schloß zurückgekehrt, nahm sie sehr zerstreut ein Paar französische und englische Stunden, trieb dann etwas Musik und tanzte mit einer unbezähmbaren Glut; auch sang sie gern die alten Balladen und Legenden ihres Vaterlandes. Schon damals war sie ein reizendes Wesen und besaß jene Gabe der Verführung, die ihr angeboren schien; schon damals wurde sie von ihren Erziehern, von ihren Beamten, Dienerinnen &c., von allen, die sich auf ihrem Wege befanden, seien es Bürger oder Exellente, Händler, Fischer oder Jäger, förmlich angebetet.

Sechs Jahre alt, wurde sie aus dieser friedlichen Stätte heraugenommen und an den französischen Hof geschickt, wo sie mit ihrem künftigen Gemahl, einem fünfjährigen Knaben erzogen werden sollte. An dem glänzenden Hofe der Valois verlebte Maria ihre Tage wie ein ununterbrochenes Fest und gewöhnte sich, allen ihren Launen ohne Beschränkung zu folgen. Auch hier lag ihr alles zu Füßen. „Unsere kleine schottische Königin," sagte Catharina von Medicis, „braucht nur zu lächeln und alle französischen Köpfe folgen ihr." Sie berauschte sich in Bällen, Schauspielen und Concerten; sie jagte, lag den Künsten ob und trieb alle Wissenschaften mit großem Erfolge. Sie lernte griechisch, lateinisch, spanisch, italienisch und französisch und deklamirte eines Tages vor Heinrich II, vom Hofe laut beklatscht, eine lateinische Rede über die Bestätigung der Frauen für die Wissenschaften.

Am 24. April 1558, in demselben Jahre, als Elisabeth den Thron von England bestieg, wurde die junge Schottin, kaum sechszehnjährig, mit Franz II vermählt; ein Jahr darauf war sie Königin von Frankreich; am fünften Dezember 1560 war sie eine Wittwe. Bald darauf mußte sie ihr geliebtes Frankreich verlassen, dem sie ein wehmüthiges Lebewohl, die bekannten Worte: „Adieu France, adieu mes beaux jours etc." zurief.

Achtungsvoll, aber nicht ohne Mißtrauen war der Empfang Marias in der schönen Hauptstadt ihres Reiches. Ein Jahr zuvor hatte Schottland feierlichst den Katholicismus abgeschworen und ein Parlamentsakt hatte die neue Kirche nach den Grundsätzen des strengsten Calvinismus organisirt. Wie mochte es der an Frankreichs leichte Weisen gewöhnten Fürstin zu Muthe sein, als ihr nun in der ersten Nacht auf heimatlichem Boden Serenaden gebracht wurden, die aus Psalmgesängen bestanden! Erweckte das ernstere Gedanken in ihrer Seele, so waren dieselben jedenfalls nicht sehr nachhaltig. Es war bald unzweifelhaft, daß sie die leichtfertigen Sitten und die tolle Verschwendung des französischen Hofes nach Holyrood verpflanzen wollte. Mit Hintansetzung der schottischen Großen, erhob sie den italienischen Sänger, David Riccio zu den höchsten Ehrenposten und beschloß, ihre Hand einem katholischen Edelmanne, ihrem Vetter Darnley, einem jungen, rohen und herzlosen Mann, der immer nur mit seinem Putz beschäftigt war, zu reichen. Diese so

Digitized by Google

verhängnißvolle Verbindung war der erste Schritt zu allen ihren späteren Verirrungen und daraus hervorgehenden Leiden. Und doch war sie aufs ernstlichste gewarnt worden. Gedenken wir des bedeutungsvollen Tages aus ihrem Leben, an dem das geschah.

Es war in dem südwestlichen Theile des Holyrood-Palastes, in Marias Audienzzimmer, in einem Gemache, an das sich mannigfache Erinnerungen aus dem Hause Stuart knüpfen. Noch heute erblickt man darin das Bett des unglücklichen Carls I, auf demselben ruhte 1745 Prinz Carl Stuart und wenige Tage darauf, nach der Schlacht bei Culloden, sein Besieger, der Herzog von Cumberland.

In diesem Gemache erwartete Schottlands Fürstin, damals dreiundzwanzig Jahre alt, einen Besuch. Sie war eine liebliche Erscheinung. Ihre Gesichtszüge waren freilich nicht bedeutend, ihr graues Auge nicht groß und der untere Theil ihres Gesichtes spitz abfallend, und doch besaß sie jene eigenthümliche Schönheit, in der die Form sich im Ausdrucke verliert und die deshalb jeder Maler verschieden dargestellt hat. Dabei hatte ihre ganze Persönlichkeit etwas zugleich so Majestätisches und doch so Anmuthiges, ihre Stimme war so weich und einschmeichelnd, daß sie alle hinriß und fesselte, die in ihre Nähe kamen. Gar mancher undenkſame Protestant war ihrem einnehmenden Wesen und ihren klugen Worten, die der Schule der Mediceis alle Ehre machten, unterlegen. Nur ein Mann widerstand ihren Künsten, obgleich sie ihn gerade von Anfang an gerne für sich gewonnen hätte. Denn ihm hing Schottlands Adel, wie das ganze Volk an und seine gewaltige Beredtsamkeit beherrſchte das Land.

Dieser Mann, auf dessen Grab die kurzen, aber charakteristischen Worte stehen: „Hier liegt der, welcher niemals das Antlitz eines Menschen fürchtete," war John Knox, Schottlands großer Reformator. In demselben Gemache hatte er ihr schon manches strenge Wort gesagt, unbekümmert um ihre Thränen, wie um ihre abwechselnd schmeichelnde und drohende Rede. Und so erfolglos diese Unterredungen waren, so aufgebracht die Königin meist über ihn war und so ungnädig sie ihn entließ, — sie schickte doch immer wieder nach ihm. Fühlte sie, daß er, trotz seiner rauhen, scharfen Außenseite — rohes, unhöfliches oder gar unverschämtes Gebahren ihr gegenüber haben ihm nur seine Feinde angedichtet — doch der beste Freund war, den sie auf der Welt hatte? daß Gott zu ihrem Gewissen durch die Stimme dieses treuen Zeugen sprach? oder wollte sie nur ihre Kunst bis aufs äußerste versuchen, um diesen Mann und durch ihn ihr Volk für sich zu gewinnen?

Auch heute hatte sie ihn rufen lassen, weil sie wußte, daß das ganze Land gegen ihre beabsichtigte Heirath eingenommen war und weil sie sich schmeichelte, den ernsten Mann, der eben eintrat, damit aussöhnen zu können.

Maria sprach mit der fesselnden Gewandtheit, die ihr in so hohem Grade eigen war und suchte ihr Verlöbniß mit Darnley zu rechtfertigen.

Knox, ein sechzigjähriger Mann von imponirender Persönlichkeit, stand vor ihr, die Arme über der Brust gekreuzt und hörte ihr ruhig zu, ohne daß man in seinen Mienen irgend hätte wahrnehmen können, welchen Eindruck sie auf ihn machte. Als sie geendet hatte, erwiederte er, er könne auch jetzt ihr nur diese Heirath abrathen und müsse entschieden dagegen protestiren.

Die Königin bat, flehte, weinte, rang die Hände. „Niemals sei eine Fürstin so behandelt worden, wie sie," rief sie leidenschaftlich aus; „sie hätte mit allen seinen scharfen Reden Nachsicht gehabt; sie hätte seine Gunst auf alle Weise gesucht; und doch," fügte sie hinzu, „kann ich Euch nicht los werden. Ich gelebe es zu Gott, ich werde eines Tages gerächt werden." Und aufs neue brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Als sie sich etwas beruhigt hatte, erblickte sie Knox vor sich, unbewegt und unerschüttert, mit voller Geistesüberlegenheit ihren leidenschaftlichen Ausbrüchen begegnend.

„Ihr weidet Euch an meinem Schmerz," rief sie aus.

„Das thue ich nicht. Stets hat der Schmerz irgend eines Geschöpfes mich tief bewegt — mir wird es selbst schwer, meine Knaben weinen zu sehen, wenn ich sie züchtigen muß, viel weniger könnte ich mich an Ew. Majestät Thränen ergötzen; aber da ich nur meine Pflicht gethan und Ew. Majestät nicht beleidigt habe, muß ich auch Ihre Thränen ertragen, lieber als mein Gewissen verletzen und das Land durch mein Stillschweigen verrathen."

„Aber was seid Ihr denn im Staate, um Euch in meine Heirath zu mischen?" rief sie aus. „Gehet, Euer Platz ist nicht am Hofe."

„Ohne Zweifel," erwiderte Knox; „habe ich keinen andern Beruf, als das Evangelium zu predigen. Wenn Ew. Majestät mich übrigens hier fehen, so verdiene ich keinen Vorwurf, denn Sie haben mich hierher entboten. Ich bin weder ein Lord, noch ein Baron, noch ein Graf, aber ich bin ein Bürger von Schottland und ein Diener der Kirche Gottes. In dieser doppelten Eigenschaft ist es meine Pflicht, mein Land zu warnen. Ich werde gegen diese Heirath protestiren vor Adel und Geistlichkeit."

Die Königin war außer sich — sie befahl ihm, das Gemach zu verlassen. Knox gehorchte. Als er durch das Vorzimmer kam, erblickte er die Hofdamen Marias, munter plaudernd, lachend, vielleicht über ihn spottend. Er stand stille, sah sie lange an, dann sagte er:

„O Ihr schönen Damen, wie ergötzlich wäre Euer Leben, wenn es immer so bliebe und Ihr endlich in all diesem bunten Putz zum Himmel fahren könntet! Aber wie entsetzlich ist der Tod, der hinter Euch herläuft und Euch endlich erreicht, ob Ihr wollt oder nicht!"

Das Lachen hörte auf und Knox entfernte sich mit seinem gewöhnlichen Schritte, langsam und ernst, ohne eine andere Bewegung auf seinem Angesicht, als die des Mitleides und der Verachtung.

Kurze Zeit darnach, am 29. Juli 1565, reichte Maria dem Grafen Darnley ihre Hand. Den weißen Marmorblock, auf dem sie kniete, als sie ihm Treue gelobte, sah ich in dem berühmten kleinen Speisezimmer, in dem kurze Zeit darnach das blutige Attentat auf Riccio geschah. Ich mußte den Blick lange betrachten — es war ja die Vorstufe zu einem andern Blicke, zu dem in Fotheringay, der einundzwanzig Jahre später ihrer harrte.

Welch ein Tag war das in ihrem Leben! Neunzehn Jahre hatte sie in der Gefangenschaft verlebt. Ihr Haar war ergraut, sie war corpulent geworden, rheumatische Anfälle heraubten sie oft des Gebrauches ihrer Glieder. Alle Pläne zu ihrer Befreiung waren gescheitert. Das Todesurtheil war über sie gesprochen. Hatte auch Elisabeth kein Recht, es zu sprechen — Maria Stuart fühlte sich doch schuldig vor Gott. Ihre Freunde haben behauptet, der Briefwechsel zwischen ihr und Bothwell, der sich wie ein moderner, französischer Roman, wie ein Stück „Wahlverwandtschaften" liest, sei eine Fälschung. Aber wie Freunde, einer der neuesten Biographen Maria Stuarts, mit Recht bemerkt, „nur ein Shakespeare hätte solche Fälschung ausführen können." Sie selbst fühlte sich schuldig und mit Recht läßt Schiller sie sagen:

„Ach, nicht durch Haß allein, durch sünd'ge Liebe
Noch mehr hab' ich das höchste Gut verbrieget."

Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem verführer schenkt' ich Herz und Hand!"

An den letzten Morgen ihres Lebens hat vielleicht Julius Schrader gedacht, als er das Bild entwarf, von dem wir heute eine Skizze unsern Lesern darbieten.

Es war der 18. Februar 1587. Maria Stuart war nach einem erquickenden Schlummer bei Tagesanbruch erwacht und sogleich aufgestanden. Nur zwei Stunden hatte sie noch zu leben. Sie legte ein buntles Trauergewand an, aber kleidete sich sonst mit solcher Eleganz und Pracht, wie seit langer Zeit nicht mehr. Dann ließ sie ihren Dienern ihr Testament vorlesen und richtete einige herzliche und tröstliche Worte an sie. Darauf zog sie sich in ihr Betzimmer zurück. Dort lag sie lange im Gebete vor ihrem Heiland, die Hände mit dem agnus dei, das sie um den Hals trug, emporgestreckt; der Reſenkranz, der sonst an ihrem Gürtel hing und das elfenbeinerne Crucifix, das sie nachher in der Hand trug, lagen auf einem Sessel ihr zur Seite. Sie wurde gerufen: die Stunde sei da. Sie trat in den Saal, wo das Schafott für sie errichtet war. Sie blickte auf dasselbe ohne Unruhe, empfahl mit lauter Stimme Gott ihre Kirche, betete für ihren Sohn, für Englands Königin und erklärte, daß sie auf Gnade nur durch Jesu Christi Tod hoffe und schloß endlich mit den Worten: „Wie Deine Arme, Herr Jesus Christus, auf dem Kreuze ausgebreitet waren, so empfange mich jetzt mit den ausgestreckten Armen Deines Erbarmens und vergib meine Sünden!" Dann legte sie ihren Schleier und einen Theil des oberen Gewandes ab, kniete nieder und rief: „Mein Gott, auf Dich hoffe ich, in Deine Hände befehle ich meine Seele."

Ihr Haupt fiel von Henkers Hand. Sie war verstorben mit ihrem Gotte von dieser Erde geschieden. Uns dünkt, zu dem Siege dieses letzten Tages ihres Lebens hatte jener andere Tag, dessen wir vorhin gedachten, wie alle ihre Begegnungen mit dem Reformator, auch das Seinige beigetragen.

Robert Koenig.

Digitized by Google

Rauchen oder Nichtrauchen?

Eine Excursion auf das Tabaksfeld von Dr. Carl Piberit in Detmold.

Worin besteht der Reiz des Tabaks, der wie ein plötzlich erwachter Dämon sich die Völker der Erde unterthan gemacht hat? Der Tabak stärkt nicht, ernährt nicht, ist völlig entbehrlich, — wie viele Jahrtausende hat die Menschheit ohne ihn verlebt — und doch, wie mancher Hungernde entbehrt lieber das Brot als den Tabak! Worauf gründet sich der Genuß, den der Tabak hervorbringt? Diese Frage ist oft aufgeworfen worden, aber schwer zu beantworten. Schon der berühmte Baco von Verulam in seiner historia vitae et mortis (Geschichte des Lebens und des Todes) 1623, sagt: „In unserm Jahrhunderte begann der Gebrauch des Tabaks ungeheuer zuzunehmen; er gewährt den Rauchern eine gewisse verborgene Erquickung, dergestalt daß wer sich einmal daran gewöhnt hat, später schwer davon ablassen kann." Husseland, der selbst ein Raucher war, bestätigt diesen Ausspruch. Er sagt: „Der Rauchgenuß ist einer der unbegreiflichsten. Etwas Schmutziges, Beißendes, Ueberlriechendes kann ein solcher Lebensgenuß, ja ein solches Lebensbedürfniß werden, daß es Menschen gibt, die nicht eher munter, vergnügt und lebensfreh werden, ja nicht eher denken und arbeiten können, als bis sie Rauch durch Mund und Nase ziehn."

Solcher Aussprüche gibt es viele. Aber sie hellen die Sache nicht auf. Suchen wir daher eine andere Erklärung!

Bei den amerikanischen Völkerschaften, von denen die Europäer den Gebrauch des Tabaks lernten, war das Rauchen ursprünglich ein religiöser Gebrauch. Als die Spanier sahen, wie die Indianer mit Behagen den Rauch ausbliesen, war es ohne Zweifel zuerst Neugierde, die sie antrieb, dasselbe zu versuchen. Sie raucht noch jetzt der Knabe, um es dem Erwachsenen gleich zu thun, aus Nachahmung, anfangs mit wenig Behagen, ja oft mit unangenehmen Gefühlen. Aber diese gehn vorüber, verlieren sich allmählich, der Reiz bleibt. Das Rauchen wird zur Gewohnheit, der eine thut's dem andern nach. Können doch selbst die Affen rauchen! In der Bau Aktenschen Menagerie wurde ein Affe gezeigt, der mit großem Eifer und nicht ohne Wohlgefallen seine Pfeife rauchte. Er hätte in jedem Tabaks-Collegie seinen Sitz behaupten können. Und das war noch nicht einmal einer aus der Aristokratie der Affenfamilie; nein, ein ordinärer Pavian! Schmeichelhafte Verwandtschaft!

Das Rauchen ist zugleich ein Mittel, die Zeit zu vertreiben, ein geschäftiges Nichtsthun zu üben, das lästige Gefühl des Müssiggangs los zu werden, in einen Zustand zu gerathen, in dem man das Bedürfniß der Arbeit nicht fühlt und doch nicht schläft. Nach Alexander von Humboldt nannten die Bewohner des Orenocco diesen Zustand der Tabaks-Narcose: mit offenen Augen träumen. Auch ist nicht zu verkennen, daß der seltsame Gebrauch des Tabaks eben durch das Seltsame die Blicke und Aufmerksamkeit auf sich zog, zu einer Art Mode wurde, wie denn die Moden überhaupt dem Streben, sich bemerklich zu machen, ihr Entstehen verdanken. Aus der Gewohnheit wuchs das Bedürfniß hervor. Wie der Opiumesser den elenden Zustand, worin er sich nach beendigter Narcose befindet, nur durch eine neue Dosis Opium vertreibt, wie der Trinker, wenn er die Nachwehen des Rausches vom vergangenen Tage fühlt, nicht eher das Leben ertragen kann, bis er dem Dämon, der ihn beherrscht, eine neue Libation dargebracht hat: so werden die durch Cigarrenvergiftung entstandenen Zustände am besten wieder durch einen frisch glimmenden Stengel pro tempore beseitigt.

Alle jene äußern und Gelegenheitsursachen sind es nämlich nicht, es ist das Eigenthümliche des Tabaks, ohne welches der Tabak kein Tabak ist, welches seinen Gebrauch anziehend und allgemein gemacht hat. Diesen eigenthümlichen Tabaksstoff nennen wir Nicotin. Von deutschen Gelehrten (Posselt und Reimann) ist es in einer von der medicinischen Facultät zu Heidelberg 1828 gekrönten Preisschrift zuerst dargestellt. Dieses flüchtige Alkaloid enthält unverkennbar die narcotischen Eigenschaften des Tabaks. In 1000 Theilen frischen Tabaks ist nur 1 Theil Nicotin enthalten, also eine äußerst geringe Menge, doch ist der Gehalt nach Boden und Klima verschieden. Die feinsten amerikanischen Sorten, namentlich die Cuba-Tabake enthalten am wenigsten Nicotin, aber wahrscheinlich mehr so genannten Tabak-Kampher (auch Nicotianin genannt), der ihm den Geruch gibt.

Das Nicotin bildet, wie Dr. Husemann in seiner Toxicologie bezeugt, nebst der reinen Blausäure und dem Coniin (Schierlingsgift) die Gruppe der stärksten und am schnellsten tödtlichen Gifte. Doch soll, nach ihm, das Nicotin noch ungleich giftiger wirken, als das Coniin. Alle andern Pflanzen-Alkaloide sind viel schwächer. Der kleinste Tropfen Nicotin tödtet einen Hund augenblicklich.

Aber auch der Tabak, wie wir ihn kennen, ist, unrichtig angewendet, ein Gift in allen Händen. Der Theeaufguß von einer einzigen Cigarre, einem Kinde eingegeben, tödtet daſſelbe. Ein Theelöffel voll Schnupftabak thut daſſelbe. Man nimmt an, daß im Schnupftabak 2 Prec. Nicotin enthalten sind. Ich habe selbst erlebt, daß ein Aufguß von 2 Drachmen (2 Cigarren), einem Erwachsenen als Lavement beigebracht, tödtlich war. Dr. Barkhausen in Bremen beobachtete, daß Leute in einem Kehrichthaufen aus einem Lagerhause Kaffeebohnen unter Tabaksschutt auffuchten und durch den daraus bereiteten Kaffee vergiftet wurden.

Wir müssen nun bekennen, daß beim Rauchen nur ein kaum zu berechnendes Minimum von Nicotin mit der Mundhöhle in Berührung kommt und wieder ausgeblasen wird. Der Tabaksrauch enthält zwar etwas von dem flüchtigen Alcaloid, aber doch höchst wenig, weil der größere Theil verbrennt, resp. bei Pfeifen sich in den Abgüssen (als s. g. Schmörgel in Wasser aufgelöst) niederschlägt. Auch ein starker Raucher bringt den Tag über kaum den 10ten Theil eines Gran Nicotin zur Einwirkung auf seinen Organismus.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Art der Wirkung, welche das Nicotin auf den Organismus ausübt, um dadurch dem Grunde näher zu kommen, welcher den Tabak zu einem so allgemeinen Genußmittel der ganzen Menschheit gemacht hat.

Das Nicotin wirkt nicht wie Opium und Morphium zunächst und direkt aufs Gehirn, nicht wie Digitalin, Aconitin, Blausäure auf das Herz, es erregt nicht solche Muskelkrämpfe, wie das Strychnin, es erzeugt nicht Pupillenerweiterung und hastige krampfhafte Bewegungen der Glieder, wie das Atropin, es unterscheidet sich von allen diesen durch Verminderung des Bewegungstriebes, durch eine über alle willkürlichen Muskeln sich verbreitende Ruhe, und das Bewußtwerden dieses Zustandes. Erst bei höhern, vergiftenden Dosen geht die Ruhe in Schwäche, selbst in Lähmung über. Nach Vergiftungen bei Thieren durch Nicotin werden die vom Rückenmark ausgehenden Bewegungsnerven so abgetödtet, daß sie selbst gegen electrische Reizung unempfindlich werden, daß die Nerventhätigkeit in ihnen vollständig getilgt wird.

Die erste Wirkung des Nicotins in Minimaldosen, wie sie durch das Tabakrauchen herbeigeführt wird, würde demnach in dem eigenthümlichen Einflusse bestehn, den es auf die Rückenmarksnerven und besonders die Bewegungsnerven ausübt. Es mäßigt die Action der willkürlichen Muskeln, es vermindert den Bewegungstrieb, es gießt ein Gefühl von Abspannung über den Körper aus, die wohlthuend ist; darin liegt das Behagen des Rauchens.

Es wird dadurch begreiflich, wie das Rauchen nach ermüdenden körperlichen Anstrengungen, nach gethaner Arbeit, willkommen ist und am liebsten geübt wird. Das Gefühl der Ruhe wird noch gesteigert, wird zum angenehmen Bewußtsein gebracht durch die leichteste Erstwirkung des Tabaks. Während angestrengter körperlicher Arbeit raucht man nicht oder genießt den Tabak nicht recht. Dazu kommt noch ein anderes. Das Rauchen mindert das Bedürfniß der Bewegung und beseitigt die natürliche Unruhe. Das Rauchen ist daher das beliebteste Mittel derjenigen, die sich nicht gern bewegen, nicht gern anstrengen mögen. Es ist die Panacee der Faullenzer, denen der Bewegungstrieb lästig wird. Und so etwas von der süßen Kraft der Trägheit, vom Faullenzen, sitzt tief in der menschlichen Natur.

Hierbei ist jedoch eine Ausnahme zu machen. Viele geistig beschäftigte und denkende Menschen rauchen, um den körperlichen Bewegungstrieb los zu werden und sich zu geistiger Anstrengung zu-

Digitized by Google

sammenzufassen. Treibt sie, nachdem sie einige Zeit scharf gedacht haben, die Unruhe, springen sie auf, weil das Bedürfniß der Bewegung sie treibt: so sehen wir sie zum Tabaks- oder Cigarrenkasten eilen, um bei der Pfeife von neuem zu geistiger Arbeit sich aufgelegt zu machen oder sich dazu zu beruhigen.

Eine andere Wahrnehmung, die wir täglich machen können, ist die, daß der Tabak am beliebtesten ist, wenn wir zugleich Gegenreize während des Rauchens genießen, z. B. Kaffee, Thee, alcoholische Getränke. Diese alle erregen, steigern das Bewegungsbedürfniß, der Tabak schlägt es nieder. Der Consilet dieser entgegengesetzten Erregungen steigert künstlich den Genuß, erhöht das Wohlbehagen.

Sind dagegen unsere Gefühlsnerven in gesteigerter Reizbarkeit, und die Bewegungsorgane im erschöpften Zustande, z. B. in der Reconvalescenz nach schweren Krankheiten, so hört auch bei Gewohnheitsrauchern das Verlangen nach Tabak auf. Ja schon nach längerem Fasten, vor der Mahlzeit, gewährt das Rauchen, wenn es auch den Appetit unterdrückt, geringen Genuß. Um so größer ist dieser nach einem guten Mittagsessen, wo durch kräftige Speisen, Wein und Gewürze das erregte Blut schneller durch die Adern eilt, wo die Kraft zur Bewegung reichlich gewonnen, aber durch eine ächte Havanna herabgestimmt wird, zum innern Wohlbehagen. — Da sitzt er, hingesunken in den weichen Lehnstuhl, ausgestreckt, den Kopf angelehnt; das Auge, wie versunken in Seligkeit, stiert ins Blaue, oder schaut den Ringen nach, in welchen sich der Rauch kräuselt; kein lebhafter Gedanke darf sich störend aufdringen, die Rede wird langsamer, alle Hast weicht. So steigert der civilisirte Mensch durch Gegenreize den Genuß des Daseins!

Aber hieraus sind doch keine voreiligen Consequenzen zu ziehen. Der Prozeß ist noch nicht zu Ende, die Wirkung des Tabaks geht mit der beruhigenden Extwirkung noch nicht vorüber. — Nehmen wir an, der Raucher sei ein Neuling, so wissen wir, wie ihm geschieht, wie das Wohlbehagen sich in das Gegentheil verkehrt. Der Kopf wird eingenommen, es schwindelt ihn, die Bewegung wird unsicher, das Antlitz erbleicht, kalter Schweiß tritt vor die Stirn; Aufstoßen, Uebelkeit, Bangen, widerwillige plötzliche Entleerungen treten ein, der Puls wird schnell, klein, schwach, bis nach einiger Zeit die Buße für das künstliche Reizmittel vorüber und das Wohlsein wieder hergestellt ist.

„Aber," höre ich, „das ist nur bei Neulingen der Fall. Die Gewohnheit, die tägliche Uebung stumpft dagegen ab, die üble Nachwirkung bleibt gänzlich aus. Zwar kann es vorkommen, daß auch ein alter Raucher, wenn er des Guten zu viel gethan oder zu frische Cigarren geraucht hat, etwas cigarrenkrank wird, aber mit ein wenig Schwindel und Blässe kommt er ab. Das schadet der Gesundheit nicht. Der Raucher lebt eben so lange, ebru so gut, eben so aufgelegt wie jeder andere, nur hat er einen Genuß mehr. Es wird doch in jetziger Zeit, wo die ganze Menschheit raucht, niemand behaupten wollen, daß das Rauchen der Gesundheit schädlich sei?"

Und doch kann ich in solcher Allgemeinheit diese Ansicht nicht gelten lassen. Theoretisch ist es nicht anzunehmen, daß die Extwirkung, der Genuß, das Behagen fortdauere, die Rückwirkung auf den Organismus aber ganz aufhöre. Wenn auch abgestumpft durch die Gewohnheit, im geringern Grade dauert sie fort, und ist auch erkennbar. In praktischer Beziehung kommt es auf die Umstände an, auf das Alter, die Constitution und auf die Mäßigkeit oder Unmäßigkeit in dem Nicotin-Genuß. So ist die Streitfrage zu erörtern, ob es eine chronische Tabaksvergiftung gebe oder nicht.

Zuerst ist hier zu bemerken, daß es Leute gibt, welche völlig frei von der Tabaksvergiftung bleiben. Husemann erzählt von einem Amerikaner, der täglich 60 Cigarren (?) consumirte, ja sogar von einem Hunde, der das Nicotin in wiederholten Gaben ertrug. Das sind Ausnahmen, die nicht in die Berechnung fallen. Anderseits wird wohl jeder zugeben, daß das Rauchen im Knabenalter schädlich sei, daß es die Verdauung störe, das Gedeihen hemme, die Entwicklung, besonders des Nervensystems unterbreche, die Reizbarkeit steigere und die Gesichtsfarbe bleich und krank mache. Wir finden nun, daß bei gewissen Constitutionen auch im erwachsenen Alter ähnliche Erscheinungen bei habituellem Tabaksgenuß folgen. Ich will hier nicht davon reden, daß das Rauchen bei fieberhaften Kranken, bei Katarrhen, Augen-, Mund- und Halsentzündungen, bei Heiserkeit, Bluthusten u. s. w. schon durch den Rauch nachtheilig sei. Ich meine, daß das Rauchen für viele nervöse Naturen schädlich sei, indem es die Hyperästhesie, die Ueberempfindlichkeit der Nerven steigert, und einen Krankheitszustand hervorbringt, den man Rückenmarksreizung genannt hat. Die begleitenden Krankheitserscheinungen finden sich nicht ausschließlich im Rücken, sondern in den von den Rückennerven abhängenten Organen. Bald sind es krampfhafte Gefühle im Halse, Beklemmungen in der Brust, Herzklopfen, Verdauungsstörungen, Auftreibung nach der Mahlzeit, Magenkrampf, Blähungs-Beschwerden, colikartige Zufälle, je nach dem Sitze des Uebels. Solche Personen fühlen sich leicht erregt, aber es fehlt ihnen die nachhaltige Kraft, sie neigen zu ängstlichen Verstellungen hin, fühlen sich oft den Anforderungen des Lebens nicht gewachsen, sind schwankend in ihren Entschlüssen, wissen ihre Persönlichkeit anbern gegenüber wenig geltend zu machen, quälen sich oft mit unnöthigen Sorgen, und sind zu Zeiten wieder übertrieben aufgeregt, was dann in schlaflosen Nächten wieder Reue und Verwürfe veranlaßt. Zum Beweise, daß solche körperliche und gemüthliche Leiden durch Tabaksvergiftung veranlaßt werden, dient, daß dieselben aufhören, wenn der Gebrauch des Tabaks aufhört, und daß sie sich mit demselben wieder einstellen. Die richtige Erkenntniß solcher Krankheitszustände ist nicht leicht, weder für den Arzt noch für den Patienten. Beide, in der Meinung, der Tabak sei unbedingt unschädlich, kommen nicht auf die Ursache, — der Patient am wenigsten, weil ein neuer Tabaksgenuß ihm momentan Erleichterung verschafft.

(Schluß folgt.)

Aus den Tagen der alten Bastille.

Von Georg Hiltl.

II.

Romanschreiber und Freunde der Schauerliteratur konnten nicht leicht Erwünschteres für ihre Zwecke finden, als die von niemandem belauschten Qualen der Bastille-Opfer zu schildern. Die furchtbaren Mauern wehrten jedem Zeugen den Eintritt und so blieb es der Phantasie freigestellt, die gräßlichsten Bilder heraufzubeschwören. Diesem Umstande verdankt man eine vollständige Literatur über die Bastille. Daß hierbei die gewaltigsten Uebertreibungen den geheimnißsüchtigen Lesern aufgetischt wurden, ist natürlich; namentlich trugen die von den entlassenen Gefangenen der Bastille verbreiteten Erzählungen dazu bei, den Grimm gegen das verrufene Schloß anzustacheln. Der seiner Freiheit, oft um des unbedeutendsten Witzes willen, Jahrelang beraubte Mensch suchte seinem Zorne Luft zu machen. Noch krank von der Luft des Gefängnisses, krank an der Seele durch den Aufenthalt in jenem großen Grabe, ergriff er die Feder, um das Einzige zu thun, was er eben zur Kühlung seiner Rache thun konnte — : eine Flut von Verwünschungen auf das Papier zu werfen, das Publikum zum Richter über die unverdienten Mißhandlungen zu setzen, die man ihn hatte dulden lassen. So entstanden sicherlich manche Uebertreibungen, ja — offenbare Unwahrheiten wurden in die Welt geschleudert.

Was in solchen Darstellungen aufbewahrt ist, soll hier gar nicht beachtet werden. Für den Forscher haben nur die authentischen Actenstücke im Hôtel des Archives Werth und diese sind, wie schon früher angetentet, sehr lückenhaft und in verhältnißmäßig geringer Anzahl vorhanden. Diese Papiere, welche gesammelt zu haben ein besonderes Verdienst Mirabeaus ist, der sie gleich nach dem Sturm der Bastille in Sicherheit brachte, enthalten etwa 4 bis 500 Actenfaseikel, welche nach den Namen der Lieutenants der Bastille geordnet und mit denselben bezeichnet sind. Vom Jahre 1602 datirt das erste vollständig vorhandene Stück. Es betrifft die Gefangenschaft des

Digitized by Google

Herzegs von Biron und trägt die Unterschrift Sullys. Dann erscheint ein Manuscript vom Jahre 1617, dann eins von 1643. Beide enthalten Bemerkungen über Ludwig XIII. Von hier aus springen die Daten gleich bis zum Jahre 1660 über. Was also aus früheren Zeiten von den Erlebnissen der Gefangenen berichtet wird, stützt sich nicht auf actenmäßige Grundlagen und mag verschieden beurtheilt werden. Ausnahmen hiervon sind die beiden bereits erwähnten Prozesse, über welche noch aus dem 15. Jahrhundert Actenstücke vorhanden sind.

Nur einzelne Fälle wollen wir aus den Acten hervorheben. Zunächst stoßen wir dann auf die Acrreirungsordre des Intendanten Nicolas Fouquet, ausgestellt am 5. September 1661, für den Capitän des Mousquetärs Herrn von Artagnan. Fouquet wurde zu Nantes verhaftet und am 18. Juni 1663 in die Bastille abgeliefert. Die Ordres sind von Ludwig XIV unterschrieben und von Le Tellier gegengezeichnet. Was hatte Fouquet verbrochen? Die Anklage behauptete, der Intendant habe sich der Unterschlagung königlicher Gelder schuldig gemacht. Man fand ein Deficit von 40 Millionen Franken. Fouquet wies den Verbleib der Gelder nach, mit Ausnahme von 7 Millionen; man behauptet: die Königin Mutter habe sie von ihm geliehen und die Schuld gelengnet. Aber Fouquet sieł nicht deshalb; was waren für Ludwig XIV einige Millionen mehr oder weniger? Fouquet fiel als ein Opfer der Eitelkeit des Königs. Bei der Versiegelung der Papiere hatte man in dem Schlosse Vaux, dem Intendanten gehörig, ein eisernes Kästchen gefunden, welches Briefschaften enthielt, aus denen hervorging, daß Ludwig die Gunst einer Geliebten mit dem Oberintendanten Fouquet getheilt hatte. Das brach den Stab über Fouquet. Er endete in strenger Gefangenschaft auf der Citadelle von Pignerol, woselbst er geistliche Gedichte verfaßte und nach einem Leben voll Schwelgerei, die „Anleitungen sich mit Gott zu unterhalten" schrieb. In der Bastille bewohnte Fouquet ein Zimmer des Thurmes de la Chapelle.

Unterm 2. September 1669 finden wir ein Urtheil zur Einkerkerung einer Frau Helena de Lateurs oder La Tourra, geboren zu Florenz, angeklagt, gegen den König conspirirt zu haben. Bei den Acten liegt ein Brief, welcher so lautet:

„Mein liebes Kind!

So eben verkündet man mir mein Todesurtheil. Ich fürchte den Tod nicht, wohl aber schrecke ich vor dem Gedanken zusammen: Du Geliebte könntest durch die traurige Nachricht so heftig erschüttert werden, daß auch Dein theures Leben in Gefahr geriethe. Gottes Hand liegt schwer auf mir, nicht deshalb, weil sie meinem Todesengel winkt, sondern weil sie mich von Dir trennt. Ich habe kein anderes Wort mehr als: Lebewohl! Könnte ich doch meine Lippen auf die Deinigen drücken! Küsse diese Zeilen und Du wirst die Hand küssen, welche sie schrieb und das Herz, welches für Dich schlug. Lebewohl für ewig. Aus meinem Kerker, Freitag den 7. September 1669."

Die Unterschrift fehlt. Da keine Bemerkungen über den Verbleib der Gefangenen eingetragen sind, so liegt die Vermuthung nahe, daß hier das Actenstück eines jener geheimnißvollen Morde aufbewahrt wird, deren mehrere innerhalb der Bastille stattfanden.

Einer der wichtigsten Abschnitte in den Acten der Bastille ist die Haft Louis de Rohans, Oberjägermeisters von Frankreich. Rohan ward am 11. September 1674 in die Bastille geworfen. Er hatte, so sagen die Acten, eine Verschwörung mit den Holländern angezettelt, um ihnen Quillebeuf und andere Plätze in die Hände zu spielen. Nach der Schlacht bei Senef erbeutete man den Wagen des Grafen v. Monteray, Gouverneur der spanischen Niederlande; in dem Kasten der Equipage fanden sich die compromittirenden Papiere und der Graf Brissac verhaftete Rohan während der Messe in Versailles. Einer seiner Mitschuldigen, Hatreaument, ward bei der Verhaftung getödtet, ein Umstand, der dem Oberjägermeister sehr zu Statten kam. Um ihn jedoch zum Selbstgeständnisse zu bringen, ward er auf das grausamste in der Bastille behandelt und ihm endlich besseres Gefängniß sowie Gnade versprochen, wenn er gestehen wolle. Der Unglückliche ging in die Falle und wärd nach abgelegtem Geständnisse zum Tode verurtheilt. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die Wachen in der Galerie des Rondes sewohl, als die außerhalb Befindlichen, während des Prozesses Rohan, häufig in der Nacht Leute gewahrten, die sich mit ungeheuren Sprachröhren versehen hatten. Sie näherten sich, so weit sie konnten der Bastille und riefen zu den Thürmen hinauf: „Hatreaument ist todt und hat nichts gestanden." Allein Rohan hörte die Stimmen nicht. Am 27. November 1674 ward er aus dem tour de la Baziniere in den Garten des Arsenals geführt und in aller Stille enthauptet.

Eine der abscheulichsten Gewaltthaten berichten die Acten über Catharina Peissfier. Sie wurde den 7. März 1685 in die Bastille gesetzt, weil sie gehört haben wollte, „daß drei vornehme Cavaliere gegen den König conspirirt hätten." Ohne Verhör ward die Unglückliche, eine Dienstmagd, durch einen lettre de cachet verhaftet und in die Bastille geworfen. Der Bericht ist kaum eine Folioseite lang. Urtheil und Anklage fallen gleich zusammen; der Tag des Austrittes steht nicht verzeichnet, obwohl das Actenstück sonst ganz erhalten ist. Es ist jedenfalls eins der beklagenswerthen Opfer, deren Dasein vollständig vergessen wurde und das, in der Bastille von Cachet zu Cachet geschleppt, — dort endlich umkam.

Das Jahr 1690 brachte der Bastille den merkwürdigsten Gefangenen zu, der wohl jemals in ihren Mauern gesessen hat. Dieser Mann, bekannt unter dem Namen: „der Mann mit der eisernen Maske" hat auch eine vollständige Literatur hervorgerufen. Es scheint zuweilen, wenn man die verschiedenen Beweisführungen liest, als hätten die Verfasser weit mehr ihren Scharfsinn in der Behauptung zeigen, als die Persönlichkeit der Maske feststellen wollen. Alle Beweise, nach denen es Beaufort, Vermandois, Monmouth, ein Sohn Buckinghams und Annas von Oestreich gewesen sein sollte, eine später vergebrachte Beweisführung, die den Intendanten Fouquet unter der Maske stecken ließ — haben sich als unstichhaltig erwiesen. Delort, Jacob, Taulès, der Graf Heß, Reuy Fazillac rc., die eifrigsten Forscher haben ihre Kräfte an dieses Räthsels Lösung erschöpft. Faktisch ist eben nur folgendes: Im Jahre 1715 tauchten zuerst Gerüchte von dem einstigen Vorhandensein eines maskirten Gefangenen auf. Demzufolge erschien 1745 in Amsterdam ein Duodezbüchlein, betitelt: „Geheime Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Persien." Der holländische Buchhändlerverein hatte es herausgegeben. Hierin war die Geschichte des maskirten Gefangenen unter lauter erdichteten Namen erzählt. Man fand bald heraus, daß der Verfasser ihn als einen Sohn Ludwigs XIV und der La Valliere hinstellte. Dieses Buch bildete die Grundlage zu allen späteren Erzählungen über den Mann mit der Maske. Die Vermuthungen zogen so umher, bis Voltaire in seiner Geschichte des Jahrhunderts Ludwigs XIV, die er unter dem Namen Francheville in Berlin schrieb, die Maskenangelegenheit ausführlicher behandelte. Die von Voltaire gebrachten Einzelnheiten mußten demselben aus lauteren Quellen zugeflossen sein, denn sie stimmten allerdings mit den später gemachten Entdeckungen überein und wurden nicht widerlegt. Hiernach ward der Gefangene unter Bewachung des Herrn von St. Mars, kurz nach Majarins Tode von den Margarethen-Inseln und Pignerol kommend in die Bastille gebracht, deren Commandant St. Mars war. Auf St. Marguerite besuchte ihn der Minister Louvois und sprach stehend und gebeugten Hauptes vor ihm. Der Gefangene trug die herrlichste Wäsche, die schönsten Kleider, spielte Guitarre, war schlank und hochgewachsen und sprach das Französische mit italienischem Accent. Diesen Einzelnheiten fügte St. Foix noch andre hinzu: „Blainvilliers, ein Neffe des St. Mars, hatte öfter Gelegenheit den Gefangenen zu sehen. Dieser trug stets eine schwarze Sammetmaske mit eisernen Federn an den Kiefern und hinten mit einem Schlosse versehen. Er hatte sehr schöne Hände. Obwohl er im kräftigsten Mannesalter stand, stahlen sich unter der Maske weiße Haare hervor. Als St. Mars nach Paris reiste, führte er den Gefangenen in einer Sänfte mit sich. In der dritten Nacht kam der Zug auf dem Gute des Herrn von St. Mars, Palteau an. Hier begrüßten die Bauern ihren Gutsherrn und sahen ihn in Gesellschaft eines maskirten Herrn speisen. St. Mars saß ihm gegenüber und hatte neben seinem Teller zwei gespannte, scharf geladene Pistolen liegen. Nachts schlief St. Mars neben dem Gefangenen. Als er in der Bastille ankam, umgab er sich mit ganz vertrauten Leuten. Der Major von Rosarges, der Schließer Rû und ein Verwandter des Gouverneurs, Wilhelm von Formanoir, waren die nächsten Mitwisser jenes großen Staatsgeheimnisses. Der Gefangene starb im Jahre 1703. Die fürstliche Bedienung, die Maske, die Absperrung von aller Welt und endlich das tiefe Schweigen, welches selbst die Fürsten Frankreichs beobachteten, sind also die Facta. Wenig fehlte und man hätte die Maske für eine Sage oder müßige Erfindung erklärt, denn es war allerdings auffallend, daß ein Geheimniß so versichtig bewahrt und gehütet worden sei. Der

Digitized by Google

letzte König, der es gewußt haben sollte, sei, behauptete man, Ludwig XVI gewesen. Lange Jahre hindurch beschäftigte sich die literarische Welt mit Vermuthungen über den Gefangenen.

So kam das Jahr 1789 heran. Die Bastille fiel in Trümmer, tausende drangen hinein. Jetzt mußte sich das Geheimniß lösen; dort steigt ein Soldat des Volkes aus dem Schutthaufen, auf der Spitze seines Bajonettes trägt er das Register der Bastille. Nun wird alles klar werden, man schlägt die Actenstöße auf — aber das dem Jahre 1698 und der Ankunft des maskirten Gefangenen von den Margarethen-Inseln entsprechende Folioblatt 120 war herausgenommen und durch ein Neugeschriebenes ersetzt. — Die Municipalität von Paris ließ alle auf die Bastille bezüglichen Schriften und Blätter, die beim Sturm zerstreut waren, sammeln, ganze Stöße hatte man auf dem großen Hofe unter Jubelgeschrei verbrannt. Charpentier erhielt den Auftrag, die Geschichte zu schreiben, fand aber nur bis 1663 Actenstücke. Kleine Blättchen enthielten allerlei Bemerkungen und das große Register war erst 1686 angefangen. Mit um so größerer Freude ward die Einlieferung des Folieblattes 120, über die eiserne Maske, begrüßt.*)

Dieses Document ist das einzige Authentische, was über den Gefangenen existirt. Alles andre ist Vermuthung oder Roman. Das Schriftstück ist deßhalb wichtig, weil es die wirkliche Existenz des maskirten Gefangenen beweist, die sonst immerhin angefochten werden könnte. Aus diesem Blatte ersieht man, daß der Lieutenant Dujonca die Ankunft, die Aufnahme, den Tod registrirt hat. Namen der Staatssecretäre und die Gründe der Verhaftung fehlen. Die unten stehenden Bemerkungen sind von dem Major der Bastille, Chevalier, im Jahre 1749 eingeschrieben. Man forschte nun in dem

Eine Patrouille.
Nach alten Originalen.

*) Statt aus dem Register der Bastille, die „eiserne Maske" betreffend.

Namen und Eigenschaften der Gefangenen	Datum ihrer Ankunft	Namen der Staatssecretäre, welche den Verhaftsbefehl contrasignirt haben	Band	Seite	Datum des Todes	Band	Seite	Gründe der Haft der Gefangenen	Bemerkungen.
Ehemaliger Staatsgefangener in Pignerol. Gewöhnt eine Maske von schwarzem Sammet zu tragen. Den Namen desselben hat man nie erfahren.	18. Sept. 1698 um 3 Uhr Nachmittags.	. . . . . Dujonca	V, 37.		Am 19. November 1703.	Dujonca	V, 80	Man hat es nie erfahren.	Es ist der Mann mit der Maske, den niemand gekannt hat. Gestorben am 19. November 1703 ungefähr 45 Jahre alt (?), begraben zu St. Paul, am andern Tage Nachmittag 4 Uhr unter dem Namen Marchialy in Gegenwart des Herrn Rosarges, Major des Schlosses und des Herrn Reilhe, Oberchirurgen der Bastille, welche ein Todtenregister von St. Paul unterzeichnet haben. Sein Begräbniß hat 40 Livres gekostet.
		. . . . .							Seinen Begräbnißtag nicht mit eingerissen, hat der Gefangene 5 Jahre und 62 Tage in der Bastille zugebracht.

Anmerkung: Dieser Gefangene ist von Herrn von St. Mars, als er, der frühere Gouverneur von Pignerol gewesen, aus seinem Gouvernement der Inseln St. Marguerite und Honoral kam, um das Gouvernement der Bastille anzutreten, in seiner Gesellschaft in die Bastille gebracht worden. Er wurde dem Gouverneur mit großer Auszeichnung behandelt, nur von demselben und dem Major bedient und gesehen. Er ist nur einige Stunden krank gewesen und plötzlich verstorben. Er ist in einem ganz neuen leinenen Tuche begraben worden. Alles was sich in seinem Zimmer fand, ist verbrannt worden. Stühle, Gesäß ꝛc. zu Staub gebrannt und in die Cloake geworfen. Bilder, Kupfer und Zinngeschirr ist eingeschmolzen. Der Gefangene wohnte im dritten Zimmer des Thurmes Bertaudière. Das Zimmer ist bis auf die Steine abgetragen und neu von Grund gewölbt.

Es ist zu bemerken, daß man bei dem Namen Marchialy, den man ihm im Todtenregister von St. Paul gegeben hat, buchstäblich die beiden Wörter, das eine lateinisch, das andere französisch hatte: Die amiral. Dieses ist der Admiral.

Digitized by Google

Kirchenregister von St. Paul nach und fand hier, die Notiz Chevaliers beachtend, bei dem Namen Marchialy, auf welchen hier der Maskirte beerdigt war, in kleinerer Schrift die beiden Worte: „hic amiral.“ Nun war ein neues Feld eröffnet. Jetzt mußte es wieder Beaufort gewesen sein, die Schlüsse häuften sich, denn eigentlich war man ebenso klug wie zuvor. Zuletzt trat der Literat Roth, unter welchem Pseudonym man den Baron von Servière vermuthete, mit der Behauptung auf: die Maske sei der wegen seines Verrathes von Casale verhaftete italienische Secretär Mathioli gewesen. Roth versocht seine Ansicht sehr gewandt, indem er die Namen Mathioli und Marchialy mit einander verglich. Indessen blieb er die Beantwortung der Hauptfrage schuldig, die zwar sehr plump ist, aber sich doch stets in den Vordergrund drängen wird: Wozu die Maske? Es mußte doch besonders daran liegen, die Gesichtszüge zu verbergen. Dürfte eine Vermuthung Wahrscheinlichkeit für sich haben, so wäre es wohl die, nach der die Maske ein Bruder des Königs gewesen sei. Ludwig XIV galt bekanntlich (und höchst wahrscheinlich ist es auch richtig so) für einen Sohn Mazarins, dessen Ehe mit Anna von Oesterreich schon durch die Memoiren der Herzogin von Orleans außer allem Zweifel gestellt ist. Die Maske wird für einen Bruder des Königs ausgegeben; Aehnlichkeiten hätten zu großen Verwicklungen führen können ꝛc. Diese Annahme hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, doch erlaubt der Raum hier nicht, das Feld der Muthmaßungen und Beweise weiter zu beschreiten.

Nur auf einen Umstand will ich noch aufmerksam machen, der die Behauptung: „kein Zeitgenosse der Maske habe ihrer erwähnt,“ unsicher machen dürfte und der vielleicht noch nicht in Betracht gezogen worden ist. Constantin de Renneville, ein normannischer Edelmann, ward 1702 in die Bastille geworfen. Ihm verdankt man die ausführlichste Geschichte des Gefängnisses, die er unter dem Titel: „L'Inquisition française ou l'histoire de la Bastille“ 1715 zu Amsterdam herausgab. In der Vorrede zu diesem Buche erzählt Renneville:

Landes Flucht aus der Bastille.
Nach altem Originalen.

Er habe eines Tages im Saale der Bastille einen Mann von mittlerem Wuchse, aber wohlgebaut, gesehen, dessen Kopf ganz schwarz gewesen sei. Diesem Gefangenen habe er gleich den Rücken kehren müssen. Nachher habe er den Schließer Rü um den Gefangenen gefragt und der Beamte habe ihm erwidert: Es sei jener Mann schon 31 Jahre im Kerker und St. Mars hätte ihn von den Margarethen-Inseln mitgebracht. Er sei zu ewigem Gefängnisse verdammt, weil er einst als Schüler von zwölf Jahren auf die Jesuiten schlechte Verse gemacht habe. Der Chirurg Reithe bestätigte diese Erzählung. Es ist nicht so unwahrscheinlich, daß dieser Gefangene die Maske war. 1703 starb dieselbe, und nur der Umstand ist zu beachten, daß Renneville den Gefangenen 1705 gesehen haben will. Allein es ist zu vielsach erwiesen, daß nicht nur die Namen, sondern auch Datum und Jahreszahl in den Todtenregistern beliebig verändert wurden. Von dem Tode oder Freiwerden eines Mitgefangenen erfuhren die andern selten etwas, es wäre also nicht so unmöglich, daß eine Fälschung der Jahreszahl stattgefunden hätte, denn Dujonca, der den Schein ausstellte, starb 1706. Mindestens ist die Nachricht von der früheren Einschließung des Gefangenen auf den Margarethen-Inseln sehr beachtenswerth, da sie lange vor dem Bekanntwerden des Publikums mit der eisernen Maske erwähnt wird und mit den späteren Aussagen übereinstimmt.

Noch während der Gefangenschaft der eisernen Maske ward 1702 Constantin de Renneville in die Bastille gesetzt. Er stand in dem Verdacht, ein Spion Englands zu sein. Seine Dienste, welche er als politischer Agent dem Minister Chamillart geleistet hatte, brachten ihn in die schlimme Lage von zwei Parteien zugleich als verdächtig betrachtet zu werden. Renneville war der Jüngste von eilf Geschwistern, die sämmtlich im Dienste des Königs gestanden hatten oder standen. Seine durch nichts erwiesene Schuld zog ihm eine Gefängnißhaft von beinahe zwölf Jahren zu. Er selbst vermuthet, daß persönlicher Haß, wegen Spottlieder die er gedichtet, ihn zu so grausamer Strafe verurtheilte.

Renneville ist einer der interessantesten, in gewissem Sinne vielleicht der interessanteste Gefangene der Bastille, denn ihm verdankt man die obenerwähnte ausführlichste Geschichte des Gefängnisses.*) Renneville hat Furchtbares erlebt. Er hatte das Unglück, in die Hände des Herrn von Bernaville zu gerathen, der nach St. Mars Gouverneur der Bastille wurde. „Dieser grausame Tyrann, sagt Renneville, ließ mich lange Zeit verfaulen ohne Stroh, ohne einen Stein, um mein Haupt darauf zu legen, hockend auf dem Schlamme des Kerkers, mit Brot und Wasser zur Nahrung. Meine Augen traten fast aus dem Kopfe heraus, meine Nase war dick wie eine Gurke, mehr als die Hälfte meiner guten Zähne waren mir vom Scorbut ausgefallen, der Mund geschwollen und die Knochen durchbohrten meine Haut an verschiedenen Stellen.“ Das Buch verursacht an vielen Stellen ein Grausen; aber wenn auch Renneville zu den furchtbar gereizten Naturen gehörte, so kann man doch nicht leugnen, daß sein einfacher Styl den Stempel der Aufrichtigkeit trägt. Renneville sah die Gefangenen jedes Ranges, Alters und Geschlechtes unter furchtbaren Hieben sich winden, er sah, wie sie der Habsucht ihrer Wächter anheimfielen, wie der geringste Widerspruch die Unglücklichen in die Cachots begrub. Jahre lang dauerte es, bevor er seiner Frau und seinen Kindern schreiben durfte, aber nie erhielten diese seine Briefe, sie fanden sich nach dem Sturm der Bastille in den Acten. Die Haft war mit so fürchterlicher Gewalt gehandhabt worden, daß Renneville, selbst als er frei ward, die erste Zeit lieber in der Stille der Einsamkeit als unter Menschen zubringen mochte. In den Mauern der Bastille erlebte er die haarsträubendsten Abenteuer. An den Wänden der düstern, feuchten Kerkerzimmer sah er Inschriften, welche von Muth, Haß und Verzweiflung dictirt waren. Scheußliche Malereien illustrirten diese oft mystischen Sprüche in abschreckender Weise. Man darf es nicht wagen, Proben davon zu geben. Wer sich einen Begriff von der durch Kerkerhaft erzeugten Ruchlosigkeit machen will, der lese, wenn er das Buch Rennevilles in die Hand bekommt, die Beschreibung des zweiten

*) Die Originalausgabe ist so selten, daß die kaiserliche Bibliothek zu Paris nur ein Exemplar besitzt. Einen sehr schönen Nachdruck in fünf Bänden besitzt die königliche Bibliothek zu Berlin. Beim Erscheinen wurde das Buch mit fünf Louisd'or pro Band bezahlt.

Digitized by Google

Zimmers im Thurme du Coin. — Renneville hat alle Gefängnisse der Bastille kennen gelernt, in allen geschmachtet. Fünf Monate lang dauerte es, bevor er seine Wäsche wechseln durfte, doch sah er den Schließer Rü mit den ihm genommenen Hemden umhergehen. Mit großer Energie schildert er die Gewalthaber: St. Mars, Formanoir, der in der Bastille Cerbé genannt wurde, Rü und den Chirurgus Reilhe. Später Bernaville und den Abbé Giraut. Dagegen lobt er den Lieutenant Dujenea, der ein Tröster der Gefangenen war. Dujenea starb plötzlich 1706, wie Renneville behauptet, an Gift. In der That liegt die Vermuthung nahe, daß der einzige redliche Mann, der um das Geheimniß der Maske wußte, beseitigt wurde. Dujenea sollte aus der Bastille in eine andre Stellung versetzt werden, als er plötzlich — starb. — Durch Rennevilles Buch lernt man die Geschichten vieler andrer Gefangenen kennen. Jeder hat besondre Leiden durchzumachen gehabt. Daß man Renneville fürchtete, beweist der nächtliche Ueberfall, den drei Banditen in den Straßen Amsterdams gegen ihn nach seiner Freilassung unternahmen, als die ersten Bände seines Buches erschienen waren. „Aber," sagt er, „ich werde meinen Degen keinen Zollbreit ziehen: Si Deus pro nobis, quis contra nos? Es ist schön für die Wahrheit zu sterben." — Diese Sprache ist nicht die eines Lügners, auch hat Renneville seine Kühnheit sicherlich gebüßt, denn nach dem Erscheinen der zweiten Auflage seines Werkes (1724) verschwand er spurlos und ist nie wieder zum Vorschein gekommen. In welchem unterirdischen Kerker mag er umgekommen sein?

Auffallend groß ist die Anzahl der Gefangenen, denen die Bezeichnung: „Gründe der Haft unbekannt" beigegeben ist. Dann findet sich wieder ein ansehnliches Contingent von angeblichen Falschmünzern. Einen höchst bedauernswerthen Zuwachs lieferten die Protestanten nach der Aufhebung des Edicts von Nantes.

Von berühmten Männern, die eine Zeit lang in den düstern Zimmern der Bastille eingeschlossen waren, steht wohl obenan Voltaire. Der Götze seiner Zeit hieß damals noch Arouet. Er hatte seine Federn schon verschiedene Male in geistreiche Bosheit getaucht, war außerdem vielen Leuten ein Dorn im Auge und sollte wahrscheinlich für lange Zeit verschwinden. Das Gedicht: „Puero regnante" mißfiel dem Regenten, Herzog von Orleans, ganz besonders, obwohl sonst die Angriffe auf seine Person ihn sehr gleichgültig ließen. Die Verhaftung Voltaires ist eigenthümlich. Der Regent und Voltaire sahen sich im Garten des Palais Orleans. Plötzlich erhielt Voltaire den Befehl zum Regenten zu kommen. „Herr Arouet," redete der Herzog ihn an, „ich werde Ihnen etwas zeigen, was Sie noch nicht gesehen haben." „Und das wäre, Hoheit?" „Die Bastille." „Hoheit," entgegnete Voltaire, „ich kann mir genau vorstellen, wie dieselbe aussieht." — Am folgenden Tage saß Arouet unter Schloß und Riegel. Der Regent hatte die Ordre sehr lakonisch abgefaßt. „Es ist die Ansicht Sr. Hoheit, daß der Herr Arouet verhaftet und in die Bastille gesteckt werde. Den fünfzehnten Mai 1717. — Orleans." Der Commissär Ysabeau brachte den jungen Dichter dahin. Interessant ist der noch vorhandene Nachweis der bei Voltaire gefundenen Papiere, sowie sein erstes Verhör, ferner die Liste aller bei seiner Visitirung ihm abgenommenen Sachen. Sie bestand in: 1) zwei Büchern einer lateinisch-griechischen Iliade und Odyssee, 2) zwei Stück indischen Taschentüchern, 3) einer kleinen Mütze, 4) zwei Cravatten, 5) einer Nachthaube, 6) einer kleinen Flasche Nelken-Essenz. Diese Visitation geschah am einundzwanzigsten Mai. — Voltaire ging am achtzehnten November 1718 aus der Bastille, ward aber 1726 den achtzehnten März zum zweiten Male hineingeworfen, blieb jedoch nur bis zum zwölften April gefangen.

Der Handel mit lettres de cachet, welcher während der Herrschaft der Marquise von Pompadour getrieben wurde, bietet die grauenhaftesten Episoden dar. Eigentlich war niemand mehr sicher. Wer einen Feind, einen habsüchtigen Erben oder falschen Freund im Rücken hatte, konnte durch den Befehl irgend eines Machthabers in die Bastille gesteckt werden, wo er dann auf lange Zeit in Vergessenheit gerieth. Alle Beispiele verschwinden aber vor der entsetzlichen Gewaltthat, die an Henri Mazere von Latude verübt ward. Latude kam 1749 nach Paris als ein bildschöner Mann von vierundzwanzig Jahren, den Kopf voll hochfliegender Pläne. Die Sucht, sich eine hohe Stellung zu verschaffen, verleitete ihn, einen Schritt zu thun, der verhängnißvoll für sein ganzes Leben werden sollte. Eines Tages war er der ungesehene Zeuge eines Gespräches zwischen zwei Männern, die sich im Tuileriengarten über die Pompadour unterhielten und die Geliebte des Monarchen in schmählichster Weise beschimpften. Dieses Gespräch brachte Latude auf den Gedanken, der Beleidigten sich als schützender, wohlwollender Ritter zu nahen. Er fertigte aus Kochsalz und Zucker ein Pulver an, that es in ein Briefcouvert, adressirte es an die Frau Marquise nach Versailles und gab es auf die Post. Vor Eintreffen des Briefes begab er sich in Person nach Versailles und erhielt eine Audienz bei der Pompadour. Er erzählte der Marquise, wie er ein Gespräch belauscht und dadurch erfahren habe, daß gegen sie ein Complot bestehe, welches kein anderes Ziel erstrebe, als die gehaßte Favoritin durch ein furchtbares Pulver, dessen Dunst sofort tödtlich wirke, wenn nur das geringste Stäubchen auf die Augen, in Mund oder Nase komme, aus der Welt zu schaffen. Die Verschwörer hätten ein kleines Quantum davon in einen Brief geschlossen und solchen unter Adresse der Marquise zur Post gegeben. — Frau von Pompadour wußte recht wohl, daß sie der Gegenstand allgemeinen Hasses war und die Giftmittel schienen ihr gar nicht außergewöhnlich. In großer Aufregung, aber hocherfreut, einen unerwarteten Freund in Latude kennen zu lernen, überhäufte sie den jungen Mann mit Dankesworten, reichte ihm eine volle Börse, die Latude natürlicherweise ausschlug, aber auf Bitten der Marquise seine Adresse und Namen aufschrieb, damit er von ihr, eines Edelmannes würdig, belohnt werden könne.

Latude glaubte schon die höchsten Ehrenpatente in der Tasche zu haben, als er Versailles verließ. Unterdessen lief der angebliche Mordbrief ein. Er ward mit aller Vorsicht geöffnet und man fand zum Entsetzen der Marquise das Pulver bei. Auf Anrathen der Umgebung versuchte man das Pulver bei Thieren. Eine Katze, ein Hund und ein Hahn fraßen davon, blieben aber vollständig gesund. Die Marquise wurde stutzig. Plötzlich fiel ihr Blick auf die Adresse des Briefes, sie verglich die Handschrift mit der vor ihr liegenden Schrift von Latude und erkannte sofort die Aehnlichkeit. Sogleich stand der ganze Plan Latudes vor den Augen der gewandten Frau und ehe sich der unglückliche Mystificant aus seinen glänzenden Zukunftsträumen allzusehr ergötzt hatte, saß er schon in der Bastille.

Bei dem Verhöre gestand Latude offen und frei, welche Absicht er gehabt. Der Lieutenant Berryer ward gerührt und meldete das Resultat der Marquise, die wider alles Erwarten die strengste Haft über ihn verhängte. Den nun an war Latude verloren. Nach achtmonatlicher Haft begann er an Befreiung zu denken. Merkwürdigerweise gelang es ihm, von den Wachen unerkannt aus der Bastille zu entkommen, indem er langsam durch alle hindurchging. Er quartierte sich in Paris ein und beging die unglaubliche Thorheit, an den König zu schreiben, ihm seine Flucht zu melden und um Verzeihung zu bitten. Folgenden Tags saß er wieder in der Bastille. Man versprach ihm seine Freiheit, wenn er angeben wolle, wie die Flucht bewerkstelligt werden sei, um später andern Gefangenen das Entweichen unmöglich zu machen. Latude gestand und nun erst nahm ihn ein noch festerer Kerker auf. Die Verzweiflung ergriff den Unglücklichen. Man hatte ihm Bücher bewilligt. In eines derselben schrieb er in einem Anfalle von Wuth beißende Verse gegen die Pompadour. Ein Schlosser überbrachte dem Gouverneur das Buch. Fünf Tage später saß Latude im Cachot. Berryer war ein Mensch, wie sie selten in der Bastille gefunden wurden. Er erleichterte Latudes Haft und gab ihm einen Gefährten, der aber nach sechs Monaten starb und zwar im Wahnsinn. Ein neuer Gefährte, Allègre aus Carpentras, war rüstiger. Latude theilte ihm den Plan mit, aus der Bastille entweichen zu wollen. Anfangs glaubte Allègre ein Genosse sei verrückt, aber Latude setzte ihm den Plan auseinander. Er wollte durch die Schornsteine auf das Dach und von da mittelst einer Leiter sich an dem Thurme du trésor in den Graben hinablassen. Etwas Tollkühneres hatte noch niemand erdacht. Latude hatte bemerkt, daß zwischen dem Fußboden seines und der Decke des unter demselben liegenden Zimmers ein leerer Raum sei. Hier wollte er die Werkzeuge verbergen. Diese bestanden aus zwei Eisenbändern, welche zur Tischplatte gehörten, einem Feuerstahle und einer Säge, die Latude aus dem eisernen Leuchter gefertigt hatte. Sechs Monate brauchten sie, um die Gitterstangen aus den Schornsteinen zu brechen, den Mörtel erweichten sie durch aufgespritztes Wasser, ihre Knöchel und Ellenbogen bluteten. Wenn sie zu erschöpft waren, arbeiteten sie ihre Leiter und Stricke. Die Sprossen waren aus den Scheiten geschnitzt, die zur Feuerung geliefert wurden, jedes Stück wurde ein-

Digitized by Google

zeln gedreht, um es leichter verbergen zu können. Latude setzte noch eine zweite Leiter zusammen, um aus dem Graben zu kommen. Die Leitern hatten zusammen die Länge von fünfzig Fuß. Außerdem besaßen die Gefangenen noch ein Packet Stricke von dreihundertundsechszig Fuß Länge!! Dreizehn Dutzend Hemden, zwei Dutzend Paar seidne Strümpfe, achtzehn Paar Unterkleider, drei Dutzend Servietten, verschiedene Nachtmützen und eine Menge Schnupftücher hatten die Stoffe geliefert. Um heim Herablassen die Leitern dirigiren zu können, besaßen sie auch eine Anzahl dünnerer Leinen. Im ganzen hatte alles eine Länge von 1400 Fuß. Achtzehn Monate hatten beide gearbeitet. Jetzt stelle man sich die scharfe Bewachung der Bastille, die Höhe des Gebäudes, die Angst und Hoffnung der Gefangenen vor und man wird ermessen können, mit welchen Gefühlen Allègre und Latude ihren grauenvollen Weg in der Nacht des fünfundzwanzigsten Februar 1756 antraten. Der Graben der Bastille war gewöhnlich feicht, heute war er ausgetreten und hatte vier Fuß Wasser. Nach dem Mittagessen bereiteten die Gefangenen alles vor. Sie setzten die Sprossen in die Leitern, nahmen Eisenstangen, welche sie mit Futteralen, aus dem Futter ihrer Kleider gefertigt, versehen hatten, in die Hand und erwarteten die Nacht.

Latude ging zuerst in den Schornstein. Knie und Arme trieften von Blut, doch gelangte er auf das Dach. Oben angekommen ließ er einen Bindfaden hinab. Allègre knüpfte die Leitern, Stricke ꝛc. daran und Latude zog alles hinauf. Bald traf Allègre ein. Vom Schornsteine des Daches stiegen sie auf die Plattform. Die Nacht war stockfinster und es regnete. Latude ordnete die Effecten und dann banden sie die Strickleiter an das Ende einer Kanone. Latude schlang sich das Seil um den Leib und in die schwarze Nacht sich hinausschwingend begann er langsam in der grausigen Tiefe zu verschwinden, Um die Abwicklung des Strickes zu bewerkstelligen, hatte er eine dicke Holzrolle verfertigt, die oben von Allègre gedreht wurde. Latude sagt selbst: „Ich wurde fast ohnmächtig und fürchtete gegen die Mauer geschleudert zu werden, weil sich ein Wind erhob.“ — Endlich kam er im Graben an, nicht lange nach ihm gelangte Allègre hinab, der es leichter hatte, da Latude den Strick straff anzog. Sie hörten deutlich die Schritte der Schildwache auf der Gallerie und gingen, bis an den Hals im Wasser, leise vorwärts. Die Runde kam in diesem Augenblick an und der Schein ihrer Laternen beleuchtete die Wasserfläche, weshalb den Flüchenden nichts übrig blieb als unterzutauchen. Um ins Freie zu gelangen, mußten sie ein Loch durch die Grabenmauer brechen. Sie wühlten es in neun Stunden. — Um fünf Uhr Morgens befanden sie sich auf der Chaussee von Charenten. — „Wir fielen einander in die Arme und weinten.“ schreibt Latude.

Glücklich kamen beide nach Brüssel. Die Flucht erregte große Sensation. Die Pompadour schäumte vor Wuth. Latude ward wieder in Amsterdam, auf Befehl der französischen Regierung, ergriffen und in die Bastille gesteckt. Vierzig Monate saß er im Cachot. Nur durch zwei Löcher erhielt er Luft und Licht. Er war ein Scheusal geworden. Sein Lager bildete faules Stroh, seine Nahrung würde man nicht den Schweinen vorgeworfen haben. Er starb aber nicht. Seine Lippen waren gespalten, seine Zähne ausgefallen; endlich weil das Wasser in seinem Kerker stieg, erhielt er ein anderes Zimmer. Hier fertigte er Aufsätze für — den König. Eine Verbesserung des Briefportos, eine neue Art der Infanterie-Attacke. Seine Federn waren Fischgräten, Dinte sein Blut, die Schreibtafeln Brettkrumen. Die Vorschläge nahm die Regierung an, sie zog viel Nutzen aus der Porte-Erhöhung, aber Latude blieb im Kerker. — — Gott forderte die Marquise von Pompadour vor seinen Richterstuhl, sie starb am siebzehnten April 1764 — Latude blieb im Kerker. — Man muß die Briefe des Opfers lesen, um die ganze Größe der Scheußlichkeit zu begreifen, die an einem nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Menschen ausgeübt ward. An einer Stelle heult die Wuth, dann kreischt der Schmerz, dann perlen Thränen, zuletzt fährt ein schneidender Witz gleich einer Dolchklinge hervor und das Ende ist Ergebung in sein fürchterliches Schicksal. — Man brachte ihn endlich aus der Bastille nach Vincennes — Latude entwich zum dritten Male! — Sollte man es glauben, daß Latude von seinem Schlupfwinkel aus wieder an Choiseul schrieb? Sollte man es glauben, daß der Minister ihn wieder in das Gefängniß werfen ließ? in ein Gefängniß, aus welchem Latude sich in — die Cachots der Bastille zurücksehnte! Die Haare sträuben sich. Latude gewann einen Schliesser; dieser beförderte ein Schreiben, worin der Unglückliche um Erbarmen flehte. Dieses Schreiben ging zu Latudes Glück verloren. Eine Frau fand es. Sie war nur eine Wäscherin, aber sie hatte den Muth und die Ausdauer eines Helden. Sie hieß Legros. Das Schreiben beförderte sie an die Adresse und ließ sich durch nichts abhalten, für den ihr unbekannten Gefangenen zu wirken. Endlich sprach alle Welt von Latude. Drei Jahre lang wirkte die edle Retterin für den halbverwesten Mann im Cachot von Vincennes. Maurepas, Rohan, Bretenil verwenden sich für die Legros und ihren Schützling. Am zweiundzwanzigsten März 1784 wird Latude in Freiheit gesetzt. Fünfundreißig Jahre hatte er im Kerker zugebracht, bis eine arme Wäscherin ihn befreite. Unbegreiflich bleibt es, daß Ludwig XVI ihm nicht sogleich die Thore des Gefängnisses öffnete. Man sagt: Er habe das Verdammungsurtheil der öffentlichen Meinung gefürchtet. Deßhalb blieb Latude fünf Jahre länger eingeschlossen. — — Latude starb 1805. Die Republik hatte ihm von den Erben des Ministers Amelot eine Entschädigung von 60,000 Livres ausgewirkt.

Zunächst tönte durch die Lüfte, als am vierzehnten Juli 1789 das Krachen der Geschütze einen Sieg verkündete, als die frohe Kunde durch Paris flog: „Die Bastille ist genommen.“ Und was fand man darin? Nur sieben Gefangene, nämlich vier Wechselfälscher, zwei von ihren Familien dort in Verwahrung gebrachte Wahnsinnige und einen Grafen, der einen Bauern ermordet hatte. Dennoch erschien die Erstürmung und Zerstörung der Bastille Jedermann in Frankreich, ja in ganz Europa, als ein Gericht göttlicher Vergeltung.

Am Familientische.

Die Katastrophe am Matterhorn.

Das Matterhorn, ein Grenzstock der Schweiz gegen Italien, unfern des Monte Rosa, circa 13,500 französische Fuß ü. M., hat, seitdem das Bergsteigen so zur Mode geworden, seitdem besonders der englische Adel eine Leute ausfindet, um an allen Wänden herumzuklettern, jede Spitze „zu nehmen,“ jede irgend denkbare Passage zu überschreiten, damit nur die Spitze genommen, die Passage gemacht sei, nicht wenig die Aufmerksamkeit auf sich und herausgefordert. Seine bedeutende Höhe, seine freie, dominirende Lage, die einen ganz besonders großartigen Rundblick gewähren muß, weil seine Umgebung zum Theil stumpfweit um mehrere tausend Fuß niedriger als die Spitze ist, dazu die einzig kühne Formation des Berges, durch die es sich auch der ganzen Walliser-Alpenkette heraushebt, ja durch die es sich vor allen übrigen Bergen der Schweiz auszeichnet, — alles das macht das Matterhorn zu einem wirklich wahren Ziel für solche, deren Lebensaufgabe fast darin zu bestehen scheint, „unerstiegene Spitzen zu nehmen,“ denen die Bergsteigerei zur Leidenschaft geworden ist. Aber die Ersteigung hatte auch ihre besondern Mucken. Die Schwierigkeiten erwiesen sich so groß, wie nicht leicht bei einer andern Spitze. Der Piz Rosegg in Graubünden hat mehrere Versuche zu seiner Besteigung abgewiesen, am Ende aber ohne weiteres erstiegen müssen; das Schreckhorn in Grindelwald hat drei Stürme abgeschlagen, ehe es 1861 zum ersten von Leslie Stephen, 1864 zum zweitenmal von drei Schweizern (zu denen auch Schreiber dieses gehörte) bestiegen wurde; — die Aiguille verte (in der Montblanc-Gruppe) war 1861 und 1862 der ersten Demüthigung nahe; einer der damaligen Führer (Peter Bohren aus Grindelwald) war seiner schrecklichen Spitze allein nahe gekommen, wurde aber von seinem Herrn, einem Engländer zurückgerufen, und der Versuch aufgegeben, bis vor wenigen Wochen ein anderer Grindelwaldner, Christian Almer, der muthige und vorsichtige, den Herrn Whymper auf die Spitze geführt hat; der Pic d'Ecrin in der französischen Dauphiné spottete mehrerer Angriffe; im Sommer 1864 bezwungen ihn einige Engländer unter der Leitung des gleichen Chr. Almer; die dient blanche, das Cinol-Rothhorn und viele andere haben den Rimbus der Unnahbarkeit in den letzten Jahren eingebüßt. Sie alle waren bezwungen; noch trotzte das Matterhorn.

Was Wunder, wenn das dem alten Volk der Engländer nicht in den Kopf wollte, wenn sie immer wieder ansetzten, wenn endlich — wie uns glaubwürdig versichert worden ist — einige der „Alpenclubisten“ sich frevelhafter Weise das Wort gaben, „auf Tod oder Leben“ nicht zu ruhen, bis auch diese Spitze bezwungen sei. Sie ist bezwungen; aber mit welchen Opfern!

Wir geben im Nachstehenden eine Erzählung der bereits allgemein bekannten Katastrophe vom vierzehnten Juli. Wir haben sie einem schriftlichen Bericht des Herrn Whymper entnommen, der zur Berössentlichung bestimmt uns zuvorkommend zur Verfügung gestellt worden ist; die Thatsachen können also vollkommen verbürgt werden; die Katastrophe selbst erzählen wir mit Herrn Whympers eigenen Worten in getreuer Uebersetzung.

Am zwölften Juli d. J. fanden sich zufällig vier Engländer in Zermatt zusammen, alle in der Absicht das Matterhorn anzugreifen; sie entschlossen sich, gemeinsam vorzugehen und sogleich wurde auf den folgenden Tag eine Recognoscirung ausgemacht. Sie brachen um sechs Uhr früh von Zermatt auf.

Digitized by Google

Es waren die Herren Whymper, ein in Fels und Gletscher wohlbewanderter Mann; Hudson, den wir nicht näher kennen, zu dessen Charakterisirung eben einzig und garantirtes Russisch etwas beitragen mag (er soll einer der tüchtigsten englischen Alpenjäger gewesen sein); Douglas, jüngster Sohn des Lord Douglas; vor wenigen Wochen haben wir ihn in Grindelwald gesehen zur Besteigung des Wetterhorns mit zwei Führern; ein liebenswürdiger junger Mann von neunzehn Jahren; und Hadow, ein ungeübter Neuling in den Alpen, der außer dem ungefährlichen Montblanc wenig Alpengipfel gesehen hatte. Als Führer gingen mit: Michael Croz aus Chamounix, den Hudson für das Matterhorn engagirt hatte, ein starker Mann; seine Tugend als Führer soll hauptsächlich das Aufsinden der richtigen Wege und dessen Richtungen gewesen sein, weniger die Sorgfalt für seine Herren; dann zwei Walliser, Namens „zum Taugwald," Vater und zwei Söhne, aus Zermatt; der Vater wenig über sünfzig alt, als guter Führer bestens bekannt, gewöhnlich Taugwalder genannt. Dafür meinte, es wäre an Croz und Taugwalder genug, machte jedoch keine Einwendung gegen Whympers Vorschlag, Taugwalders Söhne als Träger noch mitzunehmen.

In dieser Zusammensetzung der Gesellschaft lag ein doppelter Fehler; sür's erste war sie zu zahlreich für eine so schwierige, zu gefährliche Besteigung wie die des Matterhorns; und zweitens waren drei Führer zu viel Herren, von denen nur zwei eigentlich ganz bewährte Gänger und Kletterer waren, entschieden zu wenig.

Am 13. Juli früh um 5 Uhr 35 Min. setzte sich die Gesellschaft von Zermatt aus in Bewegung, versehen mit den gewöhnlichen Apparaten, wie Beil und Seil, mit einem Zelt (engl. Offizierszelt, die hie und da auf derartigen Touren mitgenommen werden), so wie mit Mundvorrath auf 3 Tage. Sie überschritten einen der bewährten Zumutgletscher, gegen sich nach dem schwarzen See" und dem „Hörnli" zu, welche beide den Besuchern der benachbarten Gegend, auch vielen Damen, wohl bekannt sein werden; von da aus griffen sie den Berg an, also von Nord-Ost aber bald Nord. Ohne Schwierigkeit hatten sie um 11 Uhr 50 Min. bereits die Höhe von 11000 engl. Fuß erreicht, fanden einen hinlänglichen Raum und beschlossen, hier ihr Zelt aufzurichten und die Nacht zuzubringen. Um den Nachmittag nicht unnütz verstreichen zu lassen, schickten sie die beiden Söhne Taugwalder auf Rekognoscirung weiter aufwärts. Nicht sehr lange dauerte es, so kamen diese triumphirend wieder zurück und verkündeten die besten Aussichten für das Gelingen des Unternehmens, sie waren sogar der Meinung, man könne noch gleichen Tags den Gipfel erreichen und wieder zum Zelt zurückkehren. Freilich eine sehr irrige Meinung. Man beschloß aber, auf der eingenommenen Station zu verbleiben. Für die Nacht bezogen Lord Douglas, Herr Whymper und die Taugwalder das Zelt, die andern zogen vor, im Freien zu bleiben. Vor Tagesanbruch war die Gesellschaft schon wieder munter. — 10 Min. vor 4 Uhr am verhängnißvollen Freitag, den 14. Juli, brachen sie auf; 3 Führer nur gingen mit, während einer bei den Schlafenden zurückblieb, gegen sich nach Seen zu schwarzen See" und dem „Hörnli" zu, welche beide den Besuchern der benachbarten Gegend, auch vielen Damen, wohl bekannt sein werden; von da aus griffen sie den Berg an, also von Nord-Ost aber bald Nord. Ohne Schwierigkeit hatten sie um 11 Uhr 50 Min. bereits die Höhe von 11000 engl. Fuß erreicht, fanden einen hinlänglichen Raum und beschlossen, hier ihr Zelt aufzurichten und die Nacht zuzubringen. Um den Nachmittag nicht unnütz verstreichen zu lassen, schickten sie die beiden Söhne Taugwalder auf Rekognoscirung weiter aufwärts. Nicht sehr lange dauerte es, so kamen diese triumphirend wieder zurück und verkündeten die besten Aussichten für das Gelingen des Unternehmens, sie waren sogar der Meinung, man könne noch gleichen Tags den Gipfel erreichen und wieder zum Zelt zurückkehren. Freilich eine sehr irrige Meinung. Man beschloß aber, auf der eingenommenen Station zu verbleiben. Für die Nacht bezogen Lord Douglas, Herr Whymper und die Taugwalder das Zelt, die andern zogen vor, im Freien zu bleiben. Vor Tagesanbruch war die Gesellschaft schon wieder munter. — 10 Min. vor 4 Uhr am verhängnißvollen Freitag, den 14. Juli, brachen sie auf; 3 Führer nur gingen mit, während einer bei den Schlafenden zurückblieb, gegen sich nach dem

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im August 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 47.**

Der Flüchtling.

Eine Erzählung von Gottfried Flammberg.

(Fortsetzung.)

An dem Abend desselben Tages, an welchem diese Briefe abgegangen waren, saß einer der französischen Rétugiés, welche in B.* eine zweite Heimat gefunden, im Familienkreise seiner Tochter. In Frau von Lenk (wie wir sie nennen wollen) würde niemand so leicht den schmucken Pagen von Brumat wiedererkannt haben. Ein lieblicher Knabe von neun Jahren, das Ebenbild der Mutter, spielte zu ihren Füßen, sein noch lieblicheres Zwillingsschwesterchen saß neben der Mutter, mit dem ersten Versuch im Filetstricken beschäftigt, und ein kleineres Knäbchen saß auf ihrem Schooße und spielte mit dem Perlengehänge ihres Ohres. Der alte Marquis saß ihr gegenüber und weidete sein Auge an der lieblichen Gruppe. „Wie gnädig hat uns der treue Gott geführt," sprach er; „denkst Du noch der Stunde, da der seltsame Mensch in Brumat uns vor Tagesgrauen so erschreckte!" — „Und uns rettete," fügte Frau von Lenk hinzu. „Möchte wohl wissen, was aus ihm geworden ist." — „Ein ganz braver Steuercontrolleur," versetzte ihr Vater. „So hat mir wenigstens Herr von Meville geschrieben, bei dem ich mich ein Jahr darauf, sobald wir hier festen Fuß gefaßt hatten, nach ihm erkundigt habe. Er schrieb mir, sein Glück sei gemacht."

In diesem Augenblicke trat der Kammerherr von Lenk ins Zimmer. Er begrüßte seinen Schwiegerpapa, seine Gemahlin und seine Kinder herzlich, und setzte sich dann an die Seite seiner Gattin, um am Gespräch Theil zu nehmen.

„Nun, ist die Erbtheilung glücklich ins Reine gebracht?" fragte der alte Marquis.

„Zur allgemeinen Zufriedenheit," sagte der Kammerherr und spielte dabei, wie es seine Gewohnheit war, mit den schweren goldenen Bandelocken seines Uhrgehänges. „Schade nur," sagte er, „daß dies alles nicht viel helfen wird. Wenn Wilhelm von E., wo Gott vor sei, im Kriege bleiben sollte, so stirbt der ganze edle Stamm doch aus. Schade, jammerschade um das alte Geschlecht!"

„Mon Dieu, ist es so alt?" sagte der Marquis.

„Ma foi, sie sind schon unter Kaiser Otto dem Großen nach Deutschland gekommen," sagte der Kammerherr.

„Eh bien, sie stammen also aus fremden Landen, wie wir?" fragte der Marquis.

„Aus Schweden," versetzte Lenk. „Und nun sollte so ein illustres Haus aussterben! Und was dann? Dann wird Bayberg Ansprüche an die Güter erheben, und der Kaiser die Oberlehnsherrlichkeit in Anspruch nehmen, und ist nicht abzusehen, wohin das führen wird. Parole d'honneur, es liegt heher fürstlicher Durchlaucht sehr am Herzen, daß das Geschlecht erhalten bleibe. Es ist in hochfürstlichem Auftrage an den Major Wilhelm geschrieben worden, qu'il demande son congé sans hésiter, und an Se. fürstliche Hoheit, den Markgrafen von Baden, qu'il ne le lui refuse pas. Aber das ist dann immer erst un seul, und muß sich erst vermählen, und wer kann dann mit Sicherheit sagen, ob er postérité bekommen wird! Der Baron Jakob auf Eichenthal hatte freilich auch einen Sohn; aber der ist auf und davongegangen."

„Et pourquoi cela?" fragte der Marquis.

„Er hat, wie man mir sagt, das Unglück gehabt, in einem Ehrenhandel einen Junker Hundstein zu tödten. Er war noch ein junger unerfahrener Mensch, sein Vater war gerade abwesend; so ist er denn in seiner Herzensangst davon gegangen, niemand konnte erfahren, wohin."

„Und wann ist das geschehen?" fragte Frau von Lenk.

„Im Jahre 84," erwiederte ihr Gemahl.

„Im Jahre unserer Flucht!" rief sie, und in demselben Augenblicke fragte der Marquis: „Und in welchem Monat?"

„Das weiß ich nicht," sagte Lenk; „doch," fügte er hinzu, „wenn ich mich nicht ganz irre, so war es im Sommer, ich glaube — nein, jetzt erinnere ich mich bestimmt, es war in den ersten Tagen des August. Ich hab' es aus des Baron Hundstein eignem Munde."

„Dann war der junge Herr also nicht aus Schwaben," sagte der Marquis, stand auf und griff nach Hut und Stock.

„Wo wollen Sie hin, Herr Papa?" rief Lenk verwundert; „Sie bleiben doch zum Souper?"

„J'aurai le plaisir de souper avec vous," sagte der Marquis

Digitized by Google

lächelnd, „aber d'abord — will ich dem Vater den verlorenen Sohn zurückgeben."

Er ging, während Frau von Lenk ihrem Gemahl die Sache aufhellte, und ließ sich stehenden Fußes bei Herrn von Eschenthal melden.

„Pardonnez-moi," sprach er, „wenn ich Sie störe zu so ungewöhnlicher Stund. Aber Sie haben verloren einen Sohn, und ich habe gefunden Ihren Sohn."

Herr v. Eschenthal sah ihn mit großen Augen an, und wußte nicht, ob er einen Gesunden oder einen Kranken vor sich habe.

„Sie kennen mich nicht. Ich bin der Marquis de Perilles, beau-père von Kammerherrn v. Lenk. Ihr Sohn ist der Retter meines Lebens. Es war im August, mit six cent quatre-vingt-quatre, daß er gegangen ist in die Welt?"

„Den sechsten August," stammelte zitternd Herr v. Eschenthal.

„Ich denke nicht, daß er getragen hat zu Haus den braunen Kamisol und den schwarzen Mantel, in dem ich ihn habe gesehen. Aber hat er nicht getragen geschlitzte Winkleid von seinem grauen Tuch mit gelbseidenem Futter in die Schlitz und seidene Band?"

„O Gott! das war sein Anzug!"

Der Marquis erzählte nun ausführlich, wo und wie er ihn getroffen. Er erzählte, daß Karl in Straßburg als Steuercontrolleur angestellt sei, und daß der Steuerintendant Herr v. Meville ihm sichere Auskunft über ihn geben könne.

Mit vor Freude zitternder Hand schrieb Herr v. Eschenthal augenblicklich an diesen. Die Antwort, die er nach einigen Wochen erhielt, war aber eine schmerzliche Täuschung.

Karl Kaltschmidt habe mit der Regierung in Paris bereits vor sieben Jahren ein räthselhaftes Zerwürfniß gehabt, in dessen Folge er auf eine schlechtere Stelle versetzt worden sei. Dies habe er sich nicht wollen gefallen lassen, und sei Knall und Fall fortgegangen; man habe schon damals allgemein geglaubt: zur Armee, und Kaufmann Bernthal, dem er sein Vermögen zur Verwaltung übergeben habe, bestätige dies, und sei nach langer Weigerung endlich mit der Entredung herausgerückt, daß er unter dem Namen Steinmann in Flanderu Dienste genommen. In den ersten Jahren habe er sich nach einander den größten Theil seines Vermögens schicken lassen; seit sieben Jahren sei aber kein Brief mehr von ihm eingetroffen und die an ihn geschriebenen unereffnet zurückgekommen. Uebrigens solle man sich an den Obrist von Marcel wenden; der werde am ersten Auskunft über ihn geben können. Herr v. Meville fügte dieser niederschlagenden Nachricht das Versprechen bei, sich zunächst nach dem Aufenthaltsorte Marcels und dann bei diesem nach Karl erkundigen zu wollen.

Der sonst so ruhige und gefaßte Herr v. Eschenthal sank, als er diesen Brief gelesen, in krampfhaftem Schluchzen auf seinen Stuhl. Es war grausam, so aus jahrelanger Resignation zu vergeblicher Hoffnung aufgestachelt zu werden — nur um diese Hoffnung in neues Dunkel begraben zu müssen.

Sollte er jetzt noch hoffen? Er war auf alles gefaßt. Zwei Monate später schickte ihm Meville einen vom Regimentskommando unterschriebenen Zettel, die Worte enthaltend:

„Karl Steinmann aus Bischweiler, Kgl. Lieutenant beim 4ten Infanterieregiment — seit der Schlacht bei Neerwinden verschollen, ohne Zweifel gefallen."

Am untern Rande stand noch mit Bleistift die Bemerkung: „Während der Feind verfolgt wurde, wurden die Gebliebenen, auch die Franzosen, in Eile eingescharrt, ohne daß man ein genaues Verzeichniß der Gefallenen aufnehmen sich die Zeit nahm."

Er las den Zettel, und legte ihn ruhig in sein Pult.

5. Geduld lernen!

Mit dem Ryßwycker Frieden im Jahre 1697 kam endlich der Tag, der Karl seine Freiheit zurückgab. Die Kriegsgefangenen wurden ausgewechselt. Karl landete in Cherbourg. Eine kleine Summe in Geldpapieren, die ihm bei seiner Gefangennehmung abgenommen worden war, wurde ihm zurückgestellt, und reichte gerade hin, daß er nach Paris reisen konnte. Er zweifelte nicht daran, er werde eine Pension oder eine Verwendung im Civilfache erhalten. Er meldete sich beim Kriegsministerium um seinen Abschied und um eine Versorgung; aber derartiger Meldungen waren so viele, daß er Monate lang warten mußte. Wäre nur Marcel zu Paris oder in der Nähe gewesen! Aber dieser stand, wie Karl auf seine Erkundigungen hin vernahm, mit dem ganzen Regiment jetzt in Marseille. So war er ohne Freund, ohne Gönner. Seine Ungeduld stieg von Woche zu Woche; mehrmals erneuerte er sein Gesuch; es blieb ohne Antwort. Und doch brannte ihm der Boden unter den Füßen. Sein Geld war aufgezehrt; er lebte einstweilen auf Borg, kümmerlich genug! Sobald er seinen Abschied und irgend eine Aussicht auf Verwendung oder Pension hätte, wollte er nach Straßburg reisen, den Rest seines Vermögens, der immer noch über 1000 Livres betragen mußte, erheben, dann vor allen Dingen eine Reise in seine Heimat machen und sich seinem Vater zu Füßen zu werfen. Denn soviel sah er bei seiner jetzigen Welterfahrung ein, daß ihm aus dem nun längst verjährten Vergehen seiner Jugend keine ernstliche Gefahr mehr erwachsen werde; übrigens beabsichtigte er seine Heimkehr auch mit aller Vorsicht ins Werk zu setzen, den Namen Steinmann beizubehalten, uns sich fürerst niemanden, als seinem Vater unter vier Augen, zu erkennen zu geben.

Aber drei Monate hatte er nun schon vergeblich gewartet. Endlich bahnte er sich mit Mühe einen Weg in die Bureaur des Kriegsministeriums. Er wurde von einem Beamten zum andern geschickt; niemand wollte von seinen Gesuchen etwas wissen. Endlich nahm sich einer der Beamten die Mühe, darnach zu suchen, und richtig, die Gesuche fanden sich — noch unerösnet. „Ist das der Lohn," rief Karl, „für die Wunde, die ich im Dienst des Königs hier trage" (und dabei zeigte er seine durchlöcherte Hand) „und für die Leiden vierjähriger Kriegsgefangenschaft?" Der Beamte entschuldigte sich mit den schönsten Redensarten und bat ihn, in drei Tagen wiederzukommen.

„Sie nennen sich Steinmann," sagte er, als Karl wieder erschien, „Steinmann aus Bischweiler, Lieutenant im 4ten Infanterieregiment. Aber Lieutenant Steinmann ist unter den Gefallenen gemeldet und in den Listen als todt verzeichnet. Es kann das leicht auf einem Irrthum beruhen, und wir zweifeln nicht im mindesten, daß Sie wirklich Lieutenant Steinmann sind, und freuen uns, einen so tapfern Officier dem Dienste des Königs erhalten zu sehen; nur müssen wir Sie, bevor etwas weiteres für Sie geschehen kann, ersuchen, uns Ihren Heimatschein von Bischweiler vorzulegen."

„Ich habe keinen solchen bei mir," rief Karl: „ich bin um meine Papiere und um alles was ich hatte, gekommen."

„Dann müssen Sie in Ihre Heimat reisen und sich dort eine neue Beglaubigung ausstellen lassen."

Damit wandte er Karl den Rücken, um einem andern Petenten Gehör zu geben.

Karl stand einen Augenblick sprachlos vor sich hinstarrend; dann wandte er sich und verließ raschen Schrittes das Gebäude.

Auf eine Pension, auf eine anderweitige Verwendung hatte er also nicht zu rechnen. Selbst wenn er zu Marcel nach Marseille gereist wäre, würde es ihm unter diesen Umständen nichts genützt haben; denn das Zeugniß eines Freundes hätte doch nicht den Mangel eines amtlichen Attestes ersetzen können; und dies Attest konnte er aus begreiflichen Gründen nie erlangen, da er Bischweiler nie gesehen hatte.

Mit Wuhe bewog er seinen Pariser Hauswirth, ihm noch eine weitere Summe vorzustrecken, mit welcher er nach Straßburg reiste. Hier war sein erster Gang zum Steuerintendanten von Meville. Er zog die Klingel, nicht ohne Verwunderung, daß vom Balkon des Hauses die beiden schönen Granatbäume verschwunden waren, die denselben stets geziert hatten, und die der Stolz der Frau v. Meville gewesen waren. Ein Diener erschien, und erwiderte die Frage nach Herrn v. Meville mit der Gegenfrage, ob der Herr denn nicht wisse, daß Herr v. Meville schon seit einem Jahre todt sei.

Von Schmerz und Bestürzung ergriffen eilte Karl zu dem Kaufmann Bernthal, dem er sein Vermögen übergeben hatte. Aber hier traf ihn ein noch furchtbarerer Schlag. Der Kaufmann, ein grundretlicher Mann, hatte in Folge einer Handelskrise, die der Krieg herbeigeführt, vor anderthalb Jahren Bankerott gemacht, und lebte jetzt als Hantlungsdiener in einem kleinen Provinzialstädtchen.

Karl war also so arm, wie vor dreizehn Jahren, als er von der Heimat floh und in den Wäldern übernachtete. Ja schlimmer noch, er hatte Schulden; er wußte nicht, wie er seinem Pariser Hauswirth die vorgestreckte Summe zurückerstatten sollte.

Digitized by Google

In solcher Lage, als ein Bettler in seine Heimat zurückzukehren, dagegen empörte sich sein Stolz. Ihm fiel ein andrer Weg ein.

Auf dem Schiffe, das ihn von Plymouth nach Eberbourg brachte, hatte er einen Kaufmann aus Toulouse kennen lernen, einen reichen gebildeten Mann, der an seinen Erzählungen lebhaftes Interesse genommen. Zu ihm wollte er sich wenden. Er verkaufte die einzige Lederbarett, die er besaß, seine Taschenuhr, und reiste auf die wohlfeilste Weise, die er erfinnen konnte, theils zu Fuße, theils mit Gelegenheitsfuhren nach Toulouse. Herr Requillet war erstaunt, ihn zu sehen. Er vertraute ihm seine ganze Lebensgeschichte, seinen zweimaligen Namenswechsel, sein ganzes Unglück an und fand Hilfe. Herr Requillet gab ihm zugleich Wohnung in seinem eignen Hause und eine Stelle in seinem Comptoir. Er hatte das nicht zu bereuen; denn Karl, durch seinen frühern Beruf im Rechnungswesen geübt und mit den Handelsverhältnissen vertraut, fand sich schnell in die neue Thätigkeit, und erwies sich als ein äußerst brauchbarer Gehilfe seines Wohlthäters. Dieser erhöhte den sehr anständigen Gehalt, den er ihm sogleich anfangs geboten, bald auf das Doppelte. Karl konnte nun daran denken, seine Schuld in Paris zu berichtigen; aber als er eben das Packet versiegelte, trat Herr Requillet zu ihm, und sagte: „Was machen Sie da? Lassen Sie das! Diesen kleinen Posten habe ich sogleich am ersten Tage berichtigt, als Sie in mein Haus traten und mir Ihre Noth klagten."

Karl verlebte in Requillets Hause vier glückliche Jahre; glückliche, weil er eine geordnete Berufsthätigkeit hatte, weil man ihn achtete und liebte; weil er Hoffnung hatte, bald soviel erübrigt zu haben, um mit Ehren zu seinem Vater heimkehren zu können. Daß er nicht immer in Toulouse bleiben wolle, fand auch Herr Requillet natürlich. Derselbe hatte durch Kaufleute, die die Frankfurter Messe besuchten, im stillen Erkundigungen über Herrn v. Eichenthal einziehen lassen, und konnte am letzten Abend des 17. Jahrhunderts Karl mit der Nachricht erfreuen, daß sein Vater noch lebe. Diese frohe Nachricht weckte in ihm von neuem die Sehnsucht nach der Rückkehr. Es war aber noch ein andrer Umstand, der ein Bleiben in Toulouse auf die Dauer als unthunlich erscheinen ließ.

Als „Eiferer", wofür er galt, war Karl für seine Person zwar in seinem lutherischen Glauben persönlich unangefochten, aber daß er des Gottesdienstes so ganz und gar entbehren mußte, wurde ihm schwer. Seine Studien der englischen Bibel hatten wenigstens das bewirkt, ihn zu einem guten Protestanten zu machen, der sich und andern über die Richtigkeit der evangelischen Lehrsätze Rechenschaft zu geben vermochte. Um so mehr war sein Herz empört über die Art, wie Ludwig XIV, von dem Jesuiten La Chaise und dem Kanzler Letellier geleitet, die Reformirten verfolgt hatte und noch verfolgte. In Requillets Hause erschien jede Woche ein armer alter geistesschwacher Mann, und erhielt als Almosen ein warmes Essen und etwas Geld. Karl war nicht wenig erstaunt, als Herr Requillet ihm eines Tages sagte: „Dieser Mann war vor zwanzig Jahren ein wohlhabender Kaufmann, wie ich." „Um Gotteswillen," sagte Karl, „wie hat er denn das angefangen, so herunterzukommen?" „Er war reformirt, und hat von seinem Glauben nicht lassen wollen," versetzte Requillet. „Als die scheußlichen Dragonaden anfingen, wurde auch in sein Haus eine halbe Compagnie Einquartierung gelegt; sie fingen damit an, alles Mobiliar zu zerschlagen, alle Vorräthe an Wäsche und Lebensmitteln zum Fenster hinauszuwerfen, ihn und seine Frau und Kinder zu mißhandeln — seinen jüngsten Knaben haben sie zum Krüppel geschlagen! Da er sammt den Seinen fest blieb und sich weigerte, das Crucifix zu küssen, das sie ihm entgegenhielten" — „Aber wäre das denn etwas Unrechtes gewesen?" unterbrach ihn Karl. „Hören Sie mich zu Ende," versetzte Requillet. „Ich will Ihre Phantasie nicht martern mit all den raffinirten Grausamkeiten, die an dem Unglücklichen — vor seinen Augen an seinen Kindern verübt wurden. Die natürliche Elternliebe wurde in die Schranken gerufen gegen die religiöse Ueberzeugung. In einem furchtbaren Angeublick — sein Weib aus den Händen der Wüthriche zu retten, küßte er das Crucifix. Damit galt er als übergetreten; sie wollten ihn in die Messe schleppen, er stemmte sich; da rissen sie ihm — o es ist grauenhaft zu sagen, und unsre eignen ersten Bischöfe, ein Fénelon, ein Noailled, u. a. haben im Verein mit braven Generalen, wie Catinat und Vauban, ihre Entrüstung über diese Profanation des Heiligsten laut ausgesprochen — die Dragoner rissen ihm den Mund auf und schoben ihm mit Gewalt eine geweihte Hostie in den Schlund." — „Aber warum ist man gerade mit diesem Manne so grausam umgegangen?" fragte Karl. „Man ist," versetzte der Kaufmann, „mit ihm nicht schlimmer umgegangen, als mit den andern. Tausende und hunderttausende, namentlich in Poitou, Bearn und Languedoc, wurden auf die nämliche Weise behandelt. Waren die Wüthriche in einem Hause fertig, so zogen sie ins nächste." „Und darüber hat der unglückliche Mann den Verstand verloren?" „Er wollte trotz dem Kuß, den er auf das Crucifix gedrückt, von einem geschehenen Uebertritt nichts wissen; als die Dragoner sein Haus verlassen hatten, hielt er sich ganz stille, man bemerkte, daß er nicht zur Messe kam; man paßte ihm auf und ertappte ihn einst Abends, wie er den Seinen eine reformirte Predigt vorlas. Nun hatte aber der König zwei furchtbare Gesetze gegeben; das eine erklärte jeden unter den sogenannten Neubekehrten, welcher zu reformirten Andachtsübungen zurückkehren würde, für einen Abtrünnigen, und verhängte die furchtbarsten Strafen über ihn. Ein zweites Gesetz verbot allen, den Reformirtgebliebenen wie den Neubekehrten, die Auswanderung oder Flucht aus dem Königreich bei lebenslänglicher Galeerenstrafe. Denken Sie sich, in welcher schauderhaften Lage die Unglücklichen sich befanden! Hunderttausende versuchten gleichwohl die Flucht" — „Ja, davon weiß ich," sagte Karl — „und vielen gelang sie. Hunderte aber sind an die Galeeren geschmiedet." — „Furchtbar! Und unser Alter?" — „Nachdem man ihn bei der Predigt ertappt hatte, kehrte die Einquartierung in sein Haus zurück. Seine Frau wurde vor Schrecken vom Schlag gerührt und starb; die Kinder wurden fortgeschleppt, um in Klöstern erzogen zu werden; gegen ihn selbst wandten sie eine Marter an, von der sie bei hunderten und tausenden Gebrauch machten; sie entzogen ihm den Schlaf." — „Wie?" fragte Karl, dem es nicht sogleich einleuchtete, daß dies in die Kategorie der Martern gehöre. „Untereinander truppweise sich ablösend, erhielten sie ihn in der ersten Nacht durch wiederholte Trommelwirbel wach; so oft dann seine todmüden Augenlider zunickten, weckten sie ihn durch Nadelstiche, durch Rauch, den sie in seine Nase bliesen, und als auch dies nicht mehr wirken wollte, durch glühende Kohlen, mit denen sie ihn brannten. Als sie sechs Tage und Nächte so fortgefahren hatten, befand er sich in einem völlig willenlosen blödsinnigen Seelenzustand, in welchem man alles mit ihm machen konnte. Man hielt ihm ein Uebertrittsformular hin, mit der Weisung, seinen Namen darunter zu schreiben. Er schrieb, und hernach schlief er ein. Aus seinem Schlafe ist er nach drei Tagen, aus seinem Blödsinn nie mehr aufgewacht."

Karl erfuhr mit Schaudern, daß es hunderte solcher Unglücklichen in Frankreich gab, die auf die gleiche Art um ihre Seelenfreiheit gebracht waren. Schon im Jahre 1698 hatte dies Gespräch stattgefunden, und schon damals hätte er am liebsten sogleich Toulouse und den französischen Boden verlassen. Aber damals hatte er sich noch nicht soviel zurückgelegt, um auch nur die Reise unternehmen zu können. Nachher aber hielt ihn die Macht einer anderen Fessel einige Jahre lang fest. Es war kein Wunder, daß in dem 34jährigen Manne endlich die so lange zurückgedrängten Empfindungen der Liebe erwachten. Zwar nicht mit dem Ungestüm, wie man es von seinen leidenschaftlichen Naturell hätte erwarten sollen. Durch seine lange Gefangenschaft war die Glut seines Temperaments sichtlich gedämpft und gebändigt worden, und auch sein Bibelstudium wirk schwerlich ohne wohlthätig beschränkenden Einfluß geblieben sein. Indeß auch der Gegenstand seiner Liebe war von der Art, daß es zu einem plötzlichen Aufwallen der Gefühle nicht kommen konnte. Amélie de Quercy, die 22jährige Tochter eines mit Requillet befreundeten Stadtsyndicus, bezauberte Karl durch ihr reizendes Aeußere sowie durch ihre südfranzösische Lebhaftigkeit und Munterkeit; aber nur bezaubert fühlte er sich, nicht hingezogen. Ob hinter diesem leichten, glatten, äußeren Benehmen auch ein Herz, hinter diesem „esprit" auch eine Seele wohne, das hätte er gern gewußt. Drum beobachtete er sie in der Stille; seine Verhältnisse waren ja fürs erste obnehin nicht von der Art, daß er an eine Bewerbung hätte denken dürfen. Erst um 1700 merkte er aus Andeutungen Requillets, daß Herr de Quercy ihn ganz gerne zum Schwiegersohn und Associé annehmen würde. Das erstere wäre ihm schon recht gewesen, aber nicht das letztere; denn nach Deutschland zurückzukehren, war er unbedingt entschlossen. Ob Amélie ihm dorthin folgen würde? Er ließ Winke fallen, daß er in Deutschland Güter besitze und eigentlich von Adel sei. Sie war von dem Augenblicke an noch freundlicher gegen ihn als zuvor, und kam

Digitized by Google

ihm offenbar entgegen; aber seltsam, in dem Maße als sie dies that, gefiel sie ihm weniger, kam sie ihm leerer, eitler vor. Es war kein Herz, das sich ihm aufschloß, sondern blos eine — Partie! Er that feinerseits keine Schritte vorwärts, und doch zog ihn ihr Reiz wieder an; so fühlte er sich wie ein Korkfigelchen zwischen zwei electrischen Polen hin und hergestoßen. Erst als 1701 der Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges drohte, dachte er lebhafter denn je an seine Rückkehr nach Deutschland, und wollte nun vorher ins Klare kommen, wie er mit Amélie daran sei; eine zufällige Aeußerung von ihr gab ihm Muth, ein Wort zu wagen, indem sie zugleich sein Herz ihr entfremdete. Es kam an einem Abend, den er bei Duereys zubrachte, das Gespräch auf die heimlichen Gottesdienste, welche die abtrünnigen Neubekehrten in den Sevennen in Schluchten und Waldeinöden hielten, und es wurde erzählt, wie eine solche Versammlung kürzlich von Truppen überfallen und zum großen Theile niedergeschossen und niedergemetzelt worden sei. „Schauderhaft," rief Karl, und bebte innerlich vor Entrüstung. „Aber warum," sagte die reizende Amélie, „sind diese Leute auch so thöricht? Der König hat es ihnen nun einmal befohlen, katholisch zu werden, so sollen sie gehorchen. Eine Religion, bei der der König befiehlt werden kann, wird wohl auch für diese Bauern gut genug sein." Karl biß sich in die Lippen und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Ihr Wort, mein Fräulein, läßt mich hoffen, daß auch Sie Ihrerseits, wenn Sie in dem Lande eines protestantischen Fürsten lebten, keinen Anstand nehmen würden, seine Religion zu der Ihrigen zu machen." Eine glühende Zornröthe flog über Amélies Gesicht. „Ich würde der Mutter Kirche nie untreu werden," sagte sie mit bestimmtem Tone. „Und das würde in protestantischen Ländern auch niemand von Ihnen verlangen," setzte Karl, durch diese Antwort schon halb versöhnt, hinzu. „Aber bedenken Sie, daß Sie das heilige Recht, welches Sie für sich in Anspruch nehmen, auch andern zuzugestehen schuldig sind: das Recht, Gott nach Gewissen und Ueberzeugung zu verehren."

Man brach das Gespräch ab, aber eine zurückbleibende Verstimmung auf Amélies Seite fiel Karl auf. Gerade dies reizte ihn wieder zu weiterer Annäherung. Er fand in ihr, was er früher nicht gefunden — Charakter, und war neu bezaubert. So vergingen wieder ein Paar Monate. Aber schon hatte der Krieg in Italien begonnen; sollte seine Rückkehr nicht wieder auf Jahre hinaus geschoben werden, so mußte ein entscheidender Schritt geschehen. Er hielt um sie an und erhielt ein unbedenkliches Ja. Erst als er die Verhältnisse mit ihrem Vater näher besprach, wurde ihm zu seiner Ueberraschung nicht nur die sich für ihn von selbst verstehende Bedingung gestellt, daß sie in ihrem Glauben unangefochten bleiben solle, sondern auch die weitere, daß er seine Güter in Deutschland verkaufen, mit ihr nach Toulouse ziehen und wenn nicht selbst katholisch werden, doch in die katholische Erziehung aller zu hoffenden Kinder willigen solle. Vergeblich blieben alle Gegenvorstellungen bei ihrem bigotten Vater; er wandte sich nun an sie selbst, er redete an ihr Herz, er wähnte, das Weib, das den Mann liebe, werde ihm freudig überall hin folgen; aber mit spitziger Bestimmtheit erklärte sie ihm, daß sie die Stadt Toulouse nie und unter keiner Bedingung verlassen werde. „In diesem Falle rathe ich Ihnen, sich mit der Stadt Toulouse zu vermählen," erwiderte er und ging, schwer sich ärgernd über sich selbst, daß er von diesem eitlen herzlosen Wesen sich so lange habe bezaubern lassen, um ihretwillen einige so kostbare Jahre seines Lebens verloren habe.

Herr Requillet verwandelte ihm den Betrag der Summe, die er sich erspart hatte, in Wechsel auf ein Augsburger Bankierhaus, die er überall verkaufen konnte. Er dankte dem Ehrenmanne für all seine so treu bewährte Liebe, nahm Abschied, und trat im Anfang August 1702, nunmehr ein bald 37jähriger Mann, die Rückreise nach Deutschland an.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vater des deutschen Freiturnens.

Am dreizehnten März d. J. wurde in der städtischen Turnhalle zu Darmstadt ein neuer Lehrerturncursus eröffnet. Bei dieser Gelegenheit wurde ein schön gemaltes Oelbild des Mannes, unter dessen Leitung einst diese Turnhalle gebaut und die Turncurse eingeführt worden waren, an einer Wand der Halle aufgehängt und ein naher Freund des nun seit sieben Jahren Entschlafenen schilderte mit bewegtem Herzen den Mann, wie er lebte und wirkte. Die ganze Feier trug den bescheidenen Charakter einer Gedächtnißfeier im engen Kreise naher Freunde, aber der Mann, dem sie galt, Adolf Spieß, hat eine Bedeutung für unser ganzes Vaterland und drüber hinaus; sein Name ist nicht blos in die Jahrbücher der deutschen Turnkunst als einer der ersten bereits eingetragen, sondern er wird auch in den Jahrbüchern der deutschen Culturgeschichte seine Stelle finden. Adolf Spieß hat nicht blos das deutsche Turnwesen in genialer Weise fortgebildet, sondern er hat in sich selbst das Große und Schöne der vier in Kreuzform stehenden Pole des Sinnbildes der Turner in dem Wahlspruch: Frisch, fromm, fröhlich, frei! in herrlichster Harmonie persönlich dargestellt.

Es sei uns, ehe wir sein Lebensbild zu zeichnen versuchen, zunächst über das Turnen seines Vorgängers Jahn ein Wort vergönnt.

Im Frühjahr 1810 ward der erste Turnplatz in Berlin eingerichtet und mit allerlei Turngeräthe versehen. Schon damals drang Jahn darauf, daß das Turnen in den Plan der gesammten nationalen Erziehung aufgenommen werde. Als Turnziel bezeichnete er: Die Bildung zur Wehrhaftigkeit, zur Vertheidigung des Vaterlands. Er war denn auch einer der ersten, der mit seinen Turnern in das Lützowsche Freicorps trat. 1815 ward Jahn von Staatswegen als Lehrer der Turnkunst in Berlin angestellt. Mit Begründung der Burschenschaft fand das Turnwesen Eingang auf die deutschen Universitäten. Ins eigentliche Volksleben drang jedoch das Jahnsche Turnen nicht; und daran war nicht etwa blos das nachmalige Verbot der Turnanstalten Schuld, sondern in vieler Hinsicht das Jahnsche Turnen selbst.

Es ist Thatsache, daß in vielen Turnvereinen, auch wenn sie wirklich turnen und der Vereinszweck nicht in Kneipen und dergleichen aufgeht, gewöhnlich nur einige wenige excelliren, die entschieden große Mehrzahl aber wenig leistet, ja über die Anfangsgründe gar nicht hinauskommt. Diese Mehrzahl verliert in der Regel auch bald alle Lust an den mühsamen Uebungen. An den Tagen, wo nicht riegenweise geturnt wird, sondern „freies Turnen" ist, sieht man meist nur sehr wenige sich üben. Es ist da oft die Trägheit und die weichliche Genußsucht Schuld, aber auch der Umstand, der im Jahnschen Turnen selbst liegt, daß nämlich nur die besonders robusten Naturen über die Anfangsgründe hinaus zu den Uebungs- resp. Kunststücken gelangen, wo das Turnen den eigentlichen Reiz gewährt.

Das Jahnsche Turnen, wie es bis Ende der vierziger Jahre allgemein betrieben wurde, hat noch einen andern Mangel. Kraft und Gewandtheit schafft es ohne Zweifel den besonders Begabten in außerordentlichem Maße; Muskeln von Stahl lassen sich an diesen einfachen Gerüthschaften bilden, dabei aber führt es etwas mit sich, was wenigstens hart an das athletische Wesen anstreift, dem schon die freisinnigen Griechen nicht hold waren. Es war wohl ein beshalber Spott, wenn vor etlichen Jahren gesagt wurde, der Kunstreiter Renz habe den auf dem großen deutschen Turnfest zu London mit den ersten Preisen gekrönten jungen Leuten (achtbaren Kaufleuten aus gebildeten Familien) das Anerbieten gemacht, als Clowns in seinen Circus zu treten. Aber etwas ist daran; die schlichten Leute in unserm Volk, die einmal auf einen Turnplatz kommen, können die Herstellung von Bajazzos und dgl. nicht leicht von den Turner losbringen.

Dazu kommt noch eines. Schon im Lützowschen Freicorps hatte man viel Noth mit dem Mangel an Subordination bei den Jahnschen Turnern. Und nachmals trat eine gewisse Ueberhebung der Turnerei, die sich fast als den wichtigsten Staatszweck ansah, eine zur Schau getragene Verachtung aller feinen Sitte in so widerlicher Weise hervor, daß jeder besonnene Mensch gestehen mußte, daß diese Turnerei wohl körperlich kräftige und gewandte, aber sonst plumpe, dünkelhafte, dazu naseweise, ihren Eltern und Lehrern widerstrebende Jünglinge erzog. Die Turnerei bedurfte einer Reform, einer Ergänzung im Technischen, wie eines neuen Geistes in ihrem innern

Digitized by Google

Adolf Spieß.

Wesen. Und das brachte Adolf Spieß in edelster, in wahrhaft genialer Weise.

Spieß nahm die gesunden Grundsätze von Gutsmuths wieder auf, faßte das höchste Ziel harmonischer Menschenbildung scharf, klar und fest ins Auge, führte die Schönheit in die Turnkunst ein und stellte sie unter bestimmte ästhetische wie ethische Gesetze. Er verstand selbst das Jahnsche Turnen aus dem Fundament, aber er trieb's mit seltener Feinheit. Noch erinnere ich mich des Staunens unter unsrer jugendlichen Turnerschar, als er, zum erstenmal nach langer Abwesenheit in der Schweiz in sein heßliches Vaterland wieder zurückkehrend den Darmstädter Turnplatz besuchte. Wir hielten ihn gar nicht für einen Turner, da fehlte ja ganz die für unerläßlich gehaltene, allerdings sehr zweckmäßige, aber nicht eben schöne graue Leinwandkleidung, man hätte ihm kaum zugetraut, daß er den „Felgaufgang" machen könne. Wie er nun aber den schwarzen Sammtreck ablegte und sich wie der Blitz aufs Reck schwang, wie erstaunten wir! Stücke, die wir nie gesehen und welche Gewandtheit, welche Eleganz, welche Elasticität der Glieder, welcher Rhythmus, welche Schönheit jeder Bewegung! Spieß hat das Jahnsche Turnen durchaus nicht verworfen, aber er hat es verfeinert, veredelt durch Hervorhebung und Neuerfindung solcher Uebungen, die nicht einseitig einzelne Muskeln, sondern den ganzen Körper bilden. Er hat dann neu hinzugeschaffen ein System von Uebungen, die man eben das „Spieß'sche Turnen" nennt, das dem Jahnschen eine unentbehrliche Ergänzung ist und das allein, nicht blos in allen gelehrten, sondern auch in den Volksschulen ein- und durchführbar ist. Dieses besteht vorwiegend in Freiübungen und Ordnungsübungen und gerade in letztern wird man das darin gebotene ästhetische und ethische Erziehungsmittel leicht erkennen.

Das Jahnsche Turnen erweckte, wie gesagt, leicht ein bedenkliches übermüthiges Selbstgefühl, einen Geist der Widerspenstigkeit. Es war nach der alten Methode eigentlich der schärfste Gegensatz zwischen Schule und Turnplatz. In der Schule keine freie Bewegung, auf dem Turnplatz fast völlige Ungebundenheit. Spieß hat diese Gegensätze versöhnt. In den Gemeinübungen wird, ähnlich wie im militärischen Exercitium, der einzelne in ein Ganzes eingegliedert und muß sich dem Willen des Lehrers unterwerfen, ist zugleich genöthigt, auf das genaueste auf das in Bewegung setzende und die Bewegung regelnde Wort zu achten, bleibt so zugleich in körperlicher wie geistiger Thätigkeit und erlangt damit nicht blos Beherrschung des Körpers, sondern auch Sammlung des Geistes. Diese Gemein-

Digitized by Google

übungen bestehn hauptsächlich in verschiedenen Gang-, Sprung- und Laufarten in wechselndem Tacte und Rythmus, in gemeinschaftlichen Bewegungen einzelner Abtheilungen mit Beziehung zu andern, im Wechsel der Stellung mit andern Abtheilungen oder innerhalb der eigenen Abtheilung.

Spieß hatte in der Leitung dieser Uebungen eine erstaunliche Meisterschaft. Ich sah ihn zum erstenmal im Jahr 1848 auf der großen Seewiese bei Friedberg in der Wetterau, man hatte ihm dort das gesammte Schullehrerseminar hinbestellt, 200 junge Leute von 16—20 Jahren, die nie geturnt und nie auch nur ein militärisches Exercitium durchgemacht hatten. Die jungen Leute wurden in einzelnen Abtheilungen reihenweise aufgestellt, Spieß gab etliche kurze Erklärungen über verschiedene Gangarten, deren Benennung und dergleichen und begann dann das Commando. Das flog wie ein elektrischer Funke in die Reihen und setzte sie in Bewegung und nun war er sie, immer nur mit kurzen Worten und dann und wann den ganz Unkundigen eine Erklärung gebend, auf der Wiese hin und her; nach allen Richtungen, in den anmuthigsten Wendungen zogen die Abtheilungen an einander vorüber, durcheinander, wechselten Platz, Schritt, Stellung mit einer Präcision und Ordnung, wie kaum ein Regiment nach halbjährigem Exerciren. Das Ganze erschien wie Ein Leib von Einem Willen beherrscht. Und das vermochte er nicht blos bei heranwachsenden Jünglingen mit entwickelterem Geist, sondern bei ganz kleinen Kindern, nicht blos bei gesetzteren Knaben, sondern auch bei dem leichtblütigen Mädchenvolk. Es war eine wirkliche Herrscherkraft, die der Mann hatte und in sein System hineinlegte.

Dabei denke man sich nun nicht etwa einen drückenden Zwang, der von ihm ausgeübt oder von den Kindern gefühlt worden wäre. Es war keine lästige Dressur; im Gegentheil, es geschah alles mit der größten Leichtigkeit und Freudigkeit. Den Turnern ward's zu Muthe wie bei festlichen Aufzügen, den Mädchen, als ging's zum fröhlichen Tanz. Oft begleiteten diese die anmuthigen Bewegungen mit dem Klang der Castagnetten, und wie wohl es den Kindern dabei ward, konnte man in den Blüthezeiten der Spießschen Thätigkeit in Darmstadt auf allen Straßen, freien Plätzen, in Gärten und Höfen sehen, wo die Kinder die Uebungen and den Turnstunden in den Freistunden noch bis in den späten Abend hinein fortsetzten.

Ganz von selbst kam man bei diesen rythmischen Bewegungen, die Spieß in wirklich unbegrenzter Mannigfaltigkeit ausgesonnen hatte, ins Singen. Spieß selbst, — es war sein letztes turnerisches Werk, hatte dazu die sogenannten „Liederreigen“ entworfen. Das Spießsche Turnen erinnert an die schönen Festzüge der Griechen. Die Eleganz und Rythmik der Bewegung wird nach längerem Betrieb bleibende Eigenschaft und so hat Spieß die Schönheit im Bunde mit „frohem“ Zucht nicht blos auf den Turnplatz, sondern ins Leben eingeführt. So konnte sie auch ins Schulleben eingeführt werden.

Wir erwähnten des andern Mangels des Jahnschen Turnens: daß man nur selten größere Scharen in voller Betheiligung bei den Uebungen sieht, weil die Mehrzahl dieser Uebungen so schwierig ist, daß nur robuste und eifrige Leute sie bewältigen, die schwächlichen und etwas trägen aber, die es gerade am nöthigsten hätten, sich gern davon dispensiren, manche auch mit dem besten Willen nicht über die Anfangsgründe hinauskommen. Nach Spießscher Methode kann auch der Schwächste etwas leisten und jeder muß mitarbeiten. Er thut es auch gern, hat auch nicht das niederdrückende Gefühl des völligen Zurückbleibens, so wenig wie das des Neides oder der Verzagtheit, das den armen schwachen Schüler mit den muskellosen Armröhren und magern Schenkeln gegenüber dem gedrungenen Meisterturner so leicht beschleicht. Und das Spießsche Turnen wird in Landschulen ebenso gut möglich sein, wie in Stadtschulen, in der einfachsten Volksschule so gut wie in der Gelehrtenschule.

Man hat das Turnen für ganz ungeeignet, ja für höchst überflüssig bei allen denen erklärt, welche ohnedies viel Körperarbeit verrichten müssen, zumal wenn sie solche, wie unsre Bauern, im Freien thun. Wer das sagt, versteht nichts von unserm Turn- und Volksleben, könnte sich aber in diesem Punkte Belehrung holen bei jedem Unterofficier, der Recruten exercirt. Körperarbeit stärkt meist sehr einseitig; das beweist die vorgeschobene Schulter des Schreiners, der starke rechte Arm des Schmieds. So sind auch unsre Bauern wie Mühlknechte, Lastträger ꝛc. oft von starken Schultern, aber schwachen oder doch unbeholfenen Beinen. Ich habe nach zweijähriger Turnübung als 16jähriger Knabe baumstarke Bauern im Ringen mit Leichtigkeit zu Boden geworfen. Ja es ist bei der steten einseitigen Uebung einzelner Muskeln und Glieder gar nicht anders möglich, als daß die andern Glieder und Muskeln unter dem Druck der bewegten und einseitig erstarkenden Körpertheile geschwächt und gelähmt werden, wie die schwachen Bäume im Walde von den hohen Stämmen unterdrückt werden. Dazu ist Unbeholfenheit die allgemeine Eigenschaft der nur mit Körperarbeit Beschäftigten. Führt man sie aus der gewöhnlichen Furche, die sie täglich zu ziehen haben, kommt etwas Unvorhergesehenes, waltet ein unglücklicher Zufall ob, so stehn sie wie gelähmt, rathlos und oft wie verzagt. Unsre Militärs haben das längst erkannt und als wirksamste Unterstützung der militärischen Uebung, als beste Vorübung das Turnen, besonders das Spießsche eingeführt.

Das Spießsche Turnen ist für die Wehrhaftmachung unsres Volkes von ungleich größerer Bedeutung als das Jahnsche. Aber zu noch Größerm ist es nütze, wie der Erfinder selbst sich auch das Höchste als Ziel gesteckt, den ganzen Menschen zu bilden, ihn zu dem zu machen was die 4 F der Turnerei sagen, zu frischen, frommen, freien und frohen Menschen. Das Höchste hatte er im Auge; der menschliche Leib, dessen Ausbildung er sich zur Lebensaufgabe gewählt, war ihm nicht blos Werkzeug, Organ des Menschengeistes, er sah dessen höchste Aufgabe darin: ein Tempel des lebendigen Gottes zu werden und hierzu wollte er ihn in Zucht und Pflege genommen wissen. Um aber sein ganzes Turnen in Ziel und Wesen recht und vollständig zu verstehen, müssen wir den Mann kennen lernen nach seinem Charakter, seinen Grundsätzen, seiner Weltanschauung, seinen Ueberzeugungen.

Adolf Spieß war der Sohn eines hessischen Geistlichen, geboren zu Lauterbach im Vogelsberg. Sein Vater stammt aus Mansfeld in Thüringen, seine Mutter war die Tochter eines Officers, „eine sehr gescheidte fromme Frau“; sie hatte großen Einfluß auf den Knaben, der das älteste Kind des Hauses war. Durch die ersten Jahre seiner Kindheit wehte der frische Hauch hoher vaterländischer Begeisterung in den Jahren der großen Freiheitskämpfe und konnte dem 4 und 5jährigen Kinde auch noch nicht verständlich sein, was in den Ebenen von Leipzig und Waterloo geschah, so wissen wir doch von Spieß selbst, daß jene großen Ereignisse einen Eindruck in seiner Seele hinterlassen haben. Läßt doch der Lichtstrahl seine klare Spur in der Silberplatte zurück; eine gut beanlagte Kindesseele aber ist zarter als dies rothe Metall. Auch wahrte ja die gehobene Stimmung der Jahre 1813—15 noch geraume Zeit durch die folgenden Jahre; die Zeit der ersten Entfaltung des reichbegabten Knaben und „die lebhafte Begeisterung für jede Großthat, der Ernst der Gesinnung, der feste Glaube an den göttlichen Beistand bei jedem reinen Unternehmen.“ Was ein naher Freund im Nekrolog als Haupteigenschaften des Heimgegangenen rühmte, hat wohl seine Wurzeln schon in seiner Knabenzeit. Im Jahre 1811 ward sein Vater aus dem Gebirgsstädtchen in die rege Industriestadt Offenbach a. M. versetzt. Er erhielt dort die zweite Pfarrstelle und errichtete eine Privaterziehungsanstalt, die auch von Ausländern vielfach besucht wurde. Der Gesichtskreis des Knaben erweiterte sich in diesen neuen Verhältnissen in eine vielgestaltigere Welt. In einem wohlgeordneten Hauswesen, im Verkehr mit den Zöglingen von mancherlei Art, entwickelte sich frühe ein energisches Wesen und ältere Freunde sagen, daß er schon damals eine besondere Geschicklichkeit im Erfinden und Ordnen frischer, heiterer Spiele zeigte. Eine frühverwachte Liebe zum Zeichnen, ein entschiedenes Talent zur Musik, fand in kunstliebenden Kreisen der Stadt reichliche Pflege. Die gymnastischen Uebungen in der väterlichen Erziehungsanstalt entwickelten seine Neigung zum Turnen, die ebenso entschieden war wie seine Befähigung.

Im Jahr 1828 bezog er die Universität Gießen, um Theologie zu studiren. Der tiefe Ernst, den er später allen religiösen Fragen zuwandte, trat damals noch nicht hervor, — die damalige Theologie konnte ihn auch nicht erwecken — doch zeigte sich die Energie seiner sittlichen Natur schon klar in dem Streben, durch Erweckung reiner keuscher Gesinnung und durch Pflege gymnastischer Uebungen ein Gegengewicht zu bilden gegen das gedankenlose wüste Treiben vieler Commilitonen. In Gießen blühte damals noch die Burschenschaft; er trat nicht als Mitglied ein, hielt sich aber zu ihr, lebte jedoch meist still für sich, so daß er, zumal er gewöhnlich etwas phantastisch gekleidet war, wohl für einen Träumer galt. In seiner Wohnung hatte er einen Turnapparat, an dem er seine schon große Fertigkeit bis zur vollen Meisterschaft auszubilden strebte. In der Fechtkunst, die da-

Digitized by Google

mals allein öffentlich betrieben wurde, war er einer der ersten. Im Jahre 1829, als die gesammte Burschenschaft relegirt wurde, ging er nach Halle; charakteristisch ist, was er damals beim Abschied einem Freunde aus der Burschenschaft ins Stammbuch schrieb: „Sei Christ und sei Deutscher, dann schwören wir zu Einer Fahne und sind Brüder und Freunde." Die Reise wurde mit mehren Freunden nach damaliger guter Sitte zu Fuß gemacht. Die jungen Leute, natürlich alle Habseligkeiten im Ränzchen auf dem Rücken, durchkreuzten von Gießen aus zuerst den rauhen Vogelsberg, dann ging's über Fulda nach Eisenach zum Besuch der Wartburg; von dieser nach Schnepfenthal, wo sie die persönliche Bekanntschaft von Gutsmuths machten, dessen Bild Spieß zeitlebens in hoher Verehrung hielt. Ueber Gotha, Erfurt, Weimar, Naumburg und Merseburg ging's nun nach Halle. Das theologische Studium scheint Spieß auch hier nicht mit besonderem Eifer getrieben zu haben; desto eifriger trieb er die Turnkunst, die hier viele Freunde hatte. Es wurden regelmäßige Turnspiele eingeführt, an zwei Nachmittagen wöchentlich versammelten sich die Freunde in Paſſendorf zu Turnspielen und Gesang. Die Lust am Spielen war so groß, daß oft über hundert an demselben Theil nahmen und meist erst mit einbrechender Nacht die Spiele schlossen. Reck- und Barrenübungen wurden nur zeitweise von wenigen betrieben; dazu boten die dürftig vorhandenen Geräthe in Paſſendorf, die auf dem verfallenen Turnplatze des Waisenhauses und der Schwingel im Fechtsaal wenigstens einige Gelegenheit. Das Fechten war auch hier die am häufigsten betriebene Uebung und namentlich ward darauf gehalten, daß sowohl rechts als auch links die Waffe geführt werden konnte. Im Lauf des Sommers ward von Halle aus eine größere Turnfahrt unternommen, die mehrere Tage währte. Man wanderte in die güldene Aue, auf den Kyffhäuser, die Rothenburg, durch den Harz nach Frankenhausen, auf die Sachsenburg und besuchte dann in Kölleda den alten Jahn. Der erzählte aus seinem Turnerleben und die Herzen schlugen ihm entgegen. In dem kalten Winter 1829 bis 1830 um die Weihnachtszeit machte Spieß eine Reise nach Berlin. Es war damals eine andre Weise unter den Turnern, als vielfach jetzt. Scherzweise sagte man: Wenn ein rechter Turner auf eine Turnfahrt geht, nimmt er sich ein Stück trocknes Brot ein, trinkt dann aus des Waldes Quelle; in der Nachtherberge schläft er auf dem Boden und deckt sich mit der Stubenthüre zu. In der Turnerei der damaligen Zeit galt es für eine große Hauptsache, so wenig leibliche Bedürfnisse wie möglich zu haben. Auch Spieß war ein abgesagter Feind aller Verweichlichung. Obwohl ein fußtiefer Schnee und eisige Kälte das Land bedeckte, verschmähte er auch zur Reise nach Berlin doch Mantel und Pelz, ja setzte sich in kaum winterlicher Bekleidung in den offenen Bewagen der nur mühsam sich fortschleppenden Post und fuhr so einen Tag und eine Nacht, gefoltert von der Pein der fürchterlichsten Kälte, bis endlich mit dem Ziel der Reise das Ende seiner Qualen erreicht war.

In Berlin lernte Spieß viel Neues in der Turnerei, namentlich am Schwingel, wobei ihm der rüstige Turner Philipp Wackernagel, jetzt in Dresden, der berühmteste Hymnolog unsrer Zeit, an die Hand ging. Spieß erlangte allmählich eine Riesenstärke. Es ward uns erzählt, daß er einmal in Halle einen Studenten, der ihm in ungebührlicher Weise aufs Zimmer gedrungen, zur Thüre hinauswerfen wollte. Die Thüre war jedoch zu, der Geworfene flog wieder die Thüre mit solcher Gewalt, daß die Füllung der Thüre durchbrach und der zudringliche Besucher trotz geschlossener Thüre auf die Hausflur und zur Treppe gelangte.

Zu Ostern 1830 kehrte Spieß von Halle nach Gießen zurück. Ein Freund, der damals zuerst in nähern Verkehr mit ihm trat, (Reallehrer Hofmann in Darmstadt) sagt in der Eingangs erwähnten Gedächtnißrede: „Sein Bild aus jener schönen Zeit, ich möchte sagen unsrer jungen Liebe, steht noch lebhaft vor meiner Seele, und er ist im wesentlichen derselbe geblieben, wenn auch im gereiften Mannesalter die Züge scharfer und bestimmter, ja mitunter schroffer wurden, und im einzelnen wohlthuend mehr hervortraten. Sein ganzes Wesen, als er von Halle zurückkehrte, war ernster, bestimmter, entschiedener geworden, und ein idealer Zug zeichnete ihn aus. Ich sehe noch jetzt den kräftigen untersetzten Jüngling in seinen grauen, leinenen, vom Knie an abwärts eng zugeschnittenen Hosen, seinem dunkeln Röckchen, umliegenden Hemdkragen, mit seinem schwarzen Bart und seinem mehr ernsten als freundlichem Gesichte, leicht beweglich in jedem Gliede vom Kopfe bis zur Zehe, gewandt in jeder Leibesübung, ein geschickter Reiter, ein guter Schwimmer, ein ausgezeichneter Tänzer und Schlittschuhläufer, im Gebrauch jeder Art der Waffen wohlgeübt, in turnerischen Uebungen hervorragend, tapfer, stets zum Kampf bereit, doch nie zum Streit herausforderud, wenn er aber an ihn herangebracht wurde, ihn bis zum Ende durchsechtend. Dabei hatte er einen offnen Sinn für Wissenschaft und ein besonderes Interesse für Kunst, er zeichnete, malte, musicirte gut und sang ausgezeichnet. Er kannte leicht mit Jedermann verkehren, war allen bekannt, kannte viele, hatte aber nur mit wenigen vertrauliden Umgang. Diese Leichtigkeit im Verkehr und diese Empfänglichkeit für Freundschaft, aber auch die Zuverlässigkeit und Treue und rückhaltlose Offenheit gegen seine Freunde, ist ihm durch sein ganzes Leben geblieben und er hatte auch das Glück, in den mannigfaltigsten Tagen und an den verschiedensten Orten treue Freunde sich zu gewinnen." — — —

„Alsbald nach seiner Rückkehr von Halle suchte Spieß auch in Gießen der Turnkunst allgemeinen Eingang zu verschaffen. Sie sollte mithelfen zu einer grünlichen Reform des Studentenlebens. Er forderte die Studenten aller Farben auf, die alten Parteiungen und ihren Zwiespalt aufzugeben und dem Mißbrauch der Waffen zum Duell zu entsagen, dagegen einen freien brüderlichen Verein zu stiften, einen Turnplatz zu errichten, sich im Gebrauch der Waffen für den Dienst des Vaterlandes zu üben. Bald konnte man ihn in Versammlungen, bald mit den Parteihäuptern über die Abschaffung des Duells im größten Eifer streiten sehn und er stand nicht allein. Gar manche zwar lachten über sein „excentrisches Wesen", wie es die nannten, die den tiefen Ernst und die Bedeutung seines Strebens nicht verstanden; seine ruhigern Freunde hatten auch wohl manches in ihm zu kämpfen. Er aber ließ sich durch keine Schwierigkeiten abhalten, der Turnplatz kam zu Stande und ein zahlreicher Verein aus den verschiedenen Parteien von solchen, die den Duell entsagten. Nun war Spieß ganz in seinem Elemente und ein rüstiges fröhliches Treiben herrschte auf dem Turnplatz. Allein schon nach wenigen Monaten ward die fernere Theilnahme bei Strafe der Relegation verboten und der öffentliche Turnplatz verschwand. Spieß studirte nun ernstlich für sein theologisches Examen; seine liebste Erholung war, mit seinen Freunden im Garten sich turnerisch zu stärken und es war oft ergötzlich, wenn eine Anzahl junger Männer im Mondschein oder auf der gefrorenen Schneefläche ihm in den mannigfaltigsten Bewegungen und Windungen nachfolgte. Die verschiedenen Schritt- und Sprungarten, die er später in seinen Ordnungsübungen so geschickt zu einem Ganzen zu verbinden wußte, sprudelten ihm damals nur so hervor. Eine ganz besondere Lust war es ihm, mit den Seinen zur Erholung durch Wald und Feld, über Berg und Thal eine Turnfahrt zu machen. Da fehlte es nicht an Uebungen. Dann aber welche Wonne, unter einem alten Eichbaum zu rasten und vaterländische Lieder zu singen, oder auf den Trümmern einer alten Burg zu ruhen, die Schönheit der heimatlichen Thäler umher zu genießen und von des Vaterlandes ehemaliger Größe zu reden und von seiner künftigen Herrlichkeit zu träumen. Dabei entging ihm kein schöner Baum, kein alterthümliches Gebäude, kein riesenhoher Bach, kein lieblicher Wiesengrund, kein stattliches Bauernmädchen in seiner kleidsamen Tracht, wie sie jene Gegend (um Gießen) so mannigfaltig darbietet, kein schöner kräftiger Mann, über dessen Anblick er sich nicht kindlich freuen konnte und wovon er wo möglich eine Skizze einzeichnete. Dieser Sinn für die Natur und ihre Schönheiten hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet."

Nach Vollendung seiner Studien ward Spieß Hauslehrer bei dem Grafen zu Solms-Rödelheim in Assenheim in der Wetterau. Er blieb in dieser Stellung bis zum Sommer 1833. Da erhielt er zufällig Kunde, daß die Stadt Burgdorf im Kanton Bern für ihre Schule einen Lehrer suchte, der neben dem Unterricht in Geschichte und Gesang auch zur Leitung des Turnens tüchtig sei. Diese Nachricht schien ihm ein Aufruf, sich ganz dem Erziehungswerck der Jugend zu widmen. Rasch bewarb er sich um die Stelle, erhielt das Berufungsschreiben und trat schon im Herbst 1833 in sein neues Amt ein.

Um diese Zeit herrschte in der Schweiz ein lebendiger Eifer um die Hebung des gesammten Jugendunterrichtes und besonders aus Deutschland waren bedeutende Kräfte hingezogen worden. Spieß, zum Lernen wie zum Lehren gleich bereit, fand bald mit seinen Landsleuten wie mit strebsamen Schweizern in lebendigem Verkehr, der nicht wenig zu der schönen harmonischen Durchbildung beitrug, die bei ihm, getragen von einer tiefreligiösen Gesinnung, seine Wirksamkeit so segensreich gemacht hat.

Digitized by Google

Schon zu Burgdorf gelang es ihm, Schul- und Turnleben aufs schönste zu verbinden, auch das Turnen, was bis dahin nicht geschehen war, als geordnetes Erziehungsmittel auf die Mädchenschulen auszudehnen, wozu natürlich das Jahnsche Turnen nur in äußerst beschränkten Maße getaugt hätte. Das Dorf Kirchberg, in dessen Kirche sich Spieß 1840 seine Lebensgefährtin, eine Burgdorferin, antrauen ließ, sah das erste Turnen der Dorfschulmädchen.

Mitten im täglichen Wirken und Treiben erwuchsen nun seine Ideen über Ziel und Weise des Turnens allmälig zu einem klaren System. Er trat mit turnerischen Schriften hervor, die allesammt das Ergebniß reiflichen, oft fünf bis sechsjährigen Nachdenkens und gründlichen, praktischen Erprobens waren und darum bald auch in weiter Ferne die Aufmerksamkeit der Schulbehörden erregten. Schon im Jahre 1842, zwei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner „Lehre der Turnkunst," wurde er während eines vorübergehenden Aufenthaltes in Berlin vom damaligen Preußischen Minister Eichhorn veranlaßt, „seine Gedanken über Einordnung des Turnens in das Ganze der Volkserziehung," zu veröffentlichen. Später erschien zu seiner innigen Freude eine Preußische Circularverfügung, welche dem Turnen eine bedeutungsvolle Stellung im Erziehungsplane der öffentlichen Schulen in Preußen sicherte. Fortwährend hat man dem Wirken und den Bestrebungen Spieß's von Preußen aus die wärmste Theilnahme und Aufmerksamkeit gewidmet. Auch in seinem engeren Vaterlande Hessen war man auf ihn aufmerksam geworden; eine Berufung nach Darmstadt im Jahre 1844 jedoch lehnte er ab, um einem Ruf nach Basel zu folgen, wo er bis zum Jahre 1848 in ausgedehnterer Weise das Turnen in den Knaben- und Mädchenschulen leitete. Basel ist ihm stets eine liebe Stadt gewesen. Dem Verkehr mit den ausgezeichneten Männern dieser Stadt verdankte er die Vertiefung wie die Klärung seines religiösen Lebens und damit seiner ganzen Lebens- und Weltanschauung.

Im Jahre 1848 erging eine zweite Berufung von Darmstadt an ihn, gleichzeitig mit einer nach Dresden. Er lehnte die letztere ab und ging in die auch in der schönen Schweiz nicht vergessene, geliebte Heimat, der er die letzte Kraft seines Lebens widmen wollte. Es ward ihm die Oberleitung des gesammten Turnwesens im ganzen Lande übertragen; er erhielt zugleich als „Oberstudienrathsassessor" Sitz und Stimme in der obersten Schulbehörde des Landes. Uebrigens war er von Darmstadt aus auch noch anderwärts thätig; so in Frankfurt a/M., wo er das Schulturnen einrichtete, und in Oldenburg, wo er auf Einladung des Ministeriums im Jahr 1851 mehrere Wochen hindurch einer Anzahl von Schulmännern Anweisung zur Ertheilung des Schulunterrichtes gab. Alsbald nach Antritt seines Amtes in Darmstadt wurde daselbst nach seiner Anleitung eine große Turnhalle gebaut, wohl eine der ersten in Deutschland, in der das ganze Jahr hindurch Uebungen aller Art vorgenommen werden konnten und die, nach Wegräumung der beweglichen Geräthschaften, auch zu öffentlichen Schulfesten und dergleichen dienen konnte. Zweiundzwanzig Schulklassen zogen ein und begannen zunächst unter Spieß unmittelbarer Leitung die Uebungen. Spieß war Meister im Unterrichten, — und nicht blos in leiblichen Uebungen. Welch frischer fröhlicher Geist wachte da alsbald in den Kindern auf! „wie kühn und fest schritten die Knaben dahin unter Liederklang, wie anmuthig schwebten die Mädchen dahin, unter lieblichem Gesang oder dem rythmischen Klang der Castagnetten! Wie hatte er die Scharen in der Gewalt; ein leises Wort, ein Stampfen mit dem Fuß setzte hunderte in Bewegung, in andern Schritt, Tact und Richtung, schlang die geordneten Reihen in kunstvollen Windungen durcheinander."

Natürlich konnte Spieß, der das Turnwesen im ganzen Lande leiten sollte, nicht selbst den ganzen Schulunterricht ertheilen. Er mußte sich Unterlehrer bilden und nicht blos für die Hauptstadt, sondern fürs ganze Land. Es wurden darum Lehrcurse eröffnet, zu denen Lehrer oder Lehramtscandidaten nach Darmstadt beschieden wurden, um die gewonnene Kenntniß und Fertigkeit hinaus ins Volk zu tragen. Freilich fehlt, trotz der bereitwilligen Fürsorge der Regierung, — noch viel an der vollen Durchführung seiner Plane. Es fehlt eben der Mann selbst, mit seinem energischen Willen, seiner praktischen Klugheit.

Nur ein Jahrzehnt hat Spieß seinem engern Vaterland dienen können und auch dies nicht einmal mit der vollen, sondern nur mit der halben Leibeskraft. Asthmatische Beschwerden, später ein ausgebildetes Lungenübel zehrten den äußern Menschen auf. Aber der inwendige blieb stark, ja erstarkte mehr und mehr. Spieß machte eine vieljährige Leidensschule durch und ward darin herrlich bewährt. Schon in seinen gesunden Tagen war er aufs eifrigste mit den höchsten Interessen und Fragen des Menschengeistes beschäftigt; man kann wohl sagen, in jahrelangem Umgang hat man nie ein triviales Wort von ihm gehört. Seine Unterhaltung nahm alsbald die wichtigsten Dinge zum Gegenstand. An den künstlerischen Bestrebungen, an den wissenschaftlichen und den theologischen Kränzchen der Stadt nahm er den lebendigsten Antheil, und es war kein Unternehmen christlicher Liebe, an dem er nicht aufs eifrigste mitarbeitete. Einen Verein für Heidenmission half er gründen; bei Errichtung eines Rettungshauses für verwahrloste Knaben schente er keine Mühe, seine mannhafte Natur trug kein Bedenken, für diese Armen als Bettler in die Häuser der Reichen zu gehn. Mit dem edeln Freimuth, mit dem er jede seiner Ueberzeugungen vertrat, bekannte er auch seinen religiösen Glauben; und seine Offenheit und Geradheit im Bekennen nöthigte auch dem Gegner Achtung ab. Mit einem hochgestellten Manne, kam er eines Tages auf der Straße in religiöse Unterhaltung und leistete den freigeistigen Ideen desselben entschieden Widerstand. Als dieser aber gar zu abgeschmackte Dinge vorbrachte, blieb Spieß stehen, sah den Mann fest an und fragte ihn kurz und bestimmt: „Beten Sie noch?" Als die Frage bejaht wurde, fuhr er fort: „Nun dann kann noch etwas aus Ihnen werden."

In den Tagen der Krankheit wuchs sein innerer Mensch mehr und mehr. Freunde, die ihn besuchten, erquickten sich an seinen Gesprächen. Da war keine vaterländische, keine sociale, keine kirchliche Frage, die ihn nicht aufs lebendigste beschäftigte, über die er nicht sein festes, gesundes Urtheil hatte. Vorwiegend waren es die religiösen Angelegenheiten, die ihn beschäftigten, und er konnte über keine Angelegenheit des Lebens mehr reden, ohne sie unter das Licht der höchsten Wahrheit zu stellen. Und dies alles so, daß auch der ganz anders Gestimmte ihn nicht den Vorwurf der Ausspringlichkeit machen konnte. Nichts war bei Spieß Phrase, nichts künstlich gesteigert, sondern alles schlicht und einfach, in jedem Wort schlug sein volles Herz. Und so war er, von Herzen fromm, es auch in Wahrheit; im hinwelkenden Leibe doch innerlich frisch, nach dem Wort des großen Apostels als ein Sterbender doch lebend; obwohl traurig unter den schwerer und schwerer werdenden, an aller Berufsarbeit ihn hindernden Leiden, doch fröhlich; obwohl in Banden eines unheilbaren Uebels, doch wahrhaft frei.

Ein zeitweiliger Aufenthalt am Genfer See erquickte ihn, ohne ihn heilen zu können. Noch zwei Jahre lang hatte er dann zu leiden und zu kämpfen. Er kämpfte einen guten Kampf; am 9. Mai 1858 Abends 10 Uhr gelangte er unter dem Ruf: „Herr, hilf mir!" zum Sieg, zum Triumph, zum ewigen Frieden.

Nicht lange vor seinem Tode hatte er, von Berney aus, an einen Freund geschrieben: „Die rechte Hingabe an eine Sache erfolgt erst nach einem rechten Brechen mit sich selber. Mit dieser Hingebung allein kann recht geholfen werden; was nützt ohne sie alles Eifern und rastlose Schaffen? Aus dem Frieden mit dem Herrn erwächst der sichere, der ruhige Geist der Arbeit und Förderung eines jeden Werkes der Erziehung. Behalten wir diesen Stern im Auge bei unseren Bestrebungen für das Turnen! Der allein kann zum guten und bleibenden Ziele uns und mit uns selber die Sache hinleiten."

Er, der so schrieb, ist am Ziel; möge auch seine Sache zum Ziel gelangen!

Gustav Schlosser.

Rauchen oder Nichtrauchen?

Eine Excursion auf das Tabaksfeld von Dr. Carl Pidorit in Detmold.

(Schluß.)

Zur Verdeutlichung der Sache lasse ich hier eine kurze Krankheitsgeschichte folgen. Sie rührt her von einem höchst nüchternen Forscher und zuverlässigen Beobachter, von dem verstorbenen Professor Siebert in Jena, der in seinem Werke über die Diagnostik der Krankheiten des Unterleibs 1855 erzählt: „Advocat T. in B. (amberg) ein kräftig gebauter Mann, 30 Jahre alt, litt von

Digitized by Google

1840 bis 1845 an Sensationen in verschiedenen Theilen des Rückenmarks. War ein höherer Punkt, entsprechend dem 7ten Halswirbel, befallen, so empfand er nebst einem tauben Gefühl in den Vorderarmen und Händen einen Druck unter dem Brustbein, Schlingbeschwerden und kurz abgebrochenen, hellen, stoßweisen Husten; schmerzte der obere Theil des Rückens, so erfolgte heftiges Herzklopfen, war die Gegend des letzten Brustwirbels afficirt, so kam Magenbrud, Appetitlosigkeit un selbst Erbrechen. Diese Symptome hörten fofort auf, wenn die Empfindlichkeit sich nach dem untern Ende des Rückgrats hinwandte, dann traten andre Erscheinungen ein, denen große Hinfälligkeit, übles Aussehn und trübe hypochondrische Stimmung folgten. Bisweilen war das ganze Rückenmark befallen, und es zeigten sich die sämmtlichen Erscheinungen nebst Unsicherheit im Gehen und Schwindel, so daß Patient sich halten mußte. Ich gestehe, daß ich anfangs das Uebel für eine chronische Entzündung der Häute des Rückenmarks hielt, wurde aber auf diesen meinen Fehler aufmerksam gemacht, als ich stets große Verschlimmerung nach Schröpfköpfen, Blutegeln und Abführmitteln sah. Obermedicinalrath Pfeuffer, damals Prof. zu Heidelberg, erklärte das Uebel für Rückenmarkreizung und veranlaßte mich, die Behandlung zu ändern. Eisenpräparate brachten Erleichterung, besonders aber die Eisenquelle zu Steben. Aber die Krankheit wich nicht, und nach einigen Wochen war sie wieder in früherer Heftigkeit. Da erst dachte ich an eine erschöpfende Untersuchung der ursächlichen Momente. Bei dieser Beschäftigung kam ich endlich auf den Umstand, daß der Kranke mit Leidenschaft viele und gute Cigarren rauchte. Ich ließ mich aufs Unterhandeln ein und erlangte soviel, daß mir der Kranke das Wort gab, wenigstens vier Wochen sich der Cigarren zu enthalten.

Das war schon viel. In der That fühlte er sich auch nach Ablauf dieser Zeit als ein ganz anderer Mensch und ging zur Vollendung seiner Cur, jetzt ohne Cigarren, nach einmal in das Bad Steben. Es leben viele Zeugen in B., welche die Rückkehr eines ganz andern und kerngesunden Mannes mit mir beobachteten, aber auch folgendes: Im Winter 1845 saßen wir in voller Freude und Behaglichkeit im Gasthof zu den drei Kronen in B. Da sah mich T. mit mitleidsvollendem Blicke an, ob er nicht wohl jetzt sich endlich einmal wieder eine Cigarre erlauben dürfe? Ich widersprach vergeblich. Nach der zweiten Cigarre saß T. bleich, einsilbig und beklommen da, verließ kaum rasch seinen Platz, und als ich ihm nacheilte, erhielt ich das Geständniß, daß er alle die beängstigenden Sensationen in vollem Maß wieder habe. Nach einer vierwöchentlichen Eisenbehandlung und Enthaltung von Cigarren ward auch dieser nachträgliche Schaden wieder reparirt. Der Rückfall stellte die Annahme der Cigarrenkrankheit in volles Licht."

Ein Gegenstück zu dieser Beobachtung ist folgende von demselben Verfasser. „Dr. M. in B. nahm seit Jahren an Körperkraft ab und sah verschrumpft aus, aß wenig und war nur in leidlicher Stimmung, wenn er eine recht starke Cigarre in Rauch verflogen. Er begehrte meine Hilfe wegen heftiger Leibschmerzen, die ihn regelmäßig befielen und die mehre Stunden, bis in die Nacht, anhielten. Er gestand mir, daß er schon seit Jahren an Zittern, Herzklopfen, bisweilen an Erbrechen leide; dann habe sich das Uebel in den Lendenwirbeln fixirt, als das Gefühl eines unangenehmen Hauchs, und zugleich sei der Leibschr erz eingetreten. Es war ein unerträglicher, reißender zermalmender Schmerz, ohne Erbrechen, ohne Stuhlveränderung, welcher Nachts spurlos verschwand. Ohne weiteres nahm ich dem Kranken das Versprechen ab, in vier Wochen nicht zu rauchen. Das Uebel verschwand gänzlich; aber nach vier Wochen erklärte der Kranke, er sehe jetzt ein, daß das Uebel wirklich vom Rauchen herrühre, aber lieber wolle er die unsäglichsten Schmerzen ertragen, als den Genuß der Cigarre entbehren. Er rauchte nun wieder und erhielt sofort unverfälscht seine alten Schmerzen zurück."

Es läßt sich wohl nicht läugnen, daß hier der ursächliche Zusammenhang zwischen dem Rauchen und der Erkrankung nachgewiesen sei. Ich könnte eine ganze Reihe von eigenen Beobachtungen anführen, welche dasselbe bestätigen. In vielen Fällen war das Leiden nicht so stark, wie in den obigen Krankheitsgeschichten; häufig ist es mir gelungen, frühzeitig das entstehende Uebel zu erkennen und es durch Verbot des Rauchens zu heben. Aber an Widerspruch auch von Seiten der Aerzte fehlt es nicht. Kürzlich entließ ich einen jungen Menschen von neunzehn Jahren ins benachbarte Ausland, dem ich wegen nervösen Herzklopfens das Rauchen untersagen mußte. Dort fragte er den Arzt: ob er rauchen dürfe? die lakonische Antwort lautet: „Pfundweise, Rauchen schadet nicht." Ich für mein Theil habe dagegen Veranlassung gehabt, tief zu bedauern, daß ich den Tabak als Krankheitsursache nicht früher erkannt habe.

Es sind mir aus früherer Zeit Fälle im frischen Gedächtniß, wo ich durch diese Erkenntniß schwere Erkrankungen hätte beseitigen können, die einen traurigen Ausgang genommen haben. Ein junger Officier S.... aus einem kleinen deutschen Contingente wurde zur Cur nach Meinberg geschickt, wo er gegen seine nervösen Zustände die kohlensauren Gasbäder gebrauchen sollte. Es war ein nervöser, leicht erregter Mensch, er litt an einer hochgesteigerten Spinalirritation. Eine Menge krankhafter und beängstigender Gefühle beherrschte ihn fortwährend. Bald klagte er über den Magen, bald über den Unterleib, bald über den Hals, das Herz, die Respirationsorgane, bald über Krankheitserscheinungen in der äußern Haut, in den Muskeln, den Extremitäten u. s. w. Seine Klagen waren sehr lebhaft und unendlich. Objective Krankheitserscheinungen, organische Störungen waren gleichwohl nicht aufzufinden. Es war keine Hypochondrie, es war eine allgemeine, krankhaft gesteigerte Empfindlichkeit der Nerven. Nachdem ich dem Patienten eine Brunnen- und Badecur vorgeschrieben hatte, fragte er mich ganz unbefangen, ob er während des Brunneutrinkens auch rauchen dürfe. Ich rieth entschieden zur Mäßigkeit im Rauchen, leider ohne es ihm ganz und ernstlich zu verbieten. Die Cur bekam ihm ganz gut. Ich begriff erst später warum. Während des Brunneutrinkens am Morgen, während des Badens, während des anderthalbstündigen Mittags, während des Brunnentrinkens am Abend, ja auch während der Stunde, wo er mir seine krankhaften Empfindungen vortrug, wurde nicht geraucht.

Bald nach beendigter Cur kehrte das Uebel in aller Größe zurück. Er rauchte wieder, ohne daß es beachtet wurde, den ganzen Tag, starke Cigarren. Ja er rauchte Mittags zwischen der Suppe und dem Rinpfleisch und Abends noch im Bett! Die Cigarre ging nicht aus. Er consultirte mich später wiederholt persönlich und schriftlich. Aber sein Uebel blieb. Im Jahre 1848—49 machte er den Feldzug nach Holstein mit. Er hatte das Glück, einen Truppentheil, der im Sundewitt von den Dänen abgeschnitten und bereits verloren gegeben war, mit geringem Verlust zu den Seinigen zurückzuführen. Er wurde mit Ehrenbezeugungen überhäuft und erhielt mehrere Orden. Nun aber entstand die Betenntlichkeit, ob ihm auch wohl jeder den Heldenmuth zutraue, ob er nicht beneidet werde; er sah überall verdächtigende Andeutungen, ein Complot umgab ihn, wo er ging und stand, kurz, es bildete sich eine fire Idee mit Hallucinationen bei ihm aus, die ihn aus einer Irrenanstalt in die andere führte, bis der Tod seinem Unglück ein Ende machte.

Es ist mir, wie ich schon bemerkte, zu spät klar geworden, daß Patient lediglich an einer chronischen Cigarrenvergiftung litt, wodurch mit wechselndem Sitze alle entsprechenden Organe seines Leibes krankhaft geschwächt wurden, bis zuletzt die Ausstrahlung der Rückenmarksreizung sich auch in das Gehirn erstreckte und, wie es nicht ganz selten ist, zur Geistesstörung wurde.

Glücklicher war ein College von mir, der von einer angesehenen Dame wegen einer sehr heftigen Migräne, die der Kunst der berühmtesten Aerzte hartnäckig widerstanden hatte, consultirt wurde. Lange konnte er, bei genauester Nachforschung, keine Ursache des Uebels entdecken und daher auch keine Heilmethode auffinden. Endlich findet er, bei Untersuchung der Mundhöhle, hinten auf der Zunge eine Partie Schnupfstabak liegen, die beim Essen und Trinken nothwendig dem Magen zugeführt werden mußte. Er verbot streng das Schnupfen und die Dame war sofort curirt.

Durch diese Krankheitserzählungen hoffe ich deutlich gemacht zu haben, daß die Theorie über den Genuß, den das Rauchen gewährt, über die beruhigende Einwirkung des Nicotins auf die Bewegungsnerven und das Bewußtsein dieser Wirkung mit der Art der Nervenleiden ursächlich zusammenhängt, die jetzt fast täglich vorkommt und immer häufiger wird. Der Genuß des Tabaks, besonders der Cigarren wird häufig erkauft durch eine Schwächung der Nerven und der entsprechenden Organe.

Hiernach darf man nicht mehr fragen, wie es oft geschieht: Ist das Rauchen schädlich? Man muß vielmehr fragen: Ist mir das Rauchen schädlich? Die Frage ist individuell und auf diese Frage muß der denkende Arzt eine richtige Antwort

Digitized by Google

finden. Bei dieser Entscheidung ist jedoch ein leitender Grundsatz sehr wünschenswerth. Ich will versuchen, denselben deutlicher zu machen und zwar an zwei Persönlichkeiten, an zwei fingirten, aber prägnanten Charakteren, an zwei Shakespeareschen Gestalten. Wer etwas vom Hamlet in sich spürt, der lasse das Rauchen, wer sich dem Falstaff verwandt fühlt, der mag es sich erlauben. — Ich bitte mir nun durchaus nicht ein, daß meine Auseinandersetzungen auf den Cigarrencensum von Einfluß sein werden. Ich bin vielmehr überzeugt, daß mancher Leser diese Dahinnummer und meinen Artikel mit seiner Cigarre oder Pfeife gleich dem Richterschen Alten auf dem Titelblatt in zufriedener Selbstberäucherung lesen wird. Aber darüber will ich doch noch einige Worte sagen, wie man rauchen soll, wenn man üblen Folgen möglichst entgehen will.

Die beste Pfeife ist die persische, Narghil, wie sie Kämpfer*) beschreibt und abbildet. Der Rauch wird durch Wasser geleitet und durch ein langes Rohr gezogen. Der Rauch setzt in dem Wasser das Scharfe, Brenzlichte und den größten Theil des Nicotins ab, wodurch er sehr milde wird. Nur gehört auch eine orientalische Ruhe dazu. Die Rauchmaschine wird vor dem Divan hingestellt, auf welchem sitzend der Perser raucht.

Unsere Pfeifen unterscheiden sich von den Cigarren dadurch, daß der Rauch nicht so heiß in den Mund kommt, daß er einen Theil des Nicotins unterwegs absetzt und um so mehr, je länger das Rohr ist und je kälter der Abguß unter dem Kopfe gehalten wird. Ein Pfeifenkopf ist vorzuziehen aus Substanzen, welche schlechte Wärmeleiter sind, wie roher Meerschaum oder Holz. Porzellankköpfe sind erst dann gut, wenn sie eine Kruste von Asche angesetzt, also „sich angeraucht haben." Setzt wird durch Erhitzung des Porzellans der Rauch zu heiß. Der wesentliche Unterschied besteht aber darin, daß der Tabak, der aus Pfeifen geraucht wird, vielmehr durch Präparation, durch Röstung, durch Gährung und Beizen verändert ist und nach dem französischen Chemiker Henri [illegible] von seinem natürlichen Nicotingehalt verloren hat. Hierdurch wird er wesentlich verbessert. Man hält ja nicht den nicotinreichsten, den stärksten Tabak für den besten, sondern den nicotinärmsten. Der ächte Havannatabak, der geschätzteste von allen, enthält bei weitem das wenigste Nicotin. Der auf fettem, gedüngten Boden gezogene, wie z. B. der Pfälzer, soll davon viermal soviel enthalten. Die Nachtheile der Cigarren, welche wohl hauptsächlich der Bequemlichkeit wegen jetzt so allgemein geworden und recht in der Mode sind, finden sich darnach leicht. Der Cigarrentabak, die Einlage, ebenso das Deckblatt, wird nicht durch Präparation so vom Nicotin befreit, wie der fabricirte oder Pfeifentabak. Man braucht nur eine Cigarre zu zerschneiden und aus einer Pfeife zu rauchen, um das zu bemerken. Der Cigarrenrauch ist heißer, schärfer, nicotinreicher, im Geruch durchdringender, für die Augen beißender, afficirt mehr die Nerven und erregt leichter Schwindel und Uebelkeit. Dies vermehrt sich, wenn die Cigarren frisch, nicht abgelagert, feucht und nicht gut brennend sind.

Die Vorzüge der Cigarren vor den Pfeifen liegen darin, daß die Luft freieren Zutritt zu der brennenden Cigarre hat, daher ein größerer Theil des Nicotins verbrennt, als bei der Pfeife, wo die Luft nur von oben, nicht von den Seiten Zutritt hat. Dies gleicht übrigens den Nachtheil der üblichen Cigarren vor den Pfeifen bei weitem nicht aus. Am besten und rathsamsten von allen Cigarren sind die Papiercigarren, weil man die Papierrolle mit leichtem, präparirten, trocknen Tabak füllen kann, weil das Papier besser brennt als das Deckblatt und der Luft freierer Zutritt gegeben ist, als bei der Pfeife.

Im übrigen sollte man das Rauchen auf die Zeit der Erholung und Ruhe beschränken. Es ist mißbräuchlich, während körperlicher Anstrengung und Bewegung zu rauchen, ebenso kurz vor und nach der Mahlzeit, da man im ersten Falle den Appetit, im andern die Verdauung stört. Im allgemeinen aber ist jedem zu rathen, daß er sich der Mäßigkeit auch in diesem Genuß befleißige, wenn er sich des künstlichen Reizmittels nicht ganz entwöhnen mag, was gewiß besser ist, aber einige Willensstärke erfordert.

Einige Personen meinen zwar, sie bedürften des Rauchens, um Morgens ihre gewohnte Leibesöffnung zu befördern, die sonst nicht erfolge. Dies beruht auf Selbsttäuschung. Die Menschheit hat bis zum Bekanntwerden des Tabaks an dieser Funktion keinen Mangel gelitten und wird ihn auch ohne Tabak nicht erleiden. Die Erfahrung lehrt, daß es auch ohne Tabak wohl von Statten geht. Es kommt nur auf den Versuch an. Uebrigens giebt es auch unbedenkliche Mittel zu diesem Effect. Wem die Zimmergymnastik nicht genügt, dem steht ja noch das kalte Wasser zu Gebote.

Der Zweck dieser Excursion auf das Tabaksfeld ist erreicht, wenn es mir gelungen ist, wenigstens einige von den Daheimlesern zu überzeugen, daß der Tabaksgenuß keineswegs eine für die Gesundheit gleichgültige Sache sei, eine Wahrheit, die immermehr anerkannt und bald unbezweifelt dastehen wird. Die Wahrheit wird uns aber auch hier frei machen und Einhalt thun der jetzt vielfach herrschenden Unmäßigkeit im Tabaksgebrauch, auf die man in späteren Zeiten als auf eine Verirrung zurückblicken wird.

Daher möge jeder wohl bedenken, was er thue, eingedenk des Spruchs der alten griechischen Aerzte: daß die fieberhaften und epidemischen Krankheiten von den Göttern über die Menschen verhängt, daß die chronischen Siechthümer aber von den Menschen selbst erzeugt werden.

*) Amoenitates exoticae, Lemgo 1712.

Ein Blick in die Berliner Thierarzneischule.

Es war Friedrich der Große, der gleich nach dem Hubertsburger Frieden, wo die Aecker des Landmanns wüst lagen und schreckliche Rinderseuchen seinen Wohlstand vernichtet hatten, den Plan der Thierarzneischule faßte, der aber erst unter Friedrich Wilhelm II zur Ausführung kam. Am ersten Juni 1790 ward die Thierarzneischule in Berlin eröffnet, an derselben Stelle, wo sie sich noch heute befindet. Die damaligen Lehrzwecke beschränkten sich darauf, tüchtige Fahnenschmiede für die Armee zu bilden, zu welchem Ende von jedem Reiterregiment ein bis zwei Eleven zum Unterricht auf die Thierarzneischule gesandt wurden. Außerdem waren sechs Stellen für „königliche Scholaren" vorhanden, welche neben freier Wohnung einen Jahresgehalt von zweihundert Thalern erhielten und sich hier zu Beamten und Respärzten für die königlichen Gestüte und Marställe ausbilden sollten. Endlich wurden „Freischüler" zugelassen, die nur freien Unterricht genossen, für ihre Subsistenz aber selber zu sorgen hatten. Aus ihnen sollten sich die Civil-Thierärzte recruiten.

Im Laufe der Jahre gewann die Anstalt an äußerm Umfange und innerer Organisation, so daß sie sich seit 1817 zu einem wissenschaftlichen Institute ersten Ranges emporarbeitete und nun auch eine große Anzahl von Civil-Eleven, selbst aus dem Auslande heranzog. Ihre eigentliche Blüthe erreichte sie unter dem jetzigen Director, Professor und Geheimen Medicinalrath Ernst Gurlt, der 1794 zu Dreutkau in Schlesien geboren, ihr seit 1819 als Lehrer angehört, im Jahre 1849 die Leitung der Anstalt übernahm, und sich auch als Schriftsteller auf dem Gebiete der Veterinärkunde einen rühmlichen Namen erworben hat.

Nach dieser kurzen Einleitung bitten wir den Leser, der Anstalt mit uns einen Besuch abzustatten. Wir stehen vor einem großen, palastartigen Gebäude, das mit seinen Flügeln, Hinterhäusern, Gärten und Wiesenplätzen ein großes Areal zwischen der Louisen- und Friedrichstraße einnimmt. Es würde den Raum, welcher uns verstattet ist, überschreiten, wollten wir in den Anatomiesebäuden, zootomischen Museen, Ställen und Magazinen verweilen, oder auch nur einen Blick in die Reitbahnen, Apotheken, Hörsäle und Laboratorien werfen; wenden wir uns also direkt unserm Ziel zu.

Es ist ein Spital, nicht für Menschen, sondern für — Thiere, und insofern ein rühmliches Zeugniß von dem Geiste und der Humanität unsers Jahrhundert, in welches wir den freundlichen Leser führen wollen. Die kranken Thiere, welche aus Stadt und Umgegend eingeliefert werden, finden hier eine allen ihren Bedürfnissen entsprechende Einrichtung und die sorgsamste Pflege, wie man beides in einem Menschenspitale nicht besser antreffen kann. Für die verschiedenen Arten der Hausthiere, namentlich für Pferde, Rindvieh, Hunde und Katzen, sind besondere Ställe eingerichtet.

Digitized by Google

Im Hundespital.

Die Pferdeställe nehmen den größten Umfang ein, weil die Zahl der eingelieferten kranken Pferde weit größer ist als die Zahl der übrigen Hausthiere. Diese Ställe, welche für 110 Pferde Raum gewähren, sind in vier verschiedenen Gebäuden enthalten und durch Mauern in 29 besondere Stallräume abgetheilt, um die kranken Thiere mehr von einander zu sondern, sie gegen Beunruhigung möglichst zu schützen und die Anhäufung von Krankheitsstoffen zu verhüten; — Zwecke, welche in einem gemeinschaftlichen großen Stalle nicht erreicht werden können, wenn auch solcher in ökonomischer Hinsicht vortheilhafter wäre.

Mit Rücksicht auf ihre Benutzung für die verschiednen Krankheitsarten zerfallen diese Ställe in drei Abtheilungen, nämlich in reine Ställe, oder in solche für nicht ansteckende Kranke; in Ställe für verdächtige, das heißt, solche Patienten, bei denen im Laufe der Krankheit sich ein Ansteckungsstoff entwickeln kann, wie z. B. bei Faulfieber, veralteter Drusе ꝛc.; und in unreine Ställe, für die mit einer ansteckenden Krankheit behafteten Pferde.

Wir gehen durch diese Ställe. Einige Pferde lassen den Kopf hängen und stehen unbeweglich; andre drehen sich in Einemfort wie der Perpendikel einer Uhr gleichmäßig hin und her; einige schlagen heftig um sich oder wälzen sich unter Zuckungen am Boden; andre werden vom Fieberfrost geschüttelt, oder sie stehen in Schweiß gebadet da und sind in warme Decken eingehüllt; einige seufzen leise oder sie stöhnen kläglich; andre stoßen von Zeit zu Zeit ein schneidendes Gewieher aus, wobei ihnen der Schaum vor dem Maule steht.

Zum Erschrecken groß ist das Heer der Pferdekrankheiten, kaum kleiner als dasjenige, mit welchem der Mensch behaftet ist. Gar viele davon theilen die Pferde mit ihren zweibeinigen Herren, wie alle Arten von Fiebern, Entzündungen, Flechten und Geschwüren, Wassersucht und Gicht, Epilepsie und Gehirnentzündung; andre sind ihnen allein eigen, vornämlich die zahllosen Krankheiten des Hufs und der Gelenke, Dampf und Dummkoller ꝛc.

Selbst der Wärter, eine lange, hagere, verwitterte Gestalt, dem man den ehemaligen Kriegsmann sofort ansieht, meint, der Umgang mit kranken Pferden sei äußerst lehrreich. Er stellt seinen Patienten das rühmlichste Zeugniß aus; sie übertrüfen und beschämten nach vielen Seiten den Menschen, denn sie seien weit sanfter, geduldiger und dankbarer als jene. „Vor allen Dingen sind sie aufrichtiger," fuhr er fort, „sie werden den Arzt nie täuschen, nie belügen."

An einen der Ställe grenzt das Dampfbad. Es wird nur durch ein Fenster erhellt, in dessen Nähe sich die Thüren befinden, so daß der innere Raum, wo die Thiere während des Bades stehen, gegen das Eindringen kalter Luft geschützt ist. Wände, Thüren und Decke sind mit Zinkblech bekleidet und dieses mit Oelfarbe überzogen. In einem im Vorgemache eingemauerten kupfernen Cylinder werden die zur Heizung erforderlichen Wasserdämpfe entwickelt, die durch eine mit einem verschließbaren Hahn versehene Röhre in den Baderaum geleitet werden. So kann die Temperatur des Bades bis 48° R. gebracht werden. Zur Entfernung der überflüssigen Dämpfe sind besondere Ventile vorhanden, so daß eine Spannung der Dämpfe im Kessel nie stattfinden kann, indem sie entweder in den Baderaum oder durch eine Abzugsröhre ins Freie entweichen.

In der Reitbahn, die durch 10 Fenster erleuchtet wird, läßt man Reconvalescenten solche Bewegung machen und nimmt bei schlechtem Wetter Untersuchungen und Operationen vor.

Der s. g. Dummstall ist zur Aufnahme rohstückiger Pferde bestimmt und ringsum mit Bohlen ausgekleidet, deren Wände eine schräge Fläche bilden und nach unten um einen Fuß hervortreten, damit die im bewußtlosen Zustande herumgehenden Thiere eher mit den Füßen als mit dem Kopfe dagegenstoßen. Die Ecken sind

Digitized by Google

abgerundet, die Fenster klein und nahe der Decke, Krippen und Raufen ruhen in einer Mauervertiefung; der Fußboden besteht aus losem Sande.

Zur Aufnahme verdächtiger Pferde dienen 7 Ställe, durch einen Flur mit besonderem Eingange von den reinen Ställen geschieden; jeder Stall bietet nur Raum für ein Pferd.

Von diesem Gange aus gelangen wir nach dem Kuhstall, dessen Krippen von Gußeisen sind, die in einer $1\frac{1}{2}$ Fuß breiten, ebenfalls eisernen Bank ruhen, welche in der ganzen Länge des Stalles an einer Wand hinläuft und zugleich die Raufe ersetzt.

Die Ställe für kranke Hunde liegen außerhalb des Hofes in besondern Gebäuden an der Südseite der Pferdeställe und enthalten zugleich die Wohnung des Hundewärters. Sie sind in drei Abtheilungen geschieden, nämlich für nicht mit ansteckenden Krankheiten behaftete, für der Tollkrankheit verdächtige und für wirklich tolle Hunde. Diese Ställe umschließen wieder einen kleinen mit Bäumen besetzten und mit einem Brunnen versehenen Hof. Die Hunde der beiden ersten Abtheilungen besitzen sich jeder in einem eisernen Käfig, dessen Boden der Reinlichkeit wegen mit einer Abflußrinne versehen ist.

Bei unserm Eintritt empfängt uns ein diabolisches Geheul und Gekläff in allen Tonarten. Einige Köter rütteln zornig an den Eisenstäben und versuchen nach uns zu schnappen, andere wedeln melancholisch mit dem Schwanz und lassen die fieberheiße Zunge lang heraushängen. Gar viele Arten sind hier vertreten, von dem Hofhunde in Größe eines Kalbes bis zu dem winzigen Affenpinscher, den man bequem in die Tasche stecken kann. Daneben Doggen und Neufundländer, Wind-, Hühner- und Dachshunde, Möpse und Seidenspitze, auch mehre dressirte kunstsinnige Pudel. Einen der letzteren, den der Wärter den „Schauspieler“ nennt, entsinnen wir uns vor wenigen Monaten auf der Bühne eines Affentheaters gesehen zu haben, wo er durch seine Kunststücke das Publikum von kleinen Knaben und Mädchen zu athemloser Bewunderung und rauschendem Beifall hinriß. Auch jetzt noch unterscheidet er sich von seinen ungebildeten Vettern und Basen durch eine würdige Haltung und den Ausdruck stiller Resignation.

Der abgesondert belegene Tollstall ist durch ein Eisengitter von einem Vorraum geschieden, wo man die Kranken beobachten und wenn wissenschaftliche Versuche angestellt werden sollen, andere Hunde und Thiere ohne Gefahr zu ihnen hineinlassen kann. Am Fußboden befindet sich ein Schiebkasten zur Aufnahme des Futter- und Wassernapfes, der von außen mit Riegeln versehen und nie ganz aus seiner Oeffnung herausgezogen werden kann. Man läßt die Hunde frei umherlaufen, um sie besser beobachten zu können; doch sind in der Wand Ringe angebracht und mit Ketten und starken Halsbändern versehen, um nöthigenfalls ein solches Thier anzuschließen.

Die Patienten werden aus Berlin und Umgegend eingeliefert; für Pferde und Rindvieh ein Kostgeld von 15 Sgr. pro Stück und Tag, für Hunde ein solches von 5 Sgr. entrichtet. Die Zahl der in der Anstalt aufzunehmenden kranken Pferde mag alljährlich 2—3000 betragen; die Anzahl der kranken Hunde 600—1000; wegegen die Anzahl der kranken Rinder weit geringer ist. Zuweilen kommen unter den Patienten auch Esel und Maulthiere, Ziegen, Schafe, Schweine, Katzen, Kaninchen und verschiedene Vögel, selbst Hirsche, Rehe und Affen vor; jedoch werden diese nur ausnahmsweise aufgenommen.

Zu diesen in der Anstalt verpflegten Thieren kommen noch die Thiere, welche zur thierärztlichen Untersuchung, zur Consultation, zu kleineren Operationen und dergleichen mehr in der Zahl von 10—20 täglich den Aerzten und Lehrern der Anstalt vorgeführt werden.

Demnach haben die Eleven reiche Gelegenheit, sich nach allen Seiten hin theoretisch und praktisch auszubilden. An jedem Tage findet in den Krankenställen der klinische Unterricht statt; die Zöglinge lernen hier die verschiedenen Krankheiten der Hausthiere aus eigener Anschauung kennen, sie unter Anleitung der Lehrer beurtheilen und behandeln. Jedes in die Anstalt gebrachte Thier wird einem Eleven, der sich in dem höhern Semester befindet — s. g. Praktikanten — zur speciellen Untersuchung, Beobachtung und curativen Behandlung übergeben. In Gegenwart des Lehrers bestimmt er aus den aufgefundenen Krankheitssymptomen den Sitz, die Art und den Charakter der vorhandenen Krankheit, forscht bei dem Ueberbringer des Thieres nach den Ursachen des Uebels, stellt die Prognose, verordnet die nöthigen Heilmittel und Diät, — und wenn dies alles vom Lehrer genehmigt ist, so applicirt der Schüler die Heilmittel mit eigner Hand.

Abwechselnd wachen die Praktikanten mit dem commandirten Wärter auch während der Nacht in den Krankenställen, um hier die vorgeschriebene medicinische und diätetische Pflege der Patienten zu bewirken, oder nöthigenfalls die Hilfe des klinischen Assistenzarztes in Anspruch zu nehmen. Sie machen den Thieren die vom Lehrer angeordnete Bewegung im Freien, schaffen die Gestorbenen zu dem Sectionsplatz, wo sie unter Leitung des Lehrers die Section des Cadavers vornehmen, den Sectionsbefund in ein hierzu bestimmtes Buch eintragen und solches dem Professer der Anatomie zur Bestätigung vorlegen.

Außer der Hospitalklinik in der Anstalt besteht auch eine sogenannte ambulatorische Klinik. Um den Eleven Gelegenheit zu geben, die seuchenartigen und sporadischen Krankheiten der Hausthiere an Ort und Stelle kennen zu lernen, werden die angemeldeten Patienten auch in den Ställen der Besitzer behandelt, nicht nur in Berlin, sondern auch im viermeiligen Umkreise der Stadt. Nach erhaltener Anzeige begibt sich der klinische Lehrer, begleitet von einigen Eleven erster Klasse, sofort dahin, wo die Hilfe verlangt wird.

An der Anstalt wirken acht Lehrer, von denen einige Repetitoren; sie hat ihren eigenen Hausarzt für die Behandlung der Eleven und des Unterpersonals; außerdem Büreau- und Unterbeamte.

Aus den Zöglingen der Anstalt sind die meisten Civil- und Militär-Thierärzte erster und zweiter Klasse innerhalb der Preußischen Monarchie, die Departementsthierärzte bei den Regierungen und die Assessoren bei den Provincial-Medicinal-Collegien hervorgegangen, und viele Thierärzte des Auslandes sind hier gebildet worden.

Uebrigens bilden der Director und die betreffenden Lehrer ein Collegium, das auf Verlangen der Gerichte und Behörden in allen Veterinärangelegenheiten sein Gutachten in letzter Instanz abgibt, und in dieser Beziehung den höheren wissenschaftlichen Deputationen gleichsteht. Solcher wissenschaftlicher Arbeiten werden von ihm alljährlich mehrere hundert abgefaßt, darunter forensische Superarbitria, Beurtheilungen über thierärztliche Werke und Geheimmittel, Gutachten über veterinär-polizeiliche Gegenstände, Beurtheilung der eingesandten Probearbeiten behufs Erlangung des Zeugnisses zur Anstellungsfähigkeit als Thierarzt, und gutachtliche Beurtheilungen über die von den Thierärzten erstatteten Veterinär-Sanitätsberichte.

Nach allem diesem können wir wohl mit der Behauptung schließen, daß die Berliner Thierarzneischule zu den am vortrefflichsten organisirten und segensreichsten Anstalten des Preußischen Staats gehört.

O. Gl.

Briefkasten.

Dem eifrigen **Abonnenten** in **Leipzig**. Den Artikel verfolgt'ein eigenes Mißgeschick. Der Angezeigte liegt von den Strapazen krank, der Zeichner auch. Wir müssen also wohl oder übel warten.

Herrn **Th. R.** in **Basel**. Lassen wir's genug sein mit dem Pik Langward, schon des Raumes wegen. Wir wüßten wohl, daß uns jeder Alpenfreund dankbar sein würde. Wenn Sie wieder hinauf kommen, so grüßen Sie uns die Bernina.

Herrn **B. v. T.** in **Moskau**. Wir haben Rußland nicht vergessen, aber man kann ja in drei Viertesjahren nicht alles erschöpfen. Schon in den nächsten Nummern erscheint der Anfang einer Reihe Skizzen aus Rußlands innigem innerem Leben. Auch die Seebilder werden fortgesetzt, nur nicht in jeder Nummer.

Herrn **Th. S.** in **München**. Sie glauben nicht, was so ein Holzschnitt im heißen Sommer für Heuställe entwickeln kann. Er wirft und zieht sich in der Presse nach Herzenslust, und wenn man glaubt, er habe sich beruhigt, so springt er womöglich nach allen Richtungen.

Herrn **Carl K.** in **Minden**. Herzlichen Dank für Ihre freundliche Zuschrift und für die ermuthigende Anerkennung, die Sie unseren Bestrebungen und Leistungen zu Theil werden lassen.

An **D. N.** in **D.** — Die „Erinnerungen eines evangelischen Feldpredigers,“ die Ihnen so viel Freude gemacht, werden in möglichst kurzen Zwischenräumen fortgesetzt. No. II kommt in eine der nächsten Nummern.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 1.

Unter Verantwortlichkeit von **A. Klasing** in Bielefeld, herausgegeben von Dr. **Robert Koenig** in Leipzig.
Verlag der **Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing** in Bielefeld und Berlin. — Druck von **Fischer & Wittig** in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im August 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 48.**

Aus Kurprinz Friedrich Wilhelms Kinderzeit.

Von Werner Hahn.

Heitere einfache Bilder werden hier erzählt werden, zum Theil Genrebilder, wie sie in jedem Kindesleben gelegentlich vorkommen, — Geschichten aus den ersten zwölf Lebensjahren König Friedrich Wilhelms I von Preußen.

Wir wissen, welch ein Charakter dieser König gewesen ist, welch ein Fürst voll starken Willens, voll gewaltiger Leidenschaft, voll unzerstörbaren Gefühls für Schuldigkeit, man kann sagen, voll originellen Erfassens einer ganz eignen Stellung in der Welt: — unter den Preußischen Königen derjenige, der, wie kein andrer, als sparsamer Haushalter im Staate, als umsichtiger Wirthschafter im Laute, als fleißiger Bauherr in den Städten, als kluger Organisator der Behörden, außerdem als strenger Commandeur seiner Truppen, als unermüdlicher Soldat auf dem Exercier- und Paradeplatz, als unnahbarer Alleinherrscher mit gleicher Energie im kleinen wie im großen, weit über die Grenzen seines Landes bekannt und berühmt geworden ist.

Der Vater dieses Fürsten war Kurfürst Friedrich III, der Sohn und Nachfolger des „großen Kurfürsten" von Brandenburg, — ein Fürst mit vorherrschender Sympathie für luxuriöse Repräsentation und glänzendes Ceremoniell. Nicht durch äußere Dinge allein, durch unsinnliche Einrichtung des Hofes, durch Ueberladung mit Hofchargen, prunkvolle Uniformen, Ordensbänder, Federn, Gold und Edelstein, durch Audienzen, Aufzüge und Feste wurde diese Neigung befriedigt. Nein, sie rief auch würdigere Bestrebungen hervor. Die vorzüglichsten älteren Bauten und Denkmäler der Preußischen Residenzen, die Schloßbauten in Berlin und Charlottenburg, der Bau des Arsenals, die Statue des großen Kurfürsten auf der nach ihm benannten Brücke in Berlin; ferner Institute, wie die Akademie der Künste und die der Wissenschaften in Berlin, die Universität zu Halle; vor allen Dingen aber die Erhebung des Herzogthums Preußen zum Königreich, — dies sind die Werke Friedrichs III.

Die Mutter des Prinzen war Sophie Charlotte, geborne Prinzessin von Hannover, die viel bekannte und gerühmte Fürstin, Tochter der ebenso geistvollen und kunstsinnigen Herzogin Sophie von Hannover. Tochter und Mutter lebten in vertrautem Umgang mit Leibniz.

Die Geburt des Prinzen am 1. August 1688, (nach dem bald darauf eingeführten verbesserten Kalender war es der 15. August,) wurde mit besonder Freude begrüßt. Hatten doch der Kurfürst und die Kurfürstin schon den Tod eines Sohnes zu beklagen!

Kaum war die Nachricht von der Geburt des Prinzen nach Hannover gekommen, da wollte sich die Großmutter, Herzogin Sophie, nicht lange versagen, ihr Enkelkind selbst mit Augen zu sehen. Sie fuhr hinüber. Wie stürzten ihr die Freudenthränen aus den Augen, als sie den kleinen Prinzen sah. Solch einen Anblick hatte sie trotz alles Rühmens, von dem die Briefe voll gewesen, doch nicht erwartet. Beide Eltern waren zart und beinahe schwächlich; ihr Kind aber groß und strotzend vor Kraft. Sie faßte Arme und Füßchen voll Verwunderung an, — „Gott hat Dir stärkere Glieder gegeben als manchem anderen!" — sie sah ihm in die grellen Augen, — „ja, Du kannst dreist um Dich blicken, denn alles ist Dir zugethan!" — sie drückte ihn mit Lachen und Scherzen an sich, der kleine Prinz lachte wieder, — „e, wir verstehen uns!"

Die Herzogin konnte nicht genug mit ihrem Enkel verkehren, zu ihm reden und mit ihm lachen. Sie gewöhnte sich die Tage über, da sie in Berlin war, so an den Prinzen, daß sie an die Abreise gar nicht denken mochte. „Geben Kurf. Durchlaucht mir den Prinzen mit nach Hannover!" bat sie, als die Zeit der Rückkehr näher kam.

„Erst ein wenig zu Hause!" antwortete der Kurfürst, „dann meinetwegen auf Reisen und zu Besuche!"

Pflege und Erziehung des Prinzen wurden der Madame de Montbail, geb. du Val, übergeben, einer Dame, die als Protestantin Frankreich hatte verlassen müssen, beinahe mittellos nach Berlin gekommen war und hier bei Hofe Theilnahme, wegen ihres Geistes und ihrer Herzensgüte aber bei der Kurfürstin Sophie Charlotte besondre Auszeichnung gefunden hatte.

Die ersten Lebensjahre des Kurprinzen gingen ohne besondre Ereignisse vorüber. Der Prinz war gesund, wurde körperlich stark und kräftig. Gleichfalls stark und kräftig bildeten sich auch sein Selbstgefühl, sein Wille und sein natürlicher Verstand. Es konnte

Digitized by Google

unter diesen Umständen nicht ausbleiben, daß der Prinz seiner Erzieherin bald schwere Stücke aufzab.

Es war zu Ende des Jahres 1692, am 29. December, als man den Prinzen wie gewöhnlich ankleidete. Der Prinz war zu unruhig, um unbeschäftigt zu sein. Er spielte mit seinen Schuhen, löste die eine Schnalle, prüfte sie nach allen Seiten: sie war von Silber, ein wenig vergoldet; sie war einen Zoll lang, einen halben breit; hatte unten einen Haken zum Einhängen und einen beweglichen Dorn zur Befestigung mit den Schuhen. Nachdem er sie genug besehen und betastet hatte, schien es, als wollte er sie auch schmecken, — kurz, er nahm sie in den Mund.

„Nicht in den Mund, mein lieber Prinz," sagte Madame de Montbail. Der Prinz hatte dergleichen Ermahnungen schon zu oft gehört, um sich dadurch genirt zu fühlen. „Wenn Sie die Schnalle nicht aus dem Munde lassen," fuhr sie fort, „werde ich sie Ihnen nehmen müssen."

Der Prinz war in der guten Laune, Madame de Montbail in ihrer Erziehung ein wenig zu kerrigiren. Denn es mag wohl eine gute Regel sein, daß man bei Kindern nicht mit Drohungen, sondern mit Thaten umgehe. „Wegnehmen?" sagte der Prinz lachend, „nehmen Sie doch!" und damit war die Schnalle hinuntergeschluckt.

Der kleine Herr stand mit der Miene des Triumphaters vor seiner Gouvernante. Diese dagegen rang die Hände und wußte vor Schreck nicht, was sie thun sollte. Sie schrie laut auf, — und schrie noch lauter, als der Prinz sein glückliches Aussehen änderte und unter Zeichen des Schmerzes in Ohnmacht fiel. So ganz leicht fand die Schnalle mit Dorn und Haken die dunklen Wege des kleinen vierjährigen Körpers doch nicht. Auf das Geschrei und Rufen kam die Kurfürstin herbei. Felsen hätte der Angstschrei des mütterlichen Herzens erweichen können. Der kleine Körper des Prinzen aber hielt fest, was sein eigenwilliger Herr ihm anvertraut hatte. Auch der Kurfürst kam, und Schreck und Bestürzung ergriffen ihn.

Endlich als die Aerzte anlangten — „was soll geschehen? was ist zu thun?" — „Nichts — als abwarten! allenfalls ein wenig beschleunigen!" Man gab dem Prinzen, als er wieder zu sich gekommen war, eine kleine Quantität Rhabarber. Die Schmerzen wiederholten sich nicht. Der Prinz spielte und tummelte sich müde zwei Tage lang, schlief und träumte sich munter zwei Nächte lang, — endlich am 31. December fand man das Schnällchen da wo man es allenfalls erwarten konnte. Heute liegt es als Rarität in der königlichen Kunstkammer zu Berlin.

Ein andermal — es war etwa zwei Jahre nach diesem Vorfall; der Prinz fühlte in seinen Händen und Armen Kräfte, die ihm Zutrauen gaben, — da hatte Madame de Montbail wiederum den Fehler begangen, ihm zu drohen, noch dazu mit einer Züchtigung. Der Prinz war unartig gewesen — nach Kinderweise. Natürlich, daß die Gouvernante ihm drohete! Doch wer züchtigen will, muß stark und klug sein. Und diesmal zeigte sich, daß der Prinz beides mehr war als seine Gouvernante. Denn behende schwang er sich auf das Fenstersims, — die Fenster geöffnet — zur andern Seite hinaus — nur mit den Händen von innen an der Brüstung hängend — so fand ihn Madame de Montbail, als sie nach einem Augenblick des Rückendrehens sich wieder nach ihm umsah. Von dieser Stelle aus wollte er mit ihr verhandeln.

„Wenn Sie mich züchtigen, stürze ich mich hinunter! wenn Sie mich in Frieden lassen, komme ich in die Stube zurück!" das war die conditio sine qua non, die der Prinz stellte.

Man denke die Ueberlegung der Gouvernante! Die prinzliche Kinderstube im dritten Stock des Schlosses, — die Etagen sehr hoch, — überall Mauervorsprünge, an denen Kopf und Bein zerschellen können, — unten die Spree, in der genug Wasser zum Ertrinken für viele ist, — hier der Prinz, der niemals nachgibt, — der aber doch nur Kinderkräfte hat, — und wenn Madame de Montbail sich besinnt, so verlassen ihn seine Kräfte, und er stürzt, ohne es zu wollen, in die Spree. „Mon dieu, mon cher prince!" rief die Dame, „so kommen Sie doch zurück, ich denke ja nicht daran, Ihnen etwas zu Leide zu thun."

Der Prinz kam zurück. Und wieder mit der Miene des Siegers ging er die Stube entlang, ging er auf und ab, — „das wußte ich! hier bin ich der Herr!" — so sprach er voll Freude zu sich.

Ein andermal wurde er ausgeputzt, die Damen und Herren des Hofes sollten den Prinzen sehen und ihm die Aufwartung machen. Was — ausputzen und Aufwartung machen! dachte der Prinz. Er hatte schon manchmal erfahren, wie langweilig es da herging. Als er nun doch nicht hintern konnte, daß man ihm seidene Strümpfe, goldstoffene Kleider anzog, Bänder und Schleifen überall, daß man sein Köpfchen frisirte und puderte, — „Ihr werdet's sehen erleben!" dachte er. Und kaum war er in seinem prinzlichen Hofstaat, als er einen Augenblick benutzte, wo man ihn nicht beobachtete, — und verschwand.

„Wo ist der Prinz?" rief Madame de Montbail. „Ja! wo ist er?" dachte er in seinem Versteck. Man wurde schon ängstlich, als man ihn nicht finden konnte. Da kam er lachend aus dem Kamin hervor, und — wie man sah, er war nicht gerade vorsichtig gewesen, die Kleider und das Puderköpfchen nicht zu verderben.

Dies war der heitere Spaß- und Neckfuß, auf dem der Prinz mit Madame de Montbail stand. Wollte sie dies, so wollte er das; wollte sie hier, so wollte er dort. Man denke nicht, daß der Prinz unliebenswürdig war. Im Gegentheil, er war der heiterste, gutartigste Knabe, — nur freilich mußte alles nach seinem Willen gehen. Schön gebaut, gerade und kraftvoll aufgewachsen, klare lebhafte Augen, ein Bild der Gesundheit und Fülle, — dazu eine frappante Aehnlichkeit mit seiner Mutter; wer ihn sah, liebte ihn und freute sich seiner. Er war voller Leben, unermüdlich regsam, voll unerwarteter Späße und kluger Einfälle.

Der Prinz blieb in der Pflege und Erziehung der Dame bis über das sechste Jahr hinaus. Daß Madame de Montbail ein wenig schwach ihrem kräftigen Zögling gegenüber war, fällt ihr nicht allein zur Last. Bei der großen Liebe, mit der die Kurfürstin an ihrem Sohne hing, ferner bei der Milde, auch bei der Hochachtung vor der Etiquette, die in dem Charakter des Kurfürsten lag, war ihr gewiß nicht viel Macht über den Kurprinzen eingeräumt worden.

Wenn es wahr ist, daß Kinder den Werth und Unwerth ihrer Erzieher am besten beurtheilen, so ging Madame de Montbail vollkommen gerechtfertigt aus ihrem Amte hervor. Denn, nicht volle zwanzig Jahre später, erwählte der unterdessen herangewachsene und vermählte Kronprinz sie wiederum zur Erziehung seiner Kinder. Madame de Montbail, in dieser späteren Zeit unter dem Namen Madame de Roculles, (denn sie hatte sich inzwischen abermals vermählt und war abermals Wittwe geworden,) ist auch die Erzieherin Friedrich des Großen gewesen.

Von der Reise nach Hannover war schon seit langer Zeit zum jungen Prinzen die Rede gewesen. Es waren die besten Gedanken, dringende Gedanken des mütterlichen Herzens, welche die Kurfürstin hegte. Die Art, wie der Prinz in Berlin aufwuchs, war ihr etwas zu wild; in Hannover sollte er sich ein wenig geniren lernen, vielleicht Zuneigung zu seinen Verwandten fassen, besonders zu den Altersgenossen, die er dort fand, und — so viel irgend möglich — sich nach ihnen bilden.

Der Kurfürst und die Kurfürstin nahmen den Prinzen, bei Gelegenheit einer Reise, die sie zu Anfang des Jahres 1692 nach Hannover unternahmen, mit. Sie hatten die festlichste Veranlassung zu dieser Reise: denn das bisherige Herzogthum Hannover war, nach langen Bemühungen deswegen, so eben zum Kurfürstenthum erhoben. Als neunter deutscher Kurfürst hatte Ernst August, der Vater der Kurfürstin von Brandenburg, die Würde eines Reichs-Erz-Panierherrn erhalten. Es war die Gratulationsreise des Berliner Hofes an den Hannöverschen.

Für einen längeren Aufenthalt des Prinzen jedoch, — wie es beabsichtigt war, sollte derselbe etwa ein Jahr lang dort bleiben, — war die Zeit, um andrer zufälliger Umstände willen, nicht gerade günstig getroffen. Es bereiteten sich gar arge Zerwürfnisse am Hofe zu Hannover vor, Zerwürfnisse in der Familie des dortigen Kurprinzen, Georg Ludwig.

Wie finster ist der Blick des Kurprinzen, seine Lippen geschlossen, sein Wesen unfreundlich. Und mit scharfem Auge blickt er auf seine Gemahlin, die sich ihm niemals freundlich naht, auf die schöne unglückliche Kurprinzessin Sophie Dorothea. Zwei Kinder hatte sie ihm in den ersten fünf Jahren ihrer Ehe geboren. Aber schon während dieser Zeit hatte sein Herz sich von ihr entfremdet. Häufig abwesend, in Ungarn im Kriege gegen die Türken, in Benedig auf wüsten Gelagen, auf Jagden, die er leidenschaftlich liebte, — so hatte er alles Einverständniß mit seiner Gemahlin verloren. Denn sie war schön und bildsam, reich an Wissen und Geschick, ein

Digitized by Google

Charakter voll Bewußtsein, auch voll Bewußtsein über den eignen Werth, zu Stolz und Hochmuth geneigt.

Einstmals, — sie waren nicht allein, der Kurfürst und die Kurfürstin von Brandenburg waren zugegen, — machte sie ihrem Gemahl die Vorwürfe, zu denen sie sich ein Recht glaubte, — daß er gewissenlos und untreu sei. Er hatte für die schwache Frau keine andre Antwort, als sich thätlich an ihr zu vergreifen.

Aufs tiefste beleidigt, hat sie niemals wieder ein heiteres Wort, einen wilkommenen Blick für ihren Gemahl gehabt. Ja noch mehr! In das Unglück der Verlassenheit verstoßen, nirgend Schutz findend, auch beim eigenen Vater nicht, — war sie in das tiefere Unglück der Schuld gerathen. Denn lebhafte Theilnahme hatte sie bei einem Gespielen der Kindheit gefunden, beim Grafen Philipp Christoph von Königsmark. In beider Seelen begann ein verrätherischer Plan zu reifen. Die Fäden wurden gesponnen, — sie wollten fliehen! — schon lauschten auch die Späher, — gespannt war alles gegeneinander, — so ging das Jahr 1693 vorüber, das Jahr, in welchem unser Prinz am Hofe zu Hannover war.

Es waren nur wenige, — und gewiß keine anderen als gleichgültige Worte, die der Kurprinz und die Kurprinzessin in dieser Zeit mit ihm wechselten. Erst später kam der Knabe in nähere Berührung mit seinem Oheim und empfing die Kunde von dem traurigen Schicksal seiner schönen stolzen Tante. Zur Gefangenschaft verurtheilt, verlebte sie auf dem Lüneburgischen Schlosse Ahlden mehr als dreißig Jahre in trauriger Einsamkeit. Sie starb daselbst im Jahre 1726.

Die beiden Kinder aus dieser unglücklichen Ehe waren: Georg August, damals zehn Jahre, und Sophie Dorothea, sechs Jahre alt. Unter ihnen war der Brandenburgische Kurprinz der jüngste.

Bald maßen sich die beiden Knaben. Georg August war einen Kopf größer. Friedrich Wilhelm nahm es doch mit ihm auf. Der Hannöversche Prinz dachte: „Gegen den Gast — und gegen den Schwächern — muß man höflich sein!“ und strengte sich nicht an. Das machte dem fünfjährigen Knaben nicht wenig Freude, als er sah, daß er stärker als sein viel älterer und größerer Vetter war. Diesem hingegen machte es ebenso Freude, dem jüngern und kleinern zu schmeicheln, ihm den eingebildeten Vorrang zu lassen. So war es anfangs. Bald aber kamen auch allerhand andere und ernstere Neckereien auf. Daß sie den Jahren nach so bedeutend von einander abstanden, hinderte von Anfang an ihr Einverständniß. Der Hannöversche Prinz war in Sprachen und Wissenschaften schon ein wenig eingeweiht, und nicht ohne Anlagen für das Geistige; der Brandenburgische dagegen stand noch weit von der Pforte des Lernens ab. Er war körperlich gesund und frisch, kraftvoll und derb. Was er am liebsten that, war Laufen und Jagen, Klettern und Ringen. Im Freien war ihm immer wohler als in der Stube; er wollte seine Muskeln hinaustreiben, seine Glieder gelenk machen. Das war sein ganzes Leben.

Wenn er das überquellende Kraftgefühl an seinem Vetter auslassen wollte, kam er diesem gewöhnlich ungelegen. Je mehr er das merkte, deste mehr reizte es seinen Uebermuth, sich dennoch an ihm zu versuchen. Prinz Georg wieß ihn ab; aber Kurprinz Wilhelm griff mit Uebersegenheit an. Gouvernanten und Gouvernerne mußten gegenwärtig sein, um die Ausbrüche der Abneigung zu hindern. Dennoch, wo sie sich unversehens trafen, gab es nichts als Schlägereien, braune Flecke, blutige Nasen. Und immer war Prinz Georg der Geschlagene, Kurprinz Wilhelm der Schläger. Aus der innersten Natur widersprachen sich beide. Das abgemessene gezierte Wesen war dem graden, natürlichen Kurprinzen Wilhelm, — die grobe, dreinschlagende Kraft dem innerlich beschäftigten Prinzen Georg lästig.

Unter diesen Umständen konnte der Besuch nicht so lange dauern, wie er beabsichtigt war. Statt sich an seinere Sitten gewöhnt zu haben, hatte der Kurprinz das Vertrauen auf seine Kraft gestärkt, der Gewohnheit des Uebermuths sich hingegeben. Noch vor Ablauf des Jahres ließ man ihn nach Berlin wieder zurückkommen.

Nach der Rückkehr des Kurprinzen ging man ernstlich mit dem Gedanken um, ihn der sanften Leitung der Madame de Montbail zu entziehen und strengeren Kräften anzuvertrauen. Von zwei verschiedenen Seiten wurden dem Kurfürsten Vorschläge gemacht. Seine Gemahlin wünschte einen ihr persönlich näher bekannten Mann, den Grafen Alexander zu Dohna, damals Generallieutenant und Gouverneur von Pillau, zu der Stelle des Oberhofmeisters befördert; der damalige Minister, Oberpräsident von Dankelmann, dagegen einen seiner jüngeren Brüder.

Der Kurfürst entschied sich nach reiflicher Ueberlegung für den Vorschlag seiner Gemahlin und zwar, wie es in der für den Grafen zu Dohna erlassenen Bestallungsordre lautete, aus Rücksicht besonders auf zwei Umstände, einerseits auf die „illustre Familie,“ andrerseits auf die „Rechtschaffenheit und Ehrliebe“ des Grafen.

Die Instruktion, welche dem Grafen Dohna gegeben wurde (vom ersten Februar 1695 datirt), enthält vieles für jene Zeit sehr Bezeichnende. Der Kurfürst verpflichtet unter andern den Grafen Dohna, sein Amt streng und gewissenhaft zu verwalten; er führt ihm eindringlich zum Bewußtsein, gegen wen alles er sich bei diesem Amte zu verantworten habe, — „gegen ihn selbst, den Kurfürsten, gegen seine hergelaufene Gemahlin Liebden, gegen den Kurprinzen, gegen das ganze Kurfürstliche Haus, gegen alle Lande, die ihm unterthan sind, auch gegen die werthe Posteriät, vornämlich aber dermaleinst an jenem großen Tage gegen Gott, den gerechten Richter.“ Wirkliche Macht über den Kurprinzen aber verleiht er ihm nicht. Er empfiehlt „gelinde Mittel und gute Ermahnungen.“ Sollte einmal eine „scharfe animadversion noth sein, dann soll die Sache vor den Kurfürsten gebracht werden, der die Mittel verordnen werde, welche das Uebel zu heben capable seien.“

Einigermaßen streng sind nur die Verordnungen, welche für die Anleitung zur Gottesfurcht erlassen werden.

Der Gesichtspunkt, von dem der Kurfürst hiebei ausgeht, liegt in dem Gedanken, daß „alle Menschen, außer dem Fürsten, durch Belohnung und Strafen der weltlichen Obrigkeit vom Bösen ab- und zum Guten angeführt werden, daß es aber für den Fürsten kein menschliches Gericht gebe, welches Strafe und Belohnung erkennen könne.“ Die Gottesfurcht erscheint dem Kurfürsten als das „einzige Mittel, die souveraine Macht, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreit sei, in den Schranken der Gebühr zu halten.“ In diesem Sinne fordert der Kurfürst, daß dem Prinzen die Ueberzeugung eindringlich vorgeführt werde, daß nur fromme Könige durch Gottes Segen groß, lasterhafte dagegen durch Gottes Macht ins Verderben gestürzt werden. Diese Ueberzeugung soll ihm durch Exempel aus der heiligen Schrift und aus der weltlichen Geschichte klar und sicher gemacht werden. Zur Befestigung der Gottesfurcht soll der Prinz mit all seinen Bedienten Morgens und Abends das Gebet auf den Knien verrichten; dann ein Kapitel aus der Bibel lesen, den Inhalt wiederholen, die schönsten, auf seinen Zustand passenden Sprüche, auch nützliche Psalmen und geistreiche Gebete auswendig lernen; er soll ferner in den Glaubensartikeln und in dem ganzen Lehrvorrath der „christlichen wahren reformirten Religion“ wohl informirt werden, wozu ein Hofprediger angestellt werden wird; soll fleißig zur Kirche geführt, auch darauf gehalten werden, daß er aus der Predigt etwas behalte; soll mit niemand zusammenkommen, der ihn zum Fluchen, Schwören, zu garstigen und lasterhaften Gesprächen verleite; dem Oberhofmeister wird gewissenhafte Wachsamkeit empfohlen.

Weit milder aber ist die Instruktion überall, wo von weltlichen Studien die Rede ist. „Alles ohne Ekel und Verdruß!“ diese Warnung geht durch die verschiedensten Verordnungen. „Zum Studiren soll der Prinz nicht forcirt werden! dies ist vor allen Dingen zu verhüten. Wenn er eben eine Zeit nicht Lust zu hat, kann man etwas anderes Nützliches mit ihm vornehmen.“

So das Lateinische! — Daß der Prinz lateinisch lerne, ist nothwendig: schon weil es die goldene Bulle fordert; dann weil er dereinst mit verschiedenen Benachbarten und anderen Puissancen zu verhandeln haben wird, welche sich keiner anderen Sprache bedienen; endlich weil das Lateinische vielfachen Nutzen für die Erlernung der Geschichte und Politik gewährt. Aber — mit grammatischen Regeln soll der Prinz nicht aufgehalten werden, das hat schon oft jungen Prinzen Ekel vor dieser schönen Sprache beigebracht. Mit Lust und gleichsam spielend soll ihm das Nöthigste gegeben werden. Wenn er der Aufmerksamkeit fähig ist, soll man einen angenehmen lateinischen Historicum mit ihm traktiren, daß er sowohl Geschichte wie Sprache lerne; soll auf Spaziergängen und Fahrten mit ihm lateinisch gesprochen werden; soll er Sentenzen und Apophthegmen aus guten lateinischen Schriftstellern auswendig lernen, — das wird ihm bei allen Vorkommenheiten zu Statten sein! — aber, wie erwähnt, nur wenn er der Aufmerksamkeit fähig ist.

Ebenso in der Geschichte, die mit Genealogie und Geographie

Digitized by Google

verbunden werden soll, ferner im Französischen, wo anerkannt wird, daß der Prinz bereits einen guten Anfang gemacht habe, — dann in der Mathematik, die jedoch erst, wenn des Prinzen Alter es zuläßt, vorgenommen werden soll, und dann sogleich mit Anwendung auf das, was zum Kriege gehört, so daß der Prinz von Jugend auf angeleitet werde, „einen General zu agiren."

„Nichts, — fährt die Instruktion alsdann fort — das einem großen Fürsten besser ansteht als Wohlreden. Der Oberhofmeister soll deshalb darauf sehen, daß der Prinz zur Elequenz angehalten werde. Er soll kleine Reden zuerst auswendig lernen, dann selbst ausarbeiten, Reden, in denen er — jetzt eine Gratulation vorträgt, dann eine Armee zu einer rigeureusen action animirt, dann im Kriegsrath etwas persuadirt, dann auf verschiedene Meinungen einen Schluß faßt, und dergleichen mehr. Um hiebei mehr zu erreichen, soll er mit einem wohlbeanlagten Knaben von gutem Hause zusammengethan werden; beide Knaben sollen sich nach den Regeln der Elequenz anreden. Dabei soll darauf gesehen werden, daß der Prinz alles rein und laut ausspreche, wie überhaupt, daß er bei allem wohl anständliche Sitten und Geberden, — ein Mittel zwischen Majestaet und Humanitaet — zeige, da diese Jedermann ins Auge leuchten und hieraus insgemein die opinion formirt wird, die man vom Fürsten hat."

Dies sind die Hauptpunkte der Instruktion, soweit sie die Erziehung und den Unterricht des Prinzen betreffen.

Es war ein feierlicher Akt, mit dem Graf Dohna in sein Amt eingeführt wurde. Die Kammerherren und Minister, die Generale und Gesandte waren auf das Schloß beordert. Der Kurfürst und die Kurfürstin saßen auf ihren Thronen, der kleine Prinz wurde vorgeführt, — und auf Befehl des Kurfürsten hielt der Wirkliche Geheime Rath und Staatsminister von Fuchs die Rede. Er sprach französisch und Graf Dohna antwortete französisch.

Die Rede des Ministers von Fuchs war mit Schmeicheleien überfüllt, hochsteigenden Schwulsten, eine gut eingelernte Rede im Hofstil jener Zeit. Der Minister von Fuchs war ein Mann bürgerlicher Herkunft, den seine Talente, — bedeutende Talente diplomatischen Verhandelns, — emporgehoben hatten. In diesen Jahren glänzte er besonders durch sein Redner talent.

Die Rede des Grafen zu Dohna war in allem das Gegentheil: kurz und knapp; nicht ohne leisen Sarkasmus gegen die „schöne Beredtsamkeit, mit der Herr von Fuchs die Ohren Ihrer Kurfürstlichen Hoheiten angefüllt habe;" übrigens präcis in dem Versprechen der Treue und Ergebenheit, die er auch in diesem schwierigen Amte beweisen wolle.

Interessanter als diese Reden wäre es uns, wenn wir einen Blick in die Seele des Prinzen thun könnten. Ein derber, kraftvoller, ja ein muthwilliger, ausgelassener Knabe stand mitten in einer Feierlichkeit, war die Hauptperson derselben, — und verstand doch wohl von allem das wenigste. Zwar unaufmerksam hat er sie nicht on sich vorüber gelassen. Kinderaugen sind immer scharf, und Kinderohren immer fein; die feinigen aber waren es diesmal besonders. Denn von dem Bewußtsein, daß er — in anderem Sinne als rings in weiten Landen irgend Einer — ein Herr sei, war schon mehr als ein beschieden Kindertheil in ihn eingedrungen.

Hat er also unter anderm vernommen, daß Herr von Fuchs seinem Gouverneur einschärfte, „ihn Unterwerfung unter die Gesetze zu lehren, bevor er merke, daß er über dieselben stehe?" Hat er ein Ohr dafür gehabt, daß der Minister von seinem ausgezeichneten Naturell, von seinen lebhaften und feurigen Augen, von der Majestät seiner Haltung sprach, von alle dem, was dem klugen Hofmann als eine Prophezeiung höchster und seltenster Tugenden erschien, eine Prophezeiung der Tapferkeit, Weisheit, Milde und Güte, alles des Großen zusammen, was sonst nur in geringem Maße, oder vereinzelt und getrennt, einem Sterblichen zu Theil wird?

Also in die Schulstube soll jetzt der kleine Prinz.

In der Instruktion hieß es, daß wegen der Studien ein Ephorus angestellt werden solle, mit dem der Oberhofmeister „über alles, was nach und nach vorzunehmen sei, concertiren sollte." Es wurde auch sehr bald Ernst damit gemacht. Wenige Tage, nachdem Graf Dohna sein Amt angetreten, am fünften März, war Johann Friedrich Cramer bestallter Ephorus.

Cramer, ein gelehrter Mann von ziemlich bedeutendem Renommé, hatte nur einen Fehler: er dachte, sprach und schrieb immer lateinisch. Die römischen Dichter kennt er auswendig, er citirt sie beständig; die ciceronische Eloquenz ist ihm geläufig; besonders aus den Paradoxis scheint er gelernt zu haben, denn er opponirt viel und beweist gern das Gegentheil vom Augenscheinlichen. Wir wollen einen Fall anführen.

Ein Ehemann verliert seine treue Gattin, nicht in spätem Alter, sondern in frischen jungen Jahren; er ist in Kummer ganz versenkt. Joannes Fridericus Cramerus, der ihm näher bekannt ist, weiß das; er sieht und erfährt es. Dennoch schreibt er ihm einen Brief, worin er, unter Citaten aus Horaz und Juvenal, unter Auskramung mancherlei Wissens über allerlei bekannte Frauen und Männer des Alterthums beweist, daß er eigentlich doch und glücklich zu preisen sei. „Quam felicem ergo te, quamque beatum, Vir amplissime, praedicem!" „Wie glücklich, ja, wie glückselig, verehrtester Herr, muß ich Dich also preisen!" so ruft er mit Zuversicht aus. Er denkt wirklich, sein Freund werde auf dies Latein schwören.

Wir haben den gelehrten Pedanten vor Augen, — den Zopf grammatischer und logischer Unfehlbarkeit fest geflochten im Nacken. Und dieser Mann soll Informator des jungen, noch nicht siebenjährigen Kurprinzen sein?

Cramer blieb nur ein Jahr in seiner Stellung. Er hat 1697, als sein Gönner, der Oberpräsident von Dankelmann, gestürzt worden war, um seinen Abschied. Unter Beförderung zum Regierungsrath wurde ihm derselbe bewilligt.

Unterdessen waren zur Unterweisung des Kurprinzen bereits mehrere Hilfslehrer angestellt und zwar für folgende drei Gegenstände: für Lesen und Schreiben ein Lehrer, Namens Schmitt, für Religion der Hofprediger Ursinus, für das Tanzen Monsieur Desnoyers.

Was der Prinz unter dieser Anleitung gelernt hatte, mußte er in einem Examen zeigen, das am eilften Februar 1697 vor dem versammelten Hofe feierlich abgehalten wurde. Es fiel durchaus gut aus; der Kurfürst hatte seine Freude an den Fortschritten des Kurprinzen. Zur Aufmunterung für ihn und für seine Lehrer wurde er öffentlich belobt und reichlich beschenkt.

Der Nachfolger Cramers war Jean Philipp Rebeur, ein Franzose, der unter dem Titel eines Hofrath fungirte und seine Stelle vom Ende des Jahres 1697 bis 1703 versah.

Die Memoiren des Baron von Pöllnitz enthalten nichts Gutes über ihn: „ein Pedant, der den Schöngeist spielte und sich's bekommen ließ, Verse zu machen," — „schlechte Verse," wie Pöllnitz sagt, — „ein Pedant, der in der Erfüllung seiner Pflichten ganz nachlässig war und den Prinzen mit Lektionen quälte, die ihm Etel, aber nicht Geschmack an den Wissenschaften beibringen mußten."

Wir wollen zusehen, wie Rebeur seinen Unterricht ertheilt. Es wurden Hefte angelegt, große in Folio. Da die Blätter, in Columnen getheilt, für vieles Verschiedene Raum hergeben sollten, mußten sie wohl groß sein. In die erste Columne schrieb Rebeur selbst mit sauberer Handschrift eines oder mehrere lateinische Wörter; es waren die Vocabeln für das Exercitium, das dem Prinzen in der zweiten Columne aufgegeben wurde. In der dritten schrieb der Prinz dazu die französische, in der vierten die lateinische Uebersetzung. Für die fünfte Columne endlich dictirte Rebeur eine verbesserte lateinische Uebersetzung nach seinem Styl.

Die Einrichtung würde nichts Auffallendes haben, wenn der Text nicht fortlaufend aus der Bibel genommen wäre. Rebeur nahm mit dem Prinzen in dieser Weise das ganze alte Testament durch, von der Schöpfung Himmels und der Erde, bis zu dem Worte, das durch den Propheten Malaechi erging, — welch Wort für Wort, vielmehr in einer ziemlich sporadischen Auswahl, anfangs aus jedem Kapitel, später wenigstens aus jedem Buche einige Verse.

Hat in dem Hofrath Rebeur ein Theil Pedanterie gesteckt, so muß man sich um so mehr über diese Einrichtung wundern. Religion, heilige Geschichte, geistreiche Sprüche, französische und lateinische Sprache, — fast alles, was die Instruktion forderte, auf Einen Schlag! Er wird das nicht aus Pedanterie gethan haben, sondern weil die Instruktion gar schwierige Aufgaben stellte. „Zum Studiren soll der Prinz nicht forcirt werden; langwierige Treibung der grammatischen Regula soll unterbleiben; wenn der Prinz zu etwas nicht Lust hat, soll etwas anderes mit ihm vorgenommen, alles soll ihm gleichsam spielend beigebracht werden." Was blieb bei diesen Verordnungen übrig, wenn nicht solch eine Unterhaltung und Abwechselung mit Wörter- und Vokabelschreiben, mit Bibellesen und Sprüchelernen?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Auf dem Gipfel des Wetterhorns.
Originalzeichnung von E. Rittmeyer.

Meine Besteigung des Wetterhorns.

Von Pfarrer Gerwer in Grindelwald.

Die Ersteigung der höchsten Alpengipfel, noch im Anfang dieses Jahrhunderts nur vereinzelt von wenigen Muthigen versucht, nimmt jetzt von Jahr zu Jahr immer mehr überhand und bald wird in der Schweiz kein Gipfel mehr unerstiegen sein, das Matterhorn im Wallis vielleicht abgerechnet.*) Was treibt den Menschen nur hinauf in die Region von 11,000 bis 14,000 Fuß ü. M.? Gar verschiedene Motive. Wissenschaftliche Erforschung in Meteorologie, Geologie, Topographie u. s. w. die einen; das bloße Vergnügen, der Reiz dieses überwältigenden Anblickes die andern; bloße Ehrsucht viele andere.

So sahen wir im verflossenen Sommer zwei Söhne Albions den Eiger besteigen; ihr einziger Trieb war der, in möglichst kurzer Zeit

*) Das Manuscript ist schon beinahe ein Jahr alt. D. R.

Digitized by Google

die Aufgabe zu absolviren, was ihnen auch glücklich gelang; dafür verweilten sie auf der Spitze, die eine der wundervollsten Aussichten bietet, keine Viertelstunde; aber den Lohn, den sie suchten, hatten sie: „noch nie dagewesen."

Ich gestehe, daß ich zu denjenigen gehöre, deren Haupttriebfeder Erhebung und Bergangen ist, die Freude an der großen Gletscherwelt mit ihren Geheimnissen und Gefahren, ihren scharfen Contrasten von rauher Wildheit und lieblichen Ausblicken; die todtenähnliche Stille dieser Welt, die doch so laut und verständlich zum Herzen redet, zieht mich mächtig an mit unwiderstehlicher Zaubermacht.

Wir waren unser fünf, die wir uns entschlossen, das ca. 11450 Pariser Fuß hohe Wetterhorn zu ersteigen, und fünf der wägsten und besten Führer aus Grindelwald wurden erkoren; das Commando sollten die Brüder Christ. und Peter Michel haben. Gegen das Ende des Monats Juli war es; das Wetter war schön und günstig und sehnsüchtig harrte ich jeden Tag der andern vier Begleiter. Endlich am 28. Juli trafen sie ein, wohl gestiefelt und gesporrt. Rasch waren die Führer auf dem Platz, freudigen Muthes. Jeder derselben hatte seinen Tornister und sein Gletscherbeil und das unentbehrliche Zubehör, ein langes Seil ward nicht vergessen. Es wurde eingepackt, was an Speise und Trank nöthig erachtet wurde, um die zahlreiche Gesellschaft während anderthalb Tagen bei Kraft und gutem Humor zu erhalten; Eier, Fleisch, Käse, Brot, Kaffee, Zucker, Wein und Kirschgeist dazu, und wollene Decken zum Nachtlager. Der treffliche Gasthof zum „Adler" lieferte alles das in bester Qualität, und lustig war's zu sehen, wie die umstehende Menge ihren Commentar dazu machte. — Endlich war's richtig! — „Ist alles bereit? alles in Ordnung? Vorwärts dann in Gottes Namen!" commandirten wir Michel, ein Händedruck den Zurückbleibenden, „Behüt Gott!" riefen sie noch, und die ganze Colonne setzte sich in Bewegung dem schönen Wetterhorn entgegen. Es war ein Uhr Mittags.

Wer es einmal gesehen hat dieses Wetterhorn, gesehen vom Grindelwald aus, wie es so groß und freundlich ins Thal herunterschaut, der kann's nicht mehr vergessen. Wie von der Scheidegg die wilden Felsen senkrecht auftreiben bei 5000 Fuß hoch, wie da aus einem wilden Schoß die Gletscher herunterschauen und dann aus diesem unzugänglichen Gletscherschoß die oberste Spitze, eine kühne Pyramide, hoch in die Lüfte ragt! Und seine westliche, uns zugekehrte Seite, welch reiche Mannigfaltigkeit der Linien, welch reicher Wechsel von Fels und Gletschern und grünen Rasenbändern, welche harmonische Mannigfaltigkeit der Farben und der Formen, wie sie eben fast nur das Berneroberland bietet, so im großen Ganzen der Alpenkette als in vielen einzelnen Gebilden derselben! Das ist der unbeschreibliche Reiz der Alpenwelt, der viele tausende alljährlich aus weiter Ferne lockt und der das Heimwehlied „Herz, wohin zieht es Dich" in Bernerlanden so volksthümlich hat werden lassen.

So schön aber das Wetterhorn in seinem Ganzen aussieht, so wenig einladend zur Ersteigung sieht sich's unmittelbar vom Fuße an; und wessen Blick in den Bergen ungeübt und ungewöhnt ist, der möchte dieses Wetterhorn von hier aus leicht für ganz unzugänglich halten, so schroff sieht es aus.

Unser Weg führte uns, seitdem wir die schönen Thalgelände von Grindelwald hinter uns hatten, über einen alten vorgeschobenen Moränenzug des Gletschers, von dem er heute viele hundert Fuß entfernt ist; wahrscheinlich, daß uns Jahr 1600 der Gletscher soweit sich gestreckt hat; diese Moräne ist dicht überwachsen mit Erlen und anderm Gesträuch; bald nimmt uns ein Ahornwäldchen auf und führt der Pfad langsam über üppige Weiden ansteigend in ungefähr drei Viertelstunden unmittelbar an das Felsgestell an dem Punkte, wo einzig die Ersteigung desselben möglich ist. Es ist die untere Seite des Berges, der entlang im Sommer so viele Reisende den Abhang der großen Scheidegg auf- oder niedersteigen. Zwei kleinere Schneefelder, die auch in dem wärmsten Sommer nicht ganz wegschmelzen, sind die Niederlagen von zwei starken Lawinen, die besonders zur Frühlingszeit hier und da in wundervollen Stürzen über die gewaltigen Felsenmassen herunterdonnern; das tiefer liegende kleinere der beiden Schneefelder bezeichnet den Punkt, wo anzusteigen ist.

Nun erst geht eigentlich das Steigen an und wir sind in der rechten Gebirgsregion. Aber wie es uns aufwärts zieht, dem Gipfel zu, so wollen wir auch den Leser ohne weiteres über die nächsten Stunden mühsamen Steigens hinweg und gleich in unser Nachtquartier führen. Das Jauchzen des vordersten Führers verkündet den ersehnten Ort, den sogenannten „Gleckstein", zu dem wir in großem Halbkreis gelangt sind. Dieser „Gleckstein" (so genannt, weil früher den Schafen hie und da bei demselbem „Glek", d. h. Salz, gereicht wurde) ist nichts anderes, als mehrere vom Wetterhorn heruntergestürzte Felsblöcke, die so freundlich waren, sich günstig zusammenzusügen, um eine enge, aber geschützte Höhle, unsere Herberge zu bilden.

Weit und breit ist ein öder Trümmerfeld, durchflossen von klaren Gletscherbächen. — Allgemach entwickelte sich nun in dieser Wüstenei ein fröhliches Leben. Lustig loderte das Feuer und darum herum lagerten sich die einen, in Bettdecken, Wämser, Zipfelmützen gehüllt, — andere suchten sich auf den Felsen und um dieselben ein Plätzchen, ein jeder nach seinem Geschmack, und „es treifte so fröhlich der Becher in dem kleinen Kreise herum," und dazu die Gesänge und Jodler in den schönen Abend, in die Dämmerung und endlich in die Nacht hinein, — es war ein köstliches, heiteres Bild voll Leben und Frische, voll Humor und Fröhlichkeit. Und rings die hehre Stille der großen Alpenwelt! Ich entfernte mich ein Paar Schritte von der fröhlichen Gruppe — wie eigenthümlich großartig ist doch so eine Nacht im Hochgebirg! Ernst und gewaltig thronen rings die Majestäten und halten treue Wacht; es ist als ob sie hinanfragten in den Himmel, als ob die Sternlein ihre Häupter krönten, ein funkelndes Diadem, wie kein Fürst es je getragen; als ob in langen und weiten Falten das weiße Gewand Gott herunterzöge, so steigen die Gletscher hernieder bis in unsre Nähe; um uns her aber das Steingerüll, die Felsgebilde mit ihren tausend kleinen und großen phantastischen Schatten, die zu leben, sich zu regen, sich zu bewegen scheinen, — und ein Flüstern, ein Säuseln ringsum — „wunderbare Zaubernacht, die den Sinn umfangen hält!"

Doch zurück zur Gesellschaft; es ist Zeit, sich etwas zur Ruhe zu begeben. „Ist doch für diese Höhe verdächtig warm; was meint Ihr, Michel?" Und der bedächtige Christen meinte: „Es will mir auch nur halb gefallen; der Föhn ist im Spiel; werden morgen Nachmittag sehen, was er bringt." — Mehr war nicht herauszubringen; die klugen Wetterpropheten sagen nicht alles.

Eingeschlupft in unsre Höhle, matt erleuchtet durch ein Kerzenlicht. — Nun, lieben Freunde, legt Euch 9 Mann in einen Raum von oben angegebener Dimension und seht zu, wie Ihr zurecht kommt. So eine Nacht ist zum Ausruhen gar wenig geeignet, und der Schlaf senkte sich nicht sogleich auf alle. Doch stille ward's nach und nach in unserm Zelt; das Rauschen der Bäche draußen wiegte bald alle in leisen Schlummer ein.

Die gute Seite einer so schlechten Situation ist die, daß man sich gern daraus wieder erhebt, und als daher bald nach 2 Uhr unser Küchenmeister die Tagwache rief, waren wir schnell munter und zum Aufbruch bereit. Eine herrliche Nacht! Kein Wölkchen am Himmel, und zauberisch hoben sich wieder die Gletscher und Hörner in ihren colossalen Umrissen am dunkeln sternbesäeten Himmel ab.

Das Thermometer zeigte 9° C.; diese Wärme und die flimmernden Sterne verkündeten nicht das Beste. Doch sei's drum; man nimmt's, wie's kommt. — Der Imbiß war genommen, der unnöthige Proviant wird zurückgelassen, um bei der Rückkehr zu dienen. „Alles fertig?" „Ja!" „Vorwärts denn!" erging das Commando und die Colonne setzte sich in Marsch, Mann für Mann, über die Trümmerhalde hin in die dunkle Nacht hinein. Langsam nur ging's vorwärts, einerseits wegen der Dunkelheit, andererseits weil's überhaupt zweckmäßiger ist, piane zu beginnen.

Eine Stunde ungefähr mochten wir so marschirt sein, lautlos fast, da schlug allmählich an die höchsten Gipfel ringsher der junge Tag; der Eiger, der Mönch, das Schreckhorn — sie erglühten im Glanz der aufgehenden Sonne — roth und weiß wie die Farben des Landes, das sie zieren. Da thaut der Mensch auch auf; fröhliche Jauchzer ließen wir schallen und die Gespräche auch begannen zu tagen. Bald betraten wir den Gletscher, der leicht zu passiren war, weil ohne bedeutende Schründe und mit nur mittlerer Steigung; wir zieh'n und im Steigen linkwärts dem Grate zu, der von der Spitze her sich absenkt und in der „Enge" ausläuft. Ohne Beschwerde rückten wir ziemlich rasch vor, so daß wir nach einer Stunde diesen Gletscher schon hinter uns hatten und den nackten Fels betraten, der steil vor uns sich thürmte und erkletternt werden muß. Es ist diejenige Partie, die im Frühsommer, wo noch viel Schnee liegt, gefährlich werden kann durch Lawinen, wodurch schon mehr denn eine Ersteigung vereitelt worden ist. Heute war — wenigstens jetzt am Morgen —

keine Gefahr. Der Sicherheit wegen banden wir uns ans Seil und fingen dann zu klettern an. Der Kalkfelsen war so verwittert, daß Fuß und Hand zwar leicht Halt und Stand fanden, aber auch stellenweise so locker und bröcklig, daß wohl aufgepaßt werden mußte, wo man aufsetzte. Immerhin konnte auch da nicht von eigentlicher Gefahr die Rede sein. Das Schlimmste war unsre lange Linie; löste sich unter den Füßen der ersten ein Stein, so mochten die letzten auf ihre Köpfe Achtung geben. Doch ging alles wohl von Statten, wiewohl der Steine genug flogen. Sieben Viertelstunden genau dauerte dieses Klettern, da langten wir auf dem Sattel an, der Vertiefung zwischen der obersten Spitze unsres Wetterhorns links und des Mittelhorns rechts; zu letzterem steigt der Gletscher in mittlerer Steigung an, es müßte leichter zu ersteigen sein als das eigentliche Wetterhorn, ist nur circa 15 Fuß höher als dieses, die höchste Spitze dieser ganzen Gruppe; aber die Aussicht, besonders nach Norden, kann nicht so lohnend sein, weshalb es auch nur selten Liebhaber findet. Grad vor uns hin dacht sich das Gletscherfeld anfänglich sanft ab, um weiterhin, unsrem Blicke noch verborgen, in das weite Revier des Wetterkessels sich abzustürzen. Und links erhebt sich unser Ziel, die letzte kühne Spitze, noch circa 800 Fuß hoch, und droben ist am blauen Horizont die Stange schon sichtbar, die im Vorjahr die letzte Fahne getragen. Ein Halt ist wohl vergönnt, gilt's doch jetzt die letzte Schanze frisch zu nehmen. Lange Rast aber machen wir nicht; es zieht Dich mit Gewalt hinauf, hinauf nach dem luftigen Gipfel.

Der Gipfel ist, von unserm Standpunkt gesehn, ein abgestumpfter Kegel, ganz vergletschert, und von solcher Steilheit, daß die Ersteigung in heißen Sommern, wenn der Schnee ganz weggeschmolzen ist, zu den schwierigern Partien zählt und große Vorsicht erfordert; es bleibt alsdann nichts anderes übrig, als von unten bis oben mit dem Beil Stufen in das in solcher Höhe immer sehr harte und spröde Eis einzuhauen, eine für die Führer höchst anstrengende und zeitraubende Arbeit, und die Gefahr des Ausglitschens ist dabei nicht gering.

Wir trafen's herrlich; es lag Schnee, ca. 1 — 2 Fuß tief, und er war „gut", das heißt nicht zu hart, er ließ sich leicht eintreten, und auch nicht zu weich und zu naß, daß etwa ein Abrutschen befürchtet werden mußte. Letzteres, das Abrutschen einer ganzen Masse des aufliegenden Schnees, bildet an steilen Gletscherhängen hie und da eine nicht geringe Gefahr; zumal wenn der Gletscherhang quer überschritten werden muß, so ist oft entschiedene Lawinengefahr, indem der weiche Schnee unter dem Fuß sich leicht lösen und abrutschen kann. Wir hatten nichts dergleichen zu befürchten, weil der Schnee „gut" war und weil wir in fast gerader Linie am Kegel aufwärts stiegen. Obwohl langsam, ging's doch ohne sonderliche Beschwer vorwärts. Der erste Führer hatte nicht zu hacken, er trat nur mit dem Fuß den Schnee ein und fest; die folgenden alle traten in seine Fußstapfen, sorglich achteten die Führer darauf, daß jeder genau in die gleichen Spuren und kräftig einsetze, um jegliches Gleiten zu verhüten. Die eine Hand führte den Bergstock, die andere stützte sich unwillkürlich in den Schnee; den Steigungswinkel mußten wir auf circa 50° schätzen, zu oberst näherte er sich gewiß den 60°; daß da von großer Eile nicht die Rede sein konnte, wird man mir glauben; Eile mit Weile; langsam, Schritt um Schritt sicher, wie auf einer Leiter. Ungefähr in der Mitte dieses letzten Gipfels zogen wir — ich weiß nicht, war's Nothwendigkeit, war's Muthwille des leitenden Führers — etwas rechtshin gerade an die scharfe Kante; über diese hinaus sahen wir jählings in schwindelnde Tiefe hinunter auf den Schwarzwaldgletscher; doch nicht lange dauerte der Marsch an dieser Kante; es wurde wieder eingebogen. An der steilsten, letzten Partie des Ganzen, da insbesondere wurden die Führer nicht müde, „langsam", „nur fest eintreten", zu mahnen, und wohl ergriffen sie des öftern die Füße des Vordermanns (die dem Hintermann in Brust- oder Nasenhöhe waren), um sie noch fester einzudrücken.

Endlich — nach fast einer Stunde solchen Steigens — haut der erste Führer Bresche in die oberste schneige Zinne, ein donnerndes Hurrah! das Ziel ist erreicht. Aber: „Vorsicht!" und immer wieder Vorsicht, sie war schon zu Trojas Zeiten die bessere Hälfte der Tapferkeit, für den Bergsteiger ist sie's auch heute und für ihn gewiß. — Die Spitze ist nur eine scharfe Schneide, gleich einer Dachfirst, ungefähr 40 Fuß lang von Ost nach West sich ziehend; nach Nord ist der Gletscherabfall so steil wie nach Süd unsrer Ersteigungsseite. Damit also die ganze Colonne auf diese First in Linie anrücken könne, müssen erst sichere Tritte und Sitze eingehauen werden. Mann für Mann streckt dann den Kopf hervor, arbeitet sich sorgfältig empor in die Bresche, zieht sich links, bezieht seinen angewiesenen Posten, setzt sich ab, einige rittlings auf die Zinne, und hält sich ruhig still.

Unwillkürlich fällt der Blick zunächst in das Thal tief unter uns; bei 8000 Fuß senkrechter Höhe sind wir über das schöne Grindelwald erhoben. Auf dem grünen Plan, wie heben sich so zierlich die Häuser ab, deren Fenster noch deutlich zu unterscheiden sind; wir wissen, daß vieler Augen jetzt gerade mit Freuden nach uns gerichtet sein werden, und mit Jubel unsre schwarze, große Fahne begrüßen, die eben von den Führern entfaltet wird und lustig flattert; denn von unten wird bei hellem Wetter jede einzelne Person auf der Spitze deutlich erkannt, weil sich alles auf dem weißen Firn und am blauen Horizont scharf abhebt; wir aber — so sehr wir auch den „Feldspiegel" ansetzen, sind nicht im Stande, die einzelnen Personen nur recht zu sehen, geschweige zu erkennen, sehen also nicht die Fahne, die sie unten aufhissen, nicht die Teppiche, die unsre Lieben aushängen zum Zeichen, daß sie unser gewahr worden. Nur ein wunderschönes Gesammtbild hatten wir zu Füßen; das wald- und bergumsäumte Grindelwaldthal, durchschlängelt von der sonnbeglänzten Lütschine. Gottes Segen über Dich, Du schönes Thal!

Ein eigener Reiz der Rundsicht vom Wetterhorn besteht darin, daß sich dieselbe in zwei contrastirende Hälften scheidet. Das Wetterhorn ist soweit aus der Centralalpenkette nach Norden vorgeschoben, daß es genau der Markstein ist zwischen der Gletscherwelt, der es noch angehört und den grünen Triften, die schon seinen Fuß theilweise umziehen. Es bildet das einen besondern Reiz, daß man — ich möchte sagen — mit dem einen Fuß in der Gletscherwelt, mit dem andern in den Kornfeldern steht. Das Auge, nach Norden gerichtet, umfaßt die grünen Voralpen und das flache Land der Schweiz: fast mit einem Blick ein weites großes Bild, dessen Einzelnheiten aufzuzählen eine Unmöglichkeit ist.

Direkt nach Norden schweift der trunkne Blick über die erniedrigte Faulhornkette hinaus ins weite Land hinein; ein Gebiet kleiner Hügel von 2000—3000 Fuß ü. M., ein buntes Mancherlei von grünen Wiesen, und gelben Kornfeldern und dunklem Wald, von Flüssen und Seen, Dörfern und Städten wie Bern, ja Solothurn; in solcher Entfernung ist freilich nicht ein deutliches Erkennen mehr möglich.

Daran reiht sich nach Westen die Gebirgsgegend der Stockhorn- und Niesenkette, die Freiburger und zum Theil die Waadtländergebirge in tausenderlei Gestalten, in Höhen bis 7000 Fuß und mehr; getheilt zwischen Welsch und Deutsch, das Bindeglied beider, die Seengruppe von Murten, Biel und Neuenburg.

Ostwärts erkennen wir deutlich über den kleinen Brünig hinaus die Gebirge der kleinen Kantone, den Pilatus insbesondere und den mobischen Rigi, weniger deutlich weiterhin die Albiskette, des schönen Zürichsees ausflichtsreichen Rahmen und die wellenförmigen Hügel alle, und die Flüsse und Seen, die reichen Schönen Gefilde von Luzern und dem Aargau, — und das alles umfaßt in weitem großen Bogen vom bläulichen Jura, ja drüber hinaus noch ein Blick, mehr der Ahnung als des Erkennens, in den Schwarzwald und die Vogesen hinein, gleichsam um anzudeuten, daß da hinter jenen blauen Bergen auch noch Menschen wohnen, die des Lebens sich freuen; — sagt: ist das nicht ein reiches großes, schönes Bild des fröhlichen freudigen Lebens und Gedeihens?

Mit einer Wendung nach Süden kehren wir all dieser Herrlichkeit den Rücken, eine andre geht uns auf — die ganze Herrlichkeit der Alpenwelt in vollster Pracht. Westwärts zwar ist der Blick unsicher, heute getrübt durch Wolkenschichten, ebenso erhebt sich aus dem Wallis der gestern Abend schon gefürchtete Föhn als weiße Wolkenschicht und verhüllt uns gänzlich die Reichthümer der Walliser-Alpenkette. Mit frommen Wünschen und Bedauern ist gegen den Föhn nichts auszurichten; man muß sich begnügen an dem, was da ist, und wahrlich es gibt noch genug des Schönen und Großen. Scheiden wir die nächste Umgebung in zwei große Gruppen zu besserer Orientirung.

Da erhebt sich, uns gegenüber, in gerader Linie wohl kaum eine Stunde entfernt, das Mittelhorn, seine breite Firnmulde sanft gegen uns zu absenkend; die fünf Meter Differenz in der Höhe sind kaum bemerkbar, es ist uns ebenbürtig; es verdeckt uns das Rosenhorn, den dritten Bruder der früher gleichbenannten „drei Wetter-

Digitized by Google

hörner". Aus Mittelhorn lehnt sich nun links oder östlich die große Gletscherregion des „Wetterlesfels", der Schreckhorn, in den Mittel- und Wetterhorn ihre Gletscher absenken, in welchen der Renfengletscher vom Horn gleichen Namens niedersteigt und aus dem der Schwarzwald- und der Rosenlauigletscher zu Thal niederfließen; eine Firnmulde von einigen Quadratstunden Ausdehnung, unmittelbar vor unsern Füßen, vielleicht 4000 Fuß unter uns. Vom Renfenhorn zieht sich jenseits nach Süd hin die Welt des Gauli-, Grünberg- u. a. Gletscher; sie umziehen den Fuß des Hangend-Gletscherhorns, das seine rauhe, fast senkrechte Breitseite uns zukehrt. Unnahbar scheint es von dieser Seite zu sein; doch scheint es nur; wenige Tage später steigen unser zwei gerade an dieser Seite von seiner lohnenden Spitze hernieder, freilich nicht ohne Hilfe des Seils an einer senkrechten Wand. — In dieser Gruppe, aus der wir nur weniges, nur das Wichtigste genannt haben, haben wir eine reiche Musterkarte von Gletschern vor Augen: weite, fast ebene Felder und wieder steile Hänge voll grausiger Schründe in Kreuz und Quer; sie ist weniger imponirend durch majestätische Höhen, sie stellt vielmehr in ihrem Ganzen die ächte Gletscherwelt in ihrer Rauheit und großartigen Wildheit da. — Alle die Berge und Gebirgszüge, welche sie einfassen, sind nicht von solcher Höhe, daß sie uns den weitern Blick benmmen; hinter ihnen erhebt sich der reiche, schöne Gletscherkranz im obersten Theil des Haslilandes, vom 10,000 Fuß hohen Titlis hinweg die Uratshörner, die Sustenhörner, die Thierberge, der glänzende Dammsirn mit ihren Trift-, Stein- u. a. Gletschern, wieder eine wunderbar anziehende Partie. Und rheils über sie weg, theils zwischen ihnen durch schweift das Auge in weitere Ferne nach den Schwyzer-, den St. Galler- und Appenzellergebirgen; etwas mehr zur Rechten steht das Uri- „Rothstock Feldgestell", so sühnlich thronend noch wie zu den Zeiten der erwachenden schweizerischen Freiheit; dort des Glärnisch Riesengestalt und der schöne Tödi, die Wächter des rührigen Glarnervölkleins, und links und rechts davon — freilich in etwas unsichern Umrissen — die Menge der bündnerischen Gipfel in Reih und Glied. — Wer zählt die Gipfel, nennt die Namen! Ein reicher, reicher Kranz; an so manche dieser Gruppen knüpfen sich mir die freudigsten Erinnerungen an fröhlich durchwanderte Studentenferien; von erhöhtem Standpunkt blicke ich heute auf euch zurück, ihr Orte alle freher Erinnerung, ihr Tage glücklicher Jugendzeit und wünsche sie andern auch so froh, so glücklich, und die Ferien wünsche ich jedem unter den Termiter, recht fern von aller Eisenbahn.

Und nun eine zweite Hauptgruppe, die sich rechts, westlich vom Mittelhorn uns darstellt; sie bietet wieder ganz andern Genuß als die erste. Führte uns diese den Reichthum der Gletscherwelt in ihrer Mannigfaltigkeit vor Augen und eröffnete einen Blick in weite Ferne, so trägt die zweite Gruppe ganz den Charakter des Majestätischen und Erhabenen. Da stehen die himmelanstrebenden Riesen auf ihren seit Jahrtausenden innegehabten Posten, die Könige der Berner-Alpen: Schreck-, Finsteraar-, Viescherhörner und der Eiger. Vor allem ist die Nähe des 12,600 Fuß hohen Schreckhorns von wunderbarer Wirkung. Zu der Wetterhorngruppe gehört als südlicher Vorposten der festige „Bergliststock"; von diesem aus zieht sich westwärts hin das Gletscherjoch des Lauteraarsattels aus Bindeglied zwischen den Wetterhörnern und dem Schreckhorn. Letzteres zeigt uns demnach seine östliche, weniger rauh anssehende aber unnahbare Seite, ein blendend weißer Firn bekleidet vom Lauteraarjoch (circa 10,000 Fuß hoch) und vom obern Grindelwaldgletscher auf bis zur obersten Spitze den Gneis, aus dem es besteht, und benimmt ihm das schrecklich rauhe Aussehn, das seine weniger bedeckte, westliche und nördliche Seite hat. Aber dieser Firn der östlichen Seite ist von solcher Steilheit, daß an eine Ersteigung von dieser Seite wohl kaum zu denken ist, während der großentheils nackte Gneis der Westseite die Ersteigung freilich nur mit höchster Anstrengung durch stundenlanges Klettern (wir hatten sieben Stunden der mühsamsten Kletterei) ermöglicht. Erst zweimal ist's bestiegen worden: 1861 durch einen Engländer, 1864 durch drei Schweizer, beidemal mit Führern von Grindelwald; die zweite Ersteigung brachte den Gewinn, leider erst im Heruntersteigen, einen leichtern Zugang gefunden zu haben.

Das Schreckhorn ist der Culminationspunkt eines Grates oder Gebirgsrückens, der sich südwärts in die wild zerklüfteten Lauteraarhörner zieht, welche den Lauteraar- vom Finsteraargletscher scheiden, das Lauteraarjoch von der bekannten Strahleck; nordwärts zieht sich dieser Grat vom Schreckhorn aus weniger zerrissen, mehr vergletschert über das kleine Schreckhorn und Näfelhorn in den Mettenberg (in gerader Linie höchstens zwei Stunden Länge), von wo er sich in fast lothrechten Kalkwänden ins Grindelwaldthal abstürzt; dieser nördliche Ausläufer scheidet den obern vom untern Grindelwaldgletscher.

Hart neben dem Schreckhorn links ragt das silberglänzende Finsteraarhorn hoch in die Lüfte, noch in der Perspective dem ersteren den Rang streitig machend, das es um 600 Fuß noch überragt an wirklicher Erhebung ü. M., und wenn sich die beiden Spitzen auch in Betreff der Aussicht um den Vorrang streiten können, so bietet das Finsteraarhorn dem Ersteiger jedenfalls ungleich weniger Schwierigkeit und Gefahr, hat deßhalb auch schon viel frühzer seinen Nacken unter dem menschlichen Fuß beugen müssen und ungleich mehr der Menschenkinder auf seinem Scheitel getragen. Von ihm nordwestlich abfchend ist das Agassizhorn noch kaum sichtbar und schwingt sich der Agassizgrat in gleicher Richtung hinüber zum Viescherhorn, beide zeigen ihre colossalen Firnhänge und Gletscherabstürze, die nur den gewandtesten Bergsängern das Betreten gestatten. Der Viescherhorngrat erniedrigt sich etwas gegen sein nördliches Ende hin und gestattet hier einen leidlichen Uebergang, Mönchjoch geheißen, in das Gebiet des Aletschgletschers im Wallis, — an der Spitze des „Mönch" vorbei, der uns sein breites Firndach grad nach zeigt; fast wird er uns verdeckt durch den colossalen Eiger, der von unserm Standpunkt nur im Profil gesehen wird und als eine schmale Kalkwand erscheint, senkrecht aufgerichtet auf der Seite des Mönchjochs, nicht viel weniger steil nach der Grindelwaldseite abfallend; links von Mönch und Eiger erhebt aus dem Wallis her das Aletschhorn sein gewaltiges Haupt, das einzige, was aus jener Gegend uns heute zu sehen vergönnt ist, und rechts durch schweift das Auge nach verschiedenen Gipfeln der Berneralpen, die, im Profil gesehen, ihre malerische Gestalt nicht mehr haben. — Doch, war auch viel Schönes durch die Föhnwolken unserm Auge verhüllt, klagen durften wir nicht; denn viel Schönes und Großes auch ward uns geboten, und unvergeßlich bleibt der Eindruck, der Genuß, den ein solcher Blick in die Riesengebilde der Schöpfung gewährt.

Immerhin aber mahnten die schon dem nahen Lauteraarsattel aufliegenden Föhnwolken, daß es wohl Zeit sei, den Rückzug anzutreten: glücklicherweise sehen sie nicht sehr zerrissen aus, werden daher eher Regen als Sturm und bringen: aber beides ist wenig willkommen. In Eile noch einmal das Thermometer zur Hand, es zeigte, wie zu Anfang, + 2° C., dann ward ein Glas vom Besten jubelnd geleert mit einem Hoch aufs Wetterhorn!

Nun galt's, die steile Spitze hinunterzuklimmen, was größere Vorsicht noch erforderte als das Aufsteigen. Wenden konnte sich die Linie nicht; der hinterste Führer wird daher jetzt zum ersten: rückwärts hinter sich schleicht sich einer nach dem andern durch die Bresche hinunter, einen letzten Blick noch wirft er über die Zinne hinaus, sucht dann die alten Fußtritte, und so ist bald — Alle Zu schönes Wetterhorn, Zu kühne Spitze! — die Colonne wieder in Gang. Es mag 8½ Uhr gewesen sein, als wir die Spitze betraten, um 9¼ schon waren wir wieder am schwierigen Manöver, das beim Herunterfteigen fast mühsamer ward, weil bei jedem Schritt der Bergstock je tief wie möglich in den Schnee getrieben werden mußte, um den Halt desto sicherer zu machen. Langsam, aber prächtig ging alles von Statten; endlich durften wir der Welt wieder das Angesicht, dem Berg den Rücken zuwenden und rascher ging's vorwärts dem Sattel zwischen Wetter- und Mittelhorn zu. Daß wir hier schon wieder kurzen Halt machten, die Spitze wieder musterten, die gefährlichste Schanze nach errungenem Sieg, daß wir noch einmal den Becher kreisen ließen, wer will's uns verdenken? flatterte doch so lustig und stett im Winde die Fahne, die wir aufgepflanzt; sie wehte uns das „Lebewohl" zu, — wohl nicht auf Wiedersehn!

„O ist doch eine arge Strapaze," meinten wir selbigen Abends, als wir, glücklich in Grindelwald angelangt, plaudernd und das Erlebte durchsprechend beim Weine unter unserm Dache saßen, „so bald steigen wir wohl nicht wieder." Und am folgenden Tag — da schmieteten wir neue, größere Pläne, deren Ausführung nicht lange auf sich warten ließ. Das ist der Reiz der großen Alpenwelt; sie thut's einem an, ihr Zug ist unwiderstehlich.

Digitized by Google

Der Flüchtling.

Eine Erzählung von Gottfried Flammberg.

6. In den Sevennen.

Es war gerade achtzehn Jahre seit dem unglückseligen Tage, wo Karl seine Flucht angetreten, als die Postkutsche, in der er nebst zwei anderen Reisenden saß, einen langen hohen Berg in den Sevennen langsam hinaufrollte. Er fand es angenehmer, den Berg zu Fuß zu ersteigen, und schlug einen Seitenpfad durch den Wald ein, welcher, die Krümmung der Straße vermeidend, steiler und näher zum Ziele zu führen schien. Wie er den einsamen Pfad hinaufging, dachte er an diese achtzehn durchlebten Jahre und an all das Schwere, das ihn betreffen hatte, zurück, und eine unbeschreiblich bittere Stimmung bemächtigte sich seiner.

Da fiel ein Schuß in seiner Nähe. Ein Geschrei um Hilfe ertönte. Ein junger Bauer, mit dem Ausdruck der Verzweiflung, stürzte, ohne Karl zu bemerken, über den Pfad mit dem Rufe: „O mon Jésus! sauve ton enfant!“ Einen Augenblick darauf sagte ein Soldat mit einem Gewehr hinter ihm drein, den Kolben nach oben; „maudit parpaillot!“ rief er, und war dem Verfolgten, den sein Schuß verfehlt hatte, schon auf den Fersen und im Begriff, ihn mit dem Kolben niederzuschlagen. Karl zog, ohne sich lange zu besinnen, das Pistol, mit dem er sich auf Requillets Rath für die Reise bewaffnet hatte, er spannte, zielte und streckte mit sichrem Schusse den Soldaten nieder. Der Gerettete eilte auf ihn zu und flüsterte: „Der Wald wimmelt von Soldaten, Sie sind verloren, wenn Sie nicht augenblicklich mir folgen.“ Er riß ihn mit sich fort ins wildeste Dickicht. Athemlos kletterten sie Felsen hinauf und Schluchten hinab, bis sie endlich nach anderthalb Stunden in einer schauerlichen Felsenkluft eine Höhle erreichten. Im finsteren Hintergrunde derselben saß Jacques, der junge Bauer, ermattet auf ein Felsstück, zog Karl neben sich und erzählte ihm nun mit leiser Stimme folgendes:

„Der Priester Chayla in Pont de Montvert hielt eine Anzahl der Unsern, die er eingefangen hatte, in seinem Pfarrhaus eingeschlossen, und fand sein Vergnügen daran, sie auf eine teuflische Art zu quälen. Wenn wir Nachts dem Pfarrhaus uns näherten, hörten wir das Aechzen und Schluchzen der Unglücklichen. Mein Vetter Perier war außer sich; denn unter jenen Opfern befand sich seine Braut. Da retteten wir unser vierzig uns zusammen, es war am 24. Juli, zogen mit Sensen bewaffnet vor das Pfarrhaus; Perier hatte uns eingeschärft, daß wir nicht Böses mit Bösem vergelten und niemandem ein Leid thun dürften. Wir verlangten nur die Herausgabe der Gefangenen. Statt einer Antwort hieß der Priester seinen Leuten, auf uns zu schießen. Einer von uns blieb auf der Stelle todt, zwei andere wurden verwundet. Nun schlugen wir die Thür mit Aexten ein und drangen ins Haus, die Gefangenen zu befreien. Der gräßliche Zustand, in welchem wir sie fanden, erregte so den Zorn einiger unserer Leute, daß sie, ehe mein Vetter und ich es hindern konnten, den Priester hinaufschleppten und todt schlugen. Wir zerstreuten uns, nachdem wir die Gefangenen befreit hatten, in allerlei Schlupfwinkel. Eine andere Bande aber, von einem fanatischen Hitzkopf Seguier geführt, überfiel nun verschiedene Pfarrhäuser, äscherte sie ein, und machte die Bewohner nieder. Sie wurden überfallen, Seguier verbrannt, sechs andere erhängt. An uns aber erließ der Präsident Baville eine Proclamation, daß, wenn wir friedlich in unsere Wohnungen zurückkehrten, uns alles verziehen werden solle. Etwa die Hälfte von uns war so thöricht, dem Versprechen zu trauen; sie kehrten zurück und wurden erhängt. Auch mich hatte ein Soldat im Walde aufgestöbert und hatte mich todt geschlagen, wenn Du, Bruder, mich nicht gerettet hättest. Wie kamst Du aber hierher? Und wer bist Du? Ich erinnere mich nicht, Dich in unseren Versammlungen gesehen zu haben.“

„Ich bin ein Protestant aus Toulouse, sagte Karl.“ „Aber sage mir, wie ich aus diesem Walde auf die Straße zurückkomme. Denn ich bin auf einer eiligen Reise begriffen.“

„Dazu ist keine Möglichkeit vorhanden,“ erwiederte Jacques. „Der zweite Soldat, der hinter dem ersten herlief, hat Dich gesehen, als Du jenen niederstrecktest. Du mußt Dich bei uns verbergen; vielleicht, daß Du in ein Paar Tagen, wenn's ruhiger ist, verkleidet aus dem Gebirge entrinnen kannst. Aber schöner wäre es, wenn Du mit uns hieltest und uns hälfest, die Heere des Antichrist zu schlagen.“

„Ihr, arme Bauern, wollt daran denken, die königlichen Truppen zu schlagen?“ sagte Karl.

„O, wir werden sie schlagen,“ rief Jacques. „Wir haben eine Festung, dergleichen der König nicht aufzuweisen hat; wir haben, wenn's drauf und dran kommt, über ein Heer von 10,000 Mann zu gebieten, lauter Leute, deren keiner den Tod scheut, weil der Tod ihm doch gewiß ist. Und dazu haben wir ein ganzes Heer von Spionen; denn die ganze Einwohnerschaft des Gebirges hält es mit uns. Aber halt, da kommt mein Vetter Perier selbst mit seinem Onkel Rolland.“

„Serve Dieu!“ rief Perier von weitem, ehe er Karl in der Dunkelheit bemerken konnte, „unsere Sache geht vorwärts! Zweihundert Mann mit Sensen bewaffnet sind in kleinen Trupps unterwegs, Waffen und Lebensmittel zu requiriren, und die meisten sind schon zurück; die Leute gehen ihnen mit Freuden, was sie verlangen, denn sie halten alle von Herzen mit uns. Aber wer ist dieser Fremde?“

Jacques erzählte, wie Karl ihn gerettet. Der schlanke blonde Perier und der athletische schwarzbärtige Rolland schüttelten ihm die Hand, und wie er nun von ihnen die getroffenen Anordnungen hörte, da fing auch er an, an die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes zu glauben, und eine plötzliche fieberhafte Kampfeslust bemächtigte sich seiner. „Diantre!“ rief er, „wir wollen dem Tyrannen seine Ruchlosigkeit bezahlen!“

Aber Perier, Rolland und Jacques traten entsetzt zurück, und Rolland sprach: „Mein Bruder, darfst Du auf Sieg hoffen, wenn Du den Höchsten durch Lästerungen und Flüche erzürnst? Mit dem Teufel haben wir nichts zu schaffen. Wir dienen Gott, darum kennen wir keinen anderen Ausruf der Betheuerung als den: Serve Dieu!“

Jetzt kam neuer Zuzug. Bald hatte sich die ganze Höhle mit bewaffneten Bauernsöhnen gefüllt. Sie brachten reichliche Lebensmittel; jedoch ehe man sich zum Mahle niederließ, fielen sie alle auf die Knie, und Rolland sprach ein Gebet voll Glaubensmuth und Glaubenseifer. Nach beendetem Mahle legten sie sich auf dem harten Grund der Höhle nieder und schliefen, während der Eingang der Höhle abwechselnd von je zwei Mann bewacht wurde.

Die folgenden Tage vergingen unter Waffenübungen, wobei Karl mit seinen kriegswissenschaftlichen Kenntnissen den Leuten von großem Nutzen war. Am dritten Tage kam ein ausgeschickter Kundschafter mit der Nachricht zurück, daß ein Truppencorps von 300 Mann bei Carnouls ins Gebirg gerückt sei und kaum mehr eine französische Meile entfernt sein könne. „Der Herr sei mit uns!“ sagte Perier, gab ein Zeichen, und in tiefster Stille brach der ganze Haufe von etwa 200 Mann aus der Höhle auf und begab sich auf den verborgensten Pfaden nach einer Thalschlucht, an welcher der Feind vorbeikommen mußte. Perier traf seine Anordnungen mit einem Geschick, welches Karl Bewunderung abnöthigte. An einer Stelle zog sich ein Nebenweg durch einen jungen Eichenschlag; etwa 70 Mann commandirte Perier auf jede Seite des Weges in das Dickicht, da sollten sie mit gespannten Gewehre auf dem Bauche liegen und nicht vor gegebenem Zeichen, dann aber alle mit einander losschießen. Er selbst mit etwa 60 Mann, darunter Karl, ging hinab auf die Straße, dem Feinde gerade entgegen. Der Feind rückte an; Perier stellte sich bestürzt und wandte sich mit den Seinen seitwärts, als ob er eine Anhöhe gewinnen wollte. Sofort machte der Feind eine Flankenbewegung, ihm die Flucht abzuschneiden. Da warf sich Perier mit seiner Schar in jene Seitenschlucht und floh, so schnell er konnte, durch den Eichenschlag. Die ganze Macht des Feindes setzte ihm nach, jowie er aber rieje mitten zwijchen den beiden Reihen seines Hinterhaltes sah, machte er plötzlich Kehrt, gab eine volle Salve, und auf dieses Zeichen schossen auch die in dem Gebusch verborgenen 140 Mann ihre Büchsen ab. Eine furchtbare Niederlage brachten diese von drei Seiten kommenden Salven hervor; noch furchtbarer war die Verwirrung unter denen, die nicht sofort todt oder schwerverwundet niedergestürzt waren. Sie wollten fliehen, sahen sich aber von den Sensen, die aus den Gebüschen starrten, aufgehalten. Von allen Seiten umzingelt und in einen Knäuel zusammengedrängt wurden sie niedergemäht. Von den 300 Mann blieben nur fünf am Leben; diese entließ Perier, sie sollten zu ihrem General, dem Grafen Broglie, gehen und ihm erzählen, was sie hier erlebt hätten.

Digitized by Google

Den Tag nach der Schlacht bei Carnoulès hielt Perier einen Dankgottesdienst, an welchem tausende der benachbarten Gebirgsbewohner Theil nahmen. Es war der erste protestantische Gottesdienst, den Karl seit vierzehn Jahren bewohnte. Thränen flossen über seine Wangen, als in der von hohen Felswänden umgebenen Thalschlucht der Gesang der Psalmen ertönte, und als Perier dann vortrat, sich auf die Kniee niederwarf und all die tausende mit ihm niedersielen, und nun Perier den Höchsten lobte und pries, Ihn um Gnade und Erbarmen anflehte und sprach: „Herr, Du weißt's, daß wir keine Empörer sind; Du weißt's, daß wir dem Könige Treue gelobt haben, und nichts anderes wollen, als das Leben unserer Greise, die Ehre unserer Frauen und Töchter, das Seelenheil unserer Kinder aus Nothwehr vertheidigen gegen Wüthriche, die wider göttliches und menschliches Gesetz uns peinigen. Du, der Du Gideon berufen hast, Israel zu befreien aus der Hand der Midianiter, der Du zu Judas Makkabäus Dich bekannt hast, als er für Deine Ehre und Deinen Namen das Schwert zog, Du hast Dich auch zu uns bekannt und uns den Sieg verliehen. O beleune Dich ferner zu uns, reinige unsere Herzen, tilge aus jeden Gedanken an Rache und Vergeltung; gib uns Geduld, wenn wir leiden müssen, gib uns Freudigkeit, Dich auch im Tode zu bekennen; aber erbarme Dich unser und segne unsere Waffen, daß wir bestehen, bis Du das Herz des Königs geneigt haben wirst zur Gerechtigkeit. Ja, hilf uns, tröste dein Volk! Amen!"

In diesem Augenblicke ertönte von der Höhe herab eine zarte helle Stimme wie von einem Engel: „Ich will trösten — trösten mein Volk!" Aller Blicke richteten sich nach oben. Auf einer der höheren Felsenterrassen lag ein etwa zwölfjähriges Mädchen auf den Knieen, hob die Hände in eigenthümlichen Windungen bald gen Himmel, bald segnend über die Versammlung, und indem ihr Oberkörper von einem leisen Zittern durchschauert wurde, fuhr sie mit derselben Stimme fort: „Heiliget Eure Herzen und reinigt Eure Hände! Fliehet den Götzendienst und meidet alle unreine Lust. Gebet Eure Herzen dem Herrn und bewahret alle Seine Gebote! Siehe, der Herr ist nahe! Zwölf Monde Kampf und zwölf Monde Drangsal und dann sollt Ihr Frieden haben."

Sie ließ die Arme und die Augenlider sinken und lag einige Minuten unbeweglich, das Haupt vor sich geneigt auf ihren Knieen. Dann schlug sie die Augen wieder auf und befand sich in gewöhnlichem, gesundem Zustande. Karl war tief erschüttert, während alle anderen mehr erfreut als verwundert zu sein schienen. Perier hielt eine Predigt, eine schlichte und treffende Auslegung und Anwendung einer Schriftstelle. Nachdem der Gottesdienst mit wiederholten Gebet und Psalmgesang geschlossen worden, erfuhr Karl, daß dies Auftreten von „Propheten", wie sie's nannten, gar nichts Ungewöhnliches sei, daß schon im Oktober 1686, mitten unter der schrecklichsten Verfolgung, ein Mann im Bivarais, Namens Codognan, diesen Geist der Weissagung empfangen habe, daß dann ein 16jähriges armes Hirtenmädchen im Dauphiné, Isabella Vincent, die weder lesen noch schreiben konnte, in eine Art Schlaf verfallen sei, wo sie im feinsten Französisch, das sie wachend gar nicht zu sprechen im Stande war, die herrlichsten Ermahnungen hielt, also daß die Leute aus der Stadt scharenweise zu ihr hinausströmten, und viele sich von ihrem bisherigen gottlosen Wandel bekehrten. Seitdem habe sich der Geist der Weissagung immer weiter verbreitet, insbesondere unter den Kindern, die man den reformirten Eltern weggenommen hatte, um sie katholisch zu erziehen. Schläge und Martern hätten nicht vermocht, dieselben vom Weissagen abzuhalten. „Unsere Pasteren," schloß Perier, „hat man aus dem Lande getrieben; da hat uns Gott Prediger gesandt, aus dem Munde der Unmündigen hat er sich ein Lob zugerichtet."

Was er hier gesehen und gehört, hatte Karl sehr nachdenkend und unruhig in seinem Inneren gemacht. Die Stimmung, in welche dieser Gottesdienst ihn versetzt hatte, bildete zu seiner vorherigen wilden Kampfeslust den schneidendsten Gegensatz. Und doch waren es eben diese Gottesdienste, zu deren Schutz der Krieg der Sevennen geführt wurde, und eben diese gottesfürchtigen Landleute waren es, die den Krieg führten. Wohl merkte Karl, daß sie besser, frömmer, geläuterter waren, als er; aber ins Klare konnte er nicht darüber kommen, wo denn nun eigentlich der Unterschied stecke. Auch ihm, so meinte er, sei es ja nur um die Vertheidigung des Evangeliums und somit um die Ehre Gottes zu thun. Unwillkürlich freilich hütete er sich in den nächsten Tagen, Gedanken der Nachsucht gegen Ludwig XIV in seiner Seele aufkommen zu lassen, oder wenigstens ihnen nachzuhängen. Als nun aber bald darauf die Brüder von neuem unter Waffen gerufen wurden und der Guerillaskrieg neu tobte, da war auch sogleich die alte Kampfeswildheit und Kampfesgier wieder da, und als Perier in einer dieser Schlachten verwundet, sich nach seiner Genesung nach Genf zurückzuziehen entschloß und ihn aufforderte, ihn zu begleiten, da konnte Karl es nicht über sich gewinnen, den anziehenden Kriegsschauplatz zu verlassen.

Nachdem mehrere königliche Truppencorps gleich dem ersten aufgerieben worden, wagten sich gar keine Truppen mehr ins Gebirge hinein; dagegen wagten sich die Camisarden (Blousenleute), wie man sie nannte, bereits in die Ebene hinaus, und gingen ernstlich mit dem Gedanken um, den Aufstand ins Bivarais zu tragen. Rollard, der jetzt bereits über 3000 Mann gebot, hatte sein Heer in drei Divisionen getheilt; diejenige, welcher Karl angehörte, wurde von Abbas Morel befehligt, den seine Kameraden Catinat nannten, weil er früher unter Marschall Catinat in Piemont gedient hatte. Eines Abends, im Anfang des Januar 1703, saß Karl in einer der Gebirgshütten an Morels Seite, und berieth mit ihm, wie sie den folgenden Morgen mit 100 Mann einen Streifzug bis gegen die Stadt Nimes unternehmen wollten. Da öffnete sich die Thür und ein zarter, blondlockiger Junge von 16 Jahren trat ein. „Was wollt ihr?" rief Catinat dem Unbekannten entgegen. „Mit Euch kämpfen," war die Antwort des Jünglings. „Ihr? Kämpfen?" fragte Catinat erstaunt und maß den jungen Menschen von oben bis unten. „Wer seid Ihr?" „Ich bin Sevenole, wie Du," versetzte jener unerschrocken, „mein Name ist Cavalier; ich bin vor drei Jahren nach Genf geflüchtet und habe dort als Bäckerbursche gearbeitet; hier ist mein Zeugniß. Jetzt habe ich von Euren Thaten gehört, und bin gekommen, an Eurer Seite zu kämpfen." „Nun, so magst Du mit uns ziehen," sagte Catinat, „wollen sehen, was Du leisten wirst."

Sie rückten den andern Morgen ins Feld. Sie ritten in das Tiefland hinab, und die Beshut von 40 Mann hatte sich der Stadt Nimes bis auf eine Stunde genähert, als eine Schar von fünfzig Dragonern sich ihnen entgegenwarf. Die 40 Camisarden ergriffen — ihren gewohnten Kunstgriff anwendend — die Flucht, bis sie den Feind dahin gelockt hatten, wo der Hinterhalt lauerte. Rasch waren die Dragoner in Verwirrung gebracht; indessen wären sie diesmal doch entkommen, wenn nicht Cavalier dem nächsten besten nachgeeilt wäre, ihn mit einem Pistolenschuß niedergestreckt hätte, dann mit gezücktem Säbel den ganzen Haufen der Flüchtigen verfolgt, einen nach dem anderen angefallen und niedergehauen und so den Rest in wilder Flucht vor sich her bis unter die Wälle von Nimes — er, der einzige — verfolgt hatte.

„Serve Dieu, der kann's!" rief Catinat.

Zwischen Karl und Cavalier entwickelte sich bald eine innige und begeisterte Freundschaft. Er focht an seiner Seite, als dieser in den Weinbergen bei Nimes das Regiment des Dragoneroberſten St. Sernin anfrieb; er focht an seiner Seite, als er den glänzenden Sieg bei Pont Candiac erkämpfte, wo er, vom Feind umgangen und scheinbar rettungslos verloren, durch eine geschickte Wendung denselben täuschte, ein Defilé gewann und abermals ein königliches Regiment vernichtete.

Er focht aber auch an seiner Seite, als Cavalier, durch verkleidete feindliche Spione gelästet, ins Bivarais einfiel und das Treffen bei Bagnols verlor. Und das war das letzte Mal, daß er an seiner Seite focht. Denn auf der Flucht fand er sich von den Camisarden völlig abgeschnitten, und so vollständig war die Niederlage, daß Karl ihre Sache völlig verloren gab. Er ahnte nicht, daß Rollaud immer nur den vierten Theil der wehrhaften Gebirgsbewohner unter Waffen stehen hatte, und daher jeden Augenblick über eine Reserve von 6—8000 Mann verfügte; er ahnte nicht, daß der Krieg noch ein volles Jahr sich fortziehen würde, daß der von halb Europa befriedete und besiegte König durch diesen Aufstand im Innern, der ihm seine besten Regimenter kostete, bis zur Verzweiflung getrieben werden würde; am wenigsten hätte er sich träumen lassen, daß der stolze König sich ein Jahr darnach herablassen würde, mit den Rebellen Friedensunterhandlungen zu eröffnen, Cavalier zum Königl. Oberſten zu ernennen, ihm eine Anzahl der in Kerkern gefangen gehaltenen Reformirten frei zu geben, mit der Erlaubniß, aus ihnen und den Camisarden ein „reformirtes Regiment" zu bilden, ein Regiment, mit welchem der kluge Cavalier, dem Königswort eines Ludwig XIV. nicht trauend, sofort über die Grenze entwich.

Digitized by Google

Das alles ahnte Karl nicht und konnte es nicht ahnen. Die Sache der Camisarden verloren gehend, floh er, von einer Waldung gedeckt, nach Often. Seine Waffen warf er von sich und behielt nichts als sein Pistol. Nach langen Jahren sah er sich wieder einmal genöthigt, im freien Walde unter einem Baume zu übernachten. Als er aber den nächsten Morgen seine Flucht fortsetzte, quälte ihn der Hunger so sehr, daß er sich im Laufe des Vormittags in das Wirthshaus eines kleinen Dörfchens, einige Stunden von Privas entfernt, wagte. Er glaubte sicher zu sein, zu so früher Stunde noch keine Gäste zu treffen, und prallte daher vor Schrecken zurück, als er zwei Officiere bei einem Glase Glühwein sitzen sah. Glücklicherweise bemerkten diese seine Bestürzung nicht; er aber, mit rascher Geistesgegenwart sich fassend, trat keck in die Mitte des Zimmers und rief: „Mordsen, da treffe ich ja schon Gesellschaft! Sie erlauben, meine Herren, daß ich bei Ihnen Platz nehme." Die Officiere sahen den fremden jungen Mann in Kaufmannstracht mit einiger Befremdung an. Er ließ sich ebenfalls ein Glas Glühwein bringen und sagte: „Entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit; doch gewiß werden Sie einem alten Kriegskameraden gestatten, sich Ihrer Gesellschaft zu erfreuen." Die Gesichter der Officiere wurden noch länger. „Ich bin der gewesene Lieutenant Steinmann, dessen obscuren Namen Sie schwerlich werden gehört haben. Doch ist mir in der Schlacht bei Neerwinden ein Paß ausgestellt worden, der mich legalisirt," und damit steckte er den kleinen Finger der linken Hand durch das Loch, das die Kugel in der rechten zurückgelassen. „Steinmann?" rief plötzlich der eine der Officiere, „wäre das möglich? Lieutenant Steinmann, von dem mein Freund Marcel in Marseille mir soviel erzählt hat! Sie sind der Steinmann, der bei Fleurus mit solcher Bravour die feindliche Kanone genommen! So sind Sie also nicht todt, wie Marcel glaubte!" „Ich treffe also meinen Freund Marcel noch in Marseille?" rief Karl freudig erstaunt. „Welch ein Glück, so ist diese fatale Reise doch nicht vergeblich gewesen. Der gute, treffliche Marcel! Seit dem Augenblicke, wo unser Regiment nach dem Gehölze commandirt wurde, welches Major von der Beest besetzt hielt, habe ich ihn nicht mehr gesehen." Und nun fing Karl an, eine Menge Einzelnheiten aus der Schlacht bei Neerwinden zu erwähnen, und sprach so als militärischer Techniker, daß jeder Zweifel, den die Officiere etwa noch hätten haben können, verschucht werden mußte.

„Aber wie kommt es, daß Sie Marcel seit diesen zehn Jahren nie wieder gesehen haben?" fragte der eine der Officiere. „Zunächst," sagte Karl, „weil ich bis zum Frieden Kriegsgefangener in England war. Die Kugel, die mich kampfunfähig machte, hat mich dadurch auch meiner Freiheit beraubt. Als ich diese endlich wiedererhielt, fand sich's, daß ich todt gemeldet war; man machte mir, als ich mich um meine Pension bewarb, alle möglichen Umstände; die Sache wurde mir zuviel, ich ließ die Pension laufen und ging zu meinem Freund Requillet nach Toulouse, der mich als Theilnehmer in seine Handlung aufnahm. Ich wußte, daß Marcel in Marseille steht und hoffte immer, auf einer meiner Reisen ihn besuchen zu können; aber bisher hat mich mein Weg stets nach dem Westen geführt, dies ist das erste Mal, daß ich in diese Gegend komme."

„Und wo haben Sie Ihren Wagen?" „Ja, das ist eben das Heilloseste bei der Sache. Mein Wagen steht drüben in Privas und wartet, bis die Pferde wiederkommen, die von einem Haufen bewaffneter Bauern requirirt und fortgeführt worden sind." „Nun, darauf können Sie lange warten," sagte einer der Officiere: „wagen sich diese Camisarden bis nach Privas! Sie werden alle Tage leer. Aber tapfre Leute sind's, das ist wahr! Allen Respect!" „Die Pferde," fuhr Karl fort, als ob das über die Camisarden Gesagte gar kein Interesse für ihn hätte, „gehören glücklicherweise, ebenso wie der Wagen, nicht mir, sondern einem Miethkutscher. Ich habe einem Geschäftsfreunde den Auftrag gegeben, mein unbedeutendes Handgepäck per Post nach Rochemour zu schicken; ich selbst habe mich zu Fuße auf den Weg gemacht, um so schnell wie möglich den Rhone zu erreichen."

„Das war sehr unvorsichtig, lieber Freund!" sagte der eine Officier; „durch die Camisarden ist die ganze Gegend unsicher." „Einem friedlichen, unbewaffneten Menschen thun sie nie etwas," sagte der andere; Karl aber rief: „Ei was! und wenn es Teufel wären, so fürchte ich mich nicht! Aber es ist Schlag zehn Uhr," fügte er hinzu, „ich muß aufbrechen, wenn ich Rochemour noch vor Mittag erreichen will." „Wir werden Ihnen Beleckung mitgeben," sagte der Officier. Karl wollte für die Beleckung danken; man bemerkte ihm aber, daß, wenn schon die Camisarden ehrliche Leute seien, doch eine Menge Strauchdiebe sich die Unruhen zu Nutze machten und als Räuber die Umgegend beunruhigten. Da Karl hiervon schon in den Sevennen gehört hatte, so weigerte er sich nicht länger, die angebotene Schutzwache anzunehmen, und nach herzlichem Abschied gelangte er, von zehn Mann derselben Armee beschützt, die er gestern noch bekämpft hatte, am Mittag glücklich nach Rochemour. Er ließ den Leuten Essen und Trinken reichen, ging unterdessen zu einem Kaufmann, versilberte einen seiner Wechsel, beschenkte die Soldaten noch reichlich und entließ sie. Ein Schiff, das auf der Fahrt zu Thal begriffen war, hatte vor dem Gasthof angelegt; Karl nahm auf demselben einen Platz, und nachdem er sich selbst mit Speise und Trank erquickt hatte, bestieg er das Schiff, um fröhlichen Herzens den Rhone hinab nach Marseille zu fahren.

7. Hier ist „Geduld der Heiligen."

In dem Edelhof zu Eschenthal saß ein lebensmüder Greis, trotz der warmen Frühlingsluft in Kissen gehüllt, in einem Lehnstuhl. Ihm zur Seite stand Gottfried, jetzt ein angehender Sechziger, der einzige von den alten Hausgenossen. „Noch keine Nachricht?" fragte Herr v. Eschenthal. „Sieh doch zum Fenster hinaus, Gottfried, ob kein Bote von der Stadt kommt mit einem Briefe. Ihre Stunde muß gekommen sein. O Gott, gib nur, daß es ein Knabe sei."

Der einzige noch übrige Geschlechtsvetter Gustav — denn Konrad und Albrecht waren beide gestorben — hatte wirklich vor sechs Jahren seinen Abschied genommen und sich vermählt. Mehrere Jahre lang war seine Ehe kinderlos geblieben zum großen Kummer des Herrn v. Eschenthal. Jetzt endlich war eine Hoffnung aufgegangen, daß der uralte Stamm wieder einen Zweig treiben werde, aber eine angstvolle Hoffnung. Denn vor drei Monaten war Gustav v. Eschenthal von einer Brustentzündung befallen worden, und war derselben im Laufe von vierzehn Tagen erlegen. Man kann sich denken, mit welcher fieberhaften Spannung man der Entbindung seiner Wittwe entgegen blickte. Ward ihr ein Knabe beschert, so war Hoffnung vorhanden, daß das Geschlecht erhalten bleibe — ein schwacher Hoffnungsstrahl auch dann noch, denn was für ein armes dürftiges Wesen ist doch ein neugeborenes Kind!

„Es ist kein Bote zu sehen," sagte Gottfried; „aber dort — dort kommt Herr v. Hundstein." — „Was kann der wollen?" sagte Herr v. Eschenthal, „er, der seit 19 Jahren allen Umgang mit mir gemieden!"

Herr v. Eschenthal hatte an jenem Tage, als das Gerippe Meinhardt gefunden worden, sogleich Herrn v. Hunnstein Nachricht geben lassen. Das Gerippe blieb unberührt, bis der unglückliche Vater daselbe schaudernd in Augenschein genommen. Herr v. Eschenthal wollte ihn sprechen, ward aber nicht angenommen. Er schrieb ihm einen Brief; er bat ihn im Namen seines Sohnes um Verzeihung, er stellte ihm vor, daß er ja ebenfalls den Sohn verloren habe, und auf eine viel trostlosere Art, er erinnerte den Mann, dem noch zwei Söhne übrig geblieben waren, daß er seinen einzigen Sohn, daß er in Folge der jammervollen That auch seine Tochter verloren habe, und nun völlig kinderlos dastehe, und bat ihn flehentlich, seinen Jammer nicht noch durch Unversöhnlichkeit zu vergrößern. Aber alles vergebens. Herr v. Hunnstein würdigte ihn keiner Antwort.

Jetzt trat der Schreckliche ins Zimmer, ein hoher hagrer Mann mit eisgrauem, struppigem Haar, und Herr v. E. zitterte, als er ihn sah.

„Die Stunde ist gekommen! nach der ich neunzehn Jahre lang geschmachtet habe," begann Hundstein mit eisigkalter Stimme, „die Stunde, wo ich vor Sie treten und Ihnen sagen kann: Ich bin gerächt. Ihr Geschlecht hat ein Ende. Ihre Cousine hat einen todten Knaben geboren, und Sie, Herr v. Eschenthal, nehmen Ihren Namen mit in Ihr Grab."

Damit wandte er sich und ging zur Thür hinaus.

Herr v. Eschenthal sah zitternd und sprachlos; endlich rollte eine Thräne über die gefurchte Wange herab, und er stammelte: „Herr, vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

Die Trauerkunde bestätigte sich. Am Hofe des Markgrafen war große Bestürzung; am bischöflichen Hof zu Bamberg große Thätigkeit. Boten und Briefe flogen von Bamberg nach Wien, vom markgräflichen an den Berliner Hof; alles war gerüstet, um in dem Augenblick, wo vollends Herr v. Eschenthal sein Auge schließen würde, den Proceß über das heimgefallene Lehen zu beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Wintertag und eine Frühlingsnacht aus dem Vogelleben.

Ein Wintertag! Wie reich belebt in seiner kalten Ruhe von kleinem und kleinstem Gevögel! Ist das Bild nicht überfüllt? O nein, der Zeichner hat Recht. Als guter Vogelmaler muß er ja auch tüchtiger Beobachter sein. Nicht nur die Zugzeit, auch der Winter schart die Vögel in hellen Haufen zusammen. Schauen wir sie uns näher an, so erkennen wir gleich rechts unten im Vordergrunde den muntern Zaunkönig, der keck und wohlgemuth, wie seine Weise ist, das noch übrige beschneite Land nach einer Spinne oder einem andern Insekt durchspäht, das seine großen glänzenden Augen bald finden werden. Den übrigen Theil des Vordergrundes und den Mittelgrund nehmen Spatzen, Ammern, Meisen, eine Heckenbraunelle und andre Wintergäste ein. Sind sie auch nicht gerade sehr aufgeräumt, wie der kleinste unter ihnen, der Zaunkönig, — der, wäre grade ein Sonnenstrahl bei der Hand, trotz Schnee und Kälte sein wunderbar kräftiges Liedchen schmettern würde — so scheint ihnen, nach eingenommener frugaler Mahlzeit, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt, doch auch nicht gerade ungemüthlich zu sein: die Mehrzahl, die dünnen Füße in das warme Federkleid gehüllt, hält offenbar Siesta und träumt von dem vergangenen oder plaudert von dem kommenden Lenz. Nur einige stets bewegliche Meisen — die im Mittelgrunde an der Unterseite eines Zweiges nach Raupeneiern suchende ist die größeste ihrer Familie, die kräftige Kohlmeise, — machen eine Ausnahme, da sie, wie alle Insektenfresser, den größten Theil ihres dem Menschen so nützlichen Lebens zum Aufsuchen ihrer kleinen und leicht verdaulichen Nahrung verwenden müssen.

Wie wunderbar mitten im Winter dies Leben! Und daß unter diesen bestederten Wintergästen so viele der kleinen und kleinsten sind, wie wunderbar!

Und endlich warum gerade diese und nicht noch viele andere, größere, stärkere, die scheinbar viel besser ausgerüstet sind für das Ertragen der Winterstrapazen?

Nun vor allen Dingen, die Kälte an sich ist es nicht, welche eine so große Anzahl von unsern Vögeln nach wärmern Ländern treibt, und die „zarten" sind nicht gerade solche, „die keine Kälte ertragen können." Warum sollen z. B. die Schwalben, deren Blut in Folge rastloser Flugbewegung sicher nicht langsamer und kälter fließt, als das des Zaunkönigs und der noch kleineren Goldhähnchen, leichter erfrieren, als diese, die kleinsten der europäischen Vögel?

Es ist vielmehr hauptsächlich das Vorhandensein oder der Mangel an Nahrung, was die Vögel überall zu Stand-, Strich- oder Zugvögeln macht. Unsre Schwalben kommen bei anhaltend naßkaltem, stürmischem Wetter und bei einer Temperatur, die sie sonst sehr wohl ertragen, zu Millionen um, weil solche Witterung die fliegenden Insekten aus der Luft in Verstecke treibt, wo die armen Schwalben sie nicht aufzufinden wissen; sie erfrieren dann nicht, sie verhungern. Wissen wir also, was die besondere Art von Nahrung die göttliche Allweisheit den einzelnen Vögelarten angewiesen hat und ob sich jene im Winter bei uns findet, so können wir mit größter Sicherheit bestimmen, welche Arten bei uns bleiben können oder auswandern müssen, falls sie nicht zu Grunde gehn sollen.

Die Insekten — das Wort im alten, weiten Sinne genommen, — verschwinden im Winter aus der Luft, sterben oder verkriechen sich in Erd-, Fels- und Baumöffnungen, Ritzen, Spalten, unter das gefallene Laub u. s. w. Von der großen Familie der insektenfressenden Vögel müssen also alle jene Arten auswandern, welche sich von fliegenden Insekten ernähren, die sie in der Luft fangen oder auf und unter dem Laube zu Baum, Strauch und Erdboden aufsuchen, also die Schwalben, Fliegenschnäpper, Rothschwänze, Erdsänger (Nachtigal ꝛc.), Bachstelzen, Pieper, Laubvögel, Rohrsänger, Grasmücken u. s. w. Ferner die von kriechenden Insekten und Larven lebenden, welche diese Nahrung am Erdboden, unter altem Laube oder aus der Erde hervorziehen: sie müssen wandern, sobald diese ihnen unzugänglich wird, sobald namentlich der Erdboden vom Froste hart oder von Schnee bedeckt wird.

Dazu gehören die Staaren, Dohlen, Saatkrähen u. s. w. Sodann auch manche Gesäme- und Körnerfresser, welche ihre Nahrung vom Erdboden oder niedrigen im Winter schnee-

Digitized by Google

bedeckten Pflanzen nehmen, wie viele Arten der großen Finkenfamilie.

Endlich alle jene Sumpf- und Wasservögel, welche ihren Unterhalt lediglich an offenem Gewässer finden und eine Anzahl Raubvögel, welche an besondre, im Winter sich verkriechende oder wandernde Beute gebunden ist. So zieht z. B. der Lerchenfalk mit den Lerchen, die seine hauptsächliche Nahrung sind, weg und kommt mit ihnen zurück.

Alle jene Arten aber, welche auch im Winter ihren Tisch, wenngleich oft recht kärglich, gedeckt finden, bleiben denn auch bei uns. Von den Insektenfressern alle jene, welche angewiesen und also auch ausgerüstet sind, die Insekten oder deren Larven und Eier aus ihren Verstecken hervorzuholen: die Spechte, „die wahre Affenkuranz der Wälder", die Kleiber, Baumläufer, Meisen, Goldhähnchen meißeln oder picken sie aus den Stämmen und Zweigen oder deren Spalten; die Zaunkönige u. Braunellen durchspähen jeden hohlen Stamm, jedes mögliche Versteck; die Amseln und andere Drosselarten betrachten die Insekten als Zukost und die mancherlei Beeren als Brot. Die Krähen, die Sperlinge, Goldammern, Haubenlerchen und andre Körnerfresser ziehen sich, wenn Feld und Wald ihren Wintermantel angelegt haben, in Städte und Dörfer, und bitten den Menschen um ihr täglich Brot.

Aber auch fremde, recht eigentliche Winter-Gäste kommen in harten Wintern zu uns, außer einigen Gesäme- und Beerenfressern — Schneeammern, Bergfinken, Seidenschwänze u. s. w. — auch manche Wasservögel. Knapp geht es freilich manchmal her, wenn zumal später oder tiefer Schnee die Erde oder eine Reifkruste die Bäume und Zweige deckt; mit aufgesträubtem Gefieder, lautlos, traurig sprechen dann die armen Wintervögel das Mitleid der Menschen an. Aber Der, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, hat seinen gefiederten Lieblingen das Temperament verliehen, dessen sie vor allen bedürfen.

Der erste Sonnenstrahl und der kümmerlichste Bissen dazu macht die unverbesserlichen Sanguiniker alle Noth vergessen. Und dann der Frühling! Endlich muß es ja doch wieder Frühling werden!

Und hier das zweite Bildchen setzt uns mitten hinein in die Wonnezeit des Jahres. Mitten hinein in die grüne, saftige, duftige, silberdurchwebte Frühlingswaldnacht. Sie schweigen alle, die köstlichen Solisten des großen Waldorchesters, der edle Plattmönch und seine nicht minder edle Verwandte, die Gartengrasmücke. Die vollen Flötentöne der Amsel und die zarte Oboestimme des Gartenlaubvogels (Bastardnachtigal) sind verstummt. Selbst die Singdrossel wiederholt nur noch im Traume ein Motiv ihres reichen Liedes, und Rothkehlchen trillert noch im Einschlummern seine zarte Cadenz. Sie schweigen alle, die bunten Sänger des Waldes; sie schlummern für wenige Stunden; sie träumen!

Nur Eine wacht in der hellen Sternennacht. Aber die Eine ersetzt auch ein ganzes Orchester. Sie ist lyrische und dramatische Sängerin in einer Person, die Rose, die Perle des Gesanges. Für ihr Lied eignet sich nur eine Begleitung: das ist die lautlose Stille der Nacht, der unhörbare Sphärengesang. Das weiß sie sehr wohl, „die Frau Nachtigal", und deshalb hat sie die ganze Vollpracht ihres Liedes für den Monden- und Sternenschein gespart!

Baldamus.

Russische Skizzen.

Von Gustav Beselermeyer.

Leibeigene.

Was sollen wir im Daheim von russischen Leibeigenen lesen? Es gibt ja keine Leibeigenen in Rußland mehr! So wird mancher Leser und manche Leserin denken. Wohl gerade das ist schon an sich eine der denkwürdigsten Thatsachen unseres Jahrhunderts, daß in der größten europäischen Monarchie durch eine Anordnung, welche vom Throne ausging, die Leibeigenen befreit werden sind, wie andererseits, nur nicht auf so friedlichem Wege, eben jetzt in der größten transatlantischen Republik die Sklaven frei werden. Es wird nun aber doch wohl auch für uns daheim interessant werden können, und wär' es auch nur um des Contrastes willen, zu sehen, wie die ehedem Leibeigenen vor Zeiten, d. h. vor zehn bis fünfzehn Jahren, in Rußland gelebt, gefühlt und gedacht haben: sie sind denn doch heute noch im Grunde dieselben Menschen, die nicht über Nacht anders werden

Digitized by Google

konnten, und die Zukunft der nun Freien liegt ja wesentlich in der Vergangenheit im Keime vorgebildet. Zur Orientirung müssen wir indessen einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Die große Klasse der Leibeigenen bestand aus zwei sehr ungleich großen Abtheilungen. Die bei weitem zahlreichere Abtheilung bildeten die Bauern. Dieses Wort ist indessen nicht ganz in unserm Sinn und Umfang zu nehmen; denn es gingen ans der Bauernschaft Handwerker, Kaufleute, Klein- und Großhändler, Fuhrleute, Schiffer und Seefahrer hervor, die nichtsdestoweniger ihr Lebenslang dem Bauernstand angehörig blieben und den Bauernrock und Bauernbart trugen: Leute, die mit ihrem Leibeigenenrnlaub in dem ganzen weiten Reiche umherzogen und doch mit unsichtbaren Banden an die Gemeinde gefesselt waren, auch alljährlich ihren Urlaub erneuern und ihre Abgaben an den Herrn leisten mußten. Eins muß man sich dabei wohl merken, daß der leibeigene Bauer nicht ohne das Gut, den Grund und Boden, zu dem er gehörte, verkauft werden konnte. Eine einfache Folge hiervon ist, daß es in Rußland Händler mit Leibeigenen und Sklavenmärkte nicht gab und der Natur der Sache nach nicht geben konnte; obgleich man den Besitz der Berechtigten nach der Seelenzahl taxirte, denn nur die Menschen, die den Boden bebauen, geben diesem einen Werth, nicht der ungeheure, ausgedehnte, kulturfähige Boden für sich. In Amerika aber konnte allerdings jeder, der Geld oder auch nur Credit hatte, Sklaven kaufen soviel er wollte, und dadurch empörende Rechte über Männer, Weiber und Kinder erlangen, den Familienrechten der Sklaven war keine Rede: da gab es ganz natürlich Sklavenhändler, ja Sklavenzüchter.

Die zweite Abtheilung bildeten die sogenannten Hofsleute, die gesammte Hausdienerschaft der Herrenhöfe. Mit ihnen kam natürlich der Ausländer in den meisten Fällen zuerst in Berührung, und nach ihnen beurtheilte er in der Regel die Leibeigenen überhaupt. Auch wir wollen mit ihnen den Anfang machen, und zugleich von vorn herein bemerken, daß solche Urtheile von Reisenden wohl augenscheinlich nur dann von Werth sind, wenn der Fremde in ihrer Sprache mit ihnen reden und ihre Stellung und Denkweise längere Zeit beobachten konnte.

Es liegt hier eine Liste der Hausleibeigenen einer russischen Gutsherrschaft von der einen ihrer Besitzungen jenseits der Wolga vor mir, geschrieben von dem leibeigenen Kontorschreiber Timofei (Timotheus). In so ferne nach unsern Vorstellungen jenseits aller Kultur liegenden Gegenden bildet der reiche Adel wirklich eine Menge kleiner Oasen gebildeten Lebens, in welchen Luxus und Comfort mit aller Lebensnothdurft vereinigt sich findet. Die Liste enthält die Namen von nicht weniger als 140 Personen. Das sind natürlich nicht lauter Bediente im engern Sinne des Worts. Außer den Kammerdienern und Lakaien, den Kammerfrauen und Kammerjungfern, sind da Köche und Küchenjungen mit dem Tafeldecker und der Theeinschenkerin, Kellermeister und Bierbrauer, Kutscher und Vorreiter, Jäger und Hundewärter, Lampenputzer und Ofenheizer, Bademeister und Bademeisterin, ferner die Weißzeugverwallerin mit ihrem Nähcommando, und die Wäschcaufseherin mit dem Waschcommando; und dazu noch eine Anzahl förmlicher Haushandwerker, Schneider, Schuster für Herren und Damen, Weber, Tischler, Schmiede, Schlosser, Büchsenmacher, Holz- und Metalldreher, drei Bäcker und ein Conditer, ein Sattler und ein Tapezier, ja ein Bildschnitzer und zwei Maler. Und ein Verwandter in der Nachbarschaft besaß noch eine Bande von 25 Musikanten, lauter Leibeigene, mit einem freien Kapellmeister.

Jeder hatte sein angewiesenes Amt, und nur dieses. Der vornehme Gärtner in der Orangerie und im Ananashause hatte mit dem Gemüse nichts zu thun; die Wäscherin stickte nicht, die Nähterin wusch nicht, die Stubenmagd nähte nicht. Die Ofenheizer, welche nur in später Nacht und früh vor Tag in russigen Schafspelzen möglichst geräuschlos ihr Wesen trieben, weil bei der trefflichen Einrichtung der russischen Oefen während des Tages nicht nachgeschürt zu werden braucht, zogen sich beim Sonnenlicht in unbekannte Schlupfwinkel zurück, wenn je einer wieder erschien, um etwa ein englisches Kamin mit dürrem, zierlich gespaltenem Holze zu speisen, war er rein gewaschen und in seiner Art elegant. Keiner von ihnen aber half dem Lampenwärter, welcher dibeflerk und schwarz angelaufen in seiner Kammer putzte und wirthschaftete und erst Abends als wahrer Dämmerungsfalter in reiner Livree durch die Corridore und Säle zog, um sein Departement zu besorgen.

Diese ganze kleine Bevölkerung mußte gespeist, gekleidet, logirt und in Ordnung gehalten werden. Ueber sie war daher zunächst ein Oberaufseher — Dworezi (wörtlich: Hofmeister) — gesetzt, mit einem Proviantmeister und einer Beschließerin. Diese waren wieder dem Verwalter, gewöhnlich, aber keineswegs immer, einem Freien oder Freigelassenen, zu Rapport und Gehorsam verpflichtet; der Verwalter aber unternahm, wenn die Herrschaft auf dem Gute war, nicht leicht etwas ohne ihre Sanction. Die Regierung einer solchen Haushaltung ist offenbar keine ganz leichte Sache — es war daher auch ein leibeigener Polizeimeister da, und sein Adjutant, der Profoß. Daß Ordnung und treue Pflichterfüllung, daß Ehrlichkeit und Sitte und Frömmigkeit aller Dienenden, daß deren Wohlsein und Zufriedenheit auf diesem Gute der Herrschaft wirklich am Herzen lag, weiß ich recht gut, und kann es bezeugen. Bei uns ist das Verhältniß in den meisten Fällen ein ganz anderes. Man nimmt Diener an und dankt sie ab, oder sie kündeu auf, wie es kommt, oft um der kleinsten Ursachen willen. Um ihre Zukunft kümmert man sich meist wenig, nach ihren Familienangelegenheiten fragt man selten. Dort war aber in der That eine Art große Familie. Der Herr mußte die Leute ernähren bis an ihren Tod, er versorgte sie, ihre Kinder hatten sie für ihn, der Kindersegen machte dort keine Nahrungssorgen. Unverbesserliche Taugenichtse unter den Männern konnte der Gutsherr höchstens zu Soldaten machen, um sie los zu werden, auf Diebstahl stand ohne Barmherzigkeit der Rekrutenrecd, und daher war im Hause große Sicherheit in dieser Hinsicht. Mit den Weibern und Mädchen war es schwerer. Man konnte die Unverbesserlichen auf längere oder kürzere Zeit degradiren zu niedrigen oder mühsamen Arbeiten. Eine Kammerjungfer mußte wohl zur Strafe in die Waschküche oder unter bittern Thränen Unkraut jäten unter den Bauerweibern auf den Kohlfäckern. Schade daß man sie nicht auch zum Militär abgeben konnte, denn es waren sehr streitbare darunter.

Was am härtesten gegen unser Gefühl anstieß, war allerdings, daß hie und da der Polizeimeister mit dem Stab Wehe regierte. Wo man aber die Dienstboten nicht fortschicken konnte, war am Ende irgend ein Strafmittel nöthig. Einsperren aber ist nicht im Brauch, wäre auch für die Faulen eher eine Belohnung, keine Strafe: ins Gefängniß aber kommen überhaupt nur eigentliche Verbrecher. Die slavische Art fand sich auch in die einfache Strafweise mit dem Stock so gut, wie früher die teutsche Pädagogik.

Daß ferner auch in Beziehung auf das Heirathen die Leibeigenen gebunden sein mußten, daß die Einwilligung der Gutsherrschaft dazu nöthig war, ergibt sich ebenfalls aus einleuchtenden Gründen. Diese Einwilligung wurde meist nicht leichtsinnig gegeben, je gern der Herr im allgemeinen die Vermehrung seiner Leibeigenen sehen muß: — denn nur glückliche Ehen und gute Haushaltungen geben brave Diener und fleißige Bauern.

Aber auf diese Weise kommen wir nicht zum eigentlichen Erzählen. Wohlan, je wollen wir auf gut Glück die Herrin auf einem Geschäftsgang in ihrem kleinen Staat begleiten. Ein schön gebahnter Weg führt von dem Herrenhaus durch den knisternden Schnee bis zu dem langen, schmalen Seitengebäude im zweiten Hof links; dort ist ein langer Saal, in welchem eine Abtheilung des jüngeren weiblichen Gesindes mit Spinnen, Sticken, Spulen und Garnwinden beschäftigt ist. Diesen gilt zunächst der Besuch, je will es scheinen. Mit der gnädigen Frau geht die Tochter, auch ein Begleiter ist dabei, der sich alles wohl merkt, damit er es daheim wieder erzählen kann, eigentlich hat er aber kein Wort mitzureden; und hintennach folgt ein Lakai, um im Vorhause, welches auch geheizt ist, die Pelze und Pelzstiefelchen abzunehmen und damit zu warten, bis der Besuch zu Ende ist. Wir treten ohne Umständ ein: das Fräulein rümpft unmerklich die Nase, als and der geöffneten Thür ein sezuljagen warmer Geruch nach Schafwolle und feuchtem Flachs, nach Hanfsel und Sauerkraut und entgegenweht. „Guten Morgen, Ihr Mädchen!“ sagt die freundliche Gebieterin. „Guten Morgen, Eure Herrlichkeit, Katharina Petrowna!“ antworten zwanzig Sopranstimmen und ein weiblicher Baß. Ueber die verfelige Gesellschaft ist ein plötzliches Schweigen gekommen, nur die Spinnräder schnurren fort: denn hier beiländig ist der Fortschritt im Maschinenwesen schon bis zum Spinnrad gelangt, während die Bäuerinnen und Hirtenmädchen noch anbulande am Rocken spinnen. Von der Aufseherin begleitet, geht die vornehme Dame von der ein zu zur andern, läßt sich berichten, besieht und prüft die Arbeit, lobt und tadelt, und weiß mit jeder etwas Besonderes zu

Digitized by Google

reden. Nun ertönt aber auf einmal Schlittengeschell auf dem Hofe, vor dem Verwalterhause hält ein Schlitten, Hunde bellen. Die Spinnräder schnurren heftiger, die Mädchen sehen einander an und geben sich Winke, einige werden roth. Sie wissen, wer der Ankömmling ist und was das zu bedeuten hat. Es ist nemlich der stattliche Fischer Wassili, welcher als Brautwerber kömmt für seinen Vetter Kusma, den Kutscher. Denn es ist ja die fröhliche Zeit nach Neujahr vor den Fasten, wo es von Brautwerbern wimmelt, nachdem in den heiligen Nächten nach dem Weihnachtsfeste die zusammengehörigen Herzen durch allerlei Orakel ihrer Sache gewiß geworden sind. Der hohe Besuch bei den Mädchen läßt sich aber nicht stören, und die begleitende Aufseherin muß fortwährend über Wohlverhalten einzelner sehr genaue Auskunft geben. Nach einer Viertelstunde aber fragt die Herrin ganz gleichmüthig, wer wohl drüben angekommen sei. „Wassili Andreitsch ist's, Mütterchen," sagt die Aufseherin mit bedeutsamem Blick, „er wird wohl auch zu Dir wollen." „„Nun, so schicke nur hinüber, Tatiana Platonowna, und laß ihm sagen, er werde mich hier treffen."" Gut, in kurzem hört man den männlichen Schritt Wassilis im Vorhause. Hier hält er an, schnauzt sich sehr hörbar und fragt dann mit dem Bastschuh auf dem Boden. Dann öffnet er die Thür, tritt herein mit vom Frost gerötheten Gesicht, in seinem langen Kaftan mit buntem Gürtel, bekreuzt und verneigt sich vor dem heiligen Bilde in der Ecke und verbeugt sich dann tief vor seiner gnädigen Frau. „Guten Tag, Wassili Andrejew!" sagt sie. „Gegrüßt sei Eure Herrlichkeit, Katharina Petrowna," sagt er.

Bei dem nun folgenden Zwiegespräch muß man zwischen den Zeilen lesen; jede, auch die scheinbar gleichgültige Rede hat eine tiefere Beziehung. Zu Freiern wählt man wohl überall gern gewandte und der Rede kundige Diplomaten; die gnädige Frau ist aber dem Fischer wohl gewachsen. Sie wußte längst von der Sache und hatte darüber mit dem Verwalter berathen. Die Miene des sonst immer heitern und jovialen Wassili, welcher vom Verwalter herüberkam, zeigte von dort her einen kleinen Schatten, welcher nicht verschwand, als die erste Dame anhob:

„Es sind wohl auf dem Wege viele Uchabui (ausgefahrene Stellen, wo der Schlitten stößt)? Der Wind geht Euch entgegen, Wassili!"

„Das Wetter und das Geschäft fragen nicht nach einander, Eure Herrlichkeit."

Ein gewöhnliches Frauenzimmer wäre in die Falle gegangen und hätte gefragt: was für ein Geschäft? Allein die Herrin war klug und fragte blos: „Wie geht es der Akulina Dmitriewna und den Kinderchen?"

Der Fischer gibt nun eifrig Auskunft über Weib und Kind, und über seine ganze Verwandtschaft dazu, blos um auf seinen Schlitten zu kommen, der draußen bei den Pferden steht und friert. Alle Mädchen begreifen das und der jüngsten eine sagar wird röther als alle andern; nur die Gebieterin scheint an dem Vetter Kusma, dem Kutscher, kein Interesse zu nehmen.

„Du wüßt wohl nach der Wolga fahren und Fische holen, Wassili?"

„Nein, gnädige Frau," bricht Wassili aus, „nach Fischen fahr ich nicht; ich suche eine Kuh für einen Stall!"

Diplomatischer Knalleffect. Zarter und sinniger konnte das Anliegen nicht an den Tag gebracht werden. Die vorher schon röthlichen Mädchengesichter erglühten jetzt, und die arme Gwdotia zeigte eine noch nicht dagewesene Nüance von Purpur. Die Augen gingen ihr über. Beim Stall denkt man nebenbei an den Kutscher, und die Kuh bezeichnet symbolisch, aber klar, die Lebensgefährtin des civilisirten Menschen, der einen Haushalt gründen will.

„Es ist keine Kuh, Wassili Andrejew," lächelte die Fürstin. „Es ist noch ein Kälbchen, das soll diesen Sommer noch auf die Weide gehen und nicht in einen Stall kommen."

Nun wußte man, woran man war. Die Conferenz ward aufgehoben, weitere Punkte wurden nicht besprochen.

Aber ein Jahr später war der Berichterstalter doch auf der Hochzeit Kusmas und Evdeklas. Und die Brautjungern sangen in schneidendem Discant ein selbstgemachtes Lied von der rothen Kuh und vom grünen Gras, und wie des Doctors Kutscher nach der Kuh gesehen habe, und der Doctor nach den grünen Kräutern. Und noch ein Jahr später bekam mein Kusma einen silbernen Rubel vom Fürsten, weil er einen Buben bekommen hatte.

Am Familientische.

Ein Gang durch die Werkstätten des Daheim.

Aus dem Tagebuche des Redacteurs. — Es ist sieben Uhr Morgens. Vor einem mit Papieren und Büchern bedeckten Tische sitzt der Redacteur und liest — Fahnen. Das sind, meine liebe Leserin, keine schwarzweiße, noch weniger schwarzrothgoldene Kriegs- und Siegeszeichen, sondern schlichte lange Papierstreifen, mit dem ersten Abzuge des gesetzten Manuscripts bedeckt. Seit einer Stunde hat er sich schon mit so manchem rebellischen Buchstaben oder Worte herumgequält — auch manche Satzbildung hat noch seine nachstehende Hand erfordert — weißschwarz roth (oder auch blau, je nach der Tinte, die gerade gebraucht ist) liegen die Fahnen vor ihm. Da klopft es.

„Herein! — Ei guten Morgen, Herr Grimmer!"

„Guten Morgen, Herr Doctor," sagt der Angeredete, der niemand anders, als unser höchstbeschäftigter wortkurzer ein jüngerer (man könnte das „Silbenumbrecher" verdeutschen) ist. „Hier bringe ich Ihnen Nr. 46, der erste Bogen ist fertig umbrochen, — aber den zweiten Bogen habe ich nicht fertig machen können."

„Was gibt's denn damit wieder?"

„Ja sehen Sie, wenn der „Tadak" so weit hinein soll, wie Sie bestimmt haben, und dazu der ganze Schluß der Basilike, so ist kein Platz mehr für das Menagerieschild und den Briefkasten."

„Der muß aber hinein — er wartet schon seit zwei Nummern auf Aufnahme."

„Dann müssen Sie aus der Basilike etwas streichen. Ueberhaupt, wenn das Blatt aus den Akten der Basilike in den Text kommen soll, weiß ich nicht, wie ich das erste Bild in die Mitte bringen soll."

„Dann sehen Sie das Aktenstück unten hin als Anmerkung. Das wird ebenso gut aussehen. Wie viel muß denn noch gestrichen werden?"

„Noch etwa 56 Zeilen."

Armer Hilft! Aber das Opfer muß gebracht werden. Der geehrte Leser liebt die vielen Fortsetzungen nicht — überdem kann man um 56 Zeilen keine Fortsetzung machen, und auch dem ersten Artikel des zweiten Bogens läßt sich auch mehr auf die nächste Nummer verschieben, ohne den Sinn zu stören.

Das nicht ganz leichte Werk der Streichung ist geschehen; Herr Grimmer empfiehlt sich, um das noch schwierigere der Correctur im Satze zu besorgen.

„Gott sei Dank!" ruft der Redacteur, „wieder eine Nummer fertig." Ist sie wirklich fertig? Wir werden es gleich nachher sehen.

Nun werden Manuscripte für die nächste Nummer zugeschliet — viele erfordern den ergänzenden, feilenden oder ausmerzenden Rothstift des Redacteurs — gar manches Manuscript würde für immer zurückbleiben müssen, wenn es in der wohlgemeinten Länge seines ursprünglichen Zustandes verbleiben sollte. Erwägungen anderer Art kommen hinzu.

„In Nr. 49 kommt also das unterirdische Berlin?" sagt der College zum Redacteur.

„Ja, so war es ja bestimmt, und wir haben es überdem angekündigt. Aber einmal ist doch Berlin schon sehr vielfach beräuchtschildt worden — in Nr. 47 kommt ja die Berliner Theaterzweischale — dagegen sind andere Gegenstände ziemlich in Vergessenheit gerathen. Von den „Bildern aus dem Alterthum" sind wir bei Nr. 1. stehen geblieben, da gehört nothwendigerweise Nr. 11. hinzu."

„Gut, so nehmen wir das hinein."

Dieses Zwiegespräch hat im Redactionsbureau stattgefunden, wohin der Redacteur im Laufe der Vormittags sich begeben. Eine Menge Briefe, Päckchen und Packete erwarten ihn dort.

Der geehrte Leser meint, es müsse eine recht interessante Beschäftigung sein, das alles zu eröffnen. Werfen Sie mit mir einen Blick auf diese Arbeit.

Da gibt es Briefe mit allerhand komischen Gesuchen. Ein Berliner Autor wünscht von dem Redacteur eine Bevollmächtigung zur Abfassung von Theaterberichten für Daheim, auf welche hin er dann von der Direktion ein Freibillet erhalten würde. Verschiedene Unterstützungsbedürftige wünschen für unser Blatt Uebersetzungen von Romanen zu liefern, senden sogar Proben ein, mit deren einer wir ein halbes Jahr unser Blatt überreichlich versorgen könnten.

Jemand andern verlangt in einem langen Aufsatze mit der feierlichen Ueberschrift: „Was ist Wahrheit?" (wir eitiren wörtlich) „daß stets dafür gesorgt werde, erkennen zu können, welcher Aufsatz in das Gebiet der Wahrheit und welcher in das der Dichtung gehöre?" Dem geehrten Einsender dieser gewiß aus hoher Absicht geschehenen Bitte hier beiläufig zur Nachricht, daß der Aufsatz „Im Aelterhorst" durchaus auf Thatsachen beruht. Eine ehrsame Nähterin aus dem Canton Solothurn bedrut uns mit folgendem Schreiben:

„An Redaction!

Anmit zeig ich Ihnen an, daß Sie die Zeitschrift „Daheim" mir nicht mehr senden sollen, ansonst ich es zu jeder Zeit sicher revisieren werde. Ich denke, Sie werden gehorchen. Doch muß ich meine Befriedigung aussprechen; würde ich nicht verreisen, würde ich nie zu diesem Unglück gekommen sein. Wenn ich es dann wieder verlange, werde ich schreiben. Schicken Sie es, bevor ich dann wieder schreibe nur gar nicht. Gruß!

Jungfr. N. Näherin.

N. S. Wenn Sie mir schreiben könnten, wo derjenige ist, bei dem ich solches abonnirt habe, würde es mich sehr freuen."

Digitized by Google

Ein Anonymus muthet mir die Aufnahme folgenden Reitz zu:

„Der Freundin Lieu in M. Rede hoch Deinem Geburtssamm zu, daß er sich auch das „Daheim" hält. Zähle ihm nur alle Schönheiten des genannten Blattes auf und zeige ihm nur die Nr. des „Daheim", in dem auch ein Artikel über das Fabrikat steht, das er so gern in seiner neuen Fabrik macht. Er kennt noch gar nicht die Schönheiten des Daheim, sage es ihm nur deutlich, so wird er sich's gewiß halten. A. S."

Ein Fremde ereifert sich in gegenlangen Expectorationen, die er uns einzunehmen bittet, gegen einige unserer medicinischen Aufsätze, meint dann schließlich: „Sie werden es wahrscheinlich wohl thun, aus Rücksicht auf Ihre medicinischen Mitarbeiter und auf Ihre Bier, Wein, Schnaps, Kaffee rc. trinkenden und den unsinnigen Götzen der Medizin verehrenden Leser."

Es fehlt aber auch nicht an wohlwollenden tadelnden und freundlich lobenden Briefen, an Briefen, die dem Herz, Freude machen und für die es stets dankbar ist, auch wenn er mit manchem Worte des Tadels nicht übereinstimmen kann.

Die meisten Briefe aber enthalten — wer sollte es für möglich halten in unserem so prosaischen Zeitalter? — Gedichte. Seit 9 Monaten habe ich deren 5—600 erhalten; darunter eine Idylle aus 41 sechszeiligen Strophen, ein großes Epos in Hexametern, mehrere Dramen in Versen und Prosa, darunter ein recht wertvolles, das aber doch der Raum und Plan unseres Blattes nicht zur Aufnahme geeignet erscheinen ließ.

Unter den lyrischen Ergüssen scheint unser Name am meisten Herzen und Federn in Bewegung gesetzt zu haben; mindestens zwei Dutzend Gedichte mit dem Titel „Daheim" sind uns zugegangen. In einem, betitelt, „Der Daheim" heißt es:

Reid und Hadsucht liegen fern,	Gibt's ein Leben ohne Schmerzen?
Wem Daheim recht glüht im Herzen	Meinen Honigstein
Was mir lieb ist, lieb ich gern,	Bringt und der „Daheim".

Auch angesungen werden wir von Freunden. So rief uns „ein glücklicher Familienvater nach Durchsicht des herrlichen Probeblattes" zu:

„Daheim, Du herrlich Wort, kann so viel in sich fassen!	Und an dem wilden Pfühlen,
Setzt ein prophetisch Wort kann man getrost Dir sagen,	Nicht das was mich dort gefällt.
Wirst Hegen aus und ein, gleich Roos sanfter Lande,	Einkehr in seinen Busen
Berühmt Hand in Hand mit unserm Z (unleserlich)	Wär ihm sein schönster Gang.
Doch habe auch künftig fest in acht preisvoller Weise,	Da wohnen seine Musen,
Geh nicht, wie manches Blatt, schon früh auf gutem Gleise!"	Das pflegt er jahrelang. rc.

Gar häufig kommen diese Dichter der Musen unsfrankirt, fragen von Außlande der fernen Grenzen. Natürlich kann, wer den Pegasus besitzt, sich nicht um so schnöde Alltäglichkeiten bekümmern. Wir kommen dadurch freilich neuerdings um so manchen Genuß — denn unfrankirt genug für soviel Güte, senden wir uneröffnet dergleichen Sendungen, deren Inhalt sich meist schon an einer gewissen Leichtigkeit, Lustigkeit und Wässerigkeit des Briefes erkennen läßt, zurück.

Einige setzen „gefügige Worte" und durch lange Geleitsworte befürworket. „Wenn Sie meinen Brief öffnen" — schreibt ein solcher Günstling der Musen — und darin zwei volle, große Bogen mit Versen überdeckt sinden, dann möchten Sie wohl versucht sein, selbige ohne weiteres den Wegallen nöthig und unnöthig verschriebenen Papiers zuwandern zu lassen — den Weg zum Papierkorb! — Schreibt der Loos einer 25 anschnaubigen Kinder!" Weich eine Selbstverleugnung! welch ein Ahnungsvermögen! Zum Schluß kommt des Pudels Kern! Er schreibt „nicht aus Eitelkeit" — nur „das böse Geld zwingt ihn dazu, der Redacteur möchte ihm mit dem Honorar doch ein Weihnachtsvergnügen machen."

Ein anderer Dichter bietet in einem doppelten, unfrankirten Briefe „einige Kiesel vom Parnasse" an und hat noch mehrere „in der Manufakturbeit des Daheim" zur Verfügung zu stellen. Schüler senden ihre poetischen Erstlinge zur Beurtheilung ein. Ein „junger Anfänger in der Schriftstellerei", der seinen Eltern gern die ihnen auferlegten Lasten erleichtern möchte, sendet eine poetische Abhandlung und bittet, „ihm unterstützung angedeihen zu lassen." Andere dagegen bieten maffenhafte Serie an „ohne Honorar". Auch an gereimten Weiteidbriefen fehlt es nicht, so singt eine Sendung ein, in folgender Weise recht nett beschworeter:

„Ein kleines Lied mag ich zu senden,	Und wenn das Lied, gut aufgenommen,
Dem lang Erwarteten gewidmet,	Ein Plätzchen findet im Daheim —
Der jetzt mit überreichen Gaben	Darf ich wohl dann wiederkommen
Aus seine lieben Gaben kommt.	Mit einem wohlgereimten Reim."

Einige senden Gedichte, um uns mit „Lückenbüßern" zu versorgen; andere als Beiträge für das deutsche Rettungswesen zur See. Aus St. Petersburg schickt A. K.: „eine Probe meiner Schreibwuth, oder vielmehr meines unseren Drangen, meinen Gefühlen Luft zu machen, da sie, trotz der herrlichsten Aussprache des Verstandes, sich immer in einer etwas rebellischen Auffassung befinden;" und schließt mit den schwungvollen Worten: „Da haben Sie nun beides, meinen Kopf und mein Herz; wollen Sie sie nicht, so bitte ich, sie zu verbrennen." Bezeichnend ist eine heiße Sprache für einen Bewohner Außlands!

Von anderer Seite werden wir durch folgende Mittheilung in Angst versetzt: „Ich habe von meiner Qualität ein Dutzend Gedichte liegt als Muster bei; eine solche Menge in Vorrath, daß sie auf einige Jahre ausreichen." Schrecklich! wo ist Rettung vor solcher Sündflut!

Viele Gedichtstöße kommen einfach mit folgender lakonischen und naiven Weisung: „Verehrt. Red. des Daheim

Uebersende ich einl. Poes. mit dem ergeb. Ersuchen um gefl. Aufnahme."

So strömt es täglich mir: Lyrigramme ohne Poesien, lyrische Gedichte ohne Melodie, Satyren ohne Kraft und Humor, Verse, die weder getreimt noch metrisch sind, ja sogar Balladen, wie z. B. die folgende, die wir eine „moralische Ballade" nennen möchten:

Rothbart der Ritter einer	Und an dem wilden Pfühlen,
Aus altem deutschen Stamm,	Nicht das was mich dort gefällt.
War auf dem Land der Krainer	Einkehr in seinen Busen
Ein stolzer junger Mann.	Wär ihm sein schönster Gang.
Er hatte an den Spielen	Da wohnen seine Musen,
Der jungen Männerwelt	Das pflegt er jahrelang. rc.

Demnächst kommen die Packete mit größeren Manuscripten, deren Zahl auch nicht klein ist. Seit October v. J. beträgt dieselbe (Gedichte und Kleinigkeiten nicht mitgerechnet) etwa 900, darunter 290—300 Erzählungen, Märchen und Novellen. Jeder und jede, die ein Manuscript einsendet, thut es natürlich in der Voraussetzung, daß wir nie etwas Aehnlichem empfangen haben, was diesweilen in sehr naiver Weise zum Ausdruck kommt. Dennoch haben verhältnißmäßig nur so wenige Einsendungen Aussicht, angenommen zu werden; unser Blatt enthält ja nur 94 Bogen im Jahre und davon wird noch ein Achtel mindestens von den Bestern beansprucht. Am wenigsten Aussicht haben schlecht geschriebene Aufsätze, diese Plage des Redacteurs und der Setzer. Am wohlwollendsten sind die groß und deutlich nur auf einer Seite des Papiers geschriebenen Artikel; die andern werden bei Seite gelegt und werden vielleicht nie anerkannt, wenn sie nicht gerade von sehr beachtenswerthen Personen herrühren.

Auch unter diesen Sendungen ist gar vieles Gute. Mit Bedauern muß so manches schöne Gedicht zurückgelegt werden, weil wir gar wenig Raum für Poesien haben — das eine oder andere aber kommt doch noch gelegentlich zur Aufnahme. Neben den Beiträgen unserer festen Mitarbeiter kommt auch oft ganz unerwartet dieser oder jener ausgezeichnete Aufsatz von bisher uns unbekannter, aber darum nicht weniger willkommener Hand.

Doch siehe, da bringt der Briefträger gerade einen dicken Brief aus der Schweiz, vom Gletscherwald. Wir öffnen ihn — er enthält eine langerwartete Darstellung der Katastrophe am Matterhorn.

„Das muß sogleich aufgenommen werden; meinen Sie nicht, Herr Doctor?" sagt mein College, der ein großer Alpenfreund ist.

„Das ist leicht gesagt, aber schwer gethan; Nr. 46 ist in der Presse, Nr. 47 ist setzig gesetzt und im Begriff, umbrochen zu werden — Nr. 48 ist aber die letzte Ausgabnummer — da kommt die Geschichte doch gar zu spät."

Nach langem Hin- und Herberathen kommen wir endlich zu einem energischen Entschluß. Der Druck von Nr. 46 wird stirt. — Das dort „am Familientisch" aufgenommene „Menagerieschiff" wird herausgenommen und für eine der nächsten Nummern zurückgelegt, das Matterhorn so zurechtgeschnitten, daß es genau denselben Raum einnimmt, und drei Setzer machen sich darüber her, so daß es zum Abend fertig gesetzt und, nächsten Morgen corrigirt, seine Stelle im Nr. 46 findet.

Soll ich noch von einlaufenden Bildern, die auch manche Sorge machen, reden? oder von den zahlreichen Bücherssendungen, die zur „Recension" eingehen, obgleich wir keine solche geben und alle Bücher zurückschicken?

Die Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit der Tagesarbeit wird oft durch angenehme Besuche von Mitarbeitern und Freunden unseres Blattes auf stets sehr willkommene Weise unterbrochen; vielleicht soll davon ein anderes Mal die Rede sein. Es selbst freilich auch nicht an „ungebetenen Gästen", von denen die Discretion zu reden verbietet.

Abends warten neue „Fahnen" oder Revisionsbogen des Redacteurs. Eine Revision thut sehr Noth — noch gestern kam es vor, daß ein Setzer statt: „er war im huwelsenden Liede innerlich gepreßt", weil der Redacteur das ungesperrt gedruckte Wort „frei" unterstrichen und an den Rand: gesperrt! beigefügt hatte

So endigt das Tagewerk des Redacteurs.

Briefkasten.

Herrn Dr. B. in **Stuttgart.** Sie gratuliren uns zu dem ungewöhnlichen Erfolge unseres Blattes sowohl in allgemeiner, wie besonders auch in finanzieller Beziehung. Im allgemeinen stimmen wir gern und dankbar zu, nur was den finanziellen Erfolg anbetrifft, müssen wir sie jetzt noch ein Fragezeichen machen, da der Absatz des Heftes noch lange nicht deckt. Wir haben das übrigens auch nicht erwartet, und würden kein Wort darüber verlieren, wenn wir nicht aus Ihrem, wie aus vielen anderen Briefen, die diesen Punkt anbetungs- oder frageweise berührten, die Ansicht schöpfen müßten, daß in einem großen Theil des Publikums eine völlig irrige Vorstellung von der Rentabilität des Daheim herrsche. Sie brauchen nur zu denn als eine willkommene Gelegenheit, hiemit zu constatiren, daß das Daheim jetzt noch einen bedeutenden Zuschuß erfordert. Es wird das zwar manchem unglaublich erscheinen, dem Fachmann dagegen wird es bei der Auflagenzahl und dem Preise des Daheim erklärlich sein. Wir haben dem Verständniß gethan, daß für ein Blatt, welches der Familie, diesem Lieblingsgegenstand der Nation, nur das Beste gut genug sei. Daß aber gerade dieses Beste zugleich sehr populärig ist, bedarf kaum der Versicherung. Ebenso sind wir der Zustimmung darin gewiß, daß gerade dieses Aufgebot höchstmöglicher Leistungen das sicherste Mittel ist, dem Daheim die ihm gewordene Gunst nicht blos zu erhalten, sondern sie noch zu steigern.

Wir hoffen, durch diese Erklärung manche irrige Vorstellung und manche unberechtigte Aufforderung zu beseitigen.

J. F. zu Hohenstein in Ostpr. Wenn Sie sich das 1. Quartal des Daheim anschaffen, so werden Sie darin den gewünschten Stoff mit vielen Illustrationen auf das ausführlichste und interessanteste behandelt finden.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 1b.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wilkig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im September 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 49.**

Aus Kurprinz Friedrich Wilhelms Kinderzeit.

Von Werner Hahn.

(Schluß.)

Der Foliant, der diese Studien enthält, ist drei bis vier Finger dick. Jedenfalls umfaßte er die Arbeit mehrerer Jahre, vielleicht der ganzen Zeit, die Rebeur im Amte blieb. Die ersten Seiten sind reinlich und vorsichtig geschrieben, die späteren etwas weniger. Die Arbeit des Prinzen, besonders die lateinische Uebersetzung hat oft Verbesserungen erfahren müssen, bei denen sich der Prinz zuweilen lange aufgehalten hat. Ein einfacher Strich durch ein fehlerhaftes Wort genügte ihm nicht, er zog verschlungene Linien, mysteriöse Arabesken, Linien so dicht nebeneinander und so reichlich übereinander, daß sie zu einem Bilde dunkelsten Schattens wurden. An einer Stelle finden sich auch Zeichnungen von der Hand des Prinzen, flüchtige Versuche in Karikaturen, — sie sind, als die Striche noch naß waren, sogleich mit dem Finger wieder verwischt, — und, wie gesagt, nur einmal, ziemlich am Anfang des Buches, als der Prinz noch sehr jung war. Die französische Uebersetzung ist, vielleicht zum größeren Amüsement für den Prinzen, mit rother Tinte, alles andere mit schwarzer geschrieben.

Beurtheilen wir den Eifer, den Rebeur an den Unterricht des Prinzen wandte, aus diesem Buche, so können wir leicht ungerecht werden. So groß wie der Plan auf den ersten Blättern angelegt ist, ist er nicht bis zu Ende durchgeführt. Das Diktat der lateinischen Uebersetzung hört schon vor der Mitte des Folianten auf. Es mag genug erschienen sein, daß dem Prinzen die eigene Uebersetzung verbessert wurde. Etwas später fängt auch die Columne für die französische Uebersetzung an, leer zu bleiben: — dem Prinzen machte diese Sprache zu wenig Schwierigkeit. Auch daß die Verbesserung des lateinischen Exercitiums nicht immer vollständig ist, ist gewiß nicht blos des Informators Schuld gewesen.

In dem Programm, welches zu dem Examen des Jahres 1701 ausgegeben wurde, werden verschiedene Gründe angeführt, welche den Erfolg des Unterrichts bisher erschwert hatten. Es heißt, daß der Prinz, „was die geistige Anlage betrifft, zu den Naturen gehört, die besonders Urtheil und Tiefe versprechen, denen aber das Lernen schwer fällt; es wird von den vielen und langen Reisen gesprochen, die der Prinz gemacht, nach Holland, nach Preußen; von den häufigen Hoffesten, bei denen er immer betheiligt gewesen, auch von einigen Unpäßlichkeiten." Nichtsdestoweniger war der Erfolg des Examens in allen Gegenständen der Art, „wie man ihn von einem Prinzen seines Alters nur hoffen konnte."

Die königliche Bibliothek zu Berlin bewahrt unter den handschriftlichen Denkmälern von Mitgliedern des regierenden Hauses zwei Probeschriften, welche der Kurprinz, als er zehnjährig war, angefertigt hat. Sie scheinen als Musterschriften für das Examen des Jahres besorgt zu sein, sind auf oval ausgeschnittenen Pergamentblättern geschrieben, und — von dem Schreiblehrer — mit besonderer Accuratesse arrangirt. Die Handschrift des Prinzen ist ebenso reinlich wie sicher, — große, stark markirte Züge, — die lateinischen Lettern in der Höhe eines guten Viertelzolles. Sie enthalten kurze Sentenzen, wie sie die Instruktion zur Einprägung der Tugenden empfohlen hatte. Die eine Probeschrift ist französisch:

L'année 1698.

Il ne faut point s'écarter, ni se laisser emporter au torrent; mais il faut suivre toujours la Justice dans ses mouvemens et la Vérité dans ses opinions.*)

Frederic Guillaume, Prince Electoral.

Die andere enthält ein lateinisches Distichon und dann die freie deutsche Uebersetzung in gereimten Jamben:

Anno 1698.

Nullius est felix conatus et utilis unquam
Consilium si non detque juvetque Deus.

Kein Vorschlag nützt und glücklich ist,
Wo Gott nicht räth und hilft zur Frist.

Friedrich Wilhelm, Chur-Printz.

In der Religion wurde der Prinz seit dem Jahre 1696 vom Hofprediger Urfinus unterrichtet, zuerst indem ihm die biblischen

*) Man muß garnicht abschweifen, noch sich mit dem Strom fortreißen lassen, sondern in seinen Bewegungen der Gerechtigkeit und in seinen Meinungen der Wahrheit folgen.

Digitized by Google

Geschichten erzählt und nahe liegende Erläuterungen darüber gegeben wurden.

Der Prinz war diesem Lehrer gegenüber immer ein liebenswürdiger, lernbegieriger Schüler gewesen. „Kurprinzliche Hoheit haben sich niemals noch unwillig, verdrossen, unstät oder unleidsam gegen mich bezeuget," dies Zeugniß stellt ihm der Hofprediger Ursinus im Jahre 1699 aus; „vielmehr haben Sie oftmals mit viel klugen Nachfragen und Begierde zu lernen, mich im Lehren ermuntert." Der geistliche Herr spricht von der „herzlichen Freude," die er immer gehabt, so oft er dem Kurprinzen die Lehre der Religion vorgetragen habe.

Zu demselben Jahre 1699, als der Prinz so eben sein zwölftes Jahr antrat, entschloß sich Ursinus zu einer Aenderung des Unterrichts. Er bezieht sich auf die Sitte der „frommen Alten," denen auch nach „dem Beispiel Christi das zwölfte Jahr das beste Lehrjahr zu sein geschienen," und begründet hiemit seinen Entschluß, dem Prinzen die Lehre Christi von jetzt ab mehr im Zusammenhang, in Uebersicht und Vollständigkeit vorzutragen.

Es ist bekannt, wie unwandelbar treu König Friedrich Wilhelm I in seinem Glauben gewesen ist. Hofprediger Ursinus hat jedenfalls das Verdienst, den Grund dazu in dem Knaben gelegt zu haben.

Dies war im allgemeinen die Art, wie in den verschiedenen Gegenständen der Unterricht dem Prinzen ertheilt wurde. Die Lehrer kamen und gingen mit dem Glockenschlag. Der Oberhofmeister war da und sorgte, daß alles, wie es die Instruktion forderte, geschah.

Beobachten wir nun den Kurprinzen auch außer der Schulzeit! Sehnsüchtig erwartete er immer das Ende der Stunden, die ihm gewiß unerbittlich lang schienen. Wohl täglich brachte er einige Zeit bei seiner Mutter in Charlottenburg zu, — „Lügenburg" war damals noch der Name, — in Schloß und Garten, wo es ihm so wohl gefiel, wo die Kurfürstin ihn alles thun ließ, was er wollte.

Einst war er hier mit Bogen und Pfeilen im Garten umhergegangen und hatte nach den Vögeln geschossen. Die kleinen bebenden Sänger des Gartens waren schwer zu treffen; auf der Straße des Dorfes aber gibt es besseres Wild für einen zehnjährigen Schützen, dort die dicke behagliche Gans, die sorglos vor den anderen dahergeht. Rasch wurde der Bogen gespannt, der Pfeil aufgelegt und abgeschossen, — ein schlechter Schütze, wer die nicht getroffen hätte. Wie stoben die anderen auseinander und wie jagte der Prinz hinter ihnen her! Als die Jagd zu Ende war, lagen zwei todt auf dem Boden.

Die Erinnerung an Vergnügungen dieser Art beschäftigten ihn vielfach während des Unterrichts.

„Wohin wollen Kurprinzliche Durchlaucht?" fragte Rebeur ihn einst, als er plötzlich während der Stunde aufstand und hinweglief.

Die Frage kam zu spät, der Prinz war schon draußen. Als er nach längerer Zeit zurückkam, war er äußerst redselig. „Nach den Hasen habe ich gesehen, die mir der Jäger vorige Woche gebracht hat. Sie gewöhnen sich schon an mich und fressen aus meinen Händen. Die Füchse hinterm Gitter aber hätten mich beinahe gebissen. Hier, wenn Sie sehen wollen!"

„Wollen Durchlaucht nicht in den Studien fortfahren?" unterbrach ihn Rebeur. „Wir stehen bei Exodus, Capitel 11, Vers 2."

Der Prinz hörte nicht bis zu Ende. „Naturgeschichte — ja! Erzählen Sie mir von Wölfen und Bären, Rennthieren und Auerochsen! dann will ich zuhören."

Schade, in der Instruktion stand nichts von Naturgeschichte, — es war kein Examen darüber abzulegen. „Nur wenige Werte noch!" fuhr Rebeur fort, „wollen Durchlaucht übersetzen: „„Je sage nun vor dem Volke!""

Der Prinz nahm wieder an seinem Tische Platz. „So sage nun vor dem Volke," wiederholte er etwas verdrießlich, und schrieb in in den großen Folianten: „sie die nunc ante populum."

„Nicht ante populum, Durchlaucht!" fiel Rebeur ein und freute sich, den Prinzen wieder im Zuge zu haben. „Durchlaucht nehmen besser eine andere Präposition."

Plötzlich sprang der Prinz wieder auf. „Was ist das auf dem Hofe? sind die Pferde schon da? — Eh bien, Monsieur, à revoir demain!"

Der junge Adler war nicht mehr zu halten, er flog aus seinem Käfig. — Ein Kammerjunker, auch wohl der Oberhofmeister erwarteten den Prinzen. Er schwang sich mit ihnen aufs Roß, — sie ritten ins Weite und Freie, in die Wälder und zu den Schlössern, nach Monbijou, Schönhausen, nach Lützenburg — oder, wenn man Zeit dazu hatte, auch nach Wusterhausen. Hier schwoll ihm die Seele, hier war er sein eigen, hier war ihm ohne Rückhalt wohl.

Daß der junge Prinz diese Dinge liebte, — Schießen, Reiten, Jagen, — das läßt sich denken. Dazu lag das Zeug in ihm von Kindesbeinen an.

In der Instruktion stand, daß der Prinz mit einem Knaben aus gutem Hause zusammengethan und beide in der Eleganz geübt werden sollten. Wir lesen nirgens, daß es jemals dazu gekommen sei. Wohl aber erfahren wir viel davon, daß die Söhne der hoffähigen Familien, die in Berlin lebten, aufs Schloß kommen und mit ihm exerciren mußten. Er wurde ihr Befehlshaber, schon weil er unter ihnen der Prinz war, noch mehr um seiner Kraft und Geschicklichkeit willen.

Der Kurfürst erfreute sich der erwachenden Neigung und unterstützte sie durch Lob und Belohnung. Zu Anfang des Jahres 1699, zum Neujahrsangebinde, schenkte er ihm das Gut Wusterhausen, den einsam gelegenen Landsitz mit seinen Mooren und Haiden, Wiesenwassern und Dämmen, — mit seiner Freiheit und weiten Natur, mit allen Hasen und Füchsen, Enten und Hühnern. Was konnte es Besseres für den Knaben geben als die Aussicht und das Bewußtsein, hier der Herr zu sein!

Ein Prinz von so lebhafter, kraftvoller Natur wurde gewiß sehr früh dem schenden Heere beigegeben. Wir haben nirgend gelesen, von welcher Zeit an und ob er die Officierchargen von unten auf durchgemacht hat. Aber schon zu Anfang des Jahres 1699, also als er sein elftes Jahr noch lange nicht vollendet hatte, werden zwei Regimenter, ein Infanterie- und ein Cavalleriereginent, als „kurprinzliche" erwähnt. Wir sehen ihn in dieser Zeit bereits neben den diensthuenden Obersten, den Kommandeuren der Regimenter, den Ehrenposten als Chef einnehmen.

Zu den festlichen Spielen, die von den Herren und Damen des Hofes damals häufig veranstaltet wurden, wurde der Prinz schon sehr früh, vielleicht im Jahre 1695 zum ersten Mal hinzugezogen. Der siebenjährige Knabe machte in einem Ballet, das zu Ehren der Kurfürstin veranstaltet wurde, als diese von einem längern Besuche aus Hannover zurückkehrte, mitten unter Grazien und Amoren, die nun ihn tanzten und scherzten, den kleinen Gott mit Bogen und Pfeil. „Dich aber nun auch zu behalten," so hieß es in der letzten Strophe des Gedichtes, das er der Kurfürstin entgegensprach:

„Dich aber nun auch zu behalten,
Komm' ich in Cupidons Gestalt,
Und wünsche nur heut die Gewalt,
Sein Amt der Liebe zu verwalten.
Man sagt, daß dieses schlaue Kind
Der Mutter eigen Herz gerühret,
Und sie hernach, ihm gleichgesinnt,
Ihn überall mit sich geführet."

Mitten unter diesen heitern Bildern einer harmlosen Knabenzeit tritt uns ein Blatt der Geschichte von ganz abweichendem Charakter entgegen.

Es war im elften Lebensjahre des Prinzen, als — wie es scheint — einmal ein großer Akt mit ihm vorgenommen wurde. Neun Artikel wurden ihm vorgelegt. Der Prinz mußte sich entschließen, sie abzuschreiben und mit seiner Namensunterschrift zu versehen. Die Artikel lauteten:

„Ich entsage für immer der Hoffigkeit; — will niemals Zänkereien anfangen, besonders nicht in meinem Hauswesen; — will mich nicht wieder als eigenwilliges neckisches Kind zeigen, entsage allen Kinkereien, auch dem Pfeifen und Trommeln; — will heiter und frey sein, aber keine Possenstreiche mehr ausführen, besonders nicht gegen Personen, denen ich Achtung schuldig bin; — will immer aufmerksam, willig und durchaus bereit sein, das zu thun, was Verständige und besonders diejenigen mir rathen werden, die über meine Führung zu wachen und mich zu unterrichten angestellt sind; — ich verspreche, munter bei allen Dingen zu sein, die schicklich zu betreiben eine Schande ist; — will mich bemühen, den Schmeichler vom Aufrichtigen zu unterscheiden, jenen fliehen, diesen werthhalten; — ich will, wenn ich bei Hofe bin, soviel mir irgent möglich sein wird, mein Betragen nach dem Seiner Durchlaucht des Kurfürsten und Ihrer Durchlaucht der Kurfürstin einrichten; — mit Einem Wort, ich will mein Möglichstes thun, daß in all meinem Wesen Verstand ohne Anmaßung,

Digitized by Google

Freundlichkeit ohne Kinderei, Höflichkeit ohne Erniedrigung, Ehre ohne Eitelkeit sich zeige.

„So geschehen zu Berlin den 1. Mai 1699.

Friedrich Wilhelm, Kurprinz von Brandenburg."

Man scheint etwas hart mit dem Prinzen umgegangen zu sein. Wollte man wirklich dem zehnjährigen Knaben die Späße seines Alters verwehren? Auch pfeifen und trommeln sollte er nicht? Andererseits glaubte man, daß er Dinge, die auch dem Erwachsenen schwer fallen, — den Schmeichler vom Aufrichtigen unterscheiden, — nur überhaupt erfühlen könne?

Doch hatte die Erziehungsmaßregel vielleicht auch eine andere Seite. Daß nämlich der Prinz sie eine Art Gelübde unterzeichnen mußte, auf welches er in jedem Augenblick verwiesen werden konnte: daß hierin alles aufs strengste gefaßt war — mag doch wohl nicht ohne Einfluß auf die Bildung seines Charakters gewesen sein.

Die Kurfürstin Sophie Charlotte unterhielt sich bei seinen Besuchen in Lützenburg, je mehr seine Geisteskräfte wuchsen, eingehend mit ihm über alles, was er trieb; wiederholte mit ihm die Gegenstände seiner Lektüre; erweckte und belebte zartere Empfindungen in seiner Seele.

Alle Berichterstatter aus diesen Jahren stimmen in der Schilderung des angenehmen Eindrucks, den der Prinz hervorbrachte, überein. Der jüngere Bruder des Oberhofmeisters, Graf Christoph von Dohna, der ihn nach vierjähriger Abwesenheit im Jahre 1698 zum erstenmal wiedersah, schreibt: „Es war eine außerordentlich große Genugthuung für mich, bei meiner Ankunft den jungen Kurprinzen für sein Alter vorzüglich gebildet zu finden, diesen würdigen Sproß in Gestalt, Anmuth des Wesens und Weisheit so vorgerückt zu sehen."

Auch jene Beschäftigungen, bei denen sich der Prinz in freier Anwendung all seiner natürlichen Kräfte bewegte, — Exerciren, Reiten, Jagen — tragen in dieser Zeit mehr den Charakter des Gefälligen und Gelegentlichen, als den des Eigenwilligen und Gewaltigen. Der Ceremonienmeister von Besser spricht in seiner Krönungsgeschichte zwar von der „martialischen Neigung, die sich an dem Prinzen spüren lassen," aber keineswegs zur Andeutung übertriebenen Kraftgefühls, sondern zum Lobe und zur Charakteristik. Berichterstatter aus jener Zeit erzählen, daß mitten unter den Opern und Bällen, unter den Spielen und Tänzen „nichts so reizend gefunden sei, wie die Compagnie junger Leute, welche der Prinz commandirt habe. Sie machten ihre Exercitien in den Zimmern des Schlosses vor den versammelten Gästen und erregten viel Bewundern."

Den Briefen und Aeußerungen der Kurfürstin, die — wie einige aus späterer Zeit — Bedenkliches über den Prinzen enthalten, weiß man aus diesen Jahren nichts. In der That, was Absetzendes in ihm lag, tritt erst im vierzehnten, fünfzehnten Jahre seines Lebens hervor, — alsdann, wie es scheint, ganz unerwartet und zugleich so beängstigend, wie nach schönen Frühlingstagen, an die man sich gewöhnt hatte, ein Hagelschauer, der die Blüthen zu zerstören droht.

In unserer Zeit aber, in den Jahren von 1698 bis 1701, ist selbst der Zug, der das ganze Leben hindurch vielleicht den herbsten Grundzug seines Wesens ausgemacht hat — seine Energie für Sparsamkeit, — in keiner Weise störend. Die erste Andeutung des haushälterischen Sinnes des Prinzen fällt nach dem Bericht von Augenzeugen in die Zeit, da man einem Knaben die erste männliche Kleidung anzulegen pflegt.

Der Kurfürstliche Schneider kam und brachte Arbeiten, die für ihn gefertigt waren: ein Röckchen für den Prinzen, wenn er bei Hofe erschien, und einen Hausrock. Jenen, bevor er ihn anpassen ließ, besah der Prinz mit ziemlicher Zufriedenheit; er war im Geschmack der Zeit nach Art der Hoffleidung. Da nichts gegen ihn einzuwenden war, ließ er ihn mit aller Gelassenheit sich anlegen. Den Hausrock darauf, ein kleines Röckchen von gewebtem Gold und Silberstoff, innen von Seide, reich ausgestattet und zart gearbeitet, ein Röckchen zu nichts als zum Putz und zur Bequemlichkeit für ihn, — der Prinz nahm es zur Hand, betrachtete es genau von allen Seiten. Dann aber, ohne ein Wort zu sagen oder die Miene zu ändern, näherte er sich dem Kamine, in welchem das Feuer prasselte. Im Umsehen schlugen die Flammen um das Röckchen.

Es ist eine untergeordnete Sphäre, in der er seinen Willen zeigt: sie betrifft nichts als die Kleidung. Aber eine ganze Richtung des Sinnes liegt darin. Denen, die bei dem Verfall zugegen gewesen sind, hat er eine Lektion gegeben, die sich auf vieles anwenden läßt.

Zu Anfang des Jahres 1697, also als der Prinz etwas über acht Jahre alt war, wurde das erste Examen, damals noch unter dem Ephorus Cramer, abgehalten, das ihm ein bedeutendes Geldgeschenk einbrachte, 50 Dukaten. Die Geldstücke wurden ihm in einem zierlich genähten, reich verbrämten Geldbeutel überreicht. Es scheint alles so eingerichtet gewesen zu sein, wie man es einem Kinde zur Freude, zum Spiel des Augenblicks gewährt. Darauf wurde er in jedem Jahre wenigstens einmal, — nach bestandenem Examen, am Geburtstage oder am Weihnachtsfest, reichlich mit Geld beschenkt. Und, wie sich sehr bald zeigte, es war in seiner Hand wohl aufgehoben.

Denn wie ein besonnener Kaufmann führte er Buch und legte er Rechenschaft über das Seine ab. Seit dem Jahre 1698 richtete er das Kassenbuch ordentlich ein, verzeichnete alles genau, hielt es in strenger unausgesetzter Ordnung, — hier die Einnahme, dort die Ausgabe, und am Schluß beides verglichen. Die Regelmäßigkeit der Arbeit war ihm kein Zwang, der beständige Gedanke daran war ihm Bedürfniß.

War der Prinz etwa geizig? — Ein geiziger Knabe hätte das Röckchen nicht verbrannt; er hätte es, wenn auch mit Aerger, benutzt. Ein geiziger Knabe würde nicht so viel für Arme und als Geschenke weggegeben haben. Hier steht in dem Ausgabebuch: „einem Armen"; dort wieder. Hier und sehr häufig: „in den Klingelbeutel, in die Armenbüchse über Tafel." Er gibt bei diesen Gelegenheiten nie unter einem Dukaten, zuweilen mehr. „Dem jungen Nesler habe ich geschenkt 3 Dukaten; an einen alten armen Mann von 108 Jahren in Wusterhausen 3 Dukaten; an Madame Mentkail für einen armen Franzosen 6 Dukaten," — dergleichen Ausgaben finden sich fast auf jeder Seite.

Ein Blick in das Ausgabenbuch breitet das ganze heitere Treiben des Knaben vor uns aus. Viel giebt er als Trinkgelder weg, an Leute, die ihm Dienste geleistet haben; „an des Herrn Markgrafen Christian Ludwigs Jäger, der öfters mitgeritten und junge Füchse geliefert; dem Kurfürstlichen Falkonier nach etlichen Jagden; den Kurfürstlichen Jägern, so verschiedene lebendige Hasen gebracht: dem alten Kurfürstlichen Jäger, der mit nach Wusterhausen gewesen," und dergleichen mehr. Der Prinz liebt ferner gymnastische und athletische Darstellungen. Klopffechter läßt er auf das Schloß kommen; Schweizer läßt er wiederholentlich, einmal auch den „Engelschen Koch" vor sich tanzen und bezahlt sie reichlich. Auch das Fremde zieht ihn an. Dem moskowiter Dolmetscher, der ihm vom jungen Czaren und seinem Lande erzählt, dem Türken der Kurfürstin, der ihm ein Brettspiel vorspielt, zahlt er freigebig. Bei seinen eigenen Vergnügungen benimmt er sich generös. Jene Gänse, die er in Lützenburg geschossen, wiegt er mit einem Dukaten auf; als er im Kurfürstlichen Garten die Muschelgrotte mit ihren springenden Wassern besucht, gibt er dem Grottenmeister zwei Dukaten. Vögel liebt er in seinem Zimmer. Drei weiße und sechs graue Kanarienvögel, ein großer Vogelbauer stehen unter seinen Ausgaben hoch verzeichnet.

Andere Kinder werden mit Mühe angehalten, Einnahme und Ausgabe aufzuschreiben; Kurprinz Friedrich Wilhelm that es aus freien Stücken. Wie sehr er es mit Liebe that, sieht man an der schönen Handschrift, mit der alles geschrieben ist, ganz anders als in den Schulbüchern. Jede Notiz in diesem Buche ist wie eine Probeschrift. Andere Naturen, welche diese Ordnung in ihrem Einnahme- und Ausgabewesen einführen, gelangen dazu, wenn sie älter sind. Kurprinz Friedrich Wilhelm war neun Jahre fünf Monate alt, als er damit anfing.

Wenn man das Buch so eben zur Hand nimmt, empfängt man einen vorübergehenden Eindruck von Unordnung. Es sind in der ersten Hälfte bei den Ausgaben die Daten nicht angegeben; selbst die Jahresläufe 1698, 1699, 1700 und 1701 kann man nur aus dem Inhalt der Ausgaben, aus den von Zeit zu Zeit vermerkten Neujahrsgeschenken, die der Prinz an seine Leute vertheilt, ersehen. Im Jahre 1702 entschließt er sich plötzlich, die Daten auch zu den Ausgaben hinzuzufügen, — ein Entschluß, den er in seiner durchgreifenden deutlichen Weise ausführt: denn er dreht das Buch bei dieser Gelegenheit um und fängt es von hinten noch einmal an. Mit diesem Jahre ändert sich der Charakter der Ausgaben plötzlich. Piquenstangen, Patronentaschen, Trommelstöcke; Riemen und Felle; Gewehre und Degenquäste; Löhnung für Tambours und Feuerwecker; Handwerkszeug zum Festungsbau, Zenghaus-Reparaturen in Wusterhausen; Kanonen, gepichte Granaten, — dergleichen Dinge spielen seitdem die Hauptrolle.

Digitized by Google

Wir befinden uns dicht vor dem Schluß der Begebenheiten, die aus dem Jugendleben des Kurprinzen aufbewahrt sind.

Für die folgende Geschichte, die sich im Herbst des Jahres 1700 zutrug, gibt es den besten Gewährsmann, König Friedrich Wilhelm I selbst, der sich desselben noch in späterem Alter gern erinnerte, und aus dessen Mittheilungen der bekannte Vertraute des Königs, Morgenstern, wie es scheint, genaue Kenntniß empfangen hat.

Der Kurprinz befand sich in der Umgebung des Königs von England, Wilhelms III, des Prinzen von Oranien, der als Erbstatthalter von Holland, jährlich eine Zeit lang im Haag residirte. Der Kurprinz von Brandenburg nannte den König von England „Oheim“; und die Verwandtschaft war in der That ziemlich nahe. Wilhelms III Vater und die Großmutter des Kurprinzen väterlicher Seits, Luise Henriette von Nassau-Oranien, waren Geschwister gewesen. Aber nicht blos deswegen, sondern mehr noch um der politischen Verbindung willen, in welcher Kurfürst Friedrich III seit seinem Regierungsantritt mit dem Könige von England sich befunden hatte, war der Kurprinz in Begleitung seines Oberhofmeisters, des Grafen von Dohna, auf längere Zeit hierhin zum Besuch geschickt worden.

Mit der Reise unsres Kurprinzen nach Holland fiel eine andre der Zeit nach zusammen, die seiner Mutter und seiner Großmutter, der beiden Kurfürstinnen von Brandenburg und von Hannover. Beide Damen wollten für die augenblicklich höchsten Interessen ihrer Häuser im persönlichen Gespräch mit Wilhelm III ihren Einfluß geltend machen. Es galt bei beiden eine Königskrone: bei der Kurfürstin von Hannover, indem sie, als Enkelin König Jakobs I von England, ihren Nachkommen die über kurz oder lang erledigte Thronfolge in diesem großväterlichen Heimatlande sichern wollte; bei der Kurfürstin von Brandenburg, indem sie der Krone Preußen, welche ihr Gemahl zu gründen im Begriff war, die Anerkennung des Königs von England zu verschaffen suchte.

Nachdem beide Fürstinnen zuerst mehrere Wochen in den Bädern bei Aachen zugebracht hatten, reisten sie über Brüssel nach Holland, wo sie auf dem Schlosse in Loo um die Mitte October anlangten. Der Kurprinz befand sich daselbst bereits in der vertrautesten Gemeinschaft mit seinem Oheim.

König Wilhelm III war in vielen Zügen ein sehr ähnlicher Charakter wie der spätere König, Friedrich Wilhelm I. Ernst, streng, treu und gewissenhaft; in seinem Wesen oft abstoßend; in seinem Willen unbeugsam. Für Literatur, Wissenschaft und Kunst war er ohne Theilnahme. Hohe Namen jener Zeit, Newton, Leibniz, Dryden, Boileau, waren ihm völlig inhaltlos; Opern, Theater langweilig; aber mit Muth und Leidenschaft war er dem Kriegswesen zugethan, und Jagd war seine ganze Lust, nicht die kleine harmlose, sondern die wilde gefährliche, auf Wölfe und Eber, wie er sie in den Forsten von Geldern fand.

Es war natürlich, daß unser Kurprinz sich zu seinem Oheim hingezogen fühlte, und ebenso, daß dieser Gelegenheit fand, die Natur seines Neffen wahrzunehmen und sich ihrer zu freuen. Von den ersten Tagen an bevorzugte ihn der König durch auffallende Beifallsbezeugungen. Der Kurprinz wurde der Liebling des ganzen Hofhalts.

Den beiden reisenden Damen fiel es nicht schwer, König Wilhelm III für ihre Pläne zu gewinnen. Sie lagen ja in seinem eigenen Interesse: sowohl daß die protestantische Thronfolge in England zu Gunsten der Kurfürstin von Hannover und ihrer Nachkommen festgestellt würde, wie auch daß der Kurfürst von Brandenburg das Herzogthum Preußen zum Königreich erhöhe.

Was indessen jenen Punkt, die protestantische Thronfolge in England betraf, so kam in Wilhelm III, ueben den Versprechungen, die er der Kurfürstin von Hannover gegeben hatte, ein eigenthümlicher Gedanke, ein plötzlicher Gedanke viel versprechender Kombination und weiter Aussicht auf. „Wie! wenn die Thronfolge in England dem jungen Prinzen von Brandenburg zugewandt werden könnte!“

Der Kurprinz von Brandenburg, voraussichtlich ein Charakter voll Bestimmtheit und Klarheit, wird einmal seine Interessen mit Energie vertreten. Seine Erziehung im reformirten Glaubensbekenntniß bürgt für die Festigkeit, mit der er in Religionssachen Partei ergreifen wird. Mit den Ansprüchen auf das Fürstenthum Oranje, die nach Wilhelms III Tode auf das Haus Brandenburg übergehen, erbt er dereinst die persönliche Stellung des Königs von England dem französischen Könige gegenüber, der jenes Fürstenthum seit Jahren gewaltsam in Botmäßigkeit hält, — lauter Gedanken, die in der Seele Wilhelms III zu jener Combination vortrefflich paßten.

Freilich hatte die Kurfürstin von Hannover ihre Ansprüche auf den englischen Thron für ihre männlichen Nachkommen geltend gemacht. Aber entschieden konnte Wilhelm III darüber ohnehin nichts. Die Succession im Lande war Sache des Parlaments. Nur einleiten, und mit diesem und jenem Wort und Wink das Parlament vorbereiten konnte er. Wenn aber schließlich die Thronfolge dem brandenburgischen Prinzen zuerkannt würde, konnte die Kurfürstin von Hannover auch damit nicht ganz unzufrieden sein, denn auch dieser Prinz war — in weiblicher Linie — ihr Nachkomme.

Kurz, im Geiste Wilhelms III kam folgender Plan auf. Er wollte den Kurprinzen mit nach England nehmen, wollte ihn der Nation zeigen, der Nation, die für Brandenburg damals die lebhafteste Sympathie empfand. Sang man doch in Liedern von den Brandenburgern, den tapfern Hilfsvölkern, die den protestantischen Thron gegen die Wiedereroberungsversuche Jacobs II geschützt hatten! Wenn die Succession sich auf ihn leiten ließe, worüber der Beschluß für die Parlamentssitzung des nächsten Jahres beworstand, wollte der König ihn im Testament auch zu seinem persönlichen Erben einsetzen, so daß er gleichfalls zur Statthalterschaft in Holland festen Fuß fasse.

Wilhelm III war eine der schweigsamsten Naturen; und gewiß hat er diese Ideen gegen niemand als gegen seine erprobten Freunde geäußert. Dennoch scheint es, als ob der Knabe etwas davon gemerkt hätte. Er schloß sich immer enger an den König und wurde immer mehr sein und seiner Vertrauten Liebling.

Als nun die Abreise nach England beworstand, — sie war auf den 28. October angesetzt, die beiden Kurfürstinnen von Brandenburg und Hannover waren schon Tags vorher abgereist, — da blieb der Kurprinz mit seinem Ober'ofmeister bis zum letzten Augenblick in der nächsten Umgebung des Königs.

Der König nahm den Prinzen am Morgen des Tages mit nach Helvoetluys, wo er zu Mittag aß. Gleich nachdem die Tafel aufgehoben war, sollte die Abfahrt stattfinden. Die Jacht zur Ueberfahrt lag bereit. Der König, den Prinzen an der Hand, war schon weg; Alle voth Gefolge liefen durcheinander und beeilten sich auf die Jacht zu kommen. Es war ein Augenblick der Unordnung und Ueberstürzung, in dem der Oberhofmeister, Graf Dohna, den Prinzen aus den Augen verlor. Er suchte ihn, — suchte ihn hier und dort, — überall vergeblich. Endlich konnte er nicht anders denken, als daß er auf der Jacht des Königs sei.

Beinahe war es zu spät, seiner noch habhaft zu werden. Aber wieder haben mußte er ihn. Eiligst miethete er einen Schiffer des Ortes mit einem kleinen Boote und ließ sich zu der Jacht übersetzen. In Angst und Eile kletterte er hinauf, und als er den Prinzen an der Seite des Königs erblickte, rebete er diesen, wie es ihm ums Herz war, fast athemlos an: „Wollen Eure Majestät mich um meinen Kopf bringen, daß Sie mir den Prinzen wegnehmen, für den ich mit meinem Blute haften muß, und den ich ohne Ordre nicht aus den Augen lassen darf?“

Der König ärgerte sich, daß Graf Dohna nicht vielmehr hat, ihn gleichfalls mitzunehmen, und antwortete lakonisch und sarkastisch: „Kann der Herr ihn besser versorgen als ich, so nehme Er ihn!“

Damit zog Graf Dohna den Prinzen zwischen den Knieen des Königs hervor; kein Widerstreben half. Beide fuhren auf dem gemietheten Fahrzeug ans Land zurück. Und die Sache war abgethan.

Es war wohl ein Gedanke weiter Combination, würdig des Königs von England, der sich immer besonders darin groß gezeigt hat, Parteien zu arrangiren, Interessen zu verbinden.

Dennoch hat die Sache auch eine andere Seite. Der König von England hatte gefragt: „Kann der Herr ihn besser versorgen?“ Wenigstens kannte der Herr seine Pflicht und hatte ein Gewissen. Er wußte, wie der Prinz zu versorgen war. Nicht Prätendent der Krone von England, sondern Prinz einer Krone, die sein Vater für ihn zu gründen im Begriff war; einer Krone, die für ihre Ehre nicht minder als die Englands einen ganzen Mann, einen Charakter voll Energie und Klarheit brauchte; Prinz einer Krone, die neben der Englands zu weltgeschichtlichem Ruhm zu gelangen bestimmt war; eines fürstlichen Hauses, das in seinem Eignen groß werden wollte.

Als der Prinz nach Berlin zurückkehrte, dauerte es nicht lange, daß die Rüstungen zur Krönungsreise nach Königsberg gemacht wurden, von der der Kurprinz als Kronprinz zurückkam.

Digitized by Google

Unser Freund in Deutschlands Wäldern.

Das Eichhörnchen meinen wir und nennen es nicht ohne gewissen Stolz das unsere. Mögen auch andere Himmelsgegenden, was die Verschiedenartigkeit der Form und Färbung anlangt, reichlicher bedacht scheinen, unser Eichhorn ist und bleibt das Urbild der ganzen Sippe, in ihm finden wir alle Merkmale wieder, welche die Familie kennzeichnen.

Der beliebteste aller Nager, ist das Eichhorn ein Günstling der Kinder, wie der Erwachsenen. Schon die alten Griechen sprachen ihr Wohlgefallen an dem zierlichen Wesen durch den Namen des Thieres aus. „Schattenschwanz" nannten sie es, weil es mit seinem breiten buschigen Schwanze, hoch über den Rücken empor-

Digitized by Google

geschlagen, sich gleichsam beschattet. Noch mehr, unser Fr. Rückert hat das Eichhorn in seiner unübertrefflichen Weise besungen:

„Ich bin in einem frühern Sein,
Einmal ein Eichhorn gewesen;
Und bin's's erstwieder in Edens Hain,
So bin ich von Kummer genesen.

Fels-feurig gemantelter Königssohn
Im blühenden grünenden Reiche:
Du sitzest auf ewig wankendem Thron,
Der niemals wankenden Eiche.

Und tröstest dich selber — wie machst
Du es doch?
Auftaut mit goldenem Reife,
Mit majestätisch geringeltem, hoch
Emporgetragenem Schweife.

Die Sprossen des Frühlings benagt
Dein Zahn,
Die noch in der Knospe sich ducken;
Dann klimmst Du laubige Kronen
hinan,
Dem Vogel ins Nest zu gucken.

Du lässest hören nicht einen Ton,
Und doch, es regt sich die ganze
Kapelle gefiederter Musiker schon
Dir aufzuspielen zum Tanze.

Dann spiest Du froh zum herbstlichen Fest
Mit Nüssen, Büchen und Eicheln,
Und lässest den letzten schmeichelnden
Rest
Den weichen Rücken Dir streicheln.

Die Blätter hasten am Baum nicht
fest,
Den fallenden folgst Du hernieder
Und trägst, sie stammen zu Deinem Nest
In ihre Höhen sie wieder.

Du hast den schwebenden Winterpalast
Dir künstlich zusammengesteppelt,
Dein wärmstoffhaltendes Pelzwerk hast
Du um Dich genommen gedoppelt.

Dir sagt's der Geist, wie der Wind
sich trebt,
Du stopfest zuvor ihm die Klingen,
Und lauschest behaglich, wie's draußen
weht,
Du frohster verzauberter Prinzeni

Mich fasst im Herbste, wie Dich, ein
Trieb
Zu sammeln und einzutragen;
Doch hab' ich, wie warm es im Nest
mir blieb,
Nicht dort Dein freies Behagen."

In meisterhaften Zügen schildert der Dichter unsern Liebling. Nach solch begeistertem Sänger das Wort zu ergreifen, auszuführen, was der Genius mit lühnem Federstrich malerisch und poetisch schön hingeworfen, könnte wüstlich erscheinen. Doch hat der Dichter sein Amedt, so der Naturforscher auch.

Zergliedern wir nüchtern den „frohesten verzauberter Prinzen", der Alt wie Jung für sich gewonnen, so wissen wir kaum zu sagen, ob sein Wesen mehr noch als sein Leib das ist, was uns fesselt.

Auf niedrigen Beinen ruht der schlanke Körper, die hinteren länger und stark entwickelt, die vorderen kürzer und beide mit scharfen Krallen bewehrt. Der eigenthümlich gestaltete Kopf trägt als Hörnerschmuck gleichsam — daher sein deutscher Name — geradaufgerichtete Ohren, zur Winterszeit verlängert noch durch einen hochgespitzten Haarschopf, und aus seinem keknasigen Gesichte schauen die schönen großen Augen neugierig und gutmüthig, doch nicht ganz ohne Schalkheit, sorglos hinein in die Welt. Eine ganz besondere Zierde ist ihm der breite, zweigeilig behaarte Schwanz, vor welchem, wenn auf den Rücken hinaufgeschlagen, der zierliche Leib beschattet und umrahmt wird.

Sein lockerbehaarter Balg ist in bestehendes Rothbraun getaucht, hie und da mit Anflug von Grau, nur Brust und Bauch ist weiß. Die hochnordischen Brüder aber hüllen sich in dichteren Pelz und kleiden sich über und über in Grau mit weißer Brust und weißem Bauch. Nicht ganz selten ändern unsere Eichhörnchen ihre Färbung in Schwarz, und rothe und schwarze Geschwister finden sich zuweilen in ein und derselben Heck, doch sind die grauen und schwarzen Eichhörnchen Nordamerikas von den europäischen wohl zu unterscheiden. Andere Abänderungen in der Färbung des Balges, gefleckt oder gelbfleck, ganz weiß oder mit weißer Schwanzspitze sind große Seltenheiten.

Das Eichhorn ist ein Nagethier und macht seiner Vetterschaft alle Ehre, es ist allerdings in Freiheit wie in Gefangenschaft gar leicht durch Mißbrauch seiner stark entwickelten Nagezähne etwas lästig. Die Vorderfläche dieser Waffen ist hart glasirt, weiß von Farbe, im Alter gelblich. Die weichere Hinterseite wird beim Benagen harter Körper leicht abgenutzt und so die Glasur messerartig zugeschärft. Bei mangelnder Gelegenheit zum Nagen entwickeln sie sich in ziemlich kurzer Zeit bis zollang, versagen ihren Dienst, und das Thierchen ist alsdann dem Hungertode preisgegeben.

Und nun sein Wesen! Anmuthig und behend, zierlich und possierlich hat es immer was zu schaffen. Es leckt und putzt sich, klettert und springt, wälzt sich kollernd am Boden, seinen eigenen Schwanz zum Spielgefährten. Halt, ein Rüsichen! Flugs auf die Hinterbeine gesetzt, den Schwanz am Rücken emporgeschwungen, und nun wie hurtig recht und wendet sich das Rüsichen zwischen den Vorderpfötchen ringsum. Da ist die rechte Stelle, rasch die Zähne eingesetzt, und eins, zwei, drei, die Schale kracht, der leckere Kern enthüllt sich. Wie vortrefflich mundet er; man sieht es dem schmunzelnden Näscher an. Und wie manierlich weiß unser Aeschen zu schmausen. Ja, unser Aeschen; Du bist aber ungleich liebenswürdiger als das unsanftere Affenvolk, und frei von deren Bosheit und Tücke.

In ganz Europa heimisch, verbreitet es sich bis über den Kaukasus und Altai hinaus, und hat in allen Erdtheilen, nur in Neuholland nicht, seinen Vertreter.

Freies Feld mit hellem Sonnenschein und Sumpfland mit niederem Gestrüpp sind dem Eichhorn zuwider. Nur der Wald ist seine Heimat, nur hier findet es Gelegenheit, sich nach Herzenslust zu tummeln, nur hier kann es außer Sorge sein für des Leibes Nahrung und Nothdurft. Hochstämmige Schwarzwaldungen, Eichen- und Buchenwälder sind seine Freude, und ganz besonders liebt es Thäler am Fuße mit Nadelholz bestandener Berglehnen. Dort winkt im niederen Laubwald die leckere Haselnuß und im Garten der einsamen Thalmühle vielleicht ein Nachtisch von Obst, dessen Kerne es sorgfältig herauskraubt, das Fleisch der Früchte aber verschmäht.

Einen guten Theil seiner Thätigkeit nimmt die Toilette in Anspruch. Es ist ein sehr sauberes Thier. Niemals vernunreinigt es seine Lagerstätte, nie wird man seine und der Seinigen Losung in derselben abgelagert finden.

Die kleinste Sorge, scheint es, ist dem Thierchen seine Zukunft. Zwar trägt es Vorräthe ein und schleppt deren nicht selten aus ziemlicher Ferne herbei, um, leichtfertig wie es ist, oft genug selbst die nächstgelegenen Magazine zu vergessen. Folgt nun dem heitigen Herbst gar noch ein schneereicher Winter, dann werden viele dieser Thierchen ein Opfer des Hungertodes.

Mehr Sorgfalt wendet es auf den Bau seines Nestes, doch auch dabei sucht es sich's möglichst bequem zu machen. Ein altes Krähennest, dessen Boden mit Lehm und Erde fest und dicht ausgekleibt ist, überhedt das Thier der Mühe, einen Unterbau zu errichten. Auf dieser Grundlage werden Reiserchen leiblich kunstreich durcheinander geflechten und nach oben hin zu einem flachgeglömigen Dache verwölbt, innerlich weich und dicht gefüttert und wohlweislich mit zwei Eingängen versehen. Außer diesem Neste, zur Wohnung und dem Weibchen zum Wochenbette bestimmt, hat es noch einige Absteigquartiere, zumeist verlassene Horste von Raubvögeln oder auch Baumhöhlen. Gegen Widerwärtigkeiten des Wetters, sei es Sturm oder Regen, Hitze oder Kälte, sucht es sich bestmöglich zu schützen. Im Vorgefühl nahender Unwetter sieht man es unruhig werden und hört Töne, die man sonst nur in der Anfregung von ihm zu vernehmen gewohnt ist. Sein liebster Zufluchtsort alsdann ist das Nest. Hier liegt es, behaglich zusammengerollt, im Trocknen und Warmen auf bessere Zeiten harrend. Uns segt der Wind ungestüm durch den Wald, schnell wird ihm der Eingang zum Neste verstopft: das nach unten gelegene Schlupfloch genügt noch immer, und macht es das Wetter gar zu arg, da wird auch diese Thür verrammelt.

Mit dem Tage schließt es seine Thätigkeit ab, im warmen Nest die Wiederkehr des hellen Tages zu erwarten. Doch auch in tiefster Dunkelheit, wenn es gilt, findet es sich zurecht. In schwarzer Nacht ließ Lenz bei Laternenschein eine hohe Leiter an einen Baum lehnen, um ein Eichhornnest zu plündern. Alles geschah so leise als möglich. Lenz stieg hinauf. Sowie unser Gewährsmann das Nest berührte, fuhren die Insassen mit Windesseile heraus, die einen am Baum zur Höhe, eins am Stamm hinunter, ein anderes durch die Luft an den Boden. Und im Nu war alles verschwunden.

Seinen Verfolgern sucht es durch ausdauernde Behendigkeit zuvorzukommen. Selbst auf ebener Erde ist es schwer nur einzuholen. Den Schwanz wagrecht nach hinten gestreckt, macht es mit Hilfe seiner kräftig entwickelten Hinterbeine Sprünge, die in unglaublicher Schnelle sich folgen. Nie sieht man es in Schritt oder Trab, sondern stets nur in begigen Sprüngen dahineilen. Hier ist ein Baum, im Nu verliert es sich in dessen Wipfel. Einem Feinde aber erliegt das arme Thier nur allzuhäufig. Er ist ihm an Behendigkeit gleich, an Ausdauer überlegen. Das ermüdete Eichhorn muß sich schließlich ergeben. Ein solcher Wettlauf des Fliehenden, zeitgesteten Eichhorns und des verfolgenden beutegierigen Edelmarders ist ein spannendes Schauspiel. Auf und nieder, kreuz und quer geht die tolle Jagd. Jetzt wagt das Eichhörnchen einen kühnen Sprung quer durch die Luft zum Nachbarbaume hinüber. Auch dahin folgt ihm der verwegene Räuber. Eins aber kann noch Rettung bringen. Die

Digitized by Google

Beine ausgespreizt, den Schwanz straff wagrecht gehalten, stürzt sich das rathlose Thier aus dem höchsten Gipfel einer Fichte zur Erde nieder, und kaum hat es klatschend den Boden erreicht, so huscht es irgend einem sicheren Verstecke zu. Das Thier ist geborgen, ehe der Marder am Baum herabgeflogen ist; denn jenen Sprung mag er dem kleinen Wagehals nicht nachmachen.

Reinecke, so schlau er sich auf die Lauer stellt, so behende er in der Verfolgung ist, muß zumeist sauren Gesichtes dem baumaufwärts fliehenden Eichhorn nachsehen. Raubvögeln gegenüber, die ihm nachstellen, gilt es, andere Künste zu üben. In Spirallinien windet sich das Thier kletternd am Stamme empor. Der Vogel schwingt nothwendig in weiten Kreisen um seine Beute. Auf der vom Feinde abgewendeten Seite fährt es blitzschnell empor bis zum ersten Zwiesel, stets den Verfolger im Auge, die ferneren Rettungsversuche zu ermessen. Selbst bei dem gewagtesten Sprunge von einem Baumgipfel zum anderen genügt dem trefflichen Turner die äußerste Spitze eines schwanken Zweiges zu erfassen. Schnell schwingt es sich hinauf und strebt mit Leichtigkeit dem sicheren Stamme zu. Bei vergleichen Wagnissen ist ihm der lange, zweizeilig behaarte Schwanz als Ruder und als Fallschirm unentbehrlich. Eichhörnchen mit kurz verstutzten Schwanze sind kaum im Stande, die halbe Sprungweite zu erreichen. Auch im Schwimmen ist der muntere Gesell ein Meister, ohne indeß diese Kunst außer Noth zu üben, und ohne, wie das Märchen will, ein Stück Baumrinde als Kahn und den Schwanz als Segel zu benutzen.

Kein Wunder, daß an solch begabten Thieren auch der Aberglauben sich versucht hat. Das Gehirn eines so unübertroffenen Akrobaten gab einstmals ein treffliches Pulver, dessen Seiltänzer und Gaukler sich bedienen zu müssen glaubten, um bei ihren halsbrecherischen Künsten frei von Schwindel zu bleiben.

Unser Porträt stellt das Eichhorn in dem glücklichsten Augenblicke seines Lebens dar. Se recht appetitlich spricht es einer Nuß zu. Mit Leichtigkeit durchnagen seine messerscharfen Zähne die härtesten Schalen. Bucheln, Eicheln, Kiefer- und Fichtensamen, vor allem aber Haselnüsse sind seine Nahrung. Freilich nicht alles, was den Zähnen des unermüdlichen Nagers verfällt, ist bestimmt, ihm zur Nahrung zu dienen. Naschlust und Naglust führen ihn dazu, sich an den jungen Trieben der verschiedensten Bäume zu vergreifen, und unserer Freude über sein munteres Wesen mischt sich nicht selten gerechter Zorn über seine Verwüstungen bei. Uebrigens nascht er allerlei Sämereien und Beeren, kostet sogar zu Pilzen herum und verschmäht, wie fast alle Nager, selbst Fleisch, wenigstens als Zukost nicht. Der kleine Schelm, kann kaum er in das Nestchen eines Vogels guden, ohne dessen Eier oder Junge zu plündern. Die Eichhörnchen sind Feinschmecker und Leckermäuler obendrein.

Die Zeit der Paarung fällt in den Monat März. Zu ihrem Lager wählt die Mutter das bestgelegene und am sorgfältigsten ausgefütterte unter den Nestern. Zuweilen benützen sie Staarkästen, wie das auch unser Siebenschläfer nicht ungern thut.

Wird das Nest beunruhigt, so trägt die Alte ihre Kinder nach Art der Katzen im Maule fort und zwar oft ziemlich weite Strecken. Die Jungen zu rauben gelingt bei Anwesenheit der Mutter nicht leicht, ohne schwere Bißwunden davon zu tragen. Vier Wochen alt, haben die allerliebsten Kleinen ihre Kletterstudien bereits abgethan und die Wege zur eigenen Ernährung kennen gelernt. Die Kinder der ersten und zweiten Hecke vereinigen sich zuweilen in geschwisterlicher Geselligkeit, in ihrem Waldbezirk gemeinschaftlich ihr drolliges Spiel zu treiben.

Scheu von Natur, wird das Eichhörnchen, jung an den Menschen als einen Freund und Beschützer gewöhnt, wahrhaft zutraulich. Lustig und harmlos wie draußen im Walde, klettert es an seinem Gönner auf und nieder, huscht in den warmen Rock, schlüpft den Aermel entlang und guckt neckisch mit dem Köpfchen hervor, bald hier bald da. Sie lernen es, auf die Stimme ihres Herrn zu achten und gewöhnen sich zuweilen, selbst unbeschränkte Freiheit nicht zur Flucht zu mißbrauchen.

Macht unser Eichhörnchen nebenbei auch manchen für uns ärgerlichen Streich, benagt es auch als Studengenosse Holzwerk und Bücher, Kleider und Schuhe, wir mögen ihm darum doch nicht grau sein. Bald huscht es an den Gardinen empor und treibt sich auf deren Stangen, auf vorspringenden Simsen, auf Bilder- und Spiegelrahmen umher, macht Männchen und putzt sich, lugt aus einem Versteck hervor, und läßt den Thierfreund gar leicht etwaigen Unfug vergessen. Doch auch die zahmsten Eichhörnchen können mit der Zeit bissig werden. Verwundungen durch ihre scharfen Zähne sind nicht blos schmerzhaft, sogar zuweilen gefährlich, zumal wenn die Thierchen in Angst und Schrecken versetzt sind.

Die Eichhörnchenjagd ist besonders in England ein Lieblingsvergnügen, nicht um die Thiere zu tödten, nein, um sich lebend ihrer zu freuen. Man wendet darum nicht, wie unsere Sonntagsjäger, Pulver und Schrot, sondern Pfeil und Bogen an und sucht sie wohl auch von den Bäumen herabzuschütteln. Ganz dieselben Schußwaffen sind bei den Tungusen üblich, welche dem Thierchen um des dort kostbaren Pelzes willen nachstellen. Der Bauchtheil ist besonders zart und als „Behwam" zumal in China beliebt, doch auch bei uns der „Beh" ein vielverwendetes Pelzwerk. Die Sibirier fangen sie in Fallen, deren ein Jäger oft bis tausend stellt. In Nordamerika freilich ist man leider nicht selten gezwungen, mit allen Waffen gegen ihre Scharen zu Felde zu ziehen. Im Spätjahr sammeln sich daselbst die grauen wie die schwarzen Eichhörnchen in großen, immer größer werdenden Schwärmen, und rücken, Felder und Gärten plündernd, Wald und Hain verwüstend, nach Südosten vor, über Gebirge und Flüsse hinweg. Füchse, Iltisse, Falken, Eulen und anderes Raubzeug wetteifern mit dem Menschen, das wandernde Heer zu lichten. Längs der Ufer der größeren Flüsse vereinigen sich die Knaben, die Thiere hundertweise mit Knütteln zu erschlagen, sobald sie vom jenseitigen Ufer anschwimmen. Ein im Jahre 1749 von der Regierung Pensylvaniens ausgesetztes Schußgeld von drei Pence das Stück hatte zur Folge, daß in dem einem Jahre weit über eine Million dieser Thiere erlegt wurde. Jeder Farmer vernichtet deren soviel er kann, aber ihre Reihen lichten sich nicht. Feist und glänzend eröffnen sie ihren Wanderzug, bald aber überkommt sie allgemeines Elend; sie ertrinken, magern ab, und fallen massenweise der Seuche zum Opfer. Glücklich, daß die Natur selbst behilflich ist! Der Mensch ist ihnen gegenüber geradezu ohnmächtig.

Nie und nirgends treten die Eichhörnchen bei uns in solch verheerender Menge auf, und haben sich darum bei den Anwohnern auch nicht dermaßen lästig gemacht, daß ein Vernichtungskampf gegen sie nothwendig geworden wäre. Im Gegentheil, wir haben das Thierchen recht lieb, und mögen ihm, unser aller Freund in Deutschlands Wäldern nicht missen.

Dr. Franz Schlegel.

Erinnerungen eines Feldpredigers im französischen Lager vor Sewastopol.

Von Max Reichard.

II. Vor und nach dem Sturm.

Der achte September 1855 war herangekommen, ohne daß ein Mensch im Lager ahnte, welch ein denkwürdiger Tag er in der Weltgeschichte werden sollte. Nur so viel wußte Jedermann, daß unsre Laufgräben nur noch achtzig Fuß von dem großen Graben entfernt waren, der den Malakeffhügel umgab.

Allmählich kostete das Vorandringen der Pioniere eine große Zahl Menschenleben; das Feuer wurde jeden Tag heftiger — lange konnte es nicht mehr anstehn. Wir saßen eben beim Frühstück, als ein befreundeter Officier, hastig hereintretend, uns zurief: „Wissen Sie, daß in zwei Stunden auf allen Linien Sturm gelaufen wird?"

Und also geschah es: in lautloser Stille waren seit dem frühen Morgen alle unsre Laufgräben mit Soldaten gefüllt worden, ein Regiment nach dem andern rückte vor, und die ungeheuren Parallelen, die seit elf Monaten gegraben worden, standen Kopf an Kopf gedrängt voll todesmuthiger Krieger, welche der entscheidenden Stunde entgegenharrten. Jeder wußte: Jetzt gilt's auf Tod und Leben, zurück können wir nicht. Von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten in schönster Eintracht, standen Engländer und Franzosen zum Angriff gerüstet: von allen Seiten zugleich sollte der Angriff losgehn, aber Malakeff und der große Redan, die zwei gewaltigen Hügel, welche die Stadt beherrschten, waren das Hauptziel des Sturmes. Auf dem „grünen Hügel", Malakeff gegenüber, hatte Marschall Pelissier seinen Sitz aufgeschlagen. Nie habe ich einen schrecklichern Tag erlebt. Der

Digitized by Google

Sturmwind brauste unaufhörlich, und dichte Staubwolken bedeckten den ganzen Horizont. Spät erst bemerkten die russischen Generale die Bewegung in den französischen Paralleln, zu spät, um den Angriff zurückzuwerfen, der Schlag zwölf lös brach. Eine brennende Rakete stieg um Mittag vom grünen Hügel auf. Diesem Signal antwortete der fürchterlichste Kanonendonner, der je gehört werden ist: zehn Minuten lang dröhnte die Erde stundenweit von dem entsetzlichen Knall. Nun wurde es still — todtenstill. Ueberall brachen die Verwegensten unter den Freiwilligen aus den Laufgräben hervor, durchliefen im Sturmschritt die kurze Strecke bis zum Graben, sprangen zehn Schuh tief hinab, stellten sich den Wall entlang, der allen Kugeln Trotz geboten hatte, kletterten, eine lebendige Leiter bildend, einer auf die Schultern des andern und sprangen mit der Schnelle des Tigers in die Schießscharten des Malakoffs, in welchem nun ein mörderisches Handgemenge entstand. Ein lebhaftes Flintenfeuer, das bis zum Abend fortdauerte, gab Kunde von der Hitze des Kampfes, dessen Ausgang keiner errathen konnte, bis Malakoff in den Händen der Franzosen blieb; um fünf Uhr Abends wehten die dreifarbigen Fahnen auf dem Bastion und zehntausend unsrer Soldaten hatten ihn inne. Wer konnte sagen: zu welchem Preis? Wüthend hatten die Russen jeden Fußbreit vertheidigt. Auf Malakoff standen die Reste eines alten Thurmes, in welchen sich ein russischer Officier mit einer Handvoll tapferer Soldaten zurückgezogen hatte. Von diesem Schlupfwinkel aus beschossen sie unaufhörlich die um den Hügel kämpfenden Franzosen. Keine Aufforderung konnte den Hauptmann bewegen, sich mit seinen Leuten zu ergeben; er mußte mit Haubitzen herausgejagt werden. Davon aber wurde der Thurm in Brand gesteckt, das Feuer griff um sich, und drohte eine große Feuersbrunst auf dem ganzen Hügel anzurichten, wo viel Holzwerk und Faschinen lagen. Man wußte, daß ein bedeutendes Pulvermagazin nicht fern sei, ja man hatte selbst von einer Unterminirung der ganzen Schanze gesprochen. Deßhalb gab General Mac Mahon den Befehl, schleunigst einen tiefen Graben um die Brandstätte zu ziehn. Der erste Soldat, dessen Spaten in die Erde fuhr, stieß auf ein Hinderniß: als man nachforschte, fanden sich zwei elektrische Drähte, die von der Stadt aus in einen nahgelegenen Pulvertham führten. Eine Minute später wären die zehntausend Franzosen auf Malakoff die Beute eines sichern Todes gewesen.

Der Sieg auf Malakoff wurde theuer erkauft; bis zum Abend machten die Russen von der Stadt aus stets erneuerte Ausfälle, um General Mac Mahon die Beute wieder zu entreißen. Auf allen andern Punkten wurden die Alliirten zurückgeschlagen. Ein Freund, der mit diesen kämpfte, erzählte mir von dem Todesmuth derselben, wie sie drei Mal hintereinander auf das furchtbare Werk losschreitend, zu tausenden hingemäht wurden und nicht wichen, bis ihre Regimenter vernichtet waren. Der heldenmüthige französische General, der auf dieser Seite kommandirte, blieb mit den letzten Freiwilligen vor den Laufgräben stehn, und als zum letzten Mal der Angriff zurückgeworfen ward und keiner seiner Soldaten mehr heraus wollte, sprang er allein über den Graben und bot sein Leben den feindlichen Kugeln dar. Die Eroberung Malakoffs war es, welche den Sieg des Tages entschied; am Abende wußte es aber noch keiner unter den Siegern, sondern alle rüsteten sich auf den folgenden Morgen zu einem erneuten Angriff.

Da verbreitete sich durch die schwarze Gewitternacht der Glutschein eines ungeheuern Brandes, und unaufhörlich tönte aus der brennenden Stadt unheimliches Krachen herüber. Ahnungsvoll schauten wir hinaus, und in aller Herzen erwachte der Gedanke an ein zweites Moskau. Und das war es auch. Die Sonne des neunten Septemder erhob sich über einer Brandstätte, welche zum zweiten Male in der Geschichte Rußlands durch die Hand seiner Kinder angelegt worden war. Den Ruhm wollte Rußland seinen Feinden nicht gönnen, seine schönste Festung erobert zu haben: seine Flotte versenkte und verbrannte es mit eigner Hand, und Sewastopol verwandelte es in einen Trümmerhaufen! In Einer Nacht zerstörte es das Werk so vieler Jahre und beim Tagesgrauen verfünderten die letzten Haufen der Fliehenden auf der Schiffsbrücke, und die Mastenspitzen, die aus der Tiefe hervorblickten, was in der Nacht vollbracht worden war.

In dieser unglaublich kurzen Zeit hatte General Gortschakoff den grofartigsten Rückzug der neuern Geschichte bewerkstelligt. Ich begab mich in der Frühe des Sonntags in eine unsrer Batterien und durchschritt die Laufgräben, in denen gestern der Tod so grausam gewüthet hatte. Es war tief erschütternd. Ueber dem Bilde der Zerstörung glänzte der tiefblaue Himmel, dem man keine Spur der gestrigen Stürme anmerkte — und da wo gestern das Brausen des Krieges getobt hatte, war es todtenstill! Zahllose Leichen lagen umher, und in schweigender Eile hoben sie die Soldaten auf. Ueber die große Brücke auf dem Kriegsthale eilten die letzten Russen, deutlich konnte ich die Verwirrung am jenseitigen Ufer bemerken; Menschen, Thiere, Wagen, Kanonen, alles lag in buntester Unordnung am Ufer hin, und schon eilten große Wagenzüge die Höhe hinan, dem Nordfort entgegen. Dicht neben mir schleuderten ungeheure Geschütze ihre Kugeln in die Reihen der unglücklichen Flüchtlinge, um dieselben vom Ufer zu verjagen und die letzten kleinen Schiffe, die sich dort geborgen hatten, in Grund zu bohren. Die Wohnuth dieses Schauspiels wurde in meinem Herzen noch erhöht durch die siegestrunkene Freude unsrer Soldaten, die scharenweise in die Stadt drangen und durch die Schlucht zu meinen Füßen die errungene Beute schleppten: Drüben der tiefste Jammer, hier die buntiste Freude! Kühe, Schafe, Ziegen wurden ins Lager getrieben; hier schleppte ein Zouave sich mit einem ungeheuren Bettstück, dort hatte sich ein andrer mit aufgefundenen Kleidern vermummt, weiter trugen einige weniger glückliche Sieger ausgehobene Thüren und Fenster, Stühle, Küchengeräthe, Mobilien aller Gattung, alles unter dem mißtönendsten Jubelgeschrei.

Die Gegensetze dieses Bildes stellte sich aber am Nachmittage unsern Blicken dar, als wir nach unserm, nur von drei Soldaten besuchten Gottesdienst, in die Lazarethe traten. Jede Beschreibung erbleicht vor dem Bilde, das in flintigen Zügen in meine Erinnerung eingegraben steht. Ueberfüllt waren die Feldspitäler mit Verwundeten. Reihenweise lagen sie mit zerschossenen Gesichtern, mit zerstückten Gliedern, unter schwerem Stöhnen die Seele aushauchend, oder zitternd der Operation harrend, die über Tod und Leben entscheiden sollte. Da galt es nicht fragen nach Confession und Nationalität, sondern von Bett zu Bett schreitend, den Unglücklichen durch Blick und Wort die innige Theilnahme mit ihrer Qual ausdrücken, den Sterbenden ein Trosteswort mitgeben, und ihre Wünsche an ihre Hinterbliebenen aufzeichnen. Oder es galt auch hilfreiche Hand anzulegen, wo die Zahl der Krankenwärter nicht ausreichte, den Operationen beizuwohnen, und mit allen erdenklichen Erfrischungen die Lechzenden zu erquicken. Das war während der ersten Tage nach der Belagerung von früh bis spät unsre Aufgabe, bis sich nach und nach durch den Tod die Reihen lichteten und die heilbaren Kranken fortgeschafft werden konnten; es war dies ein Hauptaugenmerk der Regierung, so bald als möglich die Kranken in die geordnete Pflege der Hospitäler von Constantinopel zu befördern, da in den Feldlazarethen der Brand sehr leicht die Verwundeten ergriff, so daß die Operationen stets mit großer Gefahr verbunden waren. — Es waren für uns Feldprediger Tage voller Anstrengung und schwerer Pflichten.

Wenige Tage nach dem Sturm ritten wir unter der freundlichen Begleitung eines Hauptmanns aus dem Génie-Corps auf die Festung zu. Durch die Laufgräben hindurch gelangten wir an einen der großen Friedhöfe Sewastopols, der in einer Maiennacht nach furchtbarem Kampfe von unsern Soldaten eingenommen worden war. Wahrlich, es war kein Friedhof mehr! Das Kirchlein, reizend in einer grünen Vertiefung gelegen, wohl steht es noch da, weil es den Betenden zum Aufenthalt dienen muß, aber es ist aufs schändlichste entweiht durch den langen Aufenthalt der Vorposten; das Dach ist ganz zerschossen, Trümmer sind allein noch da von den Altären und Bildern, die es früher schmückten. Noch jammervoller aber sehen die Gräber aus: kein Kreuz, das nicht zerschossen und zertreten, kein Grab, das nicht zerwühlt wäre. Alle Trauerbäume sind entwurzelt, zersplittert, versengt; da wo von liebenden Händen gepflegt, einst Blumen auf den Rasenhügeln dufteten, liegen Kugeln und Scherben umher.

Ein Regiment der Fremdenlegion zog eben an uns vorbei, und über die entweihten Grüfte hin rauschten die lärmenden Siegesweisen der Fanfaren und Trommeln. Hinter den Soldaten her erklommen wir die steile Treppe, die zum Centralbastion führt, und zogen in die Stadt ein, durch die große Bresche, welche vier Tage zuvor unsre Truppen geöffnet hatten. Vor uns lagen die schönen breiten Straßen; aber nicht Ein Haus bot mehr das wohlthuende Bild ruhiger Wohnlichkeit; alle Thüren waren eingestoßen, alle Dächer durchlöchert, alle Fenster zerschlagen: über Berge von Ruinen und brennenden Balken mußten wir uns den Weg zum Innern der

Digitized by Google

Wohnungen bahnen. Die Bauart der Stadt war eine überaus gemüthliche; alle Häuser, ausgenommen die Paläste und öffentlichen Gebäude, waren einstöckig, daher die ungeheure Ausdehnung Sewastopols bei vierzigtausend Einwohnern. Einen eigenthümlichen Reiz verlieh ihnen eine mit Fenstern versehene Veranda. Drei oder vier Zimmer bildeten sammt Küche und Vorhalle jedesmal eine Wohnung, die angenscheinlich auf eine einzige Familie berechnet war. Lange mochte man sich aber nirgends aufhalten; stündlich sprangen noch Gebäude in die Luft, so oft das Feuer eine der zahllosen Minen erreichte, welche unter allen Straßen durchliefen.

Mitten in den zerstörten Straßen, unter den herabhängenden Altanen und klaffenden Fensterhöhlen ein wohlerhaltenes Haus zu sehen, war eine wahre Erquickung. Es war die s. g. „maison verte“ ein hübsches, weißes Haus, mit grünem Dache, welches von einem großen Garten umgeben, auf einer Anhöhe, mitten in der Stadt lag. Seine Räume bargen vor kurzem noch ein Mädcheninstitut; Schulzimmer und Bänke, Schreibbücher und Rechentafeln, ja selbst Musikalien und Handarbeiten wurden unversehrt vorgefunden. Augenblicklich legte der französische Obergeneral Beschlag auf dies Haus, und da wo die Mädchenwelt gewaltet hatte, zog mit seinem ganzen Stabe der neue Gouverneur der Stadt, General Bazaine ein, der sich mit großem Vergnügen einrichtete und seine Gemahlin aus Frankreich zu sich beschied.

Von der Anhöhe herab, auf der wir standen, dehnte sich der Blick über die rauchenden, schwarz gebrannten Straßen; unter den Trümmern tauchte hie und da ein noch unversehrt scheinendes Dach auf; vor allen bemerkte ich unter einigen noch erhaltenen hohen Bäumen ein Gebäude im Styl des Thesenstempels aufgeführt: seine Vorderhalle war von Säulen getragen und mit Statuen verziert. Als ich die Stufen hinaufstieg, entdeckte ich auf dem Frontispicium ein Kreuz zwischen den Gesetzestafeln und dem Kelche, und erkannte in den Bildsäulen die Apostel Paulus und Petrus. Es wurde mir bestätigt, daß es eine Kirche sei, und zwar die deutsch-lutherische, vor der ich stand. Durch die eingeschlagene Thür schaute ich in das entweihete Heiligthum: Altar, Kanzel, Bänke, Bilder, alles war verschwunden oder zerstört; selbst die schönen Steinplatten des Fußbodens waren an vielen Orten aufgerissen.

Mir war ums Herz, als stände ich vor der Thüre des leeren Vaterhauses, und ich hätte weinen mögen über die Entweihung dieses schönen Baues, in welchem so oft das Wort Gottes und die lieben, alten Lieder unsrer Kirche erklungen waren. Im Verein mit meinen Collegen beschloß ich alsobald, den Marschall zu bitten, der evangelischen Feldpredigermissionen das Gotteshaus zu überlassen; wir wollten keine Mühe noch Anstrengung sparen, um es herzurichten. Wie jubelte mein Herz bei dem Gedanken, wieder in einer Kirche predigen zu dürfen in diesem fremden Lande! Doch ach! dieser schöne Traum, den wir in jugendlichem Eifer in allen seinen Einzelnheiten besprachen, wurde nicht erfüllt!

Es war ein eigenthümliches Gefühl, mit dem wir ungehindert im wonnigsten Sonnenschein die Stadt durchritten, die so lange der Gegenstand blutigen Kampfes gewesen war, und in welcher nun tausende von Franzosen, Engländern, Türken und Italienern friedlichst herumschlenderten. Der schöne Tag, nach langem Regen der erste wolkenlose, hatte alles herbeigelockt: ja, damit kein Zug an dem anziehenden Bilde fehle, zeigten sich auch, auf zierlichen Pferdchen reitend, mehrere Ladies im wehenden blauen Schleier: glücklich die englischen Officiere, die also mitten in die Schauer einer Belagerung ihr „home“ mitzunehmen wußten, in der lieblichen Persönlichkeit einer Frau oder einer Tochter!

Unser Heimweg führte uns über den Malakoffhügel; auf dem hohen Wall standen die Ruinen des berühmten Thurms; in dem Graben aber lagen noch die zerrissenen und verdrannten Leichen der russischen Soldaten; ein unerträglicher Modergeruch erfüllte weit hinaus die milde Abendluft; überall stieß man auf schauerliche Ueberreste des heißen Kampfes. O, es ist etwas Entsetzliches um eine Wahlstatt! Wie wohl that es mir, von diesem Feld des Todes hinaufzuschauen in das glühende Abendroth und mich im Geiste zu freuen auf die Zeit, wo die Schwerter zu Sicheln, und die Spieße zu Pflugscharen werden sollen!

Noch ein Mal kam ich nach der eroberten Stadt. Es war an einem schönen Wintertage, als ich mit meinem Amtsbruder, durch die Schneegefilde ritt, über denen der Himmel in einer Weise glänzte, welche nach langen trüben Tagen das Herz aufs freudigste erquickte.

Durch das Thor der Stadt, d. h. durch die Breche, welche ein französischer Wachtposten hütete, ritten wir gleich auf das wohlbekannte grüne Haus zu, um einen Freund, den Adjutanten des Gouverneurs zu besuchen. Das schöne, hochgelegene Häuschen, welches allen französischen Batterien wunderbar genau widerstanden hatte, war nun die Zielscheibe der russischen Bomben, die unaufhörlich vom jenseitigen Ufer des Hafens her darauf geschleudert wurden. Wahrlich, General Bazaine hatte sein gemüthliches Quartier erwählt, und mehr als einmal fuhr eine Kugel ins Kamin, während im Saale unten fröhliche Gesellschaft beisammen war, die sich mit Musik und lustigen Gesprächen vergnügte. Mit militärischer Indifferenz lachten die Herren über den ungebetenen Gast, und fuhren in ihrer Unterhaltung fort, als wäre nichts geschehn; glücklicherweise richtete kein Schuß einen Brand im Hause an. Nach so langem Lagerleben machte mir's einen eigenthümlichen Eindruck, wieder einmal eine Treppe hinaufzusteigen, Zimmer zu betreten, in welchen der Luxus eines Fußbodens und einer gewissen Decke zu finden war, und dazu noch ein Sopha, einige Stühle und sogar ein großer Spiegel, vor dem ich beinah erschrocken zurücktrat: die sechs Monate unterm Zelt hatten meiner Erscheinung etwas entschieden Militärisches verliehen, trotz der sorgfältig gewaschenen Halsbinde und der Amtstracht.

Ich warf einen einzigen Blick zum Fenster hinaus: ach, was war während des Winters aus dem armen Sewastopol geworden? Bei meinem ersten Besuche daselbst schien es mir, als sei darin nichts mehr übrig, was noch zerstört oder verbrannt werden könnte; aber wie ganz anders sah es heute aus! Der Reihe nach hatten die französischen Regimenter die Ordre erhalten, sich ihr Brennholz in der Stadt zu verschaffen, und was losgebrochen und auszureißen war, hatten sie mitgeschleppt, um sich vor der fürchterlichen Kälte zu schützen; nur der nackte, todte Stein war übrig geblieben. Wie jammerte mich dieser Anblick! Man muß Aehnliches gesehn haben, um diesen überwältigenden Eindruck nachempfinden zu können. In den Straßen stank kein Haus mehr aufrecht; die geschwärzten Steine lagen darin aufgehäuft, als lägen sie seit Jahrtausenden; es schien unglaublich, daß sich vor einem Jahre noch traulichen Familienleben hinter diesen Mauern geborgen habe! Die Festungswerke, welche die Bewunderung der ganzen Welt erregt hatten, und denen in Europa keine andern gleich kamen, waren völlig vernichtet. Das Fort Sanct-Nicolaus, eine wahre Cyclopenarbeit mit dreistöckigem Mauerwerk, war an Einem Morgen unter dem Druck von fünfzigtausend Pfund Pulver zusammengestürzt wie ein Kartenhaus. Die Schiffsdocks, ganz in Fels ausgehauen, waren so zerstört, daß man kaum ihre Stätte unterscheiden konnte; riesige Steintrümmer bezeichneten den Ort, wo die Flotte, der Stolz Rußlands, erbaut worden war.

Lautlose Stille herrschte in den Ruinen der ungeheuren Nekropolis, nur bisweilen krachte im feindlichen Lager ein Kanonenschuß. Ein Spaziergang durch die breiten Straßen war nicht ganz gemüthlich, mehr als eine Kugel fiel in unsrer Nähe nieder, während wir darin auf- und abgingen. Es war ein trauriges Symptom der Verzweiflung der Russen, daß sie Tag und Nacht Kugeln in die leere Stadt warfen; konnten sie einmal einen Reiter oder Fußgänger erspähen, so durfte dieser sicher darauf rechnen, das Ziel ihrer Schüsse zu werden. Am meisten betrübte ich mich über die schöne evangelische Kirche; wenig Tage nach unserm ersten Besuch zertrümmerte eine Bombe das Dach, während die französischen Feldherren bewunderd davor standen. Der Dachstuhl verbrannte und sank zusammen; die schlanken Säulen stürzten zu Boden, und die jammervollen Ueberreste, die ich vor mir sah, deuteten kaum mehr an, daß an dieser Stätte ein Gotteshaus gestanden, in das ich schon mit verfrüheter Freude in meinen Gedanken die Scharen der Gläubigen zur lange entbehrten Sabbathfeier strömen gesehn hatte.

Ein Freund erzählte uns, daß am vorigen Neujahrstage (1855) den Belagerern eine ungewöhnliche Aufregung in der Stadt auffiel; auf einem Observatorium, das außer dem Bereich der französischen Kugeln lag, sammelten sich tausende von Herren und Damen, Militärs und Bürgersleuten, als erwarteten sie irgend ein bevorstehendes Schauspiel. Während von den Laufgräben und Belagerungswerken die Feinde mit einer nicht geringern Spannung zuschauten, schoß plötzlich ein russischer Schnelldampfer, „der Wladimir“, aus dem Hafen, beg unter den Augen der gesammten alliirten Seemacht

in die Strelitzkabucht ein, und beschoß mit größter Anstrengung aller Kräfte in beispiellofer Eile einige Kanonenboote, welche dem Fort Quarantäne vielen Schaden zufügten. Ebenso so rasch verließ er wieder seine verwegene Stellung und kehrte stolz in Sewastopols Hafen zurück. Nur eine einzige Fregatte der Alliirten hatte schnell genug heizen können, um Jagd zu machen; an ein Erreichen des „Wladimir" war aber nicht zu denken, und unbeschädigt segelte dieser von seiner Waffenthat heim, bewundert nicht allein von seinen Landsleuten, sondern beinahe eben so sehr von seinen Feinden, die, ob solcher Kühnheit entzückt, beinahe eingestimmt hätten in das Beifallklatschen der Russen.

Am Neujahrstage 1856 aber beschoß kein „Wladimir" mehr die französischen Schiffe; von der Hand seiner Erbauer in Grund gebohrt, liegt mit vielen andern das schlanke Fahrzeug im Hafen begraben; die tausende, die ihm damals zugejubelt, sind zerstreut, vertrieben aus ihrer Heimat und trauern um ihre verlorene Vaterstadt.

Der Flüchtling.

Eine Erzählung von **Gottfried Flammberg.**

(Fortsetzung.)

An dem Tage, wo Herr von Eschenthal den grausigen Besuch erhielt, stand Karl auf dem Deck des Schiffes, und schaute nach den Thürmen der Stadt Avignon, an der man so eben vorbeigefahren. Plötzlich weckte ihn aus seinen Träumen ein lange, lange nicht mehr gehörter Klang — der Klang deutscher Worte. Es war zwar ein ihm ganz fremder, anfangs kaum verständlicher Dialekt, aber doch hörte er, daß es deutsch war. Er wandte sich um. Zwei untersetzte, stämmige Männer waren es, die sich miteinander unterhielten. Sie mußten in Avignon, wo man angehalten hatte, das Schiff bestiegen haben. „Gäh wie'n i gelneget hebb," sagte der eine, „han i niet schöne gewahr were, ob er's au wirkli gsyn sich." „'s cha si Vätter gsy si," sagte der andre, „er sieht'm präcis glych." „Cha sy," erwiderte jener, und trat an die Stelle, wo er sein Gepäck niedergelegt hatte, um zu sehen, ob alles richtig aufs Schiff gebracht worden sei. Karl betrachtete sich die beiden Männer; sie trugen kurze, vorn offne Mäntel von feinem schwarzem Sammt mit weiten Aermeln; darunter dunkel-rothe Wämser von feinem Tuch, und sehr weite, sackähnliche graue Beinkleider, die unter dem Knie zusammengebunden waren; schneeweiße Strümpfe bedeckten die Unterschenkel, Schuhe mit goldenen Schnallen die Füße.

„Um Verzgebung, Sie sind aus dem Reich?" fragte Karl. „Nei, b'hüt is, aus Bäärn," erwiederte der Angeredete. „Also Protestanten!" dachte Karl bei sich selbst, und setzte das Gespräch fort. Sobald er sich als deutschen Protestanten ihnen hatte zu erkennen gegeben, wurden sie sogleich vertraulich und herzlich, und es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung. Als er ihnen erzählte, daß er lange Jahre in Frankreich gewesen, und nun in sein Vaterland zurückzukehren gedenke, fragten sie verwundert, warum er denn dann südwärts, nach Marseille, reise, anstatt den Weg über Genf durch die Schweiz zu nehmen. „Mir war es nur darum zu thun, so schnell als möglich aus diesem abscheulichen Lande fortzukommen," sagte Karl, „wo kein Protestant seines Lebens sicher ist." „Das ist richtig," sagten jene, „aber trotzdem thut Ihr am besten, wenn Ihr von Marseille aus mit uns nach Genf und Bern zurückreist. Wir machen diese Reise oft und haben Erfahrung."

„Wie lange gedenken Sie sich in Marseille aufzuhalten?" fragte Karl. „Hoffentlich nur wenige Tage," versetzte der ältere der Berner. „Unsre Handelsgeschäfte werden in zwei Tagen abgemacht sein, wir kaufen Rohseide ein, die dort vorräthig aufgestapelt liegt. Wenn uns ein andres Geschäft nicht länger aufhält, können wir schon am dritten Tage die Rückreise antreten."

„So schnell wird's eben nicht gehen," sagte der andere Berner. „Schon das vorige Mal hat der Oberst viel Umstände gemacht, und uns keinen Zutritt auf die Galeeren verstatten wollen. Er selbst meint's zwar nicht so bös; aber er kann nicht, wie er will."

„Auf die Galeeren?" fragte Karl gespannt.

„Da Ihr Protestant seid, dürfen wir's Euch wohl anvertrauen," fuhr der Berner, leise flüsternd fort. „Ihr habt ja wohl gehört, daß hunderte von Reformirten auf die Galeeren geschmiedet sind und andere hunderte in den fürchterlichsten Kerkern schmachten. Ihre Lage ist eine entsetzliche. Denkt Euch, Männer, die einst angesehene Bürger, Kaufleute, Beamte waren, sitzen nun halbnackt bei Wind und Wetter, unter die gemeinsten Verbrecher gemischt, auf den Ruderbänken, den rohsten Mißhandlungen preisgegeben; fort und fort werden sie durch die Missionspriester gequält, sie sollen übertreten, werden bis aufs Blut gepeitscht, wenn sie sich weigern, die Hostie zu empfangen, oder endlich in die furchtbaren Löcher des Chateau d'If geworfen, wo sie lebendig begraben sind. Und dabei verlangt man von ihnen, daß sie alles außer dem trocknen Brot für theures Geld bezahlen sollen."

Karls Auge funkelte vor Zorn, er zitterte am ganzen Leibe.

„Da legen nun die Gemeinden derer, die glücklich in die Schweiz und nach Deutschland entronnen sind, Liebesgaben zusammen, und senden sie den Armen — meist durch Kaufleute, die nach Marseille kommen — zu. Wir haben noch nie diese Reise gemacht, ohne solche Gaben mitzubringen. Auch diesmal, wie wir in Genf waren und den Pastor Calendrier aufsuchten, hatte derselbe soeben von einer französischen Colonie in Franken, — ich glaube, der Ort heißt Schwabach — durch den dortigen Pastor eine Summe von zweihundert Gulden rheinisch zu solchem Zweck erhalten, und die haben wir hier bei uns. Aber wenn der Oberst Marcel nicht gefälliger ist, als das vorige Mal —"

„O, wenn's von dem abhängt, dann ist alles gut. Marcel ist mein persönlicher Freund. Vertrauen Sie mir diese Summe an, und sie wird sicher und unverzüglich an das Ziel ihrer Bestimmung gelangen."

Die Berner Herren waren hocherfreut, und theilten nun Karl mit, daß „der Director de la Fosse" es sei, der die Summe in Empfang nehmen und an seine Unglücksgenossen vertheilen werde. „Director? und Unglücksgenossen?" fragte Karl. „Ja," sagte der Kaufmann, „diese Leute haben aus ihrer eignen Mitte einige Männer ausgewählt, die sie ihre Directoren nennen, denen sie diese und jede Sorge für ihre gemeinsamen Angelegenheiten übergeben haben."

Tags darauf erreichte die Reisegesellschaft glücklich Marseille; Karl logirte sich mit den beiden Kaufleuten in demselben Gasthof ein. Er ging sogleich, sich nach Oberst Marcel zu erkundigen und ihn aufzusuchen. Marcel war in ein Weinhaus gegangen. Karl begab sich ohne weiteres dorthin und erkannte sogleich beim Eintritt die Gestalt seines alten Freundes, den die Jahre wenig verändert hatten. Er setzte sich ihm schräg gegenüber, und war begierig, ob Marcel auch ihn erkennen würde. Aber zwischen dem achtundzwanzigsten und achtunddreißigsten Jahre verändert sich ein Mensch mehr, als zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten; Karl, zur Zeit des Reunionskrieges noch ein jugendlich aufgeschossener schlanker Lieutenant, war seither zum kräftigen Manne erblüht; Leiden und Erfahrungen aller Art hatten seinen früher weichen Zügen ein charaktervolles Gepräge verliehen; zu dem ließ seine Kaufmannskleidung den Oberst nicht von ferne ahnen, daß er hier einen alten Waffengenossen vor sich habe. Der Oberst war mit zwei anderen Officieren des vierten Regiments, deren Karl sich ebenfalls recht wohl erinnerte, in lebhaftem Gespräche begriffen, und der letztere ward bald zu seiner Freude inne, daß sie in Erinnerungen an den flandrischen Feldzug sich ergingen. „Ein köstlicher Spaß," rief Marcel, „wie wir dem dicken Holländer Hauptmann die Fuhr Rheinwein abjagten!" „Es war zwei Tage vor der Schlacht bei Fleurus," sagte sein Nachbar, „ich weiß noch, wir saßen den Abend vor der Schlacht beisammen, und ließen uns den Rüdesheimer schmecken, als der lange Adjutant eintrat und meldete, der Feind sei im Anzug." „Ach ja, der — nun, wie hieß er doch?" „Crepin," half Karl ein.

Verwundert schauten sie ihn an. „Mit Verlaub, Ihr Herrn, ich war auch bei der Partie," fuhr Karl lachend fort, „aber es scheint, Marcel, Du kennst Deinen alten Freund Steinmann nicht mehr."

„Steinmann! Alter Steinmann!" rief der Oberst, sprang um den Tisch herum, und fiel Karl um den Hals. „Wahrhaftig, er ist's!" riefen die andern. „Aber wir haben Dich ja längst als todt beweint und betrauert," sagte Marcel.

„Für den Krieg und seine Thaten bin ich freilich todt," sagte

Karl, und erzählte in Kürze von seiner Verwundung, seiner Gefangenschaft, und daß er nun seit 1697 in Toulouse in der Handlung des Herrn Requillet beschäftigt gewesen, jetzt aber entschlossen sei, in sein deutsches Vaterland zurückzukehren; nur habe er Frankreich nicht verlassen wollen, ohne seinen alten Freunden Lebewohl gesagt zu haben.

„Das nenn' ich einen braven Jungen!“ rief der Oberst.

„Aber dafür soll er auch gehört werden, wie ein Graf. Valet! vier Flaschen Roussillon, Fleur de Gaymède! — Ich denke, Du bleibst ein Paar Wochen bei uns, Steinmann?“

„Wer wird gleich von der Abreise reden?“ sagte einer der Officiere. „Laßt uns die Gegenwart genießen und fröhlich sein!“

Und sie waren fröhlich von ganzem Herzen. Alle möglichen alten Kriegsabenteuer wurden aufgewärmt, der zu Lille verlebten Feste und frohen Abende gedacht; es sammelten sich noch andre Officiere um sie, und Mitternacht kam heran, ehe Karl es sich versah.

„Aber Morgen früh,“ sagte Marcel beim Abschied, „will ich Dich ganz allein für mich haben. Ich erwarte Dich um neun Uhr zu einer Tasse Chokolade.“

Karl war über diese Aussicht, mit Marcel allein zu sein, sehr froh. Er erschien pünktlich und harrte auf den Augenblick, wo er sein Anliegen vorbringen könne. Marcel bahnte ihm selbst den Weg. „Laß uns einen Spaziergang machen,“ sagte er, „und die Merkwürdigkeiten von Marseille besehen. Den Kriegshafen vor allem mit den Galeeren; wir können eine besteigen — doch nein! da fällt mir ja eben ein, daß Du Protestant bist. Nein, das ist nichts für Dich!“

„Und warum nicht?“ fragte Karl.

„Nun, Du hast ja wohl schon davon gehört, daß wir über 300 Protestanten hier als Sträflinge auf den Galeeren haben! Es ist, weiß Gott himmelschreiend, wie man mit den Leuten umgeht. Es sind Männer aus den besten Familien darunter. Aber in unsrer Macht steht es nicht, ihr Loos zu ändern. Ich meinerseits thue, soviel ich kann, ihr trauriges Geschick zu lindern und den Mißhandlungen zu wehren; aber meine Macht reicht nicht über die Gesetze. Ich gehe soweit ich kann; würde ich die Grenze des Möglichen überschreiten, so würde die Folge nur die sein, daß das Commando über die Galeeren mir abgenommen und einem Fanatiker übergeben würde, unter dem die armen Leute viel mehr zu leiden hätten.“

„Hast Du unter den Galeerensklaven einen Namens de la Fosse?“ fragte Karl. „Woher kennst Du ihn?“ fragte der Oberst.

„Ich kenne ihn gar nicht,“ erwiderte Karl, „aber ich bin gebeten worden, ihm Geld zu übergeben, und bei Deiner Gesinnung zweifle ich nicht, daß Du mir dies ermöglichen wirdest.“

„Dazu kann Rath werden. Woher kommt das Geld?“

„Aus meinem Heimatstande.“

„Es waren schon früher einige Berner Kaufleute zu gleichem Zwecke hier, die mich durch die unsinnige und laute Art, mit der sie zu Werke gingen, in die peinlichste Verlegenheit gesetzt haben. Ich sagte ihnen, sie sollten mir die Summe anvertrauen; darauf wollten sie aber nicht eingehen.“

„Ich werde Dir das Geld gern anvertrauen,“ sagte Karl.

„So war's nicht gemeint,“ versetzte Marcel. „Du sollst die Freude haben, es de la Fosse selbst zu geben. Du als mein Freund kannst ja ganz ohne Aufsehen zu erregen mit mir die Galeere besuchen. Nur bitte ich Dich, ihm das Geld in der Stille zuzustecken.“

Sie gingen. Karl's Herz schlug das Herz, als sie dem Hafen sich näherten. Von der nächsten der Galeeren erscholl eben ein Jammergeheul. Karl sah, wie ein Mann, völlig entkleidet und über eine Pritsche gelegt, von einem türkischen Sklaven mit einem mit Pech getränkten Tau aufs unmenschlichste gehauen wurde. Karl erblaßte. „Mußt Du nun gerade zu so einem Anblick kommen!“ sagte Marcel. „Aber laß uns eilen, der Scene Einhalt zu thun!“

Das Boot trug sie ans Deck. Auf beiden Seiten saßen Reihen von Galeerensklaven, bis auf den Gürtel herab nackt, an die Ruderbänke geschmiedet, confisicirte Verbrechergesichter die einen, und mitten darunter stille Dulder. Aber Karls Aufmerksamkeit wurde von ihnen abgelenkt, nicht durch den Gemüthshandelten, der bereits in den Schiffsraum hinabgebracht worden, sondern durch einen Negersklaven, welcher vortrat und zu dem Schiffslieutenant sagte: „Mich auch hinlegen und haben. Ich auch will Hugenott sein.“

„Was?“ rief der Lieutenant, „bist Du nicht getauft? hast Du nicht stets das Sakrament aus des Priesters Hand empfangen?“

„Was Priester sagen, kann nicht Wahrheit sein; selig, die da leiden um meines Namens willen, sagen Herr Christus. Ich Hugenott sein. Ich selig werden wollen.“

„Nun, wenn Du Hiebe haben willst,“ rief der Lieutenant, „der Wunsch kann Dir erfüllt werden.“

„Halt“, rief Marcel. „Das Gesetz gegen die relaps ist für Franzosen gegeben, und nicht für unvernünftige Wilde. Und wer hat Ihnen geheißen, die Strafsentenz gegen Landau ohne meine Bestätigung zu vollziehen? Haben Sie dem Vater Chillat mehr zu folgen, als dem König? Habe ich Ihnen nicht die Ordre von Paris gezeigt, die uns äußerste Vorsicht in allen Maßregeln zur Pflicht macht? Haben Sie vergessen, daß englische Kriegsschiffe in diesen Gewässern kreuzen, während der Aufstand in den Sevennen täglich größere Dimensionen annimmt? Wollen Sie es riskiren, daß bei einem Zusammenstoß mit der englischen Flotte, die Galeerensklaven, zur Verzweiflung gebracht, durch keine Schläge und Strafen sich mehr bewegen lassen, den Arm zu rühren, und daß unsre Galeeren dem Feind in die Arme fallen?“

Er sprach das alles mit leiser Stimme, doch laut genug, daß Karl, der hinter ihm stand, jedes Wort verstehen konnte. Der Lieutenant entfernte sich schweigend. Marcel ging mit Karl auf dem Verdeck auf und ab; bei einem der Sträflinge blieb er stehen, und flüsterte Karl zu: Voilà de la Fosse. Karl ließ stillschweigend das Packet mit dem Geld und einem Brief in de la Fosses Hand gleiten. Dieser blickte zum Himmel und lispelte: „Sois béni, Seigneur!“ dann blickte er zu Karl auf und wollte ein Wort des Dankes stammeln. Karl aber flüsterte, ihm Lauen aufblickend: Je vous reverrai, und setzte seinen Weg an Marcels Seite fort.

Sie stiegen in die Cajüte hinab. „Das hast Du klug gemacht,“ sagte der Oberst; „ich werde nun de la Fosse nebst zwei andern, Blanchard und Desmonts, kommen lassen, mir über Verschiedenes zu rapportiren; denn sie sind eine Art von Oberssklaven die über die andern, eine gewisse Aufsicht zu führen haben. Ich werde die Sache kurz machen, damit Dir noch Zeit bleibe, Dich nach Belieben mit ihnen zu unterhalten.“

Die drei Männer erschienen, den Oberkörper jetzt in eine Jacke von grobem Zwillich gehüllt. Der geschäftliche Rapport war rasch beendigt. „Hier ist ein Protestant aus Deutschland, der Eure Bekanntschaft machen will,“ sagte Marcel und zog sich in einen Winkel der Cajüte zurück.

„O mein Herr!“ hub de la Fosse an, „welche große Freude haben Sie uns gemacht! Der Herr segne Sie für diese Liebesgabe.“

„Diese Gabe kommt nicht von mir,“ unterbrach ihn Karl, „ich bin nur der sehr zufällige Ueberbringer derselben, wie Ihnen der beiliegende Brief sagen wird. Ich meinerseits kann in diesem Augenblick nichts anderes thun, als Ihnen mein tiefstes Mitleid aussprechen mit Ihrem unglücklichen Geschick.“

„Halten Sie uns für unglücklich?“ rief de la Fosse mit dem Tone sichtlicher Verwunderung, und seine Augen strahlten. „O mein Herr, glauben Sie es uns, wir waren noch nie so glücklich, als seit der Zeit, da wir um des Namens unsers Herrn willen leiden durften. Es ist wahr, unsre Leiden sind schwer, und anfangs meinten wir, sie seien unerträglich; aber mehr und mehr haben wir es gelernt, welch ein Segen im Leiden liegt; unsre störrigen Herzen sind stille geworden, und je gelassener wir uns der Hand unsers Herrn beugten, je klarer wir es einsehen und daran glauben lernten, daß nicht Menschen es sind, deren Willkür wir hingegeben sind, sondern daß unser treuer Gott es ist, der uns in diese Trübsale gesetzt hat, desto mehr haben wir auch den unaussprechlichen Trost und die Gnade Gottes an unsern Herzen erfahren, und jeden Tag erfahren wir diese beseligende Macht des Glaubens in höherem Maße. Wir sind jetzt soweit gelangt, daß wir aufrichtigen Herzens für die zu beten vermögen, die uns wehe thun.“

In der gleichen Weise redeten die beiden andern Männer. Ihre Blicke strahlten von stiller Freude.

„Und sehnen Sie sich doch nicht manchmal nach der Freiheit?“

„Will Gott uns irgend einmal in diesem Leben die irdische Freiheit zurückgeben, so werden wir Ihn dafür preisen. Denn mit Wehmuth gedenken wir der Zeit, da wir noch durften in den Vorhöfen des Herrn und in versammelter Gemeinde Ihn loben. Wohl wünschen wir alle, daß dies unaussprechliche — dies höchste irdische Glück uns in diesem Leben noch einmal zu Theil werden möchte. Aber wir bitten Ihn, daß, wenn die Freiheit unserm Seelenfrieden

Digitized by Google

nachtheilig sein würde, er uns lieber in unsern Fesseln behalten wolle bis zu dem Augenblick, wo wir zu der himmlischen Freiheit erwachen."

Karl stand offnen Mundes; er wußte nicht, was er sagen, was er denken sollte. Er war wie ein Blinder, dem zum ersten Male das Licht aufgeht. Er hatte immer gemeint, er sei ein Christ. Er warf einen Blick in seine eigne Seele und sah, daß er noch keiner war.

„Wir hätten noch ein Anliegen," fuhr de la Fosse fort. „Dies Geld ist zwar, wie ein Blick in diesen Brief mich lehrt, für unsre „Kirche in Banden" ganz im allgemeinen bestimmt, allein von Gottes und Rechtswegen gehört es nicht uns, die wir das Tageslicht sehen und gesunde Arme haben, sondern unsern weit unglücklichern Brüdern, die in den unterirdischen Käfigen des Chateau d'If gefangen sitzen, und durch die Feuchtigkeit und Kälte des schrecklichen Aufenthaltes fast alle krank sind, und nicht im Stande, durch Handarbeit sich etwas Geld zu verdienen, am sich eine Erquickung zu verschaffen. Nun fällt es uns aber außerordentlich schwer, dies Geld zu unsern Brüdern gelangen zu lassen. Sie, mein Herr kennen, wie es scheint, den Herrn Oberst. Ihnen würde es vielleicht erlauben, dies Geld den Gefangenen zu bringen. Ach, unsre Bitte, wir fühlen es, ist unbescheiden; Sie haben schon mit uns soviel Mühe gehabt!"

„Marcel, darf ich das Chateau d'If sehen?"

„Wenn es Dir Vergnügen macht, die scheußlichsten Kerker auf Gottes Erdboden kennen zu lernen — warum nicht? Wir wollen morgen Vormittag hinüber fahren."

De la Fosse gab Karl das Geldpaket zurück. „O lassen Sie die Armen auch den Brief lesen!" sagte er und reichte ihm auch den Brief wieder hin.

„Haben Sie ihn denn selbst schon gelesen?" fragte Karl.

„Ich werde ihn lesen, wenn Sie zurück sind. Der Herr Oberst wird vielleicht die Güte haben — —"

„Ich werde den Brief selbst wieder mitbringen," sagte Karl, und auf einen Wink des Obersten entfernten sich die Galeerensklaven. Als er das Schiff verließ, faßten sie wieder wie vorhin auf ihrer Ruderbank.

„Marcel", sagte Karl, nachdem er schweigend und sinnend den Obersten durch einige Straßen begleitet hatte, „um Geld einen dieser Sklaven freizukaufen, ist wohl unmöglich?" „Schlechterdings unmöglich," erwiderte Marcel. „Den Mehren könntest Du um 800 Livres haben, denn der ist kein Sträfling, sondern selbst nur ums Geld gekauft, aber was kann Dir an dem liegen?"

Marcel hatte Dienstgeschäfte. Sie trennten sich. „Den Abend bist Du mein Gast," rief ihm der Oberst noch zu.

Karl ging einsam sinnend zur Stadt hinaus und setzte sich ans Meer. „Jetzt, jetzt endlich bin ich am Ziel meiner Irrfahrten," sprach er zu sich selbst. „Jetzt weiß ich, welch ein Herz Gott verlangt, und welch ein Herz ich gehabt."

Er saß noch lange, lange in tiefem Sinnen. Dann stand er auf und kehrte in die Stadt zurück. An der Thür eines Banquierhauses zog er die Klingel und versilberte den größten Theil seiner Wechsel.

„Was brauche ich ein Vermögen mit heimzubringen?" sagte er zu sich selbst; „ich werde soviel für mich behalten, als ich für mich und den Neger zur Reise bedarf."

Er fand die Berner Kaufleute bereits bei Tische sitzend. Nach dem Essen erzählte er ihnen, daß er das Geld an de la Fosse übergeben, von diesem aber zurückerhalten habe, um es den Galeerensklaven zu bringen. „Das darf nicht sein!" riefen die Berner, „so haben es diese edlen Menschen auch das vorige Mal gemacht; aber Herr Calendrier hat uns ausdrücklich anbefohlen, daß die Sklaven wenigstens ein Drittel des Geldes für sich annehmen müßten."

„Gut, so werde ich zwei Drittel morgen früh den Eingekerkerten bringen und das dritte mergen Nachmittag de la Fosse zurückgeben. — Apropos, würde ein freigekaufter Negersklave wohl zu Genf ein Unterkommen finden?"

„Warum nicht? Ist ein solcher vorhanden?"

„Allerdings. Der arme Mensch ist reformirt; was soll er in Frankreich anfangen?"

Den Rest des Nachmittags brachte Karl wieder am Meeresstrande zu. Den Abend wäre er viel lieber daheim auf seinem stillen Zimmer gewesen, als bei Marcel in der geräuschvollen Gesellschaft der Officiere. Nur der Gedanke, daß er im Interesse seiner armen Glaubensbrüder den Obersten nicht beleidigen dürfe, stimmte ihn mit dem Gedanken aus, der Einladung Folge zu leisten. Und er bereute es nicht. Marcel selbst war heute ernst gestimmt; auch die wenigen sehr vertrauten Freunde, die er gebeten, gingen auf das Gespräch ein, das der Oberst auf die reformirten Galeerenstrafsklaven lenkte. Er rühmte sie alle, er sagte, seit er diese Stelle bekleide, sei er an der „Kirche" irre geworden; wenn er den Fanatismus der Priester mit ansehe, so sei es ihm, als sollte er gar nichts mehr glauben; wenn er aber dann wieder diese gelassenen Dulder mit ihrem Seelenfrieden betrachte, so müsse er immer denken, die Protestanten haben Recht. Manchmal komme er sich dann in seiner Stellung wie ein Heuchler vor; aber dann sage er sich wieder, daß es für jene Kettensträflinge das größte Unglück wäre, wenn er diese Stelle aufgäbe.

Seine Freunde pflichteten ihm bei und ganz befriedigt von diesem Abende ging Karl in seinen Gasthof zurück.

Den andern Vormittag fuhr er mit Marcel auf leichtem Boote nach dem Chateau d'If hinüber.

Die Felsen und Steinmassen des Schlosses ragten vor ihnen aus den Wellen. Das Boot legte an. Auf schwanker Leiter erstiegen sie die Stelle, wo eine Eisenpforte sie in das schauerliche Innere eintreten ließ. Marcel ließ sich beim Kommandanten melden. „Bringen Sie mir einen Gefangenen aus den Seevennen?" fragte dieser, und Karl überlief ein Grausen. „Nein, einen alten Freund und Kriegskameraden, den Lieutenant Steinmann aus Straßburg, der mit Ihrer Erlaubniß gern die Gefangenen besuchen möchte."

„Doch nicht die in den Käfigen?" — „Allerdings diese."

„Das geht aber schlechterdings nicht."

„Drücken Sie ein Auge zu. Mein Freund wird Ihnen sein Ehrenwort geben, daß er nichts erzählen wird, was er dort unten gesehen."

Karl gab sein Ehrenwort und hat es gehalten. Und der Erzähler dieser Geschichte würde ebensalls nicht im Stande sein, etwas von der schrecklichen Lage dieser Gefangenen mitzutheilen, wenn er nicht das Original der Danksagungsbriefe in seiner Hand gehabt hätte, welche zwei dieser Gefangenen aus der Nacht ihres Kerkers an die Schwabacher Gemeinde geschrieben haben und welche sich im Archiv dieser Gemeinde befinden. Mit Hilfe dieser Briefe ist er im Stande, genau und treu zu schildern, was Karl gesehen. Von einem der Kerkermeister begleitet, stieg Karl bis ins Erdgeschoß des schwarzen Felsenschlosses hinab. Eine schwere Eisenpforte wurde geöffnet und hinter ihm wieder geschlossen. Der Kerkermeister leuchtete mit einer trüben Lampe in einen kalten schaurigen gewölbten Gang. Dann wurde eine zweite Eisenpforte entriegelt und sie traten hinter ihm wieder zu. Es gingen mehrere Stufen in die Tiefe; der enge Gang, in welchem er sich jetzt befand, war in den Felsen gehauen. Eine dritte Thür wurde erschlossen — eine vierte — eine fünfte. — Karl schwindelte; eine niedrige Zugluft drang aus der Tiefe. Er befand sich am obern Ende einer Steintreppe, die sechzehn steile Stufen hinunterführte. Nun hieß ihn der Kerkermeister in eine Art von Kufe treten, die in den Fußboden eingelassen zu sein schien, trat dann selbst hinein, drehte an einer Kurbel und rasselnd sank die Kufe mit den beiden Menschen in ein Verließ hinab. Sie stiegen heraus. Ein enger Gang führte zu mehreren backofenförmigen Räumen, in deren jeden man durch eine niedrige Oeffnung kriechen mußte. In jedem dieser Räume saßen beim Schein einer trüben Lampe vier bis fünf Gefangene.

„Wo ist Carriere?" fragte Karl. „Hier. Und dies ist mein Bruder; er ist an allen Gliedern lahm, so daß wir ihm das Essen in den Mund stecken müssen. Auch ich fange an zu kränkeln, nachdem ich nun seit einem Jahre hier bin. Früher war ich auf den Galeeren, aber dort wollten mich die Missionspriester nicht länger dulden; sie meinten, ich sei Schuld, daß meine Brüder sich nicht bekehren wollten."

„Und nun sind Sie hier?" fragte Karl schaudernd.

„Ja, dem Herrn sei Preis!" sagte Carriere, „und ich möchte um alles diesen Aufenthalt nicht mit dem auf den Galeeren vertauschen. Zwar dringt in diese Nacht kein Strahl der irdischen Sonne, aber die himmlische leuchtet um so heller. Hier können wir den ganzen Tag unsern Herrn mit Psalmen loben und über sein Evangelium miteinander reden. Das können die auf den Galeeren nicht."

„Hier habe ich Ihnen etwas zu übergeben für Sie und Ihre Mitgefangene," sagte Karl. „Auch diesen Brief dürfen Sie lesen."

„Das gehört nicht uns allein," sagten die Gefangenen einstimmig. „Die Hälfte gehört unsern Brüdern auf den Galeeren."

„Ihre Brüder haben ihren Theil. Sie sehen, das Paket ist erbrochen. Lesen Sie den Brief; ich darf nicht lange verweilen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein griechisches Frauengemach.
Originalzeichnung von Albert Kretschmer.

Bilder aus dem Alterthum.

II. Schule und Haus im alten Athen.

Von Dr. Oskar Jäger.

Die Erziehung des Atheners war eine freiere, lichtere, vielseitigere, als in den übrigen griechischen Städten, und wohlgeeignet, eine edle Harmonie der verschiedenen menschlichen Kräfte herzustellen. War ein Knabe geboren, so wurde er von der Hebamme um den Hausherd getragen und dann dem Vater vor die Füße gelegt; hatte dieser ihn aufgehoben und damit anerkannt, so wurden die Thüren des Hauses bekränzt, und dann am zehnten Tage, wo das Kind den Namen erhielt — die Mutter hatte das Recht, ihn zu bestimmen, — ein Familienfest gefeiert. Vater und Mutter, Verwandte und Bekannte, die Sklaven und Klienten des Hauses beschenkten den Neugebornen, und gefällige Freunde nahmen die Gelegenheit wahr, dem Vater zu sagen, daß das Kind ihm in der That „wie die Feige der Feige" gleiche. Bis zum sechsten oder siebenten Jahre blieb dann der Knabe unter der Obhut der Mutter oder Wärterin, unter deren Händen er gehen und sprechen lernte. Man hängte ihm Spielzeug um, man gab ihm die Kinderklapper in die Hand, am nächsten Feste kaufte ihm der Vater ein Wägelchen, ein Steckenpferd, einen bemalten Hund, wie sie beim Töpfer für geringes Geld zu kaufen standen, bis er auf der Straße mit dem Reif, dem Kreisel, dem fliegenden Käfer spielte, oder bei einem der Gesellschaftsspiele sich einstellte, der „ehernen Miete", dem „Fünfsteinspiel", dem Ball, um, wenn er gewann, als „König" begrüßt, wenn er unterlag, als „Esel" verhöhnt zu werden. Den Ammengespenstern, der Empusa und Lamia, dem „bissigen Pferd" und den andern Spukgestalten der Kinderstube war er jetzt entlaufen; auch den Märchen der Mutter und der Wärterin, der Geschichte von der Maus und den Wieseln und den übrigen äsopischen

Digitized by Google

Fabeln begann er zu entwachsen, und wurde dann einem eigenen Sklaven, dem Pädagogen übergeben, der ihn in eine der zahlreichen Schulen geleitete, ihm die Bücher und später die Cither nachtrug, und dafür sorgte, daß der Knabe sittsam wie sich gebührte, die Augen nicht frech umherwerfend, die Hand unter dem Mantel, zur Schule hin und wieder von dort nach Hause zurückging.

Der Staat kümmerte sich um die Schulen nicht weiter; jeder Vater mochte sich nach seiner Einsicht und seinen Mitteln theurere oder wohlfeilere, bessere oder schlechtere für seine Söhne suchen; es gab auch solche, wo die Knaben unter freiem Himmel auf dem Sand des Bodens die Buchstaben kennen lernten. Im äußerlichen sah eine antike Schulstube der modernen gewiß ähnlich, „wie die Feige der Feige", nach jenem athenischen Sprichwort: dort wie hier gab es Tafel und Schwamm, Kreide und Tinte, Bücher und Schreibrohre. Unarten und Schläge. Die Sitze stiegen terrassenförmig an; der Unterricht begann zu sehr früher Tageszeit. Lesen, Schreiben, Rechnen, das man wohl den Knaben mit Aepfeln, Nüssen, Rechensteinen erleichterte, lernte durchgängig wohl jeder freigeborne Athener; war diese Stufe überschritten, so folgte das Lesen und Auswendiglernen von Dichterstellen, wo dann Homer mit vollem Recht die erste Stelle einnahm. Daneben wurde die Musik gepflegt, besonders das Citherspiel, welches die gesichtverzerrende Flöte verdrängt hatte.

Der Besuch der Schule wurde, wo nicht das häusliche Bedürfniß die Knaben früher fortzunehmen gebot, bis zum sechszehnten Jahre fortgesetzt, mit welchem der Knabe in die Reihe der Epheben eintrat. Doch wurde auch jetzt, wo er dem kriegsdienstpflichtigen Alter sich näherte, und mannigfaltige körperliche Uebungen in den Vordergrund traten, die geistige Weiterbildung keineswegs außer Acht gelassen. Es gab im damaligen Athen Lehrer der Weisheit genug — man nannte sie mit einem Worte, das später rasch in Mißkredit kam, Sophisten — in deren Umgang der Jüngling die Fähigkeit, in den innern Zusammenhang der Dinge wissenschaftlich einzudringen, und, wenn nicht mehr, doch die zweideutige Fertigkeit erlangen konnte, über jeden gegebenen Gegenstand für oder wider leicht und mit bestechender Gewandtheit zu sprechen.

Die Gelegenheit, sich einem dieser in Athen allmählich zahlreicher werdenden Lehrer anzuschließen, fand er an demselben Orte, an welchem schon der Knabe die geistige Anspannung durch starke und häufige körperliche Uebungen unterbrochen hatte, dem Gymnasion. Diese Gymnasien — es waren ihrer damals drei in verschiedenen Gegenden der Stadt — boten, mit Hallen und Alleen versehen, einen stets bereiten Unterhaltungsplatz mit den angenehmsten Spaziergängen, welche von den Freunden wissenschaftlicher Unterhaltung dem lauten Treiben des Marktes vorgezogen wurden. Es waren große Turnplätze mit verschiedenen Abtheilungen für die verschiedenen Uebungen, auf welchen die Knaben und mehr noch die Jünglinge einen großen Theil des Tages zubrachten. Die Aufsicht über die Gymnasien führte das oberste Sittengericht, die am höchsten stehende Autorität des alten Athens, der Areiopag und die Behörde der fünfzehn Sophronisten; die Uebungen selbst, mit Ernst und schulmäßig betrieben, wurden von Paidotriben und Gymnasten geleitet; es war der Lauf — Schnelllauf und Dauerlauf —, der Wegesprung, der Speer- und Diskoswurf, das Ringen auf dem eigens dazu hergestellten Sandplatz, der Palästra, der Weit- und Hochsprung. Auf den Vasenbildern tritt uns dieses bewegte Leben in allen möglichen und meist in natürlich-kräftigen Stellungen ohne Künstelei entgegen; an den aufbildenden Gestalten der völlig Entkleideten konnte der Künstler für seine Ganymedes- oder Herakles-bilder, seine Kaster und Pollux, die Ideale finden; auch dieser Theil der Erziehung hielt den allgemeinen und höhern Zweck der Bildung fest, nicht Athleten oder Soldaten zu bilden, sondern den Einzelnen in den Vollbesitz seiner körperlichen Kräfte zu setzen, damit der Geist an dem Körper einen kräftigen, nie versagenden Diener habe.

Wenn nun so auf diesen Uebungsplätzen, wo man abwechselnd die körperliche Kraft im Ringkampf mit den Altersgenossen und die geistige im lebendigen Verkehr mit dem Sophisten oder Rhetor erprobte und übte, eine Saat reicher und harmonischer Bildung aufblühte, so fehlte dagegen der Erziehung der griechischen Jünglinge ein anderes Bildungselement fast völlig, welches im Leben der modernen Völker eine so große und heilsame Rolle spielt — der durch seine Sitte und ebenbürtige Bildung geadelte Umgang mit den Frauen.

In dieser Beziehung war in Athen in der That eine Verschlechterung des Volksgeistes und der Volkssitte eingetreten. In der Heroenzeit, wie sie in den homerischen Gedichten uns entgegentritt, verkehren die edlen Frauen Penelope, Andromache, Helena frei mit den Männern ritterlicher Sitte und ritterlichen Standes. Nausikaa fährt allein mit ihren Gespielinnen nach dem Meeresstrande; Jünglinge und Mädchen führen Reigentänze mit einander auf, und Penelope waltet des fürstlichen Hausstandes in Abwesenheit ihres Gemahls. Zu schönen Worten schildert Odysseus das häusliche Glück liebender Ehegatten:

> Mögen Dir schenken die Götter, was immer Dein Herz sich ersehnet,
> Einen Mann und ein Haus, und edele Eintracht dazu dann
> Gnädig verleihn; denn was gibt's Herrlichers doch und Vollkommners,
> Als wenn Mann und Frau einhelligen Sinns miteinander
> Halten das Haus; ein Dorn im Auge den Uebelgesinnten,
> Aber den Freunden zur Freud', und zumal sie selber genießen's.

Diesem schönen Bild entsprach nicht mehr allzuhäufig die Wirklichkeit. Die Komödien dieser Zeit sind voll zügellosen und rohen Witzes, dessen Zielscheibe die Frauen sind. Die Philosophen deduciren ihre geringere Begabung zur Tugend; die Tragödien des Euripides, wenige Jahre später, wimmeln von bittern Invektiven gegen das Geschlecht, von dem, nach seinen Worten, 10,000 noch nicht eines Mannes Werth gleich kommen. Die Sitte beschränkte sie mit immer peinlicherer Strenge auf das Haus, und welche von ihnen größere Freiheit des Lebens begehrte, die mußte auf Ruf und Ehrbarkeit zugleich verzichten.

Der Hauptgrund für diese Verschlimmerung lag wohl in der Einwirkung des Sklaventhums, welches auf mehr als eine Weise den alten Völkern zum Fluch geworden ist. Wo die Rechte des Schwächern an einem Punkte mißachtet werden, da werden sie es bald an allen. Der freie Mann, welcher sich zahlreichen Sklaven gegenüber als unumschränkten Herrn hat fühlen lernen, wird sich auch dem schwächeren Geschlechte gegenüber in der ganzen Unendlichkeit seines Werthes fühlen. Damit aber war entschieden, daß die Frauen selbst sittlich sinken mußten, da ihnen von den Männern keine tiefere Achtung mehr entgegengebracht, keine höhere Bildung mehr dargeboten wurde.

Schulen gab es für sie nicht; es war Glück genug, wenn sie außer dem Spinnen und Weben noch dürftig lesen und schreiben lernten. So wuchsen sie, im „Parthenon" vergraben, zu Jungfrauen heran. Die Stätten, an welchen die Männer ihre Bildung holten, die Gymnasien, die Theater, öffentliche Aufführungen und Schaustellungen waren ihnen verschlossen oder nur schwer zugänglich. Aus dem Hause kamen sie selten, nur etwa beim Panathenäenfest, wo auch sie einen Theil jenes Festzugs bildeten, in welchem das ganze Volk sich seiner Schirmherrin auf der Burg darstellte, und eben so selten vielleicht bei einer Hochzeit im eigenen Hause, oder wenn sie mit dem Zuge gingen, der eine Verwandte, eine Freundin bis an die Schwelle des bräutlichen Gemaches geleitete, oder wenn sie hinter der Bahre eines Vaters oder Bruders hergingen, bekamen sie männliche Gesellschaft zu sehen. Kein fremder Mann betrat leicht in Abwesenheit des Hausherrn die Wohnung, geschweige das Zimmer der Frauen, und selbst wenn der Mann in Gesellschaft von Freunden zu Hause speiste, waren Mutter und Töchter selten oder niemals zugegen. So kam ihnen allmählich das heirathsfähige Alter heran. Dann wählte der Vater aus Familien- oder anderen äußeren Rücksichten der Tochter, „dem schwerzuversorgenden Besitzthum", wie ein Dichter sagt, den Mann; von einer Herzensneigung war selten die Rede, glücklich genug, wenn sie nach der Hochzeit durch das Zusammenleben allmählich sich bildete. Der Vater bestimmte die Mitgift, dann fand die feierliche Verlobung statt; das Opfer ward den Schutzgottheiten des Hauses, dem Zeus, der Here, dargebracht, und so nahte der Tag der Hochzeit. Da ward das Wasser zum bräutlichen Bad aus dem Neunröhrenbrunnen der Quelle Kallirrhoe geholt, die Braut ward geschmückt, und es folgte das Weihopfer und der Schmaus, bei welchem die Braut verschleiert erschien, und bei welchem auch Frauen und Mädchen zugegen waren. Gegen Abend hielt der mit Oehsen oder Maulthieren bespannte Wagen vor dem mit Laubgewinden geschmückten Hause. Dann zündete die Mutter der Braut die Hochzeitsfackel an; sie bestieg den Wagen und nahm, dichterschleiert, zwischen dem Bräutigam und seinem Freunde, dem Paroches, ihren Platz; dem Maulthiergespann voraus ging der Zug der Fackeltragenden mit Flötenbegleitung und unter Absingung des Hymenäus; auf dem Wege riefen wohl die Begegnenden dem Zuge glückverheißende Worte zu. Die

Feier schloß mit der Abhängung der Hochzeitslieder durch den Chor der Jungfrauen vor der Thür des Thalamos.

Wenn die Aufregung der Hochzeitstage vorüber war, so sah sich die junge Vermählte in ein einförmig arbeitsames Leben versetzt, für das eine mangelhafte Erziehung sie nicht immer genügend vorbereitet hatte. Sie besorgte im „Zimmer der Frauen", die Wollenarbeiten, webte und spann, beaufsichtigte die Sklavinnen, pflegte die Kranken im Hause, besorgte die Küche, und wartete, wenn die glückverheißenden Worte am Hochzeitstage wahr geworden waren, der heranwachsenden Kinder; zuweilen trieb sie wohl die Neugierde an das Fenster nach der Straße, von wo sie sich aber, sobald sich männliche Blicke nach ihr richteten, schen wieder zurückzog. In den seltnen Fällen, wo sie das Haus verließ, war sie stets von einer Sklavin begleitet. Nur die Frauen geringeren Standes, denen die Sklavinnen fehlten, nahmen natürgemäß wie an den Beschäftigungen, so auch mittelbar an den Vergnügungen des Mannes einen verhältnißmäßig größeren Antheil. An einzelnen Festen, welche ausschließlich von Frauen begangen wurden, mochten sie sich durch ausgelassene Fröhlichkeit für die Entbehrungen ihres Stillebens schadlos halten; je höher gebildet aber der Mann war, desto weniger war die Frau, mit der ihn die Pflicht, welche er seinem Stamme schuldete, nicht eigene Neigung zusammengeführt hatte, ihm ebenbürtig, so daß ein wirklich inniges Verhältniß sich nur in seltenen Fällen bildete. Und für diesen Mangel lag kein Ersatz in der kalten und äußerlichen Achtung, welche der Mann der Mutter seiner Kinder, welche sein Geschlecht fortzusetzen bestimmt waren, allerdings selten versagte. Sie konnte nicht hindern, daß der Mann, was er bei ihr nicht fand, in andern Verhältnissen suchte, welche die Sitte gleichgültig gewähren ließ, und der schlagendste Beweis, für wie wenig dem Mann ebenbürtig die freigeborenen Frauen geachtet waren, ist, daß der ernste und philosophische Staatsmann, dessen Namen diese Epoche trägt, Perikles selbst, eine der gefeiertsten emancipirten Frauen jener Zeit, eine milesische Hetäre Aspasia heirathete. Sie bot ihm, was er unter den ehrbaren Frauen kaum hätte finden können, die Möglichkeit eines geistigen Zusammenlebens. Aber was er selber aufsprach, daß die besten Frauen die seien, von denen man in Gutem und Bösem so wenig als möglich spreche, das erfüllte sie ihm nicht. Sie war von den bedeutendsten Männern gesucht und ihr Name war in aller Mund. Er mußte sich's gefallen lassen, daß dieses Verhältniß, welches das Glück seines Lebens ausmachte, auf der komischen Bühne, deren zügellosen und rohen Scherzen man es nur allzuwohl anmerkte, daß sie nur vor Männern gespielt wurden, mit jeder Art von Schmutz beworfen ward. So war es nicht zu verwundern, wenn die männliche Jugend, der das ideale Element im Verkehre mit den Frauen so selten und nur in den Gestalten des Epos und der heroischen Tragödie entgegentrat, auf die Abwege gemeiner Sinnlichkeit gerieth, und es war ein Glück, daß diesen sinnlichen Antrieben ein starkes Gegengewicht gegeben war in all jenen mächtigen geistigen Anregungen, von denen die damalige Atmosphäre Athens erfüllt war, und welche für den Athener, auch wenn er aus dem Jünglingsalter ins Mannesalter hinübergetreten war, eine fortwährende Schule bildeten.

Am Familientische.

Meine kleine Gesellschaft im Menagerieschiff.*)

Theils um die Einförmigkeit einer längeren Seereise zu kürzen, theils auch wegen der zarten Natur verschiedener Thiere, nahm ich eine Anzahl der letzteren als bevorzugte Passagiere in meine Cajüte, wo ich ihnen sowohl die sorglamste Pflege angedeihen lassen, als sie auch beständig beobachten konnte. Als ich Java, den letzten ostindischen Stationsort verließ, war diese meine kleine Gesellschaft ziemlich zahlreich und bestand aus zwei javanischen Zwergschweinen, drei Loris, zwei großen weißen Kakadus mit rothem Kamm, einem siamesischen Papagei und einer Voliere voll kleiner siamesischer Körnerfresser.

Die beiden Zwergschweine lebten nur wenige Wochen und wahrscheinlich war der Mangel an grünem Futter die Ursache ihres Todes. Ebenso starben zwei der Loris, noch ehe wir das Cap der guten Hoffnung erreichten. Die Loris sind prachtvoll gefärbte papageiartige Klettervögel von der Größe und Gestalt des Sperbers, die von den ostindischen Damen vielfach als Zierdvögel gehalten werden und ihren Namen ihrem Rufe verdanken. Sie sind außerordentlich zart und werden sehr selten lebend nach Europa übergebracht. Ich habe es auf jeder meiner acht ostindischen Reisen versucht, aber nur einmal ist es mir gelungen und auch dies Thier starb sofort, als es von Bord an Land geschafft war. Der geringste kalte Zug ist ihnen geschrlich. Sie bekommen plötzlich Krämpfe und sind gewöhnlich schon nach wenigen Minuten todt. Auf vielerlei Weise suchten auch die beiden erwähnten Loris, ohne mir jedoch viel Kummer zu bereiten, da es ganz abscheulich bissige und wilde Thiere waren, die sich auf keine Weise zähmen ließen und mir einige Male die Finger bis auf den Knochen durchbissen.

Der dritte dagegen war ein höchst liebenswürdiges Geschöpf und ein wahres Muster von Zahmheit. Ich hütete und pflegte ihn auf das sorglamste. Sein Käfig war ganz behaglich, um ihn gegen jeden Zug zu schützen und ich ließ ihn nur bei schönem warmem Wetter heraus, aber wenn die Thüren meiner Cajüte verschlossen waren. Ich konnte mit dem Thiere in wahrem Sinne des Wortes machen was ich wollte, ohne seinen Zorn zu erregen, obwohl er bei andern Anlässen sehr leicht gereizt und böse wurde. Oft spielte ich halbe Stunden lang mit ihm, ohne daß er seinen guten Humor aufgab. So z. B. hielt ich die Spitze seiner äußersten Flügelfeder und schwang ihn daran zwanzig bis dreißig Mal hin und her, aber er versuchte nie sich aus dieser Lage zu befreien und gab auch nicht zu erkennen, daß ihm diese jedenfalls sonderbare Stellung unangenehm sei. Oder ich legte ihn mit dem Rücken auf meine Handfläche und neckte ihn mit der andern Hand. Er gerirte sich dann wie ein kleiner Hund, mit dem man spielte, schlug mit Klauen und Schnabel nach mir, ohne sie jedoch je ernstlich zu gebrauchen und blieb ruhig auf dem Rücken liegen, so lange es mir gefiel, mich mit ihm zu beschäftigen. Sein Käfig stand zu meinen Füßen, wenn ich auf meinem Sopha saß. Sobald ich die Thür öffnete, sprach er in einem Baßton, welchen man dem kleinen Körper gar nicht zutrauen konnte, das Wort „Bisturi", was wahrscheinlich ein Laut der Freude war, kletterte sehr geschickt an mir in die Höhe bis zur Schulter und steckte seinen Schnabel in meinen Mund, weil er wußte, daß ich regelmäßig etwas für ihn hatte. An warmen Tagen ließ ich ihn baden. Dies war sein größtes Vergnügen und er tried es in einer Weise, daß ich ihn öfter unterbrechen mußte, weil ich fürchtete, er würde sich schaden. Er machte es nicht wie andere Landvögel, sondern tauchte in der Schale gleich unter, legte sich auf den Rücken und wirthschaftete in dem Wasser umher, als ob es sein Element wäre. Wenn ich glaubte, er sei fertig, begann er das Spiel immer von neuem und konnte kein Ende finden.

Er hörte wie der bedrosseste Hund auf seinen Namen. Sobald ich ihn rief, antwortete er zuerst „Bisturi" und dann gleich darauf Lori im durchdringendsten Discant. War ich auf dem Deck, wenn er in der Cajüte umherlief und rief ihn, so kletterte er an der Thür in die Höhe und sah durch deren Fenster. Ließ ich dann die Thür öffnen, so flog er direct auf meine Schulter; jedoch durfte ich dies nur bei ganz stillem Wetter wagen, weil er schwerfällig flog und durch den Zug der Segel leicht hätte über Bord gehen können. Bei allen diesen liebenswürdigen Eigenschaften war er jedoch oft ein kleiner wüthender Geselle und gegen seine Mitbewohner in der Cajüte ein wahrer Tyrann. Besonders merkwürdig zeigten sich seine Wuthausbrüche, wenn mein Bedienter die Cajüte reinigte oder etwas darin abwischte. Letzteres machte ihn vollständig rasend. Sobald er es sah oder merkte, wurde er in seinem Käfig unruhig, flatterte hin und her und schmetterte beständig sein „Lori" dazwischen. Ließ ich ihn dann heraus, so fuhr er wie ein kleiner Teufel mit gesträubten Federn auf den Bedienten los, biß ihn in die Füße und zwang ihn jedesmal das Feld zu räumen, so daß ich ihn zuletzt während des Reinigens eingesperrt halten mußte. Daß ihm nur die Beschäftigung, nicht aber die Person des Bedienten unangenehm sein mußte, ging daraus hervor, daß er letzteren vollständig ignorirte und sich sogar von ihm anfassen ließ, wenn er nur nicht wischte. Mit den Kakadus und dem siamesischen Papagei stand er auf dem gespanntesten Fuße. Ersterer saß dreimal so groß, wie der kleine Lori, saßen auf einem Bambusgestell und zwar ungefesselt da sie beide sehr zahm waren. Oft verließen sie jedoch das Gestell, um Kletterübungen anzustellen und gelegentlich dabei die Kraft ihres Schnabels am Eisenbahnen, Stuhlfüßen und Kommodenecken zu erproben. Wenn ich in der Cajüte war, so genügte ein Zurruf oder das Zeigen eines Stockes, sie von diesem Zeitvertreib abzuhalten. Sobald ich jedoch den Rücken wendete, suchten sie sich zu entschädigen. Da fand ich denn in meinem Lori einen vortrefflichen Stellvertreter und ließ ihn während meiner Abwesenheit als Wächter meiner Mobilien zurück. Er verhielt sich Alles mit der größten Gemüthsruhigkeit. Sobald ein Kakadu sich vom Gestell wagte, wurde er auf das heftigste vom Lori angegriffen und zerzaust. Die großen Thiere setzten sich auch nie zur Wehre, sondern suchten gewaltig schreiend ihren Stock auf, den sie sehr bald gar nicht mehr zu verlassen wagten, sobald sie ihren Feind außerhalb des Käfigs wußten.

Der arme siamesische Papagei, welcher ebenfalls frei herumlief und ungefähr dieselbe Größe wie der Lori hatte, durfte sich in Gegenwart des letzteren aber gar nicht sehen lassen. Er wurde bald so zerpflückt, daß er unter die Kommode flüchtete und dort seinen permanenten Wohnsitz aufschlug.

Am Cap der guten Hoffnung vermehrte sich meine kleine Gesellschaft noch um ein höchst interessantes Individuum. Ich machte einen Besuch auf einem französischen, von Madagaskar kommenden Kriegsschiffe. Als ich das Deck betrat, sah ich eine so komische Thiergruppe, daß ich laut auflachen mußte. Es waren drei madagassische Halbaffen, zur Species der Katzenmaki gehörig, welche sich mir präsentirten. Diese Katzenmaki sind Vierhänder, haben aber sehr viel Aehnlichkeit mit einer Katze, schnurren und mauzen wie diese und haben davon ihren Namen erhalten. Rücken und Pfoten sind bräunlich grau, Brust und Gesicht weiß mit schwarzer

*) Vgl. S. 535.

Digitized by Google

Nase, kleinen Haarbüschchen an den Ohren und schönen braungelben Augen. Während der Körper nur 15—18 Zoll mißt, hat der schwarz und weiß geringelte, stärker als der übrige Körper behaarte Schwanz eine Länge von 21—26 Zoll und wird von dem sitzenden Thiere stets zwischen den Füßen durch über die Schulter geschlagen.

Als ich den Schwanz betrat, fand ich alle drei Thiere jedoch in einer andern Position. Jedes derselben war wegen der kühlen Temperatur mit einem Trikotjäckchen bekleidet, saß auf den beiden Hinterfüßen, hatte den Schweif in grader Linie auf dem Deck nach hinten gestreckt und beide Aermchen ausgebreitet, um die warmen Sonnenstrahlen aufzufangen. Alle drei derselben bei meinem Erscheinen Köpfchen nach mir um, ohne jedoch ihre komische Stellung zu verändern. Ich hatte diese Thiere noch nie gesehen (auch in den zoologischen Gärten habe ich unter den Lemuren nicht diese Species bemerkt), fand sie aber so allerliebst, daß ich mir einen derselben einstweilen und zwei Jahre lang die größte Freude an ihm gehabt habe. Diese Makis haben alle Tugenden, aber keine Untugenden der Affen. Sie werden merkwürdig zahm, fressen alles, nuniren und verunreinigen nichts und sind namentlich für Kinder das niedlichste lebendige Spielzeug, was man sich denken kann.

In meiner Casite wurde der neue Gast von seinen Wohnungsgenossen ziemlich gleichgültig aufgenommen und kümmerte sich seinerseits auch nicht viel um sie. Nur des Abends beim Essen gerieth Lori mit dem Maki regelmäßig in Conflict, der jedoch weiter keine gefährlichen Folgen nach sich zog, als daß er häufig einen Theelöffel voll Zucker, Cakaobohnen und der Maki waren insgesammt leidenschaftliche Theetrinker. Die drei letzteren tranken allabendlich ihre volle Tasse, während der Lori sich mit einer halben begnügte. Sobald der Thee erschien, meldeten sich alle vier. Die Kakaobus erhielten zuerst. Wenn sie getrunken hatten und nicht gutwillig auf den Stuhl zurückgingen, ließ ich den Lori herauf, der sie sofort vom Tische expedirte und sich jedesmal dabei so schauspielerisch, daß er eine Zeit lang den ihm servirten Thee vergaß und Maki sich darüber hermachte. Sobald dies aber geschah, ging der Tanz los. Makis Kopf füllte fast die Tasse aus. So lange diese noch ziemlich voll war, tranken beide Thiere friedlich neben einander; je tiefer sie aber kamen, desto enger ward der Raum und schließlich bekam Lori nichts mehr. Nachdem er mehrmals vergeblich versucht, seinen Rival zu vertreiben, nahm er eine sehr herausfordernde Stellung an, sträubte seine Halsfedern und versetzte dem Maki einen Biß, bei dem er ihn regelmäßig einen Büschel Haare auszog. Maki war jedoch weder feige noch gleichgültig gegen die ihm zugefügte Beleidigung. Wie ein Blitz fuhr sein Kopf aus der Tasse und der kleine Tyrann erhielt eine so wohlgezielte Ohrfeige, daß er kaum das Gleichgewicht behielt. Diese unerwartete Gegenwehr überraschte den kleinen Raufbold augenscheinlich sehr und höchst verdutzt sah er den frechen Eindringling an. Dieser trank jedoch ruhig weiter und nahm keine fernere Notiz von dem Angreifer, der sich jetzt in das Unvermeidliche fügte und seinen Antheil am Thee dadurch zu retten suchte, daß er seinen Kopf mit Gewalt neben den des sanftmüthigen Maki in die Tasse stemmte. Das ging nun wohl, aber das Herausschlürfen war um so schwieriger. Sehr oft saß die ziemlich hohe und cylinderförmige Tasse auf den Köpfen festgeklemmt und ich hatte dann das lächerliche Schauspiel eines Kampfes, der gewöhnlich mit dem Zerbrechen der Tasse endigte, dann aber sogleich von beiden Seiten aufgegeben wurde, um sich, wenn ich es zuließ, am nächsten Abend in ganz derselben Weise zu wiederholen.

Beim Cap der guten Hoffnung bekam der Lori, während er ganz lustig mit mir tändelte, auf einmal Krämpfe und schien in den letzten Zuckungen zu liegen. Ich wickelte ihn schleunigst in Flanell, trug ihn in mein Bett und deckte ihn so zu, daß er nur den Schnabel frei hatte, ohne mir jedoch nach den früheren Erfahrungen viel von dieser Maßregel zu versprechen. Ich hielt ihm eine Stunde lang zu liegen, während welcher Zeit er sich nicht rührte. Als ich dann nachsah, schaute er mich mit seinen klugen Augen hell und freundlich an und gab mir deutlich zu verstehen, daß er aus seiner Lage befreit zu sein wünschte. Ich willfahrte ihm und er war eben so munter wie zuvor.

Das Thier blieb dann noch sechs Wochen lang ganz gesund. Als wir jedoch Anfang Juni Otagen passirten, fanden sich in dieser Jahreszeit eine so empfindlich kühle Temperatur (3—5° N.), daß ihr einige dreißig Thiere, darunter ein Faulthier, verschiedene seltene Affen und Vögel zum Opfer fielen. Aber auch mein armer Lori starb. Obwol ich gehegt und seinen Käfig Nachts in Betten gepackt hatte, fand ich ihn eines Morgens todt, während er am Abend vorher sich noch von der liebenswürdigsten Seite gezeigt hatte. Der Verlust des schönen Thieres ging mir sehr nahe und ich konnte ihn lange nicht verschmerzen.

Von dem Maki, der mir später wenigstens ebenso lieb wurde und jedenfalls ein noch interessanteres Geschöpf war, erzähle ich dem Leser ein anderes Mal.

A. Werner.

Zeitungsreclamen.

Jeder Tag zeigt, was in Zeitungsreclamen geleistet wird, und die Berliner Zeitungen mögen in dieser Leistungen vielleicht den Preis verdienen. Es fehlt nicht viel, daß man es den Nordamerikanischen Zeitungen gleich thut, in denen einer wie neulich die schriftliche Anzeige eines deutschen Arztes fanden, der sich als unfehlbaren Doctor für alle möglichen, sonst für absolut unheilbar gehaltene Krankheiten von Männern und Frauen anpsosaunt und diesen Lobpreis mit dem Bildnisse seines eigenen Angesichtes, das durch die Fülle eines meisterhaft gezogenen Bartes sich auszeichnet, illustrirt. Sind wir nun gleich in Deutschland soweit noch nicht gekommen, so sind wir doch auf dem besten Wege dazu. Die Zeitungen sind die Plakate literärer Beziehung nicht unerheblicher Gewerbe zur Charakteristik der Gegenwart. Dabei fehlt es glücklicherweise auch nicht an ergötzlichem Material mancherlei Art. Das Leinengeschäft scheint vorzugsweise, und vorzugsweise damals, als der amerikanische Krieg die Baumwolle noch nicht theuer gemacht, zu gar heiteren Reclamen Veranlassung gegeben zu haben. So finden wir in einer älteren Nummer der Bossischen Zeitung eine Anzeige, die mit den Worten beginnt: „Es ist keine Aufschneiderei, sondern die reine Wahrheit, wenn ich behaupte, daß es für meine geehrten Kunden keine vortheilhaftere Gelegenheit zu Einkäufen von Leinenwaren gibt, wie bei mir. Durch Kranklichkeit und durch übergroße Concurrenz, verbunden mit der jetzt herrschenden Marktscheuerei, die dem reellen Kaufmann das Geschäft ganz zuwider machen müßte, bin ich bestimmt worden, mein Leinengeschäft aufzugeben, und meine Waaren abermals um 5 Procent herunterzusetzen, so daß ich jetzt um 55 Procent unter dem wirklichen Werthe verkaufe. Denn es gereicht mir zum großen Vergnügen, mich meinen sehr werthgeschätzten Kunden erkenntlich erzeigen zu können, die mich in den Stand gesetzt haben, daß ich mich jetzt als wohlhabender Mann vom Geschäft zurückziehen kann."

Dieselbe Nummer der genannten Zeitung enthält mit großen Lettern und dreistem Rande folgende sinnreiche Annoce:

„50,000 Thaler hat mir Fortuna beschert! und darum höre ich auf, Leinwandhändler zu sein, verkaufe aus, wie noch niemand ausverkauft hat. Nun wird doch endlich mein lebnichster Wunsch erfüllt, die große Welt zu sehen. Eine Reise um die Welt zu machen, war stets mein einziger Wunsch, und jetzt bin ich so glücklich, ihn ausführen zu können, indem ich durch die Lotterie reich geworden bin, und da ich als allein stehender Mann um so leichter diesem meinen Lieblingswunsche nachgehen kann, welches in diesem Jahre nicht mehr geschehen könnte, wenn ich nicht schleunige Anstalten treffe, mein nicht unbedeutendes Lager von Leinenwaaren zu verkaufen, so habe ich deshalb sämmtliche Waaren in Berlin zum Ausverkauf gestellt, und ist mein Geschäftslocal von mir entschieden 50 Procent und noch mehr unter dem wahren reellen Werthe alle meine Bestände, die ich noch besitze, verkaufen zu können, damit ich sobald als möglich Berlin verlassen und mit dem segelfertigen Schiffe meine Reise antreten kann. Bemittelte und unbemittelte Leute finden in dem eigens dazu gemietheten Verkaufslokale, Französische Straße Nr. 46, Gelegenheit, gute Bielefelder und andere Sorten Leinwand zu Preisen zu kaufen, wie sie noch nie dagewesen sind. Friedrich Joseph Neuendorf aus Bremberg."

Für das deutsche Rettungswesen zur See

gingen bis heute, den 15. August ferner ein:

Aus der höheren Töchterschule zu Neustrelitz Thlr. 2. 20 Sgr. — Ungenannt aus der Schweiz 5 Frcs. — Thlr. 1. 10 Gr. — Pf. Unger in Niederschletwald Thlr. 1. — Pf. Zuders in Dandenzell-Baden, Jahresbeitrag Thlr 1. — Pfennigsammlung der Knaben des V. Hauses des Gr. Friedrich-Waisenhauses zu Kummelsburg bei Berlin durch Erzieher Krause Thlr. 2. — F. v. B. in B. Thlr. 2. — A. D. in Altbaldenslehen Thlr. 5. — E. Sch. in Boerde Thlr. 1. — G. W. in Hamm Thlr. 1. — Aus Weinheim, „einer Wittwe Scherflein" fl. 2 = Thlr. 1. 4. — Aus der Töchterschule zu Jerichow Thlr. 8. — Frau Hessel in Grünstadt Thlr. 2. — Pf. Edel in Waldpries Thlr. 1. — Dr. Simon in Gießen Thlr. 2. — N. N. in Opladen Thlr. 1. — Pf. Ulbrich in Breslau Thlr. 1. — Bürgermeister Berg in Arnswalde Thlr. 1. — Pf. P. St. in K. bei G. Thlr. 1. — Bengler in Hennef Thlr. 1. — Ungenannt aus Königswald Thlr. 1. — N. Hohl in Elberfeld Thlr. 1. — A. B. in Weinheim, Baden, fl. 10. — Thlr. 5. 21. Gr. 3 Pf. — Ungenannt in Birkenheim, Baden, fl. 10 = Thlr. 5. 21 Gr. 3 Pf.. Betrag unserer vorigen Quittung Thlr. 1650. 29 Gr. 3 Pf. In Summa: Thlr. 1700. 16 Gr.

Briefkasten.

S. K. in Nitza. Ihre Mittheilung ist sehr interessant; sie macht aber gegenwärtig schon den Weg durch alle unsere Zeitungen, wodurch sie für uns unmöglich wird.

Prof. Z. in Bern. Ihr Beitrag ist willkommen; er wird im Laufe des nächsten Quartals zur Aufnahme gelangen.

Zur gefälligen Beachtung!

Wir machen unsre Leser schon jetzt darauf aufmerksam, daß wir gegen Ende des Jahrgangs eine künstlerisch ausgeführte Einbanddecke zu mäßigem Preise vorbereiten. Es ist dadurch jedem Besitzer möglich gemacht, sich den Jahrgang um ein Geringes elegant und geschmackvoll einbinden zu lassen und ihn dauernd zu erhalten. Zur Completirung desselben können einzelne Quartale jederzeit nachbezogen werden.

Die Verlagshandlung.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 1.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Daheim

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im September 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 50.**

Brasilianische Nächte.

Von Dr. Robert Avé-Lallemant.

Es ist ein rauher, tief winterlicher Märztag. Ein kalter Sturm heult um den altmodischen Giebel meines Hauses und peitscht die eisigen Schneeflocken in so dichten Scharen und Wirbeln durch meinen Garten, daß ich kaum noch die zu Leichen erstarrten Baumstämme in demselben zu erkennen vermag. „Durch dieses Land scheint Gott der Herr niemals hindurchgekommen zu sein," seufzte einmal ein anmuthiger, brasilianischer Frauenmund, als die dunklen Augen seiner schönen Inhaberin hier im alten Lübeck zum ersten Mal durch die gefrorenen Blumen der Fensterscheiben in ein ähnliches Winterchaos hinausschauten! Und kopfschüttelnd möchte ich an solchem winterlichen Frühlingstage dasselbe ausrufen inmitten einer Scenerie,

Wo ungelöset von des Morgens Strahl
Schnee schwillt auf Schnee entsetzlich himmelwärts!

Der Reisende, selbst wenn er ein noch so treuer Sohn des Nordens ist, schließt doch gar zu gern, mag er auch schon mehrere Jahre nach seinem zwanzigjährigen Tropenaufenthalt dem alten Daheim zurückgegeben sein, manchmal noch die Augen wieder und versetzt sich träumend zurück nach dem Süden, dem Lande ewigen Sommers, ewiger Wärme, ewigen Grünens, Blühens und Fruchtspendens! Und wer will ihn darum schelten? Wer hätte gelesen von den hesperischen Gärten Brasiliens um die Bucht von Rio de Janeiro herum, von so manchem lieblichen Palmetum auf der Victoria der Stadt Bahia, von Pernambucos und Paras lieblichen Hainen, die sich friedlich an die ewigen Urwaldungen Brasiliens anlehnen, wer hätte von ihnen gelesen, ohne sich nicht einmal nach ihnen hinzusehnen und sich, wenn auch nur einen einzigen Tag Verweilens, in denselben zu wünschen, nur einen einzigen Tag! — Ja solch ein Tropentag ist ein wunderbarer Tag.

Und doch — hinweg mit dem Tropentag! Seine Glut, seine Pracht, seine Ueppigkeit ist erdrückend, erschlaffend, tödtend! Wie anders die Nacht, die Tropennacht, wenn das glühende Tagesgestirn schnell hinabgesunken ist, und die kurze Dämmerung ebenfalls einschlummert unter dem leisen Säuseln der Palmenfolielen, — wie so ganz anders die Tropennacht, eine brasilianische Nacht, wie ich deren tausend verlebt habe an der Bucht von Rio, im Gebiet des Parana, am Amazonenstrom mit seinen hunderten von Zuflüssen, seinen tausenden von Inseln, oder an jenen zahlreichen Waldströmen, welche in gesondertem Laufe und mäandrischen Biegungen die geheimnißvollen Urwälder des langen Küstenstriches zwischen dem Cap Roque und dem Cap Frio durchfließen und den Ocean erreichen.

Wie mannigfaltig nun auch immer die Eindrücke sind, die die brasilianischen Nächte in allen diesen so fern auseinanderliegenden Gegenden auf mich gemacht haben, so gedenke ich dennoch keiner mit solcher Freude, mit solcher immer wieder von neuem sich aufachenden Begeisterung, wie so mancher Nächte an der schönen Bucht von Botafogo, gleich in den ersten Jahren meines brasilianischen Aufenthaltes. Die Bucht von Botafogo ist ein Juwel unter den prachtvollen Scenerien des Kaiserthums Brasilien. Da wo eben der mit mächtigen Wogen heranrollende atlantische Ocean sich ein Felsenthor gesprengt hat zwischen den mächtigen Granitpyramiden am Fort von Santa Cruz und dem gegenüberstehenden weltberühmten Zuckerhut von 900 Fuß Höhe, um von diesem Felsenthor landeinwärts die großartige Bucht von Rio de Janeiro zu bilden, stiehlt sich die Bucht von Botafogo gleich links ab, ein reizender Alpensee, da und dort umragt von gewaltigen Granitmassen, oder eingefaßt von lieblichen Landhäusern, in deren Gärten des wunderbarsten Blumenduftes nimmer ein Ende ist. — Eins dieser reizenden Landhäuser war damals bewohnt von dem dänischen Geschäftsträger, einem [illegible]ern alten Seeofficier, dessen Haus und Familienkreis allen Fremden, aber ganz besonders uns Deutschen in der uneingeschränktesten gastlichen Weise offen stand und eben darum von uns allen hochverehrt ward. Dort kam eine durchweg gewählte Gesellschaft zusammen; oft sah ich die europäische Diplomatie vollständig vertreten in dem mir so lieb gewordenen Hause; die feine brasilianische Welt mischte sich hinzu; und damit der einfach schwarze Frack nicht gar zu monoton sich machte neben den glänzenden Toiletten der in Seite einherrauschenden Damenwelt, führte jede zahlreichere Versammlung auch eine ansehnliche Gruppe von Seeofficieren in das gastliche Haus, wie sie nun grade unter den verschiedenen Flaggen der im Hafen vor Anker liegenden Kriegsschiffe sich vorfanden.

Digitized by Google

Zwar war für diese buntbefiederten Sturmvögel die gesammte anmuthige Damenwelt der vorzüglichste Anziehungspunkt, und ihre Huldigungen, hinter denen die unserer schwarzen Civilkleidung nicht zurückzubleiben sich bemühten, galten wirklich allen edlen Frauen und Jungfrauen, aber doch konnte ein nur einigermaßen aufmerksamer Beobachter sich nicht verhehlen, daß die junge Männerwelt in Uniform, — und die im Frack auch — sich ganz besonders um zwei junge Mädchen herumscharte, denen man den Namen der „beiden Schwestern vom Schloß Gefährlich“ gegeben hatte.

Ganz am Ende der Bucht von Botafogo befand sich ein von grünendem Gebüsch überwucherter Granithügel, dessen einer dem Wasser zugewandter Abhang einen kleinen dunkle Schatten werfenden Hain bildete und liebliche Kühlung gewährte. Mitten in diesem Bosquet lag ein bescheidenes, einfaches Gartenhäuschen, kaum sichtbar aus der Ferne und doch für alle, die es kannten, von wunderbarer Anziehungskraft und fesselnder Gewalt. Wer es einmal betrat, verließ es wohl nur ungern, wer öfter hinkam, konnte sich nur mit schwerem Herzen davon trennen; es lag ein eigener Zauber auf dem Bosquet und dem Gartenhäuschen, und wer diesen Zauber einmal empfunden hatte, fand den Namen des Ortes „Schloß Gefährlich“ vollkommen gerechtfertigt.

Eine Zeit lang glaubte ich, der Name des Ortes stammte von der wundervollen Aussicht her, die man von dort hatte. Rechts und links in weitem Bogen die großartigsten Granitfelspartien, die lieblichsten Gärten. Grade unten die prächtige Botafogobucht, an deren Mündung in die große Bucht von Rio die Schiffe wie im friedlichsten Spiel hin und her zogen, — dazu das nedische Plätschern der Wellen unten am Strand gleich dem Meeresliede der Scylla in der Straße von Messina, — und oben drüber der tief blaue Tropenhimmel: das alles machte jene Stelle wirklich unwiderstehlich, wirklich gefährlich wie die Scylla und Charybdis zur Zeit des Odysseus. Und dennoch war der Grund zum seltsamen Namen von „Schloß Gefährlich“ ganz wo anders zu suchen; ich vergesse den Abend nie, an welchem ich den wahren Grund kennen lernte.

Es war eine prachtvolle Mondnacht. Eine Balleinladung hatte mich in das freundliche Haus des alten dänischen Commandeurs geführt und mir, da ich etwas früh gekommen war, ein belebtes Gespräch mit der Dame des Hauses zu Wege gebracht, in welchem ich grade mit großer Begeisterung von der Bildergallerie in Louvre geredet hatte, als die liebenswürdige Frau munter und mit Nachdruck unser Gespräch mit den Worten endete: „Und ich sage Ihnen, Sie werden gleich zwei junge Mädchen in die Thür treten sehen, von denen Ihre Pariser Bilder etwas stark verdunkelt werden mögen. Ich will sie Ihnen nicht zeigen, sondern Sie sollen sie selbst erkennen; doch müssen Sie mir nachher auch ganz offen bekennen, ob ich Recht hatte oder nicht!“ — Und damit ließ sie mich in gespannter Erwartung allein.

Sehr bald jedoch dachte ich nicht mehr an die mir angekündigten Mädchen von Schloß Gefährlich; die allmählich sich einfindende Gesellschaft interessirte mich zu lebhaft. Wenn sie auch nicht übermäßig zahlreich war, so bildete sie dennoch einen vollständigen Volkscongreß, in welchem ich grade dreizehn verschiedene Nationalitäten unterschied. Damals war mir das ungemein auffallend; im späteren Gesellschaftsleben zu Rio habe ich mich daran gewöhnt, obgleich mich das buntfarbige Treiben immer anzog. Wer sich dort nur einigermaßen frei und unbehindert bewegen will, muß vier Sprachen sprechen, und wenn er noch jung ist, ein guter Tänzer sein, denn der Tanz ist die Losung einer brasilianischen Gesellschaftsnacht trotz der Paradoxie, die sich zwischen der Tanzbewegung und der heißen Nacht findet. Durch die offenen Fenster und Thüren, die zur Veranda, zum Garten führen, haucht die Mondscheinnacht ihre laue Luft und wonnevolle Blüthendüfte in die erleuchteten Gemächer hinein, in denen liebliche Mädchen anmuthig hin und her, auf und ab schweben.

Das summende Gespräch, welches bald im Saal herrschte und die ekenso belebte wie heitere Stimmung der Anwesenden verrieth, verstummte plötzlich, und ein junger, grade neben mir stehender französischer Seeofficier, der offenbar auf etwas gewartet hatte, rief hastig: Les voilà! Ja, wirklich les voilà! Die beiden Mädchen von Schloß Gefährlich traten ein; denn daß sie das sein mußten, die da hereintraten, das litt nicht den mindesten Zweifel. Nach einigen Minuten Anschauens ward auch ich ihnen vorgestellt als ein neuangekommener Europäer; wir wechselten kaum einige Worte, sie gingen vorüber. „Schloß Gefährlich!“ Ja, das einsam gelegene Häuschen da drüben am Hügel mußte sehr gefährlich sein; das gestand ich unserer gütigen Wirthin zu und sie freute sich, daß ich ihr in diesem Falle ohne die allergeringste Einschränkung Recht gab in ihrer oben bemerkten Behauptung.

Die reizendste Poesie ist gewiß das Märchen, im Märchen gewiß die reizendste Pointe: „Da verwandelte sie sich in eine wunderschöne Prinzessin!“ — Wollte ich die Bucht von Botafoge als ein liebliches Tropenmärchen von Land und Meer bezeichnen, so könnte ich die beiden Schwestern von Schloß Gefährlich recht wohl die Prinzessinnen meines Märchens nennen. — Aber ich will die reizenden Prinzessinnen aus meinem Botafegomärchen ganz unbefangen, damit auch darin meine Geschichte das, was sie wirklich ist, eine ganz wahre Geschichte bleibe, mit ihren wirklichen Taufnamen bezeichnen. Ungewöhnlich mag es erscheinen, daß ich zwei Mädchen mit Namen nenne, weil sie reizend waren; denn bin jetzt hat der Frauenreiz, die Frauenschönheit noch keine besondere Geschichte; höchstens ist in der Geschichte wohl hier und dort von einzelnen Frauen gesagt, daß sie schön waren. Aber doch spielt die Frauenschönheit eine unermeßliche Rolle, — eine Großmacht, wie ich keine hier nahekommende kenne, für ihre Inhaberin aber auch eine furchtbare Waffe, wenn ihre Furchtbarkeit zu ihrem vollen Bewußtsein gelangt ist und von ihr mit Berechnung gemacht wird. Aber grade das letztere war bei den beiden Mädchen, von welchen wir reden, nicht im mindesten der Fall. Gewiß kannten beide den wunderbaren Jugendreiz, den ein Alter von siebzehn und achtzehn Jahren über sie hingegossen hatte; sie hätten beide ja blind und taub sein müssen. Aber gerade in allem, was ein junges Mädchen anziehend und gefährlich macht, wenn sie ihre Schönheit kennt, hielten beide ein schönes wohlthuendes Maß, im tropisch-leichten Anzug, in der jugendlichen Freude, in ihrem Verhältniß zur jungen Männerwelt; — alles an den jungen Mädchen war vollkommen verantwortlich, correct, durch und durch poetisch. Ihr Vater war ein englischer Seeofficier gewesen, der als Admiral in brasilianischen Diensten gestorben war. Die Mutter war eine eigenthümlich poetische Frau, die als Schriftstellerin in der englischen Literatur sich einen Namen erworben hat. Sie war dem Gatten, den die Pflicht des Marineofficiers zu allen fünf Welttheilen geführt hatte, auf seinen weiten Heldenfahrten heldenhaft gefolgt. So kam es, daß die eine Tochter des romantischen Ehepaares in reizender Verschwisterung zu den blauäugigen Töchtern des Nereus fand; sie war auf dem Meer geboren und deswegen Marina getauft worden. Die andere aber war recht eigentlich eine Gespielin jener Lotusblumen vom Ganges; sie war in Indien geboren und erhielt in der Taufe den Namen Indiana, — Marina und Jndiana!

Daß beide an der reizenden Meeresbucht der Tropenwelt wohnen mußten, wird jedem Leser jetzt ganz natürlich erscheinen, und er wird es jetzt auch ganz natürlich finden, daß überall da, wo Marina und Jndiana ein Fest der brasilianischen Tropennacht verherrlichten, die blonden Söhne des Helios und der Thalassa, englische Seeofficiere, nur für sie Augen und Herzen hatten und uns prosaische Civilmenschen bei den beiden Schwestern etwas sehr in den Hintergrund drängten. Wir ließen das gern geschehen, zumal da wir es doch nicht ändern konnten; ist doch nun einmal ein junger Seeofficier bei guter Sitte und Erziehung ein sehr gefährlicher Sturmvogel für die Mädchenwelt.

Die mächtigste aller Mächte ist ja immer eine Seemacht, denn sie ist Weltmacht und hohe Intelligenz zu gleicher Zeit, imposante Wahrheit und wundervolle Dichtung unter derselben Flagge, ernste Mannesentsagung und liebliche Fruchtspendung aus märchenhaftem Füllhorn im innigsten Zusammenhang. — Und nun verpflanze man einmal eine Fraction einer wirklichen Seemacht, ein englisches oder französisches Geschwader, oder auch nur ein einziges Linienschiff, eine einzige Fregatte aus Brest oder Portsmouth nach der Bucht von Rio. Freilich kann das nur jemand, der solche Schiffe auf solcher Bucht selbst gesehen hat. Da kommt unter frisch wehendem Seewind aus dem dunkelblauen Meer das hochaufgethürmte Wolkenwerk der Segel daher gezogen in mächtigem Auf- und Absteigen und passirt dann langsameren Schrittes, etwa wie der machtvolle Guadarama-Stier langsam und trotzig zum Gefecht in die Arena hineinschreitet, das Felsenthor von Santa Cruz. Und nun beginnen die sonoren Kanonen, während oben vom Bortop die zu begrüßende Flagge in lustigen Wellenlinien dahin weht, ihre Ankunft und freundliche Gesinnung in langsamem Tempo anzumelden, daß die Fenster am

Digitized by Google

Ufer klirren und selbst die Gebirge erdröhnen! Und wenn dann das erste Boot an das Land kommt, so meldet es den Namen irgend eines berühmten Schiffes, eines kühnen Admirals, einer muthigen Seeunternehmung, einer gefeierten Weltumseglung. Da begrüßt man wohl herzlich, wenn irgendwo eine freundliche Einladung dazu führt, die jugendlichen und doch so männlich gebräunten Bretons oder die blonden Engländer, und hört sie, oft mit zitternder Begeisterung, vom letzten Sturm im Kanal von Mozambique, vom blutigen Rencontre auf Neucaledonien, oder von der Todesgefahr zwischen den Eisbergen südlich vom Cap Horn reden und mit einem frischen Lachen den Bericht vom narrow escape beenden, während die anmuthige Mädchenwelt angstvoll und athemlos gelauscht hat. — Unbeschreiblich lieblich sah es da oft aus, wenn Marina und Indiana in solchen Momenten, von denen freilich das nüchterne Philisterthum, was sich nie zu kühner That auf den stürmenden Ocean des Lebens hinausbegab, gar keine Ahnung hat, ihren Landsleuten die Hand reichten und sie gern einen Augenblick in der festen Seemannshand ruhen ließen, während die edlen Augen frei, offen, unversteckt einander anschauten.

Wie schaurig tobt der Märzsturm mit seinem Schneegestöber gegen die Scheiben! Fast möchte mir das Herz bluten vor Heimweh nach dem Süden und den brasilianischen Tropennächten.

Noch einmal Schloß Gefährlich! — Entsetzlich! Das war eine gräßliche brasilianische Nacht!

Die lieblichen Mädchen waren fortgezogen von Botafogo; die Bucht hatte damit einen großen Theil ihres Reizes verloren, und der Scherzname des Hauses „Schloß Gefährlich“ schien vergessen werden zu wollen. Ein brasilianischer Kaufmann Philippe Neri de Carvalho bewohnte den Garten.

Phillippe Neri war ein rechter Ausnahmsmensch in der brasilianischen Handelswelt. In seinen besten Mannesjahren sich befindend, männlich hoch und voll gewachsen, frisch und frei auftretend mit dem Ausdrucke des fröhlichsten Muthes in seinem kühnen, leicht gebräunten Gesicht; zuvorkommend und verbindlich gegen Jedermann, stand er, der sich im Leben eigentlich alles, besonders auch seine abgerundete Erziehung selbst zu verdanken hatte, an der Spitze der ganzen damaligen Handelsbewegung von Rio de Janeiro. Seine Dampfschiffsunternehmungen belebten die nächsten Küstenstriche des Landes; sein Haus an der Prainha, — die heutige Marineacademie — war das größte und belebteste der Stadt; dazu war er auch ein angesehener Hofcavalier und Commandant der Nationalgarden, als welcher der stattliche Mann in seiner reichgestickten Generalsuniform, auf der mehrere Orden die wackere Persönlichkeit des Inhabers bekundeten, eine wirklich prächtige Erscheinung abgab.

Es war einer der politischen Festtage, welche von den Brasilianern aus patriotischem Eifer, und von den auf der weiten Bucht von Rio ankernden Kriegsschiffen fremder Flaggen aus staatlicher Freundschaft höchst lebhaft gefeiert werden. Der damals noch ganz junge Kaiser war eben in glänzendem Aufzuge von S. Christovao zur Stadt gekommen; die Rua Direita und der Palastplatz wimmelten von Menschen aller Farben und Kategorien, und auf den Balcons der Häuser drängten sich jugendliche Frauen zu wirklichen Mädchenguirlanden zusammen, deren gewählte Toiletten über den rothseidenen Teppichen, womit an solchen Tagen die Balcons der Häuser in den Hauptstraßen der Stadt behängt sind, ein buntes aber doch ungemein zierliches Farbenspiel hervorriefen, wie ja der Festanzug und dessen ganz besondere Auswahl ein Hauptstück im Leben aller südlichen Frauen — und der nordischen auch — ausmacht. — Die Festparade begann; Phillippe Neri mit seinem Stabe führte ganz comme chez nous, freilich mit mehr Pomp der Uniformen und weniger martialischer Haltung, unter klingendem, etwas sehr geräuschvollen und eben nicht sehr präcisen Spiel einige tausend Mann Nationalgarden zu Fuß und zu Roß auf den Palastplatz, und ließ sie dort vor dem auf den Balcon des Palastes stehenden Kaiser vorbeidefiliren, während auf der weiten Rhede von den unter buntflatternden Fahnenschmuck prangenden Kriegsschiffen und den fünf Forts um dieselben herum, ein gemessener, lange anhaltender Kanonendonner erscholl und alles ringsher erdröhnen machte; Schiffe und Festungen verschwanden auf einige Minuten vollständig in Pulverdampf, bis der daherwehende Seewind die Klarheit der prachtvollen Scenerie nach dem wirklich imposanten martialen Kriegsspiel wieder herstellte. Dann war große Cour, und die bunte Menge verlor sich langsam nach allen Seiten.

Am Abend war große Gallavorstellung im Theater. So wie der Kaiser kommt, steht alles auf und bleibt stehen, — auch der ganze Hof — bis die Nationalhymne gespielt ist, wo dann die Aufführung beginnt.

In den glänzenden Reihen der bunten Welt von Diplomaten, Officieren und martialischen Seemännern, wie solche an einem Gallaabend regelmäßig den ersten Rang füllen, war an jenem Abend auch der Chef der Nationalgarde, Philippe Neri, eine hervorstechende Erscheinung und ein gewiß von allen seinen Landsleuten beneideter Mann. — In derselben Stunde seines Glanzes aber ging in seinem eigenem Hause eine schwarze Stunde vorüber. Sein Kutscher, ein junger, anmaßender Mulattensklave hatte sich einige Tage zuvor eine Frechheit erlaubt und war durch den kurzen Proceß der Prügelstrafe, die ihm die Willkür seines Herrn zuerkannt hatte, und die selbst im Lande der Sklaverei eine Schandsäule bildet, den Tag vor dem Feste daran erinnert worden, daß auch ein heller Mulatte, der vor den anderen Sklaven des Hauses bevorzugt ist, immer noch geprügelt werden kann auf Befehl seines Herrn, wenn er dessen Sklave ist. Der Mulatte kochte vor Wuth und sann auf Rache. Wenige Tage zuvor war die Zahl der Haussklaven um einen vermehrt worden, einen starken, wilden, eben erst von Africa eingeschmuggelten Neger, was damals noch vorkam, jetzt aber unmöglich geworden ist. An diesen Schwarzen wandte sich der Mulatte: „Siehe einmal, Pedro, in welches Haus, und zu welchen Leuten Du gekommen bist,“ redete er ihn an. „Wenn es mir, der ich doch ein so heller Mulatte und beinahe weiß bin, so ergeht,“ wobei er dem Schwarzen den blauunterlaufenen Rücken zeigte,“ so kannst Du Dir denken, wie es Euch schwarzen Sklaven ergeht, und wie es besonders Dir ergehen wird, der Du eben erst angekommen bist und noch nicht genau den Dienst kennst! Ich bin nur nicht stark genug, sonst wollte ich Dir und uns allen schon helfen. Aber Du bist ja stark und muthig, und ein Mineneger, bist Du uns! Ich gebe Dir eine Pataca (7 Sgr.) — da, stich unsern Herrn todt! so ist uns allen geholfen, und wir werden alle frei!“

Nach kurzem Besinnen und genauer Verabredung nahm Pedro ein altes Messer, wetzte es mit ruhiger Sorgfalt und ging gegen Abend nach Schloß Gefährlich hinaus, wo er sich ausspa und den ganzen Körper mit Oel bestrich, wie die Neger das meistens thun, wenn sie eine Nachtthat ausüben wollen, ohne festgehalten zu werden. Unten am Eingange des Gartes, in einem kleinen Gebäude versteckt, erwartete er so sein Schlachtopfer.

Die Gallavorstellung im Theater war nach 12 Uhr aus. Der Mulatte ließ seinen so viel-beneideten Herrn mit dessen Frau in den Wagen einsteigen und fuhr ihn ohne Gewissensbisse seinem Mörder entgegen. Sie kamen zur Pforte des Gartens von Schloß Gefährlich. Das Ehepaar stieg aus, die Frau ging voran den schrägen Weg zum Hause hinauf, während der Mulatte mit dem Wagen schnell umwandte und fortfuhr. Philippe Neri mochte wohl in der dunkeln Nacht etwas heraufschleichen hören oder sehen; er stand einen Augenblick still und brach dann mit einem einzigen gräßlichen Ruf: „Ich bin ermordet“ zusammen, — es war ein Uhr nach Mitternacht. Die Frau hörte es im nächsten Gebüsch rascheln, ja sie meinte einen dunkeln Umriß, wie eine dicke Schlange, durch das Gesträuch kriechen zu sehen; man kam mit Licht herab vom Hause, — Philippe Neri, der so angesehene, vor wenigen Minuten noch allgemein beneidete Mann, auch mein Freund und Nachbar in der Stadt, — Philippe Neri de Carvalho lag regloß todt da in einer großen Lache heißen Blutes!

Beim anbrechenden Morgen schon ergriff man am botanischen Garten hinter Botafoge einen Neger, der auch gleich seinen Mord eingestand und sichtlich zufrieden schien, daß er seinen Herrn so sicher getroffen hatte. Sklaverei ist ein grausiges Handwerk! Zwei Nachethaten kennt der gemißhandelte Sklave als ganz besonders nachdrücklich, die eine, wenn er sich selbst umbringt, denn damit bestiehlt er ungestraft seinen Herrn um etwa 1000 fl., — die andre, wenn er seinen Herrn mordet, denn damit verkürzt er diesem das Leben und den Erben ihr Vermögen, — er wird gehängt.

Und so geschah es auch hier! Philippe Neri, dessen Ermordung allerdings eine ungeheure Sensation erregte, ward schon am folgenden Tage begraben, wie denn ja im heißen Tropenlande alle Beerdigungen beschleunigt werden müssen. Nach wenigen Wochen erhob sich vor dem großen Stadthause des Ermordeten ein Galgen, während sich von

Digitized by Google

der Kirche der Misericordia ein langer, fast maskenartiger Zug durch die Stadt bewegte. Mitten im Zuge ging der Mörder anscheinend vollkommen gleichgültig einher, es hatte ihn niemand gelehrt, ob er mit einem Morde eine gute oder böse That beginge! Vollkommen gleichgültig bestieg er das hohe Schaffot, ließ sich von einem Neger den Strick um den Hals legen und dann hinabstoßen. Ziemlich indifferent und lautlos verlief sich das Volk, meistens aus Negersklaven bestehende, die man zu solchen Executionen hinschickt, damit sie keine Freiheitsgelüste bekommen und ihre Herren nicht erwerben. — Daß aber Negersklaven ihre Herren erwürgen und dafür gehängt werden in einem Lande, wo es Sklaven gibt und Prügel ohne Justiz ausgetheilt werden, daran muß man sich gewöhnen und ist auch ziemlich daran gewöhnt. Auch hat die schlaue Sklavenzüchterei ein Mittel ersonnen, sich der Negerracke möglichst zu entziehen. Wenn ein Negersklave auf Befehl seines Herrn so gezüchtigt worden ist, daß dieser seine Rache fürchtet, so wird der Sklave auf ein Schiff gepackt und in eine ferne Provinz hin verkauft. Aber doch mag wohl mancher Sklavenhalter noch lange zittern, wenn er an einen gemißhandelten und dann weit weg verkauften Neger denkt, und so zittert am Ende ganz Brasilien vor seinem furchtbaren Rachegescharen, der Sklaverei, was man auch erfinden und sagen mag, um diese schwarze Unthat zu beschönigen und das Gewissen zu beruhigen.

Philippe Neris Haus ward von diesen Leuten arg in deutschen Kaufmann verkauft und dann an die Regierung abgetreten, welche die Marineacademie dort einquartierte. Auf dem Galgenplatz steht jetzt eine große Halle als Depot für die Eisenbahn nach Petropolis, und Philippe Neris Name ist im bunten Weltreiben von Rio längst vergessen; nur seine wahren Bekannten gedenken noch seiner, zumal dann, wenn übuliche Schauergeschichten aus dem Sklavenleben wie schwarze Schreckensgespenster auftauchen, und das ewige Gebot Gottes bewahrheiten, daß die Sünden der Väter gerochen werden sollen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied.

Schloß Gefährlich ward nun eine Zeitlang gemieden, bis auch hier die Zeit jede Aengstlichkeit verscheuchte. Und doch ergriff mich ein seltsames Gefühl, als ich nach Jahren zum erstenmal wieder durch jene verhängnißvolle Pforte kam, welche zum Hause hinausführte. Ein alter englischer Junggeselle wohnte in dem ominösen Hause, welcher einige Zeit krank war und von mir behandelt ward. Der ebenso liebenswürdige wie reiche alte Gentleman hatte im heißen Drange der Handelsgeschäfte und unter deren glänzendem Erfolge es ganz vergessen, daß das Geld nur ein Mittel zum Leben ist. Mechte nun Philippe Neris Schatten ihn gemahnen, daß alles Handelstreiben und jegliche merkantile Größe nur etwas sehr Secundäres ist, oder mochte der wunderbar poetische Hauch, der seit dem Fortgehen jener beiden lieblichen Schwestern noch immer im Hause und um das Haus Gefährlich herumwehte, auch ihn daran erinnern, daß eine wunderschöne Blüthe im Mannesleben doch immer von Frauenhänden gereicht wird: mein englischer Freund zog, kaum hergestellt, mit tief elegischem Ton, daß er für ein großes Vermögen eigentlich ein schönes Dasein verfehlt hatte, von Schloß Gefährlich fort und ging nach England zurück, ein ächter Typus von hunderten wohlerzogener Europäer, namentlich Engländer, die mit rüstiger Arbeitskraft und in der Absicht, auf redlichen Wegen ein Vermögen zu machen, nach den Tropen gehen, statt zum Ziel gelangen und dann nicht wissen, was sie mit dem Vermögen und mit sich selber anfangen sollen.

Um dieselbe Zeit nahmen meine brasilianischen Nächte einen ernsten, düstern Anstrich an. Grade wie unter dem üppigsten Blüthenschmuck der Tropen die giftigsten Schlangen lauern, grade so birgt die wunderbare Aequinoctialgegend Amerikas eine entsetzliche Krankheit, welcher grade die frischeste, blühendste Jugend, grade die eben von Europa kommende zum Opfer fällt. Das mit Recht durch seinen bloßen Namen so verrufene gelbe Fieber, geißelte den langen brasilianischen Küstenstrich und schien wirklich alle alten früheren Verhältnisse, auch besonders den freundlichen geselligen Verkehr unter den ausländischen Familien, wie ich ihn oben angedeutet habe, gänzlich und für immer zerstören zu wollen. Von Seiten des großen Stadthospitals mußte die Einrichtung eines ganz getrennten und möglichst auch von der Stadt gesonderten Gelbfieberhospitals getroffen werden. Ich ward, nachdem ich schon einen mehrjährigen Kampf gegen diese gelbe Pest geführt hatte, zum Director dieses neuen Hospitals eingesetzt und führte dort während achtzehn Monaten das seltsamste Leben, was wohl je ein protestantischer Arzt geführt hat. Auf einem der gefährlichsten Vorposten stehend, den die ärztliche Praxis nur zu bieten im Stande ist, und umgeben von einer Reihe französischer Soeurs de charité, jener wunderbaren todesmuthigen Mädchen, die allem, was das Leben bietet und besonders dem Leben selbst entsagt haben, um in allen fünf Welttheilen die Werke des barmherzigen Samariters zu üben, wohin nur immer der Wille ihrer Oberen sie hinschickt, machte ich hier ein vollkommenes Klosterleben durch. Morgens früh ward die Visite gemacht und der Apotheferin die Vorschriften gegeben. Dann begann mein weiteres Leben in der Stadt und dem Misericordiahospital, — aber Abends um 5 Uhr war ich wieder auf meinem einsamen Posten im Gelbfieberhospital (Nossa Senhora da Saude) zur Abendvisite und vollendete die Tagesarbeit. Dann brachte die Schwester Pförtnerin die Schlüssel, und unsre Clausur trat in ihrer vollen katholischen Unerbittlichkeit ein; nur für dringende ärztliche Fälle ward unsere Gartenpforte geöffnet. — Nur dreimal in achtzehn Monaten folgte ich Einladungen zu geselligen Zusammenkünften, nachdem ich die Abendvisite im claustrirten Hospital gemacht hatte. Das dritte und letzte Mal bot mir eine erschütternde Nachtscene, eine ernste brasilianische Nacht, so daß ich seitdem keine Abendgesellschaft zur Zeit des gelben Fiebers aufsuchte.

Eine unserer guten Schwestern im Misericordiahospital lag im Sterben; ärztlich war nichts mehr für sie zu thun. Mit dem peinigenden Gefühl, vom Sterbebette zu einem Feste gehen zu müssen, war ich von der Stadt fortgefahren. Als ich um 1 Uhr Nachts zurückkehrte, war ich von der trefflichen Oberin ersucht worden, noch einmal zum Misericordiahospital zu kommen. In wenigen Minuten war ich dort und traf in einem weiten, kaum von einer Kerze erleuchteten Saal alle 42 Schwestern in einem weiten Kreise und stillem Gebete um das Bett der eben verstorbenen Schwester knieen; ich sollte ihren Tod constatiren, damit gleich in der ersten Morgenstunde die Vorbereitungen zu ihrem Begräbniß am Nachmittag getroffen werden könnten. Ich habe nie eine wehmüthigere Scene erlebt!

Und soll ich nun noch von brasilianischen Nächten erzählen, die ich in jenem Gelbfieberhospital zugebracht habe? — Oh, wie verschieden waren sie von solchen glänzenden Betafogenächten und buntfarbigen Festen! — Auch hierher kamen muthige Seelente aller Klassen, aber elend und todesmatt, denn die graufige gelbe Krankheit lag ihnen auf dem einfallenden Antlitz, und über den blauen Lippen stürzte ihnen das schwarze Erbrechen hervor! Auch hier wandelten anmuthige junge Mädchen umher, aber nicht in Balltoiletten, sondern in härenem Klostergewand mit den seltsam geformten weißen Kopfschleiern, die ihren Siegeszug bereits um die ganze Erde herum gemacht haben. Auch hier war die Mädchenhand, auch hier das heilige Frauenauge Heil und Licht, — aber die Hand zur Pflege der Todtkranken, aber das Frauenauge mit dem schwesterlichen Seligkeitsblick in das Jenseits gerichtet, wohin es dem brechenden Auge der so fern von der Heimat Sterbenden den Weg zeigte. War die späte Arbeit gethan, war alles besorgt, gepflegt und getröstet, so ging ich in mein Zimmer und arbeitete, oder saß auch wohl nech im Garten inmitten der wunderbaren Tropennacht, die in ihrer großartigen Pracht über der weiten Meeresbucht bis zur majestätischen Serra da Estrella sich hingelagert hatte, und gar keine Ahnung zu haben schien von dem tiefen, erschütternden Ernst in einem Gelbfieberhospital, — während die Schwestern in ihrer kleinen Kapelle mit ihren hellen Sopranstimmen der Jungfrau Maria den späten Lobgesang darbrachten. — Aber solche Tropennächte von achtzehn Monaten, die freilich für mich einen sehr ernsten Feldzug bildeten, interessiren die Leser des Daheim gewiß nicht. Die letzte der damaligen brasilianischen Nächte führte mich an Bord der französischen Corvette Galathea auf der weiten Rhede von Rio, inmitten eines friegsmuthigen französischen Geschwaders von fünf Schiffen. Vor Tagesanbruch schon klimperten die Ankerketten der Corvette und die der Dampffregatte Catinat, deren Schornsteine mächtig dampften, weil das Schiff uns in die See hinausschleppen sollte. Die Sonne kam; der Dampfer nahm uns ins Schlepptau, unser Seemarsch begann. Auf der Admiralsfregatte Andromède blies das Musikchor: l'artant pour la Syrie; die Mannschaften der Fregatte und zweier Kriegsbriggs standen in den Wanten und auf den Raen, und riefen ein donnerndes vive l'Empereur, während die Officiere uns ein herzliches bon voyage zuriefen. In Zeit einer halben Stunde rauschte noch einmal ein bewegtes buntfarbiges Leben von siebenzehn Jahren an mir vorüber, — dann waren wir im weiten Ocean, unsere Kanonen wurden scharf geladen, denn es war die Zeit des Krimkrieges; der

Hausandacht.

Nach seinem eigenen Gemälde auf Holz gezeichnet von A. Kindler.

Digitized by Google

Catinat verließ uns, die Galathea breitete ihre mächtigen Schwingen aus, und wir flogen nach Norden; bald trieb uns ein Märzsturm mit argem Schneegestöber, fast wie das heutige, längs der Biscayischen See zur Troise und nach Brest hinein.

Und doch sollte ich noch einmal brasilianische Tropennächte erleben! Dreißig Monate nach meiner Abreise von Rio auf der französischen Galathea lief ich auf der österreichischen Fregatte Novara wieder unter den Kanonen von Santa Cruz hindurch ein in die Bucht von Rio de Janeiro. Da suchte ich denn, grade wie vor 20 Jahren, zuerst und am freudigsten die liebliche Bucht von Botafogo auf. Aber wie ganz anders berührte ich sie, wie ganz anders berührte sie mich! Damals war ich jung, frisch, fröhlich, — ich schloß den glühenden Tropentag selbst glühend in die Arme, und die wunderbare Tropennacht stimmte mich zu voller, poetischer Begeisterung! Und jetzt? Zwanzig Jahre älter, zwanzig ernste, inhaltsschwere Jahre, — das ist eine lange, lange Zeit, — eine Zeit, in der sich das Kaleidoscop unseres Lebens tausendmal bewegen und seine bunten Figuren anders, ganz anders gruppiren kann, so daß wir alte liebe Gestalten umsonst suchen, die neuen uns nicht aneignen mögen, und uns zuletzt selbst gar nicht mehr erkennen. In Botafoge, wo ich vor zwanzig Jahren nach und nach fast alle Bewohner kennen gelernt hatte, fand ich keinen einzigen Bekannten mehr; die Welt der Fremden hatte sich, wie es denn ja überhaupt in Rio ein ewiges Kommen und Gehen der Fremden ist, sehr von dort zurückgezogen, die brasilianische Welt war eine andere geworden. Nur die mächtigen Granitriesen standen noch immer treu, fest und unerschütterlich da, nur die alten bekannten Gestirne des Scorpions, des Kreuzes, des Centauren und das goldene Schiff Argo schwammen noch allabendlich dahin am nächtlichen Himmel, nur die Botafogequellen rauschten und plätscherten immer noch die alten Nereidenlieder, und die Orangenbäume dufteten immer noch, grade als ob sie in den zwanzig Jahren nie ihre Blüthen gewechselt hätten. Mit tiefer Wehmuth gedachte ich da aller Dahingegangenen, so mancher lieben Menschenerscheinungen, mehr als einer wackern Familie, die einst auch mich so gastlich aufgenommen und auch mir ein heimisches Asil gewährt hatte. Am meisten aber gedachte ich des besten Freundes aus jenen Zeiten, meines Louis Neumann aus Breslau, — grade mit ihm hatte ich Botafogo zuerst besucht, mit ihm am meisten besucht, mit ihm war ich am öftersten durch die Mondnacht längs der murmelnden Flut von Botafogo heimwärts geritten. Und nun war grade er schon längst in jenem Daheim, aus dem sich niemand mehr hinauszubegehren braucht auf des Lebens bewegte Welle; längst, längst lag er begraben im Meeresgrunde. Heimwärtskehrend nach einer sechsjährigen Amtsführung, — er war unser evangelischer Pfarrer in Rio, — verschwand er in einem Decembersturm mit der Hamburger Barke Julie, dem selben Schiff, was mich nach Rio getragen hatte, mitten in der Elbmündung, als das Schiff schon als angekommen in Hamburg signalisirt worden war. Kein Mensch hat die furchtbare Katastrophe, das Werk einer Secunde, mit angesehen, kein Mensch vom Schiff ist ihr entronnen, um von ihr berichten zu können. Nur die Leiche des Lootsen ist später gefunden und an einem Fingerring erkannt worden. Neumann! der Name hat einen düstern Ton für mich! Denn Neumann hieß ja auch jener andere Capitän des preußischen Schiffes Dinter, welcher im Jahre 1851 in Rio vor Anker lag mit elf Matrosen, die sämmtlich vom gelben Fieber befallen wurden. Vier von ihnen starben im Hafen; die andren, dem Tode eben entronnen, verschwanden auf der Heimreise mit dem Capitän und dem Schiff, — ich habe nie wieder etwas von ihnen erfahren.

So lagt der Mensch auf des Lebens stürmenden Wellen umher im Norden, im Süden — im kalten Schneegestöber und weißen Regen der herabgaukelnden Orangenblüten in den Tropen: er jagt und jagt, und gewinnt doch nur zuletzt eine kleine Grabstätte auf dem Kirchhof, und am Ende nicht einmal diese! Doch ist auch der Heldentod auf dem Ocean und das große Seemannsgrab im Meer ein schöner Tod, und ich selbst möchte trotz der Nähe des Todes auf dem Ocean, trotz des Blickes ins offene Seemannsgrab im Meer, doch kein gemächlicheres Leben geführt haben, als mir Gott zu Theil werden ließ.

Die Hausandacht von A. Kindler.

„Wieder einmal ein echtes Daheimbild," werden unsre Leser sagen, wenn sie diese Nummer in die Hand nehmen. Ja wohl, es wird noch manch sinniges Bild von deutschen Malern gemalt und das vorliegende ist unsers Erachtens noch nicht das schlechteste des Malers, der schon mehrere Proben seiner Leistungen in unserm Blatt niedergelegt hat.

Wenn man in Düsseldorf sich in jene schmalen, von hohen Hecken und blühenden Gärten eingefriedigten Gänge verliert, wo die Speculation den Herren Malern allerliebste, im Grünen versteckte Häuschen hingebaut hat, welche nichts weiter als zwei oder drei helle, lichte Ateliers enthalten, so mag es vielleicht der Zufall fügen, daß Du Dich in eine Sackgasse verirrst, welche von einem dieser Häuschen abgeschlossen wird und daß dann beim Umkehren Dein Auge auf den Namen A. Kindler fällt. Sollte Dir dies je passiren, verehrter Leser, so tritt auf unsre Verantwortung getrost ein, Du wirst einen der besten Düsseldorfer Maler und nebenbei einen sehr liebenswürdigen Mann kennen lernen. Wenn er ein gutes Bild auf der Staffelei hat, so wird er es Dir mit Bergnügen zeigen; von sich selbst spricht er weniger, deshalb wollen wir mit ein Paar Worten seinen Lebensgang andeuten, denn was ist natürlicher, als daß sich der Leser für den Zeichner eines Bildes interessirt, das ihm Freude macht. Kindler ist halb ein Sohn des Bodensees, halb des Schwarzwaldes, seine Wiege stand, wir wissen nicht, ob „am Webstuhl seines Vaters", so doch zu Allensbach im Amte Constanz. In einem abgeschiedenen Waldorfe des Schwarzwaldes zu Herrischried, das er zum Dank für seine fröhliche Kinderzeit auf einem seiner Bilder „Der Jagdfrevler" verewigt hat, verlebte er bei seinem Onkel, Pfarrer Kindler, den größten Theil seiner Jugendzeit. Kindler schildert seinen Onkel mit der ganzen Verehrung eines dankbaren Sohnes und Schüler als einen ausgezeichneten Mann, der mit großer Sorge und Treue über seinem Schutzbefohlenen gewacht habe. Aber wie so oft, so hielt es auch dieser Mann für seine Pflicht, gerade die Neigung zu unterdrücken, die bei dem Knaben am stärksten hervortrat, die Neigung zu zeichnen. Kindler mußte seinem Onkel zu Liebe eine sehr unfreiwillige und unerfreuliche Lehrzeit zu Constanz aushalten, während der er jedoch in der dortigen Zeichenschule Gelegenheit fand, sich in seinen Freistunden soviel Elementarkenntnisse anzueignen, daß er im Jahre 1852 leidlich vorbereitet die Akademie in München beziehen konnte. In den Ferien zog es ihn immer wieder zum Onkel in die Waldeinsamkeit von Herrischried und das war die Veranlassung, daß er drei Jahre später nach Düsseldorf übersiedelte. Die Düsseldorfer Genremaler hatten nämlich dies Fleckchen Erde mit seinen malerischen Costümen und glücklichen Motiven bereits entdeckt und entführten außer ganzen Wagenladungen von Costümen, wie ganzen Büchern voll Skizzen auch unsern Kindler mit sich in die rheinische Malerstadt. Er war hier zuerst kurze Zeit Schüler von Professor Sohn, dann von Professor Jordan. Eines seiner ersten Bilder, „Das glückliche Mädchen," machte Aufsehen auf der Ausstellung zu Gent. Die erste Lanze war gebrochen, er hatte einen Namen und — es kamen Bestellungen. Aus dieser Zeit datiren seine Bilder: „Heimkehr von der Trauung", „Brautzeugen", „Der treue Wächter." Eine neue Epoche fing für ihn an nach seinem Bilde, „Die neue Verordnung", die ein Amtmann in eine hessische Gerichtsstube der Ländlichen Ortsbehörde vorliest, von da an zählte er zu den besten Genremaler Düsseldorfs. Es folgte die unsern Lesern auch einer leider in viel zu kleinem Maßstabe angelegten Reproduction in Nr. 3 bekannte „Sennhütte", der oben berührte „Jagdfrevler" und die „Hausandacht." Ueber diese etwas zu sagen wäre unnütz. Die Handlung spricht für sich, nur das wollen wir noch hervorheben, daß sich in diesem Holzschnitt, dessen markige Kraft und ausgeführte Feinheit fast einer Rembrandtschen Radirung gleichkommt, auch H. Kätzich, einer der ersten Holzschneider Deutschlands, ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat.

Digitized by Google

Der Flüchtling.

Eine Erzählung von Gottfried Flammberg.

(Fortsetzung.)

Während Karl die andern „Käfige“ besuchte und von deren Bewohnern mehr Trost empfing, als er ihnen geben konnte, las Carriere seinen Kerkergenossen den Brief vor und benützte sogleich auch die Zeit, auf das Papier, worin das Geld gewickelt war, einen Danksagungsbrief nach Schwabach zu schreiben. Da die Zeit kurz zugemessen war, so theilten sich ihrer zwei in diese Arbeit. Carriere gab eine gedrängte Beschreibung ihres Zustandes und ihres Kerkers; sein Gefährte Besson schrieb nach einigen Eingangsworten folgende Zeilen:

„Gott lasse uns den Tag schauen, der unsre Hirten und Prediger unsern Gemeinden zurückführt und wo wir mit dem Psalmisten sprechen können: Der Tag des Heils ist gekommen; lasset uns freuen und fröhlich sein! Dies große Glück ersehnen wir mit aller Glut unsrer Seelen; denn was unsere persönliche Freiheit betrifft, so sind wir darüber ganz ruhig; ob Gott uns in Freiheit setzen, oder ob er von uns in Ketten gepriesen sein will, was kümmert uns das? denn Christus ist ja unser Gewinn in jeder Lage, in der wir uns befinden. Ja, hochverehrter Herr Pfarrer, da Christus unser großer Lohn ist, so macht uns die Knechtschaft keinen Kummer. Hat doch Jakob vierzehn Jahre um Rahel gedient und es däuchten ihm dieselben wie wenige Tage; so lieb hatte er sie. Wie vielmehr Ursache haben wir, die Knechtschaft süß zu finden; denn was hatte der Lohn Jakobs, das dem unsern nahe käme und was hatte Rahel für eine Liebenswürdigkeit, die in Vergleich kommen könnte mit dem himmlischen Gegenstande, der unsre Herzen entzündet? Sie hatte nichts gethan für Jakob; aber Jesus hat soviel gethan für uns; er hat sein kostbares Blut vergossen, uns freigekauft, den Tod erduldet, und zwar den Tod am Kreuze, uns zu erlösen vom ewigen Tode.“

Als Karl in die erste Zelle zurückkam, gab Carriere ihm den Brief des Schwabacher Pfarrers zurück und bat ihn, die Antwort demselben zu senden. Karl versprach es und mit Segenswünschen überschüttet, kehrte er den schauerlichen Weg ans Tageslicht zurück.

Am Nachmittag [illegible] der Leiche Freude den Drittheil des Geldes zurück und [illegible]ete dem Negersklaven an, daß er frei sei.

„Aber was soll armer Tom machen?“ fragte dieser. „Armer Tom nicht wissen, [illegible]“

„Du wirst mit [illegible]kommen und morgen mit mir in ein [illegible] reisen, wo lauter Hugenetten sind.“

„Herr sein ein Engel und will führen armen Tom in den Himmel.“

Nachdem Karl auch diesen letzten Abend noch bei seinem Freunde Marcel zugebracht, reiste er am folgenden Morgen mit den beiden Bernern und dem Neger ab.

8. Die Strohhütte.

Es war ein sonniger Junimorgen, als ein noch ziemlich junger kräftiger Mann zwischen den wogenden Saaten dahinschritt und den Bergen sich näherte. Sein Gemüth war aufs tiefste bewegt. Er grüßte die Landleute, die ihm begegneten, so freundlich strahlenden Blicks, wie einer, dem ein großes Glück widerfahren ist und schaute, als er in den Thalweg eintrat, zu dem grünbewaldeten Berg zur Linken wie zu einem alten lieben Freunde — zu den düsterschwarzen Felsen des Teufelstisches zur Rechten aber mit einem Seufzer empor. „Noch eine Viertelstunde und ich werde in den Armen meines Vaters liegen! Dort schimmert schon die Kirchthurmspitze, dort die weiße Wand des Herrenhauses hinter den Pflaumenbäumen hervor. „O, Du großer, gnädiger Gott, wie soll ich Dir danken, daß Du so treu, so erbarmend mich geleitet hast! — — Ich werde als einen Fremden mich anmelden lassen, ich werde ihm sagen, ich käme, ihm Nachrichten von seinem Sohne Karl zu bringen. Diese Vorsicht ist nöthig, damit der Schrecken der Freude ihn nicht tödte.“

Armer Karl! Die Freude kann Deinen Vater nicht mehr tödten. Die lange zähe Arbeit des Grames hat ihr Werk schon vollbracht.

Im Dorfe begegnete Karl kein bekanntes Gesicht. Das war nach fast neunzehnjährigem Abwesenheit begreiflich. Er trat in den Gasthof. Der Stallknecht striegelte einen Schimmel. Es war nicht Peter, es war ein unbekannter Mensch.

„Ist Herr von Eschenthal zu sprechen?“ fragte Karl. Der Stallknecht sah ihn mit offnem Munde und großen Augen an.

„Wohnt Herr von Eschenthal nicht mehr hier? Ist er in die Stadt gezogen? Aber die Fensterläden sind ja doch offen.“

„Der Herr Baron sind vor acht Tagen begraben worden,“ sagte der Stallknecht. „Sind Sie denn fremd, daß Sie nicht einmal wissen, daß er todt ist?“

Karl fuhr mit der Hand nach dem Herzen, es wollte ihm zerspringen. Er hielt sich am Brunnenstock; er war keines Wortes, er war keiner Thräne fähig.

Der Stallknecht aber, seinen Zustand weder begreifend noch beachtend, fuhr zu reden fort, indem er nach Art ungebildeter und roher Leute dasjenige auskramte, was gerade ihn bei der Sache interessirt hatte. „Es war ein großer, mächtiger Leichenzug; sechs Pferde, ganz in schwarze Tücher eingenäht, haben den Wagen gezogen, und an die zwanzig herrschaftliche Wagen sind mitgefahren; der Herr Markgraf haben auch einen Wagen geschickt, wo aber niemand darinngesessen ist. Nur der Herr von Hunnstein ist nicht mitgefahren, sonst waren die Herren Barone vom ganzen Fürstenthum dabei. Drei Stunden haben sie gebraucht bis nach Rittersreuth hinüber; über den Berg war's zu steil, da sind sie hinaus und außen herumgefahren.“

„Wie ist das?“ fragte Karl, aus seinem Sinnen erwachend. „Ist denn mein — ist der Herr Baron in Rittersreuth begraben worden?“

„Freilich,“ sagte der Stallknecht, „er war ja der letzte vom Geschlecht und mit ihm ist der Name ausgestorben.“

„Wie?“ fragte Karl.

„Mit seinem Sohn hat das Unglück angefangen. Der ist, wo ich noch ein Bube von zehn Jahren war, auf und davongegangen, weil er dem Hunnstein seinen Jungen erschlagen hat, droben im Walchenbrunner Wald. Und dann ist der Herr Konrad gestorben und der Herr Moriz; und der Baron Albrecht ist [illegible]sirt zu dem Feld heimgekommen und auch gestorben, und den letzten [illegible] der Baron Gustav, und seine Wittwe hat vor drei Wochen [illegible] Kind gehabt, und zuletzt ist unser Herr gestorben. Jetzt ist der Herr von Leutersheim als Vogt droben, und der Herr von Gibelstadt sitzt in Rittersreuth als Obervogt vom Herrn Markgrafen, bis die Sache entschieden ist, wer Erbe ist; denn die Bamberger machen Anspruch, die Herrschaft wäre jetzt ihnen, aber der Herr Markgraf hat die Güter gleich bewgten lassen, und da sind jetzt der Herr von Leutersheim im Haus, der gute Freund vom Herrn von Hunnstein.“

„Und seine Tochter?“ fragte Karl zerstreut.

„Die könnte ja die Herrschaft nicht erben, wenn sie auch noch lebte,“ sagte der Knecht.

„Auch sie ist todt? Adeline todt?“ rief Karl, schmerzlich bewegt.

„O, die ist schon lange, lange todt. Zwei Jahre, nachdem der junge Herr flüchtig geworden, ist sie im Kindbett gestorben, gerade an dem Tage, wo sie das Gerippe im Walde gefunden haben.“

Gewaltsam kämpfte Karl seinen Schmerz nieder, um ihn draußen im Freien auszuweinen. Er fragte nur noch: „Lebt Gottfried noch?“

„Der ist in Rittersreuth beim Herrn von Gibelstadt.“

„Mit wem redest Du da?“ rief eine Stimme aus dem Fenster des Hauses herab. „Wer ist der fremde Mann? — Was wollt Ihr? Was sucht Ihr hier?“

„Ein Bekannter des seligen Herrn Baron aus alten Zeiten wollte sich nur erkundigen,“ sagte Karl.

„Das könnt Ihr bei mir thun, nicht bei den Dienstleuten,“ rief Leutersheim. „Kommt herauf!“

Anstatt aber dieser Aufforderung Folge zu leisten, verließ Karl raschen Schrittes den Erdhof und eilte zwischen hohen Hafelhecken nordwärts dem nächsten Tannenwalde zu. Der Arme konnte nicht länger mehr den Ausbruch seiner Gefühle zurückdrängen. Er sank auf ein Felsstück nieder und brach in heftiges Schluchzen aus.

Herrn von Leutersheim kam es höchst verdächtig vor, daß der Unbekannte, anstatt sich ihm zu stellen, sich aus dem Staube machte. Er hatte auch in der That allen Grund zum Argwohn und zur Vorsicht. Denn von dem kaum eine Stunde entfernten Bambergischen Schlosse Regensberg, das am Nordrande des Berges lag und gerade

Digitized by Google

auf Rittersreuth herabschaute, waren schon öfter verschiedene Leute als Spione auf die benachbarten Güter geschickt worden und hatten unter allerlei Vorwänden mit den Dienstboten Gespräche angeknüpft, um auszuforschen, was von den markgräflichen Vögten vorgenommen werde. Dieser neue verdächtige Vorfall bestärkte ihn in seiner Besorgniß, daß von Regensberg her ein gewaltsamer Ueberfall im Werke sei; er schickte daher augenblicklich einen Boten nach Rittersreuth, dann ließ er sein Pferd satteln, und ritt nach Hunnstein hinüber, um mit dem alten Herrn zu berathen, auf welche Weise Eschenthal am besten in Vertheidigungszustand gesetzt werden könne.

Der alte Hunnstein stand in der Erbschafts- oder Lehensangelegenheit ganz auf der markgräflichen Seite. Erstlich, weil er selbst markgräflicher Unterthan und Lehensträger war, sodann aber, weil er Grund zu hoffen hatte, daß bei der neuen Vergebung und Vertheilung des heimgefallenen Lehens die Herrschaft Eschenthal ihm selbst übertragen werden würde. Durch sie würde er seine Besitzungen in sehr willkommener Weise arrondirt haben; auch war es seiner Nachgier ein süßer Gedanke, daß gerade des verhaßten Eschenthals Güter sein Eigenthum werden sollten.

Während Herr v. Leutersheim nach Hunnstein ritt, lag Karl betend auf den Knieen. „Ich leide, was ich verdient habe," sprach er, „ich war nicht werth, das ehrwürdige Angesicht meines Vaters wiederzusehen."

Er stand auf. Zum Grabe des Vaters sollte sein erster Gang sein. Er stieg weiter von Hügel zu Hügel, bis er endlich auf den Grat des Berges heraustrat, der hier nach Norden in plötzlichem steilen Absturz nach der prachtvollen neuen Thalbucht sich niedersenkte, in deren Mitte Rittersreuth liegt. Rechts, wo der Rand des Berges um die eine Stunde breite Thalbucht herumbiegt, lag auf einem Vorsprung das Bamberger Schlößchen Regensberg mit seinen zwei dicken runden Eckthürmen; gerade drüben, Karl gegenüber, ragte ein kahler Berg mit viereckter Felsenzinne; links hinaus schweifte das Auge über das flachere Land bis in weite Ferne, wo auf sanfteren Höhen der weiße Thurm der alten Papenburg wie eine silberne Nadel hinter schwarzen Wäldern erglänzte. Zwischen senkrechten Felsmassen klomm Karl einen steilen Pfad hinab, begrub sich dann in ein dicht verwachsenes Gehölz, das den unteren Theil des steilen Berghangs bedeckte, kam er unten im Thale aus dem Walde heraus auf [illegible] ein Rinnsal, das in [illegible]chen Cascaden über Felsenstufen [illegible]wärte, dann zwischen [illegible], und nun lag der festungsartig ummauerte Kirchhof von Rittersreuth mit der Kirche vor ihm. Es war Mittag, kein Mensch war auf dem Weg, ungestört konnte er die Kirche betreten und an der Gruft weilen, in der der sterbliche Theil seines Vaters schlummerte.

Nach einer Weile trat er ernst aber ruhig heraus und überlegte besonnen, was nun weiter zu beginnen sei. Das nächste war, den alten Gottfried aufzusuchen. Er ging von dem Kirchhof das Dorf hinab, und sah das Schloß — bisher der gemeinsame Besitz der verschiedenen Linien des Geschlechts — vor sich. Eine stattliche, breite Fronte, mit mächtigen runden Eckthürmen, stand es frei in einem weiten, von Bäumen beschatteten Hofe, der mit niedrigen Seitengebäuden und einem Schloßgraben umgeben war. Karl überschritt die Zugbrücke und trat in den Hof. Ein ältlicher Mann in Livree, eine schwarze Trauerbinde um den Arm, trat eben in eines der Nebengebäude. Obgleich Karl sein Gesicht nicht hatte sehen können, so erkannte er doch sogleich an der Figur und der noch immer militärisch-geraden Haltung den alten Schloßverdiener. Er folgte ihm; er klopfte an die Thür. „Herein!" rief die wohlbekannte Stimme, und als er eintrat, fand er Gottfried zu seiner Freude allein.

„Sie werden mich nicht mehr kennen?" hub er an, und der kalte verwundete Blick des Kammerdieners bewies ihm, daß er in dieser Vermuthung sich nicht irrte. „Erinnern Sie sich noch eines Augustnachmittages im Jahre 81, wo ein heftiges Gewitter — —"

„Was wollen Sie? — Ja doch! Waren Sie vielleicht bei dem Brande zugegen? Sind Sie einer von denen, die den Holzschuppen löschen halfen? Ich wüßte freilich nicht — —"

„Nein, wenn der Holzschuppen in Brand gerathen ist, so war ich da jedenfalls nicht mehr im Ort. Aber, Gottfried, erinnern Sie sich nicht vielleicht eines zwölfjährigen wilden Knaben, der durchaus von Ihnen verlangte, Sie sollten ihm das Meisennest vom Apfelbaum holen, und der, weil Sie sich weigerten, selbst eine Leiter holte und hinaufsteigen wollte, und herunterfiel und sicher den Arm gebrochen hätte, wenn der gute treue Gottfried ihn nicht gehalten hätte."

„Ach Gott, das war der Junker Karl," sagte Gottfried, und eine Thräne floß über seine Wange. „Aber woher wissen Sie denn das?"

„Ich weiß noch mehr. Ich weiß auch, wie Sie mit Adelinen auf der Wiese waren und sie Schlüsselblumen suchte, sich einen Kranz zu binden, und wie dann plötzlich das Wachtelhausern Stier los wurde, weil Kaspar die Stallthür nicht zugemacht, und wie der Stier auf die Wiese sprang, gerade auf meine Schwester zu — —"

„Karl! Karl!" rief Gottfried, und im Sturm seiner Gefühle alle Standesunterschiede vergessend, sprang er auf ihn zu, preßte ihn an sein Herz und benetzte seine Wangen mit heißen Thränen.

„Verzeihen Sie — Junker — Herr Baron! Ich habe nicht bedacht — mir war's, als wäre es wieder der kleine Karl von damals. Ach Herr Baron — wenn Ihr Herr Vater — — nur vier Wochen länger — —" Wiederum erstickten Thränen seine Stimme. „Sie leben also? Und dem seligen Herrn hat man geschrieben, Sie seien in der Schlacht bei — bei — Windenheim oder — —"

„Bei Neerwinden gefallen", half Karl ein. „Verwundet wurde ich dort und gefangen. Aber wer hat das meinem Vater geschrieben?"

„Ein Herr in Straßburg, Meville hieß er, glaube ich. Ihr Herr Vater war bei Hofe gewesen und hatte dort einen Franzosen getroffen, der Sie kannte."

„Seltsam! Aber guter Gottfried, können Sie mir nicht einen Bissen Brot geben?"

„Sie haben noch nicht gegessen? Sogleich will ich Ihnen bringen, was ich habe. Oder nein, wollen Sie denn nicht aufs Schloß? Was werden der Herr von Gibelstadt und der Herr Markgraf selber für eine Freude haben, daß wieder ein Herr Baron da ist!"

„Nein, guter Gottfried", sagte Karl und hielt ihn am Arm. „So schnell geht das nicht. Wir wollen, während ich esse, ruhig überlegen, was zu thun sei. Das Schlimmste ist, daß ich gar keinen Beweis beibringen kann, daß ich wirklich Karl von Eschenthal sei, — keinen außer jenen Erinnerungen aus meiner Jugend, für deren Richtigkeit Du einstehen kannst. Das wird aber vor der Landshauptmannschaft wenig gelten. — In Frankreich habe ich unter falschem Namen gelebt —"

„Ei wenn Sie nur beweisen können, daß Sie der Lieutenant so und so sind; denn daß dieser Lieutenant der Baron Karl ist, dafür müssen sich [illegible]reich, in den Briefschaften Ihres Herrn Vaters die Beweismittel finden."

„Wen das kann ich nicht darthun", sagte Karl. „Ich war für todt gemeldet nach der Schlacht bei Neerwinden. Als ich vier Jahre später aus der Kriegsgefangenschaft frei wurde, wollte man beim Kriegsministerium nichts mehr von mir wissen."

„Es ist noch ein andrer Umstand", fuhr er nach einer Pause fort, „der mich zur Vorsicht mahnt. Du weißt, welche That ich verübt habe."

„Ach Gott, ja. Darüber sollte freilich Gras gewachsen sein. Aber der alte Hunnstein hat Ihren Herrn Vater bis ins Grab mit seinem Groll und Haß verfolgt. Vor dem müssen Sie sich hüten."

Sie beredeten sich noch eine Weile und fanden, daß die Sache zum Handeln noch in keiner Weise reif sei. Karl müsse sich vor der Hand noch verborgen halten; Gottfried solle niemandem sagen, daß der junge Baron erschienen sei.

In aller Stille verließ Karl das Schloß. Als er aus Gottfrieds Häuschen trat, schlüttelte er diesem unter der Thüre noch einmal die Hand. Er bemerkte nicht, daß droben im Schlosse Herr v. Gibelstadt am geöffneten Fenster stand und Gottfrieds Wohnung scharf beobachtete.

Karl ging zum Dorfe hinaus und überlegte, welchen Weg er einschlagen sollte. Ueber Eschenthal wollte er nicht wieder gehen. Aber plötzlich durchzuckte ihn ein ganz neuer Gedanke. „Wie," dachte er bei sich selbst, „wenn ich geraden Weges zu Herrn v. Hunnstein ginge, mich ihm zu Füßen würfe und als den Mörder seines Sohnes bekennte! Die verdiente Strafe will ich tragen; ich kann ihr ja doch nicht entgehen, sobald ich mit meinem Namen hervortrete. Wenn aber dem Markgrafen wirklich soviel daran liegt, daß mein Geschlecht erhalten bleibe, so wird er Gnade vor Recht ergehen lassen."

So denkend, schritt er in das Wald, erstieg an einem weiter östlich gelegenen Punkte den steilen Berg, und kam so in jenen Seitenkessel hinab, in welchem Waldchenbrunn lag. Von da führte ihn die Straße nach Hunnstein wieder sanft den Berg hinauf, in den Wald. Er hätte diesen schrecklichen Wald umgehen können: er wollte es nicht;

Digitized by Google

che er Herrn v. Hundstein um Verzeihung hat, wollte er Gott um Vergebung anflehen an derselben Stelle, wo Meinhard von seiner Hand gefallen war. Wohl grauste es ihm, als er nun droben im düstern Forste vom Wege abbog; aber kein Grausen durfte ihn irre machen in seinem Vorhaben. „Dieser schrecklichste Augenblick“, sprach er zu sich, „ist der Anfang meiner verdienten Strafe.“ Er trat an die furchtbare Stelle — er erkannte sie deutlich wieder — lange stand er, die Hände ringend. Ein unnennbares Gefühl trieb ihn weiter in der Richtung, in der er damals gefloben war; er wollte jene schaudervollen Augenblicke noch einmal in der Erinnerung durchleben, um ganz aus der Tiefe für das damals Geschehene Buße thun zu können. Aber unwillkührlich fuhr er zusammen, als plötzlich die Strohhütte vor ihm stand. Daß sie noch, daß sie jetzt nach fast neunzehn Jahren noch, stehen würde, darauf war er nicht gefaßt gewesen. Verfallen war sie freilich; die Sparren waren zum Theil zusammengefault, die Strohlage hin und wieder eingesunken, mit Moos und faulenden Pilzen überzogen — ein grausiger Anblick. Verworrene Strohhalme hingen ins Innere hinein wie ein starrgewordener Regenguß. Ein Fußtritt wollede hingereicht haben, die ganze Hütte über den Haufen zu werfen. Karl schaute sie an, ernst sinnend. Und nun streckte er die Hand aus — er zog sie schen wieder zurück — aber es ließ ihm keine Ruhe — noch einmal, zitternd, krampfhaft, streckte er sie aus, und seinen Abscheu gewaltsam überwindend, untersuchte er eine Stelle des Strohs; er bog die faulen Halme auseinander — — ein verrosteter Degengriff grinste ihm entgegen. Er prallte rückwärts und kehrte gefesselten Hauptes an jene Stelle zurück, wo er Meinhard hatte in seinem Blute liegen sehen. Hier sank er auf seine Kniee und rang im Gebet. „Heiliger Gott! Barmherziger Vater! Wasche diese blutigen Hände rein! Vergib Du mir und laß mich vor den Menschen büßen! Deiner Gnade bin ich gewiß; alles andre ist eitel.“

So sprach er und lag noch lange schweigend auf seinen Knieen.

(Schluß folgt.)

Eine Völkerbildungsstätte.

An den Marken dreier Völkerschaften auf beiden Seiten unseres Rheines liegt freundlich und behäbig in einer fruchtbaren, reizenden Gegend die alte, reiche Stadt Basel. Eigenthümlich und charakteristisch für den Sinn und das Streben ihrer Bewohner ist ihr Wappen. Dasselbe stellt nach eben den bischöflichen Krummstab, nach unten die Schiffergabel dar. Jener weist auf den für Religion und Wissenschaft offenen und empfänglichen Sinn der Stadt, die vor der Reformation seit alten Zeiten der Sitz von Bischöfen war und seit 1460 eine Universität besitzt; diese auf das rege Handelstreiben und den raftlosen Gewerbfleiß, der in ihr stets geherrscht hat. „Beides,“ sagt ein Basler Gewährsmann, Dr. Ostertag, „ist auch im Laufe der Zeiten ein glückliches Eigenthum unserer Bevölkerung geblieben und hat dieser Stadt ein erfreuliches und in diesem Maße selten sich wiederfindendes Gepräge von vereinter geistiger und materieller Wohlfahrt aufgedrückt.“

Gar manchen Sturm ist im Laufe der Zeiten über die ehrsame Stadt dahingegangen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ertönten in ihr die Nachklänge der französischen Revolution; am 21. Januar 1798 ward auf dem Münsterplatz vor der Kathedrale unter dem Freudenrausch der Menge, patriotischen Reden und Gesängen und mit tönenden Völkerschüssen ein Freiheitsbaum errichtet und umtanzt. Auf diesen kurzen Rausch folgte bald die Ernüchterung durch die französische Herrschaft. Gegen Ende des Jahres 1813 begann, trotz der eidgenössischen Neutralitätserklärung, die österreichisch-deutsche Armee über die Rheinbrücke in Basel einzurücken. Wochenlang sah die Stadt einem Waffenplatz völlig ähnlich. Schwere Tage der Angst und Noth brachen über sie herein. Dann kam der Friede; ein Jahr der Ruhe folgte; am 20. März 1815 brachen die Lilien der Bourbonen aufs neue vor Napoleons Scepter zusammen. Und wieder erröthneten die Straßen der friedlichen Stadt von dem Kriegslärm; von der Festung Hüningen drehten die französischen Geschütze; am 28. Juni ließ der General Barbanègre von der Abbatzzi-Schanze aus die Stadt mit Bomben und Handbitzgranaten bewerfen und erneuerte seinen Angriff gegen Ende Juli. Erst nach langem, verzweifeltem Kampfe wich der tapfere Gegner und kapitulirte.

Unter den fremden Kriegsscharen, die in und um Basel gelagert, waren auch viele gewesen, die muhammedanischen und heidnischen Völkerschaften angehörten: Kosaken, Kalmücken, Tataren, Baschkiren ꝛc. Die Bekanntschaft mit denselben, wie die läuternde Noth der Zeit hatten einen Plan mehr und mehr der Reife nahegebracht, der schon früher von dem seit 1780 in Basel befindlichen Centralcomité der „deutschen Christenthumsgesellschaft“ ins Auge gefaßt worden war. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Gründung einer Missionsschule, d. h. um die Ausbildung und Aussendung von christlichen Predigern in die Heidenwelt. Es war ein kühner Gedanke, namentlich in so schwerer Zeit, als überall noch die Nachwehen des langen Krieges sich fühlbar machten, in einem Jahre, wo die Ernte gering, der Wein gänzlich mißrathen, eine Theurung zu fürchten war. Aber kühn waren auch die Männer, die die Sache in die Hand nahmen. Der noch lebende ehrwürdige Greis Spittler, damals ein dreißigjähriger Mann, schrieb in jenem Jahre an seinen Freund Blumhardt, den Pfarrer von Büig in Württemberg, als wider Erwarten schnell der sehr freigesittige Staatsrath Ochs seine Genehmigung zur Eröffnung des Instituts gegeben hatte: „Abermaliges Bombardement! ... Wir hatten viel Angst und Besorgniß, der Herr aber hat uns bewahrt. Bomben zerplatzten über unserm Hause und doch geschah uns kein Leid; im Gegentheil widerfuhr dadurch uns und unsrer Stadt viel Gutes. Denn viele lernten wieder beten, was sie vorher ganz vergessen zu haben schienen. Wir dachten an das alte Sprichwort: „Wenn das Eisen heiß ist, muß man es schmieden.“ Stracks rückten wir mit unserm Missionsplan zu Felde und fingen rechts und links unsre Freunde zu bearbeiten an. Ueberall Sieg! Aber jetzt kam's noch zur schwersten Batterie, genannt Och s. Ohne diese erobert zu haben, so hieß es allgemein, ist soviel als nichts gewonnen. Was war zu thun? Unter Gebet liefen wir auch da Sturm, und in weniger als einer Viertelstunde war sie in unsern Händen.“

Am 25. September 1815 kamen Spittler und sechs andere Freunde zum ersten Male im Pfarrhause zu St. Martin zusammen, um sich zu einer evangelischen Missionsgesellschaft zu constituiren. Im Frühjahr 1816 eröffnete alsdann der Pfarrer Blumhardt als erster Inspector mit acht Missionszöglingen in einer bescheidenen Miethwohnung die Schule, aus der bereits nach wenigen Jahren die Gründung eigener Missionen hervorwuchs. Am sechsten Juli d. J. hat die Gesellschaft ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert.

Die Missionsanstalt ist nicht mehr, wie vor fünfzig Jahren, in einer Miethwohnung — sie ist in ihrem eigenen, stattlichen Hause. Dahin gestatte mir, geneigter Leser, Dich zu führen — dabei erzähle ich Dir am besten von den verflossenen fünfzig Jahren, wie es mir zum Theil im vorigen Jahre dort selbst erzählt worden ist.

Von dem Spalientheve in Basel läuft nach einem benachbarten Dorfe eine lange, breite Straße, Missionsstraße genannt, in der das von uns gesuchte Haus sich befindet. Es ist ein großes, prachtvolles Gebäude, fünf Stockwerk hoch, jedes mit 13 Fenstern in der Fronte und drei auf jedem Flügel. Aber es zeigt nicht seine breite Fronte der Straße, sondern steht anspruchslos einige hundert Schritte davon ab in einem freundlichen und geräumigen Garten, in den ein einfaches Eisengitter von der Straße hineinführt. Zur linken Seite steht eine Pförtnerwohnung, von der eine Telegraphenverbindung nach dem Hauptgebäude geht, die auch durch seine verschiedenen Räume sich fortsetzt, um dem Inspektor die Communication mit denselben zu erleichtern und um schnell einen Führer für Fremde herbeizurufen.

Neunzig junge Männer*) mit ihren Lehrern und deren Familien bewohnen das Hauptgebäude. Sie sind getheilt in drei Abtheilungen, deren jede aus zwei Klassen besteht. Das Erdgeschoß enthält einen sehr geräumigen Saal, der 300 Personen aufnehmen kann; einen großen Lehrsaal, ein ethnographisches Museum mit 1558 Artikeln aus der Heidenwelt, Pflanzen, Waffen, Götzenbildern ꝛc. Ferner ist da eine Bibliothek mit 4000 Bänden, ein Comitézimmer ꝛc. Unter der Erde sind die Küchen, Waschräume, Speisekammern ꝛc.

*) Im August 1864 waren es 87, darunter 46 Deutsche (36 Württemberger, 7 Badenser, 1 Hesse, 1 Preuße, 1 Hamburger), 20 Schweizer, 6 Elsäßer, 2 Deutsche aus Rußland, 8 Armenier (darunter 4 aus der Türkei), 2 Holländer, 1 Pole, 1 Ostindier, 1 Chinese.

Digitized by Google

Wir treten in das Hauptgebäude ein. Da fällt unser Blick auf Namen, die auf die Pfeiler geschrieben sind, um welche sich die Treppen winden. Wir werden durch dieselben sogleich dem Zwecke des Hauses nahegeführt. Es sind die Namen der einzelnen Theile des Hauses. Das Erdgeschoß heißt Malabar; das erste Stockwerk Canara; das zweite Mahratta; das dritte Nilagiri, und das vierte Ober-Guinea. Auch jedes Zimmer hat den Namen irgend einer Missionsstation. So wohnt die Frau des verstorbenen Professor de Wette, die zuweilen einige Zeit im Missionshause zubringt, gewöhnlich in Abbeokuta.

„Seit wie lange haben Sie eigene Missionsgebiete?“ fragte ich meinen Führer.

„Seit dem Jahre 1821. Im Jahre vorher zogen wir mit 18 Zöglingen aus der Miethwohnung in ein neuerbautes, eignes Haus, das wir bis vor 5 Jahren bewohnt haben. Bis dahin waren in unsrer Schule nur für ausländische Gesellschaften Missionare gebildet worden. Da kam hierher zu uns ein merkwürdiger Jüngling aus hohem Geschlechte, Graf Felician Zaremba, den ein unwiderstehlicher Drang nach christlicher Gemeinschaft aus der Kaiserstadt an der Newa in die Missionsschule geführt hatte. Er und der Sachse, A. Dittrich, sollten die Gründung einer eignen Mission in den Ufernländern des schwarzen Meeres unternehmen. Dort sollten zuerst die deutschen Kolonisten, deren Kinder schon besser tatarisch als deutsch sprachen, geistliche Pflege erhalten, dann aber sollte durch sie und von ihnen aus das Wort des Lebens unter den muhamedanischen Tataren, Tscherkessen ꝛc. wie unter den Armeniern verkündigt werden. Der Plan wurde ins Werk gesetzt und unter allerhand Nöthen und Gefahren fortgeführt; aber im Jahre 1833 machte ein Ukas der russischen Regierung demselben ein Ende. In unsern Tagen erst hat Alexander II. einer zur Gemeinde herangewachsenen Schar Armenier gestattet, sich zum evangelischen Glauben zu bekennen. In Folge dieser Vergünstigung arbeiten jetzt wieder 13 unserer Brüder an evangelischen Gemeinden des russischen Reiches, theils diesseits, theils jenseits des Kaukasus.“ „Und welches Gebiet nahmen Sie danach in Angriff?“ fragte ich weiter.

„Schon im Jahre 1826 hatte unsere Gesellschaft sich nach Afrika gewandt. Nach manchen schweren Erfahrungen haben wir dort festen Fuß gefaßt. Dort gilt es einen Kampf gegen die Sklaverei, die das ganze Leben des Negers beherrscht, gegen die Vielweiberei, gegen das Blutvergießen, den Mord und den Krieg, ohne den kein Jahr auf unserer Gedenktafel vergeht. Aber der Neger ist zugänglich für unsere Seanboten und unsere Arbeit ist nicht ohne Erfolg gewesen. Ueber dreißig Quadratmeilen erstreckt sich unser dortiges Arbeitsgebiet, sieben Stationen haben wir auf dem kleinem Territorium der Ga- und Otschi-Neger mit 29 Missionaren besetzt.“

„Sind diese Missionare ordinirte Geistliche?“

„Nein nur 14 sind ordinirt, die andern sind Kaufleute, die als Oekonomieverwalter der Mission oder als Handelsleute in unsern Missionshandlungen angestellt sind, außerdem Handwerker aller Art, Weber, Schuhmacher, Schreiner, Wagner, Schlosser, Zimmerleute, Maurer, Mechaniker, Buchhändler und Buchdrucker, die den Missionswerkstätten, der Presse und dem Büchervertrieb vorstehen, und endlich Oekonomen, die auf den eigentlichen Missionskolonien die Oekonomie im engeren Sinne des Wortes betreiben. So halten wir es in Indien ebensowohl als in Afrika!“

„Sie überraschen mich. Ich glaubte, die ganze Missionsthätigkeit bestände in der Verkündigung des Evangeliums und in der Unterweisung der Jugend. Wie sind Sie zu allen diesen Einrichtungen gekommen?“ wandte ich mich an meinen Führer.

„Das will ich Ihnen sagen,“ erwiederte er; „Predigt und Unterricht bahnen die Wege, erwecken die Gewissen, führen zum Glauben; aber sie reichen nicht aus, feste und dauernde Gemeinden zu bilden und anzubauen. Es erwies sich als unerläßlich, nicht nur in dem noch uncivilisirten Afrika, sondern auch in dem gebildeten Indien, den Gemeindegliedern auch praktischen Wege durch Vorführung christlicher Vorbilder einen Begriff zu geben von einem rechten Arbeits-, Gewerbs- und Handelsleben und ihnen Gelegenheit zu verschaffen, sich unter Aufsicht und Anleitung von Europäern an die Ausübung aller bürgerlichen Christentugenden zu gewöhnen. Das ist der Ursprung der Missionskolonien und der Missionswerkstätten, die nun fast alle finanziell auf eignen Füßen stehen.*)

*) Für die industriellen und commerciellen Arbeiten sind in Basel zwei besondere Kommissionen. Die Missionshandlungskommission betreibt einen regelmäßigen Handel, besonders mit Westafrika. Ihr Zweck ist, erstens die Missionsstationen mit europäischen Lebensbedürfnissen zu versorgen, zweitens Industrie und Agrikultur unter den Eingeborenen zu fördern. Diese Handelsoperationen werden ganz unabhängig vom Comitee ausgeführt mit einem Aktienkapital von 200000 Franken, woran die Missionen mit 15 Aktien betheiligt ist. Der Gewinn, nachdem Zinsen und Dividenden abgezahlt sind, fließt in die Missionskasse.

„Bitte, erzählen Sie mir doch noch mehr von dieser Thätigkeit Ihrer Gesellschaft in der Heidenwelt. So viele Leute führen es ja immer gegen die Mission an, daß sie den Handel störe.“

„Ja, so wird gesagt. Aber lassen Sie mich nur eine Thatsache aus der afrikanischen Mission hervorheben, die solche Meinung völlig widerlegt. Im Yorubalande ist durch die Gründung der Mission ein völlig neues Leben angebrochen. Der Handel blüht, und das Volk genießt einer solchen Wohlfahrt, daß viele andere Negerstädte bereits um einen „weißen Mann“ gebeten haben. Die Ausfuhr von Baumwolle auf den Markt von Manchester darf jetzt als ein fester und gesicherter Zweig des Yorubahandels angesehen werden. Es war im J. 1852, als die ersten Ballen Baumwolle, durch Maschinen gereinigt und für den englischen Markt gepreßt und verpackt, aus den industriellen Werkstätten der Missionsgesellschaft in Lagos und Abbeokuta nach Manchester gesandt wurden. Ja, diese Werkstätten waren fünf Jahre lang die einzigen Kanäle, durch die England mit westafrikanischer Baumwolle versorgt ward. Jetzt sind viele hundert Reinigungsmaschinen in und um Abbeokuta in Thätigkeit; auch sieben Schraubenpressen befinden sich dort, und zwar mehrere im Besitz eingeborner Handelsleute, so daß die industriellen Etablissements der Miss.-Gesellschaft, nachdem ihr Zweck, nämlich die Begründung eines einheimischen Baumwollenhandels erreicht war, in andere kaufmännische Hände übergehen konnten.“

„Ueberhaupt folgt durchweg Bildung und Civilisation im Gefolge der Mission. Ist es doch ein Missionar (Marshman in Serampur) gewesen, der die beweglichen chinesischen Typen erfand und die Papierfabrikation in Indien einführte. War es doch eine Missionarsfrau (Frau Mault in Nagercoil), die in Indien das Spitzenklöppeln einführte, und damit nicht nur auf der Londoner Industrieausstellung 1852 Anerkennung fand, sondern vielen Weibern zu reinlicher Beschäftigung und ehrlichem Auskommen verhalf.“

Habe ich nicht Recht gehabt, lieber Leser, das Basler Missionsinstitut eine Völkerbildungsstätte zu nennen? Sind die ins Auge fallenden Ergebnisse auch nur erst klein, zählen die afrikanischen Gemeinden auch nur erst 956 Getaufte und 497 Communikanten, ist darum das Werk ein minder erfreuliches? Schon vor einer Reihe von Jahren sagte der heidnische Fürst einer Nachbarstadt zu Abbeokuta zu dem dort stationirten Missionar: „Fahret nur in Eurer Arbeit geduldig fort; Gott wird Euch darin segnen; denn es ist ein gutes Werk, wie man in Abbeokuta sehen kann. Ich kann mich noch wohl der Zeit erinnern, wo die Abbeokutaner nichts als Räuber, Menschendiebe und Sklavenhändler waren; aber seitdem ist dort eine große Veränderung vorgegangen, welche ihren Ursprung nur in dem Segen Gottes haben kann, der auf der Arbeit des weißen Mannes ruht.“ Und ist es nicht eine Freude zu hören, daß durch das Geschenk eines Schweden von 10,000 Franken es der Gesellschaft möglich geworden ist, in diesem Jahre den Wolta zu überschreiten, der das von ihr allein bearbeitete Aschante-Reich von Dahome abgrenzt, und nach Osten über das Aquambuland einen Posten gegen das blutgetränkte Dahome vorzuschieben?

„In Indien arbeitet unsere Gesellschaft seit 31 Jahren“, fuhr mein Führer fort. „Unser Missionsfeld an der Westküste ist von unserer nördlichsten Station Gulegaudd in Südmahratta bis zu unserer südlichsten, Kodakal in Malabar etwa 140 Stunden lang und vom Meer bis zu den Bergen im Osten 40 Stunden breit und zählt mehre Millionen Einwohner. In diesem weiten Gebiet haben wir 16 Stationen mit 52 Missionaren, unter welchen 3 Eingeborne sind. Von Anfang an ist unsere Arbeit dort gesegnet worden. Unter den ersten Seanboten waren gleich tüchtige Theologen von der Tübinger Hochschule, so Mögling und Dr. Gundert. Das neue Testament wurde in die Tuluſprache übertragen. Mögling veröffentlichte die Schätze der alten Landesliteratur, sammelte Sprichwörter und schrieb populäre Erbauungsschriften. In ähnlicher Weise suchte Gundert die Malajalimsprache auszubeuten, in die er auch das neue Testament übersetzt hat. Im J. 1844 wurden mehrere hochgestellte Brahminen-

jünglinge bekehrt, von denen einer später hier den theologischen Cursus durchmachte und jetzt als ordinirter Missionar unter seinen Landsleuten wirkt. In Mangalur haben wir eine Katechistenschule, welche die nöthigen Nationalgehilfen und Schullehrer liefert, deren wir bereits ca. 60 gebildet und in Thätigkeit haben. Dazu kommen zahlreiche Gemeinde- und Heidenschulen, namentlich die sogenannten „englischen Schulen", eine Art höherer Realschulen, in denen die Erlernung der englischen Sprache zugleich eine Hauptsache ist; endlich ein Schullehrer- und ein Predigerseminar. So wird unter allen Schichten des Volkes christliche Bildung verbreitet, wozu noch die Bibelübersetzung, Schulbücher und Erbauungsbücher in den verschiedenen Sprachen mitwirken, die aus den Händen der Missionare hervorgehen."

„Diese Schriften werden wohl meist verschenkt?"

„Keineswegs; im verflossenen Jahre verkaufte unsere Buchhandlung in Mangalur allein 18,630 Exempl. christlicher Schriften."

„Aber glauben Sie, daß diese Schriften, ja daß Ihre ganze Thätigkeit in Indien einen wirklichen, nachhaltigen Erfolg hat? Sie wissen, wie sehr viele Leute die ganze Missionsarbeit belächelu."

„Wonach soll man den Erfolg bemessen?" erwiderte mein Freund. „Wenn ich Ihnen sage, daß unsere Gemeinden auf den 16 Stationen 3068 Seelen stark sind, worunter sich 1522 Communikanten befinden, so wird Ihnen die Zahl klein vorkommen. Aber alles Große reift ja langsam heran. Denken Sie daran, wie schwer unser deutsches Volk für das Christenthum gewonnen worden ist? Und wie viel geringer waren in ihm die Hindernisse, als in dem Volke der Indier? Daß aber auch unter den noch ferustehenden Heiden die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß wir die Wahrheit verkündigen, davon könnte ich Ihnen zahlreiche Belege aus englischen und indischen, von Heiden redigirten Zeitungen anführen. Hören Sie nur eine Stelle aus dem „Sadschana Randschana", welchen ein Heide herausgibt. Sie lautet: „Die Bibel ist das beste und vortrefflichste unter allen englischen Büchern, und es gibt seinesgleichen nicht in der englischen Sprache. Gleichwie jedes Gelenk des Zuckerrohres von der Wurzel bis zu seiner Spitze voll von Süßigkeit ist, so ist jedes Blatt der Bibel voll der kostbarsten Lehren. Ein kleines Theilchen dieses Buches wird Dich mehr gesunde Sittlichkeit lehren, als tausend andere Schriften, die von Moral handeln. Kurz, wenn jemand die englische Sprache studirt, in der Absicht, Weisheit zu gewinnen, so gibt es kein anderes Buch, das lesenswerther wäre, als die Bibel. Ist aber dies der Fall, so können wir nicht begreifen, wie es einem erleuchteten und vorurtheilsfreien Manne jemals einfallen kann, sich der Einführung der Bibel in die Regierungsschulen dieses Landes zu widersetzen."

„Das ist allerdings ein merkwürdiges Zeugniß."

„Es gibt deren zahlreiche. Auferdem ist es eine unbestrittene Thatsache, daß an allen Orten sich die Missionsschulen mit der Hindujugend füllen, ja daß der Unterricht in denselben, einst gefürchtet und gemieden, von den Schülern jetzt bezahlt wird. Gerne geben die Eltern ihren Schilling (10 Sgr.) jeden Monat und unterwerfen sich aller Ordnung, die ein christliches Erziehungsystem verlangt. Der Gögendienst, wenn auch noch lange nicht ausgerottet, ändert und mildert doch überall seine Form. Unsittliche und barbarische Gebräuche werden abgeschafft oder ziehen sich in ein Dunkel zurück, das selbst von der zunehmenden Verfeinerung des Volksgeistes zeugt. Die heidnischen Feste verlieren ihren fanatischen Charakter, die sklavische Andacht der Menge schwindet; Priester und Gebildete fühlen es, daß die Tage des Heidenthums gezählt sind. So urtheilen alle unbefangene Kenner Indiens und das ist mehr, als wenn ich Ihnen Zahlen vorführte, als wenn ich Ihnen z. B. sagte, daß es im Jahre 1862 in Indien, Ceylon und Burma, nach statistischen Berichten, bereits 213,182 eingeborne Christen gab u. s. w."

„Da haben Sie ganz Recht," entgegnete ich. „Zahlen haben nur einen sehr geringen Werth. Die Hauptsache ist, daß das Heidenthum anfängt seine Macht zu verlieren und der Geist der christlichen Religion sich Bahn bricht. Aber wie geht es Ihnen in China?"

„Dort haben wir nur fünf Missionare auf drei Stationen und erst 272 Seelen bilden die dortigen Gemeinden. An der Spitze dieser Arbeit steht Missionar Lechler in Hongkong, der auch eine Knabenschule leitet und dessen Frau einer Mädchenanstalt vorsteht, die von 32 Schülerinnen besucht wird."

„Außerdem," fuhr er fort, „haben wir aber seit 1833 viele unserer Zöglinge nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgesendet, von denen jetzt gegen 80 in den verschiedenen Staaten der Union, namentlich aber im Westen des großen Festlandes, als Pastoren, Lehrer und Professoren thätig sind. In den letzten Jahren sind auch sieben unserer Brüder als Prediger und Lehrer nach den deutschen und schweizerischen Colonien in Brasilien gegangen. Endlich sind kürzlich zwei unserer Zöglinge einem Rufe von Auswanderern nach Australien gefolgt, um auch dort in deutschen Gemeinden als Pastoren zu wirken."

„Das sind ja also über hundert Sendboten, die Sie allein an deutsche Gemeinden in vier Welttheilen geschickt haben?"

„Ganz recht; wir freuen uns, so unsern deutschen Brüdern dienen zu können. Unsere Hauptthätigkeit ist aber bleibt aber immer unter den Heiden. In dieses große und herrliche Arbeitsfeld sind seit 1815 ausgesendet 441 Missionare, von denen bis jetzt 134 gestorben sind. Die Zahl der Christengemeinden und den Heiden auf unserem Arbeitsfelde beläuft sich auf 33, die alle Kirchen und Schulen mit einer Reihe anderer Anstalten und selbst Kirchen- und Schulsonds besitzen."

„Hat es Ihnen nie an Mitteln gefehlt, Ihre Missionare zu unterhalten?" fragte ich weiter.

„Wir sind durch schwere Zeiten hindurchgegangen; aber stets hat uns der Herr geholfen zur rechten Zeit. Im Jahre 1820 beliefen sich unsere Einnahmen auf 44,553 Franken; im Jahre 1864 auf 773,915. Auch die Mehrausgaben der letzten Jahre sind durch besondere Beiträge gedeckt worden, und es hat sich noch ein Ueberschuß ergeben. Das Erfreulichste aber ist, daß die Heiden-Christengemeinden sich nicht nur mehr und mehr selbst unterhalten, sondern uns auch durch Beiträge reichlich unterstützen."

Viel Interessantes ließe sich noch mittheilen über die Vorbereitung der Missionszöglinge, die seit sechszehn Jahren durch den Inspector Josenhans geleitet wird, und an der bis zu vorigem Jahre einer unserer ersten Theologen, Professor Gess (jetzt in Göttingen) mitgewirkt hat. Der Cursus ist für die meisten Zöglinge ein sechsjähriger. Außer den theologischen Disciplinen wird auch Unterricht in lateinischer, griechischer, hebräischer und englischer Sprache wie in anderen Wissenschaften ertheilt. Zur Stärkung des Körpers, zugleich aber als Vorbereitung für den Missionsdienst selbst, arbeiten sämmtliche Zöglinge sowohl im Garten und Feld als im Holzstall, wo sie Holz sägen, spalten und in den verschiedenen Werkstätten Buchbinderei, Schreinerei, Dreherei, Glaserei, Schlosserei) und verwalten eine Reihe von kleinen Aemtern im Hause. Zu ökonomischen Arbeiten bietet der Missionsgarten und ein außerhalb des Ringwegs der Stadt gelegener großer Acker, welche ganz von den Zöglingen besorgt werden, Raum genug. Außerdem wird tüchtig geturnt, wozu der Garten ausreichende Geräthschaften enthält.

Das ganze Missionswerk wird durch ein Committee von 11 Personen dirigirt; an seiner Spitze steht als Präsident der Rathsherr Christ-Sarasin; Secretär ist Pfarrer E. Burkhardt; der Inspektor Josenhans führt den Briefwechsel zwischen dem Comittee und den Missionaren.

Außer dem Missionshause ist noch eines Besuches sehr werth die Missionskinderheimat, die aus einer Knaben- und Mädchenanstalt in zwei getrennten Gebäuden besteht. Darin werden die Kinder der Missionare erzogen. Die Missionare der Basler Anstalt haben nämlich kein regelmäßiges Gehalt. Allfährlich stellt das Committee ein Budget für die Ausgaben einer jeden Station fest und darin wird das Einkommen des Missionars für das laufende Jahr bestimmt, je nach den Mitteln der Anstalt. Es wird dabei angenommen, daß der Missionar, als ein Mann des Glaubens, nicht mehr für sich nehmen will, als er für die unentbehrlichen Bedürfnisse des Lebens braucht. Aber die Anstalt sorgt für ihn, wenn er invalid wird, für seine Wittwe, wenn er stirbt, für seine Kinder von ihrer Geburt an. Für die letztern erhält er entweder einen Zuschuß, wenn er sie bei sich behalten kann, oder er darf sie auf Kosten der Gesellschaft nach Basel senden, wo sie frei erzogen werden.

So sieht es aus in der Missionsanstalt von Basel, die seit fünfzig Jahren danach strebt, heidnische Völker zu bilden nach dem Einem Bilde, das ihr als nachahmungswürdig erscheint und ihnen alle Wortheile und Segnungen der Civilisation, die seit Jahrhunderten uns aus dem Christenthum erblüht sind, mitzutheilen.

K. K.

Digitized by Google

Vom Grunde des Meeres.

Wanderungen an der Küste von Hermann Wagner.

Ob das Meer größere Zahlen lebendiger Wesen ernährt oder das Land? ob in dem ersteren ein größerer Reichthum organischer Formen entfaltet ist oder auf dem letzteren? — es sind noch ungelöste Fragen. Sehr leicht zu beantworten erscheinen sie vielleicht dem Bewohner des Binnenlandes, dem der Ocean gleichbedeutend dünkt mit Wasserwüste, um so schwieriger zeigen sie sich dagegen dem Naturfreund, der sich die Erforschung der Meeresgeschöpfe ernstlich als Ziel gestellt hat.

Zum großen Theile entziehen sich die organischen Wesen des Meeres dem Auge des Menschen noch mehr als die Geschöpfe der Nacht. Oft ist es nur ein glückliches Ungefähr, welches den einen oder andern Bewohner der dunkeln Tiefe heraufbringt, so daß für ihn verderbliche rasige Licht und der Forscher muß sich gewöhnlich auf jene Geschlechter beschränken, die am Strande und in geringeren Tiefen sich ansiedeln. Aber schon hier auf dem verhältnißmäßig schmalen Streifen, welcher zwischen dem höchsten und tiefsten Stande des Meeresspiegels liegt, der täglich zwei Mal von der salzigen Welle benetzt und zwei Mal vom Hauche des Windes getrocknet wird, schon hier entfaltet sich ein überraschender Reichthum von Gestalten aus dem Thier- und Pflanzenreich. Ganze Reihen von Formen treten hier auf mit eigenthümlichen Kräften, Fähigkeiten, Organen, Entwickelungsweisen und Lebensgewohnheiten ausgestattet, von denen uns das organische Leben des Festlandes keine oder nur schwache Vergleichungspunkte gewährt.

Sandlanze. I. Glattfuß.

Wir wollen in Nachstehendem nicht das großartige Thierleben des offenen Weltmeeres schildern, nicht jene schwimmenden Tangfluren, die den Spiegel des atlantischen Oceans in einer Ausdehnung bedecken sechs bis sieben Mal größer als Europa, nicht jene Gewächse, die am Meeresboden haftend, sich als Riesentange bis zum Spiegel hinaufstrecken und deren Stengel deshalb eine Länge von 500 bis 1000 Fuß besitzt und die größten Mammuthbäume Kaliforniens um das Doppelte und Dreifache übertrifft. Ebensowenig wollen wir die Riesen des Thierreichs näher berücksichtigen: die Wale und deren verwandte Geschlechter, oder die zahllosen Schwärme der stummen Fische, die den Zugvögeln ähnlich jährlich ihre regelmäßigen Wanderungen ausführen, auch nicht die Myriaden mikroskopischer Thierchen, durch welche das Meer meilenweit gelb, grün oder roth gefärbt, ein andermal phosphorisch erleuchtet wird. Wir fordern den freundlichen Leser nur auf, uns zu begleiten auf einigen kurzen Ausflügen an der Küste der Nordsee und zunächst einige wenige jener Formen mit uns ins Auge zu fassen, von den zahlreichen, welche bei einem solchen Spaziergange sich uns zeigen.

I. Am Sandstrande.

Wir wählen zunächst einen sandigen Strand, wie ihn die Nordküste unseres Vaterlandes vorherrschend besitzt. „So unfruchtbar wie der Sand am Meere!“ ist zwar zum Sprichwort geworden, allein eine nähere Prüfung straft es Lügen. Lust und See sind ruhig. Es ist Ebbezeit und in regelmäßigen Schwankungen weichen die Gewässer zurück. Sie lassen einen breiten Streifen ringsum frei, der meist aus nassem feinen Sand, an vertieften Stellen aus abgesetztem Schlamm besteht. Hier und da liegt einiges Steingeröll halb im Grunde vergraben. Wir umschreiten eine vorspringende Düne und übersehen von hier aus eine weite sandige Bucht. Zu unserm Erstaunen gewahren wir in einiger Entfernung von uns einen Mann bis an den Gürtel im Wasser watend und ein Pferd vor sich hertreibend. Auf dem Rücken des Gaules sitzt seelenvergnügt der kleine Bube des Mannes und treibt mit heller Stimme das Thier zum Vorwärtsgehen an. Jetzt wenden Mann und Roß um und kommen auf uns zu, sind als pflüge das Gespann hier im Meere. Neugierig gehen wir darauf zu, um zu erfahren, was für einen Zweck das sonderbare Gebahren wohl habe. Der Fischer lenkt den Gaul nach dem Trocknen; so wie letzterer der Flut entsteigt, sehen wir, daß er etwas hinter sich herschleppt. Jetzt treffen wir mit dem Meerespflüger zusammen und finden in ihm einen zugänglichen, freundlichen Mann, der uns gern Auskunft über sein Treiben gibt. Der Pflug, mit welchem das Roß den Meeresgrund furchte, ist ein Schleppnetz. Das Netz selbst ist engmaschig und sackförmig, an seiner Mündung durch einen schweren, eisernen, langrunden Rahmen offen gehalten. Der Rahmen schürft den nassen lockern Sand auf und schleudert das Gethier, welches in letzterem versteckt lag, heraus in das Netz. Der Fischer faßt dieses jetzt und schüttelt den zappelnden, krabbelnden Inhalt desselben auf ein Tuch, das er ausgebreitet hat. Die Hauptmasse des lebendigen Haufens sind Sandgarneelen, kleine schlanke Krebse von etwa zwei Zoll Länge, schmal gebaut mit schwachen Scheeren, von denen wir keine Wunde zu befürchten haben, aber durchaus gepanzert gleich ihren stärkern allbekannten Vettern in Fluß und Bach. Die Grundfarbe ihres polirten Harnischs ist ein eigenthümliches Gelbgrau, nach dem Rücken zu in dunkles Olivenbraun übergehend. Unter dem Vergrößerungsglas läßt sich der gleichmäßige Farbenton auf in zahllose, zum Theil sternförmige Punkte aus Schwarz, Grau, Braun und Orange. Wir sehen eine dieser Garneelen in den kleinen Wassertümpel nebenan, um zu sehen, wie sie sich benehmen wird. Mit einigen raschen Schwanzschlägen flieht sie rückwärts, bis nach dem entferntesten Winkel, gleich einem tapfern Krieger, der nur nothgedrungen zeitweilig den Rückzug antritt, dem Feinde fortwährend die Stirn bietend. Der Schwanz, aus fünf Blättern bestehend, ist ihr hauptsächlichstes Bewegungswerkzeug. Jene Blätter sind am Rande gewimpert, werden beim Ausstrecken zu einem schmalen Bündel zusammengeschoben, dann fächerförmig weit ausgebreitet und mit kräftigem Ruck unter den Leib geschlagen.

Die Garneele läßt sich jetzt auf dem sandigen Boden des kleinen Wasserbeckens sinken und sofort bemerken wir an beiden Seiten ihres Körpers gleich Dampfwölkchen seinen Sand aufwirbeln. Das Thier strudelt denselben mit den zahlreichen Bauchfüßen empor und verbirgt vor unsern Augen zusehends in die Tiefe. Nur wenig Sekunden sind

Digitized by Google

erforderlich — und wir sehen blos noch die beiden Augen, welche wie ein Paar Dachfenster zu oberst auf dem Kopfe liegen, neben diesen die fadendünnen Fühler und dahinter den Rückenstreifen, der sich aber wegen seiner feingetüpfelten Zeichnung vom Sande nur mit Schwierigkeit unterscheiden läßt. In dieser Weise begraben sich die Garneelen freiwillig im Sandstrande und lauern auf die winzigen Thierchen, die ihnen von den Wellen zugeführt werden; kleine Würmer, junge Weichthiere, Laich von Fischen, Muscheln, Schnecken und dergleichen. Der Eisenrahmen des Netzes reißt den nassen Boden zolltief auf, — für das Pferd eben auch keine behagliche Arbeit. Die Garneelen fliehen, aufgescheucht aus ihren Verstecken, erschreckt nach oben, gerathen dadurch ins Netz und drängen sich im hintern Ende desselben zu einem wimmelnden Haufen zusammen.

Plattwurm. II. Langwurm. Röhrenwurm.

Der Fischer hat bei seinem jetzigen Zuge eine reichliche Menge gefangen und ist deshalb bei guter Laune. Er theilt uns mit, daß er seine Beute im nächsten Orte vortheilhaft verkaufen werde und ist gern damit einverstanden, gegen ein kleines Geschenk uns zu gestatten, daß wir den Ausschuß aus seiner Beute für uns herauslesen. Ausschuß ist eben für ihn jetzt alles, was nicht Garneele heißt und sein Netz hat noch mancherlei andere Geschöpfe des Sandes mit ans Licht des Tages gefördert, die dem Fischer ohne Nutzen, uns aber von großem Interesse sind. Die Garneelen bilden freilich die Hauptmasse des Haufens und auf hunderte von ihnen kommt erst ein fremder Gast. Von letzteren fallen uns zuerst mehrere Plattfische durch ihre sonderbare breitgedrückte Gestalt auf. Der Fischer berücksichtigt sie nur, wenn sie wenigstens 4 bis 5 Zoll lang sind, kleinere sind nicht gut verkäuflich. Wir unterscheiden hier mehrere Arten dieses wunderlichen Geschlechts. Jener dünne, eiförmige, mattbraune Fisch von langeirundem Körperumriß ist eine gemeine Sohle, hier dieser lebhafter gefärbte, der orangebraun schimmert und mit dunklen Flecken gezeichnet ist, wird als Citronensohle von ihm unterschieden.

Perlwurm. III. Nereide.

Ein sehr niedliches Geschöpf derselben Sippschaft zappelt hier dicht vor uns (Siehe auf Abbildung I. rechts am Gestein in natürlicher Größe); es ist ein punktirter Glattbutt, nach seiner Form auch wohl Rautenbutt genannt. Das Thierchen ist nur anderthalb Zoll lang und gleicht einer länglichrunden Cocarde oder Hutschleife. Um es bequemer betrachten zu können, setzen wir es in ein Glasgefäß mit Seewasser. Hier schwimmt es zunächst aufgeregt in eigenthümlich schwankender Weise eine Zeitlang hin und her, bis es sich etwas beruhigt und eine genauere Besichtigung gestattet. Es weicht gleich seinen Verwandten von allen übrigen Fischen im Bau seines Körpers merkwürdig ab. Bei den meisten übrigen Fischen ist die obere Hälfte des Körpers, der Rücken, dunkler, die Bauchseite heller gefärbt, bei den Plattfischen vertheilt sich die Färbung nach der rechten und linken Seite des Leibes. Hier bei unsrer lebendigen Cocarde ist die linke Seite glänzend gelbbraun und mit unregelmäßigen verschwimmenden Flecken aus dunklerem Braun; unweit des Schwanzes tritt eine schärfer begrenzte ringförmige Zeichnung deutlich hervor. Die rechte Hälfte des Leibes ist weiß. Mit ihr liegt der Fisch auf dem Meeresboden, halb im Sande oder Schlamme vergraben. Dieser Seitenlage zu Gunsten hat der Kopf mit allen seinen äußern und innern Theilen eine merkwürdige Verdrehung erfahren, so daß beide Augen auf die dunkle linke Hälfte zu stehen kommen. Dabei sind sie in eine etwas schiefe Linie gerathen, das eine derselben ist auch etwas kleiner als das andere und liegt etwas verdeckter. Durch das Linsenglas besehen, erscheint die Iris blaßgrün mit strahlenförmigen dunkeln Streifen, die Pupille mit goldfarbiger Einfaßung. Das Thier kann gleich dem Chamäleon jedes Auge für sich bewegen, das eine nach vorn richten, während das andere unbeweglich bleibt oder sich seitwärts wendet. Das Maul ist durch die Drehung der Kopfknochen auch etwas schief gerathen. Rücken- und Bauchflossen sind so weit fortgesetzt, daß jede derselben eine Hälfte des Körpers einfaßt und der ganze Leib des Thieres wie mit einem hellen, durch senkrechte schwarze Striche gezeichneten Bande ein-

Digitized by Google

gefaßt erscheint. Nur der fächerförmige Schwanz bringt eine Unterbrechung hierbei hervor. Der Buttfisch schiebt sich in unserm Glase langsam an der Seitenwand empor, als wolle er einen Fluchtversuch aus seinem Gefängniß probiren; die dunkle Seite hält er dabei fortwährend oben; — jetzt kann er sich jedoch nicht mehr in der steilen Stellung behaupten, schlägt kopfüber zurück ins Wasser und liegt zappelnd mit der dunkeln Hälfte zu unterst auf dem Grunde des Beckens, als sei er von Krämpfen befallen. Nur durch fortgesetzte Anstrengungen gelingt es ihm, sich wieder auf die andere Seite zu wenden.

Sie gewandter erscheint dagegen das handlange, schmale Fischchen, welches soeben aus dem Krebsgewimmel herausschnellt, um sich womöglich nach dem befreundeten Elemente zu retten. Es glänzt wie ein Streifen polirtes Silber und wird wegen seiner scharfzugespitzten Gestalt von den Fischern gewöhnlich Sandlanze genannt. (Siehe Tafel I. in der Mitte.) Kaum ist es über den Rand des Tuches gelangt, und fühlt den nassen Sand unter sich, als es auch sofort beginnt, sich in den letzteren einzugraben. Der auffallend verlängerte harte Unterkiefer dient ihm hierbei als Schaufel und Grabscheit. Da, wo es sich im Strandsande in größeren Zahlen vorfindet, sammeln es die Fischer gern mit dem Schleppnetz, um es als Köder für größere Fische zu gebrauchen. Noch sind wir damit beschäftigt, die silberne Sandlanze für unser Seewasseraquarium zu fangen, in welchem das Fischchen ein prächtiges Schaustück gewährt und sich lange Zeit lebendig erhält, — da schnellt ein andrer beschuppter Gesell aus dem Haufen und beginnt sich im Sande zu vergraben. Wir strecken die Hand nach ihm aus, der Fischer, der eben im Begriff steht, mit seinem Gaul und Netz wieder ins Wasser zu wandern, ruft uns jedoch zu, bei dem Burschen vorsichtig zu sein. Es ist ein Petermännchen, zwar nicht giftig, wie an manchen Küsten von ihm behauptet wird, aber doch gut genug bewaffnet, um die Warnung des Mannes völlig zu rechtfertigen. Die sammetschwarze vordere Rückenflosse des Thieres enthält drei knochenharte weiße Strahlen, deren hervorstehende Spitzen nadelscharf sind. Der Fisch kann dieselben gleich einem Schnäpper in eine Furche des Rückens zurücklegen und dann vielleicht pfeilschnell kräftig ausschnellen. Mit diesen Flossenstrahlen bringt der Fisch empfindliche Wunden bei, die, wie alle gerissenen, ebenso schmerzhaft sind wie langsam heilen. Der Körper des Petermännchens ist auf dem Rücken hell olivenfarbig mit undeutlich begrenzten röthlichen Flecken. Die Seiten sind silbergrau mit verwaschenen bläulichen Stellen, der Bauch ist perlweiß. Backen und Kiemendeckel sind mit herrlichem Perlenschimmer überzogen.

Des Fischers „Aufschuß“ bietet und noch vielerlei, hier den schlanken Meerstichling, ein flinkes, munteres Ding und gut bewaffnet, hochgepriesen wegen der Zärtlichkeit, mit welcher er für seine Nachtommen Sorge trägt. Er flechtet die Zweige der Tangbüschel an den Gesteinen mit Hilfe seidenartiger Fäden zu einer Art Nest zusammen, birgt im Innern desselben den Laich und bewacht den letzteren unverdrossen, bis die jungen Stichlinge ausgeschlüpft sind. Hier sind ferner mancherlei Krabben, flinke und langsame, große und kleine, dann ein junger Stachelrochen, mit Dornen besetzt wie eine Rosenknospe, mancherlei Schnecken und Muscheln u. s. w. Wir sammeln von ihnen nach Belieben, um sie daheim im Aquarium weiter beobachten zu können, sagen unserm Fischer Lebewohl auf Wiedersehen und setzen unsere Wanderung am Strande fort nach jener Stelle, an welcher zahlreiche Gesteine die Einförmigkeit des Sandes etwas unterbrechen. Wir können mit Sicherheit darauf rechnen, hier auch sofort andern Meeresgeschöpfen mit abweichenden Gewohnheiten zu begegnen.

In der kleinen Wasserlache vor uns, die bei der Tiefebbe noch zurückgeblieben ist, breitet sich das lederartige braune Blatt einer Laminarie, eines Tang, aus. Es hat sich mit der Scheibe am Grunde seines Blattstieles fest an einen Stein geheftet. (Tafel II, links.) Rechts daneben haben Röhrenwürmer mit ihren kalkigen Gebäuden ein Steinstück dicht überzogen. Um den Stiel des Tang, so wie um das Gestein daneben schlingt sich aber in vielfachen Windungen eine lange, schwarze Schnur von der Stärke eines gewöhnlichen Bindfadens. Im ersten Augenblick sind wir geneigt, den langen Faden für einen Tang zu halten, etwa für die Meerfaite, die eine ganz ähnliche Gestalt, wenn auch eine hellere Färbung besitzt, allein wir sehen, das Ding bewegt sich, schlingt sich umeinander und ums Gestein, schlüpft unter letzterm weg und kommt an einer andern Stelle wieder zum Vorschein. Jetzt glücken es uns auch den Kopf des Wurmes zu entdecken, denn mit einem Wurme haben wir es zu thun, — er neigt sich eben über das Gehäuse eines Röhrenwurmes und zeigt deutlich seine Absicht, hineinschlüpfen zu wollen. Wenn wir ihn nicht stören, wird er den unglücklichen Bewohner der Röhre in kurzer Zeit verspeisen. Wir heben eine seiner Verschlingungen aus dem Wasser; das Stück hebt sich gleich einer Gummischnur und fühlt sich weich und schlüpfrig an wie ein Regenwurm. Wir ziehen den ganzen Wurm behutsam hervor und messen ihn; er hat ziemlich 30 Fuß Länge bei einer Dicke von nur ein Achtel Zoll und heißt deshalb mit Recht der Langwurm. (Tafel II, in der Mitte.) Kaum haben wir das schlüpfrige abenteuerliche Ding ins Wasser zurückgeworfen, so sucht es sich unter den Gesteinen zu verkriechen. Hier in der Umgebung werden wir kaum einen großen Stein umwälzen, ohne einen ähnlichen Burschen dort im Versteck zu finden.

Aber was ist das hier am Tanglatte klebende weiße Ding? Ist es ein Stückchen Zeitungspapier, das Wind und Wellen hier antrieben? Es ist kaum dicker als solches, auch mit dunkeln Streifen auf hellem Grunde versehen, die von ferne Schriftzeilen ähneln, allein bei genauerer Beobachtung bemerken wir, daß sich der Rand des Blattes wellenförmig hebt und senkt und vorwärtsstreckt. Das räthselhafte Ding kriecht langsam und verräth dadurch seine thierische Natur. Im Gesammtumriß und Größe ähnelt es einem etwas zugespitzten Buchenblatte, nur daß sein Rand nicht gezähnelt, sondern glatt ist. Der stumpfe Theil desselben ist das Kopfende, der zugespitzte des Thieres Schwanz. Die dunkeln Streifen ziehen der Länge nach wie die Nerven eines Lilienblattes. Am Vorderende sehen wir zwei kleine blattähnliche Anhängsel, die sich wie Schlappohren rückwärts schlagen; sie sind an ihrem Grunde zierlich schwarz punktirt. Der ihnen ist eine Gruppe ähnlicher Punkte, welche das Vergrößerungsglas als Augen ausweist. Sie besitzen eine Hornhaut, innen einen lichtbrechenden Körper, umgeben von einer dunklen Farbenhaut und an ihrem Grunde verläuft ein Nervenende. Der ganze schleimige weiche Leib des Geschöpfes ist mit feinen Wimperhaaren besetzt, mit deren Hilfe das Thier wahrscheinlich schifft. Nahe Verwandte des sonderbaren Wesens schwimmen auch mittelst solcher Wimperhaare, das vorliegende Thier hingegen kriecht nur langsam am Meeresgrunde. Es ist ein Plattwurm (Taf. II., links oben), ein Verwandter des Langwurms und eben so räuberisch in seinen Sitten wie letzterer, trotz seiner scheinbaren Unbeholfenheit. Aber wo der Mund des Plattwurmes ist, werden wir schwerlich auf den ersten Blick entdecken. Wir vermuthen ihn natürlich am Kopfende, etwa vor den Fühlern, wie dies bei den Nacktschnecken der Fall ist, statt dessen hat ihn der Plattwurm in der Mitte der Unterseite; dort befindet sich eine Oeffnung und in der Mitte derselben ein Organ, das einer weiten Trompete ähnelt, wenn es ausgestreckt wird. In der Ruhe zieht es sich, in Falten gelegt, zurück und sein Rand bildet dabei fühlerähnliche unregelmäßige Zipfel. Schreiben wir den Wurm auseinander, so theilen wir ihn selbst in 8 oder 10 einzelne Stücke, so wird doch jedes der letztern, sobald der erste Schreck vorbei ist, in der frühern Richtung weiter kriechen, als sei nichts Sonderliches vorgefallen. Nach wenig Tagen wird jedes zu einem neuen selbstständigen Plattwurm geworden sein und die Geschichte vom zerhackten Besen in Goethes Zauberlehrling verwirklicht haben.

Wenig Schritte weiterhin sehen wir im Wasser desselben Tümpels ein anderes wurmartiges Geschöpf über das Gestein kriechen und sich in schönen Schlangenwindungen allen Vorsprüngen und Vertiefungen desselben anschmiegen. Es hat viel Aehnlichkeit mit unsern Asseln, ist jedoch viel größer als diese, denn es mißt reichlich einen Fuß in der Länge und hat dabei einen Viertelzoll Breite. Es ist eine Nereide, (Tafel III, rechts) eine Art Ringelwurm, so genannt nach den deutlich unterscheidbaren einzelnen Ringen, aus denen sein Leib besteht. Bei diesem Thiere hier können wir über 200 derselben zählen, man hat aber von derselben Art einzelne getroffen, die bei zwei Fuß Länge gegen 500 Ringe hatten. Das Hinterende des Wurmes hier ist kurz abgestumpft und zeigt einen kleinen weißlichen Auswuchs. Aus letzterem Umstande erkennen wir, daß das Thier seinen Schwanz durch irgend ein Unglück verloren hat und im Begriff steht, denselben wieder zu ersetzen. Ein solches abgerissenes Schwanzstück kriecht zwar noch ein Paar Tage lang in gewohnter Weise, „geführt von seinem dunklen Drange“, allein ein Kopf wächst ihm nicht wieder und deshalb geht es dann zu Grunde.

Der Kopf der Nereis ist nur klein; vorn trägt er zwei Paar

sehr kurze Fühler, um den Raden aber 4 Paar längere und hinter diesen noch ein Paar unvollständige, abgestutzte. Berühren wir es, so hebt es erschreckt und drehend den Kopf nach uns empor und stülpt aus dem Munde einen sonderbaren Schlauch hervor, der eine birnenförmige Gestalt hat, acht Mal so lang und drei Mal so breit ist als der Kopf. Die Oberfläche dieses eigenthümlichen Rüssels oder dieser verlängerten, umgestülpten Speiseröhre ist rauh und am Ende mit einer Anzahl Warzen und starken hornigen Zähnen besetzt. Mit diesem Instrumente erfaßt der Wurm seine Beute und zieht sie in den Magen. Die Färbung des Thieres ist sehr angenehm. Die blattähnlichen Flossen, mit denen die Seiten des Körpers besetzt sind und mit deren Hilfe der Wurm im Wasser gewandt schwimmt, sind gelbgrün, mit schwärzlichen Schattirungen. Der Mitteltheil des Rückens zeigt ein gesättigtes Braun, dabei aber einen schönen Regenbogenglanz in Blau und Purpur, während die perlmutterartig schillernde fleischfarbene Unterseite hiervon lebhaft absticht. Beim Kriechen helfen dem Ringelwurm zwei Reihen Warzen an jeder Körperseite. Auf einer solchen Warze stehen gegen 100 steife Borsten, deren Bau nur ein starkes Vergrößerungsglas in seiner Eigenthümlichkeit zeigt. Am Grunde sind die Borsten stielrund, nach oben erweitern sie sich gleich dem Blatte eines Ruders, sind an den Seitenwänden mit Wimpern besetzt und endigen an der Spitze mit einem Haken. Sämmtliche Borsten ruhen auf einem Knorpelstück in den Warzen, können zusammengelegt und in das Innere des Körpers zurückgezogen, eben so schnell auch ausgestreckt werden. Die obere Warzenreihe enthält eine etwas geringere Anzahl Borsten; sie könnte vielleicht ihrer Lage wegen als unnütz erscheinen, wird aber den Thieren bei ihrem Aufenthalt unter Steinen wahrscheinlich von Vortheil sein.

Der Perlenwurm (Tafel, III links), den wir unter einem flachen Stein dicht daneben hervorkriechen sehen, gehört zu demselben Geschlecht und zeigt einen ganz ähnlichen Bau. Seine Benennung bezieht sich auf den prächtigen Perlenschimmer, den seine braun und grün gefärbte Oberseite zeigt. An seinem Kopfe bemerken wir zwei fleischige knopfartig angeschwollene Fühler und vier Paar fadenähnne Fühler, die an jeder Seite gleich den Schnurren einer Katze abstehen. Interessirt uns der innere Bau dieser Thiere, so bietet der Perlenwurm uns vortreffliche Gelegenheit, Beobachtungen darüber anzustellen, denn durch seine halbdurchsichtige Oberhaut schimmern deutlich die Blutgefäße des Innern hindurch. Wir sehen das Rückengefäß, wie es sich perlschnurartig zusammenzieht und ausdehnt und das Blut in der Richtung nach dem Kopfende hin vorwärts treibt, sehen das Bauchgefäß, in welchem das Blut die entgegengesetzte Richtung verfolgt, sowie die feinlich liegenden kleinern Blutgefäße und ihre Verästelungen.

Wir könnten unsere Forschungen am Strande noch weiter ausdehnen auf die Seesselln hier dicht über der Flutgrenze, auf die Muscheln, die dort an dem Steingerölle eine neben der andern sitzen, durch Byssusfäden festgehalten, allein die rückkehrende Flut mahnt uns, für diesmal unsre Untersuchungen abzubrechen und uns zu bezeugen mit den erhaltenen Proben des Thierlebens am Meeresgrunde.

Am Familientische.

Ein Besuch an Bord S. M. Fregatte Gefion.

Da stand ich an einem der jüngsthergangenen Hochsommermorgen am Ufer der herrlichen Kieler Bucht und sah hinter dem Gewirr der Handels- und Fischerfahrzeuge die schlanken Masten der Preußischen Flotte aufragen, der mein Besuch gelten sollte. Es war ein klattscher Anblick, als mein Boot von einem leichten Winde getrieben sich den Schiffen näherte und nun die Formen der Fregatten, Corvetten, Briggs und Kanonenboote bestimmter hervortraten, die hier, etwa zehn an der Zahl, in einer langen Linie auf der Rhede liegen. Zuerst erhebt sich vor uns der altehrwürdige Barbarossa, ein Raddampfer, jetzt ohne Räder und Maschine, längst zum Kasernenschiff umgewandelt und gleich allen andern erst kürzlich von Danzig übergesiedelt. „Aber dessen ungeachtet, murmelte mein Bootsmann von Insel in den rothen Bart. Er mag Recht haben, aber jetzt liegen wir an zwei Schiffen vorüber, so schmuck und kokett, wie sie nur irgend eine Flotte besitzt, die Victoria und Augusta, französischen Herkommens und die schnellen Kriegsdampfer der Preußischen Marine. Jede hat 14 Kanonen und 400 Pferdekraft. Es folgen die Bineta, dann einige Kanonenboote erster Klasse, Fahrzeuge, die mit bedeutender und drohender Ausrüstung als das Wort „Boot" verwunden lassen sollte, der Roner, noch eine Dampfcorvette, vielleicht die Arcona, und zuletzt die schlanke, imposante Segelfregatte Gefion.

Sie ist das Ziel meiner Fahrt, denn auf ihr hat das Daheim seinen unsern Lesern wohlbekannten Mitarbeiter, den Korvettencapitän Werner.

Es ist Ceremonium an Bord und schon sind mehrere Boote mit Beachtern unverrichteter Sache wieder an uns vorbeigekommen. „Sie kommen nicht an Bord," meint mein Bootsmann, aber „nur voran!" sage ich und mit einem weiten, graziösen Bogen legen wir an der hintern Seite an.

Der wachthabende Seeoffizier scheint nicht übel Lust zu haben, mich abzuweisen, aber eine Karte thun Wunder und ein Officier ladet mich höflich ein, an Bord zu kommen. Hier ist es laut von Pfeifen und Trommeln, die Mannschaften exerciren an den Geschützen, die Officiere scheinen sehr beschäftigt, und schon fange ich an mir in dem Gewühl sehr überflüssig vorzukommen, da naht der bekannte Kapitän mit freundlichem Willkommen. Bald sitzen wir in seiner Kajüte im lebhaften Gespräch und während der Steward, ein ehrlicher Lithauer, der seinem Herrn mit fast rührender Dienstbarkeit die Wünsche an den Augen abliest, eine Erfrischung voll südlichen Weines auf den Tisch setzt, habe ich Muße, meine Augen in dem Raum umherschweifen zu lassen.

Vor bei dem Wort „Kajüte" an einen engen, wenig comfortablen Raum denken wollte, wilrde sehr überrascht sein, in solch eine Preußische Kapitänskajüte zu treten. Sie ist geräumig, hell und freundlich. Die ein Schmuckkästchen, so blitzt es von den weißlackirten Wänden, von den Goldleisten, vom polirten Mahagoni und von den spiegelblanken Messingbeschlägen. Es kann keinen eleganteren, comfortableren Salon geben und wenn wie hier, je nach den Neigungen des Bewohners, vor den fenstern tropische Pflanzen, auf den Mahagonigestellen Vögel, Naturalien, Sammlungen von Produkten fremder Völker, Erinnerungszeichen von Reise- und Kriegsabenteuern sich befinden, so muß man sagen, daß der Kommandeur eines so bedeutenden, wichtigen Organismus wie eine Fregatte, dem der Staat Millionen an Werth und das Leben von tausend Mann anvertraut hat, selbst auf der Abgeschiedenheit des Schiffe ein Leben führt, dem es an keiner Annehmlichkeit des Luxus und des Comforts mangelt.

Unser Gespräch wendet sich auf die japanesische Expedition.

„Sehen Sie sich einmal jene Kommode genauer an." — Es ist ein merkwürdiges Stück. Ich erkannte aber die Lackbaren, seltenen Beschläge, die fremdartigen aber höchst geschmackvollen Arabesken, über die tüchtige Arbeit.

„Sie ist von Japan. Ebenso jener Tisch von Ebenholz mit Mosaikgebilden von Perlmutter ausgelegt. Haben Sie je etwas Aehnliches gesehen? Ich habe diese und andere Kostbarkeiten zum Spottpreise von Japan mitgebracht. Und diese Lackwaaren, Körbchen, Schüsseln und andere Geschäfte, sie sind, wie Sie zugeben müssen, von unnachahmlicher Eleganz und der Lack ist unverwüstlich."

„Aber dies da ist doch geschmacklos."

„Allerdings," lacht der Capitän, „das ist nach europäischem Muster gemacht. O, die Japanesen sind klug." „Wofür halten Sie das Bild dort an der Wand? Für ein Oelgemälde, kann mir's denken. Es ist eine japanesische Handstickerei und zwar von wunderbarem Farbenschmelz. Das andere Bild dort ist die Thetis, wirklich in Oel und zwar in China von einem chinesischen Maler gemalt. Und nun, sage ich Ihnen, alle diese Sachen kosten wahre Spottpreise, wie sie unserer Industrie unbekannt sind."

„Aber das ist ja erstaunlich. Darnach hätte ja die Kunstindustrie und das Handwerk in Japan weit über den unsrigen!"

„Zweifelsohne, aber auch nur diese Zweige; nur das Mechanische, Technische ist auf solcher Höhe. Im übrigen ist mir Japan ein Rätsel; wenn Sie mein Buch darüber gelesen haben, werden Sie wissen, daß ich für das Land schwärme, aber über der Routine ist dem Volk der Geist und die Seele untergegangen, es ist verknöchert." Wir sitzen auf einem Divan von eigenthümlich leuchtendem, blauen Seidendamast. „Das ist ein Beutestück aus dem kaiserlichen Palast von Peking; ich habe es einem französischen Soldaten dort abgekauft. Sehen Sie, diese Erinnerungsgegenstände sind das Schöne in unserm bewegten Leben und müssen uns für die harten, schweren Tage entschädigen. Dort oben steht auch der Mast, von dem ich Ihnen am Familientisch erzählt habe, es war ein liebes, liebes Thier," fährt der Capitän fort, indem er aus einer andern Flasche einschenkt. „Es ist Rheinwein vom Cap, Sie trinken diesen Wein in Europa nur an Bord der Gefion, es ist das erste Wachsthum von frisch importirten Reben von Rhein; wie man mir sagt, hat gleich der erste Jahrgang den Capgeschmack vollständig angenommen."

„Aber Herr Capitän," bemerkte ich, „Sie haben ja noch nicht einmal gnippt?"

„Ich trinke nie Wein." — „Keinen Wein, wie so? — aber Bier?" — „Auch nicht." — „Oder wenigstens" . . . „Kum, meinen Sie?" lacht der Capitän, „Sie meinen, der Seebund müßte Rum trinken? Nein, weder das eine noch das andre, nur Milch und Thee."

„Wie halten Sie das aus, Herr Capitän, ein Seemann und keinen Wein, kein Bier, keinen Branntwein?"

„Sie können sich das nicht denken, glaub' es wohl, ich esse auch fast kein Fleisch, aber grade dieser Lebensweise schreibe ich es zu, daß ich mich unter den Tropen so wohl befinde wie in der winterlichen Nordsee, daß ich alle Climate ohne Beschwerden ertrage."

„Und Ihr vortrefflicher Weinkeller? ich sehe, er enthält die besten Sorten der Erde."

„Die nehme ich so an Ort und Stelle mit, für Gäste; mir persönlich schmeckt der beste Wein wie Tinte."

Es klopft. Der Kommral wird gemeldet, ich sehe, daß ich überflüssig bin und bitte um Erlaubniß, mit dem Schiff ansehen zu dürfen. Der Capitän übergibt mich einem schmucken, freundlichen Kadetten und wir treten unsere Wanderung an.

„Sie kennen wohl schon unsre Kriegsschiffe?" leitet mein Führer unsre Unterhaltung ein; „oder wenigstens überhaupt ein Kriegsschiff?"

„Englische, französische und österreichische wohl, aber unsre eignen nicht, nun so mehr ich ich gespannt — —"

„Nun, dann kommen Sie," lacht er, „Sie werden wahrlich nichts Schlechteres sehen. Uebrigens müssen Ihnen die Seebilder des Capitäns wenigstens einen Vorgeschmack" —

„Sie haben die Seebilder gesehen, sind sie treu nach dem Leben, wie gefallen sie Ihnen?" frage ich angenehm überrascht, „ich bin begierig ein fernmännisches Urtheil zu hören, der Prophet" —

„Aber vorwerfslich, sage ich Ihnen," unterbricht der Kadett, „sie sind reizend, auf allen diesen Schiffen ist nur ein Urtheil und wir sehen jede neue Nummer darauf an, ob nicht wieder eins drin ist."

Auf dem obersten Deck scheint Feiertannbe zu sein. Der wachthabende Officier schaut müssig durch sein Fernrohr nach der gegenüberliegenden Düsternbrooker Badeanstalt. Vielleicht läßt er die Damen Revue passiren, die vor dem eleganten Gebäude sitzen. Alles ist spiegelblank, als ob ein Kurzyfleisch so eben erst das ganze Schiff hätte scheuern lassen; wo nur ein Stückchen Metall sich zeigt, da glänzt es und besonders die Geschütze kannte man unbesehadet mit weißen Glacehandschuhen anfassen. „Die alte Gefion," sagte ich unwillkürlich, „hätte doch nicht gedacht, daß sie noch ein so prächtiges Schiff sei."

„Und ob sie ein prächtiges Schiff ist," meint mein Kadett, „und wird auch noch lange eins der besten bleiben." — „Haben die Dänen wohl mal ihr früheres Eigenthum in Kopenhagen gesehen?" — „Soviel ich weiß, einmal. Da soll der dänische Hafenmeister an Bord gekommen sein, ohne sich weiter zu erkennen; als er dann im Lauf des Gespräch nach dem Namen des Schiffes gefragt und Antwort bekommen hatte, soll er ganz still und verlegen wieder an Land gefahren sein. Allerdings auch eine fatale Lage für einen Officier," fügt mein Führer hinzu, „da ist's interessanter." Im zweiten Deck ist natürlich alles viel voller und enger als oben. Es steht von Waffen der verschiedensten Art, unter der Decke sind die Seitengewehre befestigt, Enterhaken, Säbel, Beile, an den Seiten stehen die Flurdmaldgewehre der Seesoldaten und oben auf dem Kopf der Wänden ist ein unheimlicher Kranz von Revolvern ins Holz eingelassen. „Wir verdanken sie dem polnischen Aufstande, da sind sie an der Grenze confiscirt und uns zu Gute gekommen," erläutert mein Cadett. Außerdem befinden sich hier die schweren Geschütze, an denen die Schiffsjungen exerciren. Es steht beinahe aus, wie ein Freiturnen, denn in Schlangenwindungen bewegt sich die nachfolgende, in zwei Abtheilungen getheilte Bedienung von einer Seite des Geschützes zur andern, bald vertheilt sie sich auf zwei Geschütze, dann wird gerichtet. „Fertig! Feuer!" Außer diesen Waffen des Krieges finden noch die ganze Oekonomie des Schiffes auf diesem Deck Platz, was Wunder, daß jeder Laufraufluß Raum aus gekauft werden muß. Einen etwas warmen, aber höchst angenehm duftenden Mittelpunkt bildet die Küche, wo der schneeweiße Koch mit seinen Gehilfen so eben in besser Hantierung ist; einer von ihnen macht Klöße, ein höchst komischer Anblick. „Das sieht vortrefflich," wende ich mich an meinen Begleiter, der mich auf die Kloßfabrikation aufmerksam gemacht hat, „unter Matrosen scheinen sehr gut zu essen sein." „Das müssen sie auch," bekommen Sie, wie sollte der Mensch sonst die Arbeit und die Seeluft aushalten; der Mann bekommt täglich seine zwei Pfund Fleisch außer den übrigen Nahrungsmitteln." Etwas weiter ist das Lazareth, wie ich sehe, fast leer, daneben die Apotheke, dann folgen die verschiedenen Handwerke; denn alles, was das Schiff an Reparaturen bedarf, wird an Bord selbst gemacht, natürlich von Matrosen. Die Kajüten der Officiere und Cadetten sind oben; die unterste Deck hinabzusteigen erspare ich meinem freundlichen Führer, denn ich sehe den unzwischen freigewordenen Capitän heraufkommen und verabschiede mich mit vielem Dank.

„Noch eine Frage, mein Herr, wann kommt das nächste Seebild vom Capitän?"

„Bald, sehr bald, ist schon im Druck," antwortete ich, „nochmals schönsten Dank und Adieu!"

„Nun, wie gefällt Ihnen meine Gefion?" empfängt mich der Capitän. „Mit voller Ueberzeugung, wenigstens ebenso gut wie die Engländer und Franzosen, die ich im Mittelmeer gesehen habe, wenn sie auch größer waren, und die Matrosen ein gut Theil besser. Sie kommen mir civilisirter, gutmüthiger, weniger roh vor, Sie müssen ein leichtes Regiment mit ihnen haben."

„Sie haben Recht, die fürchterlichen Strafen, welche auf jenen Flotten angewandt werden, um die Leute im Zaum zu halten, haben wir Gottlob nicht nöthig."

Wir spazierten an Deck auf und ab. Der Kapitän erzählte von dem bösen Sturm, den er auf der Ueberfahrt von Danzig an der schwedischen Küste zu bestehen gehabt und wie wacker sich seine Gefion gehalten habe. „Selbst sie hat das große Segel da, es dot dem Wind nur ein Minimum Fläche dar, aber puff, — es zerplatzte in Fetzen; was meinen Sie, daß solch ein Segel kostet? Seine 800 Thlr., — in einem Nu verpufft." Unter dem großen Mast sah der Capitän in die Höhe und fragte mich lächelnd: „Kennen Sie das da oben?" Ich sah drei Leute am Mast kleben und, wie es schien, die blauen Kupferbeschläge noch blanker putzen. Es schoß mir durch den Kopf: „Schwarze Liste?" fragte ich lachend. „Schwarze Liste!" nickte er. „Also die haben Sie auch und reichlich besetzt?"

„Nein, zum Glück spärlich genug. Wir haben wenig Ursache zum Strafen, es ist ein Plaisir, solche Leute zu kommandiren. Ich sage Ihnen, unsre Seeleute sind das beste Material von der Welt zu einer großen Flotte. Sie hätten sie sehen sollen, meine Jungens von der Rympke im Gefecht bei Rügen. Die blutjunge Mannschaft, die noch kein Pulver gerochen, wie sie manövrirte um Kugelregen, und der Däne sparte seine Kugeln nicht. Diese Ruhe, diese Sicherheit, mit der sie feuerten, diese Heiterkeit, zu dieser Humor, mit dem sie jeden Treffer begrüßten, es war eine Freude! — Doch kommen Sie, es ist Essenszeit. Sie sprisen bei mir und gegen Abend bringe ich Sie in meiner Gig ans Land."

Das Diner war vorüber; ich kann nur sagen, daß die Gastfreundschaft einer Preußischen Fregatte kein Ihlet Ding ist, wenigstens habe ich in Streits Hotel zu Hamburg viel weniger gut gegessen, und der treue Lithauer wartete auf mit einer Geschicklichkeit, wie sie dem besten Oberkellner wohl angestanden hätte.

„Und nun, Herr Capitän," hat ich, als wir in der angenehmsten Siesta-stimmung den Blick durch die Kajütenfenster auf die prächtigen, buchenbelaubten Ufer der Bucht gerichtet, beim Kaffee saßen, „orientiren Sie mich etwas über Ihre Nordfahrt. Ich weiß, daß Sie sich dreim gefunden haben, nicht selbst mitgehen zu können, daß Sie für tüchtige Ersatzmänner gesorgt und was mir das Wichtigste ist, daß Sie dem Daheim Ihre Originalberichte zugesagt haben; zeigt beträdigen Sie auch mein sachliches und patriotisches Interesse, — es würde doch ein Triumph, wenn wir Deutschen das große Werk setzig brächten."

„Die Sache ist einfach folgende," beginnt er. „Sie wissen, daß auf Petermanns Anregung in Frankfurt eine Anzahl Geographen zusammen kam, welche die in England neuerdings wieder vielbesprochene Frage von der endlichen Entdeckung des Nordpols von unsern Schiffen und unsern Seeleuten gelöst wissen wollte. Es wurde viel Gutes und viel Ueberflüssiges geredet; ich schickte meinen Vorschlag, in diesem Jahre noch eine vorläufige Recognoscirungsfahrt zu machen, ein, welche der Hauptexpedition im nächsten Jahre die Wege ebnen sollte; Petermann faßte auch die Sache praktisch an, indem er das Anerbieten, für sein Theil 5000 Gulden zusammenzubringen, in die Versammlung warf, aber der Beschluß fiel durch und für dies Jahr wäre also nichts geschehen. Im nächsten Jahre aber müssen so sicher die Engländer zuvorgekommen, als wir hier auf dem Stuhle sitzen. Das wurmte mich. Dedhalb habe ich auf eigne Faust unsern Seeleuten und unsern Schiffen den Ruhm wahren wollen, das größte geographische Problem des Jahrhunderts gelöst zu haben und aus eigenen Mitteln das Schiff gecharteret und ausgerüstet. Die ganze Geschichte kostet 12000 Thlr., wovon vielleicht 4000 Thlr. gedeckt sind, aber ich bin überzeugt, man wird mich auch auf dem Rest nicht sitzen lassen. Uebrigens ist mir das auch gleichgültig, wenn wir nur einmal zeigen, daß wir dasselbe leisten können, wie die Engländer. Den Nordpol in diesem Jahre entdecken zu wollen, kann mir bei der Kürze der Zeit nicht einfallen, aber ich bin überzeugt, daß es von dieser Fahrt abhängt, ob er überhaupt entdeckt wird oder nicht. Es handelt sich darum, in dieser günstigsten Zeit von jetzt bis gum October die Kohlenlager auf Spitzbergen zu untersuchen, welche eine Lebensfrage nicht nur für die Erreichung des Nordpols, sondern auch für den Walfischfang sind, und durch das noch ganz unbekannte Meer zwischen Spitzbergen und Nova-Semlja so weit als möglich vorzudringen, wobei sich wichtige Aufschlüsse über den Golfstrom, die Eisbarriere 2c. herausstellen würden. Als dieß Punkte habe ich in meiner Instruction, wonach der Dampfer sich genau richten wird, festgesetzt; er soll suchen, bis zum zwanzigsten September so weit gegen den Nordpol vorzudringen wie möglich und an diesem Tage unter allen Umständen umkehren; den Rest muß dann die nächstjährige Expedition thun. Am ersten October kann der Dampfer wieder in Hamburg sein. Sie sehen, die ganze Geschichte ist einfach, aber auch von der höchsten Wichtigkeit; nun, ich hoffe, das Beste und die Resultate werden Sie seiner Zeit fürd Daheim erhalten."

Wir standen auf. Die Gigg hielt bemaunt an der Treppe. Nach einer angenehmen Segelfahrt steuerten wir auf Bellevue zu und von dieser Höhe, welche die schöne Bucht beherrscht und ein entzückendes Panorama bietet, überzah ich noch einmal die Schiffe und ihr reges Treiben.

Beim Abschied sagte ich zu meinem freundlichen Wirth: „Als sichtbe Erinnerung dieses Sommers bewahre ich meinen Besuch an Bord S. M. Fregatte Gefion." O. K.

An unsre Leser.

Es sind und seit dem ersten Tage des Bestehens unseres Blattes so viele mündliche und schriftliche Zeichen freundlicher Theilnahme zugekommen, daß wir bei einem großen Theil unserer Leser fast ein Verhältniß persönlichen Antheiles an unserm Daheim voraussetzen dürfen. Wiederholt ist uns dabei der Wunsch ausgedrückt worden, zur Verbreitung desselben mitwirken zu können. Bei dem Mangel eines geeigneten, handlichen Mittels jedoch konnten wir diesen freundlichen Anerbietungen meist keine Folge geben. Es ist uns nun aber gelungen, in Form des dieser Nummer beiliegenden Kärtchens ein ebenso gefälliges als praktisches Verbreitungsmittel herzustellen, welches müheles durch Beilegen in Briefen, gelegentliches Vertheilen und Weiterreichen von Hand zu Hand diesem Zwecke dienen kann. Wer von unsern freundlichen Lesern noch gewillt ist, so zur immer weiteren Verbreitung des Daheim beizutragen, möge gefälligst die ihm benöthigte Anzahl von Kärtchen entweder direkt von uns (von Leipzig oder Bielefeld) oder auch durch Vermittlung seiner Buchhandlung verlangen.

Die Redaction und Verlagshandlung des Daheim.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 1b.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Kornig in Leipzig.

Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im September 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 51.**

Aus vielen Meeren.

Erinnerungen eines deutschen Seeofficiers.

II. Das Sklavenschiff.

Im Jahre 1838 befand ich mich als zweiter Steuermann auf J. M. Fregatte „Vestal". Es war gegen Ende des August; wir lagen mit leichten Segeln unter der Insel Grenada auf Kreuzung gegen Sklavenschiffe; es ist dies ein unglaublich einförmiger, undankbarer Dienst, welchen selten irgend ein nennenswerthes Ereigniß unterbricht. Da mit einemmale erschallte, wahrhaft erschreckend in der schwülen Stille, der Ruf des Topgasten: „Segel am Steuerbord, vorn!" Da wir völlig außerhalb der Striche uns befanden, welche Kauffahrteischiffe in diesen Meeren zu nehmen pflegen, so entstand natürlich sofort eine gewaltige Aufregung, die jedoch in der gewohnten Disciplin rasch erstarb. In wenigen Minuten war unser gutes Schiff unter allen Segeln, die nur eine Jagd befördern können, und diese begann. Jedes Fahrzeug ist in diesen Breiten verdächtig. Mit Sonnenuntergang hatten wir so viel auf das vor uns fliehende Schiff gewonnen, um mittelst der Fernröhre zu gewahren, daß es ein Schooner von höchst zweifelhaftem Aussehen sei.

Bei sechs Glasen der ersten Wache hatten wir den Schooner im Bereich unserer langen Kanonen. Gleich die erste Kugel riß ihm die Besanstenge weg, zwei, drei andere schlugen ihm in das Heck; da hielt er es denn gerathen, sich zu ergeben, ließ seine Schooten und Fallen laufen, und drehte unter unserem Lee bei.

Unsere Prise war die „Negrinha", ein Schooner unter portugiesischer Flagge und hatte zweihundertneunzig Sklaven an Bord. Der zweite Lieutenant, Mr. Matthew, ward an Bord geschickt, um die Mannschaft zum größeren Theil auf die Fregatte überzuführen und, verstärkt durch unsere Leute, zu ersetzen; ich selber und der Midshipman Burrough sollten mit den Befehl des Schooners übernehmen und ihn im Fahrwasser der Fregatte nach Grenada führen. Zum erstenmal in meinem Leben betrat ich ein Sklavenschiff und unauslöschlich haftet der Eindruck an das auf und unter seinem Deck Gesehene und Erlebte in meiner Seele. Ich hätte mir nicht sogleich zu helfen gewußt; glücklicherweise war Mr. Matthew ein ergrauter Officier, welcher lange Jahre an der Küste von Afrika stationirt gewesen und mit dem Sklavenhandel ganz genau bekannt war. Sein erster Befehl galt dem Abnehmen der Luken; denn während der ganzen Zeit der Jagd hatten die armen schwarzen Kreaturen, unter Deck dicht zusammengepfercht, unbeweglich liegen müssen, um das Schiff nicht in seiner gleichförmigen Segellage durch die Unruhe so vieler Menschen zu stören. Sodann begab sich der Lieutenant mit einem Paar Matrosen selbst unter Deck, um die Erstickten von den Lebenden zu trennen; der ersteren waren neun: vier Weiber, drei Kinder, zwei Männer; sie wurden an Deck gebracht und ohne Umstände über Bord geworfen.

Mittlerweile hatte ich selber mit der disponibeln Mannschaft auf Deck das laufende Tauwerk herausgefunden und die Segel der Art gestellt, daß wir aufwuren und der Fregatte folgen konnten. Der Mond, in seinem letzten Viertel stehend, war eben mit unbeschreiblicher Klarheit aufgegangen; aber er warf sein Licht auf eine Scene, deren Entsetzen kaum Worte finden läßt.

Die Negrinha war ein kleiner Schooner, nicht einmal 100 Tons groß, und buchstäblich in seinem ganzen Raume vollgepfropft mit menschlichen Wesen. Aus den geöffneten Lucken strömte ein Gestank, der uns den Athem versetzte, alle menschlichen Begriffe übersteigend. Nach den Todten wurden die Todtkranken und sterbenden Neger an Deck geschafft. Neben dem Kompaßhaus, an welchem ich stand, ward ein schon alter Schwarzer niedergelegt, der sich im letzten Stadium der Blutruhr befand. Aus dem glühend heißen Raum in die kühle Nacht gebracht, zitterte er vor Frost, daß seine Glieder schlugen und die Zähne hörbar klapperten. Um sich greifend fühlte er neben sich ein Stück Tuch liegen, in das er sich instinktmäßig wickelte. Aber es war dies die von der Gaffel genommene portugiesische Flagge. Noch waren die Leute von der Besatzung an Bord; wüthend riß der portugiesische Steuermann dem Neger das Emblem seines Vaterlandes unter dem Körper weg und versetzte ihm gleichzeitig einen so fürchterlichen Tritt, daß die Schmerzen des Armen mit einem Male geendet waren. Ich mußte mich dabei ruhig verhalten; wir hatten die strengste Instruction, und ich durfte dem Scheusal nur die Faust zeigen. Aber nichts konnte mich verhindern, vor seinen Augen die englische Flagge von der Flaggenleine loszubinden und sie über den Sterbenden zu breiten.

Digitized by Google

So starb wenigstens einer, der unter Portugals Banner ein Sklave gewesen war, als freier Mann unter dem englischen Jack!

Bei der außerordentlichen Ueberfüllung des Schiffes war es durchaus unmöglich, alle Sklaven sofort freizulassen und ihnen Bewegung an Deck zu gestatten; sie würden nicht allein die Handhabung des Fahrzeugs sehr gestört haben, sondern auch in ihrer unmenschlichen Uebermacht der schwachen Besatzung geradezu gefährlich gewesen sein. Mr. Matthew befahl daher, daß es einstweilen beim Alten, d. h. bei den Bestimmungen bleiben solle, wie sie an Bord eingeführt waren, bevor die Negerjagd genommen worden war. Nur die Kinder, die Weiber und die hinfälligsten unter den schwarzen Männern wurden abwechselnd zum Genuß der frischen Luft an Deck gelassen; man hätte nur sehen sollen, welches Gefühl der Befriedigung sich in ihren sonst unschönen, stieren Zügen dabei ausprägte. Dadurch ward auch die Luft im Raum bedeutend verbessert; zugleich mußten die drei portugiesischen Matrosen, welche von der Mannschaft des Schooners zurückbehalten worden waren, mit einer Anzahl von Negern den Raum so gründlich als möglich reinigen; eine Arbeit, deren Scheußlichkeit jeder Beschreibung spottet; keiner unserer Tarjads wäre dazu zu bringen gewesen trotz der Kriegsartikel mit der neunschwänzigen Katze im Hintergrund. Dreimal im Tage wurden die Neger gefüttert, anders kann ich es nicht heißen; und zwar unabänderlich mit gekochtem Reis und Palmöl. Bei dieser Gelegenheit wurden sie, während eine Wache mit geladenen Gewehren aufgepflanzt war, in Gruppen von je zehn Personen auf Deck gebracht und zusammengestellt; die Köche gingen umher mit hölzernen, gewöhnlichen Wassereimern, gehäuft angefüllt mit gekochtem Reis und schütteten den Inhalt derselben in die Mitte der einzelnen Kreise auf das Verdeck; einem jeden Koch folgte ein Kochsmaat, welcher auf die Spitze des kegelförmigen Reishaufens ein kleines Gefäß — etwa eine Pinte, so viel wie ein Seidel — voll Palmöl ausleerte. Ein entsetzlicher Anblick war dann für jeden, dem das Gefühl für Menschenwürde noch nicht ganz in der Brust erloschen war, der dieser elenden, abgehungerten, thierischen Geschöpfe. Ihre Augen traten mit furchtbarer Gier weit aus den Höhlen, zwischen den wulstigen Lippen floß der Geifer herab, ihre Hände krallten sich, alle Glieder zuckten und abwechselnd hoben sie ein Bein um das andere — es war dasselbe Schauspiel, wie in einer Menagerie vor der Fütterung. Denn keiner durfte sich unterstehen, auch nur ein Korn Reises aufzunehmen, bevor das Signal dazu gegeben worden war; wehe dem hungrigen Unglücklichen, der es dennoch gewagt hätte, seiner Gier den Zügel schießen zu lassen; die fürchterliche Katze des Bootsmannes würde ihn unnachsichtlich getroffen haben. Und leider muß das so sein, denn bei der geringsten Schwäche von Seiten der Aufseher würde alsbald eine Rauferei und Anarchie entstehen, welche das Uebel noch zehnmal vergrößern könnte. Endlich ist aller Reis vertheilt, glühender stieren die Augen, krampfhafter zucken die Glieder, die Unglücklichen triefen von Schweiß durch die Aufregung; „All ready (fertig)“, sagt der Bootsmann, und Lieut. Matthew gibt das Zeichen. Und jetzt kommt das Fürchterlichste. Die ganze Menge der Schwarzen stößt einen Schrei aus — ich werde ihn niemals vergessen! So muß der Laut klingen, den die Verdammten der Hölle emporsenden, nichts Menschliches ist darin, aber es gibt auch kein Thier, welches diesen entsetzlichen Jammerschrei des Elends und der Gier nur im entferntesten ähnlich hervorzubringen vermöchte. Ich wurde bleich und unwohl dabei, der Middy, welcher beim ersten male neben mir stand, hielt sich die Ohren zu und weinte; selbst hartgesottene Theerjacken schüttelten sich und murmelten: „Tremendous, tremendous! (Entsetzlich!)“ Die tiefen Gutturaltöne der Männer, die kreischenden, schrillen Stimmen der Weiber und Kinder vermischten sich zu einem unbeschreiblichen Eindruck. War es ein Anklagerus zum Himmel, den sie erhuben, war es hervorbrechende Hungerqual, war es ein thierischer Freudenlaut? Ich habe es niemals zu entziffern vermocht.

Nunmehr erst folgte als Erlaubniß zum Zugreifen ein zweites Signal des Capitäns. Wie der Blitz stürzte die gesammte Masse der armen verhungerten Wesen nieder, über den Reis her, in wahnsinniger Hast darauf bedacht, nur so viel wie möglich davon mit den Händen zu ergreifen, in den Mund zu pfropfen und zu verschlingen, auf die Gefahr hin, daran zu ersticken — was übrigens auch nicht selten vorkommt. Mit fabelhafter Schnelligkeit schmelzen die Haufen des Reises zusammen; je mehr sie abnehmen, um so gieriger, um so fieberhafter, um so heftiger werden die Bewegungen der Unseligen, zuletzt fallen sie übereinander her mit Zähnen und Nägeln, um sich die letzten Körnchen streitig zu machen, und nur der gefürchtete Scepter des Bootsmanns vermag den wirren Knäuel endlich zu lösen und die kaum zum dritten Theile Gesättigten wieder hinabzutreiben in ihren Stall.

Eine Gruppe von Kindern, Knaben und Mädchen durcheinander, befand sich gerade unterhalb des erhöhten Pultes am Steuer, wo ich stand und fesselte besonders meine Aufmerksamkeit. Es war darunter ein kleines Mädchen von etwa sieben Jahren, unstreitig das schönste und am proportionirtesten gebaute Geschöpf unter allen, wenn auch kohlschwarz und vom ausgesprochensten Typus der Race. Mit besonderer Verwunderung nahm ich wahr, daß die Kleine viel und fett und tugelrund war, während man bei den meisten anderen Individuen durch Haut und Knochen sehen konnte. Ich beobachtete sie mehrere Tage hintereinander und sah, daß sie mit außergewöhnlicher Klugheit niemals wie die andern den Mund mit Reis vollstopfte, um dann durch Husten, Prusten und Erstickungsanfälle am Hinunterbringen gehindert zu sein, sondern daß sie immer nur so viel nahm, als sie gerade bequem kauen konnte; auf diese Manier bekam sie aber nicht allein weit mehr wie ihre Gefährten, sondern vermochte auch die Nahrung besser zu verdauen, was ihr denn trefflich anschlug. Ebenso, wenn der Reis zu Ende ging, sah ich sie aus den letzten Handvoll, die sie erhaschte, zwei derbe Klöße drehen, welche sie unter den Armen verbarg; als dann das unvermeidliche Gesecht um die Reste begann, hatte sie Zähne und Hände frei, eroberte und wehrte sich ritterlich. Es war unter den Kindern ein armer, kranker, ganz verkommener Knabe — sein Kopf glich, nur mit Haut, ohne die mindeste Spur von Fleisch, bespannt, völlig einem Todtenschädel; das Weiße der Augen war ganz dunkelgelb; die sonst so glänzenden Negerzähne sahen hier fast aus wie mit Moos überwachsen; weder an Armen noch an Lenden oder irgend einer Körperpartie nur ein Fragment von Muskelmasse, so daß man ihm factisch jede Rippe oder Sehne im ganzen Leibe zählen konnte. Dieses unglückliche Kind war nicht stark genug, um sein tägliches Futter zu kämpfen; die anderen drängten es von der Ration weg, wie es auch die Thiere machen, und so wie es in Folge dessen täglich an Kräften abnahm, so vermochte es natürlich an jedem Tag immer weniger Nahrung zu erraffen, wie an dem vorhergehenden. Ich sah, wie es der Gelegenheit wahrnahm, seinen abgemagerten Arm durch das Gedränge des lebendigen Knäuels zu schieben, um sich eine Handvoll Reis zu erobern, die es in den Mund stecken wollte; aber der Vorrath ging schon zur Neige und keiner der Rangen war halbsatt; ein stärkerer Knabe gewahrte die gefüllte Hand und ergriff sie, entriß ihr die Beute, verschlang diese selber, suchte dann, ganz und gar wie ein Affe, jedes einzelne Reiskorn zwischen den dürren Fingerchen seines elenden Opfers heraus, und saugte ihm zuletzt noch die Finger ab, um das etwa daran haftende Palmöl nicht einzubüßen. Dann ließ der Räuber erst die Hand los, die sich leer ohne Nahrung zurückzog — der Körper, zu dem sie gehörte, schien nicht mehr Flüssigkeit genug zu besitzen, um den vorgequollenen Augen eine Thräne des Verzweifelns zu gestatten, kaum mehr Athem genug zu einem heiseren Ueblichingenden: „Aji, Aji!“ Das kleine dicke Mädchen hatte sich weislich aus dem Kreise zurückgezogen, sie saß auf dem Deck, holte einen ihrer Klöße unter dem Arm hervor und verzehrte ihn mit vergnüglichem Schmatzen. Da hörte sie die stöhnende Klage des unglücklichen Knaben, der dicht neben sie zurückgefallen war. Einen Augenblick besann sich die Kleine, es ist wahr; bald aber nahm sie entschlossen den andern Kloß aus seinem Versteck, brach ihn auseinander, gab die größere Hälfte davon dem Hungernden, und als dieser sie im Augenblick verschlungen hatte, auch den Rest. Dann lachte sie, schüttelte sich und klatschte vergnügt in die Hände, während ihr Schüpling dankbar grunzte.

Neben mir hatte der Middy Burrenghs gestanden und die ganze Scene ebenfalls beobachtet. Er war selbst noch ein Knabe, aber hochherzig und kühn, wie einer; das Wasser trat ihm in die Augen, er zog eine Tafel Chocolade aus der Tasche und schenkte sie dem Mädchen. Aber gleich mußte er laut auflachen, über die possirlichen Geberden, mit denen das Kind den ihm ganz unbekannten Gegenstand betrachtete, beroch, aufpochte, bis es endlich dahinter kam, zu was er gut sei; aber dann; die Tafel verschwand zwischen dem weißen Gebiß mit einemmale und man hörte das knirschende Zermalmen. Ihr Nachbar bekam diesmal nichts; nicht ein bischen! Ihm warf ich den einzigen Zwieback zu, den ich in der Tasche hatte — wir waren sehr

Digitized by Google

knapp an Lebensmitteln — seiner kleinen Wohlthäterin gegenüber fühlte ich mich aber so beschämt, daß ich zur Sühne ein altes, äußerst buntes Baumwollenhemd, wie sie auf den Antillen gern getragen werden, hervorholte und ihr schenkte. Das Aufsehen unter den Weibern! Die Freude, der Stolz des Mädchens! Sie wurde von nun an von den übrigen als das reichste und glücklichste Wesen unter der Sonne beneidet. Bevor sie das Kleidungsstück anzog — es ging nur mit meiner Hilfe, denn bisher hatte sie weder ein solches, noch irgend eines getragen — suchte ich ihr begreiflich zu machen, sie müsse sich waschen; dies gelang mir aber durchaus nicht. Sie sah mich offenen Mundes an, und wußte durchaus nicht, was ich wollte, ebensowenig irgend eines der neugierig umherstehenden Negerweiber. Endlich holte ich einen Eimer mit Wasser und machte ihr die Sache vor. Aber sie begriff immer nicht und schien den Nutzen dieser Operation gar nicht einzusehen. Da erwischte der Middy den Eimer und stülpte ihr den ganzen Inhalt über den Kopf. Das Geschrei, das Gzappel! Nun sollte sie auch gekehrt werden, sich mit einem Stücke Segeltuch abzutrocknen, aber auch dies gelang nicht. Das arme Kind jammerte, bis der Lieutenant der Sache ein Ende zu machen befahl und die Weiber mit den Kindern unter Deck schickte. Ich fürchte, wir haben der Kleinen die Lust am Waschen gründlich verleidet.

Da Kinder und Weiber während der Reise den Tag über an Deck sich aufhalten, während die Männer es nur zu den Mahlzeiten betreten durften, so wurden wir bald, nachdem der schreckhafte Eindruck des Sturzbads überwunden war, mit mit Hilfe von Zuckerstückchen, Orangenschnitzen und dergleichen sehr gut Freund mit der kleinen Liddy. So hatten wir sie nämlich getauft, da ihr wirklicher Name auf keine Weise herauszubringen war; auf jede Frage hatte sie keine andere Antwort, als: „Li bi" — so klang es wenigstens, und davon bekam sie ihren Namen. Burroughs besonders gab sich viel mit ihr ab, schenkte ihr, was er entbehren konnte, und hatte ihr sogar eines Tags aus alten Lappen eine ganz annehmbare Puppe angefertigt; aber als er sie hervorbrachte, sing das Mädchen Zeter an zu schreien, verbarg den Kopf in die Hände, lief fort und war am keinen Preis zu bewegen, das Ding anzurühren, auch die andern Kinder, sogar die Weiber fürchteten sich davor; wahrscheinlich glaubten sie, es sei ein Fetisch. Nichtsdestoweniger schloß sich Liddy an den Midshipman, wie es nur immer ein Hund an den Herrn zu thun vermag. Sie hielt sich stets in seinem Fahrwasser, schlief zu seinen Füßen, und der ganze Junge überwand manches, was sonst einem gebildeten Menschen nicht leicht zu überwinden ist, indem er das thierisch dankbare Kind in seiner unmittelbaren Nähe litt. Er gab sich Mühe, dem Mädchen einige englische Worte zu lehren, aber nichts blieb bei diesem haften, wie die erste Zeile seines Lieblingsliedes: „In the bay of Biscay-Oh!" Von der Sprache der Neger selbst gelang es uns nicht, auch nur ein Wort aufzufassen; sie schien aus lauter einsilbigen Ausrufungen zu bestehen; heute hatten sie z. B. für Wasser diesen, morgen den andern Laut. Welchem Stamm und Land sie angehörten, erfuhren wir ebenso wenig; die portugiesischen Matrosen behaupteten, sie auf der Höhe von Cap Formosa durch Lichterschiffe zugeführt erhalten zu haben; sie sagten aber wohl nicht, was sie wußten. Einer war an Bord, der ganz gewiß genaue Auskunft hätte geben können; aber grade dieser hüllete sich am allermeisten. Er war ein noch junger Mann, welcher sich für einen Spanier ausgab und in den Schiffspapieren als Passagier aufgeführt war. Obgleich wir alle fest davon überzeugt waren, daß er der Schiffsequipage angehöre, wahrscheinlich der Supercargo, vielleicht sogar der Capitän und Eigner selber und so wenig ein Spanier sei als einer von uns — so konnten wir ihm doch nach den Gesetzen nichts anhaben, und er spazierte stolz an Deck umher, seine Cigarre rauchend und mit dem Gefühle der heimlichen Befriedigung im Herzen, daß er uns eine Nase drehe, auch wenn wir ihn um Hab und Gut-brächten. So hübsch er von Gesicht und Wuchs war, so teuflisch schien er von Gemüth; die Schwarzen eujonirte er, wo er nur konnte, trat sie mit den Schuhspitzen an die Schienbeine, ihren empfindlichsten Körpertheil, aber brannte sie mit der Cigarre, wo er es nur unbeachtet thun zu können glaubte. Sie fürchteten sich alle vor ihm, am meisten die kleine Liddy; einmal entlief sie vor ihm mit fürchterlichem Gekreisch aus der Bettlerei, er rasch, erbitzten Angesichts hinter ihr drein — da streckte der Middy, welcher gerade seitwärts stand, rasch einen Fuß aus, und so lag Don Ramon auf der Nase, während die Kleine entwischte. Von diesem Tag an waren die Blicke des Spaniers Dolche, wenn sie auf den Midshipman fielen.

Aber ich muß noch weiter erzählen von der Behandlung und dem Leben der „Waare" eines Sclavenschiffs. Die erste hübsche Bemerkung, die ich machte, war, daß Kinder, seien sie weiß oder schwarz, überall so ziemlich dieselben sind; leichtes, vergeßliches Blut, in einer Minute weinend, in der andern lachend; nur den Augenblick lebend und von viel besserem, frischerem Eindruck, wie die Alten. Wir hatten über dreißig an Bord, Säuglinge mit einbegriffen und bis zum Alter von zwölf Jahren, meiner ungefähren Taxation nach; denn mit diesem hört bei tropischen Völkern schon die Jugend auf. Ihre Spiele an Deck hatten die größte Aehnlichkeit mit denjenigen der Jugend irgend eines deutschen Dorfs; sie führten Ringeltänze auf, haschten, versteckten sich, ließen den Plumpsad herumgehen und neckten sich, wo und wie sie konnten.

Gerade während der Jagd der Negrinha war ein junges Negerweib niedergekommen, aber viel zu geschwächt, um ihr Kind, das erste, mit Nahrung versehen zu können. Als ich sie erblickte, saß sie niedergekauert, das hilflose Wesen fest an die verfiegte Brust gedrückt, und schwere Thränen flossen unaufhörlich herab auf das Kind der Liebe und des Elends. Wir fühlten alle Erbarmen; aber was anfangen? In derlei Sphären waren wir rauhen Theerjacken durchaus nicht zu Hause. Endlich meinte ein alter Matrose, indem er sein Kraut aus einer Backenhöhle in die andere schob, er erinnere sich von seinen früheren Kreuzfahrten in solchem Wasser her: das beste sei ein „Sucking-bag!" Richtig, da wußte es Jedermann, und sofort wurden riesige Lutschbeutel (Zulpe) mit Zwieback und Zucker eingetrieben und dem neuen Passagier zwischen die Lippenwulste geschoben, was er sofort begriff und mit Eifer zu saugen begann. Der Mutter ward aber auch geholfen. An Bord der Negrinha sah es mit Proviant sehr schlecht aus; die Equipage mußte kaum besser, wie die Neger, gelebt haben; freilich wird ein portugiesischer Matrose schon betrunken, wenn er auf dem Schild einer Taverne „Rum" angeschrieben sieht und lebt mit vier Zwiebäcken und einem Horn voll Schnupftabad drei Wochen. Lieutenant Matthew hatte deßhalb mit weiser Vorsicht einige Kisten von der „Bestal" mit herüberschaffen lassen, und es fehlte uns wenigstens zu dem jähen argentischen Carne seeco (an der Sonne getrocknetes, gesalzenes Kuhfleisch) und dem Reis, nicht etwas trinkbares Nasses. Da kamen wir denn auf die Idee, die junge Mutter mit Porterbier zu kräftigen, und siehe da, das Mittel war von ausgezeichnetem Erfolg, schon nach wenigen Tagen konnte sie ihr Kind vortrefflich nähren. Anfangs hatte sie freilich das verdächtige Getränk von sich gewiesen, und die ersten Male hatte es mit Zucker versetzt werden müssen; aber bald kam sie hinter den Geschmad und nunmehr war es uns, Hand über die Flasche zu halten.

So oft uns während der Reise ein Regenschauer beglückte — wer unter diesem Tropengürtel nicht zur See war, kennt gar nicht das wonnige Gefühl, das er hervorbringt! — mußten sämmtliche Weiber und Kinder an Deck, um dieses und diverse Geräthschaften aufzuwaschen. Das war ihre glücklichste Zeit; sie wußten sich dabei vor Bergnügen und innigem Wohlbehagen gar nicht zu lassen, und es war nicht anders, wie wenn ein Schwarm Enten, der da lang im Stall eingesperrt gewesen war, plötzlich heraus und ins Wasser gelassen wird. Der Mannschaft machte es dann den größten Spaß — und der Matrose ist zur See bekanntlich ein Kindskopf ohne Gleichen — ihnen Stücke Kreide zu geben, die sie zermalmten und mit Wasser zu einem Farbenbrei anrührten, womit sie sich dann gegenseitig die Gesichter, Hälse, Schultern und zwar auf die allerteuflischste Art, bemalten. Es konnte selbst ein so ernsthafter Mann, wie der Lieutenant, die Mundwinkel nicht bändigen, wenn er eines der ebenholzglänzenden schwarzen Mädchen erblickte mit einem weißen Strich auf dem Nasensattel und zwei weißen Tupfen über den Augen; oder mit einem weißen Schnurrbart und colossalem Backenbart — welche ihnen die Matrosen anpinselten, und damit so kokett thun, wie die feinste Salondame in ihrer Ballteilette, wenn sie sich vor dem Spiegel bewundert. Ueberall bleibt doch die Natur des Weibes dieselbe! Und während dieser Scherze und Zierlichkeiten waren die Elenden so ausgelassen, so glücklich, als ob sie an der Schwelle des Paradieses ständen: kein Bangen vor der Zukunft, kein Rückblick des Verlangens in die Vergangenheit; für sie war die Minute alles. Uebrigens gab die Kalkmalerei dem Middy den guten Gedanken ein, kein letztes Stückchen Windsorseife zu opfern, und eine Nation Trinkwasser dazu, um unter

Digitized by Google

dem Vorgeben, es sei Farbe, unsern kleinen Schützling von Kopf zu Füßen einzuseifen, daß er aussah, wie ein graues Schaf, das lange nicht geschoren worden ist. Als der Seifenschaum eintrocknete, fing er dermaßen auf der Haut an zu beißen, daß einige summarische Abwaschungen dem Kind zur wirklichen Erquickung gereichten. Aber die sonderbare Negeratmosphäre verlor sich darum noch lange nicht.

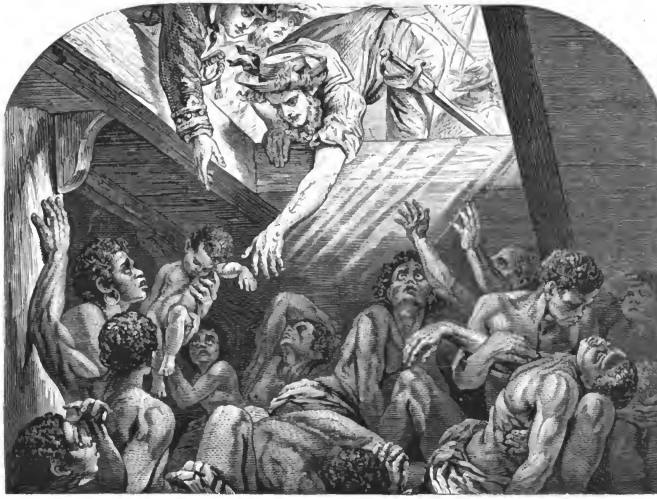
Die kleinen schwarzen Kerle ließen keine Gelegenheit vorübergehen, sich anzuigenen, oder deutsch gesagt, zu stehlen, was sie konnten. Einmal war ein Stück Speck verschwunden und der Bootsmann ging an Deck herum, die Peitsche unterm Arm, scharf dahin und dorthin auslugend, um den Dieb zu entdecken. Da war es denn wirklich löcherlich zu sehen, wie sie alle, diese halbverhungerten dunklen Knaben, gleich unaufgefordert in Reih und Glied traten und ihre Hände mit gespreizten Fingern ausstreckten, um zu zeigen, daß, weil dieselben nicht fettig, sie auch weder die Diebe seien noch etwas von der Beute erhalten hätten. Und richtig, der Spitzbube ward nicht entdeckt. Wie sie es aber anfingen, sollte ich bald erfahren. Eines Abends, als ich am Steuer stand, hörte ich in meiner Nähe ein ganz auffallendes, saugendes oder schmatzendes Geräusch; als ich mich umwandte, erblickte ich dicht neben mir hinter einer Taurolle zwei Knaben, die sich mit ihren Zähnen, Mund bei Mund, in ein Stück rohen Speck verbissen hatten, und herüber und hinüber zerrend dasselbe zu zerreißen suchten, aber immer ängstlich darauf bedacht, es mit den Händen nicht anzufassen. In ihrer Gier hatten sie sich bis in meine Nähe gekugelt und gewahrten mich nicht einmal; bald hatte der größere, bald der kleinere die Oberhand, aber fester hatten zwei Hunde nicht den Knochen, wie diese Brut ihren Speck. Leider wurde die eigenthümliche Turnübung plötzlich durch die Peitsche des Bootsmanns unterbrochen, welcher endlich die Uebelthäter entdeckt hatte, die sich an den Rationen der Matrosen, der peinlichsten Wachsamkeit ungeachtet, vergriffen und um so mehr Strafe verdienten, als, wie schon erwähnt, die Leute knapp genug gesetzt waren. — Ein andermal beobachtete ich eine Gruppe von Kindern, welche ein Mäuseneſt mit Jungen gefunden hatte — beiläufig gesagt, fehlte es der Negrinha an keinerlei Ungeziefer! Die jungen Mäuse waren noch ganz nackt, und sahen aus, wie Stückchen rohen, belebten Fleisches. Wer von der kleinen Bande so glücklich gewesen war, eines von den Dingerchen zu erhaschen, der hielt es an der Schwanzspitze, und ließ die lebendige junge Maus über die Zunge soweit in den Schlund hinabkriechen, als es der Schwanz erlaubte; dann aber wurde jedesmal das Thierchen wiederum zurückgezogen, damit der unvergleichliche Hochgenuß ja so lange als möglich dauere — gerade, wie auch die Katze mit ihrem Opfer spielt. Anfänglich traute ich meinen Blicken nicht; als ich aber neugierig mich der Gruppe nähern wollte, bemerkten mich die kleinen Kobolde, und in der Angst, daß ich ihnen die kostbare Beute entreißen könne, ließ jedes, wie auf Verabredung seinen Mäuseschwanz los, verschlang den lebendigen Bissen und schloß den Mund so fest, als möglich! An den strahlenden Mienen und blitzenden Augen konnte man aber zur Genüge sehen, welch herrlicher Leckerbissen ihnen allen geworden war.

Im ganzen werden auf allen Sklavenschiffen die Weiber und Kinder verhältnißmäßig ziemlich gut, wenigstens nicht grausam behandelt. Gegen die männlichen Sklaven nimmt man dagegen nicht die mindeste Rücksicht, sondern hält sie möglichst streng, schon aus dem Grunde, um auch nicht den Keim einer Meuterei aufkommen zu lassen; trotz der Bewaffnung ist schon oft die Mannschaft von Sklavenhändlern der numerischen Zahl der sich empörenden Neger erlegen. Dagegen trifft man alle Vorkehrungen. Was daher diese Unglücklichen während des Transportes leiden, geht über alle Menschenbegriffe. Der entsetzlichste Augenblick für sie ist auch immer derjenige, wenn sie wieder unter Deck sollen, und täglich erneut sich die Schwierigkeit sie hinabzubringen in den freilich fast tödtlichen Raum. Nach jeder Mahlzeit werden mit Hilfe der Matrosen je zehn Mann Schwarze an die Lucken gestellt und umringt; von selbst geht keiner hervüber; die Peitsche des Bootsmanns, ein Ochsenziemer, wenn nicht ein Streifen Capscher Nashornhaut, fällt mit furchtbarer Wucht auf die nackten Körper, aber erst nach wiederholten Streichen stürzen die Unglücklichen blutriesend, mit zerschnittener Haut, hinab in den Brodem des entsetzlichen Gefängnisses. Auf die ersten folgen andere zehn, bei welchen ganz die gleiche Manipulation nothwendig wird. Diese zweite Partie versucht nun unten im Raume die Ersthinabgestiegenen nach vorne zu schieben und zu drängen, diese widersetzen sich nach Kräften, hier handelt es sich um Leben und Tod. Denn je weiter ein Unglücklicher nach vorne geschoben wird, je entfernter er also den Lucken und der frischen Luft zu liegen kommt, mit um so größerer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß er am nächsten Morgen erstickt, todt gefunden werden wird. So folgt denn ein Schub dem andern und kämpft unten um die Plätze, wobei natürlich stets die Schwächsten an die schlechtesten gelangen und um so sicherer dem Verderben verfallen sind. Aber die fürchterliche Peitsche des Bootsmanns fährt nieder ohne Gnade und Barmherzigkeit; heulend vor wahnsinnigem Schmerz springen sie hinab in das Grab so vieler ihrer Brüder, endlich ist der letzte unten und dann mögen sie sich zurecht finden. Wer todes steht und ein Herz im Leibe hat, der möchte dem Bootsmann in den Arm fallen oder ihn niederschlagen — aber Mr. Tomkins ist ein durchaus wackerer, seelenguter Mann, im Dienst wie Gelb, er thut nur seine Pflicht. Und er kann sie auf keine andere Weise thun, und die Unmöglichkeit spottet der Humanität. Hinunter müssen sie, sonst sind Schiff und Mannschaft verloren. Ohne Peitsche gehen sie nicht — also ist ultima ratio die Peitsche! Der Raum, in welchem die Sklaven eingepackt sind, wird durch einen Bretterboden gebildet, welcher unten auf den großen Wasserfässern liegt und kaum hoch genug, daß die Männer darin aufrecht sitzen können. Im oberen Deck befinden sich, der Sicherheit halber, nur zwei kleine Lucken, durch welche Luft einzudringen vermag; mehr anzubringen hält man der Meuterei halber nicht für räthlich; denn wenn eine solche ausbricht, lassen sich zwei kleine Lucken leichter überwachen und gegen den Andrang nach dem Deck vertheidigen, wie vier große. Außerdem sind aber auch die Neger immer noch je zwei und zwei mit den Füßen eng aneinander geschlossen. Ihre Ketten haben jedoch keine Schlösser, sondern die Verbindungsbolzen sind vernietet, so daß ein Oeffnen der Eisen nicht möglich ist, außer mittelst Abschlagen der Bolzen durch den Schmied; eine Operation, welche z. B. jedesmal vorgenommen werden muß, wenn der Kettengenosse eines Negers gestorben ist. Daher haben die Sklavenschiffe Schmiede an Bord. Sobald alle Neger unter Deck sind, werden die Luckendeckel aufgelegt, die Riegel darüber geschoben und befestigt; damit ist fast jede Lüftungsmöglichkeit für sie abgeschlossen. Wollen sie nicht übereinander liegen, so hat ein jeder Sklave streng die vorgeschriebene Stellung einzunehmen, wofür öftere Visitation zugleich sorgt: er sitzt aufrecht, mit weitgestreckten Beinen; zwischen diesen, dicht an ihm, sitzt der zweite und so fort, die ganze Quere des Raumes durch; jeder läßt den Kopf auf der Schulter des Vordermanns ruhen. In dieser Stellung müssen sie in der ganzen Zeit unter Deck verbleiben, eine Aenderung derselben, jede größere Bewegung ist ganz unmöglich. Stumm sitzen sie da; sie sprechen niemals unten mit einander; in dumpfem Brüten verbringen sie die entsetzlich lange Zeit des Transports in dieser Hölle. Nur die schweren Athemzüge der gepeinigten Lungen, die stöhnenden Laute der schmerzhaft Kranken, das heisere Röcheln der mit dem Erstickungstode Kämpfenden bringen eine Abwechselung — und welche! — in das Einerlei dieses grauenvollen Kerkers. Niemand glaube, daß dies Bild zu grell gemalt oder nur im geringsten erschöpfend sei; im Gegentheil, es verschweigt das Unmenschlichste. Es sei nur daran erinnert, daß die rothe oder Blut-Ruhr die gewöhnlichste, sehr heftig und nicht selten tödtlich verlaufende Krankheit unter den Negertransporten ist, um einen Begriff davon annähernd zu geben, was die armen, unschuldigen Geschöpfe an diesem Ort der Qualen zu leiden haben. Was sind die Bleidächer, die alten Burgverliese, die schwarze Höhle und ähnliche berüchtigte Marterstätten gegen den Raum eines jeden Sklavenschiffs — ohne Ausnahme!

Es schien auch, als hänge ein Fluch an der Negrinha. Sie war ein schlechter Segler, schon am zweiten Tag war die Fregatte außer Sicht. Ein Paar Tage lang hatten wir vollkommene Windstille, in diesen Breitegraden eine Qual, für die es gar keinen Namen gibt; das ist eine Zeit, in welcher der Tod unter Deck aufräumt, wie der Marder im Taubenschlag; von 290 Sklaven, die wir versandten, brachten wir 227 davon, und es wurde behauptet, dies sei eine der glücklichsten Reisen gewesen, die je gemacht worden; wahrscheinlich in Folge der humaneren Behandlung in den letzten zwanzig Tagen; von den Weibern und Kindern war niemand mehr gestorben, im Gegentheil konnten von den letzteren zwei in Zugang geschrieben werden.

Endlich näherten wir uns dem Ziele der Fahrt, welches wir mit der Frühe des nächsten Tags zu erreichen hofften. Wir gingen mit leichter Brise leewärts; kein Wölkchen stand am Himmel, das

Digitized by Google



Im Raum des Sklavenschiffes.

Mit Erlaubniß des Kunstvereines zu Glasgow nach dem Gemälde von J. Noel Paton.

Meer war blau und schaukelte in leisen Wellen. Alles war fröhlich an Bord, selbst die armen Gefangenen unten wußten, daß die Erlösungsstunde nahe sei. Lachend und schäkernd trieb sich die Kinderschar an Deck umher und mußte alle Augenblicke in die Schranken verwiesen werden, weil sie den Leuten in die Beine fuhr und allerlei Unheil mit Farbentöpfen und gefüllten Eimern anrichtete. Der Capitän (so nenne ich unsern Lieutenant) war in seiner Cajüte; ich stand am Kompaß. Da ertönt auf einmal ein schriller Schrei und gleich darauf der verhängnißvolle Ruf des Mates am Steuer: „Mann über Bord!“ Ich sprang sogleich auf den Hintersteven, aber erst nach einer Meile entdeckte ich — daß es Diddy war, das kleine Negermädchen, das dort mit den Wellen kämpfte, nur zu gut kannte ich das gelb und grüngestreifte Hemd. Sie schien verloren, obgleich alle diese Negerkinder schon von Kind auf schwimmen können; sie hielt sich auch tapfer; aber schon waren wir ein gut Stück voraus. Da ertönte plötzlich das Commando des Capitäns: „Boot ins Wasser!“ Zu gleicher Zeit aber wieder ein vielstimmiger Schrei und ein Plumps in die Wogen. Nicht lange, so kam der blonde Kopf des Midshipman aus der Tiefe zum Vorschein und kräftig strich der junge kühne Mann dem unglücklichen Kinde zu. Mittlerweile hatten wir beigedreht; ein Theil der Mannschaft arbeitete am Boote; es war ein plumpes schwerfälliges Ding; aber die Negerinnen hingen sich mit an die Züge, so kam es allmählich ins Wasser; vier Mann darin an den Riemen, ich als Steurer. Die ganze Zeit über hatte ich nicht Gelegenheit gehabt, nach den beiden Schwimmern zu blicken; aber noch nicht viele Bootslängen waren wir von dem Schooner entfernt, da ertönt abermals ein Schreckensruf von seinem Bord: Sharks, Sharks!! Das Meer wimmelt hier von Haifischen; ich hatte daran gar nicht gedacht, jetzt fuhr es mir wie siedendes Blei durch die Gebeine. „Vorwärts, Ihr Männer, drauf und dran!“ Aber es war nicht nöthig, die braven Jungen anzuspornen; Burroughs war ihnen allen lieb, auch die Kleine dauerte sie. Ich war auf eine Ruderbank gesprungen: „Ich sehe sie, er hat das Kind!“ rief ich — aber das Wort erstarb mir im Munde, denn im Umkreis sah ich auch die spitzen, dreieckigen Flossen der hungrigen Ungethüme aus den Wellen hervorragen, eine ganze Herde, wie es schien, alle versammelt um die Unglücklichen, immer näher ihnen rückend. Eine fieberhafte Angst ergriff mich: „Drauf, Ihr Leute, drauf, oder der Hai bekommt sie!“ schrie ich; die Matrosen thaten ihr Möglichstes. Ich hatte das Steuer angebunden, eine Leine ergriffen und war nach dem Bug gesprungen, zum Wurf bereit. Da waren sie! „Muth, Burroughs, Muth!“ Er bedurfte dessen, denn er war zum Tod erschöpft, das Mädchen stieß er vor sich her — ganz nahe schon waren ihm zwei oder drei der fürchterlichen Flossen. „Schlagt mit den Riemen, Männer!“ rief ich, „noch zwei, drei Züge, Burroughs, so, so, und nun sang die Leine, mein Junge, Du bist gerettet!“ Mit sicherer Hand — ich hatte die Zähne zusammengebissen, denn ich wußte, von meinem Wurf hing das Leben der Unglücklichen ab — warf ich, die Leine kreiste ein paarmal in der Luft, entrollte ihre Bogen und fiel glücklich herab auf das ermattete Paar. Ich mußte mir eine halbe Minute Zeit gönnen — sie war schauerlich — die Ungethüme waren den Kindern so nah, daß ich mich zwingen mußte, die Augen nicht zu schließen. Ein Matrose hatte das Ende der Leine mit erfaßt — Zieh! und mit aller Kraft, weitgreifend, holten wir sie ein, fühlend, daß ein Körper an ihr hing. „Gott sei Dank!“ sagte ich mit tiefem Athemzug — da — es überläuft mich noch kalt, wenn ich nur daran denke — tönt ein entsetzlicher Schrei über das Wasser — weit von uns noch steigt der Leib des unglücklichen Midshipman mit hoch zum Himmel erhobenen Armen und gräßlich verzerrten Zügen senkrecht empor — um dann unterzutauchen für immer. Gleichzeitig aber

Digitized by Google

zieht der Matrose das an die Leine gebundene dicke Negermädchen an dem bunten Baumwollenhemd aus den Wellen. Rings im weiten Umkreis stehen die spitzen Flossen empor als warteten sie fernerer Opfer. — —

Wie das furchtbare Ereigniß gekommen — darüber waren nur Vermuthungen möglich, da Liddy nicht die geringste Auskunft zu geben vermochte. Jedenfalls hatte der unglückliche junge Mann die mindestens 40 bis 50 Yards lange Leine gefangen, denn sie war mit einer Schleife um des Mädchen Körper geschlungen; wahrscheinlich hatte er ein Ende davon in der Hand behalten, aber es war ihm bei dem Angriff der Haie entschlüpft und so ward er die Beute der unbarmherzigen Meerungeheuer. Friede sei mit ihm und Segen seinem Andenken!

Als ich mit der geretteten Kleinen das Fallreep hinaustigg, bog sich das Gesicht des Spaniers mit so höhnischem Ausdruck über die Schanzkleidung, daß ich fast zurückfuhr und strauchelte. Kaum hatte sich auch Liddy etwas erholt, so deutete sie mit dem Finger auf ihn, einige ihrer Kameraden hatten sich zu ihr gesellt — alle wiesen auf den Spanier und gestikulirten heftig dazu, getrauten sich aber nicht in seine Nähe. Mir schoß der Gedanke durch den Kopf: „Er hat das Kind über Bord geworfen." Ich frug den Mann am Steuer, dieser hatte nichts gesehen, als die Kleine wenige Augenblicke vor dem Unfall auf der Schanzkleidung sitzen. Sie konnte von diesem Platz aus allerdings leicht durch eigene Unachtsamkeit verunglückt sein. Aber ich meltete doch dem Capitän meine Wahrnehmung. Dieser zuckte die Achseln und entgegnete kein Wort; das Zeugniß von Negerkindern ist so gut, wie keines; und wir hatten ja nicht einmal ihr Zeugniß.

Der gräßliche Tod des armen Burroughs hatte mit einem Male alle Freude an Bord gestört; ich glaube fogar, die Neger wurden an diesem Tage sehr schlecht behandelt. Sobald wir in der Frühe des nächsten Morgens im Hafen von Georgetown eingelaufen waren und Anker niedergelassen hatten, wurden sämmtliche Sklaven sofort ausgeschifft und wie gewöhnlich die Mehrzahl in die verschiedenen Districte vertheilt; hier müssen sie durch sieben Jahre Arbeit die Kosten für Ihre Maj. Kreuzerstetille abverdienen, worauf sie frei sind und nach Afrika zurück, oder wohin sie sonst wollen, gebracht werden. Durch meine Verwendung brachte Leutenant Matthew die kleine Liddy in das Haus einer respectabeln Pflanzerfamilie, wo sie sehr wohl untergebracht war; ich habe sie nicht wiedergesehen, da ich einen Monat später mit der „Bestal" die Station verließ, um niemals wieder dahin zurückzukehren, auch nichts von ihr gehört; sie wird eben eine dicke Negerfrau geworden sein, wie alle andern; ob in ihrer Seele jemals eine Erinnerung aufgetaucht sein mag an den hübschen, jungen Middy, der für ihr Leben so muthig in den gräßlichen Tod ging?

Der Spanier Don Ramon war in Georgetown verschwunden, als habe ihn die Erde verschlungen. Ich hatte mehrere von der Mannschaft sowie deren Schlafsasen ins Vertrauen gezogen und wir suchten ihn nicht schlecht; aber er war und blieb verschwunden. Die Equipage der „Negrinha" ging an Bord der „Bestal" gefangen mit nach Portsmouth; der Schooner selbst war in Georgetown abgetakelt worden. Noch in den letzten Tagen vor unserer Abreise hörten wir eine Neuigkeit, welche uns zeigte, welche Gefahren eine unvorsichtige Behandlung der Neger bringen kann. Die schönsten Männer des Transports der „Negrinha" waren ausgelesen worden, um sie dem westindischen Regiment einzuverleiben; unter kleiner Bedeckung sollten sie zu ihrem im Innern der Insel stehenden Detachement stoßen, empörten sich aber unterwegs, erschlugen den Sergeanten und noch einen Mann, wurden aber von den übrigen größtentheils niedergeschossen, bis auf wenige, die in die Zuckerfelder entliefen. Dies sind meine Erinnerungen von der kurzen Fahrt auf einem Sklavenschiff.

Der Flüchtling.

Eine Erzählung von **Gottfried Flammberg.**

(Schluß.)

Unterdessen hatte Gottfried vor Herrn v. Gibelstadt ein langes und strenges Verhör zu bestehen. „Wer war der fremde Mensch, der zu Ihnen gekommen?" — „Ein alter Bekannter aus meiner Vaterstadt Gunzenhausen." — „So? Aus Gunzenhausen? — Und was hat er hier gewollt?" — „Mich einmal besuchen." — „Und was habt Ihr miteinander gesprochen?" — „Ach nun, Herr Baron, was eben zwei alte Bekannte mit einander sprechen können." — „Und was hatte denn der laute Ruf: ‚Karl! Karl!" zu bedeuten, den ich, da ich gerade vorüberging, deutlich gehört habe?" — „Er heißt Karl und ich rief so in dem Augenblick, wo ich ihn wiedererkannte." — „Aber warum fuhren Sie denn da auf einmal von ihm zurück und machten Complimente und Entschuldigungen? — Nun beliebt's Ihnen, zu reden? — Wissen Sie, daß ein Bote des Herrn v. Leutersheim mir vor einer halben Stunde gemeldet hat, daß derselbe Mensch sich in den Edelhof Eschenthal eingeschlichen und ans Gesinde gemacht und dasselbe ausgefragt hat nach allem Möglichen, was die Familie Ihres seligen Herrn betrifft?"

„Das mag wohl sein," sagte Gottfried, der seine Fassung allmählich wiedergewann. „Heraus mit der Sprache," rief Herr von Gibelstadt; „was haben Sie mit ihm geredet? wer ist er? Ich will nicht hoffen, daß Sie, ein alter Diener des Eschenthalschen Hauses, mit den Bamberger Spionen unter Einer Decke spielen!"

„Herr Baron," sagte der Kammerdiener, „Ihr Argwohn ist unbegründet. Der Unbekannte — ich will es nur gestehen — ist nicht aus Gunzenhausen. Ich werde über ihn die volle Wahrheit sagen, sobald Ew. Gnaden die Gewogenheit gehabt haben werden, mir mitzutheilen, was Sie mit mir thun wollen, wenn ich — Ihnen den seit neunzehn Jahren entflohenen und todtgeglaubten Sohn meines Herrn zur Stelle schaffe?"

„Wie — was?" sagte der Herr v. Gibelstadt. „Scherzen Sie? Haben Sie sich von einem Betrüger anführen lassen?"

„Ich scherze nicht; denn der Mann, mit dem Sie mich haben reden hören, war der Junker selbst. Und daß er kein Betrüger ist, davon glaube ich Ihnen die besten Beweise geben zu können."

Er erzählte ihm, wie Karl der kleinsten Umstände und unbedeutendsten Vorfälle aus seiner Kinderzeit Erwähnung gethan. „Wer außer ihm selbst kann diese Kleinigkeiten wissen? Auch dem vertrautesten Freunde würde er diese Lappalien schwerlich erzählt haben."

Herr v. Gibelstadt, durch Gottfried über alles, was dieser sonst von Karl gehört hatte, genau unterrichtet, beschloß augenblicklich mit Gottfried nach Eschenthal zu reiten, um Herrn v. Leutersheim diese wichtige Nachricht mitzutheilen.

Mittlerweile hatte Herr v. Leutersheim mit den alten Herrn v. Hundstein eine lange und angelegentliche Unterredung gehabt, wie man das vermeintlich so gefährdete Eschenthal gegen einen Handstreich der Regensberger zu decken habe. Ueber viele Mannschaft hatten beide im Augenblick nicht zu verfügen; morgen früh wollten sie in die nahe gelegene neu erbaute Stadt und Sommerresidenz des Markgrafen schicken, wo dieser eben Hof hielt und sich fünfzig Mann Bedeckung erbitten. Für heute Nacht wollte man die Bamberger durch Abschreckungsmittel sich vom Leibe halten.

Nachdem diese Vorkehrungen getroffen waren, ritten Herr v. Hundstein und Herr v. Leutersheim nach Eschenthal zurück. Sie waren eben in den Wald und an die Stelle gekommen, wo der Weg sich nach Walchenbrunn hinabzusenken beginnt und Herr v. Hundstein richtete, wie jedesmal, wenn er hier vorbeikam, einen grimmigen Blick nach dem nahen Platze, wo sein Sohn getödtet worden. „Wer kniet dort?" murmelte er leise und hielt sein Roß an, in das Gebüsch den starren Blick gerichtet. „Ein Mensch auf den Knieen, die Hände ringend, gerade an dieser Stelle! Was hat das zu bedeuten?" Er schwang sich vom Pferde; Leutersheim folgte seinem Beispiel. „Es ist der nämliche Mensch," flüsterte der letztere, „der heute als Spion im Edelhof erschienen ist." Auf dem weichen Moosboden schritten die beiden Männer, von Karl ungehört, bis dicht hinter diesen heran.

„Wer sein Ihr?" herrschte Hundstein ihn an. Erschreckt fuhr Karl auf, sah den langen hagern Mann vor sich stehen und erkannte in diesem dürren Gesicht mit der Habichtsnase und der eckigen Felsenstirn auf den ersten Blick Herrn v. Hundstein.

Digitized by Google

„Ich bin Karl von Eschenthal," sprach er mit fester Stimme.

Ein höhnisches Lachen war die Antwort.

„Ich scherze nicht. Ich bin Karl von Eschenthal, der am 6. August 1684 Entstehene."

„Ha! Meint der Wicht hier eine Erbschaft anzutreten?" lachte Hundstein. „Da könnte jeder kommen. Aber die Lust zu der Erbschaft könnte ich Euch vertreiben. Seid Ihr Karl von Eschenthal, so seid Ihr der Mörder meines Sohnes."

„Der bin ich," sprach Karl, „und dazu habe ich den Weg in diesen Wald eingeschlagen, um, nachdem ich an dieser schrecklichen Stelle Gott den Herrn um Vergebung gebeten, zu Ihnen nach Hunnstein zu gehen und Ihnen mich auszuliefern. Hier an dem Platze wo Sie jetzt stehen, stand ich; wo ich jetzt stehe, lag Meinhard, von meiner Hand getödtet. Das hab' ich gethan. Mir geschehe mein Recht!"

Hunndstein rief nach seinen Knechten; er wollte Karl auf der Stelle verhaften. Herr v. Leutersheim, welchen nicht die Rache, sondern der Gedanke an das markgräfliche Interesse am Fortbestehen des Eschenthalschen Geschlechtes erfüllte, winkte ihm ab und sprach zu Karl: „Haben Sie Beweise, daß Sie der sind, für den Sie sich ausgeben?"

„Bis vor einer Viertelstunde hatte ich noch keine Beweise," sprach Karl. „Jetzt habe ich den vollgültigsten. Kaum hundert Schritte von hier steht im dichtesten Dickicht eine Strohhütte. An jenem schrecklichen Tage habe ich, von Grausen über meine That ergriffen, den blutigen Degen in das Gestrüpp dieser Hütte gestoßen. Wer anders kann das wissen, als ich? Darf ich die Herren bitten, mir zu folgen?"

Er schritt voran; sie folgten ihm auf dem Fuße. Hunndstein argwöhnte schon, er wolle entspringen, als er in ein dicht verwachsenes Gehege eindrang. Doch da zeigte sich wirklich die alte schaurig verfallene Hütte.

„Sehen Sie einen Degen?" fragte Hundstein seinen Freund.

„Desto mehr bewaist es für mich, wenn ich hier einen Degen zu finden weiß. Ich weiß, an welcher Stelle ich ihn hineingestoßen." Er trat an die Stelle, beg das saule Stroh auseinander, griff hinein, und zog einen von Blut und Rost gebräunten Degen hervor.

„Das ist allerdings merkwürdig," sagte Leutersheim. „Aber lassen Sie uns sehen, ob es wirklich diejelbe Waffe ist. Von denjenigen, welche Ihrem unglücklichen Sohne das Leben nahm, war die Spitze abgebrochen und in einer Rippe stecken geblieben. Sie haben mir ja diese Spitze, die Sie als ein trauriges Heiligthum aufheben, mehr denn einmal gezeigt. Und hier — wahrhaftig die Spitze ist abgebrochen, und am Griff des Degens ist das Eschen Wappen noch erkennbar. Es bleibt kein Zweifel, Junker Karl ist gefunden."

„Zum Teufel mit ihm!" schrie der Alte, und seine Rachgier gab ihm plötzlich einen neuen Gedanken ein. „Sehen Sie nicht ein, Leutersheim, daß dieser Vagabund zufällig diese Hütte mit sammt dem darin steckenden Degen gefunden hat und darum von der Existenz dieser Waffe wußte?"

„Aber um Gotteswillen, Hr. v. Hundstein, glauben Sie denn, daß ein des Mordes Unschuldiger sich zur Kurzweil für einen Mörder ausgeben wird? Der junge Mann," so fügte er bei, um Karl auf die Probe zu stellen, „weiß so gut wie wir, daß sein Geständniß ihn, wenn nicht aufs Hechgericht, so doch Lebenslang in den Kerker liefert."

„Ja das weiß ich," sagte Karl, „und sehe ruhig meiner Strafe entgegen. Aber ehe Sie mich hier wegführen," sprach er, indem er sich vor Hundstein auf die Kniee warf, „bitte ich Sie, verzeihen Sie mir! Geben Sie mir den Trost in meinen Kerker mit, daß Sie mir nicht fluchen, daß Sie mir vergeben haben!"

„Ich dem vergeben," rief Hundstein, „der meinen Sohn nicht blos erschen, der auch noch die Scheußlichkeit begangen, den tödtlich Verwundeten über die Felswand hinabzustürzen?"

„Was hätte ich gethan?" rief Karl und sprang auf. „Gott sei mein Zeuge! von dieser Greuelthat sind meine Hände rein."

„Der Leichnam ist allerdings unten am Fuße der Felswand aufgefunden worden," sprach Leutersheim; „aber, Herr Baron, wie oft habe ich Ihnen schon dargethan, daß er nach der Lage, in der er gefunden wurde, garnicht vom Felsen herabgestürzt sein worden kann. Noch lebend, hat er fortzukriechen gesucht und ist hinabgerollt."

„Und auch das ist meine Schuld," sagte Karl schmerzlich.

„Hier stehen sie," rief eine Stimme aus dem Hochwald. Es war Gibelstadt mit Gottfried. Da sie Herrn von Leutersheim nicht in Eschenthal getroffen, wollten sie ihm nach Hunnstein nachreiten, trafen aber unterwegs im Walde die Knechte mit den Pferden und wurden durch sie in das Gebüsch gewiesen.

„Baron Karl," rief Gottfried, „Herr von Sigelstadt, der markgräfliche Vogt, wünscht Sie kennen zu lernen."

„Sie hier, Sigelstadt?" sprach Leutersheim. „Das ist herrlich! Wer hätte sich heute morgen das Glück träumen lassen, daß der verlorene Junker Karl sich wieder einstellen würde!"

„Sie erkennen ihn als solchen an?" fragte Sigelstadt.

„Bedarf es noch weiteren Beweises, als diese Degenklinge, deren abgebrochene Spitze in Meinhards Rippe stedte, deren Griff des Junkers Wappen trägt und die er so eben vor unsern Augen aus dieser Strohhütte gezogen, in welcher er sie vor 19 Jahren verborgen hatte. Herr v. Hunndstein selber hat anerkannt — aber wo ist er?"

Herr v. Hundstein war fortgegangen, auf sein Pferd gestiegen und im höchsten Aerger mit seinen Knechten davongetrabt.

„Nun, desto besser, wenn der alte Wehrwolf fort ist," sagte Sigelstadt. „Aber was stehen wir hier noch länger? Kommen Sie, lieber Baron Karl; jetzt wollen wir fröhlich bei Herrn von Leutersheim zu Gaste sein und morgen in aller Frühe führen wir Sie im Triumph zum Markgrafen."

„Aber Sie vergessen," sagte Karl, „daß es Ihre Pflicht ist, mich zu verhaften."

„Sie werden doch meinen Scherz nicht für Ernst genommen haben," sagte Leutersheim. „Das wollen wir dem alten Bärbeiß überlassen, eine Anklage gegen Sie vor Gericht anzubringen und wollen sehen, wie weit er damit kommt!"

9. Der Page.

Karl traute seinen Augen nicht, als er am andern Vormittag nach einem Ritt von anderthalb Stunden, der seltsamerweise nicht nach Norden, der Hauptstadt zu, sondern gerade nach Westen ging, anstatt eines armseligen, im dreißigjährigen Krieg zerstörten und nur kümmerlich wieder aufgebauten Landstädtchens, wie es in seiner Jugend gewesen, eine freundliche neue Stadt vor sich sah. „Das ist das Schoßkind eines gnädigen Herrn Markgrafen," sagte Sigelstadt. „Hier hat er zweitausend vertriebenen Franzosen eine Zufluchtsstätte angewiesen, ihnen eine Kirche bauen lassen und seiner Gemahlin, unsrer gnädigsten Frau Markgräfin Elisabeth hat er ein wunderschönes Schloß mit prächtigem Schloßgarten und fürtrefflicher Orangerie und Wasserkünsten errichtet."

Sie ritten in die schnurgeraden Straßen der neuen Stadt hinein und hielten auf dem großen Schloßplatze, vor einem stattlichen Hause, in dem Sigelstadt eine Wohnung gemiethet hatte. Karl war es ganz drollig zu Muthe; er meinte, er wäre wieder in Frankreich, als er die Vorübergehenden, selbst die Kinder auf der Straße französisch parliren hörte.

Die beiden Herren ließen sich noch an demselben Tage bei Hofe melden. „Der Herr Markgraf war sehr erfreut," sagten sie, als sie wiederkamen; „nur freilich muß der Formalität halber erst eine kleine amtliche Untersuchung über Ihre Personen geführt werden, ehe Sie Sr. Durchlaucht können vorgestellt werden."

Es that Karl wehe, daß die Herren in so leichtem Tone von einer Sache sprachen, an die er nur mit Grauen denken konnte. Er fühlte sich förmlich erleichtert, als Tages darauf der Amtshauptmann ihm eröffnete, daß durch Herrn von Hundstein eine Kriminalklage gegen ihn anhängig gemacht sei. „Ich habe alle Ursache, zu glauben," fügte er hinzu, „daß der Proceß ohne unangenehme Folgen für Sie ablaufen wird; aber der Ordnung halber muß ich Ihnen Stadtarrest geben und Sie daher um Ihr Ehrenwort bitten, unsere Mauern nicht zu überschreiten."

Karl gab sein Ehrenwort. Es wurde für diesen eigenthümlichen Fall, wo eine civil- und lehensrechtliche Untersuchung mit einer kriminalistischen so seltsam verwickelt war, daß der Beweis des Verbrechens von dem Beweis der Schuld abhing, eine eigene Commission niedergesetzt, bestehend aus dem Obersthofmeister Groß von Trockau, den Justizräthen Leorat, Held und Freyer und einigen Baronen als Repräsentanten des Landesadels. Vor dieser Commission hatte Karl mehrere Verhöre zu bestehen, worin er alles wiederholte, was er im Walde bei der Strohhütte gesagt hatte und zugleich über seinen ganzen Lebensgang seit dem Tage seiner Flucht die genauste Auskunft gab.

Acht Tage nach seiner Ankunft in der Stadt hatte die Frau

Digitized by Google

Markgräfin Elisabeth an einem milden Abend in der Orangerie des Schloßgartens einen Kreis von Cavalieren und Damen um sich versammelt. Begreiflicherweise bildete das merkwürdige Wiedererscheinen Karls den Stoff des Gespräches. „Wird sich denn der Proceß noch sehr in die Länge ziehen?“ fragte die Fürstin. „Trodau, sagen Sie doch den Herren Justizräthen, sie sollen sich beeilen; ich könne es nicht erwarten, die Bekanntschaft des merkwürdigen jungen Cavaliers zu machen.“ „Geruhen Ew. Durchlaucht die tröstliche Versicherung entgegen zu nehmen,“ antwortete der Oberstheismeister, „daß morgen Vormittag bereits der Entscheid dem Herrn Markgrafen zur Unterschrift vorgelegt werden wird.“ „Und darf man wissen,“ fragte die Fürstin, „wie derselbe ausfallen wird?“ — „Amtsgeheimnisse! fürstliche Durchlaucht,“ sagte Trodau und zuckte die Achseln. „Nun, ich hoffe,“ rief das muntre Hoffräulein Maria von Gideltheit, „daß die Herren Bamberger und Bieuer auf alle Fälle mit einer langen Nase abziehen werden.“ — „Wenn Ihnen das Vergnügen macht, mein Fräulein,“ sagte Trodau, „so werde ich das Meinige nach Kräften dazu beizutragen suchen.“

„Ei ei, Trodau,“ rief die Markgräfin, „Sie sind gegen Fräulein Marie nicht so amtsverschwiegen, wie gegen mich. Mais quelle faiblesse!“ Es entstand ein allgemeines heitres Lachen; denn es war ein öffentliches Geheimniß, daß der junge Wittwer Trodau eine ziemlich ausgesprochene Neigung zu Marien hatte, die er denn in der That wenige Jahre nachher zum Altar geführt hat.

„Aber Frau von Lenk, was sagen Sie dazu?“ hub die Markgräfin wieder an. „Haben Sie den merkwürdigen Cavalier schon gesehen? Haben Sie ihn wiedererkannt?“

„Ich habe ihn allerdings einige Male vom Fenster aus über die Hauptstraße gehen sehen, und ihn ihm auch einmal begegnet. Aber ich würde in dem kräftigen breitschultrigen Manne den schmächtigen Jüngling von Anno 84 nicht wiedererkannt haben.“

„Schade, daß Ihr Herr Papa nicht mit uns seinen Sommeraufenthalt in dieser Stadt genommen hat,“ sagte Frau v. Seckendorf zu Frau v. Lenk. „Wenn den Herren von der Justiz noch etwas am Beweise der Identität fehlen würde, so könnte Ihr Herr Papa diesen Beweis vervollständigen.“

„Aber glauben Sie,“ erwiderte jene, „daß er mit seinen schwach gewordenen Augen ihn leichter wiedererkennen würde, als ich?“

„Nicht doch, meine Theure,“ sagte Frau v. Seckendorf. „Aber er müßte ein Gespräch mit ihm führen, ein Examen mit ihm halten, und ihn fragen, was er damals im Essaß mit ihm gesprochen habe. Und wenn dann der Herr Cavalier nicht über alles genaue Auskunft geben könnte — malheur à lui!“

Alle lachten. „Ma foi, das wäre herrlich!“ sagte die Markgräfin. „Wie Schade, daß Ihr Herr Papa nicht hier ist.“

„Wenn Ew. Durchlaucht wünschen,“ sagt Frau v. Lenk, „so wäre ich gleichwohl erbötig, einen Scherz anzuführen, bei welchem sich der Beweis der Identität gleichsam dramatisch vor Ihren Augen darstellen würde.“ — „Und wie wollten Sie das machen?“

„Fürstl. Durchlaucht geruhen zu verzeihen, wenn ich meine Veranstaltungen vor der Hand als Geheimniß behandle. Jede nähere Auseinandersetzung würde meinen Zweck vereiteln.“

„So müssen wir uns freilich gedulden,“ sagte die Fürstin.

In diesem Augenblick erschien ein Lakai, und rief Frau v. Lenk ab. Ihr Herr Vater sei so eben angekommen. „Das ist herrlich!“ rief sie. „Nun geht die Sache doppelt so gut!“

Am folgenden Vormittag wurde Karl vor die Justizcommission gerufen und ihm eröffnet, er sei als der Sohn des verstorbenen Herrn v. Eschenthal anerkannt und ihm die Anwartschaft auf die Belehnung mit sämmtlichen E'schen Gütern zugesprochen. Zugleich aber sei er wegen des mit Meinhard v. Hunstein gehabten Zweikampfes in Anbetracht seiner damaligen Jugend sowie seiner renmüthigen Gesinnung zu der gelinden Strafe einer zehnjährigen Verbannung aus dem Lande verurtheilt, während welcher Frist seine Güter unter Sequester zu legen seien. Der Herr Markgraf hätte jedoch die Gnade gehabt, seine achtzehnjährige freiwillige Verbannung ihm als überstandene Strafe anrechnen zu wollen, so daß er ohne Verzug zur Belehnung sich melden könne.“

Er ging heim und dankte Gott inbrünstig für soviel Huld. Ein Klopfen an der Thür unterbrach ihn. Ein Hoflakai lud ihn auf den Abend zu einem Cercle des Fürsten. Von Sigelstadt und Trodau geleitet, erschien er und ward von dem Markgrafen und der Markgräfin mit äußerster Huld empfangen. Nachdem das fürstliche Paar sich eine Zeitlang mit ihm unterhalten hatte und er hierauf den übrigen Herren und Damen des Hofes war vorgestellt worden, unter welchen nur Frau v. Lenk fehlte, wurden die Flügelthüren geöffnet und das ganze Personal, das fürstliche Paar voran, begab sich in einen Saal, in welchem Erfrischungen eingenommen wurden. Man mochte eine Viertelstunde hier verweilt haben, als ein Kammerdiener eintrat und mit auffallend lauter Stimme den Markgrafen um Erlaubniß bat, ob ein französischer Flüchtling von Adel ihm seine Ehrfurcht bezeigen dürfe. Der Markgraf gewährte mit freundlichem Kopfnicken die Bitte; der Kammerdiener verschwand durch die entgegengesetzte Flügelthür. Gespannt blickten aller Augen dorthin, und am gespanntesten Karl, der an diesen Flüchtlingen so innigen Antheil nahm. Die Flügelthüren wurden aufgerissen, und hereintrat ein hoher, alter Herr, geführt — geführt — von — —

Karl war von einem Staunen gefaßt, das beinahe an Entsetzen grenzte. War denn alles seit neunzehn Jahren Erlebte ein Traum? Schrieb man noch immer 1684“ — ? Das war derselbe wunderschöne junge Page, der das Pferd des Marquis v. Perilles geführt hatte, dasselbe blühende Gesicht, dieselben blonden Locken, dieselbe grüne goldgestickte Jacke! War er denn wirklich ein Engel, ein Wesen aus einer andern Welt, mit ewiger Jugend begabt?

Nicht auf den Markgrafen, sondern gerade auf Karl schritt das wunderbare Paar zu, auf Karl, auf welchem jetzt aller Blicke — theils lächelnde, theils gerührte Blicke — ruhten.

„Mein theurer Freund!“ hub der Marquis an, „mein Retter! Es ist keine Täuschung; Sie sehen hier wirklich den nämlichen Marquis de Perilles vor sich, der Ihnen sein Leben verdankt. Das Alter hat Furchen in seine Wangen gegraben, aber seine Dankbarkeit ist so jung geblieben wie dieser Page. Staunen Sie nicht allzusehr! Der Page ist nicht derselbe; es ist mein Enkel Manfred; nur die Kleider sind noch dieselben, in welchen damals meine Tochter flüchtete.“

„Und hier ist diese Tochter,“ sprach Frau v. Lenk, in dem sie hinter ihrem Vater vortrat. „Aber ich fürchte — oder vielmehr nun meines ehrlichen Friedens willen hoffe ich, daß diese Tochter Ihre bewundernden Blicke nicht mehr so auf sich ziehen werde, wie an dem Brunnen zwischen Hagenau und Brumat.“

Als aber Karl am folgenden Tage dem Kammerherrn v. Lenk seine Aufwartung machte, da kam außer Frau v. Lenk und ihrem Manfred schließlich auch noch ihre Tochter, Manfreds Zwillingsschwester, zum Vorschein. Und diese sah ihrem Zwillingsbruder, dem schönen Pagen, gefährlich ähnlich. Sie war ein siebzehnjähriges Fräulein; Karl war 38 Jahre alt. Und doch blieben die Aufmerksamkeiten, die er ihr erwies, nicht unerwidert. Eine kindliche Pietät zog sie zu dem Manne hin, der ihrer Mutter und dem Großpapa das Leben gerettet hatte. Die Pietät wurde zum innigen Vertrauen, das Vertrauen zur herzlichen Liebe. Den 15. August 1704 führte Karl seine geliebte Bertha zum Altare. Mitten in den Hochzeitjubel hinein traf die Freudenkunde von dem Sieg bei Hochstädt, der Befreiungsschlacht, die Deutschland von der Tyrannenmacht Ludwigs XIV erlöste. Karl und Bertha erreichten in ungetrübtem Glück ein hohes Alter, von Kindern und Enkeln umringt. Der alte Stamm trieb wieder Zweige und blüht heute noch in ebenso zahlreichen Linien, wie vor dem Jahre 1684.

Der Graubündner Hemsenkönig.

Ein Jägerleben aus dem rhätischen Hochgebirge.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Ich kann mich nicht erinnern, daß je eine Lektüre einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht hätte, als die Schilderung, welche Lenz, der würdige und unübertroffene Altmeister unserer populären Naturwissenschaft, von seinen Erlebnissen mit Colani, dem großen Jäger von Poutresina, macht. Der letzte der Mohikaner und die Helden Walter Scotts hatten ihren Reiz für mich verloren, meine

Digitized by Google

knabenhafte Phantasie sog sich fest an dieser reckenhaften Gestalt mit ihrem düstern Nimbus des Unheimlichen und Verbrecherischen und klopfenden Herzens folgte ich Lenz auf seinen halsbrechenden Fahrten, bei denen ihn der Graubünder Räbezahl so sehr geäfft und gefoppt hat. Ich glaube, ich habe geträumt von den erschossenen Tyroler Jägern, von der dunklen Kammer, in der die Waffen von den Opfern Colanis aufbewahrt sein sollten, von den fußbreiten Grasbändern über schwindelnden Abgründen, über die er Lenz muthwillig gehen, von den haarscharfen Ecken, über die hinaus er ihn den Fuß ins Leere setzen ließ. Später hörte ich denn, daß dem guten Lenz die Phantasie manchen Streich gespielt, daß ihn Colani vielfach zum Besten gehabt und daß bei dem Bekanntwerden des früher so unzugänglichen Engadins die Gestalt Colanis viel von dem Unheimlichen und Schreckhaften verloren habe. Aber trotzdem daß noch sein Sohn lebte, daß alljährlich viele Besucher nach dem kleinen Orte Pontresina kamen, die Aufklärung hätten geben können, liefen durch alle Bücher noch die alten gespenstigen Lenzschen Erzählungen. Es mußte also doch ein ungewöhnlicher Mensch gewesen sein, da sich so beharrlich die Sage an seine Fersen heftete.

Viele Jahre später, in der Glut eines oberitalienischen Sommers, suchte ich Kühlung in Tschudis Thierleben der Alpenwelt. Auch hier, in diesem vortrefflichen Buche, wieder dieselben Sätze, wenn auch theilweise, (wie ich später erfuhr, auf Reclamation des Sohnes Colanis) — durch eine Anmerkung des Verfassers als theilweise ungegründet hingestellt.

Das Buch hatte mein altes Alpenheimweh wachgerufen, die Berge winkten so lockend, ich schnürte mein Bündel, wanderte nicht über den Comersee, durchs Bergell, über die Maloja dem Hochlande zu und drei Tage später wanderte ich eines Abends in Pontresina ein.

Mein erster Gang andern Morgens führte mich in das hübsche Haus Colanis, des Sohnes unsres Helden; er selbst ist auch schon ein ergrauter Mann, aber noch immer einer der bewährtesten Führer. Die Stube, in der er auf einer Ofenbank von der letzten Langwandfahrt ausruhte, war durchduftet von dem frischen Geruch der Alpenkräuter, die seine schmucke Tochter, eine wissenschaftlich gebildete Botanikerin, zu gesuchten Herbarien zusammenstellt. Freundlich empfing mich der Alte und noch freundlicher wurde sein Gesicht, als ich ihm sagte, daß mich ein altes Interesse an seinem Vater herführe. „Ja, Herr," meinte er, „ich hab's schon manchen Menschen erzählt, was Wahres an der Geschichte ist und was nicht, aber sie glauben alle den Büchern mehr als mir. Aber, Herr," — fuhr er eifriger fort, indem er aus einem Secretär ein Papier mit gerichtlichem Siegel hervorholte, „hier hab ich's schriftlich und gerichtlich, daß mein Vater ein Ehrenmann gewesen ist, ein großer Jäger, aber — Menschen erschießen? Fremde in Lebensgefahr bringen? — Dummes Zeug das in den Büchern. Möchte wohl wissen, was die Gerichte dazu gesagt hätten, wenn er jeden hätte erschießen wollen, der ihm ins Gehege kam. — Aber wissen Sie, Herr, dazumal war unser Land noch ganz unbekannt, hätte auch niemand gedacht, daß jemals Fremde herkommen würden, da hatte sich's gut Mordgeschichten schreiben." „Nun, Herr Colani," warf ich ein, „das ist ja auch alles nur als Gerücht nachgeschrieben worden, aber jene furchtbaren Gänge, die Ihr Vater mit Lenz und seinen Begleitern gemacht hat, die sind doch wahr?" — „Ja, Herr," schmunzelte der Alte ordentlich humoristisch, „sehen Sie, ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie der Herr mit unserm jungen Herrn von Planta hier war; es kann sein, daß der Vater sie ein bischen geübt und holprige Wege geführt hat, denn er ließ seine Gemsen nicht gern von andern schießen, aber damals habe ich von nichts Gefährlichem gehört und muthwillig in Lebensgefahr hat der Vater keinen gebracht; meiner Seel, ich kenne so ziemlich jede Ecke hier im Gebirge, aber wo jene gräßliche Stelle sein soll" — — — er zuckte die Achseln.

„Wahrheit und Dichtung" sagte ich, „lassen wir die alten Geschichten ruhen. Morgen führen Sie mich nach unsrer Berabredung auf den Piz Tschierva und dann erzählen Sie mir, was Ihnen von Ihres Vaters Leben bekannt ist; Sie können sich darauf verlassen, es soll seinem Andenken nicht schaden, obschon ich selbst so eine Art Bücherschreiber bin. Das Daheim nimmt etwas über den Gemsenkönig von Graubünden gern auf." „Soll ein Wort sein, Herr," erwiderte Colani, „versprechen Sie mir nur, daß Sie meinen Vater auch draußen, wo die Bücher gelesen werden, zu Ehren bringen wollen." Ich versprach's ihm.

In einer erhabenen Natur, hoch oben im wildesten Hochgebirge und Angesichts einer netten, ruhig gelagerten Gemsenschar, die wir abwechselnd durch das Fernrohr beobachteten, entwarf mir andern Tags der Sohn in schlichter Weise ein kurzgedrängtes Lebensbild seines Vaters.

Jan Marchiet Colani, so hob er an, wurde im Mai des Jahres 1772 zu Camogask im Oberengadin geboren. Unsern der Burgruine Guardaval, da wo aus einem vielverzweigten Seitenthal ein wilder Bergstrom hervorstürzt, steht in anmuthiger Lage dies freundliche Dörfchen. Unsre Großeltern waren mit Glücksgütern nicht reich gesegnet, verstanden aber doch, Dank der weisen Sparsamkeit der sorgenden Mutter und dem Verdienste des Vaters auf anständige Weise ihre zahlreichen Kinder zu erziehen. Letzterer war Küfer und Rädermacher und galt als ein sehr geschickter Mann. Nebenbei trieb er etwas Landwirthschaft und wußte in geeigneter Jahreszeit durch Handhabung seiner Büchse sich manchen Thaler zu verdienen. Bei seinem Sohne Jan Marchiet machte sich schon in frühester Jugend der Hang zur Jagd, sein väterliches Erbtheil, geltend. So lieb ihm die Werkstätte seines Vaters war, so sehnsuchtsvoll erwartete er doch alljährlich die Herbstsonne, denn war einmal die kleine Heuernte eingesammelt, so wußte er ja, daß es seinem Vater galt, die Büchse von der Wand zu nehmen, das nahe Gebirg zu durchstreifen um sich manch schmucke Beute heimzuholen. Nie versäumte er Abends seinem Vater entgegen zu gehen, wenn er ihn im Gebirge wußte und dem schwer mit Beute Beladenen den Stutzen abzunehmen. Wenn nun der Alte nach dem Abendbrot sich auf der Ofenbank reckte und von des Tages Mühen ausruhte, war das Drängen des kleinen Colani groß, die Erlebnisse des Tages zu erfahren. Bald war ihm dies nicht genug, er mußte mitgehen und miterleben, was ihm bisher nur durch Erzählungen vorgeführt worden war. Schon im eilften Jahre begleitete er seinen Vater auf die Jagd, wenn auch anfänglich nur als müßiger Zuschauer, es dauerte aber nicht lange, so mußte auch ihm der Stutzen an der Achsel hängen. Er fühlte sich beseligt denselben zu regieren und wirklich bewies er dies dadurch, daß er in der ersten Prüfungszeit fünf schöne Gemsen schoß. Zwölf Jahre alt schoß er bereits deren vierzehn; freilich noch immer in Gesellschaft seines Vaters, dem er aber schon halb sich überlegen fühlte. Bald schwang er sich zu einem Meister in der Kunst empor. Sein Rohr, durch ein schaftes durchringendes Auge geleitet, versehlte selten sein Ziel. Als die beiden einst mit Beute beladen aus dem Camogaskerthale heimkehrten, sahen sie noch in vorgerückter Nachmittagsstunde auf einer isolirten Felsenzinne einen prachtvollen Gemsbock stehen. Es schien dem Großvater unmöglich, demselben beizukommen. Anderer Meinung war der Sohn, der da glaubte daß, wenn man die Sache von der rechten Seite ansaße, die Schwierigkeiten zu überwinden seien. „Vater," sagte er, „ich schaffe den Bock, laß mich den Versuch machen und bleibe unterdessen hier, in zwei Stunden wirst Du erfahren ob ich Recht hatte." Er sprach dies mit solcher Zuversicht aus, daß ihm die Bitte gewährt wurde, und so ging er freudig ab und verschwand bald den Blicken seines Vaters. Zwei Stunden waren verflossen und noch immer lag die Gemse widerkäuend an derselben Stelle. Schon bangte es dem Vater um den Sohn; wußte er ja, wie schrecklich zerklüftet und gefahrvoll die Felsen da oben waren. Unabgewandt war sein Fernrohr dem Gemsbocke zugerichtet; die Minuten wurden zu Stunden. Schon wollte er sich auf den Weg machen, um den verloren geglaubten Knaben aufzusuchen, als der Schuß dröhnte. Die Gemse war verschwunden, des Jünglings Kugel hatte sie getroffen und in die Tiefe geschürzt.

Die Stellung der beiden Gemsenjäger zu einander wechselte von diesem Tage an. Der Sohn hatte den Vater in Scharfsinn und Muth überflügelt.

Die Zeit, welche mein 18jähriger Vater nach der Sitte des Landes in der Fremde und zwar bei einem Büchsenmacher in St. Etienne zubrachte, unterbrach seine Jägerlaufbahn. Er sollte drei Jahre in Etienne bleiben, um sein Fach gründlich zu erlernen, aber schon vor Ablauf des ersten Lehrjahres kehrte er wieder ins väterliche Haus zurück. Das Heimweh, das nur der Gebirgsbewohner kennt, dies Körper und Geist lähmende schmerzhafte Gefühl hatte sich seiner im höchsten Grade bemächtigt. Von Stunde an war ihm sein Lebens-

lauf vorgezeichnet. Er sollte sein Lebenlang dem Jagdgeschäft obliegen und in Ausübung desselben seine Hauptverdienstquelle suchen. Er war auch der rechte Mann dazu; ausgerüstet mit allen Eigenschaften, deren der Gemsjäger bedarf um allen Zufälligkeiten, allen Schrecknissen und Gefahren die Stirne bieten zu können. Das erste was er nach seiner Rückkehr that, war, daß er sich eine Waffe zurecht machte und nicht nachließ, bis sie in jeder Hinsicht seinen Erwartungen entsprach; sodann begann er die Lebensart der Gemse nach allen Seiten hin zu studiren. Dazu benutzte er namentlich die Frühlingsmonate, die dem Engadiner in der Regel die meiste freie Zeit lassen. Er machte selbst unbewaffnet große Wanderungen im Gebirge, kundschaftete die Gegend allseitig aus und beobachtete von Sonnenaufgang bis zum Niedergang mit größter Aufmerksamkeit die erspähten Gemsen. Es war ihm nicht entgangen, daß sein Vater bei jedem Gang ins Gebirge sich Salz mitgenommen und dasselbe an geeigneten Stellen ausgestreut hatte. Er hatte auch bemerkt, wie begierig seine Jagdthiere dasselbe weglecten und wie gerne sie immer und immer wieder sich an solchem Lecken in früher Morgenstunde einstellten.

Diese Sorgfalt wurde bald mit glänzendem Erfolg gekrönt. Schon als 19jähriger Bursche fand er keinen Jäger weit und breit, der auch nur annähernd soviel Wild erlegte, als er. Zwanzig Jahre all, hatte er bereits eine schöne Zahl Gemsen geschossen, doch war dies nur ein Geringes im Hinblick auf seine nachherigen Leistungen. So stand nun mein Vater in seinen besten Jahren da, als felsenfester Alpenjäger von echtem Schrot und Korn. Eine bemerkenswerthe Jagd aus dieser Zeit will ich Ihnen noch erzählen, so wie er sie mir selbst oft beschrieben hat.

(Schluß folgt.)

Entdeckung und Entdecken.

Von Victor von Strauß.

Vor Jahren hatte ich einen besonderen Anlaß, die Eigenschaften der Zahlenreihe zu untersuchen, und entdeckte dabei unter anderem ein Gesetz, dessen Auffindung mir die allergrößte Freude machte. Da es gar artig und wohl der allermeisten noch unbekannt ist, so theile ich es hier mit.

Es wird kaum nöthig sein, voran zu bemerken, daß man diejenigen Zahlen, welche aus der Multiplication einer Zahl mit ihr selbst hervorgehen, Quadratzahlen oder kurz Quadrate nennt, wie denn das Quadrat von 2 = 4, von 3 = 9, von 4 = 16 u. s. w. ist. Mir nun kam es, zunächst im Interesse muftalischer Verhältnisse, darauf an, zu sehen, wie groß die Abstände der Quadratzahlen von einander in der ordentlichen Zahlenreihe seien, und da fand sich denn, daß der Unterschied von 4 zu 9 = 5, von 9 zu 16 = 7, von 16 zu 25 = 9, von 25 zu 36 = 11 war, kurz daß man zu dem gefundenen Unterschiede, der jedesmal eine ungleiche Zahl war, nur die folgende ungleiche Zahl aus der Zahlenreihe hinzuzurechnen brauche, um die nächste Quadratzahl zu finden. Aber auch das erste Quadrat, 4, war bereits die Summe der beiden ersten ungleichen Zahlen, 1 + 3; und da der Fortschritt von 4 bis zum nächsten Quadrat, zur 9, = 5 war, so zeigte sich, daß wenn man die ungleichen Zahlen der ordentlichen Zahlenreihe von 1 an, mithin 1, 3, 5, 7, 9, 11, u. s. w. zusammenrechnet, man jedesmal eine Quadratzahl erhält. So ist 1 + 3 = 4 (2 × 2), 1 + 3 + 5 = 9 (3 × 3), 1 + 3 + 5 + 7 = 16 (4 × 4) und so unendlich fort. Daraus ergab sich sogleich, daß man die ungleichen Zahlen der ordentlichen Zahlenreihe nur zu zählen brauchl, um diejenige Zahl zu finden, welche, mit sich selbst multiplicirt, (oder die sogenannte Wurzel, deren Quadrat) gleich ist der Summe der gezählten ungeraden Zahlen. So ist 11 die sechste ungerade Zahl, mithin ist 1 + 3 + 5 + 7 + 9 + 11 = 6 × 6, nämlich 36. Und so geht es fort durch die ganze endlose Zahlenreihe. — Indem ich mir dies alles nun an gezeichneten Quadratflächen zu versinnlichen suchte, zeigte sich sogleich, daß der Fortschritt von jener Quadratzahl zur nächstfolgenden auf die einfachste Weise zu finden sei. Man braucht nämnich nur die Wurzelzahl des kleineren Quadrats zu verdoppeln und 1 hinzuzurechnen, so ergibt sich der Unterschied desselben zu dem nächstfolgenden. So ist 8 × 8 = 64; verdoppele ich nun die Wurzel 8, so erhalte ich 16, dazu 1 = 17, und rechne ich diese 17 zu jenen 64, so ist die Summe = 81; dies aber ist das nächstfolgende Quadrat, nämlich 9 × 9. Die Umkehrung dieser Verhältnisse ergibt dann folgende hübsche Regel. Will man wissen, wie groß die Summe aller ungleichen Zahlen der Zahlenreihe bis zu einer bestimmten ungleichen Zahl ist, so braucht man zu dieser Zahl nur 1 hinzuzurechnen, diese Summe zu halbiren und die so gefundene Zahl mit sich selbst zu multipliciren oder, wie man zu sagen pflegt, zum Quadrat zu erheben. So ist z. B. 17 + 1 = 18, die Hälfte hiervon = 9, und dies mit sich selbst multiplicirt = 81; aber 1 + 3 + 5 + 7 + 9 + 11 + 13 + 15 + 17 ist ebenfalls = 81.

Sollte dem freundlichen Leser das vorstehend Mitgetheilte noch neu gewesen sein, so zweifle ich kaum, daß es sein Interesse erregt haben wird, denn alles Gewahrwerden ungesetzlicher, d. h. ewiger Verhältnisse ist interessant und gehört, auf allen Gebieten, zu den edelsten Geistesgenüssen. Beschäftigen wir uns doch, indem wir uns mit solchen beschäftigen, geradezu mit etwas Göttlichem. Gleichwohl gestehe ich, meine Entdeckung nicht sowohl um ihres Inhalts willen mitgetheilt zu haben, sondern um die nachfolgenden Bemerkungen daran zu knüpfen.

Schon im ersten Jahre blickt das Kind mit einer wundersamen ernsten Lust um sich, und wie oft sehen wir seine Augen gleichsam nachdenklich auf einem Gegenstande verweilen. Alles, was und in reifen Jahren längst alltäglich erscheint, ist ihm neu, es entdeckt die Dinge erst, entdeckt dann täglich neue Eigenschaften an ihnen. Wer aber je im reiferen Alter selbst eine wirkliche Entdeckung gemacht hat, wird sich der glücklichen Empfindung erinnern, die eine solche Erfahrung bereitet. Wir können daraus auf den glückseligen Zustand der Kleinen schließen, die von Entdeckung zu Entdeckung eilen. Wer erinnert sich nicht aus seiner selbstbewußten Kinderzeit der unendlichen Lust, mit welcher er in der Umwelt bald dieses bald jenes zuerst entdeckte, mit welcher er seine Entdeckungen Eltern oder Gespielen mittheilte?

Den den Völkern in ihren Anfangszuständen, so oft man diese auch ihre Kindheit genannt hat, läßt sich ein Gleiches nicht sagen. Nicht in den Kindern, sondern in den Erwachsenen stellt sich ein Volk dar, und diese haben auf den ersten Culturstufen noch den härtesten Kampf mit den Elementen, mit Hunger und Durst, mit Thieren und Feinden zu bestehen. Auch sie werden entdecken, — schon um erfinden zu können, — aber die Mutter ihrer Entdeckungen ist die Noth. Kaum dürfen wir sagen, daß es auch der Zufall seyn könne, denn was er sie auch möge gewahrwerden lassen, sie werden es sich nicht aneignen, nicht überliefern, sofern es nicht zur Befriedigung ihrer ersten Bedürfnisse, zur Abwehr ihrer mannigfaltigen Bedrängnisse dient.

Sobald aber ein begabteres Geschlecht in diesem ersten Kampfe nur einigermaßen zur Ruhe gelangt ist, wird es sich alsbald nach dem Nützlichen, Bequemen, Annuthenden umschauen. Ein freigewordener Trieb nach Erwerb und Besitz, Genuß und Schmuck des Lebens schärft seinen Blick in die sinnliche Welt und führt neue Entdeckungen in Menge herbei, die sich allmählich über eine veredelte, vielleicht seelenvolle Sinnlichkeit schon in die sittliche Welt erheben. Man dürfte dies wohl die Entdeckungen der zweiten Culturstufe nennen, welche gesucht und ungesucht nun in rascher Folge sich hervorthun und den Völkern jene Lebensfreudigkeit geben, welche wir bei den Indern in der Epoche der Vedas, bei den Griechen im homerischen Zeitalter antreffen.

Weil aber in dieser Zeit der forschende und entdeckende Blick noch geradezu und ohne Reflexion auf die Dinge losgeht, so erschöpft sich allgemach sein Kreis, und bei minder günstigen Volksanlagen treten dann Stockungen, dumpfe Wiederholung des Errungenen, chinesische Zustände ein, während in begabteren Völkern eben dann höhere, geistigere Bedürfnisse sich entwickeln. Denn die Bewegung des Suchens, Forschens, Entdeckens ist einmal im Gang, sie läßt sich nicht mehr aufhalten und wendet sich nun in sich und über sich und erst nach diesem klärenden, ja verklärenden Umwege wieder auf die Welt und ihre Dinge zurück. Damit beginnt die dritte Stufe der

Digitized by Google

Cultur, die des Suchens, Durchsuchens und Untersuchens ohne anderen Gewinn, als den der Wahrheit, der Erkenntniß und der reinen geistigen Lust des Entdeckens, womit die Wissenschaft ihren Anfang nimmt. Wenn erzählt wird, Pythagoras habe nach der Entdeckung des berühmten mathematischen Lehrsatzes, der noch nach ihm genannt wird, den Göttern in der Ueberfülle seines dankbaren Herzens eine Hekatombe geopfert, so ist dies wenigstens eine Bezeichnung des unbeschreiblichen geistigen Genusses, der übersinnlichen Freudigkeit, welche seine Entdeckung begleitete.

Hier läge die Versuchung nahe, sich darüber zu verbreiten, ob denn die deutsche Nation sich auf dieser dritten Stufe zu erhalten wisse, ob sie nicht gegenwärtig in ihrem Fortschreiten auch schon wieder bedeutende Schritte hinabwärts mache, und worin die Ursache davon liegen dürfte. Ich weiche ihr jedoch aus und kehre zu meiner eignen Erfahrung zurück.

Die mitgetheilte Entdeckung hatte auch mich auf das allerlebhafteste erfreut. Sie wurde Freunden und Bekannten mitgetheilt und war ihnen neu. Dies hätte mich vielleicht veranlaßt, die angefangenen Forschungen fortzusetzen, wenn nicht ganz äußerliche Gründe mich in der Beschäftigung mit diesem Gegenstande unterbrochen hätten. Auch habe ich ihn nicht wieder aufgenommen. Jetzt bezweifle ich gar nicht, daß die Mathematiker, die ich darüber nachzusehn und zu befragen keine Gelegenheit gefunden, die Entdeckung schon längst vor mir gemacht haben,*) und wäre ich, ohne mich nach ihnen umzusehen, auf dem eingeschlagenen Wege fortgegangen, so hätte sich mir der Genuß des Entdeckens vielleicht noch oft wiederholt, im ganzen aber wäre damit nichts gefördert worden. Ich hätte Zeit und Kräfte verschwendet, um höchst wahrscheinlich nur zu finden, was andere längst gefunden hatten. Und damit soll auf den großen Nachtheil solcher dilettantischer Bestrebungen aufmerksam gemacht sein, welche es verschmähen, sich der bereits vorhandenen Wissenschaft ihres Gegenstandes gründlich zu bemächtigen, und mit derselben wieder von vorn anfangen wollen. Ist dergleichen, wenn es mit seinen Resultaten in die Welt hinausgeht, in den sogenannten exacten Wissenschaften ziemlich gefahrlos, so wird es doch in andern Gebieten für die größere Menge gar oft bedenklich und verwirrend. Wir erinnern uns nur jenes Dilettantismus in der Philosophie, der die alten materialistischen und atomistischen Lehren eines Epikur und Holbach in unsern Tagen als ganz neue Entdeckungen ausbietet und durch deren populäre Einkleidung die Ungebildeten und Halbgebildeten in die heillosesten Irrthümer verwickelt, während diese Mißlehren in der ächten Philosophie längst überwunden und abgethan sind.

*) Ein Nachweisung hierüber, vielleicht in diesen Blättern, wäre mir sehr erwünscht.

Schillers Daheim.

Die großen Männer aller Zeiten werden häufig nach ihrem Tode, wenn nicht schon vor demselben, zum Gegenstande der Mythe und der Tradition. Die Dichter werden selbst zum Gedichte in der Phantasie ihrer Bewunderer und Verehrer. Mit welchen Farben matt sich wohl ein junges Mädchenherz ihren Schiller aus — wir könnten etwas davon erzählen, scheuten wir es nicht, indiscret zu sein. Und wie ätherisch, himmlisch, weltenumdornenlos, über alle materiellen Interessen erhaben stellt sie sich sein häusliches Leben vor! Die junge Leserin möge es uns darum zu Gute halten, wenn wir in dem Nachfolgenden ihre Träume ein wenig stören. Das Leben selbst verfehlt ja überdem nicht, dieselben früh oder spät zu zerstreuen; und fasset Du es im rechten Geiste auf, so wirst Du dadurch nur gewinnen.

Auch Charlotte — oder „Lolo“, wie wir sie mit ihrem Manne lieber nennen — hatte als junges Mädchen geträumt. Sie selbst schreibt am 16 Dezember 1806: „Ich träumte einst in den ersten Zeiten meiner Bekanntschaft mit ihm, ich säße in einer Hütte auf einer hölzernen Bank, vor mir eine Thür, durch die ich auf eine himmlische Gegend hinunterfah, und an seinem Herzen über Welt und Zeit erhaben.“ Aber der Traum gehörte nicht zu denen, die der Volksmund „Schäume“ nennt; er sollte in gewissem Sinne sich erfüllen. „Dieser Traum,“ fügt sie hinzu; „war eine Deutung meines Lebens; ich konnte über alle Bedürfnisse hinwegblicken, wo sein Geist zu mir sprach, und fühlte in den ersten Jahren unserer Verbindung wie in den letzten das gleiche Glück.“ Ein aus Bosheit und Eifersucht quellendes Wort mochte ihr für die große Aufgabe ihres Lebens von Nutzen gewesen sein. Als sie sich im Winter 1789 in Weimar aufhielt, empfing sie folgenden anonymen Brief von Frauenhand:

„Eine Person, welche immer Wohlwollen gegen Sie gehegt hat, gibt Ihnen den guten Rath, sich nicht so um den Herrn Rath Schiller zu bemühen, weil Sie sich dadurch lächerlich machen, und sehr viel durch seinen Umgang von dem, was Sie sonst waren, verloren haben. Ueberhaupt findet man durch den Umgang mit Dichtern kein Glück, indem sie alle, einer mehr einer weniger, Fantasten sind und vom wahren Glücke des Lebens weit entfernt. Jagen Sie nicht so nach Poeten, sondern bilden Sie sich lieber zu einer guten Hausfrau, denn es gibt wenig Männer, die dergleichen Weiber ernähren können. Hätte ich das Glück, genauer mit Ihnen bekannt zu sein, würde ich Ihnen dies mündlich sagen, doch da dieses nicht ist, achte ich es mir als Pflicht, es Ihnen schriftlich zu sagen.“

Der von ihrer jüngsten Tochter Emilie (von Gleichen-Rußwurm) jetzt vollständig veröffentlichte Nachlaß und Briefwechsel Charlottens (Ch. v. S. und ihre Freunde), wie der ebenfalls von ihr herausgegebene „Calender Schillers vom 18. Juli 1795 bis 29. April 1805“ beweisen, daß der große Dichter durchaus kein Phantast und sein Weib keineswegs eine schlechte Hausfrau gewesen.

Einfach und ohne Prunk traten die beiden in den Stand der Ehe; in der Stille, ohne andere Zeugen als Charlottens Mutter und Schwester, wurden sie am 22 Februar 1790 in dem Kirchlein von Wenigen-Jena getraut. „Den Abend brachten wir still und ruhig miteinander in Gesprächen zu beim Thee,“ schreibt Charlotte 16 Jahre später in ihr Tagebuch. Und kurz nach der Trauung schrieb Schiller an Körner: „Ich fühle mich glücklich und alles überzeugt mich, daß meine Frau es durch mich ist und bleiben wird. — Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen wir die Tage dahin.“ Fast gleichzeitig sprach Charlotte sich gegen ihren Vetter ganz ähnlich aus: „Ich ahnte nie soviel Glück in der Welt, als ich nun gefunden.“

Und in der That war über das Daheim, in welches sie nun zogen, und das uns des Künstlers Hand in einem charakteristischen Momente vergegenwärtigt, viel Glück ausgegossen trotz der vielfachen Trübsal, die es in den fünfzehn Jahren seines Bestehens heimgesucht hat. Unser Bild versetzt uns in den stillen kleinen Kreis, in dem der Dichter so gerne weilte. Es ist Sommer, vielleicht 1803 — durch das geöffnete Fenster strömt die warme Luft und der Wohlgeruch des Gartens in das Gemach. Lolo scheint so eben gespielt zu haben, was er gerne hörte, wenn er neuen dichterischen Gedanken nachging und sie zu gestalten begann. Doch wie deuten wir weiter das Bild? Spricht sie zu ihm, wie sie ihm einst im Juli 1790 schrieb und wozu sie jetzt vielleicht noch mehr Veranlassung hatte: „Um unserer Liebe willen strenge Dich nicht zu sehr an, mein einziger Lieber, arbeite nicht zu viel: es kann mir so angst werden, daß Du Dir doch wirklich schaden könntest.“ Oder hat er sie gerufen, um ihr eine neue gelungene Stelle aus seinem Wilhelm Tell vorzulesen, den er am 25 August 1803 zu schreiben begann, nachdem er die Idee desselben lange mit sich herumgetragen hatte. Dann lauschen wohl die beiden Söhne, der bald zehnjährige Karl und der siebenjährige Ernst, das „Goldmännchen im Hause“ den schönen Worten des Vaters und auch die vierjährige Karoline, Goethes Pathchen, hat ihr Spiel unterbrochen und schmiegt sich sofend an die Mutter.

Wie dem auch sei, ein Bild des ungetrübtesten, irdischen Familienglückes haben wir vor uns, treu nach den jetzt so reichlich eröffneten Quellen der Briefe und Tagebücher gezeichnet. Welch eine Liebe spricht aus beider Briefen! Wie kann er ohne seine Lolo, ohne seine „liebe Mans“, so schwer fertig werden! wie denkt sie an alles! „Da Du so viel zu thun hast, Liebster,“ schreibt sie an ihn aus Rudolstadt, so wollte ich Dich erinnern, ehe Du gehst, den Zettel aus schwarze

Digitized by Google

Brei schlagen zu lassen. Ich will Dir nur beweisen, daß ich auch ein gutes Gedächtniß habe, und höre das so gerne, wenn Du Deine kleine Frau lobst, daß sie an alles denkt!“ Wie wachen beide mit Liebe über der Erziehung ihrer Kinder! Wie kann er mit den Kindern ein Kind werden und spielen wie ein Kind! Mit welcher Geduld pflegte sie ihn in seinen zahlreichen Krankheiten — aber auch er wacht so manche Nacht an ihrem Lager — wie willig erträgt sie seine Launen und trüben Stimmungen! „Es ist ein großes Verdienst,“ schreibt sie beschieden an ihren Schwager Reinwald; „sich in Schillers Launen gut zu fügen. Erstlich hat er doch im ganzen genommen nicht so viele, dann ersetzen auch wieder seine heiteren, freien Momente die Lücken leichter.“ Und wie ist er mit der eingehendsten Sorgfalt auf ihre Bequemlichkeit bedacht. „Die kleinen Anordnungen, die ich noch im Hause zu machen habe, ehe Du kommst, beschäftigen mich auf eine angenehme Weise,“ schreibt er an Lolo den 21. August 1804, „das Kabinetchen ist schon gedielt, auch der Christine ihre Kammer wird ordentlich und bewohnlich eingerichtet. Die Kinderstube ist jetzt recht comfortable, und auch das Schlafzimmer daran. Zu dem harten Sopha lasse ich aus Pferdehaarkissen, die ich noch vorräthig hatte, eine neue gute Matratze machen, zwei eichene Commoden und zwei neue eichene Tische hinein setzen, die andern schlecht conditionierten Tische von Buchenholz werden neu feurniert und gebeizt. Ein recht schönes Nachttischchen von Mahagony steht schon für Dich bereit und auch noch ein kleines Theetischchen mit einem lakierten Blech. Die Sopha- und Stuhlklappen aus den guten Zimmern lasse ich waschen, wie auch die Vorhänge aus diesen vorderen Stuben, die ich nun für mich nehmen werde.“

Was meinst Du, liebe Leserin, zu so einem hausbackenen Peeten? Wie stimmt er zu Deinem Ideal? Doch damit Du nicht meinest: se sei er etwa nur gegen Ende seines Lebens gewerden, so laß Dir erzählen, daß, als er nun seiner Lolo Hand bei ihrer Mutter im Jahre 1789 warb, er sich in der ausführlichsten Weise über seine Einnahmen und zukünftigen Ausgaben erging, daß er am 16. März 1801 an seine Frau schrieb: „In Stuttgart werden Capitalien zu 5 Procent von der Landschaft aufgenommen. — — — Da die ehere mère (ihre Mutter), wie ich weiß, ihr Geld nur zu 4 Procent stehen hat, auch ihre Capitalien schnell zurückgezahlt bekommen kann, se wäre bei einer großen Summe sein unbeträchtlicher Gewinn zu machen, auf jedes 10,000, 100 Thaler mehr.“ Viel prosaischer aber erscheint der Dichter in dem obenerwähnten „Calender“, in den wir nun einen Blick werfen wollen.

Schillers Calender ist ein merkwürdiger Beleg für seine häuslichen Tugenden, für seinen Ordnungssinn und seine Pünktlichkeit, bei der man jedoch an seine pedantische Genauigkeit, oder auch nur an eine kaufmännische Sorgfalt zu denken hat. Der Calender (1795—1798 von Schiller selbst angelegt in Folioformat, von 1799—1805 ein getruckter Schema) enthält drei Rubriken, die erste für das Datum, die zweite für empfangene, die dritte für abgesandte Briefe. Außer den ziemlich erschöpfend eingetragenen Briefen (unter den eingegangenen heißt es öfters: „schlechte Gedichte“, mit und ohne Namensbezeichnung) enthalten aber diese Blätter in dem bunten Durcheinander, wie es das menschliche Leben mit sich bringt, allerhand Notizen auf dem dichterischen Berufswirken und aus den Geschäften eines guten Hausthalters und Hausvaters. Da erfahren wir den Tag, wann ein Drama begonnen; die Tage, wann es fortgesetzt, wie den Zeitpunkt seiner Beendigung. So heißt es am 4. November 1797: „Angefangen, den Wallenstein in Jamben zu machen,“ während es am 22. Oktober 1796 heißt: „an den Wallenstein gegangen“ und er am 17. März 1799 als „geendigt fürs Theater“ bezeichnet wird. Selbst die Balladen sind nicht an einem Tage beendet. Am 27. August 1798 heißt es: „Bürgschaft angefangen;“ am 30.: „Bürgschaft fertig.“ Zur Bewahrheitung des Wortes: „der Mensch denkt, Gott lenkt,“ steht auch eine lange Reihe, (25 an der Zahl) von Dramenideen da, deren Ausarbeitung er sich für eine lange Zukunft vorgenommen hatte, dazwischen die Titel mehrerer der vollendeten Stücke, von ihm geschäftsmäßig durchgestrichen. Ferner finden wir da kleine Ereignisse des täglichen Lebens verzeichnet, als: „Chère mère angekommen“ oder „abgereist.“ Oder wir begegnen Notizen, die seine Gesundheit betreffen: ein Paar vollständig abgeschriebene, lateinische Recepte; unterm 23 Julius 1802: „habe ich die Cyclämisch angefangen;“ mehrere Male: „Zur Ader gelassen, 1/2 Lauthphaer dem Barbier Stieger.“ Außerdem Notizen über die Vertheilung seiner Werke: „Exemplare von Wallenstein. Belin: Goethe. Postp. Reinwald. Druckp. Göschen ꝛc.“

Am bemerkenswerthesten sind aber seine hauswirthschaftlichen und speciell die Notizen über den Stand seiner Finanzen. Durch dieselben wird vor allem die irrthümliche Ansicht widerlegt, als ob der Dichter sich in beschränkten Verhältnissen befunden habe; ja wenn es wahr ist, was in den kürzlich erschienen „Erinnerungen einer alten Frau“ gesagt wird, daß im Jahre 1804 ein Professer in Jena mit 400 Thalern jährlich gut auskommen, ja täglich Gäste bei sich sehen konnte, so lebte Schiller in sehr guten Verhältnissen; denn er hatte, wie wir aus dem Calender ersehen, eine durchschnittliche Einnahme von 1300 Thalern. Am Schlusse eines Budgets, daß er am Ende des Jahres 1804 für die kommenten Jahre bis 1809 incl. aufstellt, heißt es:

Ich brauche		Ich empfange	
Wirthschaft	180	Zige Besoldung	570
Zucker, Kaffe, Thee	60	Jährlich ein Disch	800
Wein 6 Eimer à 24 Rthlr.	100	Interessen von 2000 Thlr.	80
Holz, 16 Klaftern	110		1300
Lichter 125 Pf.	30		
Leder und Neujahr	100		
Mama	70		
Kinder Unterricht	30		
Kleider in allem	175		
Für mich und extra	70		
Facit:	1300		

Aus andern Stellen aber ergibt sich, daß fast alljährlich noch ein Ueberschuß da war, auch sind die Ausgaben wohl größer gewesen, wie man aus folgender Berechnung ersieht, die zugleich ein schönes Zeugniß des Zusammenlebens der beiden Gatten ist. Am Ende des Jahres 1802 heißt es:

Berechnung für Wirthschafts-Ausgaben im Jahre 1802*)		Meine Anlage.	
Wirthschaft Taxa à 1 Rthlr. 11 Gr.	525	Jährlich. Holz, Steuer, Beankasse	125
Kleider für Lolo und Kinder	150	Natürlich Lohn und Kleider und Neujahr	40
Zucker, Kaffee und Thee	70	Meine Kleider	75
Leder und Neujahr für Christine und	40	Interessen beim Pachter	100
Jungfer	42	Unterricht der Kinder	20
Seife und Wäscherlohn	35	Postgeld, Papier, Abschreiber ꝛc.	50
Bücher	38	Taback, Barbier, Apotheke ꝛc.	80
Lichter	35	Trinkgelder und Ehrenausgaben	50
		Wein und Bier	125
Facit:	900		625

Notizen über eingelaufene und veraus gabte, entlehnte und zurückgezahlte Gelder ziehen sich durch den ganzen Calender. Natürlich spielen da die Buchhändler eine große Rolle und wir müssen es zu ihrer Ehre, namentlich aber zur Ehre Cottas hier erwähnen, daß sie unsern Tichter stets pünktlich und soviel wir zu beurtheilen vermögen — sehr reichlich bezahlt haben, wie denn auch Cotta, gleich nach Schillers Tode, in einem wirklich warmen und herzlichen Briefe an die Wittwe schrieb: „Da Sie nun dringende Ausgaben haben werden, so bitte ich für jedes Bedürfniß p. Wechsel auf mich zu ziehen.“ Im Calender heißt es: Cotta hier gewesen; hat 190 Louisd'ors bezahlt,“ dann wieder: „Für Cottas Rechnung 520 Thaler erhalten“ ꝛc. Oder es sind eingelaufene Theaterantiömen: „empfing ich vom Weimarer Theater 100 Thaler“, oder auch: „Von der Chère mère erhalten: 600 Reichsthaler.“ Einmal heißt es (7. Jan. 1803): „Habe 650 Rthlr. von Frankfurt anonym erhalten.“

Auch die Ausgaben, selbst Portoauslagen, sind sorgfältig notirt: „An den Maurer 53 Rthlr. 9 Gr. bezahlt“; ferner — die junge Leserin entsehe sich nicht allzusehr! — „für 4 Paar baumwollene Strümpfe 5 Rthlr., für ein Paar gestrickte schwarze seidene Strümpfe 3 Rthlr.“, oder: „Holz zu fahren 9 Rthlr. Solches zu machen 2 Rthlr. 20 Gr.“, dann wieder: „12 Karolin an Lolo vorgeschossen“, oder: „Goethe zurückbezahlt 76 Rthlr. 8 Gr.“

Eine Hauptrolle spielen in dem Haushalt das Holz und der Wein. Ende November 1803 finden wir eine ganz detaillirte, eine Seite lange „Holzrechnung mit Anfang Februars Ann. Curr. angefangen.“ Mehr Raum noch nehmen die Notizen über den Wein ein. Stets ist die Ankunft desselben nebst Preis notirt: „Zapf nebst 1 Eimer roth und 1 Eimer weißen Wein, zusammen 40 Rthlr.“ — Bremer Portwein 40 Bout. à 20 Rthlr. Schwer Geld.“ — „Fröhlich mit 12 Bout. Aronlignac zusammen à 5 Rthlr. 12 Gr.“ „25 Bout. Champagner aus Rheims à 3 Louis. Frachtkosten 13 Rthlr. 2 Gr.“ Seltener ist Bier notirt: „Das englische Bier

*) Diese Ueberschrift ist von Charlottens Hand — das übrige von Schiller geschrieben.

Schillers Daheim. Originalzeichnung von L. Pietsch

zu 160 Maß mit 9 Rthlr. 8 Gr. bezahlt." Den ausführlichsten und interessantesten Blick in des Dichters Keller gewährt uns aber folgende Tabelle:

Wein-Vorrath vom 30. Juni 1804.

	ganze Bout.	halbe
Malaga	61	—
Portugieser	35	—
Champagner	22	—
Bischer Portwein	10	—
Muscaten	4	—
Veltlerwein	2	—
Rüster	17	—
Oetenburger	6	—
Frankenwein	31	—
Saltener	—	1
Rum	5	—

Endlich sei noch eines Inventars gedacht, das am Ende des Jahres 1804 sieht, in dem u. a. „33 bunte Schnupftücher, 37 Hemden, 14 weiß: Schnupftücher, 1 Pudermantel, 1 Muff, 1 Chapeau-bas Hut, 10 Röcke, 3 schwarzseidene Hosen, 5 Paar Nanquing Hosen, 4 gestickte Westen, 1 noch nicht gemachte gestickte Weste" ꝛc. ꝛc. befunden.

Die intimsten und schönsten Blicke in Schillers Daheim gewähren uns indeß Lotes Tagebücher und Briefe. Tiefe Wehmuth, aber auch christliche Ergebung klingt uns daraus an. „Es war nicht Dein Wille, Lenker der Schicksale, daß ich den Abend meines Lebens von der Liebe beleuchtet erblicken sollte!" schreibt sie am 16. December 1806. „Als ich in die stille Dorfkirche hineintrat, schwammen leichte Abendwolken an dem blauen Himmel, und die Abendsonne übergoß sie mit röthlichem Glanze. An Schillers Hand trat ich in die schmucklose Kirche und legte das Gelübde ab, ihm treu zu bleiben bis in den Tod. Ach, es war nicht das Bild meines Lebens, der Wink der Natur, den ich leite ihn nicht an der Hand bis ins Abendrotth des Lebens." Ihren Kindern gehört fortan ihr ganzes Leben; darin findet sie Trost und Freude. „Die Kinder sind wohl;" schreibt sie am 12. Juni 1805 an Luise Franckh, geb. Schiller; „Emilie" (am 21. Juli 1804 geb.) „ist entwöhnt und zahnt, sie ist etwas schwächlich, aber sehr heiter und freundlich. Es ist mir immer als wär' es ein Blick, den mir ihr Vater sendet mich zu trösten, wenn sie mich so liebend anlacht." Ihre Kinder gut zu erziehen, in ihnen die Erinnerung an den frühgeschiedenen Vater wachzuhalten und sie auf Gott als den höchsten Trost im Leben hinzuweisen, ist ihr unablässiges Bemühen. „Meine Liebe zu ihm soll Euch sein Bild entwerfen," schreibt sie am 4 August 1805 für ihre „lieben Kinder." — „Er sprach wenig von den Gefühlen, die er uns bewahrte; aber sein heiterer Blick, seine Aeußerungen der Liebe gegen Euch ließen mich oft tiefer in das liebende Herz schauen, als eine lange Folge von Handlungen bei andern Menschen es würde verrathen haben. Lernt von ihm Euch selbst überwinden! Er war oft so leidend, fühlte tief wie schmerzlich es sei, das Leben unter dem Gefühl der Krankheit zu tragen, und doch gewöhnte sich sein Geist endlich über das körperliche Gefühl zu siegen." Und im August 1818 schreibt sie: „Wir sollen immer beten und zu Dem unsere Zuflucht nehmen, der allein uns Rath und Trost verleihen kann. Keine menschliche Angelegenheit, sollen wir beflirchten, erscheine zu gering für den Mächtigen, den wir anrufen. — — Bei Gott ist alles klein, was uns auch groß erscheint, und nur das geistige Vertrauen, die Kraft zu vertrauen steht Gott an — — — und wo ein Schmerz eines Einzelnen so zunimmt, daß er keinen Trost außer sich in der Welt findet, so sei es uns die Weisung, daß die geistige Kraft in Anregung genommen werden muß und soll und daß wir Erhörung finden, wenn wir kindlich zu Dem flehen, der allein helfen kann, der uns sagt: Rufet mich an in der Noth, ich will Euch erretten!"

Mit diesem ernsten, für die Zeit so recht charakteristischen Worte, das wir wohl einen Nachklang aus Schillers Daheim nennen dürfen, wollen wir von demselben scheiden.

Robert Koenig.

Am Familientische.

Die deutschen Kolonisten an den Mündungen der Donau und ihre Landplage.

In gewohnter Weise hatte ich unsre deutschen Landsleute, die, circa sechshundert Seelen stark, in drei Kolonien zerstreut in Bulgarien, in dem lieblichen Hügellande zwischen Matschin und Tultscha an der Donau, und Babadagh am schwarzen Meere wohnen, auch in diesem Jahre noch kurz vor der Ernte ein Mal aufgesucht. Vor dem Jahre 1856, wo ich sie zuerst aufsuchte, waren sie ganz vergessen. Man wußte nur wenig oder nichts von ihnen.

Während meiner achtjährigen seelsorgerlichen Thätigkeit in jenen Gegenden kam ich mit diesen Leuten viel in Berührung. Ich suchte sie alljährlich zwei oder drei Mal von Galatz aus auf, wo ich meinen bleibenden Wohnsitz hatte. Ich hatte drei Mal meine Reiseroute über Matschin eingeschlagen und war zuerst zu den von den Donauniederungen entfernter wohnenden Kolonien gekommen. Deren üppige mitten in einem prachtvollen Eichenwalde liegende Fluren hatten meine Seele wahrhaft entzückt. — Die letzte Kolonie, die ich aufzusuchen hatte, war die Kolonie Katalonis. Sie liegt circa zwei Stunden südwestlich von Tultscha entfernt an dem ausgetrockneten Bette der einst so berühmten Donau-Mündung ostium sacrum. Es ist dies jetzt ein gar lieblicher, fruchtbarer Thal. Auch hier prangten die Saaten in kostbarer Fülle und Pracht. Es mußte einem das Herz aufgehen, wenn man seine Blicke darüber hinschweifen ließ. Mein Fuhrmann, ein biederer Bauer aus dem Oberdruch stammend, hatte recht, wenn er seinen Empfindungen in dem Verse Paul Gerhardt Ausdruck gab: „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an Deines Gottes Gaben!" Diese eigenthümlichen schien es mir, daß er an diesen Gedanken, sich nun zu mir hinwendend, den Seufzer anreihte: „Wenn uns der Herr doch nun auch vor den Heuschrecken noch bewahren wollte!"

Wir näherten uns der einsamen Kolonie. Wie gewöhnlich, hatten mich meine Freunde, die von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt waren, auch dies Mal erwartet. Sie waren größtentheils am Eingang des Dorfes versammelt und begrüßten mich freundlich und herzlich. Es thut den zerstreuten Evangelischen in jenen Gegenden so wohl, wenn nach langer Frist ein Pfarrer zu ihnen kommt, und dennoch kannte man ihnen heute anmerken, daß eine schwere Sorge sie drückte. Ich erfuhr bald, daß es keine andere war, als die, welche bereits in dem Seufzer meines Fuhrmanns laut geworden war. Sie hatten dazu guten Grund. Den Tultschaern aus hatten sie erfahren, daß gewaltige Züge von Heuschrecken über die Donau gebrochen seien. Ihre gesegneten Fluren waren auf das höchste gefährdet. Nur für den Waizen, der schon zu reifen anfing, brauchten sie nicht mehr bange zu sein. Alle übrige Frucht und namentlich die Hanfpflanzen jener Gegend, der türkische Waizen, war sehr bedroht. Das Unglück kam fast noch schneller, als man vermuthen konnte.

Ich gönnte mir nur wenige Augenblicke zur Erholung. Eine gewisse Unruhe veranlaßte mich den Gottesdienst schneller angehen zu lassen, als ich sonst zu thun gewohnt war. Schon eine Viertelstunde nach meiner Ankunft war. Alt und Jung im Bethause versammelt. Es war ein armseliges, aus Brettern und Lehm gebautes Häuschen mit kleinen niedrigen Fenstern. Während des Gottesdienstes waren Wachen ausgestellt, die sofort die Meldung bringen sollten, wenn die Heuschrecken über die Berge herüberdrächen. Was man befürchtet hatte, war eben eingetreten. Als ich den Segen über die versammelte Gemeinde gesprochen hatte, brachten diese Wachen die traurige Nachricht. — Wenige Minuten darauf stürzte Alt und Jung in größter Hast und Eile und unter lautem Beten und Schreien zum Dorfe hinaus nach den bedrohten Feldern. Faß alle hatten sich mit Gießkannen und anderen Blechinstrumenten bewaffnet. Es galt vor allem das gefräßige Insekt von dem türkischen Waizen zu verscheuchen. Nicht selten erreicht man dies, namentlich so lange die Sonne noch hoch steht, mit Feuer und Rauch und durch den Lärm, der mit den genannten Instrumenten gemacht wird. Dies Mal blieb der Versuch fruchtlos.

Als ich aus dem Gotteshause trat, sah ich eine gewaltige Wolke in Windeseile über die Berge hereinbrechen. Es währte aber wohl nicht länger als fünf Minuten und ich stand schon mitten darin. Das waren die Heuschrecken. — Es ist ein Überaus erhabener und furchtbarer Anblick, wenn unzählbare Millionen und aber Millionen eine ganze Gegend auf Meilen weite Entfernungen durchdunkelnwie Wolken. Die Sonne verdunkelt ihren Schein vor ihrer Fülle. Es rauscht in den Lüften wie dürres Laub. Ringsum verbreitet sich ein widriger Geruch. Das bebende Herz des Landmanns muß mit Entsetzen an das Wort des Propheten Joel gedenken: „Wie Edens Garten das Land vor ihm und hinter ihm die Wüste."

So lange die Sonne hoch am Himmel stand, war das Unglück noch abzuwenden. Gegen Abend erst, wo sich dieses Insekt lagert, brach es unaufhaltsam herein. Als ich am andern Morgen wegfuhr, sah ich die furchtbarste Verwüstung.

Wo Tage zuvor die schönste üppigste Frucht stand, waren heute nur noch kahle und nackte Strünke zu sehen. Nur das bereits in der Reife vorgeschrittene Getreide war verschont geblieben. Dies war aber verhältnißmäßig nur wenig. Die Heuschrecken schwärmten in vollen Zügen über die Gegend hin und zurück. Es war das Anzeichen, daß sie nicht weiter ziehen wollten. Die armen Leute klagten und wimmten mit ihren Kindern, das liebe Brot war ihnen für dieses Jahr wieder größtentheils verloren gegangen. Mit wehmüthigen und schmerzlichen Empfindungen verließ ich die Gegend und betrat in Tultscha das Dampfschiff, um nach Galatz zurückzukehren. Als ich aber im nächstfolgenden Jahre etwas früher als dies Mal zu meinen Freunden zurückkehrte, stand jene Heimsuchung erst recht in ihrer Blüthe.

Wo sich die Heuschrecken ein Mal niedergelassen haben, legen sie gewöhnlich auch ihre Eier zu je hundert oder mehr in einem kleinen, etwa ½ Zoll langen Säckchen, in die Erde. Die Lebenskraft derselben ist außerordentlich groß. Frost und Wasser zerstören sie nicht. Ich überzeugte mich selbst,

Digitized by Google

daß sie auch mitten im Eise nicht zu Grunde gehen. Sobald im Frühjahre die Sonne den Boden erwärmt, in jener Gegend schon im März, kriechen die Jungen in Gestalt von Maden aus. Unglaubliche Massen kommen täglich und Wochen lang aus dem Boden hervor. Sie hüpfen dann sofort weiter und beginnen ihr Zerstörungswerk.

Zunächst fehlen ihnen noch einige äußere Glieder und die Stelle der künftigen Flügel ist nur durch ein Paar Punkte bezeichnet. Dennoch sind sie schon ganz den vollständigen Heuschrecken ähnlich. Ihre Farbe ist gräulich und schillernd. Bis zu ihrer vollkommenen Ausbildung müssen sie vier Wandlungen durchmachen. Erst nach der vierten bekommen sie Flügel und beginnen ihre fliegenden Wanderungen. Bis dahin können sie nur hüpfen. Aber graben sie bereits tief in den getäfelten Boden.

Als ich im Frühjahr 1862 unsere Landsleute wieder besuchte, hatte diese junge Brut bereits mehr als die Hälfte ihrer Saaten aufgefressen. Ungefähr in der Mitte des Monats Juni hatten sie Meilen weit alle Früchte jener Gegend vernichtet. Diese Verwüstung macht begreiflicher Weise auf das Gemüth einen ergreifenden Eindruck. Nicht weniger thun dies aber auch die großen Scharen dieser kleinen Unglücksthiere selbst. Besonders in den ersten Morgenstunden vor Sonnenaufgang ist ihr Anblick ein wahrhaft diabolischer. Zu dieser Zeit nämlich hängen sie haufenweise an den Halmen des jungen Getreides. Wie Bienenschwärme sitzen sie auf Flächen von circa 1 bis 1½ Morgen Größe an verschiedenen Stellen der Flur bei einander und bilden so die wunderlichsten Formen. Sobald man ihnen nahe kommt, fangen sie an sich zu rühren. Das schwärzlich schillernde Saatfluß wandelt nun alle Augenblicke seine Gestalt. Man bleibt unwillkürlich stehen und wird von einem gewissen Schauder ergriffen.

Begreiflicher Weise ist Noth und Elend immer die letzte Folge ihrer Verwüstungen. Da war es auch in jenem Jahre bei unsern Landsleuten. Als ich im Herbste wiederkam, war Hungers- und Krankheit, namentlich Typhus, eine große Anzahl von ihnen weggerafft.

Es liegt nun nahe, daß man die Frage aufwirft, ob es kein Mittel gibt, der Verbreitung dieser Landplage entgegenzutreten und sie unschädlich zu machen. Diese Frage habe ich natürlich auch gethan. Die Antwort lautet fast in nur mir nicht schulzig gebliebenen „Wenn wir nur mehr Leute wären," sagten sie, „so wollten wir mit vereinter Hilfe schon mit ihnen fertig werden." Ich hatte Gelegenheit mich hiervon zu überzeugen. In der That glaube ich nun, daß nur deutscher Fleiß und deutsches Geschick dort den Sieg über diese Heuschrecke, welche die Natur dem Feldbau entgegenstellt, davontragen kann.

Ein ganz einfaches Mittel, welches zur Vernichtung der jungen Heuschrecken von den Eingeborenen und lange Zeit auch von den Deutschen gebraucht wurde, sind Schaf- und Viehherden, welche die Insekten zertreten. Außerdem kehrt man sie zusammen und schlägt sie mit breiten Instrumenten todt. Auch Feuer, namentlich da, wo Flachs gebaut wird, wovon man nur den Samen gewinnt, das Stroh aber liegen läßt, um es dann zu verbrennen, ist ein gewöhnliches Mittel. Das alles aber hat sich als unzulänglich erwiesen. Unsere Landsleute sind auf etwas Besseres gekommen. Sie haben sich ein Instrument in der Form eines kleinen Fischhamen angefertigt, welches vorne an der Gabel zwei Rädchen hat.

Mit diesem gehen sie in den Morgenstunden vor Sonnenaufgang an die Plätze, wo sich ihre Insekten lagern. Sie stellen diesseben von allen Seiten und fangen sie nun wie Fische von dem Getreide und Grase herunter. Die Gefangenen werden in große Kisten und Säcke geworfen, zerstampft und begraben. Auf diese Weise werden unglaubliche Massen von ihnen vernichtet und es leidet keinen Zweifel, daß unsere Landsleute in den meisten Fällen den Sieg davon tragen, wenn — ihre Zahl nur größer wäre.

Wann aber wird die Zeit kommen, wo sich die Zahl der deutschen Einwanderer dort vermehren wird? — Wenn der Halbmond verschwunden und die letzten Spuren Muselmannischer Barbarei in jenen Lande vernichtet sind. Dann werden sich unsere Landsleute dort erst recht wohl befinden können; in dem fruchtbaren, sonnigen und lieblichen Lande werden sie eine neue Heimat gewinnen.

Sie werden aber nicht nur die Heuschrecken überwinden. Ihr Beruf geht weiter. Der Beruf des Deutschen ist es auch die Cultur des Abendlandes nach dem Morgenlande zurückzutragen. Jenes Hänseln an dem Gestade des schwarzen Meeres und den Mündungen der Donau gehört zu den Borkämpfereien. Was aber eine Zeit lief in Verauflommen wird, werden sie wohl noch viel zu kämpfen, zu ringen und zu leiden haben.

In neuerer Zeit ist ihnen vom Preuß. Oberkirchenrath wieder ein Geistlicher in der Person des Pfarrers Hugo Lackner aus Königsberg zugesendet worden: auch er hat mit zu kämpfen, zu ringen und zu leiden. Er steht mit auf exponirter Wacht als Vorposten der evangelischen Kirche und deutschen Kultur.

Die Königliche Porzellanfabrik in Berlin.

Jedermann kennt wohl das stattliche Haus in der Leipzigerstraße, aus welchem ein Porzellan hervorgeht, welches seit vielen Jahren schon das einst so hochberühmte Meißener übertrifft hat und in Bezug auf den künstlerischen Geschmack in den Formen, sowie auch die vollendete Ausführung in der Malerei für das Beste in der Welt gilt. Auch die Berliner Porzellanfabrik ist ein Werk des großen Friedrich.

Schon im Jahre 1751 hatte der Kaufmann Wilh. Kasp. Wegeli angefangen, hier in Berlin ächtes Porzellan zu machen. In seiner Fabrik, welche in der neuen Friedrichsstraße neben der Königsbrücke angelegt war, wurde, wie Nicolai versichert, ziemlich gutes Porzellan der Masse nach gefertigt. Doch standen seine Fabrikate punschlichen des Geschmacks weit hinter dem Meißenschen Porzellan zurück, und da es auf diese Weise dem Unternehmer an Absatz fehlte, so gab er nach wenigen Jahren das ganze Werk wieder auf und ließ sein anzehnliches Waarenlager durch öffentliche Versteigerung verkaufen. An seine Stelle trat seit dem Jahre 1760 der leidem weit über Gebühr gelesierte Kaufmann Johann Ernst Gotzkowsky, wenn gleich nicht mit der Absicht, eine Porzellanfabrik in Gang zu bringen und darin zu erhalten, sondern nur aus Spekulant, welcher darauf rechnete, daß er nach wiederhergestelltem Frieden seine Schöpfung um einen höheren Preis an den König werde vertaufen können, dessen Liebhaberei für eine solche Fabrik ihm kein Geheimniß war. In den handschriftlichen Nachrichten, welche mir von diesem Gotzkowsky vorliegen und offenbar von ihm selbst herrühren, heißt es Seite 102: „Obwohl ich in der Welt für einen reichen Mann gehalten wurde, so hatte ich doch für das Unternehmen kein eigenes Vermögen mehr; nur in der festen Ueberzeugung, daß Se. Majestät meinen patriotischen Eifer billigen werde, nahm ich meine Zustucht zu meinen unbeschränkten ausländischen Credit, und überredete den Künstler der sich mit der Errichtung der Porzellanfabrik befassen wollte) nicht nach Gotha, wohin er bestimmt war, zu gehen, sondern zu Berlin zu bleiben." Dieser sogenannte Künstler war Ernst Heinrich Reichard. Sein Geheimniß bestand darin, daß er ächtes Porzellan zu machen verstand. Dies Geheimniß kaufte ihm Gotzkowsky für 10,000 Thaler ab, welche zu einem dritten Theile unverzinslich waren, bis der Künstler, wie er sich selbst darüber ausdrückt, „mit eigenen Händen die Probe von allem gemacht und die Ueberzeugung gewonnen haben würde, daß er die Kunst, ächtes Porzellan zu verfertigen, unfehlbar besitze." Außerdem verpflichtete sich Gotzkowsky, die zur Errichtung und Fortsetzung der Fabrik erforderlichen Summen herbeizuschaffen, dem Künstler alle zu bereits verwendeten Kosten zu ersetzen und ihm für seine Person ein jährliches Einkommen von 1000 Thalern, nebst freier Wohnung und freiem Holze zu sichern. Es wurde hierauf das in der Leipziger Straße belegene Dorvillische Haus von den Erben desselben erstanden, und hier die erste Einrichtung zur Fabrikation getroffen.

Gotzkowsky mußte sich von diesem Besitz sehr bedächtigt fühlen, denn er rühmt, wie viel er nur konnte, sich von demselben zu entfernen. Sein Adnehmer wurde Friedrich für die Summe von 225,000 Thalern, und diese Summe beweist wohl hinreichend, daß Gotzkowsky nicht zu seinem Nachtheil speculirt hatte. Wäre diesem Manne nach dem siebenjährigen Kriege noch zu helfen gewesen, so würde Friedrich sich dieser Verdienst erworben haben. Doch die Vergeblichkeit der Hülfe lag in den eigenthümlichen Geister des Mannes selbst. Die Vorstellungen, welche sich an seinen, noch immer nicht vergessenen Umsturz knüpfen, sind wenigstens insofern ungegründet, als Gotzkowsky bei weitem weniger ein achtungswerther Kaufmann war, als ein Schwindler, der, bei einem geringen Vermögen, nur auf große Schläge ausging, und um diese zu machen, seine Zustucht zu Bestechungen aller Art nahm.

Als Eigenthümer der Porzellanfabrik ließ der König die Fabrikgebäude erweitern und ansehnlich vermehren. Die Arkanisten d. h. diejenigen, welche sich mit der Verbereitung der Masse, der Farben u. s. w. beschäftigten, wurden bestätigt und die Fabrik der Aufsicht der Akademie der Wissenschaften, und seiner Akademie in verhältnißmäßig kurzer Zeit zugleich berühmt und beliebt wurde. Außer dem Hauptwaarenlager im Vorderhause hatte die Fabrik Waarenlager zu Warschau, zu Danzig, zu Hamburg, zu Königsberg in Pr., zu Breslau, zu Stettin und zu Magdeburg. Der König machte seine Geschenke da, wo es angebracht war, am liebsten in Porzellan, und selbst an den Absatz dieser Waare noch von einer andern Seite zu befördern, mußten die Juden die Erlaubniß zu Verheirathungen und Niederlassungen dadurch erkaufen, daß sie eine Quantität Porzellan, etwa 100 Thaler an Werth, ins Ausland schafften.

So erhielt Berlin seine Porzellanfabrik, auf welche es noch heute mit Recht stolz sein kann. G. H.

Die Feinde des Rauchens in England.

Ich laß hoch oben auf dem „Top" (Dach) eines Omnibus und schaute mit einem halb behaglichen, halb ängstlichen Blicke auf den zu meinen Füßen sich windenden, nimmer endenden Knäuel von Menschen, Thieren und Fahrzeugen, der ohne Ruhe und ohne Rast vom frühen Morgen bis in die späte Nacht die Straßen Londons erfüllt. Dabei rauchte ich ganz darmlos meine Cigarre.

„Ich sehe mit Bedauern, mein Herr, daß Sie auch dem Laster des Rauchens fröhnen;" hörte ich mit einem Mal eine Stimme zu meiner Rechten.

Es war ein ältlicher Herr mit weißer Halsbinde, der mich also angeredet hatte.

„Ist es verboten hier zu rauchen?" entgegnete ich.

„Leider nicht; ich wollte, daß wir hierin den Yankees nachahmten, die — wenigstens in Boston — das Rauchen in den Straßen verbieten. Doch bitte, leisen Sie einmal diese Schriftchen und kommen Sie heute Abend zu dem sich unserer Gesellschaft. Das wird Ihnen vielleicht die Lust zum Rauchen verleiden."

Mit diesen Worten drückte er mir ein Päckchen, auf dem „Anti-tobacco handbills" (Zettel wider den Tabak) gedruckt war und einige Broschüren nebst einer Karte in die Hände, und ehe ich es mich versah, war er schon wieder herunter und um die nächste Straßenecke verschwunden.

„Wollen Sie mir nicht sein Ding zum Fridivus geben?" sagte sich-

tisch ein Arbeiter, der neben mir saß und sich eben seine höneene Pfeife gestopft hatte.

„Hier ist ein Streichholzchen. Die Blätter will ich doch erst lesen. Wer war denn der alte Herr?“

„Das war ein Mitglied der ehrwürdigen British Anti-tobacco Society (Britische Gesellschaft wider den Tabak) die womöglich mit Feuer und Schwert das Rauchen ausrotten möchte;“ sagte schmunzelnd und behaglich paffend mein Nachbar.

Ich begann, meine Schätze zu mustern. Das Päckchen enthielt eine Reihe Zettel. Einer war überschrieben: „Der Raucher“ und enthielt eine höchst graphische, auf Abschreckung berechnete Charakteristik eines solchen Uebelthäters. „Da geht er hin,“ hieß es darin, „vor sich hin paffend, das wohlriechende (?) Kraut genießend und denkt auch nicht einmal daran, ob er jemand anderes belästigt, so lange als er selbst sich des Genathmens der narcotischen Pflanze erfreut. Ja, das Rauchen ist eine durch und durch selbstsüchtige Gewohnheit.“ Ein anderes Blatt erzählt Erfahrungen von der Eisenbahn, in deren Wagen, trotz aller offiziellen Verbote, doch häufig geraucht wird. Noch ein anderes erzählt zwei Strumwelpetergeschichten, die eine betitelt: „Bist! seid Ihr Eurer Augen müde?“ worin von einem Straßenkehrer die Rede ist, der eine schlimme Augenentzündung durch das Rauchen bekam; die zweite: „Blutspeien in Folge des Rauchens.“ Endlich war ein Blatt da: „60 Gründe gegen das Rauchen,“ von denen hier einige Proben: „Der Tabak hält die Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika aufrecht. — „Der Tabak, Cigarren ꝛc. kostet Großbritannien mindestens zehn Mill. Pfund jährlich.“ „Das Tabak schadet dem Geruche und Geschmack, oft auch dem Gehör und Gesicht.“ „Der Tabak führt zum Müßiggang und Müßiggang ist aller Laster Anfang.“ „Der Tabak verdirbt den Athem und macht seine Consumenten ungeeignet für die feinere Gesellschaft.“ „Der Tabak schadet der Schönheit, verwüstet den Teint und macht die Augen matt.“ „Der Tabak, wie Jakob I, der Verfasser des Counterblast (Gegenwind) to tobacco sagte, besprt den, der ihn raucht. Er kann davon nicht ablassen.“ „Der Tabak verleitet zum Trunk, zum Spiele, zu allen Lastern.“ „Der Tabak stillt täglich die Armenhäuser, Hospitäler und Irrenanstalten.“ — „Schließlich sagen wir zu Jung und Alt: Rührt keinen Tabak an, denn es ist ein Fluch darin!“

In andern Schriften enthielten Zeugnisse von Aerzten, Staatsmännern, Nationalökonomen ꝛc. gegen das Rauchen; darunter waren mehrere Nummern eines Monatsblattes (The Anti-tobacco Journal), das die Gesellschaft herausgibt und in dem derselbe Gegenstand auf die mannigfachste Weise variirt zur Sprache kommt. In Prosa und in Versen, in Erzählungen und in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, in Briefen früherer Raucher und in Controverspredigten über das Rauchen ꝛc. wird darin gegen das geklagt, was die Glieder der Gesellschaft, wie oben bemerkt, geradezu ein „Laster“ und eine „Sünde“ nennen. Einige dieser Schriften sind aufs elegantiste gedruckt und mit guten Illustrationen ausgestattet.

Abends folgte ich der erhaltenen Einladung und wohnte dem Jahresfest der Gesellschaft bei, das in den unteren Räumen der berühmten Exeter-halle stattfand. Das Fest hatte einen ernsten, religiösen Charakter; es wurde mit Gebet eröffnet und beschlossen. Es fanden, mit Ausnahme einer Criminalerfahrung Mittheilungen über die Wirkung des Rauchens machten, Schulmänner, Pastoren, waren die Hauptredner. Zur Ehre der Wahrheit muß ich bemerken, daß die Reden nicht ohne Einfluß auf mich blieben und daß ich festem — ein viel mäßigerer Raucher geworden bin. K.

Die Probe des Rettungsbootes „Daheim“.

Am 25. August fand in Hamburg die Probe mit dem neuen Rettungsboote „Daheim“ statt, dessen Bau unser Verein so opferwillig aufgebracht hat, und welches nun in wenigen Tagen an den Ort seiner Bestimmung, Leba, abgehen wird, um dort an einem unserer gefährlichsten Küstenpunkte seine humane Wirksamkeit zu beginnen.

Das von cancellirten Grundsätzen in der Fabrik für Francisboote von Mc Donald u. Co. in Hamburg erbaute Boot besitzt eine Länge von 30 Fuß bei einer größten Breite von 8 Fuß, ist vorn und hinten spitz und hat, wenn es leer geht, einen Tiefgang von acht Zoll, der bei einer Belastung von 24 Personen nur bis 10 Zoll wächst. Es unterscheidet sich von den an unsern Nordseeküsten gebräuchlichen eisernen Rettungsbooten besonders dadurch, daß es bei hineinschlagendem Seewasser sich selbst entleert und ist zu diesem Zwecke anders construirt, als die gewöhnlichen Francisboote.

Während diese nur an ihrem Vorder- und Hintertheile Luftbehälter besitzen, deren Schwimmkraft das Boot am gänzlichen Untersinken hindert, hat das Boot „Daheim“ auch Luftkammern an den Seiten und einen doppelten, durch einen etwa acht Zoll hohen und ebenfalls mit luftdichten Abtheilungen versehenen Boden. Durch diese Construction erhält das Boot eine ganz bedeutende Schwimmkraft, die nicht nur sein Untersinken unmöglich macht, sondern es auch zwingt, stets ein besonderes Niveau zu halten. Durch den doppelten Boden sind acht Röhren von vier Zoll Durchmesser geführt, die oben durch ein Ventil geschlossen werden. Diese Ventile öffnen sich jedoch bei jedem Druck von oben; sobald daher eine See in das Boot schlägt, lassen sie das Wasser sofort unten ausströmen, das die Luftbehälter das Boot trotz des vermehrten Gewichtes auf die Dauer nicht tiefer sinken lassen, sondern es augenblicklich wieder in die Höhe zu treiben suchen.

Die nach Peakes System construirten englischen hölzernen Rettungsboote besitzen sämmtlich die Eigenschaft der Selbstentleerung; indessen gestatteten unsere Strandverhältnisse die Anwendung jener 5000 Pfd. schweren Boote nicht und es mußte deshalb zu dem um die Hälfte leichteren Francisboote gegriffen werden, welche sich jedoch nicht selbst entleeren konnten.

Das Boot „Daheim“ ist das erste Francisboot, auf das jenes Princip angewandt wurde und obwohl der Versuch zuerst viele Gegner fand, so haben die angestellten Proben sein vollständiges Gelingen dargelegt und höchstwahrscheinlich werden fortan alle Rettungsboote an unserer Küste in dieser Weise gebaut werden.

Die Proben wurden bei der deutschen Seemannsschule auf Steinwärder bei Hamburg in Gegenwart des Corvettencapitän Werner und des Vorstandes jener Schule angestellt. Sie betrafen zunächst die Prüfung der seitlichen Stabilität und man versuchte das, Boot mit Gewalt umzuwerfen. Zu diesem Zwecke wurden Taue unter demselben durchgenommen, an den äußern Bord befestigt und an diesen andere Taue mit zwei Flaschenzügen, jeder mit vier Rollen in Verbindung gesetzt. Jeder Flaschenzug wurde alsdann mit sieben Männern besetzt und durchgeholt. Trotz dieser gewaltigen Hebelkraft gelang es nur mit äußerster Mühe und erst nach Verlauf von drei Minuten das Boot zu kentern. Dabei erwies sich die Schwimmkraft der Seitenluftstammern und des um das ganze Fahrzeug laufenden Korkgürtels so bedeutend, daß das Boot fast senkrecht zur Wasserfläche stand, ehe es zu schöpfen begann.

Diese Probe sei daher zur größten Zufriedenheit aus und trug nicht wenig dazu bei, das Zutrauen zu der neuen Construction zu erhöhen, um so mehr als eine Vergleichsprobe mit einem gewöhnlichen Francisboot von 26 Fuß Länge ergab, daß letzteres sich mit Hülfe der Flaschenzüge und nur acht Mann bequem und schnell umwerfen ließ.

Weiterhin setzen sich 16 Mann, welche ein Gewicht von mindestens 24 Centnern repräsentirten, auf den äußern Bordrand des sonst leeren Bootes, vermochten ihn aber nur bis zu 10 Zoll an die Wasserfläche niederzudrücken.

Als das Boot umgeworfen war und wieder aufgerichtet wurde, hatte es sich bis zur Höhe der Ruderdaube, also etwa bis zur Hälfte gefüllt und enthielt 1100—1200 Kubikfuß Wasser. Diese ganze Wassermasse verschwand in einem Zeitraum von 40 Secunden und der obere Boden zeigte sich demnach vollständig trocken.

Die luftdichten Zwischenräume des doppelten Bodens lassen sich noch mit vier bis fünf Centner Korkstücken vollstauen. Dadurch wird die Schwimmkraft des Bootes weiter vermehrt und die Selbstentleerung noch in viel kürzerer Zeit vor sich gehen; jedoch wurde von dieser Probe abgesehen, da der angestellte Versuch die Richtigkeit des Princips zur Genüge darthat.

Die Ruderproben ergaben eine durchaus befriedigende Geschwindigkeit und ebenso steuerte das Boot vortrefflich.

Endlich wurde noch ein Versuch gemacht, ob die rings um das Boot angebrachten Rettungsleinen und Taubüchsen zweckentsprechend seien und diesimmende Personen mit ihrer Hülfe leicht in das Boot gelangen könnten. Zu diesem Zwecke sprangen fünf sich sechs Seemannsschüler, welche bei der Probe gegenwärtig waren, in vollem Anzuge vom Bollwerk in das Wasser und retteten sich ohne weitere Hülfeleistung in das Boot. Dies ging sehr schnell und bequem und ließ auch diese Einrichtung nichts zu wünschen übrig.

Somit dürfen wir also die Versicherung aussprechen, daß das Boot „Daheim“ unsern Küsten eine freudige Beigabe des deutschen Volkes für unsre Ostseeküste erbaute Rettungsboot,ein jeder Beziehung dazu angethan ist, seine schwierige Aufgabe zu lösen. Es wird sich das Vertrauen seiner Besatzung erwerben und diese wird nicht anstehen, durch Sturm und Brandung den seefahrenden Brüdern zu Hülfe zu eilen und sie dem Wellentode zu entreißen. Mag Gott seine Wirksamkeit segnen und ihn vergönnen, durch edle Thaten sich auszuzeichnen!

Wir aber bitten unsere Leser nicht in ihrem Liebeswerke zu ermüden und auch fernerhin dem Rettungswesen ihre wärmste Theilnahme zu schenken. Nur dann kann es gedeihen und Segen bringen, wenn das ganze Volk es pegt und pflegt. Noch viele Stationen fehlen an der Küste, die sie gänzlich entbehren ist, und ebenso erfordert die Unterhaltung berücksichtige Summen. Mit den einmaligen Gaben ist es nicht allein gethan; jährliche dauernde Beiträge, wenn auch nur geringe, sind die Hauptsache und um sie bitten wir deshalb aufs neue.

Die Summe der bis heute bei uns eingegangenen Gaben beläuft sich auf Thlr. 1733. — und Thlr. 32 — Jahresbeiträge.

Die Verlagshandlung.

Der gefälligen Beachtung empfehlen wir nochmals das der vorigen Nummer beigelegte Kärtchen, sowie unsre Bitte in Betreff desselben. Es soll uns freuen, wenn sich recht viele unsrer Freunde desselben bedienen, wir werden gern umgehend per Kreuzband jede gewünschte Anzahl senden. Der Termin des Beginns eines neuen Jahrgangs dürfte allen freundlichen Bemühungen besonders günstig sein.

Briefskasten.

Herrn H. J. in Hamburg. Wir wünschen, daß die 3 Exempl. Daheim, welche Sie nach Honglong senden, recht viele Nachfolger finden mögen. Uebrigens sind es nicht die einzigen, welche in diese weite Ferne gehen. Ein Colporteur, deutsche Colporteure und Handwerksburschen kommen überall hin,) erzählt uns, er habe auf einem Dampfer, welcher von Australien nach England ging, ebenfalls das Daheim gefunden und in den deutschen Colonien hinter Melbourne und Adelaide ist es nicht selten.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 1b.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Monatsheften bezogen werden.

1865. Ausgegeben im September 1865. Der Jahrgang läuft vom October 1864 bis dahin 1865. **№ 52.**

Der Graubündner Gemsenkönig.

Ein Jägerleben aus dem rhätischen Hochgebirge.

(Schluß.)

An einem schönen Augusttage ging mein Vater allein in früher Morgenstunde von Hause fort, um in Val Chamuera, damals noch sein beliebtestes Revier, sich Verrath für die Küche zu suchen. Vertraut wie er mit der Gegend war, fiel es ihm nicht schwer, an verschiedenen Stellen Gemsen zu entdecken, doch alle lagerten in unzugänglichen Lagen, so daß er vorzog, sein Glück anderswo zu versuchen. Im Val Prüna, nahe an einer ihm bekannten Felsenwand, entdeckte er nach kurzem Suchen 7 Gemsen, die langsam grasend in die Höhe gingen. Die ungewöhnliche Sonnenhitze in so hoher Lage ließ der Vermuthung Raum, daß die Gemsen hoch in der Wand eben an einem schattigen Orte sich lagern würden. Ueber schmale Felsenbänder sich windend, von Fels zu Fels springend, gelangten die flinken muntern Thiere bis dahin, wo ein weiteres Fortkommen nicht mehr möglich war. Eins nach dem andern lagerte sich, behaglich wiederkäuend. Der Platz war meinem Vater recht. Von den Gemsen unbeachtet, jede offene Stelle meidend, stieg er auf Umwegen, gegen den Wind, der lustigen Lagerstätte der Gemsen zu. Mit Mühe und Gefahr erreichte er den Punkt, den er sich vorgemerkt und von wo aus sein Blei das Wild erreichen konnte. Es war die einzige Stelle durch welche die Gemsen allenfalls hätten entrinnen können. Das ganze Rudel war in eine Sackgasse gerathen, aus der kein Stück entrinnen sollte. Bald benutzte die Büchse und das erste stürzte von schwindelnder Höhe in den Abgrund hinunter. Die andern sprangen auf, rannten unschlüssig auf dem beschränkten Raum hin und her und ließen dadurch dem Vater Zeit, seinen einläufigen Stutzen wieder zu laden. Wieder streckte ein Schuß eine Gemse nieder. Da war keine Rettung; der einzige Weg war versperrt. Abermals und abermals knallte das mörderische Gewehr, und wieder und wieder stürzten die Opfer in die grausige Tiefe. In Angst und Verzweiflung wagten sich die zwei noch übrigen nach der Stelle hin, von wo her die verhängnißvolle Kugeln kamen, doch mit gehobenem Stocke jagte er sie zurück. Es war der Beute noch nicht genug; bald lagen alle sieben wie aufgeschichtet auf dem Schneefeld in der Tiefe beisammen. Für die Küche war somit gesorgt, die Jagdlust aber war noch nicht befriedigt.

Während der kurzen Rast, die mein Vater nun hielt um sein Mittagsbrot einzunehmen, schweifte sein Falkenauge stets im Gebirg umher. An einer Stelle am jenseitigen Abhang des wilden Alpenthals, dort hinten, sehen Sie, wo vom Piz Prüna herunter ein wild zerrissener Gletscherarm sich erstreckt, bemerkte er zwei sich bewegende Gegenstände. Sein Fernrohr, das rasch zur Hand war, gab Aufschluß darüber. Es waren zwei Gemsböcke, die nach gehaltener Mittagsruhe daselbst ästen. Die Lage war dem Jäger günstig, die Entfernung nicht groß, die Windrichtung wie erwünscht; leicht konnte er sie beschleichen. Kurzentschlossen ließ er seine schon gemachte Beute an Ort und Stelle liegen und machte sich auf den Weg dahin. Unbemerkt konnte er sich auf fünfzig Schritte nähern. Ein Schuß fiel; der größere Gemsbock brach zusammen, um alsbald wieder aufzustehen. Er machte ein Paar Schritte und that sich nieder. Die Kugel hatte ihm den Unterleib durchbohrt. Das jüngere Thier sprang auf und machte ein Paar Sätze, hielt aber an, als es bemerkte, daß sein Gefährte wieder ruhig lagerte. Es hatte nur den Knall des Stutzens gehört, vom Jäger sah es nichts. Dieser Bock fiel auf den zweiten Schuß sofort. Dem Verwundeten konnte der Vater sich offen nähern, mit dem Jagdmesser gab er ihm den Gnadenstoß. — Die Tageszeit war vorgerückt, schon warfen die Gipfel der Berge lange Schatten; es mußte die Rückkehr nach der Alp angetreten werden. Sie hätten meinen Vater sehen sollen, — für seine breiten Schultern war es ein Leichtes, die zwei Gemsböcke dorthin zu schaffen. Er kam grade zur Stunde des Melkens in der Alpenhütte an und wurde vom Senn freundlich willkommen geheißen, auch wie immer, mit warmer Milch erquickt, — es war sein liebstes Getränk. Er hatte sich eben ans lodernde Feuer gelagert, als der Senn ihm zurief, daß eine prächtige Gemse in geringer Entfernung grasend vorbeizöge. „Bah," sagte der Vater, der immer gern einen Possen trieb, „heute wär's eigentlich des Jagdglücks genug, jedoch wenn Ihr es wünscht, und Euch verpflichtet meine heutige Jagd nach Hause zu bringen, so will ich's versuchen und Ihr sollt den Bock als Lohn für Eure Mühe haben." Der Senn war natürlich gern dabei. Mein Vater trat vor die Hütte, sah das schöne Thier, maß mit sicherm Auge die

Digitized by Google

Distanz ab und legte an. Der Schuß widerhallte im Gebirge und die Gemse rollte den blumigen Abhang herunter, es war eine ungewöhnliche Entfernung und lauter Beifall der erstaunten Sennerbelohnte den Meisterschuß. Die kleine Gesellschaft lagerte sich in gemüthlichem Gespräch ans Feuer; es wurde geteckt, gebraten und geschmaust bis in die späte Nacht hinein. Im Dämmerlicht des folgenden Tages waren alle wieder auf den Beinen, denn es war dem Vater darum zu thun, die gestrige Beute in Sicherheit zu bringen; darum wurde früher als gewöhnlich gemolken und die Kühe auf die Weide getrieben.

Erst jetzt erfuhr der Senn, welch schweres Tagwerk seiner wartete. Die sieben hoch oben an steiler Felswand verwahrten Thiere gehörten ja auch zu des Vaters gestriger Jagd: versprochenermaßen mußten auch diese heimgeschafft werden. Der Senn hielt sein Versprechen, jedoch erkundigte er sich fortan stets nach der Zahl des erlegten Wildes, bevor er den Transport übernahm. In dieser Augustwoche erlegte mein Vater 22 Gemsen; ein Erfolg, dessen kein anderer Jäger sich rühmen kann. Ja, er war ein großer Jäger!

Auf seinen Jagdstreifereien kam der Vater selig oft an die Bernina. Es war ihm nicht entgangen, welch günstiger Ort hier zur Hegung des Gemsstandes sei. Er wollte demselben näher sein und zog darum von Bevers weg nach Pontresina, wo er und unsre Familie fortan gelebt hat. Dort verheirathete er sich wieder (seine erste Ehe war getrennt worden), richtete sich häuslich ein, übte sich während der langen Winter im Büchsenmachen und brachte an seinen Stutzen viele Verbesserungen an, namentlich im Zug der Läufe, so daß seine Büchsen alle andern der Umgegend an Güte weit übertrafen. Auf äußern Schein und Zierlichkeit legte er keinen Werth, was aber Treffsähigkeit anbelangte, waren ihresgleichen nicht zu finden. Daher kam es auch, daß er seines Schusses stets sicher war und manche Probe seiner Fertigkeit ablegen konnte, die die Zuschauer in Erstaunen versetzte. Als Scheibenschütze zählte er zu den besten, jedoch fand er mitunter Ebenbürtige. Auf dem Schießstande fehlte er nie und nie hat das Schützenwesen im Engadin so geblüht, wie zu seiner Zeit. Man erkannte ihn allgemein als vortrefflichen Schützen und wußte recht wohl seine Jagderfolge der geschickten Handhabung seiner Waffe zuzuschreiben; an abergläubische Gerüchte, wie sie in den Büchern stehen, hat hier niemand geglaubt. Hieß es, aufgelegt auf einen kleinen Gegenstand zu schießen, auf eine Entfernung wie er gewöhnlich auf Gemsen schoß, so war er unübertrefflich. Bei solchen Wetten lief manch blanker Thaler in seine Tasche. Daneben studirte er eifrig medicinische Bücher und machte sich mit dem menschlichen Organismus vertraut, so daß er manchem in Krankheiten und Nöthen helfen konnte. Noch gegenwärtig lebt im Engadin ein Mann, der dem Geschick meines Vaters in chirurgischer Hilfeleistung das Leben verdankt.

Anfangs der 20ger Jahre wurden ihm die Berninahäuser in Pacht angeboten. Der Antrag war für ihn lockend, denn wo hätte er einen günstigeren Punkt für sein Jagdgeschäft auffinden können, als eben hier? Von den schönsten und besten Gemsständen umgeben, in unmittelbarer Nähe des wildreichen, weitverzweigten Berninastocks, unfern seiner ihm von Kindesbeinen an in alle Einzelheiten bekannten Camogestertäler, war dieser Wohnsitz für ihn wie eigens geschaffen. Er zog also mit uns dorthin, ward bald als Wirth vertraut und beliebt bei seinen Gästen, den Bergamaskerhirten und den Weinsäumern, die vom Veltlin herüberkamen, und fand da sein gutes Auskommen.

Hier legte er in größerem Maßstabe als je Sulzen an, die er regelmäßig mit Salz versorgte, und ging auch wohl zur Frühlingszeit in die angrenzenden Veltlinergebirge, um die Gemsen in größerer Zahl herzuzjagen. Ich habe ihm oft dabei helfen müssen, es waren zuweilen rauhe Gänge.

Die große Ergiebigkeit seiner Jagden nöthigte ihn, sich Jagdknechte zu halten, sollte er nicht, ungeachtet seiner Riesennatur, den Strapazen und Mühen erliegen. Mit Scharfblick wußte er die geeigneten Leute auszuwählen, immer waren es kernige, muthvolle, energische Männer. Drei derselben leben noch jetzt und tragen, ungeachtet ihres hohen Alters, den Stempel der Kraft und Zähigkeit. Der älteste von ihnen ging vor zwei Jahren noch mit ungebeugtem Haupt und sichern Schrittes seiner angebornen Jagdlust nach. Jetzt freilich hat er als achtzigjähriger Mann von seinen Bergen Abschied genommen; sein Stutzen hängt mit Staub bedeckt an der Wand; er mußte sich dazu entschließen, denn seine Augen versagten ihm den Dienst.

Mein Vater war übrigens in seinen Jagden nicht einseitig, denn alles, was zur Hochjagd gehört, war ihm recht; im Winter, so lange er am Bernina lebte, holte er sich dann und wann auch Alpenhasen, Schneehühner oder Pernisen heim; die niedere Jagd war ihm sonst nur Zeitvertreib.

Die dichten, von dunkeln Schluchten durchsetzten Wälder des Unterengadins, die in damaliger Zeit noch überall das Gepräge des Urwaldes trugen, bargen in ihrem Schoße viele Bärenfamilien, die dann und wann Ausflüge in die benachbarten Thäler machten. Auch in den dichten Waldbeständen von Puschlav, bevor große Waldbrände diese gelichtet, waren die Bären heimisch. Obwohl der braune Bär sich hauptsächlich von Pflanzenstoffen ernährt, verschmäht er mitunter eine Hammel- oder Ziegenkeule nicht, greift in übermüthiger Laune mitunter sogar Rinder an und tödtet sie, um sich dann mit den leckersten Bissen zu begnügen. Im Oberengadin, wo dichte Wälder fehlen und die niedere Temperatur unserm Mutz nicht behagt, vermag er sich nicht zu halten; bei Ankunft und Abzug der Bergamasker Schafyerden dagegen stattet er uns dann und wann einen Besuch ab, um bald wieder zu verschwinden, indessen nicht ohne merkliche Spuren seiner Zerstörungssucht hinterlassen zu haben. So kam ein Bagabund dieser Art im Jahr 1824 auch an die Bernina zu einer Zeit, wo Bergamaskerschafe auf dem Heimwege das Engadin durchzogen. Der Sommer war auf der Neige, und der Herbst kündete sich durch einen leichten Schneefall an. Eben war der Vater ermattet von der Gemsjagd zurückgekehrt und reckte seine müden Glieder auf der Ofenbank, als zwei Bergamaskerhirten blaß und bestürzt in die Stube traten. Ein Bär, nicht weit vom Wirthshause, hatte sie erschreckt. Durch unser Zureden beruhigt, erzählten sie Näheres über den ungebetenen Gast und wußten auch genau die Richtung der Flucht anzugeben. Der folgende Tag wurde zur Bärenjagd bestimmt. Beim Grauen des Morgens war der Vater bereit. Unser Jagdknecht war Abends vorher ausgeblieben, allein konnte der Vater nicht wohl gehen, es blieb ihm nichts anderes übrig, als mich, — ich war damals dreizehn Jahr alt — mitzunehmen. Der kleine Melampus, unser treuer Hund, mußte auch mitziehen. So gingen wir von Pause fort und fanden, im Schnee abgedrückt, die deutlichsten Spuren des Bummlers, der seinen Weg, den Berninabach durchwatend, am rechtseitigen Abhang des Mortiraschthales nach den verdeten Halden von Muntpers eingeschlagen hatte. Die frische Schneeschicht leistete zum Aufsuchen unseres schwarzen Gesellen gute Dienste; ohne diese wäre jede Verfolgung unmöglich gewesen. Bald führten die Spuren durch spärlichen Wald, bald über Felsen und Klüfte hin, doch nirgends hatte der Bär sich gelagert. Wir erreichten die Höhe von Chapütschöl, und immer noch war kein Bär zu sehen; er mußte sein Nachtlager an entlegenerer Stelle aufgeschlagen haben. Unterdessen hatte der Himmel sich verfinstert; düstere Nebel hingen von den Bergen herunter und verkündeten neue Niederschläge. Bevor diese eintrafen, mußte der Bär aufgefunden sein, sollten die Mühen des Tages nicht erfolglos bleiben. Die mächtigen Tannenabtrücke führten uns an den Rand einer muldenartigen Vertiefung; hier hatte der Bär sich im Schnee herumgebalgt und nicht weit davon verloren sich die Spuren hinter einer kleinen Felswand, die unsern plumpen Kameraden bergen mußte. Mein Vater legte sich nun nieder, untersuchte unsre Waffen, ob alles in guter Ordnung sei und entwarf sodann in größter Gemüthsruhe und Kaltblütigkeit seinen Angriffsplan.

Es galt die Felswand zu erklimmen, die den Bären barg; dies war die einzig günstige Stelle, wo ihm beizukommen war. Langsam und geräuschlos, den Stutzen mit gespannten Hahn in der Hand, schlichen wir, den treuen Melampus zur Seite, derselben zu. Dort angekommen durchmusterte der Vater, den Kopf behutsam vorstreckend, die Tiefe und plötzlich gewahrte sein Adleraage das plumpe Ungeheuer, das mit gehobenem Kopf in die Höhe schaute. Sofort schlug er seine Büchse an, drückte los und ein heiseres Gebrüll der wilden Bestie widerhallte im Gebirge. Die Schneedecke röthete sich mit Blut; die Kugel hatte getroffen und dem Bären die Kinnlade zerschmettert. Auf des Vaters Geheiß schoß nun ich. Ich sage Ihnen, Herr, es war der erste Bär, den ich sah, ich bebte vor Kälte, Nässe und Aufregung, aber auch meine Kugel hatte getroffen und den Unterleib des Bären durchbohrt. Noch eine Weile tobte das verwundete Thier mit rasendem Gebeul herum, als wollte es alles um sich her vernichten, dann

ging es schwerfälligen Ganges einem großen Steinblocke zu, schnaubte da noch wild umher und verkroch sich unter demselben. Während der Vater in Gedanken versunken dastand und nachsann, wie er sich ferner zu benehmen habe, entluden sich die gewitterschweren Wolken und fuhren dichte Schneeflocken zur Erde. Neue Schwierigkeit, denn es war nicht leicht, unsere Waffen, nach damaliger Construction nur mit Steinschloß versehen, vor Nässe zu bewahren. Die größte Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht war nöthig, deshalb wurden, bevor wir einen neuen Angriff unternahmen, beide Stutzen im Schutze eines unterhöhlten Steines gereinigt, getrocknet und sodann geladen. Dann ging's ans Werk; das Schwerste war noch zu vollbringen.

Nachdem der Vater mir Knaben einen sichern Platz angewiesen hatte, näherte er sich mit seinem Melampus seitwärts der Höhle, in die der Bär sich geflüchtet hatte. Er blickte von einiger Entfernung aus in dieselbe hinein und konnte nichts entdecken. Verwegen rückte er bis auf einige Schritte vor, er sah wohl eine große Lache Blut, aber immer noch nicht den Bären. Er mußte auf andere Weise hervorgelockt werden. Der treue Melampus wurde gegen die Höhle gehetzt, um den Bären zu reizen. Ungern unterzog er sich diesem Geschäfte, denn die Ausdünstung des vor der Höhle geronnenen Blutes wollte ihm nicht behagen. Endlich ermannte sich der kleine Unerschrockene, rannte vor die Höhle, bellte wie besessen in dieselbe hinein und gab nicht nach, bis der Bär sich wüthend regte und ein entsetzliches Gebrüll ausstieß. Der Vater hatte sich seitwärts des Bleches auf zwanzig Schritt Entfernung mit schußfertigem Gewehr postirt und harrte ungeduldig auf das Erscheinen des Bären. Die unausgesetzten Neckereien des Melampus wirkten, er kroch endlich schnaubend und brüllend mit funkelnden Augen und blutendem Kopf hervor, um seinen Plagegeist zu züchtigen, doch behend und flink zog sich der Hund zurück. Seitwärts blickend gewahrte nun der Bär seinen wahren Gegner, stürzte pfeilschnell nach jener Richtung hin und bäumte sich mit emporgestreckten Tatzen auf einige Schritt Entfernung vom Vater auf, der unerschrocken seinen Fingerdrevit von der Stelle wich. Der Vater sah prächtig aus in diesem Augenblick, obschon ich vor Angst um ihn geschrien hätte, wäre mir nicht die Kehle wie zugeschnürt gewesen.

Die breite vorgestreckte Brust des Bären bot ihm ein erwünschtes Ziel. Mit sicherm Auge und fester Hand richtete er sein Rohr dorthin, drückte los und einen letzten Schmerzensschrei ausstoßend fiel der Bär rücklings zu Boden. Ich hatte in Angst und Spannung von meinem erhöhten Standpunkte aus dieser Scene zugeschaut. Der Schnee hatte meine Kleider durchnäßt, der schneidende Wind meine Glieder erstarrt, doch die Sorge um den Vater war größer als mein Leiden. Als ich aber das Ungethüm, von des Vaters Kugel durchbohrt, hinfallen und in den letzten Zuckungen mit dem Tode ringen sah, da schwoll meine Brust vor Freude und ich gab ihr durch einen lauten Jodelruf Raum. Mein Vater hatte noch nicht gewagt, sich seiner Beute zu nähern, weil er befürchtete, daß der Bär kurz nach dem Sturze noch irgend einer Kraftäußerung fähig sei; geduldig wartete er noch eine Weile, liebkoste seinen kühnen Melampus und erst, als nach Ablauf einiger Minuten der Bär kein Lebenszeichen mehr von sich gab, näherte er sich mit vorgestrecktem Gewehr demselben. So groß seine Körperkraft war, vermochte er dennoch nicht allein die Beute heimzuschaffen; darum wälzten wir das schwere Thier in seinen früheren Schlupfwinkel und dort wurde es bis auf den folgenden Tag verwahrt. Die abgeschnittenen Tatzen wurden bei unserer frühzeitigen Rückkehr Abends den erstaunten Hausgenossen auf einem Teller präsentirt; alles frohlockte vor Freude. Die Kunde von dieser kühnen Jagd drang bald in Nähe und Ferne, und am folgenden Morgen sah man beim schönsten Sonnenglanz eine Schar rüstiger Jünglinge vom Berninawirthshaus abgehen, um nach wenig Stunden den erlegten Bären im Triumph heimzutragen.

Anfangs der dreißiger Jahre verließ mein Vater, obwohl ungern, seine ihm liebgewordene Wirthschaft an der Bernina und zog wieder nach Pontresina, wo er bis an sein Lebensende verblieb.

„Aber wir müssen aufbrechen, Herr," unterbrach sich Colani der Sohn, „wenn wir heute noch weiter wollen. Es geht schon gegen Mittag und ich kann nicht garantiren, daß das Wetter sich hält." Mir lag jedoch mehr an der lebendigen Erzählung, als an der weitern Bergpartie, ich bat ihn daher fortzufahren und sich um das Weitere nicht zu bekümmern. Die Gemsenschar lagerte noch immer ruhig, wir zogen unser Frühstück hervor und die Erzählung nahm ihren Fortgang.

Ich war inzwischen älter geworden und mein Vater nahm mich immer häufiger auf seinen Jagden mit, fing auch an, mich als Jäger ein wenig zu respektiren. Viele Abenteuer und schwere Fahrten könnte ich Ihnen noch schildern, ich will mich aber darauf beschränken, Ihnen nur noch eine Jagd zu erzählen, welche sich deshalb mit allen ihren Einzelnheiten mir eingeprägt hat, weil es die letzte meines Vaters war. Sie erfolgte (in den letzten Tagen des Juli 1837) wenige Tage vor seiner schweren Erkrankung.

Zu dieser Zeit waren wir, wie die übrigen Landwirthe Pontresinas, mit Einsammeln des Heues — der einzigen Ernte, die der Mensch dem Boden in dieser hohen Lage abzugewinnen vermag — beschäftigt. Der Vater selbst war zur eigenen Führung der Sense niemals sehr geneigt, miethete sich dazu vielmehr einige Mäher mit Lohn und Kost. Unser Fleischvorrath reichte bei diesen hinzugekommenen Kostgängern nicht aus, eine Jagd auf Gemsen sollte ihm dazu verhelfen. In Begleitung von mir und einem andern jungen Jäger, den er besonders beglünstigte, sollte dieselbe im nahen, jetzt durch Touristen vielbegangenen Languarthale, voll von kräftig duftenden Alpenkräutern, schönen Triften und Felsenvorsprüngen, damals noch ein beliebtes Revier der Gemsen, unternommen werden. Verabredetermaßen gingen wir in früher Morgenstunde von Pontresina ab. Bei noch besternetem Himmel stiegen wir den waldigen Abhang hinan und dem Bergrücken zu, der das Thal Languard vom jenseitigen trennt. Dort angekommen wurde an geeigneter Stelle Halt gemacht und sobald das Tageslicht es erlaubte, mit dem Fernrohr die ganze Umgegend durchsucht. Am Hintergrund des Thales, wo von den Höhen der Albrisette ein großes Firnfeld sich in nördlicher Richtung nach der Tiefe zu erstreckt, befindet sich eine von Gratskämmen durchsetzte halbkreisförmige Felsenreihe, welche einen kleinen, tiefblauen Alpsee birgt. Nach ihr, von jeher einem Lieblingsaufenthalt der Gemsen, richtete mein Vater sein Fernrohr und meldete und bald, daß dort ein Rudel von dreiundzwanzig Stück sich grasend herumjage. Die Stelle, wo sie sind, fügte er hinzu, ist zur Beschleichung nicht günstig; es wäre verlorene Mühe, wenn wir schon jetzt sie zu erreichen versuchten; laßt uns die Stunde abwarten, wo sie sich lagern werden. In früher Morgenstunde, bei stürmischem Wetter oder wenn kalte Wiswinde daherfausen, ist das Lauern auf Gemsen kein angenehmes Geschäft; auch mir wollte das wenig behagen, zumal da die Frische der wehenden Morgenluft bei langem stillen Sitzen allzu empfindlich wurde; es mußte jedoch standhaft der Kälte getrotzt werden, bis die liebliche Morgensonne, welche schon längst die eisigen Kuppen der Bernina vergoldet hatte, sich gnädig unser erbarmte und ihre wohlthuende Wärme hernieder sandte. Noch immer hielten die Gemsen an gleicher Stelle ihre Morgenweide und zeigten keine Lust, weiter zu gehen. Dies gefiel dem Vater nicht und veranlaßte ihn zu der Bemerkung, daß wenn die Gemsen sich dort lagerten, wir ihnen nichts würden anhaben können. Ich werde, fügte er hinzu, mich hier niederlegen und ein Morgenschläfchen halten; Ihr aber müßt unausgesetzt beobachten, sind sie um halb elf Uhr noch immer an derselben Stelle, so könnt Ihr mich wecken. Kurz nach zehn Uhr hörte die durch ihre Vorsicht vor allen andern Gemsen sich auszeichnende „Borgeis" mit Aesen auf, ging auf einen vorspringenden Felsen, spähte nach allen Seiten hin und legte sich wirklich. Kurz darauf waren alle um sie herumgelagert. Der Vater wurde geweckt und ihm das ungünstige Ergebniß mitgetheilt. Wir wollen weiter gehen, sagte er; können wir keiner andern ansichtig werden, so müssen wir unverrichteter Sache umkehren. Ohne Verzug brachen wir auf, den Felsenzacken des Albris zu, durch steile Abhänge hinschreitend. An einer schwierigen Stelle angelangt, wo lose Geschiebsmassen bei der leichtesten Berührung sich in Bewegung setzten, hielt mein Vater plötzlich an und legte sich flach zu Boden, indem er und durch Zeichen auffordernte ein Gleiches zu thun; er hatte einen Gemsbock in geringer Entfernung von uns entdeckt. Zum Glück hatte derselbe uns nicht bemerkt, und so war es ein Leichtes, in zusammengekauerter Stellung mitten zwischen Steinmassen, deren Farbe mit der unserer grauen Jagdkleidung übereinstimmte, und seinen Blicken zu entziehen. Lange stand der Bock auf einer Felsplatte wie gebannt, dann legte er sich gelassen nieder. In dieser höchst unbequemen Lage mußten wir den Augenblick abwarten, wo die Gemse in einer günstigeren Stellung sichtbar werden würde. Die geringste Bewegung unserseits hätte ein Gleiten der lockern Steine verursachen

Digitized by Google

Colanis Bärenjagd.
Originalzeichnung von Robert Kretschmer.

können und das Geräusch rollender Gegenstände wäre genügend gewesen, sie flüchtig zu machen. Weder die Härte der Unterlage, welche durch ihre scharfen Kanten den Gesichtsmuskeln manche Grimasse entlockt haben mag, noch überhaupt das Unbehagliche der gezwungenen Stellung vermochten die gebotene Regungslosigkeit zu stören.

Wir hielten geduldig aus, bis erst in vorgerückter Nachmittagsstunde der Gemsbock seinen Posten verließ und uns dadurch einer längern Pein enthob. Nun aber ging's wie im Fluge über Klüfte und schwindlige Felsen hin, bis da wo mein Vater, der jeden Fleck hier genau kannte, den Bock zu finden hoffte. Er hatte sich schneller entfernt, als zu erwarten stand, wir konnten ihn nicht mehr erreichen. Es müssen noch andere Gemsen in der Nähe sein, sagte mein Vater; sonst wäre der Bock nicht so weit gegangen, folgt mir auf dem Fuße nach, bleibt nicht zurück, das Glück wird uns heute noch lächeln. Voll Zuversicht folgten wir schweißtriefend seinen Schritten, und in kurzer Zeit war der Felskopf erklommen, wohin er gelangen wollte. Vorsichtig schlich er bis an den äußersten Rand des Felsens, richtete sein scharfes Auge nach einer schaurigen, an eine kühne Felspyramide gelehnten Schlucht hin und entdeckte fünf Gemsen, die dort Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen gesucht hatten.

Durch Lächeln und Nicken gab er uns zu erkennen, daß er der Gemsen ansichtig sei. Behend schob er seinen Doppelläufer vor, schoß einmal, schoß zweimal und wieder bewies uns sein Lächeln, daß seine Kugeln nicht gefehlt hatten. Er winkte mir zu, ihm meinen Stutzen hinzureichen, ich aber verstand das Zeichen nicht. Unwillig darüber schlich er rasch auf mich zu, riß mir die Waffe aus der Hand, legte an, und abermals fiel eine Gemse.

Es sollte für ihn von über 2700 erlegten Gemsen die letzte sein, mit dieser sollte sein Jägerleben den Abschluß finden. Die zwei noch übrigen jungen Thiere, ihrer Mutter beraubt und durch die rasch auf einander folgenden Schüsse außer Fassung gebracht, irrten noch lange Zeit in schußgerechter Distanz hin und her und wollten sich

Digitized by Google

nicht entfernen. In jugendlichem Jagdeifer wollte ich auf sie schießen, doch mein Vater, als echter Jägersmann, wollte es nicht zugeben und jagte sie fort. Sie sollten groß werden und ihr übrleben.

Vor einer beinahe unzugänglichen Felswand — wohin ein verwundetes Thier sich mühsam verkrochen — wo manche jugendliche Kraft zurückgeschreckt wäre, holte der 63jährige Jägerkönig des bündnerischen Hochlandes seine letzte Gemse.

Von den drei erbeuteten Thieren wurde das eine heimgetragen und die beiden andern im Gletschereise verscharrt. Unser Vater ruhte schon im kühlen Grabe, als das letzte durch mich abgeholt wurde.

Dieser Gebirgssohn, der in Ausübung seines Berufs während 53 Jahren mit den Elementen kämpfte, der unverzagt mit ruhigem Blick allen Schrecknissen und Gefahren zu trotzen wußte, dem die Strapazen und Drangsale des Jägerlebens nichts anhaben konnten, hatte das bei uns Gemsjägern von Profession seltene Glück, unverletzt und unverkrüppelt auf seinem stillen häuslichen Lager zu sterben.

Der Mann, welcher am ersten Augustsonntag seines Todesjahres sich noch rüstig genug fühlte, mit der Knabenschaft seines Wohnortes einen Wettlauf aufzunehmen, sollte einer begangenen Unvorsichtigkeit zum Opfer fallen. Er starb an einer Lungenentzündung, die er sich dadurch zuzog, daß er an einer zugigen Stelle sich nach angestrengter Arbeit schweißtriefend auf eben eingesammeltes Heu hinlegte. Er erwachte mit Schmerzen und Beklemmung. Sofort ließ er sich zur Ader, in Ermangelung einer Lanzette mit seinem Jagdmesser, doch es floß kein Blut. Mühsam schleppte er sich nach Hause und legte sich, am nicht wieder aufzustehen. Mit größter Seelenruhe und in Geduld ergeben ging er seinem Ende entgegen, das er beinahe bis auf die Stunde vorausgesagt hatte. Kurz vor seinem Hinscheiden (den 14. August 1837) raffte er sich noch selbst, ließ sodann seine Angehörigen herbeirufen und nahm einen rührenden Abschied von uns.

Und nun sagen Sie, Herr, derjenige Mensch, auf dessen Gewissen dreißig Menschenleben lasten, könnte der eines so ruhigen Todes sterben?

Mein Vater hatte, wie jeder, der sich auf irgend eine Weise vor seinen Mitmenschen auszeichnet, viele Freunde, aber auch seine Feinde; letztere haben viele grundlose und ehrenrührige Gerüchte aufgebracht. Er selbst konnte dieselben nicht mehr entkräften, denn er ruhete schon längst im kühlen Grabe, als sie in die Oeffentlichkeit drangen, hätte es auch schwerlich gethan, denn es machte ihm Spaß, wenn ihm die Leute übernatürliche Kräfte zutrauten. Was sie ihm Verbrecherisches nachgesagt haben, ist erlogen. Die Gerichtsprotokolle können keinen einzigen Fall aufweisen, wo er eines Verbrechens angeklagt oder überführt worden wäre.

Der Erzähler schwieg, die Erinnerung an seinen Vater schien ihn gerührt zu haben. Vor mir lag das mächtige Gebirgstheater, auf dem sich das merkwürdige Jägerleben abgewickelt hatte und es war mir ein seltener Genuß, nach den Angaben des Sohnes mit dem Fernrohre die Reviere zu durchmustern, in denen der Vater allein Herrscher gewesen war. Jetzt hat das Gewühl der Touristen die Gemsen längst verscheucht, aber lange noch wird fortleben das Andenken des **Gemsenkönigs von Graubünden.**

Zur Fortsetzung unsrer Route war es zu spät geworden, wir kehrten nach Poutresina zurück, aber sie gereuten mich nicht, die Stunden, die ich auf jenem Felsbock im Hochgebirge den Erzählungen Colanis gelauscht hatte.

S.

Eine Fahrt mit shetländischen Stockfischfängern.

Von **G. Bengueret.**

Es war an einem schönen Augustmorgen. Vollständig als Fischer ausgerüstet, trat ich aus der kleinen Hütte, die ich seit mehreren Wochen auf der Insel Unst mit einer armen Fischerfamilie getheilt hatte. Vor mir breitete sich die schöne wilde Bucht von Harolds-wick aus, umkränzt von hohen, baumlosen Hügeln, an deren Fuß die kleinen Fischerhütten zerstreut liegen. Die Sonne sandte ihre warmen Strahlen auf die Gewässer der Bucht und auf das weite Meer. Große Scharen von See- und Landvögeln schwärmten futtersuchend oder spielend umher. Vor den Hüttenthüren und auf den Felsen des Ufers saßen Frauen und Mädchen, Wolle spinnend oder seine Shawls strickend, wie englische Damen sie so gern tragen und deren Verfertigung dem Inselvölkchen eine kleine Erwerbsquelle bietet. Die Männer waren mit der Zubereitung der Fische beschäftigt oder schickten sich zur Fahrt auf den „Haff“ (Fischfang auf hoher See) an. Einzelne Boote mit weißen, vom Winde geblähten Segeln, sah man schon in der Ferne die steigende Flut durchschneiden und dem hohen Meere zueilen.

Die wackern Fischer, mit denen ich hinauszufahren pflegte, hatten unser Boot ebenfalls gerüstet und bald stießen auch wir vom Lande und hatten in wenig Minuten das offene Meer erreicht.

Unser Boot war, wie alle zu dem Zweck gebrauchten, etwa 25 Fuß lang, scharf an beiden Spitzen zulaufend, etwas höher, aber kaum breiter, als ein gewöhnlicher Rheinnachen. Die Mannschaft, aus sechs Leuten bestehend, waren echte Muster shetländischer Fischer. Von kleiner, kräftiger Gestalt, mit sonn- und wettergebräunten Gesichtern, schienen sie dazu gemacht, jeder Entbehrung und Anstrengung Trotz zu bieten. Aus ihren festen Augen schauten furchtlose Herzen, gestählt im Kampf gegen die Stürme des Oceans und gegen Todesgefahren, aus denen ihre unerschütterliche Ruhe und Besonnenheit sie oft gerettet hatten. Mit Spannung und stiller Bewunderung hatte ich so manches Mal ihren Erzählungen gelauscht, wenn sie auf unsern Fahrten sich ihre Erlebnisse mittheilten.

Vor allem zog mich der alte schweigsame 65jährige Skipper (Steuermann) an. Zwei und vierzig Jahre lang war er schon ununterbrochen zum Fischfang hinausgefahren und war als der kühnste und erfahrenste Fischer der Insel bekannt. Selten hielt er es der Mühe werth, etwas zu sprechen, aber mit welchem Interesse hörte ich ihm zu, wenn er sich darauf einließ, ein Bruchstück aus seinem Leben zu erzählen! Besonders ergreifend war mir diesmal die Beschreibung eines Sturmes, der seinem Sohne und vierzehn andern Fischern das Leben gekostet hatte. Sein Sohn war in einem andern Boot nach derselben Stelle hinausgefahren, wo er selbst zu fischen beabsichtigte. Als der Sturm heranbrauste, wurden beide Boote von einander getrennt. Während er auf Tod und Leben gegen Wind und Wogen mit aller Kraft kämpfte, scheu plötzlich das Fahrzeug, in dem sich sein Sohn befunden, umgestürzt an ihm vorüber. Einen Augenblick schwanden ihm die Sinne, aber der Schrei seiner Begleiter brachte ihn wieder zu sich. Er wußte, daß von ihm ihre Rettung abhing, daß eine einzige dieser thurmhohen Wellen sie in den Abgrund schleudern mußte, wenn er ihr nicht mit geschickter Hand entgegensteuerte. Da vergaß er sich und seinen Schmerz; mit gewohnter Kraft und Besonnenheit regierte er das Steuer, mit klarer Stimme ertheilte er die Befehle und gerettet erreichten sie das Land. Es klang seltsam rührend, als der Alte in seiner einfachen Weise und mit stockender Stimme die traurige Begebenheit erzählte und sich dabei beständig der Ausdrucksweise der heiligen Schrift bediente, mit welcher er sehr vertraut war.

Nicht minder interessant war mir der alte David, der uns von den Erlebnissen seiner Jugend, wo er Walfischfänger gewesen, von Eisbergen und Schiffbrüchen erzählte. Der dritte theilte mir aus seinem Tagebuche mit, wie er als Matrose auf der englischen Flotte den russischen Krieg im stillen Ocean mitgemacht und an der Küste Kamtschatkas mehrere Forts hatte erobern helfen. Ebenso wußte jeder der andern etwas aus seinem Leben zu berichten, während das Boot, von günstigem Winde getrieben, rasch dahinglitt.

Schon ist die Insel Unst mit ihren hohen Felsenklippen unsern Blicken entschwunden und wir befinden uns auf unsrer kleinen Nußschale mitten auf dem unermeßlichen Ocean. Nicht einförmig und leblos ist das uns umgebende Schauspiel. Auf einer weiten Strecke um uns her schwimmen Millionen und aber Millionen jener eigenthümlichen, gallertartigen und schirmförmigen Thiere, unter dem Namen „Medusen“ bekannt, die dem Wasser eine graue Färbung geben, welche scharf mit den dunkelgrünen Meereswellen contrastirt. Etwas weiter verräth ein dichter Schwarm von Vögeln die Nähe einer Bank Häringe, über die sie sich hermachen. Hier fliegt ein schwerfälliger „Baßtölpel“ daher; er läßt sich plötzlich senkrecht herunter und erhascht schnell einen auf der Oberfläche erscheinenden Fisch. Dort schwimmen ein Paar nordische Taucher, die durch unsere Annäherung erschreckt rasch untertauchen, um in weiter Entfernung wieder zu

Digitized by Google

erscheinen. Einige Meerschweine tummeln sich in den Furchen, die unser Kiel im Wasser schneidet und von weitem sieht man dann und wann den großen Rücken eines Walfisches (Finnfisch) auftauchen.

Der Tag war rasch dahingeflogen. Die Sonne fing an sich zu neigen und wir mochten wohl acht bis zehn Stunden ununterbrochen gesegelt sein, als wir den Ort unsrer Bestimmung erreichten, und es galt, sich an die Arbeit zu machen. Zuvor wird noch ein Stück Haferbrot mit einem Trunk Wasser oder saure Milch genossen, dann beginnt das Fischen.

Da die Fischer oft keinen Köder für ihre Angeln mitnehmen, so ist ihre erste Sorge, sich solchen zu verschaffen. Zu diesem Zweck bedienen sie sich einzelner Angeln, an welche Blechfückchen nebst rother und weißer Wolle befestigt werden, dieselben läßt man bis auf den Grund des Meeres hinunter und zieht sie rasch wieder herauf. Es ist selten, daß sich nicht ein gefräßiger Kabliau durch die Bewegung dieser schillernden Gegenstände anziehen läßt und als Beute mit heraufkommt. Diese so gefangenen Fische werden sogleich in faustdicke Stücke geschnitten, um so ihren Mitbrüdern als Köder zu dienen. Nun geht es an das Fischen. Da sich der Kabliau auf der Tiefe des Meeres aufhält, so kann von einer Netzfischerei nicht die Rede sein und daher werden überall Angeln angewandt. Diese sind ungefähr 4 Zoll lang und werden mit Oberschnüren, etwa 6 — 8 Fuß von einander an eine lange Leine gebunden, die bis auf den Meeresgrund hinabgesenkt wird. Dies geschieht jedoch nur langsam, da die Angeln während des Senkens eine nach der andern mit Ködern versehen und das Boot mit langsamen gleichmäßigen Ruderschlägen fortbewegt wird. Da unsere Leine, wie gewöhnlich bei den Shetlandern, 1200 Angeln zählte, waren wenigstens drei Stunden erforderlich, um sie hinunterzulassen. Darnach wartete man zwei Stunden, bevor angefangen wurde, sie wieder heraufzuziehen. Es sei mir vergönnt, inzwischen einige Worte über den Kabliau zu sagen. Die ungeheure Masse von Fischen, die wir je nach der Zubereitung, Kabliau, Stockfisch, Klippfisch, Laberdan u. s. w. nennen, gehören alle einer Familie, derjenigen der Gadoidei (Schellfische) an. Aus dieser Familie kommen nur 4 — 5 Species als Stock- oder Klippfisch getrocknet im Handel vor und zwar nicht untereinander vermischt, sondern streng gesondert, je nach dem Lande, für welches sie bestimmt sind, so daß der nach Spanien, Italien *) und Irland ausgeführte Stockfisch andern Arten angehört, als der, den wir gewöhnlich in Deutschland haben. Letzterer, der uns so wohlbekannte Kabliau, ist wohl der wichtigste unter allen. Man findet ihn in ungeheurer Anzahl im ganzen nördlichen Ocean von Norwegen bis Neufundland, und so groß ist die Fruchtbarkeit dieses Fisches, daß man zu hunderttausenden, ja zu Millionen die Eier zählt, welche ein einziges Weibchen zur Laichzeit enthält. In kleinerer Anzahl findet man in denselben Gewässern den langgestreckten Ling- oder Längfisch und den kleinen Torsk, beide sehr wohlschmeckend und seiner als der Kabliau. Für den Shetländer am wichtigsten ist der geringere Kohlfisch, der ebenso fruchtbar wie der Kabliau, die Inseln in unglaublicher Menge umschwärmt. Er bildet ihre Hauptnahrung und schützt sie, besonders bei strenganhaltendem Winter, wo jede Verbindung mit dem Festlande unmöglich ist, vor Hungersnoth. Seine junge Brut, unter dem Namen von Sillacks und Pillacks bekannt, ist so zahlreich in den Buchten der Inseln vorhanden, daß man sie vor einigen Jahren aus dem Innern eines halbgesunkenen Schiffes, bei Baltasound, wochenlang mit Körben herausfischte, ohne daß ihre Zahl vermindert zu sein schien.

Nach Verlauf von zwei Stunden begann der anfregende Theil unserer Arbeit. Die Boje wird ins Boot genommen und die Leine langsam und mühsam aus einer Tiefe von 12 — 1500 Fuß vom Grunde des Meeres gezogen. Mit Spannung sehen wir der ersten Angel entgegen und mit einem Freudenruf wird der erste Fisch in Empfang genommen; es ist ein prächtiger Ling, ihm folgen zwei Kabliaus und einige Kohlfische; alles verspricht einen glücklichen Fang. Aber ach, unsere Hoffnung wird bald zu Schanden! Eine Angel nach der andern kommt zum Vorschein ohne Beute für die Fischer. An der einen hängt ein prachtvoller Seestern, an der andern eine große Krabbe, an der dritten eine kleine Scholle oder ein Seehündchen, ein Fisch, welcher zum Geschlecht der Hai gehörig, eine wahre Plage der Fischer ist, die gegen ihn denselben Haß, als gegen seine größern Brüder zu hegen scheinen. Manchmal kommen seltenere, für mich interessantere Erscheinungen zu Tage; so z. B. einmal eine Riesenscholle (Heiligbutt) von weit über hundert Pfund, oder auch häufig der sonderbare Seeteufel, diesen kolossaler Kopf den größten Theil des Fisches ausmacht. Er ist wohl einer der gefräßigsten Meeresbewohner, die existiren, und besonders interessant durch die langen fadenförmigen, mit fleischigen Anhängseln versehenen Knochen, die er auf dem Kopfe trägt und willkürlich aufrichten oder niederlegen kann; ebenso durch die handförmig ausgebreiteten und an einer Art Arm befestigten Brustflossen. Seine Lebensweise ist nicht minder merkwürdig als seine innere und äußere Structur; der Meerteufel oder Angler lebt besonders auf schlammigem Meeresgrund, wo er langsam mittelst seiner Häutchen hin und her kriecht, so daß er gewöhnlich von trübem Wasser umgeben ist, welches ihn den andern Fischen verbirgt. Während er sich so fortbewegt, richtet er seine Kopfstärken in die Höhe und lockt mit den Fleischanhängseln die kleinen Fische an sich, die er dann mit großer Geschicklichkeit erhascht.

Während die Leine heraufgezogen und wieder hinuntergesenkt wird, ist die stille Nacht halb verflossen. Schon zeigen sich im fernen Osten die bleichen Spuren des anbrechenden Tages. Da nimmt der alte Fischer seine Mühe ab und stimmt mit zitternder Stimme einen Psalm an, die andern Fischer folgen seinem Beispiel und stimmen ein. Nach Beendigung des Gesanges spricht der Alte ein kurzes Gebet, in welchem er Gott dankt und um seinen Beistand fleht. Mehr als der glänzendste Gottesdienst in den prachtvollen Cathedralen Englands, ergriffen mich die einfachen Worte des armen Fischers, hier auf dem kleinen Kahne, umrauscht von den Wellen des Meeres, weit ab von jeder menschlichen Wohnung.

Ganz vereinsamt jedoch waren wir nicht; überall umgaben uns Scharen von Vögeln, die uns selbst während der Nacht nicht verließen. Unter ihnen zeigen mich besonders die kleinen schwalbenähnlichen Sturmvögel an, die in großer Anzahl unser Boot umschwärmten.

Diese Thierchen sind die Lieblinge aller Fischer und mit Recht, denn etwas Anmuthigeres kann man sich nicht vorstellen, als ihre kühnen Bewegungen, wenn sie bald laufend, bald fliegend, bald schwimmend auf der Oberfläche der Wogen, den kleinen Seethierchen nachjagen, oder die kleinen ihnen von den Fischern zugeworfenen Fischstückchen im Flug erhaschen.

Mit Tagesanbruch wird die Leine zum zweitenmal heraufgezogen; wir sind eben in voller Arbeit begriffen, als ein Ausruf des Erstaunens von Seiten des alten Skippers uns unterbricht. Er deutet in einiger Entfernung auf eine schwarze Masse, die sich uns mit den seltsamsten Geberden nähert. Es ist der große Rücken eines Walfisches, der bald aus dem Wasser emporschnellend, bald wieder untertauchend, unaufhörlich das Wasser wie rasend peitscht. Eben scheint er auf uns zukommen zu wollen und wir haben bereits die Ruder zur Flucht ergriffen, als er etwa sechzig bis achtzig Fuß an uns vorüberschießt, indem er uns seine blutigen Seiten zeigt; diese erklären uns seine seltsamen Bewegungen. Sein Körper hing voll von Seehündchen, die sich durch seine Speckschicht durchgefressen hatten und jetzt zu den empfindlichsten Muskeln gelangt waren. Der Anblick des armen gequälten Thieres war schaudererregend und seine heftigen Geberden zeugten von seinem furchtbaren Schmerz. Wir waren froh, als er unsern Augen entschwunden war und wir keinen Zusammenstoß mit ihm mehr zu fürchten hatten.

Schon neigt sich der zweite Tag seinem Ende und mit ihm überzieht sich der Himmel; ein feuchter Nebel umgibt uns und zu tausenden umfliegen uns die kleinen Sturmvögel; sorgsam schweift der Blick des alten Skippers nach allen Gegenden umher, ob er etwa Zeichen eines herannahenden Sturmes entdecken kann. Lange geht alles gut und wir fischen weiter, als er auf einmal Befehl gibt, die Leine rasch heraufzuziehen. Ohne weiteres beginnt man das Werk. Am nördlichen Horizont theilt sich nach und nach der Nebel und der Himmel nimmt eine grünlichgelbliche Färbung an, die dem Alten sehr zu mißfallen scheint. Mehrmals treibt er zu rascherer Arbeit an. Beinah ist die ganze Leine ins Boot gezogen, als er, immer unruhiger werdend, befiehlt, dieselbe im Stich zu lassen und so rasch als möglich heimzufahren. Sofort wird die Leine abgeschnitten und in wenigen

*) Wenn die norwegischen Stockfischcapitäne nach Benedig kommen, blonde, blauäugige vierschrötige Nordlandsöhne, die wochenlang in und unter ihrer duftenden Ladung zugebracht haben, so verbreiten sie einen Geruch, der fürchterlich ist. Die Venetianer sehen so freundlich und nett aus, daß es einem ordentlich leid thun kann, sie fliehen zu müssen. Aber es ist unerträglich; Läden, in welche sie kommen, riechen tagelang nach dem Stockfisch; kommt ja die übrige Mannschaft an Land, so ist sie im Stande, den ganzen Markt so total zu parfümiren.

A. d. R.

Digitized by Google

Minuten segeln wir nach der Richtung von Unst hin. Umsonst war die Unruhe des Schippers nicht gewesen.

Mit der Dämmerung war der Himmel klar und immer klarer geworden; vor uns stieht der Nebel, der vom stärkerwerdenden Winde verscheucht, sich nur noch wie eine schwarze Wand am Horizonte aufzuthürmen scheint. Nach und nach fängt das Meer an unruhig zu werden. Stärker und stärker wird der Wind, zahlreicher und größer die mit schneeweißem Schaum bedeckten Wellen, so daß die ganze See bald den Anblick einer einzigen großen weißen Fläche darbietet.

Die Fischer sind still und beobachten das Meer; mit einem kleinen Beile in der Hand steht einer von ihnen bereit da, die Stricke des Segels abzuhauen, falls ein plötzlicher Windstoß uns Gefahr brächte. Doch diese Vorsichtsmaßregel scheint unnütz, denn mehr als eine Stunde segeln wir rasch dahin, ohne daß der uns günstige Wind zu starr für unser Segel geworden wäre. Mit zunehmender Dunkelheit jedoch verschlimmert sich das Wetter. Große Wellen stürzen sich auf das Boot und gleichzeitig mit dem heranbrausenden Wind trübt sich der Himmel. Meisterhaft wird das Boot geführt, keine Welle findet uns unvorbereitet, obgleich sie oft das hin- und hergepeitschte Boot mit Wasser füllen, welches wir in einem fort auszuschöpfen bemüht sind. Unruhig sucht der Steuermann die hohen Hügel von Unst am Horizont zu erkennen; oft und vergebens schweifen seine Blicke nach der Richtung hin, wo das Land liegen mußte, als endlich wie ein Stern am Himmel, gerade zwei bis drei englische Meilen von uns, das Licht des Leuchtthurms von Skaw an der Nordspitze von Unst erschien. Eine Last schien dem alten Schipper abgenommen, als er es erblickte; doch sobald sollten wir das Land nicht erreichen. Durch Wind und Wogen getrieben, gelangten wir in kurzer Zeit an den Eingang der Bucht von Haroldswick. Rechts und links von uns erheben sich die hohen Felsenufer, an deren Fuß hunderte von größeren und kleineren Felsblöcken zerstreut liegen, die durch die Stürme von der Insel losgetrennt, theilweise unter dem Wasser versteckt, gefährliche Riffe bilden, theilweise hoch über die Wellen emporragen. Hier schien der Wind seine Kraft zu verdoppeln.

Die See war ganz verändert. Es waren nicht mehr die langen hohen Wogen des offenen Meeres. Die sich zurückziehende Flut, mit dem entgegengesetzten Winde kämpfend, verursachte Wellen, welche man nichts anderm besser vergleichen konnte, als einem Kochen des Meers. Sie erhoben sich und stürzten auf derselben Stelle wieder zusammen, nichts zurücklassend, als eine unabsehbare Fläche von Schaum, inmitten welcher unser Boot umsonst unter den Schutz der Insel zu gelangen suchte. Bald hoch in die Höhe gehoben, bald tief hinunterstürzend, befanden wir uns in der allerbedenklichsten Lage; wohl sechsmal hatten wir vergebens versucht, in die Bucht hineinzulaufen, als der Wind sich plötzlich mit Tagesanbruch etwas drehte und unser Boot gegen das rechte Ufer trieb. Mit dem Sturm zu kämpfen war nicht möglich, in wenigen Augenblicken schoß unser Boot gegen einen der größten Felsen des Ufers. Ein Schlag, eine Erschütterung und wir fühlen, wie das leckgewordene Boot unter unsern Füßen sinkt. In diesem Augenblick der höchsten Gefahr richtete ich unwillkürlich meine Blicke auf den alten Schipper. Er saß am Steuer ebenso ruhig als sonst, die heranbrausende Woge beobachtend. Bald ist sie da. Ein kräftiger Ruck des Steuers und die Woge treibt uns in den engen Canal, zwischen dem Ufer, der Insel und dem Felsen, auf welchen das Boot gestoßen war. Hier hatten wir einen Augenblick Ruhe und die einzige Gelegenheit, uns vor dem Tode zu retten. Bevor die nächste Welle herankam, waren wir aus dem Boot gesprungen und kletterten den Felsen hinan. Das Ganze hatte kaum einige Augenblicke gedauert, aber nicht eine Minute länger hätten wir Zeit gehabt, denn kaum hatte der letzte Mann die Zacken des Felsens umfaßt, als schon das Boot unter ihm in die Tiefe sank.

Nun waren wir da, naß, steif vor Kälte, ohne Schutz gegen das Unwetter, welches um uns her tobte und uns mit dem Schaum des Meers bedeckte. Mit dem Bewußtsein der überstandenen Gefahr und mit dem Gefühl der Sicherheit, befiel uns, mich besonders, eine vollständige Erschlaffung, so daß ich eine Zeit lang unfähig war, irgend eine Bewegung zu machen. Endlich als wir uns etwas erholt hatten, suchten wir mit Mühe auf der geschütztesten Seite ein Plätzchen am Abhang des Felsens, wo wir zusammenkauernd das Ende des Sturmes abwarteten. Sehr lange sahen wir so, in einer wenig beneidenswerthen Lage. Vor allem plagte mich ein unsäglicher Durst. Mein Bart war voll kleiner Salztropfkalle, meine Lippen trocken wie Pergament, mein Mund ganz salzig; alles hätte ich nun einen Trunk Wasser gegeben! Ein fieberhaftes Gefühl durchlief mich, bald warm bald kalt und meine erregte Phantasie ließ mich von allerlei schönen erfrischenden Getränken träumen. Erst nach Verlauf von sechs bis acht langen Stunden, drehte sich der Wind und legte sich nach und nach ganz, so daß einige Stunden später einer der Fischer es versuchen konnte, den engen Canal zu kreuzen. Er wählte eine Stelle, wo andere Felsen eine, wenn auch gefährliche Verbindung mit der Küste herstellten. Er schwang sich von einem Felsen zum andern, kletterte den einen, watete vorsichtig über den andern und erreichte endlich das Ufer der Insel.

Man kann sich denken, mit welcher Spannung wir ihm nachsahen, bis wir ihn auf der entgegengesetzten Höhe erblickten.

Einige Stunden später befreite uns ein Boot, mit acht Schiffern bemannt, aus unserer kläglichen Lage.

Nur mit ihrer Hilfe war ich im Stande, den Felsen herunterzuklettern und in das Boot zu gelangen. Bald hatten wir Haroldswick erreicht, wo ich mich unter der sorgsamen Pflege der Fischerleute rasch erholte.

Diese Fahrt war meine letzte. Zwei Tage später schiffte ich mich wieder nach meiner Heimat ein. Als ich dem alten Schipper zum Abschied die Hand drückte, sagte er mir mit bewegter Stimme: „Good bye, Sir, you may thank God, you had a narrow escape.“ (Leben Sie wohl, Herr, und danken Sie Gott, denn Sie sind mit genauer Noth davon gekommen.)

Erinnerungen eines Feldpredigers im französischen Lager vor Sewastopol.

Von Max Reichard.

III. Ein Pfarrhaus im Feldlager.

Sewastopol war gefallen, der Hauptzweck des Krieges erreicht; durch die ganze Armee ging ein tiefes Sehnen nach Frieden und Rückkehr in die Heimat. Aber Rußlands Kraft war noch nicht gebrochen. Eine seiner schönen Flotten war versenkt und sein Kriegshafen im schwarzen Meere zerstört, aber das ungeheure Reich war nur an einem Fleck verwundet und rüstete sich mit riesiger Kraft, die Scharte auszuwetzen durch einen neuen Kriegszug im Frühjahr. Und auf diesen Kampf, der ein furchtbarer werden sollte, galt es nun, sich vorbereiten!

Das französische Heer erwartete täglich den Befehl zum Aufbruch: im Sturmschritt nach Simferopol, durch die ganze Krim bis vor Odessa zu ziehen, das waren die Projekte, die bei Kranken und Gesunden geschmiedet wurden.

Mehrere Male wurden auch Kolonnenmärsche nach den südlichen Theilen der Halbinsel gemacht. Einzelne unter unsern Freunden, die dabei waren, wußten nicht genug von der wahrhaft italienischen Schönheit des Landes zu rühmen, das sie durchstreift hatten: herrliche Landhäuser russischer Großen, mit prächtigen Gärten am Meeresstrand gelegen, tiefe Wälder, romantische Thäler mit alten genuesischen Schlössern, das alles lag wenige Meilen nur von uns entfernt: wie weckten solche Erzählungen den Wunsch, diesen blutgetränkten Boden der ehrfurchtgebietenden Hochebene zu verlassen und der dürren, abgebrannten Städte des großen Elends auf immer Lebewohl zu sagen.

Allein Wochen um Wochen vergingen, und nichts veränderte sich in unserer Lage; Zeit hatten wir zwar wenig übrig, um über dieselbe nachzudenken, denn mehr als je waren unsere Stunden bei Tag und Nacht angefüllt mit den Pflichten unsers Berufs. Kehrten wir Abends von den vielen Krankenbesuchen zurück, so schrieben wir Briefe an Eltern und Verwandte der armen Soldaten, denen wir oft im Sterben noch versprechen mußten, ihre Hinterbliebenen zu trösten. Wie schmerzlich tönte dabei das bittere Weh, das ein solcher Brief mit sich brachte, im Herzen der Seelsorger nach, besonders wenn es galt, einer Wittwe den Tod ihres einzigen Sohnes, der Stütze ihres Alters, zu melden. Und doch war es ein Trost, zu

wissen, daß die Beraubten aus liebreicher Hand die Botschaft empfingen, die sonst nur ein Sterbeschein an den Bürgermeister ihres Heimatortes verkündigt hätte.

Meine beiden Amtsbrüder, Röhrig und Meyneidu, die mich so freundlich in meine Thätigkeit eingeführt hatten, mit denen ich die bewegten Tage des Sturmes zugebracht, sollten in dieser Zeit nach Frankreich zurückkehren, und bald ward's mir gewiß, daß ich mich anschicken müsse, mit der Armee den Winter in der Krim zuzubringen, eine Aussicht, die bei der Erinnerung an die Beschreibung vom vorigen Jahre her das Herz wohl konnte erbeben machen.

Der Schmerz über den Verlust meiner zwei lieben ältern Gefährten wurde durch die Ankunft des neuen Collegen gemildert, der mir von Constantinopel aus zugesandt wurde, und an dem ich einen eben so treuen Genossen fand, der die Last des schweren Amtes mit mir theilte wie ein Bruder.

Theurer Henry Babut! Heute noch kehren meine Gedanken mit unveränderter Liebe in das ärmliche Pfarrhäuschen zurück, das wir uns mit einander so wohnlich gemacht haben, im Angesicht der Ruinen Sewastopols. Zu jeder Stunde sehe ich vor mir deine leuchtenden Augen, deinen fröhlichen Mund, der stets bereit war, mit einem gemüthlichen Scherzwort die tausenderlei Mühsalen des täglichen Lebens niederzuschlagen. Und wenn ich weiter denke, sehe ich Dein treues Gesicht über mich gebeugt, und mit der zärtlichen Sorgfalt einer Mutter heben mich deine starken Arme, schwach und krank wie ich war, aufs Bett, dort auf den Wellen des schwarzen Meeres, mit einem trostreichen au revoir! verschwindet Deine Gestalt vor meinen Augen: und wenn es wieder Ostern wird, sehe ich im Licht der Morgensonne Dein Grab graben auf dem einsamen Friedhofe und ich gedenke daran, daß uns unser Wiedersehn in die Ferne gerückt ward, über jene Sterne, die so helle leuchtend Wache halten über Deiner fernen Ruhestätte, mein Bruder!

Die drei Monate des ungewohnten Lagerlebens mit ihren vielfachen Anstrengungen hatten meiner Gesundheit beträchtlichen Eintrag gethan, so daß ich, um mich völlig zu erholen, während drei Wochen meine Krankenbesuche einstellen mußte. Dagegen konnte ich diese Zeit dazu benutzen, um den Bau einer Winterwohnung zu betreiben, deren Nothwendigkeit die kalten Nächte dringend offenbarten.

Mehr denn einmal erwachte ich im Zelte auf einem vom Thau durchnäßten Lager und sah alles um mich her mit großen Tropfen behangen. Den Tag hindurch war es ganz herrliches Wetter und ich habe in meinem Leben keinen so schönen Herbst gesehen, als den, welchen ich in der Krim zubrachte. Auch war der Gesundheitszustand im Lager sehr gut, so daß mein Amtsbruder für den Dienst allein ausreichte und ich die Tage meiner Convalescenz der Fürsorge für den Winter widmen konnte. Mit zauberhafter Schnelligkeit erhoben sich aus der Erde die Mauern unsers Winterhauses; es bot ein Zimmer zur Wohnung für die Feldprediger, eine kleine Küche und einen Stall, in welchem unsere Bedienten bei den treuen Pferden schlafen sollten. Ich war Architekt, und meine vier Ordonnanzen bauten tüchtig darauf los. In wenig Tagen war das Häuschen unter Dach, das heißt mit einigen Brettern und einem großen Zelttuch nothdürftig gedeckt. Meine Leute wußten sich irgendwie den nöthigen Kalk zu verschaffen, und bald glänzten die weißen Mauern weit hinaus im herrlichen Octobersonnenschein; die Fensterscheiben blinkten, und wer vorüberging, bewunderte das „presbytère protestant", als eine Zierde des Hauptquartiers, welche in höchster Ordnung zu erhalten der Stolz unserer Bedienten war. Um den Werth, den es für uns hatte, zu begreifen, muß man eine Zeit der Entbehrung unterm Zelte zugebracht haben, wie wir in der Krim: ich habe seitdem oft an unser selbsterbautes Pfarrhaus gedacht, wenn ich meine Schüler die Erklärung der vierten Bitte im Vaterunser aufsagen hörte. Ja wohl gehören „Haus und Hof" billig zum täglichen Brot! Wie oft hat der Sturm des Nachts die Zeltdecke über unserm Haupte weggenommen, so daß wir den Sternenhimmel als einzige Decke über uns erblickten, oder öfter noch die Regenwolken, die uns mit einer ganz unerwünschten Wasserkur bedienten; dessen gar nicht zu gedenken, daß der frische Seewind beinahe jeden Abend unsre schriftlichen Arbeiten störte, indem er, unhöflich genug, unser Licht ausblies, Hefte, Briefe und Papier durcheinander wehte, die Dinte umschüttete und dergleichen Unfug mehr verübte, so daß schließlich unser Tisch einer Mineraliensammlung glich, da wir jedes Blättchen beschweren mußten. Auch schien durch das Zelttuch kein Strahl der Himmelslichter, und selbst bei kalter Witterung war die Luft unter demselben immer feucht und dumpfig. Dagegen glänzten durch unser Fenster die erquickenden Strahlen der Sonne und des Mondes, und Abends, wenn die Kerze ihren traulichen Schein über unsern Arbeitstisch warf, konnten wir uns ohne Mühe in irgend ein heschdehens Pfarrhaus des lieben Vaterlandes träumen.

Beim Tageslicht betrachtet, erkannte man freilich, daß ungeübte Hände hier gearbeitet hatten: der Rahmen des Fensters war nur mit dem Messer geschnitzt, und statt des Hobels hatte mein Federmesser nachhelfen müssen. Fenster und Thüren waren nicht sehr wetterfest, doch konnte man sie schließen, was uns den größten Genuß verschaffte, denn im Zelte hört man jeden Laut in der Nachbarschaft. Es kann keine Ratte vorüberlaufen, kein Pferd wiehern, kein Soldat seine rohen Flüche ausstoßen, ohne daß man es störend vernimmt: und wie unangenehm ist es erst, wenn ein betrunkener Bursche ins Zelt hineinfällt, oder ein verirrter Cavalier zur Nachtzeit sich in das Tuch verwickelt! Um dieser häufigen Unterbrechungen willen hatten wir auch bis jetzt keinen geordneten Hausgottesdienst einführen können; am Abende aber nach unserm Einzug ins Häuschen versammelten wir unsre hier Bedienten, und von da an wurde jeder Tag mit einer gemeinsamen Andacht eröffnet und beschlossen. Obgleich drei von den Burschen katholisch waren, verhielten sie sich dabei stets sehr andächtig und gewiß ist ihnen manches gute Wort davon im Gedächtniß geblieben. Jeder Soldat schätzte es als ein großes Glück, zur Bedienung eines Feldpredigers beordert und dadurch von dem schweren Laufgrabendienst befreit zu werden. Hatte der eine oder der andere etwas versehen, so durften wir ihm nur mit den „tranchées" (Laufgräben) drohen, um augenblicklich die völligste Unterwerfung hervorzubringen. Unter ihnen war ein Protestant uns besonders mit großer Liebe zugethan, er war ein frommer friedliebender Mensch, der, durch die Conscription gezwungen, Soldat geworden war, trotz seinem unüberwindlichen Entsetzen vor dem Gedanken, Menschenblut vergießen zu müssen. Er war allerdings nicht aus dem Zeug, aus dem man die Kriegshelden macht; ebendeshalb ergriff er auch den Dienst bei den evangelischen aumôniers (Feldpredigern) mit der größten Dankbarkeit; dieser wurde ihm, wunderbar genug, am selben Tage angetragen, wo seine Compagnie zum ersten Male in die Laufgräben ziehen sollte. Seine drei Kameraden, echte Kinder Südfrankreichs hatten sich von Jugend auf wenig mit Gelehrsamkeit befaßt; schreiben und lesen konnte keiner, doch gaben sie sich die größte Mühe, uns zu befriedigen.

Nur unser Koch erlag bisweilen der Versuchung, wenn er seine langen Tage so gar unbewacht zubrachte. Aber wenn er händeringend um Verzeihung bat, um „seines armen Weibes willen und des Kleinen zu Haus", und in seinem Gascogner-Accent die heiligsten Gelöbnisse ablegte, sich niemals wieder am Eigenthum seiner Herren zu vergreifen, wer hätte ihn da in die grausamen Laufgräben liefern mögen? Fluchen und Trinken waren völlig verboten, und darüber hatten wir auch nicht zu klagen, so daß wir die Burschen sämmtlich bis zum Schlusse des Feldzugs behielten.

Diese kleine Hausgemeinde war eben bei der Abendandacht versammelt, als es zu regnen begann, nachdem mehrere Wochen lang, bis in die erste Hälfte des November hinein, das schönste Wetter angedauert hatte. Um so mehr wünschten wir uns Glück zu dem Schutze unsers Daches, und unser Gascogner, der Maurer, that besonders groß mit seinem Werk; keiner von uns hatte die geringste Ahnung, daß unser Haus irgend etwas zu wünschen übrig lassen könne. Im Laufe des Abends fiel mir ein leises Geräusch auf, wie sanftes Klopfen; als es immer rascher und deutlicher wurde, machte ich Babut darauf aufmerksam.

„Das ist Wasser!" rief er aus, nachdem er einen dunklen Fleck an der Decke erspäht hatte, von der die großen Tropfen zu Boden fielen. Bald wurden wir mit Schrecken gewahr, daß unser Brettdach allenthalben Ströme durchließ, die Betten, Tische, Stühle und Fußboden übergossen. An den Wänden gestaltete sich das eindringende Wasser zu Kanälen, die in verschiedenen Zweigen auf all unser unser Besitzthum rieselten. Wir rückten unsere Betten von der nassen Wand weg und schützten sie so gut es anging mit unsern Mänteln; über unsern Schreibtisch spannten wir einen großen Regenschirm und arbeiteten darunter ruhig weiter; über unser Kopfkissen mußten wir einen ähnlichen Schutz ausbreiten, um ungestört schlafen zu können. Der nächste Morgen beleuchtete eine höchst komische Scene: unsre Betten

Digitized by Google

standen in einem See, der so tief war, daß man uns Bretter zum Aufstehn bringen mußte. In der buntesten Unordnung lag alles durcheinander unter den improvisirten Schutzdecken, und beim Anziehen fanden wir triefende Kleidungsstücke. Unsre guten Burschen standen jammernd auf Bretterinseln in dieser Verwüstung und betrauerten den Zustand unserer schönen weißen Wände, die großen Landkarten gleichen, auf denen Flüsse, Seen und Meere mit gelber Farbe gemalt waren. Sie beeilten sich, mit Wachsleinen die Löcher des Daches zu bedecken, so daß sich nach und nach die Ueberschwemmung legte; ein gutes Feuer trocknete uns und unser Besitzthum, und wir lachten herzlich über dies Abenteuer.

Wie es aber draußen aussah, ist schwer zu beschreiben; bis jetzt hatten wir immer gemeint, gute Straßen zu besitzen, doch wenige Regentage zerstörten diesen Wahn.

Unser Weg zu den Lazarethen sah aus wie ein frischgepflügtes Ackerfeld, das tüchtig durchweicht ist. Die kräftigen Pferde trugen uns ziemlich leicht durch den Schlamm; wenn wir aber absteigen, waren Roß und Reiter bis an den Hals mit Koth bedeckt. Dabei war es ein besondres Vergnügen für die muthwilligen Thiere, sich in Abwesenheit ihrer Herren auf dem Boden zu wälzen, so daß an ihnen kein trockener Fleck übrig blieb zum Aufsitzen. Um die Lazarethe her war es bodenlos; unzählige Male blieben wir bis an die Kniee im weichem Lehm stecken und mußten mit beiden Händen ein Bein nach dem andern herausziehen, wobei an jedem der großen Reiterstiefel einige Pfund der Mutter Erde hängen blieben.

Nach wenig Tagen wurde aber der Regen zu Schnee und darauf folgten tüchtige Nachtfröste, die den Boden wieder trockneten. Den ersten guten Tag benutzten wir zu einem Ritt nach Balaklava, um unsern Haushalt mit den unentbehrlichsten Winterverräthen zu versehen. Balaklava war ein geringes Dorf gewesen, das erst durch den Krieg die Bedeutung eines Seehafens erlangt hatte, indem es die Engländer zu ihrem Landungsplatz erhoben. Es hatten sich dort viele Kaufleute angesiedelt, welche zu den bekannten Kriegspreisen für die Bedürfnisse der englischen Armee sorgten. Wir machten uns früh Morgens auf den Weg und ritten frohen Muthes durch die schneebedeckten Zeltreihen. Frierende Schildwachen in blauen Capoten rannten dazwischen auf und ab. Hie und da führte ein Kavallerist im weißen Mantel, die Hände in den Taschen, die Zügel über dem Arm, seine Pferde auf dem glatten Boden sorgsam zur Tränke.

Um abzukürzen, schlugen wir einen Seitenpfad ein, der direkter als die Heerstraße nach Balaklava führen mußte. Wir ahnten nicht, daß wir uns dadurch in große Gefahr begaben: bald führte unser Weg in tiefe Schluchten, bald auf steile Abhänge hinauf, vor denen eine Gemse hätte zurückbeben mögen. Es war eine unbeschreiblich einsame Gegend und die Schauer dieser Wildniß wurden noch erhöht durch die Bevölkerung, die wir daselbst trafen: es wurde uns nach einer Weile klar, daß die Engländer diese abgelegene Schlucht zur Begräbnißstätte ihrer Pferde benützten, welche sie, sobald dieselben dienstunfähig waren, da herausführten, um sie in diesem Winkel umkommen zu lassen. Allenthalben schauten Gerippe solcher Thiere aus dem Schnee hervor; hie und da schleppte sich ein Gespenst von einem Roß am Abhange hin, allzumatt, um im Schnee nach den verdorrten Grashälmchen zu suchen; andere lagen am Wege unter den Leichnamen ihrer ehemaligen Gefährten, trübselig ihre letzte Stunde erwartend, und betrachteten mit brechenden Augen ihre Seiten, mit jener melancholischen Wendung des Kopfes, die bei der leidenden Kreatur mitanzusehen so wehe thut.

Es war ein merkwürdiges Todesthal! unsern munteren Thieren war dabei nicht sonderlich zu Muth; das Romantische der Gegend ging entschieden für sie verloren, sie trabten unter hastigem Schnauben an den Leichen vorbei dem Ausgange der Schlucht zu.

Endlich kamen wir auf die Heerstraße; der abgekürzte Pfad hatte uns zwar die doppelte Zeit gekostet, doch reute es uns nicht im mindesten. Zu unsern Füßen lag Balaklava, vor uns das herrliche, blaue Meer im durchsichtigen Lichte eines wolkenlosen Decembertags.

Der heroische Charakter des ganzen Feldzugs stellte sich uns hier aufs neue in seiner Größe dar. Auf eine Entfernung von achthundert Stunden eine Armee von viermalhunderttausend Mann zu transportiren, ihnen vom Vaterlande aus übers Meer nicht nur Nahrung, Kleidung und Wohnung, sondern alles Kriegsmaterial, Telegraphen und Eisenbahnen zuzusenden, um damit in einer halbwilden Gegend alle Riesenwerke der neuesten Strategik auszuführen, wahrlich, darüber dürfte der Nachwelt eben so wohl ein Epos überliefert werden, als uns die Ilias und die Aeneide des Alterthums.

So gut durch die Regierung für das leibliche Wohl des englischen Heeres gesorgt war, war auch die Kirche auf die geistliche Pflege desselben bedacht; außer den durch die Hochkirche angestellten Feldkaplanen, deren je einer zwei Regimenter zu versehen hatte, übten noch zahlreiche Evangelisten, Bibelträger und Stadtmissionare ihre Wirksamkeit im englischen Lager aus.

Ein Obrist, den wir besuchten, erzählte uns, daß in allen Divisionen sogenannte „lectures“ eingerichtet waren, um den Soldaten Gelegenheit zu bieten, sich wissenschaftlich fortzubilden; dazu waren mehrere Lesesäle eröffnet, in denen große Kisten voll Bücher aufgestellt waren zur Benutzung sämmtlicher Lesefustigen; sogar Concerte wurden gegeben, um die Musikfreunde zu erfreuen, kurz, nichts war versäumt, was zum Besten der Armee dienen konnte. Die Krankenpflege wurde ebenfalls aufs sorgfältigste berücksichtigt; allbekannt ist die schöne Aufopferung der Miss Nightingale, welche mit ihren freien Diakonissen die Lazarethe in Balaklava einrichtete, und dann in Skutari das große Hospital gründete, in dem die kranken Engländer so ausgezeichnete Besorgung fanden.

Unser eigentliches Tagewerk wurde mit wenig Erfolg gekrönt. Wir fanden keine wasserdichte Decke über unser armes Haus. Ziemlich mißmuthig lenkten wir unsre Pferde heimwärts; der Boden, der jetzt noch spiegelglatt ist, beginnt aufzuthauen; ein leiser Regen fällt auf uns nieder und beim Nachhausekommen treffen wir unsre Burschen wehklagend und unser Zimmer durchnäßt.

Dieser fortwährenden Wassersnoth ward erst abgeholfen, als unser Freund, Capitän Salançon, uns aus Sewastopol eine Dachbedeckung aus Eisenblech zusandte, die uns vollkommen schützte.

Trotz der mannigfachen Schäden, die unser Hüttchen nach und nach offenbarte, hat es bis zum Schlusse des Feldzugs den evangelischen Predigern einen schützenden Aufenthaltsort geboten, dessen sie alle heute noch dankbar gedenken.

Aus allen deutschen Gauen.

Ein Tag im Mistelgau.

Es kann einem manchmal schon wunderlich ergehen. „Kirchweihe in Franken“, wollte ich schreiben, um auch an meinem Theil „aus allen deutschen Gauen“ im Daheim zu erzählen, und als ich geschrieben hatte, zeichnete der Künstler, und wie nun beides fertig war, da hatte ich eine Kirchweihe im Mittelfranken geschrieben und er ein Bild aus Oberfranken gezeichnet, und das hätte nun und nimmer zu einander gepaßt. Und als Oberfranken hat der Künstler wieder ein ganz kleines Stück herausgegriffen, das allerdings auch in allem dem, was zur Eigenthümlichkeit von Land und Leuten gehört, das reichste und charakteristischste ist. Dieses Fleckchen ist uns durch unser Bild genau bezeichnet: denn das ist ein Mistelgauer Bild; so tragen und haben sich die Leute sonst in ganz Oberfranken nicht und noch viel weniger bei mir in Mittelfranken. Da bleibt mir denn wohl nichts anderes übrig, als den ersten besten Sommermorgen zu benützen und einmal wieder in mein schönes, fenniges Oberland zu wandern, im Mistelgau einzukehren und mir wieder einen recht frischen Eindruck von Land und Leuten zu holen, denn aus der klassen Erinnerung läßt sich so etwas nicht schreiben. Geht das Glück gut, so kommen wir vielleicht recht zur Kirchweih; wer von den Lesern will, kann mich begleiten.

Wenn wir von Bayreuth auf der großen Straße, die nach der segenannten fränkischen Schweiz führt, westwärts wandern, so halten wir nach einer Stunde gewiß zuerst bei der „Fantasie“ still, der schönsten der jene Stadt besonders reich und anmuthig schmückenden Schloß- und Parkanlagen, dem Besitzthume des Herzogs von Württemberg. Durch wundervolle Perspektive ist fast die ganze Umgebung scheinbar in das Bereich des reizenden Parkes gezogen; so, meint man, wäre die hochgelegene Kirche des von jenseits des Thals herüberschauenden Dorfes Eckersdorf absichtlich dort hingebaut, nur um der prächtigen Schloßterrasse ein malerisch Gegenüber zu geben, wäh-

rend sie doch schon seit Jahrhunderten auf ihrem Platze steht, und, ein anderes harmonisch dem blühenden Rahmen sich einfügendes Stück, stößt so auch fast dicht an den Schloßgarten der nicht minder schöne der Heilanstalt St. Gilgenberg an, deren Namen in der jüngsten Vergangenheit weithin genannt worden ist. Hätten wir Zeit, so wollten wir uns in Gilgenberg und Fantasie ordentlich umschauen, aber diesmal müssen wir weiter wandern auf der Straße: wir sind bald am Ziel, kurz hinter Fantasie und Eckersdorf haben wir die Grenze des Mistelgaus betreten, und in einer Stunde auch den Hauptort des gleichnamigen kleinen Gaues selbst erreicht.

Groß ist der Mistelgau nicht; er umfaßt nur 13 größere oder kleinere Dörfer, aber er ist etwas für sich, und die Mistelgauer wissen das auch, daß sie etwas Besonderes, Apartes sind, daß die „Hummelbauern", wie sie spottweis von den Angrenzenden genannt werden, sich von den „Steinwespen", wie sie wiederum zur Vergeltung ihrer getreuen Nachbarn auf der steinreichen Donndorfer Gemarkung und Umgebung heißen, absonderlich unterscheiden.

Sehen in Bayreuth, wo wir ihn vielleicht auf den Markt oder zu Gericht gehen sahen (bei letzterem müssen wir es ihm aber nachrühmen, daß er nicht häufig vor die Schranken der Justiz gerufen wird; er ist nicht proceßsüchtig; die Kriminalstatistik des Bayreuther Unterlandes ist eine ganz andere, als die der altbayrischen Provinzen), ist uns der Mistelgauer aufgefallen. Folgen wir ihm nun in sein Dorf; müde geworden vom Wege, treten wir in das Wirthshaus. Wir finden das saubere Zimmer nicht gerade voll; der Mistelgauer, so viel lebenslustiger er auch ist, als seine Nachbarn im Ober- oder Voigtland, sucht das Wirthshaus an Werktagen nicht viel auf, und ist er da, so befleißigt er sich einer lobenswerthen Mäßigkeit und hält es sogar nicht unter seiner Würde, sein Bier nur aus „Schoppen", den blankgeputzten, dickellosen „Schimmelen" zu trinken, auf welche freilich ein Althayer von gutem Schrot und Korn mit souveräner Verachtung herabschauen würde. Aber etliche Männer sitzen doch am Tische, diesmal in der Haustracht, der hellblauen Tuchjacke mit weißem Futter und Vorstoß und der doppelten Reihe halbkugelförmiger Metallknöpfe, nicht mehr im Staatsrock, den wir in der Stadt gesehen haben; auch der Schlapphut fehlt und an seiner Stelle sitzt die grüne Sammtmütze mit der Verbrämung von Marderfell auf dem Kopfe. Sie haben unser Eintreten bemerkt; einer nach dem andern steht auf und reicht uns mit der Linken den Krug, während er die Rechte zum Handschlag bietet; wir brauchen, ganz englisch, nur mit dem Kopf darauf zu nicken und, ohne ein Wort zu sprechen, aus dem dargebotenen Kruge zu trinken. Das ist von Alters her der Willkommbrauch in einem Mistelgauer Wirthshaus.

Gehen wir aber weiter, in des Mistelgauers Daheim, in sein Wohnhaus. Der Holzreichthum des Landes hat in dem Bayreuther Land die Bauart der Häuser bestimmt: der Holzbau, Fachwerk und Schindelbedachung herrscht vor, wenn sich auch bei weitem nicht die malerischen Conturen des südbayrischen Wohnhauses finden. Dagegen, während dort die Fenster meist eng und klein, sind sie hier breit und hoch, und Eduard Fentsch, der fleißige Mitarbeiter des Sammelwerkes „Bavaria", meint das aus der Eigenart der Bewohner ableiten zu können: „Der Thüringer und Franke ist offener und mittheilsamer, als der Althayer und Oberpfälzer. Dieser tritt in allen Dingen, wo der engere Familienkreis nicht genügt, ans der gefriedeten Sphäre des Hauses sofort in die Oeffentlichkeit heraus. Dagegen will er in seinem eigentlichen Hausleben ungestört und unbelästigt bleiben. Er macht es deshalb den spähenden Blicken möglichst schwer, sein Thun und Treiben daheim zu belauschen. Der Franke aber legt sein Familienleben mehr bloß, zu seinen Fenstern will er bequem hinausgehen und seinethalben können die Leute auch hineinschauen.

Der Mistelgau ist wohlhabend, darum kommen in ihm viele stattliche, mehrstöckige Bauernhöfe vor, wenn sie auch nicht immer ganz geschlossen und vollständig arrondirt sind. Doch sind Stall und Heuschuppen an das Wohnhaus angebaut, in der Tiefe steht die „Stadtenne"; an der Hausseite befindet sich die Dungstätte, in der Mitte des Hofes aber der unentbehrliche Taubenschlag neben dem aus Granit erbauten Brunnen. An der Stallthüre ist ein Geier mit ausgebreiteten Flügeln angenagelt, damit der Hof sicher sei vor Wetterschlag und auch der „Staarentobl" darf deshalb nicht fehlen, denn der Vogel ist glückbringend, wie kein anderer. Das Wohnhaus selbst ist nicht überflüssig groß und seine Räumlichkeiten nur auf den nöthigsten Bedarf berechnet. Aber in diesen Häusern lebt sich auch, wie anderwärts, ein Menschenleben durch in Freud und Leid, da geht man auch den Lebensweg von der Wiege bis zum Grabe. Wir wollen letzterm nicht in seinen Einzelnheiten und Gewohnheiten, wie es andere Schilderer aus andern deutschen Gauen gethan, folgen, sondern mitten hineingreifen und ein Stück außergewöhnlichen, festtäglichen Lebens herausnehmen.

Es ist nicht häufig, daß dieses das gewöhnliche, werktägliche durchbricht; den „Maientag" des Voigtländels kennt der Mistelgau nicht und so ist für ihn die „Kirwa" der Tag, auf den sich die Festfreude eines ganzen Jahres zusammendrängt. Sieht man nicht dem Burschen, der da auf unserem Bilde zur Thüre eintritt, diese Festfreude an? Die vergnüglich steckt die Hand in der Hosentasche, wie keck sitzt der Schlapphut auf dem linken Ohr! Schon der feste Griff, mit dem er die Thürklinke gefaßt hat, zeigt, wie sicher er hier auftritt. Er kommt nicht nur als „Platzbursche", die „Platzmad" zum „Plan" abzuholen, sondern als der erklärte Bräutigam des Mägdleins, an dessen Schmuck eben die Mutter die vollendende Hand legt. Geld und Gut passen zusammen; es ist richtig zwischen den beiden. Darauf hält auch der Bauer. Daß einmal ein Aermerer mit einer Reicheren einen Liebeshandel anspinnt, kann schon vorkommen; allein Liebe ist nicht Heirath, und bei letzterer haben Vermögen und Standesgleichheit, Verwandtschaft und Familie ein gewichtiges Wort mitzureden und es hat für keinen oder keine einen guten Ausgang genommen, die diese mächtigen Schranken trotzig zerbrechen wollten.

„Am gebrochenen Herzen stirbt man nicht!" hat der reiche Gundelbauer da droben am Ende des Dorfes gesagt, als sein Töchterlein klagte und jammerte, daß sie den schmucken Verwalter drüben vom Gute des Herzegs nicht haben sollte, der sie doch so lieb hätte und es so „g'hoigilt" meinte. Sie hatte ihm gefallen, die hübsche Dirne, und er meinte sie wirklich nur selbst und nicht ihres Vaters harte Thaler, als er ihr — er war so ein wenig ein poetisches Gemüth — in den schönsten und feurigsten Worten von seiner Liebe sprach, und es ging wirklich auch etwas wie eine Ahnung von einem höheren, geistigern, über die Schranken der dörflichen Anschauungen hinausgreifenden Leben durch die Seele des Bauerkindes, wenn sie so Hand in Hand an einem Sonntagsabend durch die Baumgänge des fürstlichen Gartens wandelten oder er auch einmal zu einem verstohlenen Stelldichein unter die väterliche Linde gekommen war. Da standen sie wieder einmal so beisammen und er sprach ihr wieder gar poetisch vom Frühling, der gerade ins Land gekommen war, und den Blumen, die er mitgebracht, und wie er sie meine, so oft er eine anschau. „Aber ich mein's nicht!" donnerte es da auf einmal hinter ihnen und die breite, volle Gestalt des alten Bauern schob sich zwischen die beiden, „und ich leid's nicht, so ein grobbrittannischer*) Kerl kriegt mein Bärbel schon lang nicht." Und als kann der arme Freier gesenkten Kopfes davongeschlichen war und die Bärbel daheim weinte und lamentirte, da sprach der Alte das vom gebrechenen Herzen und daß man nicht daran sterbe, und sie ist auch nicht daran gestorben; es sind seitdem längst andere, dem Vater genehmere Freier zum „Baubeschauen"**) dagewesen, obwohl noch keiner die „Zusag" erhalten hat, und heut schaut sie ganz vergnügt zum Fenster heraus und wartet auch auf ihren „Platzburschen," der sie zum „Plo" führen soll.

Aber die beiden auf unserm Bilde, die haben nichts von einem solchen Zwischenspiel durchgemacht; da ist alles nach echter Bauernsitte glatt und eben zugegangen. Sie waren Nachbarskinder, gingen miteinander zur Schule, und als sie groß geworden waren, der Peter ein weidlicher Bursche, die Marie eine rüstige Dirne, da meinten wohl einmal die Nachbarn hüben und drüben, die zwei könnten einst ein Paar werden, und am Ende meinten's die zwei auch. Und so steckte er ihr zu Pfingsten ein Birkenreis aus Bett, das ist die officielle Liebeserklärung, und ward dann zum „Scheuergang," d. i. zu dem nächtlichen Besuch am Kammerfenster, der anderwärts „Fensterln" heißt, zugelassen; auch gingen sie miteinander zur Kirwa da und dorthin oder nach Bayreuth auf den Jahrmarkt, und als er wieder einmal drunten in „der Stadt" gewesen war, um zu „losen," und am Abend spät mit den Kameraden heimzog, die „niedere" und ihn darum zum „Einstehen" bestimmende „Nummer" am Hut, und er bald darauf formußte in eine ferne Garnison, da ertrug sie's auch standhaft, wie es einer echten Mistelgauerin geziemt, und ward

*) Landesübliche Bezeichnung für „hochmüthig".

**) Mistelgauisch und oberländisch für „Brautschau".

Vor der Kirchweih im Mistelgau. Originalzeichnung von H. Steiner.

nicht „wirstl") " vor Liebesgram, sondern dachte: Urlaub gibt's auch; 6 Jahre gehen auch hin und bis dahin kann die „Zuzag"") warten.

Aber nun sind diese und jene vorbei; sie haben „zusammen Eierschmalz gegessen", d. h. alles ist ordentlich abgeschlossen, und verbreist und der Heirathsvertrag durch das gemeinsame Verzehren genannten Gerichts besiegelt worden und wehe nun dem Bräutigam, wenn er nach „dem Eierschmalz" zurücktreten wollte: er müßte dann unweigerlich „die Schimpf bezahlen." Aber dem wackern Peter da fällt wohl nicht ein, das zu thun, er will wirklich zum letztenmal seine Braut als „Platzmad" zum Plan führen, denn ist sie einmal seine Frau, dann kann sie wenigstens nicht mehr an diesem Tanze theilnehmen, der nur für die unbescholtenen Leigen da ist.

Was ist's aber nun mit der wunderlichen Zier, die das Mädchen, das offenbar in der Augenblick der Mittelpunkt der ganzen Gruppe ist, der das jüngere Schwesterchen auf dem Arm des Vaters zujauchzt und der nun das ältere sammt der Katze die Fisstkrinpel vorzuziehen scheinen, auf dem Haupte trägt? „Sie wird bändert." Nur zum Plantanz darf sich die unbescholtene Jungfrau dieses freundlichen Schmuckes erfreuen, der außerdem nur der Confirmation und dem Hochzeitstag angehört. Mutter und Schwester haben früh anfangen müssen, denn es ist Zeit und Geschid zum „Bändern" nöthig.

Aber die stattliche Zier ist wohlgerathen, Vater, Mutter und Geschwister schauen sie bewundernd an, der Peter nicht minder, — noch den Blumenstrauß vor das Mieder, den der Bursche ihr für den von ihr erhaltenen geschenkt hat, und der ihr mindestens bis an die Stirne reichen muß, — und die „Platzmad" ist fertig.

Die Vorbereitungen zum Plantanz haben am Sonnabend die Kirchweihe eingeleitet. Der von den festberechtigten Burschen gewählte „Platzmeister" hat den „Platz", „Plan", „Bio" unter der Dorflinde aber um den Kirchweihbaum ebnen und festtreten und den Baum mit Bändern und Fähnchen schmücken lassen. Indes hat es daheim in den Häusern auch nicht an Vorbereitungen gefehlt. Der Mistelgauer ist gastfrei und namentlich am Kirchweihfeste steht er gerne Gäste. Aber er selbst liebt auch an diesem Freudentage höhere Tafelfreuden, und darum kocht und brodelt es am Sonntag früh in allen Häusern und Küchen, daß es eine Lust ist. Morgens zum Kaffee schon sind die „Keichla" (Kücheln, Krapfen") und „Hefaklös" verbauben, und Mittags dürfen die sonst fast täglich aufmarschirenden „Zettelklöße", wenn's auch nicht an ordentlicher Zukost von Fleisch und Würsten mangelt, gerade an diesem Tage nicht fehlen. Es hieße dem „Oberländer" ans Leben gehen, wollte man ihm seine „Zettelklöße", die ein andrer Christenmensch ohne langjährige mühsame Gewöhnung nicht verdauen kann, nehmen. Dazu kommt noch ein erkleckliches Quantum „Kazwörgle", der sichtelgebirgischen Hantläschen, und „Kümmelstollen", und wir hätten so ziemlich die nationale Speisekarte des Mistelgauer Kirchweihtages festgestellt.

Das Festmahl ist vorbei. Nach köstlicher Sitte geht man noch einmal in den Nachmittagsgottesdienst. Nun ist auch der zu Ende, das Vaterunser gesprochen, und, war ein Fremder in der Kirche, so hat er sich dabei fast kaum eines Lächelns enthalten können, wenn er sah, wie auf einmal alle Frauen ihren auf der Bruststung der Betstühle aufgepflanzten Pelzmuff, diesen oft sehr kostbaren, für Sommer und Winter unumgänglich nothwendigsten Bestandtheil des weiblichen Mistelgauer Kirchenstaates, aufnahmen und sich ihn andächtig vor das Gesicht hielten. Alles eilt aus der Kirche und dem Plane zu.

Musik erschallt. Die Platzburschen sammeln, von Haus zu Haus ziehend, ihre Mädchen und ziehen dann in gemessenem Schritt, jeder Bursche an der Rechten die „Mad", in der Linken ein zierliches grünes Trinkglas haltend, das am obern Ende eine Reihe eingedrehter Glasringelchen enthält, die beim Schütteln und Schwingen fröhlich klingen, ins Wirthshaus, wo die ersten drei Reihen aufgestellt werden müssen. Erst von da geht es auf den „Platz", auf dem wiederum jeder Bursche die drei ersten Touren mit seiner Platzmad tanzen muß, ehe er unter den übrigen wählen darf. Trifft man überhaupt unter den echten und rechten Bauern viel Aristokratisches, so tritt das auch beim Plantanz zu Tage: kein andrer Bursche, als ein Platzbursche, darf es wagen, an diesem theilzunehmen, und auch im Wirthshause, das bei einbrechender Dämmerung für den Plan aufgesucht wird, haben die Platzburschen und -Mädchen ein eignes Gelaß, in dem sie nach dem Abendimbiß in vornehmer Abgeschlossenheit und selbstgenügsamem Fürsichsein ihren Tanz fortsetzen, während für die übrige tanzlustige Welt der allgemeine Tanzboden offensteht.

Noch sind beim Kirchweihtanz die alten nationalen Tanzweisen festgehalten; der gute alte „Schleifer" und „Dreher" kommen noch zu ihrem Recht, deren Weise der Tänzer mit seinem „Schlumperliedle" in gleichem Rhythmus begleitet. So singt er zum „Schleifer":

„Wannst a Baure willst hä, Sckäna Marla mußt lieb'n
Mußt Dri' Feld betrach'n, Und aff's Geld nit acht'n,

oder zum „Dreher":

„Die Leit die dann's scho' lang getrieb'n,
Zo soll mei Schatzla nimmer lieb'n,
Doch lieb' ich's halt fu fort, fu fort
Na leiten werr j'n Tort."

Ueberhaupt singen sie auch im Mistelgau, wenn sie einmal fröhlich beisammen sind, gern und so schallt dort vom Tisch, wie die älteren Männer sitzen und sie gerade einem „Baalkennaafen", wie sie im Bayreuthischen einen allzu Redseligen heißen, etwas den Redefluß hemmen wollen, ein Lied her, kein „garstig Lied", die hört man hier nicht, sondern ein altes oder ein neues Volkslied: „vom Edelmann, der über die Brücke ritt," oder vom „Testament des alten Fritz," und gar eigen stimmt es uns, wenn wir auf einmal die schöne Weise von den „Preußischen Husaren" anheben hören:

„Mein Mann der ist geblieben, Dem Husaren wird Gott geben
Auf grüner, grüner Haid, Die reine Himmelsfreud;

ein Zeichen, wie im Bayreuther Land die Erinnerung an die Preußenzeit noch leise nachklingt. Auf jene Zeit ist eine andre, für jenes Land keine schlimmere, gefolgt. Möge aber jede hier und in allen deutschen Gauen das wahren, was aller Orten mehr gefährdet wird und doch eines Volkes Schönste ist: — des Volkes Eigenthümlichkeit!

Friedrich Lampert.

") „Verweifelich". "") Der eigentliche „Versprech".

Zur gefälligen Beachtung!

Mit dieser Nummer schließt der erste Jahrgang des Daheim und wir ersuchen unsre Leser, ihre Abonnements gefälligst baldigst erneuern zu wollen.

Ueber die nächsten Ziele des Daheim, über die neuen, ihm gewonnenen Kräfte und über den Inhalt des nächsten Quartals gibt die der ersten Nummer des neuen Jahrgangs vorangestellte Ansprache Auskunft, auf welche wir hiermit unsre Leser verweisen.

Diese erste Nummer wird zugleich am besten den Aufschwung bezeugen, welchen das Daheim im neuen Jahrgang nehmen soll. Sie enthält:

Die Ansichtsnungen eines Unterangangenen, Novelle von Victor von Strauß. — Die Taufe, Originalbeschmidt nach Ludwig Knaus berühmten Gemälde. — Die Zweikampfsklage, Episode aus Johann Sebastian Bachs Leben, vom Verfasser des „Johann auf der Schecke." — Schlecht Wetter, Scherbl vom Corvettencapitän Werner. — Christliche Romane und religiöse Novellen, antiquarische Abhandlung einer Frau von C. W—th. — Ein Triumphzug Cäsars im alten Rom von K. Biermann mit großer Originalzeichnung, von Albert Kretschmer. — Mein Maki, von Werner. — Ein Verhaftsbefehl gegen Alexander von Humboldt von A. Apé-Lallemant. — Finkenliedchaberei in Thüringen von Baldamar. — Feierabendstunde, Gedicht von Adolf Stober.

Schließlich machen wir noch auf den Beiselzettel zu den sehr gefälligen und soliden Einbanddecken aufmerksam, welche jedem Leser gewiß eine willkommene Zierde und ein guter Schutz des vollständigen Jahrgangs sein werden. Der Preis ist billigst auf 14 Groschen gestellt und für ein Geringes kann jeder Buchbinder die Nummern in diese Decke binden.

Leipzig, Ende September 1865.

Die Redaction und Verlagshandlung des Daheim.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaction des Daheim in Leipzig, Poststr. Nr. 1.

Unter Verantwortlichkeit von A. Klasing in Bielefeld, herausgegeben von Dr. Robert Kornig in Leipzig.
Verlag der Daheim-Expedition von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Berlin. — Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Buchbinderei
Theo Storfinger
8260 Altmühldorf